Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der ...

Moritz Hoernes

Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der ...

Moritz Hoernes

An 2108.92

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF
FRANCIS BROWN HAYES
Class of 1839
OF LEXINGTON, MASSACHUSETTS

Die Urgeſchichte des Menſchen.

DIE URGESCHICHTE DES MENSCHEN

nach dem heutigen Stande der WISSENSCHAFT.

Von Dr. M. HOERNES

LEBENS VERLAG

Die

Urgeſchichte des Menſchen

nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft.

Von

Dr. Moriz Hoernes

k. u. k. Aſſiſtent am naturhiſtoriſchen Hofmuſeum (Anthrop.-ethnogr. Abtheilung) in Wien.

Mit 22 ganzſeitigen Illuſtrationen und 323 Abbildungen.

Wien. Peſt. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1892.
(Alle Rechte vorbehalten.)

F 4330
Sn 2108.92

HARVARD COLLEGE
AUG 18 1892
LIBRARY.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Vorrede.

Bei der Abfaſſung dieſes Buches galt es einen doppelten Zweck zu erreichen. Vorerſt mußte die Urgeſchichte des Menſchen im engeren Sinne, jene fernſte Vorzeit unſeres Geſchlechtes, welche ſich etwa mit der paläolithiſchen und der neolithiſchen Periode der Prähiſtoriker deckt, dargeſtellt werden. Dann aber habe ich mir die Bedürfniſſe jener großen Zahl von Freunden der Wiſſenſchaft vor Augen gehalten, die ſich in unſerem Welttheile mit großem Eifer und vielfach local begrenztem Intereſſe der Förderung prähiſtoriſcher Studien widmen und welchen, wie ich aus meinen amtlichen Erfahrungen weiß, ein Buch, wie es das vorliegende ſein möchte, lange Zeit gefehlt hat. Ich mußte daher viel mehr bringen, als der Titel bei engerer Auffaſſung des Begriffes der menſchlichen Urgeſchichte eigentlich erwarten läßt, und in relativ junge Zeiträume, ſowie zu Völkern und Völkergruppen, mit welchen ſich auch die Geſchichte beſchäftigt, herabſteigen. Wenn daneben der vorgeſchichtliche Menſch außerhalb Europas eine gewiſſe Zurückſetzung erleidet, ſo muß ich zunächſt erinnern, daß auch die Urgeſchichte doch nichts Anderes ſein kann, als Geſchichte, d. h. Darſtellung aufeinanderfolgender, in ihrem Zuſammenhang mehr oder minder klar erkannter Begebenheiten und Zuſtände, nicht aber Anthropologie der primitiven oder der älteren Menſchheit überhaupt. Zugleich verfolgt dieſes Buch den praktiſchen Zweck, eine überſichtliche Summe geſicherter — oder wenigſtens leidlich geſicherter — und vorläufig befriedigender Ergebniſſe vorzulegen, nicht aber durch aphoriſtiſche Schilderung aller möglichen Anläufe und Probleme ein mathematiſch correctes Abbild von dem gegenwärtigen Stande der Forſchung zu liefern. Das neunte, namentlich aber das zehnte Capitel ſind kurz gehalten; das Thema des letzteren bietet für ſich allein Stoff zu einem ganze Buche, und ich wollte nur zeigen, in welchen Kreis von Betrachtungen die an einen hiſtoriſchen Faden gereihten Völker-Urgeſchichten der Alten Welt zuletzt ausmünden.

Es erübrigt mir nur noch Denen zu danken, welche mich bei dem Zuſtandekommen dieſer Arbeit weſentlich gefördert haben, vor Allem und aufs herzlichſte meinem hochgeehrten Freunde Cuſtos J. Szombathy, der mich aus den Schätzen der ihm anvertrauten prähiſtoriſchen Sammlung des k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeums mit der größten Bereitwilligkeit ſchöpfen ließ, dann meinem lieben Freunde Dr. Michael Haberlandt, dem ich eine Reihe ethnographiſcher Notizen verdanke, und Herrn Maler L. H. Fiſcher, welcher mir einige ſeiner werthvollen Skizzen urgeſchichtlich intereſſanter Landſchaften zur Veröffentlichung überließ. Dankbarſt nenne ich auch die Anthropologiſche Geſellſchaft in Wien, die mir freundlichſt geſtattete, aus ihrem Vorrathe an Clichés das Illuſtrationsmateriale dieſes Buches zu bereichern.

Wien, im October 1891.

Dr. Moriz Hoernes.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1–6

Erſtes Capitel.

Urſprung, Begriff und Aufgaben der Prähiſtorie.

1. **Urſprung der Prähiſtorie.** a) Aufnahme der paläontologiſchen Zeugniſſe. Doppelter Weg zur Urgeſchichte des Menſchen. — Keime der Prähiſtorie im Alterthum. — Foſſile Knochenfunde. — Heroen- und Gigantenſagen. — Das Muſeum des Kaiſers Auguſtus. — Rieſenknochen und Legenden im Mittelalter. — Anfänge wiſſenſchaftlicher Betrachtung. — Aufſchwung der Geologie. — Nachweis des diluvialen Menſchen in Europa 9–21

2. **Urſprung der Prähiſtorie.** b) Aufnahme der culturhiſtoriſchen Zeugniſſe. Abergläubiſche Deutung neolithiſcher Funde. — Wiſſenſchaftliche Deutung der „Donnerkeile". — Nachklänge der Steinzeit in geſchichtlichen Perioden. — Die Anfänge der Civiliſation nach Lucretius. — Steinzeitvölker im claſſiſchen Alterthum und in neu entdeckten Welttheilen. — Die Entdeckung der älteren Steinzeit. — Boucher de Perthes. — Die Entdeckung der Pfahlbauten. — Hiſtoriſirende Deutungen. — Die moderne Urgeſchichtsforſchung 21–39

3. **Inhalt und Aufgaben der Prähiſtorie.** a) Naturwiſſenſchaftliche Fragen. Anthropologie und ihre Aufgaben. — Anthropologie und Geſchichte. — Die Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit. — Der Urſprung des Menſchen. Lamarck und Darwin. — Kritik des Transformismus. — Die Stellung des Menſchen in der Natur. — Die Einheit der menſchlichen Art. — Urſitz des Menſchengeſchlechtes. — Ausbreitung deſſelben. — Wanderungen. — Einfluß der Wohnſitze. — Vertheilung der Menſchenraſſen. — Syſteme von Linné, Blumenbach, Huxley, F. Müller 39–65

4. **Inhalt und Aufgaben der Prähiſtorie.** b) Culturhiſtoriſche Fragen. Entſtehung der Cultur. — Erfindung, Ausbreitung, Ueberlieferung. — Neuſchöpfung und Entlehnung. — Wege der Ausbreitung. — Alte Culturherde. — Die Urgeſchichte Europas 65–71

Zweites Capitel.

Die älteſten Culturzuſtände der Menſchheit.

1. **Die Naturvölker.** Die Urquelle der menſchlichen Cultur. — Die Naturvölker und ihre Bedeutung für die Urgeſchichte. — Irrige Anſichten über die „Wilden". — Die Naturmenſchen als Degenerirte, als Idealtypen der Menſchheit, als Halbthiere. Unterſchied zwiſchen Natur- und Culturvölkern . 72–78

2. **Die Sprache.** Die Sprache als univerſales anthropologiſches Merkmal. — Die Anfänge der Sprachbildung. — Die menſchliche Urſprache und ihr wahrſcheinlicher Charakter 78–84

3. **Die Religion.** a) Ethnographiſche Belege. Die Univerſalität religiöſer Regungen bei Menſchen. — Urſprung der Religionen. — Kindliche Formen. — Fetiſchthum. Verehrung der Naturkräfte, der Geſtirne, eines höchſten Weſens. — Thiercultus, Todtencultus, Unſterblichkeit. — Kennzeichen reiner Religionen. — Geiſtige Freiheit des Culturmenſchen 84–93

b) Belege aus der Urgeſchichte. Religiöſe Regungen in der älteren und jüngeren Steinzeit. — Trepanation, Leichenbeſtattung, Symbole und Idole. — Anthropophagie und Menſchenopfer. Opferſteine. — Menhirs und andere megalithiſche Bauten, Cromlechs und Dolmen. — Urſprung der Bau- und Bildkunſt 93–104

4. **Staat und Familie.** Geſelliger Charakter des Menſchen. — Gliederung der Geſellſchaft. — Anhänglichkeit. — Familie. — Sklaven. — Grundbeſitz. — Kämpfe. — Rechtsſatzungen. — Primitive Staatsformen 104–109

5. **Nahrungsmittel, Viehzucht und Feldbau.** Die älteſten Nahrungsmittel. — Vorzug der Allesfreſſerei des Urmenſchen. — Berauſchende Getränke, Fette, Salz. — Uebergang zu Viehzucht und Ackerbau. — Die älteſten Formen der Viehzucht (Hund, Schwein, Ziege, Schaf, Rind). — Pferd und Eſel. — Die älteſten Formen des Ackerbaues (Hirſe, Gerſte, Weizen, Roggen, Hafer). — Ackergeräth und Mühle. — Rohe Fleiſchkoſt 109–120

6. **Beherrſchung des Feuers.** Werth des Feuers für den Urmenſchen. — Erſte Bekanntſchaft. — Feuercultus. — Uebertragung des Feuers. — Künſtliche Feuerbereitung. — Die älteſten Feuerzeuge. — Das Kochen mit Feuer 120–126

7. **Obdach, Kleidung und Schmuck.** Die älteſten Wohnarten. — Baum und Höhle. — Holzbau und Steinbau. — Pfahlbauten. — Zuſammenſiedelung. — Städtiſche Plätze. — Bekleidung. — Schamhaftigkeit, Eitelkeit, Körperſchutz. — Schmuck. — Tätowirung und Bemalung des Körpers. — Prähiſtoriſche Schmuckſachen 127–140

8. **Waffen und Werkzeuge.** Schwert, Bogen und Pfeil, Speer und Keule, Pfeilgift, Schleuder, Laſſo. — Entſtehung des Werkzeuges. — Organprojection. — Steinerne Werkzeuge und Waffen. — Urſprung einiger Hauptformen. — Das Schiff. — Aelteſte Typen. — Seine Bedeutung bei verſchiedenen Nationen 140–150

Seite

9. **Handel und Völkerverkehr.** Einfluß des Handels auf die Cultur. — Die älteſten Formen. — Tauſchhandel. — Lockmittel im Völkerverkehr. — Der Magnetismus der Bodenproducte und der alten Culturen. — Schluß . . . 150—155

Drittes Capitel.

Die älteren erdgeſchichtlichen Zeiträume. Tertiär und Diluvium (die ältere Steinzeit).

1. **Der tertiäre Menſch.** Geſchichte, Vorgeſchichte und Erdgeſchichte. — Die känozoiſche Aera. — Die Tertiärformation. — Das Reich der Säugethiere. — Stammesgeſchichte der Landſäugethiere. — Tertiäre Affen. — Der tertiäre Menſch. — Mangelnde Beweiſe . . . 156—162

2. **Das Diluvium.** Diluviale Ablagerungen. — Diluviales Klima. — Eiszeit. — Diluviale Gletſcherphänomene. — Zwiſcheneiszeit und Nacheiszeit. — Jüngere Diluvialzeit . . . 162—166

Die diluviale Thierwelt. — Elephanten, Nashörner, Flußpferde. — Höhlenbär, Höhlenlöwe, Höhlenhyäne und andere Raubthiere. — Urochſe, Biſon, Moſchusochſe. — Renthier, Rieſenhirſch, Elch. — Steinbock und Gemſe. — Kleinere Thiere. — Das Wildpferd. — Die diluviale Pflanzenwelt. — Fundſtellen von Taubach und Schuſſenried . . . 167—181

3. **Der diluviale Menſch.** Die älteſten Spuren des Menſchen im Diluvium. — Verſuche zur Altersbeſtimmung vorgeſchichtlicher Ueberreſte. — Mortillet's Chronologie der Urzeit. — Charakteriſtik und Kritik der urgeſchichtlichen Perioden Mortillet's (Chelléen, Mouſtérien, Solutréen, Magdalénien). — Menſchliche Knochenreſte aus dem Diluvium. — Verſuche zur Raſſenbeſtimmung des Diluvialmenſchen. — Die Funde von Canſtatt, Neanderthal, Eguisheim, Olmo, La Naulette, Moulin Quignon, Engis, Furfooz, Solutré, Cro-Magnon . . . 181—198

4. **Die Cultur der älteren Steinzeit.** Die paläolithiſche Steinmanufactur. — Der Feuerſtein als Culturmineral. — Die Fundſtellen im Sommethal. — Die Ergebniſſe der Höhlenforſchung. — Die Cultur des diluvialen Höhlenzeitalters. — Mammuth- und Renthierzeit. — Charakter der Höhlen als Fundſtätten. — Beiſpiele von Höhlenablagerungen: Die „Gudenushöhle“ in Niederöſterreich, der „Hohlefels“ in Schwaben. — Kampf mit dem Höhlenbären. — Luxus der älteſten Höhlenbewohner. — Das Höhlengebiet des Périgord. — Die Kunſt in der Diluvialzeit. — Beiſpiele vom Kunſttalent der Naturvölker. — Diluviale Zeichnungen von Thieren und Menſchen. — Geſchnitzte Rundfiguren. — Charakteriſtik der Höhlenkunſt . . . 198—218

Viertes Capitel.

Die jüngere Steinzeit.

1. **Definition.** Die Charakterzüge der jüngeren Steinzeit. — Uebergang von der paläolithiſchen zur neolithiſchen Periode. — Der „Hiatus“ zwiſchen beiden. — Klimatiſche und Völkerverſchiebungen. — Art und Abkunft der neuen Culturträger. — Die Probleme der jüngeren Steinzeit . . . 219—225

2. **Torfmoore und Kjökkenmöddinger.** Die Bedeutung der däniſchen Torfmoore. — Vorgeſchichtlicher Vegetationswechſel. — Die Zeitalter der Fichte, der Eiche, der Buche. — Die Torfmoore Norwegens. — Die Kjökkenmöddinger Dänemarks. — Ihre Zuſammenſetzung und ihr Alter. — Werth ihrer Zeugniſſe. — Küchenabfälle in anderen Ländern und Welttheilen. — Die Kjökkenmöddinger als ältere Stufe innerhalb der neolithiſchen Periode . . . 225—234

3. **Pfahlbauten.** Methodiſcher Werth der Pfahlbaufunde. — Zweck und Errichtung der Seedörfer. — Ihre Ueberreſte. — Hiſtoriſch bezeugte Pfahlwohnungen. — Pfahlbauleben. — Chronologie der älteſten Schweizer Seedörfer. — Thiere und Pflanzen derſelben. — Ackerbau. — Steinmanufactur. — Glättung, Bohrung und Schäftung der Beile. — Geſchlagene Steinſachen. — Nephrit, Jadeit und Chloromelanit. — Bernſtein, Hirſchhorn, Knochen. — Arbeit in Holz und Thon. — Textilkunſt. — Die Pfahlbauten Oberöſterreichs und Krains. — Ihre Verödung am Beginn der Metallzeit . . . 231—256

4. **Landanſiedelungen.** Höhlenwohnungen. — Das nordweſtſlaviſche und das fränkiſche Höhlengebiet. — Specielle Culturcharaktere. — Holzhütten und Wohngruben. — Die Urformen des europäiſchen Hauſes. — Hausurnen. — Zeugniſſe über Rundhütten und Wohngruben. — Fundtypen aus Landanſiedelungen Oeſterreichs nördlich der Donau. — Eine Steingeräthwerkſtätte in den Oſtalpen. — Neolithiſche Wohnſtätten im ſüdlichen Böhmen. — Werkſtätten und Minen in Frankreich. — Höhenbeſiedelung. — Der Caſtellaccio bei Imola. — Die iſtriſchen Caſtellieri. — Peu Richard bei Thenac in Frankreich. — Niederöſterreichiſche Wohnſtätten auf Höhen. — Der Vitusberg bei Eggenburg. — Das Schanzwerk von Lengyel in Ungarn. — Erdwohnungen und „Hocker“-Gräber. — Funde von Lengyel. — Mondbilder. — Deformirte Schädel . . . 257—282

Die nordiſche Steinzeit. — Die neolithiſchen Culturformen Schwedens. — Ueberſicht der wichtigſten Funde und ihrer Verbreitung. — Die ſteinzeitliche Bevölkerung Schwedens. — Die Steinzeit Dänemarks. — Eintheilung in Perioden und Ueberſicht der wichtigſten Typen. — Hoſtmann's Negation der nordiſchen Steinzeit . . . 283—290

5. **Gräber.** Die Grabſtätten der Pfahlbau- und der Höhlenbewohner. — Grabgrotten in Wales (England). — Die berühmteſten Grabgrotten Frankreichs. — Die Aggteleker Höhle in Ungarn. — Die künſtlichen Grabgrotten der Marne. — Ihre Formen und ihre Benutzung. — Beiſpiele aus anderen Welttheilen. — Sculpturen und Beigaben. — Megalithiſche Grabbauten. — Aeltere und jüngere Formen. — Die Verbreitung der megalithiſchen Krypten. — Oſt-Europa, die baltiſchen Länder, Norwegen, Groß-Britannien, Frankreich u. ſ. w. — Die Dolmenfrage. — Einfache Erdbeſtattung. — Hockergräber. — Das Gräberfeld von Monsheim im Rheinlande . . . 290—308

Fünftes Capitel.

Das erſte Auftreten der Metalle.

1. **Zur Archäologie der Metalle.** Bedeutung der Metallarbeit im Culturfortſchritt. — Ihre Verbreitung auf der Erde. — Kupfer in Nord-Amerika. — Eiſen in Afrika. — Bronze in Oſt-Aſien. — Aſiatiſch-europäiſche Vorherrſchaft der Bronze. — Urſitz und erſte Ausbreitung Hoch-Aſien, Babylonien, Aegypten. — Aelteſte Verwendung der Bronze. — Die Metalle bei den Indogermanen. — Die älteſten Schmiede. — Gold. — Silber. — Kupfer. — Eiſen. — Zinn . . . 309—332

Seite

2. **Die ſogenannte Kupferzeit in Europa.** Allmähliches Auftreten der Metalle. — Vorkommen, Verbreitung und Beſchaffenheit der europäiſchen Kupferfunde. — Culturgeſchichtliche Bedeutung der Kupferſachen. — Alte und jüngere Typen. — Alpiner Kupferbergbau. — Kupfer und Bronze. — Einheimiſche Erfindung und ſüdlicher Einfluß. — Primäre und ſecundäre metalltechniſche Typen . . . . 333—341

3. **Die Herkunft der alteuropäiſchen Bronzecultur.** Das Dreiperiodenſyſtem und ſeine Gegner. — Die Lehrmeinungen Chr. Hoſtmann's und L. Lindenſchmit's — Nilſſon's Phönikiertheorie — Die Bronze als urindogermaniſcher Culturbeſitz — Der Kaukaſus als Urſprungsgebiet der Bronze. — E. Chantre's Bronzeculturſtrömungen. — R. Virchow's Betrachtung der Bronzeurſprungsfrage. — Sophus Müller's Beleuchtung der europäiſchen Bronzecultur durch die älteſten Metallfunde im ſüdöſtlichen Europa (Mykenä, Olympia, Koban). — Die vorderaſiatiſche Bronzeprovinz. — Wege der erſten Bronzeverbreitung nach Europa — Das Zwiſchengebiet am Oſtende des Schwarzen Meeres. — Die Jaſonſage. — Verſchiedene Geſtaltung der Bronzecultur in Europa. — Die geographiſchen Bedingungen einer differenten Entwickelung der europäiſchen Bronzecultur . . . . 342—362

Sechſtes Capitel.

Die Bronzezeit in Mittel- und Nord-Europa.

1. **Charakteriſtik und Eintheilung.** Allmähliche Ausbreitung der Bronze. — Die Höhepunkte der Erſcheinung. — Gleichzeitigkeit der Anfänge. — Verſchiedene Dauer des ganzen Zeitraumes. — Europäiſche Bronzezeitprovinzen . . . . 363—367

2. **Die entwickelungsreichen Bronzezeitprovinzen.** a) Die Pfahlbauten der Schweiz. Mortillet's urgeſchichtliches Syſtem. — Die Epochen von Morges und Larnaud. — Ueberſicht der älteren und jüngeren Bronzezeittypen, namentlich der Beilformen. — Pfahlbautypen — Die Schweizer Pfahlbauten, ihre Schickſale und ihre Bewohner. — Herkunft und Entwickelung der alteuropäiſchen Schwertformen. — Exotiſche Formen in den Schweizer Pfahlbauſchichten . . . . 367—386

3. **Die entwickelungsreichen Bronzezeitprovinzen.** (Fortſetzung.) b) Die nordiſche Bronzezeit. Montelius' Periodentheilung der ſkandinaviſchen Bronzezeit. — Die nordiſche Bronzemanufactur. — Felsſculpturen — Chronologie und Ableitung der nordiſchen Bronzezeit nach Montelius (Schweden). — Charakteriſtik der nordiſchen Bronzecultur durch Gräberfunde und Moorfunde. — Urſprung, zeitliche und örtliche Gruppen nach S. Müller (Dänemark). — Chronologie und Charakteriſtik der Bronzezeit Großbritanniens, Vergleichung derſelben mit den continentalen Bronzeculturgruppen . . . . 386—405

4. **Die entwickelungsreichen Bronzezeitprovinzen.** (Fortſetzung.) c) Die ungariſche Bronzezeit. Geographiſche Eigenart des Fundgebietes — Ungariſcher Bronzezeitſtil. — Depot-, Gußſtätten- und Gräberfunde und ihre Verbreitung. — Urſprung und Zeitſtellung der ungariſchen Bronzecultur . 405—412

5. **Die entwickelungsarmen Bronzezeitprovinzen.** a) Spanien, Frankreich und Oeſterreich. Die älteſten Metallperioden Spaniens nach den Gebrüdern Siret. — Bertrand's Negation einer franzöſiſchen Bronzezeit und Chantre's Periodentheilung derſelben. — Separatſtellung Nordfrankreichs und Nordöſterreichs. — Niederöſterreich und Südböhmen. — Die Flachgräber von Gemeinlebarn. — Die ungariſchen Terramaren. — Der Pfahlbau von Peschiera . . . . 412—427

6. **Die entwickelungsarmen Bronzezeitprovinzen.** (Fortſetzung.) b) Die Terramaren Ober-Italiens. Italien vor der ariſchen Einwanderung. — Die Cultur der ariſchen Einwanderer. — Die Terramaren. — Materielles und moraliſches Beſitzthum ihrer Bevölkerung. — Ethniſche Definition derſelben — Herkunft der Italiker . . . . 428—436

Siebentes Capitel.

Süd-Europa und der Orient.

1. **Chamitiſche und ſemitiſche Culturen des alten Orients. Aegypter.** Die chamitiſchen und ſemitiſchen Völker des Alterthums. — Ueberblick der altägyptiſchen Geſchichte. — Stein, Bronze und Eiſen im Nillande. — Ueberblick der altägyptiſchen Kunſt und Induſtrie . . . . 437—452

2. **Babylonier und Aſſyrier.** Das Zweiſtrömeland. — Altbabyloniſche Cultur (Sumero-Akkadier). — Die Rolle der Aſſyrier. — Aſſyriſch-babyloniſcher Kunſtcharakter. — Die Metalle in Aſſyrien . . . . 452—460

3. **Chethiter und Phönikier.** Syrien und Klein-Aſien. — Reich und Cultur der Chethiter. — Die Städte der Phönikier. — Ausbreitung ihrer Seeherrſchaft im Mittelmeer. — Die Handelsartikel der Phönikier. — Phönikiſche Kunſt und Induſtrie . . . . 460—469

4. **Cypern.** Die Inſel. — Ueberblick ihrer Geſchichte. — Ihre älteſten Denkmäler. — Die „Kupfer-Bronze-“ und die erſte Eiſenzeit auf Cypern . . . . 469—477

5. **Troja.** Culturgeſchichtliche Stellung der von Schliemann ausgegrabenen Fundplätze. — Ihr Verhältniß zum homeriſchen Epos. — Hiſſarlik und ſeine Ruinenſchichten. — Einzelfunde: der „große Schatz“ und Anderes. — Gründungsſagen . . . . 477—490

6. **Die Cykladen.** Die Funde auf Thera, Amorgos und Melos. — Die Leleger als Träger der griechiſchen Steinzeit . . . . 490—493

7. **Mykenä und ſein Culturkreis.** Die Karer als Träger der mykeniſchen Cultur. — Die argoliſche Landſchaft. — Das Verhältniß zwiſchen Tiryns und Mykenä. — Burg und Palaſt von Tiryns. — Einzelfunde. — Wanderung durch die Ruinen von Mykenä. — Das ſogenannte „Schatzhaus des Atreus“ und die anderen Tholosgräber. — Die nordiſchen Ganggräber. — Das Löwenthor — Der Steinplattenkreis und die nordiſchen Cromlechs. — Vermuthungen über die Geſchichte Mykenäs. — Der Fürſtenpalaſt. — Die Funde aus den Schachtgräbern — Charakteriſtik derſelben — Nebenfunde. — Die Gräber von Vaphio, Menidi und Spata. — Der mykeniſche Culturkreis. — Orientaliſche Grabmaſken und die Entwickelung der Porträtplaſtik in Europa . . . . 493—515

8. **Das erſte Auftreten der Griechen.** Die Dipyloncultur und ihre nordiſchen Elemente. — Bildwerke, Waffen, Sitten. — Gegenſatz zur mykeniſchen Cultur . . . . 516—518

Achtes Capitel.

Die Hallſtattperiode.

Seite

1. **Einleitung. Die Illyrier.** Europas Culturzonen im Norden der Alpen. — Die Illyrier in Süd- und Mittel-Europa . . . . . 519—523

2. **Die nordmittelländiſche Zone.** a) Die Balkanhalbinſel. Die älteſten Fundſchichten der Altis von Olympia. — Europäiſch- und orientaliſch-griechiſcher Stil der Weihgeſchenke. — Die Bedeutung der Olympiabronzen. — Die Cultur des homeriſchen Zeitalters verglichen mit der mykeniſchen. — Der Urſprung der neuen Cultur. — Scythiſche Völker im Norden der Balkanhalbinſel. — Koban im Kaukaſus. — Thrakien. — Glaſinac in Bosnien. — Ungarn, Kroatien, Dalmatien. — Iſtriens Caſtellieri und Nekropolen . . . . . 523—548

3. **Die nordmittelländiſche Zone.** (Fortſetzung.) b) Italien. Nord- und Mittel-Italien. — Die Villanova-Stufe in der Poebene und in Etrurien. — Die ältere etruskiſche Culturſtufe. — Griechiſcher Import nach Italien. — Stadt und Gräber von Marzabotto. Die Certoſa bei Bologna. — Die figural verzierten Bronzearbeiten aus Ober-Italien und den Alpenländern (Situlen u. ſ w von Bologna, Eſte, Watſch und anderen Orten). — Gebiet und Cultur der Veneter. — Die Gräberſchichten von Eſte — Das Heiligthum des Fondo Baratela von Eſte — Die Küſten der Adria . . . . . . 548—580

4. **Die ſüddonauländiſche Zone.** a) Die öſtlichen Fundgruppen. Denkmäler auf den Culturwegen ins Donaugebiet. — Sta. Lucia im Küſtenlande — Der Weg über den Okra und die Gräber von St. Michael. — Die Fundorte öſtlich vom Laibacher Becken in Krain. — Watſch, St. Margarethen, Roviſche u. ſ. w. — Podſemel und Videm. — Frögg und Gurina in Kärnten. — Mariaraſt in Steiermark. — Andere früh-hallſtättiſche Urnenfelder in nördlichen Gebieten. — Hadersdorf und Stillfried in Niederöſterreich. — Ausläufer nach Nordoſt-Deutſchland: Zaborowo und Kazmierz in Poſen. — Hallſtatt- und Bronzecultur in Norddeutſchland. — Hallſtättiſche Tumuli im Süden. — Wies in Steiermark. — Gemeinlebarn in Niederöſterreich. — Oedenburg in Ungarn. — Umgebung von Pilſen in Böhmen. — Schmiede und Fürſtengrab in der Byčiſkála Mährens . . . . 580—616

5. **Die ſüddonauländiſche Zone.** (Fortſetzung.) b) Hallſtatt und der Weſten. Lage und Gräber der Anſiedelung auf dem Hallſtätter Salzberg. — Ueberſicht und Charakter der Grabbeigaben. — Entſtehung des localen Fundreichthums. — Der Weſten: Ober-Bayern, Tirol, Frankreich, Spanien. — Ausgang und Grenze der Hallſtattcultur . . . . . 616—628

Neuntes Capitel.

La Tène-Periode. Römerzeit. Völkerwanderung.

1. **Einleitung. Die Kelten.** Culturbedeutung des keltiſchen Weſtens. — Die gewaltſame Ausbreitung der Kelten. — Geſchichtliches von ihren Wanderzügen. — Kelten, Germanen und Slaven . . . . . . 629—636

2. **Die La Tène-Cultur.** Der Fundort La Tène und ſeine Typen. — Urſprung der La Tène-Cultur. — Ausbreitung derſelben in Frankreich, England, Süddeutſchland und Oeſterreich. — Ausbreitung unter den Germanen — Die Entwickelungsſtufen der La Tène-Cultur. — Ihr Fortleben in den römiſchen Provinzialtypen . . . . . 636—652

3. **Die Periode der römiſchen Herrſchaft.** Urſachen und Formen der römiſchen Machtausbreitung in Mittel-Europa. — Licht- und Schattenſeiten der antiken Cultur. — Die Auflöſung des claſſiſchen Alterthums . . . . . 652—557

4. **Culturformen der Völkerwanderungszeit.** Das Auftreten eines neuen Stiles. — Die Formen desſelben. — Herkunft dieſer Kunſt. — Die letzten Erſcheinungen des heidniſchen Zeitalters im Oſten und im Norden; Slaven und Wikinger . . . . . 657—663

Zehntes Capitel.

Die alten und die neuen Völker Europas.

Die geographiſchen Vorzüge Europas. — Schattenſeiten, im Laufe der Geſchichte entwickelt. — Die Herkunft der europäiſchen Völker. — Ariſche und nicht ariſche Elemente (Turanier). — Die Urheimat der Arier. — Der blonde und der dunkle Raſſentypus . . . . . 664—672

Verzeichniß der Abbildungen.

1. Ganzſeitige Illuſtrationen.

(Die Seitenzahlen bezeichnen die Stellen, zu welchen die nicht paginirten Abbildungen gehören.)

Gruppen verſchiedener prähiſtoriſcher Funde . . . . als Titelbild.

Seite
1. Idealbild der Steinzeit 1
2. Idealbild eines alteuropäiſchen Pfahlbaudorfes 37
3. Stonehenge bei Salisbury 100
4. Höhlen von Furfooz 197
5. Gudenushöhle in Niederöſterreich 206
6. Neolithiſche Funde aus Nord-Europa 287
7. Tumulus mit Ganggrab 302
8. Schweizer Pfahlbaufunde aus der Bronzezeit . 373
9. Bronzezeitfunde aus Dänemark 399
10. Funde von Tiryns 498
11. Die Königsburg von Mykenä 504

Seite
12. Funde aus Mykenä 509
13. Gräberfunde von Koban im Kaukaſus (1.) . . 533
14. Gräberfunde von Koban im Kaukaſus (2.) . . 534
15. Flachgräberfunde von den Pizzughi in Iſtrien 547
16. Figurale Denkmäler der Hallſtattperiode in den Oſtalpen 570
17. Anſicht von Hallſtatt 617
18. Gräberfunde aus Hallſtatt 618
19. Funde aus der La Tène-Periode 638
20. Römiſche Funde aus Brigetio 654
21. Funde aus der Zeit der Völkerwanderung . . 665

2. Text-Illuſtrationen.

1. Menſchliche Figur mit einem Oberarmknochen vom Mammuth 13
2. Knochen und Stoßzahn vom Mammuth . . . 15
3—4. Mammuthknochen mit Steinwerkzeugen . . 20
5—7. Polirte Steinbeile (vermeintliche Donnerkeile) 22
8. Feuerſteinpfeilſpitzen 24
9. Steinaxt aus Neu-Hannover 29
10. Muſchelaxt aus Neu-Britannien 29
11. Steinaxt aus Neu-Guinea 31
12. Motu-Steinaxt 31
13. Idealbild eines alteuropäiſchen Pfahlbaudorfes 37
14. Charles Darwin 45
15. Mesopithecus Pentelici und Gorillaſchädel . . 53
16—17. Menſchliche Raſſenſchädel 58
18. Auvergnat 59
19. Araber 60
20. Chineſe 61
21—22. Dakotah und Peruanerin 62
23. Neger 63
24. Mädchen von Hawaii 64
25. Feuerländer Gefäße und Geräthſchaften . . . 78
26. Kafferntöpferei 79
27. Weſtafrikaniſche Götzenbilder 88
28—29. Zeugniſſe neolithiſcher Trepanation . . . 96
30. Franzöſiſcher Menhir 99
31. Corſiſcher Dolmen 102
32. Corſiſcher Dolmen (zuſammengeſtürzt) 103
33. Loangonegerin 115
34. Abeſſiniſcher Ackersmann 121
35. Feuerbohren und Mahlen der Kaffern 126
36. Südindiſche Baumwohnung 127
37. Biheños beim Hüttenbau 129
38. Haus mit Thurmſpitze in Keräpuno 131
39. Häuptlingsdorf der Ambuella 132
40. Haus in Maupa 133
41. Igorrotenweib, Baumwolle ſpinnend 136
42. Weber in Iſchogo 137
43. Neu-Caledonier, ihre Küſte vertheidigend 141
44. Abbildung einer Steinaxt von Neu-Britannien 145
45. Mura-Indianer auf der Fiſchjagd . . . 147
46. Indianer auf der Jagd mit Laſſo und Bola . 149
47. Skelet des Mammuth 168
48. Schädel von Rhinoceros tichorhinus 170
49. Skelet von Rhinoceros tichorhinus und Schädel vom Höhlenbären 171
50. Skelet des Höhlenlöwen 173
51. Wiſent oder Biſon 174
52. Renthier 175
53. Skelet des Rieſenhirſches 177
54. Elenthier oder Elch 179
55—56. Spitzige Feuerſteinwerkzeuge 188
57—62. Spitzen und Schaber aus Feuerſtein . . 189
63—69 Feuerſteinwerkzeug, Schmuckſachen und Inſtrumente aus Bein und Horn 190
70—71. Sogenannte „Commandoſtabe“ aus Renthiergeweih mit Thierfiguren 191
72—73. Mammuth und Renthier 192
74. Die Schädeldecke aus dem Neanderthale . . . 195
75—77. Feuerſteinwerkzeuge aus St. Acheul . . . 201
78. Funde aus der Gudenushöhle 208
79. Anſicht des Hohlefels im ſchwäbiſchen Achthale 209
80. Querprofil des Hohlefels 210
81—82. Knochen von Höhlenraubthieren 211
83—86. Neolithiſche Steinwerkzeuge 221
87—90 Typiſche Feuerſteinwerkzeuge 230
91—94. Typiſche Werkzeuge 231
95. Menſchliche Skeletreſte 233
96—99. Nephritklingen in Hirſchhornfaſſung . . 243
100. Apparat zum Durchbohren ſteinerner Aexte . 245
101—107. Hirſchhornwerkzeuge 250
108. Pfahlbaufunde aus dem Atterſee 254
109. Pfahlbaufunde aus dem Laibacher Moor . . 255
110. Funde aus der Vypuſtek-Höhle in Mähren . 259
111. Anſiedelungsfunde aus dem nordweſtl. Böhmen 266
112. Funde aus neolithiſchen Anſiedelungen . . . 268
113. Neolithiſche Feuerſteingruben 270
114. Neolithiſche Funde aus dem Hügel Caſtellaccio 273
115. Thor des Schanzwerkes von Lengyel 278
116. Thönernes Mondbild mit Thierköpfen . . . 280
117. Funde aus dem Schanzwerk von Lengyel . . 282
118—122. Neolithiſche Steinwerkzeuge, unpolirt . 284
123—126. Neolithiſche Steinwerkzeuge, polirt . . . 288
127. Thor und Thorverſchluß einer künſtlichen Grabgrotte der Champagne 297
128. Vorraum und Eingang zur Krypta von Courjeonnet, Frankreich 299
129—130. Menſchliche Wirbel von Feuerſteinpfeilſpitzen durchbohrt 301
131—135. Feuerſteinpfeilſpitzen aus Irland . . . 303
136—137. Zwei Schädel aus einem franz. Dolmen 307
138. Eiſenbeil mit Kupfereinlagen vom Congo . . 312

Seite
139—142. Alteuropäiſche Beilklingen aus Bronze 316
143—146. Prähiſtoriſche Metallwaffen 318
147. Goldene Zierſtücke aus Vettersfelde 322
148—153. Goldener und ſilberner Ringſchmuck . . 324
154. Kupferne Streitaxte aus Serbien 337
155—156. Bronzenadel und Kupferaxt 339
157—161. Bronzene Werkzeuge und Waffen . . . 369
162. Schweizer Pfahlbaufunde der Bronzezeit . . . 375
163. Pfahlbaufunde von Auvernier 378
164. Schwertformen der Bronze- und der erſten Eiſenzeit 383
165. Schwediſche Felſenbilder der Bronzezeit . . 389
166. Baumſarg und Frauenkleidung aus der nordiſchen Bronzezeit 395
167. Bronzezeitfunde aus Schweden (Schmuckſachen) 396
168. Bronzezeitfunde aus Schweden (Waffen) . . 397
169. Bronzezeitfunde aus Schweden (Gefäße) . . . 399
170. Bronzezeitfunde aus Schleswig-Holſtein . . . 403
171. Waffen der ägyptiſchen Bronzezeit . . . 409
172. Schmuckſachen der ungariſchen Bronzezeit . . 410
173. Gefäßfunde aus der Bronzezeit Ungarns . . 411
174. Steinkiſtengrab aus der Bronzezeit Spaniens 414
175—178. Bronzen aus dem Depotfunde von Oberklee in Böhmen 417
179. Sandſteingußform für einen bronzenen Hohlkelt 418
180. Sandſteingußform für einen bronzenen Handgelenkring 419
181. Flachgräberfunde von Gemeinlebarn 421
182. Flachgräberfunde von Leobersdorf 423
183. Flachgräberfunde aus Triſchitz 424
184. Schmuckſachen aus dem Pfahlbau von Peſchiera 426
185. Waffen und Werkzeuge aus dem Pfahlbau von Peſchiera 427
186. Bronzefibeln verſchiedener prähiſtor. Perioden 431
187—191. Kunſt und Gewerbe nach altägyptiſchen Darſtellungen 448
192. Altägyptiſche Thon-, Metall- und Glasfabrikate 451
193. Bronzebeſchläge einer Palaſtthüre von Balawat 458
194. Phönikiſche Silberſchale aus einem etruskiſchen Grabe 467
195—196. Phönikiſche Seefahrer und Kriegerfiguren 468
197—198. Thongefäß und Miniaturtempelchen aus Cypern 471
199. Cypriſche Gräberfunde aus der ſogenannten „Kupfer-Bronzezeit“ 473
200—203. Aegypt. Schardana, ſardiniſche Kriegerfiguren und Bronzeblech von Matrei 476
204. Der Schutthügel von Hiſſarlik-Troja . . . 481
205. Hiſſarlik-Troja. Anſicht des Südoſtthores . . 483
206. Geräthe und Gefäße von Hiſſarlik-Troja . 485
207. Edelmetallgefäße, Geſichtsurne, Gußform und kleinere Funde aus Hiſſarlik-Troja . . . 487
208. Schmuck und Gefäße von Hiſſarlik-Troja . . 489
209. Flötenſpieler 492
210. Weihgeſchenke aus Olympia 525
211. Bronzepanzer aus Olympia 527
212. Gräberfunde von Koban im Kaukaſus 535
213. Grabhügelfunde von Glaſinac 539
214. Bronzen von Glaſinac 541

Seite
215. Funde von dem Caſtellier bei Villanova . . . 545
216—220. Urnengräber von Vermo 549
221—223. Urne, Fibel und Raſirmeſſer von Villanova 551
224. Gräberfunde von Corneto Tarquinii . 554
225. Hausurne, Helm und Gürtel von Corneto-Tarquinii 555
226. Hausurnen 556
227. Etruskiſche Gefäße 558
228. Griechiſche Vaſenmaler auf einem unteritaliſchen Schalenbild 559
229. Bronzene Schlangenfibeln aus Krain . 563
230. Vom Figurenſchmuck der Bologneſer Situla 565
231. Situla, Deckel und Dolchſcheide mit Figuren 567
232—233. Kegelhelm von Oppeano und Situla von Trezzo 568
234. Die Situla von Watſch 569
235. La Tène-Schwert aus dem Grabfelde von Hallſtatt 571
236. Funde aus der älteſten Gräberſchicht von Eſte 574
237. Thongefäße aus den Gräbern von Eſte . . . 576
238. Steinkiſtengrab von Eſte 578
239. Flachgräberfunde von St. Lucia am Iſonzo . 583
240—245. Flachgräberfunde von St. Michael . 585
246. Gräberfunde aus Watſch, St. Margarethen und Roviſche 586
247. Waffen und Gefäße aus Krain 588
248—252. Bleifigürchen aus den Hügelgräbern von Frögg 594
253. Aus dem Urnenfelde von Hadersdorf am Kamp 597
254. Urnengräberfunde aus der Lauſitz 600
255—263. Funde aus den älteren Hügelgräbern von der Wies in Steiermark 602
264—275 Funde aus den jüngeren (römiſchen) Hügelgräbern von der Wies 603
276—279. Tumulus und Funde aus der Hallſtattperiode 605
280—285. Grabhügelfunde von Gemeinlebarn . . 606
286—287. Urnen aus den Hügelgräbern von Gemeinlebarn 607
288—290. Urne und Schüſſeln aus den Hügelgräbern von Gemeinlebarn 608
291—293. Prunkgefäß und Schüſſeln aus den Hügelgräbern von Gemeinlebarn 609
294—301. Plaſtiſche Thongefäßverzierungen aus den Hügelgräbern von Gemeinlebarn . . . 610
302. 305. Thongefäße aus Grabhügeln bei Marz 612
306. Graburne aus Oedenburg 613
307. Zeichnung auf dem Hals einer Graburne aus Oedenburg 614
308—310. Thongefäße aus dem Grabfeld von Hallſtatt 619
311. Funde aus oberbayeriſchen Hügelgräbern 623
312. Schmuckſachen verſchiedenen Alters aus Gräbern in Meclo 625
313. Keltiſches Kriegergrab aus der Champagne 643
314. La Tène-Funde vom Hradiště bei Stradonic . 645
315. Flachgräberfunde von Naſſenfuß 647
316. Gräberfunde von Idria bei Bača 649
317—322 La Tène-Fibeln und Schwerter 651
323. Aus dem Grabe des Frankenkönigs Childerich 661

Sach- und Namenregiſter.

Aah-Hotep 444 f., 450 ff. 508.
Aarhuus 393.
Abbeville 32, 201.
Abd-el-Kader 60, 64.
Aberglaube 26, 85, 205.
Abeſſinier 119, 121, 312.
Aboriginer 667.
Achäer 515, 530.
Ackerbau 114, 117 f., 241.
Ackergeräth 118, 241.
Adam 14.
Adler F. 499, 501.
Adria 257, 521, 580, 582.
Aegypten 24, 57, 114 f., 117 f., 146 f., 178, 353, 391, 409, 509, 512.
Aegypter 314, 320, 325, 331, 438 bis 452.
Aethiopen 27 f., 60, 438, 441, 454, 462, 470.
Aerzte 336 f.
„Agora" Mykenäs 502 f.
Aeſchylos 328.
Affen 51 f., 160 f.
Afrikaner 59, 153, 311.
Agaſſiz 463
Ahnendienſt 91.
Akkadier 314, 355, 453 f.
Alarodiſcher Sprachſtamm 461, 494.
Aleſia 626, 640.
Alexander d. Gr. 631.
Alluvium 162.
Aloaden 11.
Alpenflora 180.
Alpenvölker 653.
Altai 356.
Alterthum (claſſiſches) 10 f., 25 f., 655 f.
Amerikaner 58, 60, 311.
Amorgos 353, 491
Amulette 23 f., 94 f.
Andamanen 298.
Andree R. 213
Angon 658
Anpaſſungsfähigkeit 55 f.
Anthropoiden 46, 49 f., 55, 161.
Ansa lunata 393, 425, 431.
Anthropologie 1, 40 f.
Anthropopithecus 161, 183.
Anthropophagie 97.
Antimon 331 f.
Aquileja 544, 582.
Araber 60, 64, 178 439.
Aramäer 439.
Arcelin 220.
Architektur 446.
Architektur, griechiſche 499.
Argonauten 358.
Arier 223, 308, 347 f., 429, 438, 520, 667 ff.
Armuth 107.
Aſiaten 59.
Aſſyrien 354.
Aſſyrier 440, 455 bis 460.
Aſtarte 505.
Atterſee 253.
Auerhahn 226.
Aurignac 292.
Ausgrabungen 39.
Auslegeboot 118.
Auſtralien 54, 162, 311.
Auſtralier 214.
Auſtraloide 61 f.
Ausbreitung des Menſchen 54 ff., 110 f.
Auvergnat 59, 64.
Auvernier 291, 375, 378,
Avaren 329.
Ayas 324 f., 345.
Aylesford, Kent, 642.

Babylonien 351.
Babylonier 452 bis 455.
Backſteinbauten 454 f.
Badezimmer 496.
Balawat 457 f.
Balkanhalbinſel 435 f., 493 bis 518, 523 bis 548, 579.
Bannkreis 503.
Baradlahöhle 294 f.
Baratela (Grundſtück) bei Eſte 578 f., 593.
Barbaren 656 f.
Bärenjagd 210.
Baumkähne 149.
Baumcultus 88
Bauweiſen 128 f., 263 ff.
Baye, J. de 295.
Bayern 625
Beil 145, 245, 311 f., 315 f., 336, 368, 370, 372 f., 376 f., 379, 411.
Belgien 264.
Beludſchen 27.
Benaccigräber 550 f.
Benndorf, O. 571.
Berbern 438.
Bergbau 338.
Bergcultus 87.
Bernſtein 152, 154, 249, 361.
Bernſteinhandel 601, 648 f.
Berthelot 326, 332.
Bertrand, A. 414, 416.
Beſchneidung 25:
Beſtattungsformen 94, 232.
Bibracte 640 f
Bieler See 374 f., 380, 385.
Bilderſchrift 215, 388.
Binnenſchifffahrt 150.
Blasrohr 147 f.
Blei 330 f.
Bleifiguren 592 ff.
Blonde 62, 670 ff.
Blumenbach 17, 59 f.
Bluttrank 120, 210.
Blytt, A. 227.
Bogen 140, 142, 146.
Boghazkiöi 461.
Böhmen 266, 269 f., 276, 416 bis 420, 644.
Bohuslän 388.
Bojer 641, 653.
Bola 147, 149, 430.
Bologna 433, 561 bis 564.
Boot, B. de 23.
Bornholm 387.
Borum-Eshöi 394.
Bosnien 435, 537 bis 543.
Bötticher, E. 455, 480.
Boucher de Perthes 18, 32 f., 182, 196.
Boué, A. 418.
Boyd Dawkins 194, 197.
Brachycephalie 61, 64, 192 f., 670 f.
Brandenburg 599.
Brandt 34, 176.
Braunkohle 163, 180.
Bretagne 415.
Brigetio 654.
Britannien 329, 360.
Brizio, E. 560.
Broca 94, 197.
Bronze 313 ff., 326, 339.
Bronzecultur 443 bis 446.
Bronzeurſprung 26 f., 314, 325, 342 bis 362.
Bronzezeit 30 f., 326 f., 362 bis 436.
Brot 125 f., 448.
Brünette 62, 671 f.
Brunnengräber 546, 549, 553, 557, 561.
Buche 226 f.
Buckland 19.
Bukowina 277.
Burgbauten 482, 495.
Butter 112.
Byčiskála 614 bis 616, 258
Byzanz 329.

Campignyſtufe 234.
Cannſtätter Fund 18, 185, 194.
Cannſtätter Raſſe 185, 193 f.
Cara, de 440.
Carnacſtufe 234 f.
Cartailhac 22, 189 f., 232, 298
Cäſar 633 f.
Cäſar, Julius 172 f., 176, 320 f., 385.
Caſtelfranco, P. 426.
Caſtellaccio 272 f.
Caſtellieri 273, 544 f.
Central Aſien 350.
Cerealien 117 f., 240, 359.
Cevennen 415.
Chaldäer 452 bis 455.
Chalkos 325, 345.
Chalyber 328, 357, 531.
Chamiten 438 bis 452.
Chantre, E. 349 f., 404, 415, 626 f.
Chaſſeyſtufe 234 f.
Chatellier, P. du 415.
„Chatten" 32.
Chelléen 183 f., 188.
Chethiter 440, 461 f.
Childerichgrab 659, 661.
Chineſen 56, 61, 64, 313.
Chineſiſche Sprache 82.
Chloromelanit 239, 249.
Chriſtol 19.
Chronologie 367 ff., 390 ff.
Chronometer 182 f.
Ciſta Benvenuti v. Eſte 566
Cloiſontechnik 660.
„Commandoſtäbe" 189, 191.
Congoneger 311.
Corneto-Tarquinii 553 bis 555.
Courjeonnet 299.
Craniologie 193.
Crannoges 404.
Cro-Magnonraſſe 193, 197.
Cromlech 101, 503.
Culturausbreitung 66 f., 222 ff., 352
Culturbegriff 72.
Culturelemente 65 f., 72.
Culturfortſchritt 70, 151, 234 f., 309 f., 445.
Culturvererbung 66, 77.
Culturvölker 68 f
Culturzonen Europas 520.
Cuvier 17 f., 32, 48, 61.
Cykladen 490 bis 493.
Cyklopenmauern 495 f., 499
Cypern 334, 340, 353, 469 bis 477.

Dakotah 62, 65.
Dalmatien 543.
Danneil 342.
Dänemark 225 bis 232, 286 bis 289, 302, 398 f.
Dardanos 488 f.
Darwin 44 f.
Darwinismus 44 ff., 48 f.
Degeneration 74 f., 83.
Delos 493.
Depotfunde 407 f., 315.
Deſcendenzlehre 43 ff., 74.
Deutſchland 302 f., 401, 643.
Diluvialeis 163, 169
Diluvialmenſch 181 ff.
Diluvium 33 f., 162 bis 218.
Diodor 27, 331, 573
Dipylonſtil 497 f., 516 f.
Dolch 145, 334, 368 ff., 381 f.
Dolchklingen, myken. 507.
Dolichocephalie 61, 192 f., 670 f.
Dolmen 101 ff., 234 f., 286, 305 f., 462.
„Dolmenvolk" 103, 231, 305.
Domeſtication 114 f., 117, 239 f.
Donau 519 f., 580.
Donaumündungen 357 f.
Donnerkeile 21 ff.
Doppelbeil 244, 336 f.
Dordogne 186 f., 212 f.
Dörpfeld, W. 488, 490.
Dreiperiodenſyſtem 5, 30 f., 236, 289, 342 ff.
Duino 260.
Dümmler, F. 472, 491 f., 494, 515, 517.
Dupont 196 f.
Durm, J. 481 f
Duruthy 292 f.

Ebur fossile 17, 169.
Edelmetall 320 bis 324.
Eguisheimer Fund 195 f.
Ehe 108
Eiche 226 f.
Eimerdeckel v. Hallſtatt 570.
Einheit der Menſchenart 52.
Eiſen 326 bis 330, 343, 376, 411 f., 446, 458 bis 460, 516, 531 ff., 563.

Eiſenarbeit 311, 328, 361.
Eiſenbau 616.
Eiszeit 163 ff., 183 f.
Elba 328.
Elektros 322.
Elenthier 176 f.
Elephantenarten 168 f.
Engisſchädel 196.
England 291 f., 304, 391, 402 bis 405, 642.
Enkelados 12.
Eocän 159.
Erdbeſtattung 306 f.
Erfindungen 25, 66 ff., 309 f.
Eſel 116 f.
Eſper 17.
Eſte 565 ff., 574 bis 579.
Ethnographie 74.
Etrurien 345, 553 bis 558.
Etruſker 433, 467 f., 512 bis 514, 625, 668.
Europa 664 ff.
Europäer 58, 69 f., 150 192, 664 bis 672.
Evans, A. J. 692.
Evans, J. 336, 402 ff., 595.
Ezechiel 357, 467.

Falconer 20, 196.
Familie 105 f.
Fauna des Diluviums 167 bis 179.
Fauna der Kjökkenmöddinger 228.
Fauna der Pfahlbauten 239 f., 255, 426.
Fauna des Tertiär 159.
Felſina 433, 501 ff.
Felſenzeichnungen 388 f.
Feuerbenutzung 120 ff.
Feuerbereitung 123 f.
Feuerlander 55, 78, 85, 136.
Feuerquellen 121 f.
Feuerſtein 152, 198 f., 246.
Feuerſteingruben 234, 270 f.
Feuerſteinwerkzeuge 184 f.
Fetiſchfiguren 86, 88, 279.
Fibelformen 562 f., 581, 590
Fibeln 384, 412, 418, 420 f., 430 f., 526, 538 bis 540.
Fichtenzeitalter 227.
Findlingsblöcke 165.
Finnen 28, 59, 128, 329, 668 f
Fiſchfang 111, 146 f., 228 f.
Flachgräber 546, 549, 557, 594 bis 601, 617 ff.
Flechtarbeit 78, 252
Fleiſchkoſt 119 f., 210.
Flötenſpieler 492 f.
Flora des Diluviums 179 f.
Flora der Kjökkenmöddinger 232.
Flora der Pfahlbauten 240 f., 255, 426.
Flußpferd 169 f.
Fonderia di San Franceſco 552.
Fondi di capanne 272, 428.
Forest-bed 180.
Fraas, O. 170, 194, 202, 208.
Franciſca 658.
Fränkiſche Höhlen 261 f., 291.
Frankreich 184 ff., 200, 234 f., 271, 274, 292 ff., 295 ff., 360 f., 414 bis 416, 626 f., 640 ff
Frauengrab 450 ff.
Frauengräber 394.
Freiheit 93.
Fremde 151.
Frögg-Velden 592 ff.
Fruchtbaume 109.
Furfoozraſſe 193, 197
Fürſtengräber 601 f., 625 f.
Furtwängler 469, 494, 506, 523 f.

Galater 632 f.
Gallier 631 bis 636, 640 f., 672.
Ganggrab 202.
Ganggräber 101 f., 501 f.
Gaudry 33.
Geld 138, 152, 311, 316.
Gemeinlebarn 420 bis 422, 605 bis 611.
Gemſe 177 f.
Geographiſche Bedingungen 56 f., 360 ff., 666.
Geologie 158 f.
Gerhard, E. 345.
Germanen 265, 308, 343, 434, 520, 629 f., 636, 648 f., 652, 672.
Gerſte 118, 240.
Geſchichte 156 f., 367.
Geſichtsvaſen 471, 486.
Geſtirndienſt 89.
Getranke 111.
Getreidekoſt 125 f., 240.
Gherardini 574.
Giganten 10 f.
Glacialtheorie 164 f.
Glasarbeiten 449.
Glaſinac 537 bis 542.
Gletſcher 164 ff.
Goguet 30
Gold 320 f.
Goldfunde 505 ff.
Gorilla 51 f.
Götſchenberg 269.
Gozzadini 561 f.
Grabbeigaben 95, 290 ff.
Gräber 290 bis 308, 374, 398, 419 f.
Gräberluxus 450 ff.
Grabgrotten 291 bis 300
Grabmasken 507, 512 bis 514.
Griechen 142, 315, 328, 429, 465, 470, 530 ff.
Griechenland 57, 327, 353 f., 464, 468 ff., 490 bis 518, 523 bis 531.
Griechiſche Inſeln 11, 353 f., 463.
Groß, B 238 f.
Grubenwohnungen 265.
Grundbeſitz 107.
Gudenushöhle 206 ff.
Gurina 593.
Gürtelblech von Watſch 570.
Gußformen 418 f.
Gußſtättenfunde 408.

Habersdorf a. K. 595 ff.
Hadrian 10, 12.
Hafer 118, 240
Halévy, J. 461.
Haeckel 46 f., 55, 79.
Hallerinſtningar 388 f.
Hallſtatt 570 f., 616 bis 622.
Hallſtattcultur 436.
Hallſtattperiode 330, 368, 384, 411, 415, 419 f., 519 bis 628.
Hampel, J 405.
Hamy 103, 196 f., 306.
Handel 35, 150 ff., 316, 400.
Handelswege 68, 331, 582, 648, 655.
Hausurnen 263 f., 554 bis 556.
Hautfarbe 135, 670 ff.
Hawaiimädchen 64 f.
Heerde 105, 113.
Hehn, V. 256, 428 f., 670 ff.
Heidenſtatt 274 f.
Helbig, W. 432 ff., 469, 548 f., 557, 573.
Helico 330, 361.
Hellespont 11, 480.
Helm 475 ff.
Helme 528, 542, 568, 586 ff., 590, 604.
Helvetier 330, 361, 3-5.
Helwing 23
Hephaiſtos 317, 319.
Herakliden 504.
Herberſtein 174.
Herodot 27, 237 f., 327, 356, 572, 580.
Heroencultus 92.
Heroengraber 10 f., 327.
Herrſchermacht 108.
Heſiod 30, 364.
Hiatus 231 f., 258.
Hieroglyphen 439
Hildebrand, H. 342 f., 347, 405, 639.
Hinkelſtein 307 f.
Hirſchgeweihartefacte 246, 249 f.
Hirſchhornbeile 545 f.
Hirſe 117.
Hiſſarlik 480 bis 490, 492.
Höchſtes Weſen 90
Hochſtetter, F. v. 416, 564,
Hockergräber 278, 413.
Hohlefels 208 f.
Höhlenbär 170 f., 208 ff.
Höhenbeſiedelung 272 ff.
Höhlenforſchung 18 f., 193 f., 202 f., 206, 212.
Höhlenhyäne 172.
Höhlenlehm 163, 205.
Höhlenlöwe 171 f.
Höhlenwohnungen 128, 204 f., 212, 258 bis 262.
Höhlenzeitalter 202, 211.
Hölder 194.
Hohlkelt 370, 372, 390 f., 412
Holzbau 128 f., 263.
Holzmanufactur 250 f.
Homer 11, 30, 102, 316, 323, 325, 327 f.
Homeriſches Zeitalter 478, 529 f., 515 bis 518.
Hommel, Fr. 461, 475, 494.
Horaz 243
Hoſtmann, Chr. 256, 289 f., 342 ff.
Hradiſt bei Stradonic 644 f.
Hund 90, 114, 229, 240.
Hunenbetten 101, 302 f.
Hüttenbau 128 f., 251, 263.
Huxley 61 f., 197.
Hykſos 440.

Japuden 543, 585, 591, 653.
Jaſonſage 358.
Jatteſtue 302.
Iberer 608
Ichthyophagen 27, 234.
Idole 95, 298, 487, 498.
Idria 646 f., 649.
Jenſeitsvorſtellungen 92, 95.
Jeſaias 459.
Iſtris, Inſel 331.
Illyrier 433, 493, 519 bis 523, 531, 635, 667.
Indianer 147, 149, 311.
Indien 349, 351, 356.
Indier 124, 142.
Inſchriften 577 f., 593.
Interglacialzeiten 168, 181.
Irbid 462.
Iſraeliten 25, 39, 86, 98, 118, 122, 125, 178, 313.
Iſtrien 543 ff.
Italien 391 f., 415, 428 bis 436, 548 bis 580.
Italiker 328, 429, 433, 436
Juſſieu 30.
Juſtinus 634.

Kaffern 79, 85, 126.
Kalktuff 163, 180.
Kallay, B. von 342.
Kampf ums Daſein 45 f.
Kanaan 462
Kanaaniter 439.
Känozoiſche Aera 158 f.
Karer 475, 492 ff., 506.
Karfreit 582.
Kärnten 592 ff.
Karthager 25, 153, 316.
Karthago 465 f., 640.
Kaſe 112, 582.
Kaſſiteriden 331, 465.
Kaukaſier 59, 667.
Kaukaſus 328, 331, 349, 354, 357, 532 bis 537.
Kaunier 494.
Kazmierz 599.
Kegelhelm von Oppeano 568.
Kekulé, R. 457.
Keilſchrift 453 ff.
Kelch-Alpe 338.
Keller, Ferd. 34.
Kelten 97, 142, 153, 264, 330, 361, 385, 433, 520, 629 bis 636, 643 ff
Keltiſche Waffen 584 f.
Keramik 66 f., 78 f., 139, 251, 260, 546, 575 f., 581, 587.
Keramik, tirynthiſche 497 f.
Khorſ bad 458.
Kiepert 492 f.
Kjökkenmöddinger 31, 223, 228 bis 234, 286, 290.
Kleiderſtoffe 135, 393.
Kleidung 134 ff., 393 bis 395.
Klein Glein 601 f.
Kleinkunſt, ägyptiſche 448 ff.
Knochenartefacte 249, 261 f.
Knochenbreccien 163.
Koban 350, 354, 532 bis 537.
Koch, Math. 36.
Kochkunſt 125.
Kochringe 543.
Köhler, U. 492, 494.
Körperbemalung 139.
Krain 583 bis 591.
Kreta 511.
Krieg 108.
Kroatien 543.
Kuchenabfälle 31, 223, 228 bis 234.
Küſtenfange 104, 187, 213 ff., 388 ff.
Kunſtinduſtrie, phönikiſche 466 f., 530.
Kunſtſtil, ägyptiſcher 446 ff., 456 f.
Kunſtſtil, aſſyriſcher 456 f.
Kupfer 311, 324 f., 332 bis 342, 444, 446, 460.
Kupfer-Bronzezeit, cypriſche 472 ff.
Kupferfunde 406.
Kupferzeit 239.
Kuppelgräber 500 bis 502, 510 f.
Küſtenbewohner 228 bis 234.

Lafitou 30.
Laibacher Moor 253 f.

La Madeleine 186 f.
La Naulette-Kiefer 196.
Ländertypen 57, 360 ff., 366.
Lappland 304.
Larnaud 368, 415.
Lartet 34, 184, 292.
Laſſo 142.
late-celtic 642.
La Tène 636 bis 638.
La Tène-Fibelformen 650 f.
La Tène-Periode 330, 345, 368, 629 bis 652
La Tène-Schicht 577, 617.
La Tène-Schwertformen 650 ff.
La Tène (Station) 385.
Latiner 434.
Lauſitz 598, 000.
Layard 455, 459.
Lebenserhaltung 73.
Lebern 605.
Leleger 492.
Lengyel 277 bis 282.
Lenormant, Fr. 349.
Lepſius 444.
Libyer 438.
Ligurer 272, 328, 433 ff., 627, 640, 668.
Lindenſchmit L. 218, 290, 342, 346, 571, 657.
Linné 58.
Lippert 110, 143.
Liſch, Fr. 342, 264 f.
Liſſauer, A. 599.
Livius 634.
Loangonegerin 115.
Lockmittel 153 f., 361, 463 f.
Löß 163.
Lößfunde 15, 20.
Löwenjagd 507, 512.
Löwenthor, Mykenä 502.
Lozère 293
Lucretius 25 f., 79, 84, 93, 124 f.
Lyell 18 f., 33, 782.

Madagaskar 296 f.
Magdalenien 184 ff., 188 ff.
Magyaren 669.
Mähren 258 ff., 266 f., 276, 422, 424.
Malayen 60.
Malerei 447.
Mammuth 168 f., 203.
Mammuthknochen 15, 20.
Mammuthzeitalter 34, 204.
Manhartsgebirge 274.
Manetho 439 f.
Mariaraſt 595.
Marne 295.
Marz 595, 611 f.
Marzabotto 560 f.
Masken 514
Maſpero 449 f.
Maſſalia 330, 345, 640.
Matriarchat 106.
Meclo (Mechel) 624 f.
Megalithiſche Bauten 100 f., 285.
Megalithiſche Grabkammern 300 bis 306.
Melanochroen 62, 671 f.
Melos 491, 499.
Menes 439, 441.
Menidi 500 f., 511 f.
Menhirs 98 f.
Menſchenart 72 f.
Menſchenopfer 97.
Menſchenraſſen 52, 58 ff.
Mercati 23 f.
Mergellager 182, 220.
Merovingiſche Periode 660.
Mesopithecus Pentelici 51 f.
Meſopotamien 53.
Meſſer 370.
Meſtem 331 f.
Metalle 26, 30 f., 145, 153, 241, 256, 309 bis 362.
Metallſchmuck 140, 341.
Meudon 306 f.
Milchhoefer 505.
Miocän 159.
Mittelalter 482.
Mitterberg 338.
Moavögel 168.
Mondbilder 96, 279 f.
Mondfigur 613.
Mondſee 253.
Mongolen 59, 669.
Mongoloide 62 f.
Monogenismus 43 f.
Montelius, O. 286, 365, 386, 390 bis 392, 443 bis 445, 549 f.
Moorfunde 398.
Morges 368, 378, 380.
Moritzing 624.
Mortillet G., 103 f., 161, 183 ff., 189, 222, 235, 336, 365, 367 ff., 415.
Moscher 356.
Moſchusochſe 175.
Moſtar 542
Moulin Quignonkiefer 196.
Mouſterien 184 f., 188.
Much, M. 274, 332 ff., 340.
Mühle 119.
Müllenhoff 347.
Müller, S. 352 ff., 400 f., 406 f., 410
Müller, Friedr. 63.
Muſchelaxt 29.
Muſchelhauſen 228 bis 234.
Mykenä 352 f., 392, 407, 420 f., 433, 445, 492, 494 f., 499 bis 510.
Mykeniſche Cultur 493 bis 515, 529.

Nachbeſtattungen 419 f.
Nacktheit 134 f.
Nadeln 533 f., 538.
Nahrungsmittel 109 f., 228 f., 240.
Naſſenfuß 590, 645 ff.
Nationalität 105 f.
Naturabhängigkeit 77.
Naturdienſt 88 f.
Naturnachahmung 66.
Naturvergeiſtigung 85 f.
Naturvölker 28, 74 f.
Naue, J. 622.
Nauplia 501.
Neanderthaler Fund 19, 185, 194 f.
Neger 63, 65, 83, 114, 129, 135, 214, 311.
Negerdörfer 128 f., 132.
Negroide 62.
Nehring 166 f.
Neolithiſche Periode 219 bis 308.
Nephrit 152, 239, 243, 247 f.
Nero 85.
Neuenburger See 374 f., 380, 385.
Neu-Caledonier 140 f.
Neuguinea 30 f., 85, 131 ff.
Neuſeeland 248.
Nibelungen 173 f., 176.
Niederöſterreich 267 f., 274 ff., 418, 420 ff., 595 f., 605 bis 611.
Nilsſon 347.
Ninua 456.
Nippur 455.
Nomadenleben 113 f.
Nordamerika 55, 160, 311.
Nordeuropa 283 bis 290, 386 bis 405.
Noreja 646.
Noricum 646 f.
Norwegen 304, 662 f.
Nothfeuer 124.
Nothhilfe 73.

Oberbayern 622 bis 624.
Obermeilen (Pfahlbau) 34.
Obſidian 152, 200, 247.
Oedenburg 498, 595, 611 bis 614, 644.
Oel 112, 582.
Oeſterreich 253 bis 256, 258 ff., 265 bis 270, 360 f., 416 bis 422.
Oeſterling 32.
Ohnefalſch-Richter, M. 472, 474.
Okra 582.
Olmo Schädel 196.
Olympia 353, 392, 523 bis 529.
Opferſtätten 96 f., 275 f.
Oppert 453, 461.
Oreſtes 10.
Organprojection 144.
Orient 437 bis 515.
Orſi, P. 546 f., 585.
Oſtalpen 645 bis 648.
Oſtaſien 248, 356.

Paläolithiſche Zeit 198 bis 218.
Palaſt in Mykenä 504.
Palaſt in Tiryns 495 ff.
Paläſtina 462
Pannonier 522.
Panzer 526 f., 601 f.
Päonier 237.
Paradies 53.
Patavium 572 f.
Pauſanias 12.
Peccatel 393.
Pelasgiſch-alarodiſche Familie 461, 494.
Pena-Blanque 293.
Penck, A. 181.
Penka, K. 223.
Perlen 589.
Perrot 444, 456.
Perſer 122, 142.
Peru 89.
Peruanerin 62, 65.
Peſchel 47, 51, 76, 80 f., 85, 89, 93, 123, 140 f., 200.
Peſchiera 426 f.
Peu-Richard 274.
Pfahlbauforſchung 34.
Pfahlbauhypotheſen 35.
Pfahlbauten 130 f., 182, 234 bis 256, 291, 367 bis 386, 426, 429 bis 435.
Pfeilgift 140 f.
Pfeilſpitzen 591 f., 300 ff.
Pferd 116, 178, 239, 572 f. 314.
Pflug 119, 397.
Philologie 39.
Philoſtratus 11.
Phlegräiſche Felder 12.
Phönikier 316, 347, 353, 462 bis 469, 470, 529 f.
Phrygier 265.
Pigorini, L. 424 f., 428, 432, 553.
Pile-Leubingen 392.
Pilſen 614.
Pizzughi 546 f.
Place, V. 458.
Pliocän 159.
Podſemel 591.
Polarvölker 204, 214, 246.
Politie 108, antike 654 ff.
Polniſche Höhlen 260 f.
Polybius 572.
Polygenismus 43, 54.
Pontus 328, 356.
Porträtplaſtik 512 ff.
Portugal 232 f.
Poſen 598.
Predilpaß 582.
Preſtwich 20, 33.
Primärformen 341.
Priment 599.
Privateigenthum 105 ff.
Prometheus 27, 122.
Prosdocimi 574 f.
Pteria 461.
Pyramiden 439, 446.
Pyrene 633

Quartärfauna 167 bis 179.
Quartärflora 179 f.
Quatrefages 43, 161, 193, 196, 222, 232.

Rameſu II. 440.
Ranke, J. 58, 194, 205, 308.
Raſirmeſſer 627.
Raſſenſchädel 58, 60, 306 f. 308.
Ratzel, 66, 76 f., 83, 91, 106, 129.
Ravenna 238.
Rechtsbegriffe 106 f., 151.
Regulini-Galaſſi (Grabfund) 537 f.
Reifenciſten 599.
Reihengräber, germaniſche 658.
Reinach, S. 204, 217, 220.
Reliefbilder 298 f.
Religion 26, 84 ff.
Religionsſtifter 92.
Religionswechſel 87.
Renthier 175 f
Renthierjäger 204, 222.
Renthierperiode 34, 166, 181, 187, 204.
Retzius 192.
Rhätien 624 f
Rhinoceros 169 f.
Rhonethal 415.
Rieſendamhirſch 177.
Rieſenhirſch 176 f
Rieſenknochen 10 f., 14 f.
Rind 115 f., 172, 239.
Robenhauſen 234, 251.
Rochers-Rouges 294.
Roggen 118, 240.
Rom 434, 467.
Romer 316.
Römiſche Cultur 652 bis 657.
Römiſche Funde 385.
Rougemont, Fr. de 347.
Roviſche 590.
Ruder 148.
Rundbauten 264.
Runen 659, 663.

Säbelnadeln 393.
Sacken, E. v. 618.
Salmon Ph. 234 f., 271.
Salz 112, 151 f
Sammelkünſte 113.
Santorin 490 f.
Sardinien 465, 475 f., 640.
Säugethierſtämme 159 f.

Schaffhauſen H. 42, 48, 50, 183, 196, 641.
Schachtgräber Mykenäs 503, 505 bis 509.
Schädel-Amulette 94 ff.
Schädeldeformation 281.
Schädelmeſſungen 193.
Schädeltypen 306 f., 308.
Schalenſteine 97 f.
Schamhaftigkeit 134 f.
Schardana 440, 475 ff.
Schatz des Priamos 484 f.
„Schatzhäuſer“ 500 bis 502, 510 f.
Schelch 176.
Scheuchzer 16, 32.
Schiff 148, 388 f. 397, 468.
Schild 475.
Schleſien 266, 276.
Schleswig-Holſtein 402 f
Schleuder 141 f., 146 f.
Schlichthaarige 63.
Schliemann 145, 478 bis 480, 490, 494.
Schmelzarbeit 641.
Schmerling 19, 32.
Schmied 312, 317 f., 327 f
Schmiedewerkſtätte 615, 641, 663.
Schmuckſachen 137 f., 139, 289, 370 f., 395 f., 426, 450 f.
Schmucktrieb 135 f., 203, 211.
Schnitzfiguren 189, 192, 217, 260 f.
Schonen 285, 387.
Schöpfungsepochen 18.
Schöpfungstrachten 54.
Schrader, O. 241, 316 f., 320, 326, 346.
Schuchardt, C. 479.
Schuſſenried 180, f. 203.
Schutzwaffen 142, 315, 371.
Schweden 283 bis 286 388 ff.
Schwein 114, 239.
Schweiz 241 f., 360, 367 bis 386.
Schweizer 35.
Schwert 140, 145, 315, 353, 369, f. 381 bis 383, 412, 475, 606, 608, 650 ff. 663.
Schwerter 507.
Schwertfabriken 663.
Schwertſcheide von Hallſtatt 570 f.
Schwurringe 615.
Sculptur 447.
Scythen 265, 328, 356. 531, f. 533.
Secundärformen 341.
Seefahrt 148 ff. 397, 463 f.
Segel 148.
Semiten 438 f. 452 bis 460.
Serres M. de 19.
Seſoſtris 440.
Seti I. 440.
Sibirien 354 ff.
Sichel 369 f.
Sidon 463.
Sigynnen 531.
Silber 320 ff.
Sipka Kiefer 14, 196,
Siret, Brüder 413.
Situla von Bologna 563 ff.
Situla von Matrei 476, 568.
Situla von Moritzing 568.
Situla von Watſch 568 bis 570.
Situla von Trezzo 568.
Skamandros 480.
Skandinavien 343, 348, 360, 386 bis 402.
Skeletgrab 642 f.
Sklaverei 107.
Skramaſax 658.
Slaven 229, 636, 662, 667.
Solutréen 184 ff., 188 f.
Sommethal 18, 33, 199 f.
Spanien 412 bis 414, 627 f.
Spiegel von Caſtelvetro 565.
Spinnerin 135 f.
Spiralornament 352 f., 406.
Sprache 78 ff
Sprachwiſſenſchaft 316 f.
St Acheul 184, 199, 201.
St Margarethen 589.
St. Michael 583 bis 585.
Staat 104 f.
Staatenbildung 108.
Sta. Lucia 581 ff
Stachelſchwein 178.
Städte 133, 560.
Stadtmauern 641.
Ständeſcheidung 105.
Steenſtrup 226 f.
Steiermark 591, 594, 601 ff.
Steinbau 529 f.
Steinbeile 22, 28 ff., 145, 242 ff.
Steinbock 177 f.
Steincultur 87, 100, 289.
Steinen, C. v. d. 247.
Steinmanufactur 198 f., 212 f., 224, 229 ff., 234 f., 242 bis 247, 269, 271, 288.
Steinmeſſer 24 f, 246.
Steinpfeilſpitzen 24, 246, 300 ff.
Steinſetzungen 275
Steinwerkzeuge 144 f., 184 f, 199.
Steinzeit 442 f.
Steppenfauna 166 f.
Stierbändiger 497 f, 510, 532.
Stillfried 595 f.
Stonehenge 100
Strabo 572 f., 582.
Straußenei 469.
Streitwagen 116.
Stromländer 57.
Strettweg 604.
Südamerika 55.
Sueß E., 320, 322.
Südeuropa 437, 464, 490 bis 518, 523 bis 580.
Südſeevölker 311.
Suetonius 12 f.
Sumir 453.
Suſiana 454.
Sündfluth 16, 30, 32.
Svaſtika 474, 545.
Symbole 94 ff.
Syrien 460 ff.
Szombathy J., 335, 411 f., 416, 419 f.

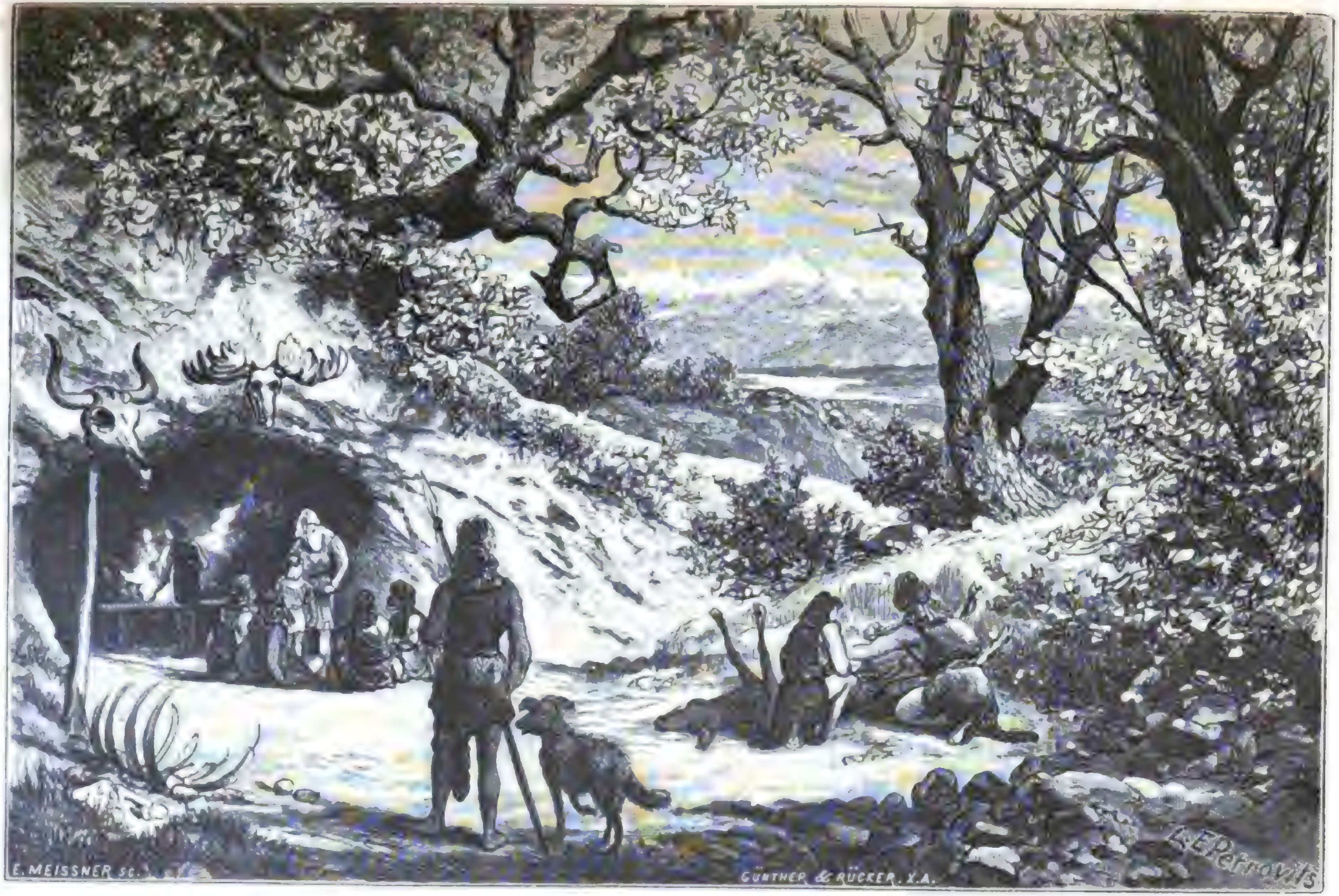
Tacitus 28, 321, 329, 634.
Tätowirung 138 f.
Taubach 180, 200.
Tauſchhandel 151 f., 311, 316, 464.
Tello 332.
Tempelſchmuck 395.
Terramaren 423 bis 425, 428 bis 436.
Tertiärformation 158 ff.
Tertiärmenſch 161, 183.
Teukrer 490.
Thaynger Fund 218.
Themiſtokles 573.
Theokraſie 654.
Thera 490 f.
Thierdarſtellungen 187, 191 f. 214 ff.
Thierdienſt 90.
Thierfiguren 525 f., 536.
Thierfreundſchaft 113.
Thierſprache 80.
Thierwanderungen 172, 223.
Thierzähne 249.
Thomſen 30 f., 342, 344.
Thonfiguren 610 f.
Thonplaſtik 252.
Thraker 488 f.
Thrakien 537.
Tibarener 356.
Tiberius 13.
Tiefenau 639.
Ting Tun Ling 61, 64.
Tirol 624 f.
Tiryns 494 bis 499
Tiſchler, O. 302 f., 343, 365, 392 f., 589, 622, 626, 640 ff.
Tiſchlerei 449.
Todtencultus 91.
Todtenſtädte 455.
Tomaſchek, W. 356 f.
Töpferei 289, 302 f., 371, 420.
Topinard 42, 49, 61.
Tori 163, 183.
Torfmoore 225 bis 228.
Tournal 18.
Transformismus 44 ff.
Trapezunt 358
Trepanation 94 ff.
Troas 488 f.
Troglodyten 204.
Troja 334, 477, 480 bis 490.
Trunkſucht 111.
Tſchuden 356.
Tubal 356 f.
Tubalkain 30, 314, 356.
Tumuli 601 bis 614, 622 ff., 625 ff.
Tunis 305.
Turanier 669 f.
Turkvölker 56, 669.
Tyros 463.

Umbrer 433.
Undſet 405 f., 432, 552, 595, 599 bis 601.
Ungarn 277, 294 f., 360, 391, 405 bis 412, 423 bis 425, 542 f., 644
Unſterblichkeitsidee 91.
Urheimat der Arier 670 f.
Urkoſt 110.
Urnenfelder 594 bis 601.
Urochſe 172 f.
Urraſſen 193 ff.
Urſitz der Menſchheit 52 f., 55, 162.
Urſprache 81 f.
Uru 454.

Vadena (Pfatten) 624.
Vaphio 500, 510.
Vaſenzeichnungen 611 bis 614.
Vaſenimport 558, 560, 581.
Vaterlandsliebe 105.
Vegetationswechſel 180, 225 bis 228.
Venedig 238, 257.
Venetien 521, 572 f.
Vergil 265.
Vermo 547 ff.
Verſtümmlung 139.
Vettersfelde 321 f.
Videm 591 f.
Viehzucht 113.
Vikinger 662 f.
Villach (Warmbad) 593, 605.
Villanova (Iſtrien) 545.
Villanovaſtufe 552 bis 555, 575.
Villanova bei Bologna 550.
Vindelicier 243, 338, 624.
Virchow 41, 49, 51, 70, 194, 196, 277 ff., 291, 331, 348, 350 ff., 357, 424, 441 ff., 478, 532 ff., 668, 671.
Viridumarus 632, 644.
Vitruv 264 f.
Vitusberg 274 f.
Völkerverkehr 150 ff., 400.
Völkerwanderungszeit 657 bis 663.
Voreiszeit 184 f
Voß, A. 599.
Votivbilder 98.
Votivgaben 524 ff., 579, 593.
Vypuſtekhöhle 259.

Waare 152 f., 361.
Waffen 140 ff., 341, 395 f.
Wagengebilde 540 ff. 604 f.
Waitz 40 f., 73, 86, 92.
Waldcultus 87.
Waldfauna 167.
Waldmoore 255 ff.
Wallace 44, 79.
Wallbauten 272 f., 277 f.
Wanderungen 55 ff., 67, 288, 347 f., 443, 667.
Wapiti 177.
Watſch 568 bis 570, 585 bis 589.
Weber 135, 137, 448.
Webeſtuhl 135, 252.
Weiber 106, 114, 119, 125 f.
Weidefauna 167.
Weihgeſchenke 524 ff., 579, 593.
Weizen 118, 240.
Werkſtätten 641.
Werkzeug 143 ff., 184 ff., 309 f.
Weſtpreußen 599.
Wieland 318 f.
Wiedemann, A. 446.
Wildpferd 178, 186, 216.
Wies 595, 601 bis 604.
Wiſent 174.
Wohnarten 128 f., 133.
Wohngruben 264 f.
Woldrich 167, 276.
Wollhaarige 63.
Worſaae 232, 342 f., 347, 352 f., 410.
Woſinsky, M. 281.
Wurfkugel 142, 147, 149.
Wurmbrand, Graf G. 217 f., 244, 341, 346 f., 595.
Württemberg 625 f.
Xanthochroen 62, 670 ff.

Zaborowo 598.
Zannoni 552, 561, 565.
Zeuß, K 633.
Ziege 144 f., 178.
Zigeuner 350
Zinn 132 f., 330 f., 356, 361, 465.
Zinngruben 314, 321.
Zürichſee 380 f.


E. MEISSNER sc.
GÜNTHER & RÜCKER, X.A.
L. E. Petrovits

Idealbild der Steinzeit.

Einleitung.

Das Studium des Menſchen wird in unendlicher Mannigfaltigkeit faſt von allen denkenden Perſonen betrieben. Die Neigung dazu iſt naturgemäß in Jedem von uns vorhanden, und wir genügen ihr, die Einen berufsmäßig nach dieſer, die Anderen privatim nach jener Seite; — Jeder iſt in dieſem Sinne Anthropolog. Der Dichter, der Künſtler, der Philoſoph, der Staatsmann, der Naturforſcher und der Hiſtoriker finden in dieſem Urboden der Betrachtung das edelſte Arbeitsmaterial und die Quellen ihrer Kraft und Begeiſterung. Der Arzt beobachtet die phyſiſche, der Pſycholog die geiſtige Seite der Menſchennatur, der Philoſoph blickt tief in ſich ſelbſt und durch dieſen Spiegel in die Seele des Nächſten; der Hiſtoriker erforſcht die Geſchicke unſeres Geſchlechtes ſeit dem Anbeginn ſchriftlicher Urkunden, der Prähiſtoriker oder Urgeſchichtsforſcher von da an rückwärts bis zum erſten Auftreten des Menſchen; der Ethnograph lehrt uns von einem erhabenen Geſichtspunkt aus, der gleich einem Satelliten unausgeſetzt um den Erdball gleitet, die Völker kennen, welche unſeren Planeten bewohnen, die Culturen, die ſie im Laufe der Jahrtauſende geſchaffen, oder die rohen Stufen, auf denen ſie unwürdig zurückgeblieben ſind. Um den Menſchen dreht ſich die Wiſſenſchaft ſeit den älteſten Zeiten, ſo wie ſich ſcheinbar die Geſtirne um die Erde bewegen, ſo wie ſich ſcheinbar alles um unſere Perſon gruppirt, wenn wir von irgend einem erhöhten Punkte Umſchau halten.

Dennoch iſt jene Wiſſenſchaft, welche — nach dem Menſchen benannt — ihm allein als einem Object tief eindringenden naturwiſſenſchaftlichen Studiums gewidmet iſt, erſt in unſeren Tagen, gleichſam unter unſeren Augen entſtanden. Die Anthropologie iſt ein Kind unſeres Jahrhunderts; ſie war früher nur dem Namen nach vorhanden wie ein Sprößling, nach dem man ſich ſehnt den man aber nicht kennt; und geſchaffen wurde ſie erſt — dank dem großartigen Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften in der jüngſten Periode der Neuzeit, der ihr den Boden bereitete — durch die richtige Auffaſſung der Stelle des Menſchen in der Natur. Nicht aus

Beſcheidenheit hat der Menſch erſt die jüngſte der Wiſſenſchaften, die er im Zeitenlauf ausgebildet, die Anthropologie, welche jetzt gerechterweiſe in ſo hohem Anſehen ſteht, ſich ſelbſt gewidmet, ſondern eher aus Selbſtüberſchätzung. Weil er alles auf ſich ſelbſt bezog, ſich für das Maß und den Zweck aller Dinge hielt, für das Endziel des Schöpfungswerkes, nach deſſen Erſcheinung am ſechſten Tage Gott der Herr in wohlgefälliger Betrachtung ausruhte, darum erſchien es ihm faſt undenklich, ſich ſelbſt mit eigenen Augen ſo zu beſchauen wie alles Andere, was um ihn her gegeben war. Er mußte ſich erſt mit Hilfe anderer Wiſſenſchaften hoch emporſchwingen, bis es ihm vergönnt war, ſich ſelbſt an der richtigen Stelle zu erblicken.

Betrachtet man von dieſem ſo ſpät gewonnenen Standpunkte aus die Art und Weiſe, wie früher Geſchichte und Alterthumskunde, namentlich aber Culturgeſchichte ausſchließlich getrieben wurden, ſo bekommen wir faſt den Eindruck perſönlicher Selbſtſucht — in einem ſo enggezogenen Kreiſe bewegen ſich dieſe Studien. Der außereuropäiſche Menſch wurde dabei nur ſoweit berückſichtigt, als er durch die Anfänge der alten Geſchichte, durch Störungen am Beginn der mittleren oder durch die Entdeckungen der neueren Zeit in unſere eigene Entwickelung verflochten iſt. Die Völkergruppe, der wir ſelbſt angehören, die wenigen Jahrhunderte geradliniger, leicht überſehbarer Entwickelung, die uns größeres Intereſſe einflößt, weil ſie direct auf unſere liebe Gegenwart losſteuert, füllen faſt allein den Kreis der geſchichtlichen und archäologiſchen Betrachtung. Es iſt, als ob Jemand nur ſeine eigene Perſon und ſeine Familienglieder der Beachtung würdigen, als ob wir uns nur um unſeren Vater und Großvater, nicht aber um unſere weitere Abkunft und unſere ferneren Verwandten kümmern wollten.

Solcher Egoismus, ſolche Engherzigkeit mag dem Einzelnen in ſeinen privaten Verhältniſſen hingehen, dem Geſchlecht in ſeiner Geſammtheit und bei den offenbaren Zielen ſeiner Beſtimmung ſtehen ſie übel an. Die Zeit dieſer Beſchränkungen iſt auch glücklich vorüber. Wir kümmern uns um das Fernſte, Entlegenſte in jeder Hinſicht; die Tiefen der Meere und die Unendlichkeiten des Weltraumes, jene Fernen, die in der Größe, und jene anderen, die in der Kleinheit der Objecte für uns begründet ſind, werden durchforſcht; und mit allen Mitteln der vorgeſchrittenen Technik verſtärken wir die Organe, die uns zur Erfaſſung des ſcheinbar Unerreichlichen behilflich ſind. Und nur die menſchliche Urgeſchichte, ſie, die einen ſo ſicheren, unverrückbaren Platz in dem Syſtem der Wiſſenſchaften einnimmt, ſollte nicht theilnehmen an dieſem gewaltigen Vormarſch?

Die Gegenwart hat darauf, theilweiſe im Widerſpruch mit den Neigungen älterer Gelehrten, mit einem kräftigen „Nein!“ geantwortet. Die Urgeſchichte des Menſchen, jahrhundertelang ein Wiſſensgebiet von zweifelhaftem Werth, blieb von jenem kühnen Vordringen nicht ausgeſchloſſen. Sie ſteht heute, im Beſitz einer

Reihe glänzender Errungenſchaften, den Blick feſt auf eine andere Reihe von näheren und ferneren Zielen gerichtet, tiefathmend, waffenſchwer, in unanfechtbarer Größe und Sicherheit da. In dieſem Buche laſſen wir ſie gleichſam ihre Eroberungen überſchauen und über die Grenzen derſelben hinausblicken auf den Boden ihrer nächſten Feldzüge und die Trophäen ihrer künftigen Siege.

In dieſem Buche ſoll der Entwickelungsgang unſeres Geſchlechtes von dem nachweislich erſten Auftreten des Menſchen bis zum Beginn der geſchriebenen Geſchichte dargeſtellt werden. Das Alter und der Urſprung des Menſchengeſchlechtes, ſeine Entſtehung aus den Vorläufern in der Thierwelt, ſeine Stellung in der Natur, Urſitz und Ausbreitung, die Mittel und Wege ſeines Aufſchwunges aus thieriſch-rohen zu höheren Zuſtänden und die erſten Etappen ſeiner Civiliſation bieten eine Fülle feſſelnder Probleme, zu deren Löſung in den letzten Jahrzehnten ein außerordentlich reichliches und werthvolles Material herbeigeſchafft wurde. Noch ſchweben dichte Schleier über den embryonalen Zuſtänden und der Geburtsſtunde der Menſchheit, aber die Transformationslehre, die im Großen und Ganzen gewiß richtigen Grundanſchauungen Lamarck's und Darwin's bieten uns Erſatz für den Mangel einzelner Beobachtungen, die uns in Zukunft der Fleiß und das Finderglück unermüdlicher Forſcher gewähren werden. Der Menſch oder Vormenſch der Tertiärperiode entzieht ſich dergeſtalt noch unſerer Betrachtung; aber ſeinen quaternären oder diluvialen Nachfolger, den lange Zeit vergeblich geſuchten, endlich glücklich aufgefundenen, aber von einer principiellen Oppoſition wieder verleugneten „Zeugen der Sündfluth“, richtiger den Zeitgenoſſen der gewaltigen Thierformen des Diluviums, ihn kennen wir bereits aus zahlreichen, ſein Leben und ſeine eigenthümliche Cultur beleuchtenden Entdeckungen. Wir ſind im Stande, den „Hiatus“, die Kluft zwiſchen dem diluvialen paläolithiſchen und dem alluvialen neolithiſchen Menſchen theilweiſe auszufüllen. Wir bewegen uns auf dem Boden der jüngeren Steinzeit inmitten einer faſt unüberſehbaren Maſſe archäologiſchen Stoffes, den uns Höhlen und Pfahlbauten, Grubenwohnungen, „Dolmen“ und „Kjökkenmöddinger“ geliefert haben und noch unabläſſig vermehren. In zarten Umriſſen zeigen ſich die Anfänge jener Cultur, auf die wir im Vereine mit geographiſchen und klimatiſchen Bedingungen die Vorherrſchaft Europas unter den Continenten des Erdballes zurückführen müſſen. Die linguiſtiſch-ethnologiſche Forſchung ſtellt ſich zur Mitarbeit ein und verſucht den Nachweis zu liefern, daß unſere indogermaniſchen Ahnen in jener Zeit Europa beſiedelten und dem Antlitz dieſes Erdtheiles den Stempel ihrer kühnen und raſtlos ſtrebenden Eigenart aufdrückten.

Einen neuen Abſchnitt in der Urgeſchichte des Menſchen eröffnet die metalliſche Zeit. Neue, ſehr ſchwierige Fragen knüpfen ſich an das erſte Auftreten des Kupfers und der Bronze unter den Mitteln, mit welchen unſere Vorfahren den Kampf ums Daſein führten. Wir müſſen unſeren Blick auf die Anfänge uralter

Culturſtaaten im Nilthale und in Meſopotamien richten. Der Orient gewinnt zum zweiten-, und wo es ſich um die Einführung des Eiſens neben der Bronze handelt, zum drittenmal die höchſte Bedeutung für die europäiſche Urzeit. Die von Schliemann entdeckten Brennpunkte vorgeſchichtlichen Lebens in Kleinaſien und Griechenland treten in den Kreis unſerer Betrachtung. Phönikien, Griechenland, Italien gewinnen ſteigenden Werth für die Erkenntniß der älteſten Culturgebiete Mittel- und Nordeuropas. Neben den der Höhe claſſiſcher Civiliſation zueilenden Ländern Südeuropas entfalten ſich in Ungarn und Skandinavien, in Oeſterreich, Süddeutſchland und Frankreich eigenthümliche Formenkreiſe, die — für die Geſchichte verſchollen und in den Schriftzeugniſſen niemals erwähnt — einen höchſt ehrenvollen Anſpruch für namenloſe Völker der Urzeit und den gerechten Stolz der modernen archäologiſchen Forſchung begründen. Mit Ueberraſchung wandelt man in den Muſeen der Gegenwart unter dieſen glänzenden Ueberreſten einer Jahrhunderte währenden Blüthezeit, die Herodot noch hätte ſchildern können, die aber längſt verwelkt und in ihre Gräber hinabgeſtiegen war, als die römiſchen Legionen zum Rhein und zur Donau vordrangen. In den verwehten Spuren alter Handelsbeziehungen und Völkerbewegungen erkennen wir klar, welches Unrecht der Geſchichte die Denkmälerforſchung gut zu machen hat. Die antike Welt hat ihr Antlitz einer Sonnenblume gleich dem Morgen und Mittag zugewendet. In der Nacht des Nordens und dem Schatten des Abends erwachten indeſſen neue Stämme, denen der Weltgeiſt in der Zukunft ein höheres Daſein beſtimmt, als jenen Sonnenkindern des Frühlings vergönnt war. So ſchreibt die Prähiſtorie mit ehernem Griffel die große Einleitung zur Geſchichte der nördlichen und weſtlichen Völker Europas, deren Entwickelung, Erſtarkung und endliche Weltherrſchaft die Jahrhunderte des Mittelalters und der Neuzeit mit erhebendem und gewaltigem Inhalt füllt.

Natürlich entbehrt die ſchöne Medaille nicht einer Kehrſeite, und wieviel ſich auch, in optimiſtiſcher Betrachtung, von den erfreulichen Anfängen, den bedeutenden Fortſchritten und den erhebenden Zielen der Urgeſchichtsforſchung ausſagen und ſchildern läßt, ſo bin ich doch der Letzte, die Schwierigkeiten zu verkennen, die ſich einer gewiſſenhaften Darſtellung der menſchlichen Urgeſchichte nach dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft entgegenthürmen. Vielleicht hat es ein Mann hierin leichter, der in keinem der Wiſſensgebiete, aus welchen ſich die Prähiſtorie zuſammenſetzt, ſelbſtſtändig zu arbeiten gewohnt und durch Einzelunterſuchungen ſeinen beſcheidenen Antheil zur Vermehrung unſeres Wiſſens beizutragen befliſſen iſt. Wer aber, wie der Autor dieſes Buches, ſein Leben im Muſeum und bei Ausgrabungen prähiſtoriſcher Alterthümer zubringt, ſteht gewöhnlich auf keiner ſehr hohen Warte. Er iſt ein Rädchen in einer großen Maſchine; genug, wenn er ſich deſſen bewußt, und den Zuſammenhang kennt, in dem er zu wirken berufen iſt. Die dunklen Punkte, an welchen er ſich auf einem kleinen Gebiete abmüht, geſtatten ihm nicht, ſich in dem Ganzen allzuſicher zu fühlen und über die Lücken, welche unſere Kenntniß noch überall aufweiſt, geringſchätzig hinwegzublicken.

Wir dürfen dem Leſer nicht verhehlen, daß es eigentlich dreierlei Urgeſchichten giebt, welche der Darſteller zu einem Bilde zu verſchmelzen hat. Sie hängen untereinander vielfach zuſammen, ſind aber noch allzuſehr getrennt durch die Zeitſtufen, mit welcher ſie ſich beſchäftigen, und durch die Quellen ihrer Erkenntniſſe. Dieſe ſind: 1. Die Urgeſchichte, deren Stoff vor allen archäologiſchen Zeugniſſen liegt, und in dem unſerer directen Anſchauung vollſtändig entrückten Urmenſchen beſteht; dieſe philoſophiſch-paläontologiſche Urgeſchichte hat es reichlich mit Ideen, welchen eine gewiſſe aprioriſtiſche Sicherheit innewohnt, aber wenig mit poſitivem Material zu thun, ſie appellirt meiſt vergeblich an die prähiſtoriſche Archäologie und an die Ethnographie der Naturvölker. 2. Die im engeren Sinne ſogenannte Prähiſtorie, welche der ſchriftlichen Zeugniſſe nahezu ganz entbehrt, aber mit archäologiſchen Funden operirt. Sie verfügt über eine Menge poſitiver Kenntniſſe, doch nur über wenig Ideen zur Durchdringung derſelben. Sie deshalb principiell zu verwerfen, wie noch hie und da geſchieht, iſt eine Abgeſchmacktheit, die nur Denjenigen ziemt, welche Zöpfe für eine Zierde halten. 3. Die von linguiſtiſchen und philologiſchen Zeugniſſen getragene Urgeſchichte älteren Stils, welche die archäologiſchen Quellen nicht berückſichtigte. Sie bildet heute einen drückenden Ballaſt der modernen Prähiſtorie, welche viel Kraft vergeudet hat, um ſich mit ihr auseinander zu ſetzen. Dennoch verdienen auch ihre Quellen, mit gehöriger kritiſcher Vorſicht, Aufnahme; ſie vermitteln vielfach den Anſchluß der geſchichtlichen an die vorgeſchichtlichen Perioden, und Diejenigen, welche ſie in Bauſch und Bogen verwerfen, begehen gleiches Unrecht, wie die berufsmäßigen Verächter der modernen Prähiſtorie.

Wir werden die Fragen der an erſter Stelle genannten philoſophiſch-zoologiſchen Urgeſchichte im einleitenden Capitel (Begriff, Urſprung und Aufgaben der Prähiſtorie) darzuſtellen verſuchen. Das zweite Capitel (die älteſten Culturzuſtände der Menſchheit) ſoll den Uebergang von dieſer nebelhaften Urgeſchichte zur eigentlichen Prähiſtorie bilden und wird ſich, mit Zugrundelegung der beſten völkerkundlichen Darſtellungen, die wir heute (von Waitz, Peſchel, Ratzel u. A.) beſitzen, vorwiegend auf dem Gebiete der vergleichenden Ethnologie bewegen. Vom dritten Capitel an wird die eigentliche Prähiſtorie im engeren Sinne nach den heute ziemlich allgemein angenommenen Perioden (Tertiär, Diluvium, jüngere Steinzeit, reine Bronzezeit, älteres und jüngeres Eiſenalter u. ſ. w.) vorgetragen werden. Den mehr oder weniger geiſtreichen Gegnern dieſer Periodentheilung bemerken wir gleich hier, daß wir die menſchliche Urgeſchichte mit dieſem Schema nicht in ſpaniſche Stiefel einſchnüren wollen. Es fällt uns ebenſowenig ein, aus dieſer Eintheilung einen abſoluten Synchronismus für gleichartige Culturperioden in verſchiedenen Länderräumen abzuleiten, als wir behaupten können, daß alle Menſchen, welche gegenwärtig auf der Erde leben, an demſelben Tage geboren, Jünglinge, Männer Greiſe geworden ſind. Man braucht ja nur auf die Straße zu gehen, um ſich dieſes Gedankens zu entſchlagen; und ebenſo braucht man ſich nur in der Ethnographie, auf dieſem offenen Markte der geſammten Culturgeſchichte, umzuſehen, um ſich von einer übertriebenen Anwendung des Schemas der prähiſtoriſchen Perioden abſchrecken zu laſſen.

Zuſammenfaſſende, gründliche Vorarbeiten haben uns nur in den erſten Capiteln dieſes Werkes theilweiſe leiten können. In den ſpäteren, ungefähr vom vierten angefangen, mußten wir uns durch das Dickicht des wirr umherliegenden Stoffes ſelbſt einen Weg bahnen. Daß das keine kleine Arbeit war, brauchen wir Demjenigen nicht zu verſichern, der die prähiſtoriſchen Alterthümer und die Publicationen, welche denſelben gewidmet ſind, halbwegs kennt. Dafür belohnt uns das Gefühl, eine nützliche und nothwendige Arbeit unternommen zu haben, welche ſonſt jeder Fachmann für ſich, ohne dem Publicum damit direct zu dienen, durchführen muß.

So fruchtbar ſich in den letzten Jahren die franzöſiſche populär-wiſſenſchaftliche Literatur an Werken urgeſchichtlichen Inhaltes gezeigt hat, ſo arm iſt die deutſche Literatur an ſolchen von jeher geweſen. Daran wäre nichts zu beklagen, wenn die erſteren Werke nicht ausnahmslos ganz einſeitig vom franzöſiſchen Standpunkte geſchrieben wären, und wenn ſie die übrigen Länder anders als mit bloßen Seitenblicken bedenken würden.

In Deutſchland haben wir vor nahezu zwanzig Jahren, zur Zeit des Aufſchwunges der prähiſtoriſchen Studien, ein für ſeine Zeit wirklich gutes, gemeinfaßliches Compendium der menſchlichen Vorgeſchichte gehabt. Dieſes Werk iſt aber nicht nur längſt veraltet, ſondern zudem in zweiter Auflage vor elf Jahren zu einem ganz unbrauchbaren, auf hinfälligen Modeanſichten beruhenden Buche umgearbeitet worden. Als ein Denkmal dieſer überwundenen Modeanſichten kann auch eine ſeither erſchienene zweibändige Compilation angeſehen werden.

Wir glauben mit unſerer umfaſſenden und ſyſtematiſchen Darſtellung der Prähiſtorie nach dem neueſten Stande der Forſchung der Oeffentlichkeit eine zeitgemäße und eine zweckmäßige Gabe darzubieten.

Die Urgeſchichte des Menſchen.

Erſtes Capitel.

Urſprung, Begriff und Aufgaben der Prähiſtorie.

> Wer ſtiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menſchengeſchichte friſch aus der Quelle der Natur floß, da die Völkerſtrömungen ſich ihr ſelbſtgewähltes Bett gruben und unbekümmert um Herkommen und Federſatzungen ihren angetretenen Weg fortſetzten?
>
> L. Börne.

1. Urſprung der Prähiſtorie.

a) Aufnahme der paläontologiſchen Zeugniſſe.

Auf zwei getrennten Wegen gelangt man zur Urgeſchichte der Menſchen. Auf dem einen verfolgt man die Entwickelung und Umbildung der Lebeweſen, welche in der Vorzeit den Erdball bevölkert haben, nach aufwärts bis zu dem Punkte, wo wir — ſpät genug und doch in unermeßlicher Zeitferne von unſerer Gegenwart — die erſten Spuren unſeres Geſchlechtes antreffen. Auf dem anderen ſteigt man an der Hand ehrwürdiger Ueberlieferungen von Menſchenthaten und Menſchenloſen hinab bis dorthin, wo die Geſchichte ihren Ausgang nimmt. Der erſtere Weg führt den Geologen und Paläontologen, der andere den Archäologen und Hiſtoriker an die Grenzen der Prähiſtorie. Aber die Richtungen, die wir mit unſerem Denken heute verfolgen, haben nicht zu allen Zeiten geherrſcht. Der Urſprung der Wiſſenſchaften liegt nicht in der klaren Erkenntniß ihrer Ziele; nicht aus der logiſchen Abgrenzung ihrer Gebiete ſind ſie hervorgegangen, ſondern aus der Beobachtung einzelner Thatſachen. Es muß viel Stoff geſammelt ſein, ehe der Geiſt hinzutritt und ihm ein Obdach baut. Dies iſt der Prähiſtorie erſt in unſerem Jahrhundert widerfahren, ihre Anfänge aber liegen weit zurück, und wir müſſen viele, mißverſtandene und zerſtreute Wahrnehmungen aufleſen, um die junge Wiſſenſchaft in ihrem Keime kennen zu lernen.

Wenn die Anthropologie und mit ihr die Prähiſtorie heute im Mittelpunkte des allgemeinen Intereſſes an wiſſenſchaftlichen Fragen daſteht, wenn ihre Fortſchritte als eine unerläßliche Befriedigung für den Wiſſensdurſt der gebildeten Geſellſchaft aufgeſucht und empfunden werden, ſo fühlen wir uns leicht geneigt, auf unſere Vorfahren, welche dieſe Wiſſenſchaften nicht oder nur unvollkommen gekannt haben, geringſchätzig herabzuſehen. Dabei iſt aber nicht zu vergeſſen, daß wir vielmehr durch die Summe poſitiver Kenntniſſe, welche einen faſt natürlichen Erwerb vorgerückter Generationen bilden, als durch den größeren Reichthum an Ideen gegenüber dem Alterthum im Vortheile ſind. Vergleicht man das fünfte

Buch in Lucretius' Lehrgedicht von der Natur der Dinge mit den claſſiſchen Capiteln am Anfange von Oscar Peſchel's Völkerkunde, ſo erkennt man recht bald, wohin das Zünglein der Wage ſich neigt, aber man bemerkt auch bald den Unterſchied, worauf allein das Uebergewicht der Neueren beruht. „Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden ſie auch nur — ein Anderer hatte ſie verloren. Wir entdecken ſie, wie wir Amerika entdeckt, und, ſowenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum erſtenmal beſchreibt, geſchaffen hat, ſowenig haben wir die neuen Ideen geſchaffen, mit welchen wir zum erſtenmal unſere Zeitgenoſſen bekannt machen." — Jene ſcurrilen Popularmeinungen, von welchen wir alsbald zu reden haben werden, ſind heute noch vielfach unter dem Volke verbreitet, und wir thun vielleicht Unrecht, wenn wir ſie, bei ſehr geringer anderweitiger Ueberlieferung, dem Alterthum mit Vorliebe aufbürden. Freilich war es damals um die allgemeine Volksbildung ſchlechter beſtellt und die Zahl der Unterrichteten in den beſſeren Claſſen geringer als heute. Der Stand des poſitiven Wiſſens war, zumal in den naturgeſchichtlichen Fächern, auch bei den erleſenſten Geiſtern ein niedriger, unzuſammenhängender. Aber das Bedürfniß nach urgeſchichtlicher Belehrung hat auch damals ſchon beſtanden, nur daß ſich die Erfüllung desſelben in legendenhafte Formen kleidete und, wo ſie an der Hand greifbarer Thatſachen auftrat, mehr Irrthümer als Wahrheit verbreitete. Schon vor vielen Jahrhunderten warf man Blicke auf die Vergangenheit unſeres Planeten und ſeiner Bewohner an der Hand *foſſiler Thierknochen*, die bald da, bald dort entdeckt und gelegentlich auch geſammelt oder pietätvoll wieder beſtattet wurden. Aus Schichten, die ſich vor dem Eintritt des gegenwärtigen erdhiſtoriſchen Zeitraumes gebildet hatten, erſtanden, wie Mahner an eine ferne Urzeit, koloſſale Knochenreſte, und die Gelehrten des Alterthums (Pythagoras, Plato, Ariſtoteles u. A.) ſahen darin die Spuren geologiſcher Umwälzungen. Dichter, wie Ovid, erkannten in den Meerconchylien, welche man auf Bergoberflächen fand, Beweiſe für die einſtige Ueberfluthung gegenwärtig trocken liegender Theile unſeres Planeten, und in den Skeletten vorweltlicher Säugethiere erblickte man mit Staunen und Grauen die Gebeine der Giganten, welche einſt als übermüthige Söhne der Mutter Erde den Kampf gegen die olympiſchen Götter aufnahmen und von dieſen nach hartem Ringen in Staub und Moder hingeworfen wurden.

Aber nicht nur die erdgeborenen Himmelsſtürmer der Sage, ſondern die *Helden und Heroen der Vorzeit* überhaupt wurden im Alterthume (ſchon zur Zeit des Homer) für ein anders geartetes Geſchlecht gehalten, als wie jetzt die Menſchen ſind. In der Ebene von Tegea (Tripolizza in Arkadien) wurde in ſpäteren geſchichtlichen Zeitläuften das Grab des Oreſtes aufgefunden. Der Leichnam maß ſieben Ellen. Die Spartaner, welche eben damals um die Führerſchaft im Peloponnes mit den Tegeaten rangen, ſetzten ſich, einem Rathe des delphiſchen Orakels folgend, in Beſitz der merkwürdigen Gebeine und gewannen alsbald die Oberhand über die Tegeaten. Das Grab des angeblichen Oreſtes wurde noch im zweiten Jahrhundert nach Chriſto dem Reiſenden Pauſanias gezeigt. In der Ebene von Troja wies man den Fremden das Grabmal des unglücklichen Ajas. Die dem Meere zugekehrte Seite des Hügels wurde einſt vom Waſſer unterwühlt, und dabei wären nach Philoſtratus die Gebeine eines Mannes von elf Ellen Länge zum Vorſchein gekommen. Kaiſer Hadrian ließ bei ſeiner Anweſenheit in Troja die Knochen wieder beerdigen und ein neues Grabmal darüber aufführen. Zehn Ellen lang waren die Gebeine des Aſterius, eines Enkels der Erdmutter, deſſen Grab auf einer Inſel vor Milet entdeckt wurde. Elf Ellen maß ein Leichnam, welchen die Römer im Flußbett des Orontes (Syrien) fanden, als ſie dasſelbe trocken legten.

Der Schriftſteller Philoſtratus war eifrig bemüht, der Welt den Nachweis einer untergegangenen Rieſengeneration zu liefern. Er ſtützt ſich dabei zum Theile auf Autopſie und eigene Reiſen. Am Vorgebirge Sigeion, unweit des obgedachten Ajasgrabes, kam nach ſeinem Bericht der Leib eines Giganten zum Vorſchein, welchen einem Orakelſpruch zufolge Apollo ſelbſt erſchlagen haben ſollte. An die Orakel und ihre Prieſter wendete man ſich damals bei ſolchen Entdeckungen wie heute an Univerſitäten und Profeſſoren. „Ich bin," ſagt der Berichterſtatter, „ſelbſt nach Sigeion gefahren und habe den Einſturz der Erde und den Rieſen in ſeiner ganzen Größe geſehen. Auch viele Hellespontier fuhren dahin und Jonier, und alle Inſelbewohner und ganz Aeolien. Denn zwei ganze Monate lag er in ſeiner Größe auf dem Vorgebirge zur Schau und gab zu mannigfaltigen Vermuthungen Anlaß, ſolange ſich das Orakel noch nicht darüber erklärt hatte." Schade, daß Philoſtratus die Conjecturen ſeiner Zeitgenoſſen nicht mittheilt, vielleicht hatte doch Einer oder der Andere das Richtige dabei getroffen. Zweiundzwanzig Ellen, heißt es, maß der Rieſe und lag in einer Felsſchlucht mit dem Kopfe nach dem Feſtlande hin; die Füße aber endigten da, wo das Vorgebirge aufhört. Mehrere Jahrzehnte ſpäter wurde ein anderer Rieſe auf der Inſel Kos beim Eingraben von Weinſtöcken gefunden; derſelbe maß 12 Ellen, und in ſeinem Schädel wohnte ein Drache. Wieder gab das Orakel die Auskunft, daß dies einer der vom Blitz erſchlagenen Giganten wäre. Einen dritten fand man wenige Jahre ſpäter auf der Inſel Lemnos. Philoſtratus fuhr zu der Fundſtelle und fand die Knochen nicht mehr in Ordnung, „denn die Wirbelbeine lagen voneinander, durch Erdbeben, wie es ſcheint, getrennt, und auch die Rippen waren von den Wirbeln geſondert. Indem ich ſie aber zuſammen und einzeln betrachtete, ſchien mir ihre Größe ſchauderhaft und ſchwer mit der Einbildungskraft zu faſſen. In den Schädel goſſen wir Wein; aber zwei kretiſche Eimer füllten ihn nicht an". Nicht minder aus eigener Anſchauung berichtet derſelbe über einen Fund an der Südweſtküſte von Imbros. „Hier hat ein vom Lande abgeriſſenes Stück den Leib eines überaus großen Rieſen mit ſich fortgeriſſen. „Wenn du dies nicht glaubſt, ſo laß uns hinfahren; denn noch liegt er entblößt und die Ueberfahrt nach Naulochos iſt kurz." Und da der Fremdling, an den er dieſe Aufforderung richtet, ablehnen muß, da ihn Handelsgeſchäfte anderswohin rufen, ſo nennt ihm der Rieſengläubige in aller Geſchwindigkeit noch eine Reihe ſolcher Orte her, an welchen die Gebeine gigantiſcher Menſchenkinder gezeigt werden: Kos, wo die Gebeine der Erdgeborenen, der Meroper wie man ſie nennt, aufbewahrt ſind, wie in Phrygien die Gebeine des Hyllos, Sohnes des Herakles, und in Theſſalien die der Aloaden, „um dich zu überzeugen, daß ſie in der That neun Klafter lang und ſo geweſen ſind, wie von ihnen geſungen wird". Er meint die bekannte Stelle der Odyſſee, in welcher es von den Söhnen des Aloeus und der Iphimedeia, Otos und Ephialtes heißt, daß ſie im Alter von neun Jahren ſchon neun Ellen breit und neun Klafter hoch geweſen und die Götter im Himmel bedroht hätten mit feindlichem Anſturm.

„Oſſa, den Berg, auf Olympos zu thürmen gedachten ſie, d'rüber
Pelion wälderumrauſcht, um hinauf in den Himmel zu ſteigen.
Und ſie vollbrachten es auch, wenn zur vollen Kraft ſie gekommen.
Aber es traf Zeus' Sohn, den die lockige Leto geboren,
Beide mit Tod, eh' ihnen die Erſtlingsblum' an den Schläfen
Aufgeblüht und das Kinn ſich gebräunt von ſchönem Gekräuſel."

„Die Bewohner von Neapolis in Italien," fährt unſer Gewährsmann fort, „ſehen die Gebeine des Alkyoneus als ein Wunder an. Sie ſagen nämlich, daß viele der Giganten dort vom Blitze erſchlagen worden, und daß der Veſuv über ihnen rauche. Ja, auch in Pallene, welches bei den Dichtern Phlegra heißt, bewahrt die Erde viele dergleichen Leiber, weil dort die Giganten ein Feldlager hatten, und Regengüſſe und Erderſchütterungen enthüllen ihrer viele. Auch wagt ſich kein Hirt in jene Gegend um Mittagszeit, weil dann die darin raſenden Geſpenſter ein Getöſe machen." Die gleiche Sage war am Aetna zu Hauſe, wie Quintus von Smyrna bezeugt:

> „Wo einſt auf den gewalt'gen Enkelados warf des Kroniden
> Krieg'riſche Tochter die Inſel Sicilien, welche noch jetzo
> Brennt, da der rieſengewalt'ge Gigant ſtets glühenden Odem
> Aushaucht unter der Erde."

Andere Geſchichten dieſer Art kann man in dem Wunderbüchlein des Phlegon von Tralles nachleſen, darunter die Entdeckung eines Rieſenſkelettes ſammt Grabſchrift, die das Alter des Beſtatteten auf 5000 Jahre angiebt. Aber damit verlieren wir uns auf das Gebiet des Volksmärchens, welches an vielen Punkten der Erde in gleichen Zügen wiederzufinden iſt. Wir wollen jedoch nur die veralteten Stützen kennen lernen, an welchen die Ideen des Volkes, der Prieſter und der Gelehrten ſich phantaſtiſch emporrankten. M. Neumayr in ſeiner Abhandlung über den geologiſchen Bau der Inſel Kos findet es außer Zweifel, daß die poſitive Grundlage für die Berichte alter Autoren über ſogenannte Rieſenknochen in dem Vorkommen tertiärer Säugethierreſte (wohl in der Regel von Maſtodonten) beſteht. Die citirten Localitäten liegen alle im Gebiet des jüngeren Tertiär, wo die foſſilen Säugethiere überhaupt vorkommen, und wir erhalten dadurch eine Anzahl von Fundortsangaben tertiärer Rüſſelthiere. Hätte das Alterthum ſchon die richtige Auffaſſung von dieſen Funden beſeſſen, ſo wäre es auch zu beſſerer Einſicht über den vorgeſchichtlichen Menſchen gelangt. Da jene fehlte, mußten nach wie vor Mythe und philoſophiſche Speculationen herhalten, um den Wiſſensdrang der Menge zu befriedigen, und die an hundert Stellen von der Natur ſelbſt aufgerichteten Wegweiſer blieben unbenutzt. Nur von fern und zaghaft ſtreifte man zuweilen an die Wahrheit heran, und es erſcheint wie eine dämmerhafte Ahnung des wirklichen Sachverhaltes, wenn Pauſanias den Orakelſpruch für glaubhaft hält, wonach der am Orontes gefundene Rieſe ein Indier geweſen ſei. „Denn, wenn in der Urzeit die Erde, da ſie noch weich und voll Feuchtigkeit war, in Folge der Sonnenwärme die erſten Menſchen hervorgebracht hat, welches Land ſollte dann frühere oder größere Menſchen erzeugt haben, als Indien, wo noch heute die ſonderbarſten und größten Thiere aufwachſen."

Abbildung 1, S. 13, zeigt einen der vermeintlichen „menſchlichen Rieſenknochen" unſerer Vorfahren (in Wirklichkeit den Oberarmknochen von einem mittelgroßen Mammuth), gehalten von einer menſchlichen Figur, an welcher einige Skelettheile, namentlich der correſpondirende Oberarmknochen, zur Vergleichung angedeutet ſind.

Man beſchränkte ſich aber nicht darauf, die vermeintlichen Rieſenknochen anzuſtaunen, oder wie Hadrian gethan haben ſoll, zu umarmen und zu küſſen, um ſie dann einfach liegen zu laſſen oder neuerdings zu beerdigen, ſondern von einem ausgezeichneten Herrſcher des Alterthums iſt uns wenigſtens bekannt, daß er ſie ſammeln ließ und ihnen einen eigenen Aufbewahrungsort — das älteſte paläontologiſch-prähiſtoriſche Muſeum — widmete. Von Kaiſer Auguſtus heißt es in der Biographie des Suetonius, daß er ſeine Landhäuſer nicht ſo ſehr mit Statuen und Gemälden ausſchmückte, als mit Wandelgängen und Luſthainen, wie auch mit allerlei durch Alter und Seltenheit merkwürdigen Dingen. So bewahrte er in ſeiner Villa zu Capri die ungeheuren Knochen rieſiger See- und Landthiere, welche gewöhnlich Gebeine der Giganten und Waffen der Heroen heißen. Es iſt nicht ausgemacht, ob Auguſtus die Popularmeinung von dieſen Funden theilte; jedenfalls war Sueton über dieſelbe hinaus zur richtigen Erkenntniß gelangt. Auguſtus' Nachfolger Tiberius theilte das Intereſſe des Erſteren an räthſelhaften Knochenfunden, nicht aber den Geſchmack desſelben, dieſe Funde aufzubewahren. Während ſeiner Regierungszeit wurden durch ein Erdbeben koloſſale Skeletreſte bloßgelegt; der Ort, wo dies geſchah, iſt in der Ueberlieferung nicht angegeben. Die überraſchten Ortsbewohner wendeten ſich mit einer Geſandtſchaft an den Kaiſer, ſie überſchickten ihm eine Zehe des Rieſen und ließen anfragen, ob er das ganze Gerippe desſelben zu beſitzen wünſche. Tiberius lehnte ab und ſendete auch den Zahn, welcher einen Fuß lang war, wieder zurück. Vorher aber gab er einem berühmten Geometer, den er

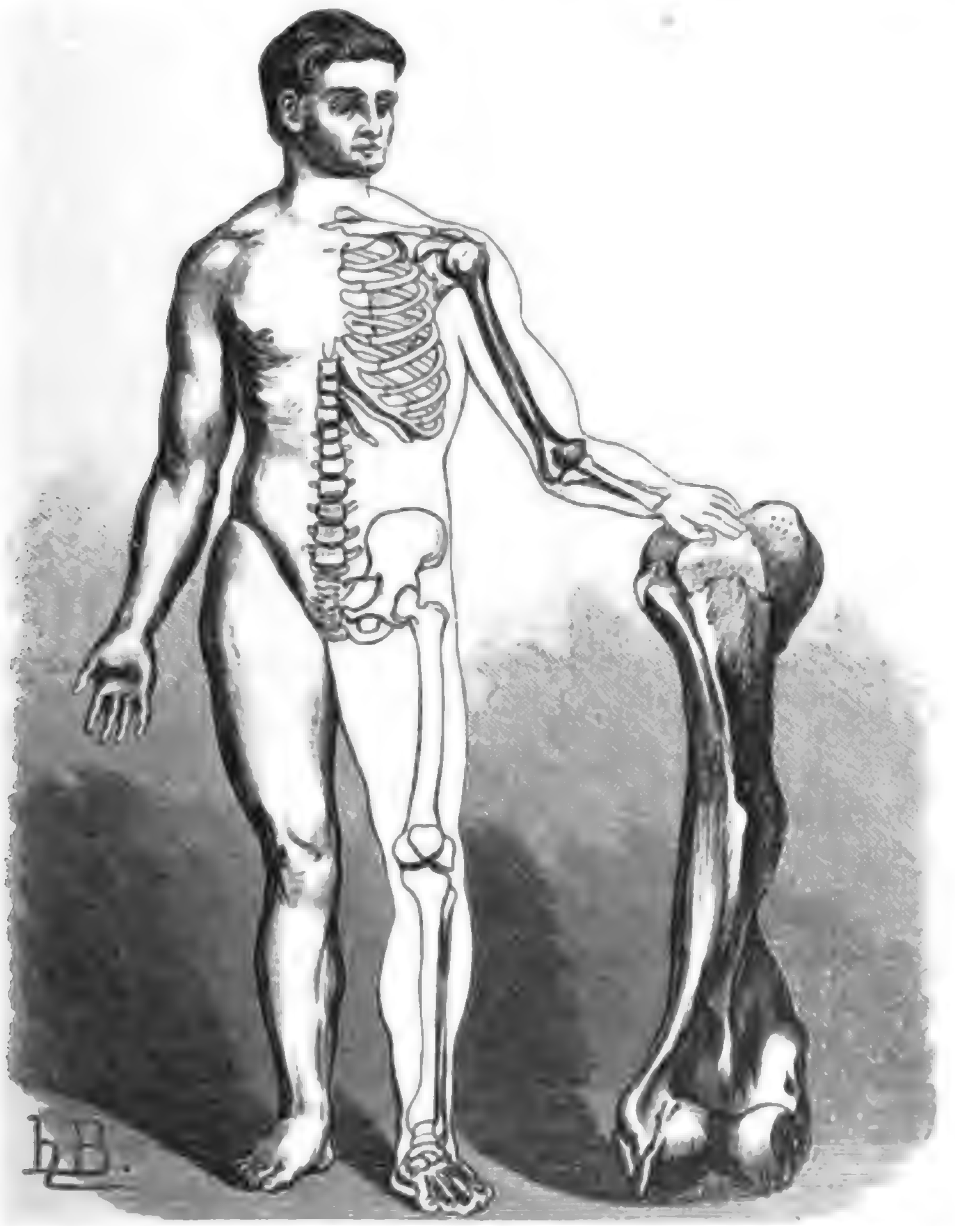


Fig. 1. Menſchliche Figur mit einem Oberarmknochen vom Mammuth, zur Vergleichung der Proportionen.

(Text ſiehe S. 12.)

an ſeinem Hoflager hielt, Namens Pulcher, den Auftrag, ein Antlitz zu bilden, welches der Größe des Zahnes entſpräche.

Wir haben eine Reihe von Zeugniſſen aus dem claſſiſchen Alterthum angeführt, um zu zeigen, wie ſchon vor vielen Jahrhunderten gleichſam die begrabene Urgeſchichte ihr Haupt aus der Erde erhob. Aber man verſtand ſie nicht, und ſo erſchien ſie erſt viel ſpäter in ganzer Geſtalt vor den Augen der Welt. Wir hätten ebenſogut aus anderen Zeiträumen und Ländern unſere Beiſpiele wählen können, als aus Griechenland und Italien; denn überall und zu allen Zeiten gab es Sagen und merkwürdige Funde, die man zur problematiſchen Aufhellung der Vorzeit untereinander in Verbindung ſetzte. Im Alterthum triumphirten die olympiſchen Götter über die erdgeborenen Schreckgeſtalten. Faſt möchte man finden, daß ſeither das Umgekehrte eingetreten iſt, und daß die gigantiſchen Ueberreſte verſchollener Thierzeugungen in der Wiſſenſchaft den Sieg davongetragen haben über die im Nebel zerfließenden Lichtgeſtalten der Olympier, und über die Prieſter und Mythen derſelben mit ihren Erklärungen vom Welturſprung und von der Entſtehung des Menſchen.

Der Aberglaube des Alterthums hat zunächſt ſein Fortleben gefunden in den Jahrhunderten des Mittelalters; wir begegnen ihm bei Chriſten und Nichtchriſten. In der islamitiſchen Welt trifft man die Anſchauung, Adam ſei ſo groß geweſen, wie ein hoher Palmbaum (circa 20 Meter). Der heilige Auguſtinus widmete dem langen Leben und dem hohen Wuchs der Menſchen vor der Sündfluth ein eigenes Buch und erklärt unter anderen den Backenzahn eines diluvialen Dickhäuters für den eines menſchlichen Rieſen, der hundertmal ſo groß geweſen ſei, als die Menſchen ſeiner Zeit. Reſte dieſer Auffaſſung haben ſich bis in die Gegenwart fortgefriſtet. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts unterſuchte ein franzöſiſcher Akademiker das Körpermaß unſerer bibliſchen Stammeltern und fand, daß Adam bei 40 Meter hoch, Eva jedoch um anderthalb Meter kleiner geweſen ſei. Selbſt Linné huldigte noch der Anſicht, daß Adam und Eva Rieſen geweſen ſeien, und daß die Menſchen aus Armuth und anderen Urſachen von Geſchlecht zu Geſchlecht an Größe abgenommen hätten. Beweiſe für die enorme Größe unſerer Vorfahren zu ſuchen, hat man nie aufgehört, und wenn ſich heute ein Fund ergiebt, der eine Deutung in dieſer Richtung zuläßt, ſo lebt der alte Wahn ſelbſt unter Gelehrten wieder auf, wie die Geſchichte des Kiefers aus der Sipkahöhle in Mähren zeigt.

Darf man ſich ſonach wundern, wenn der Rieſenglaube unſerer Väter mit vorweltlichen Thierknochen zuweilen einen wahren Mummenſchanz trieb? Der Canton Luzern verdankt den Schildhalter ſeines Wappens, den „wilden Mann" einem Knochenfunde von 1577, den die Gelehrten jener Zeit einem Rieſen von über 5 Meter Höhe zuſchrieben. Unter den Heiligen, deren Reliquien man verehrte, eignete ſich der lange Chriſtof vortrefflich dazu, durch den Backenzahn eines Mammuth auf Erden ſichtbar vertreten zu ſein, und genoß unter dieſer Form inbrünſtige Ehren zu Valencia in Spanien. Gleiches wiederfuhr einem Mammuth-Schenkelknochen zur höheren Glorie des heiligen Vincenz, deſſen Arm man zu beſitzen und in feierlicher Proceſſion (noch 1789) herumzutragen glaubte. Das Rieſenthor zu St. Stephan in Wien hat ſeinen Namen von dem vermeintlichen Knochen eines Rieſenmenſchen, richtiger eines diluvialen Säugethiers, welcher ehedem an dem Portale zu ſehen war

Im geologiſchen Univerſitätsmuſeum zu Wien befindet ſich ein Elephantenknochen mit der aufgemalten Jahreszahl 1443. Dieſes Stück iſt wahrſcheinlich bei der Aushebung des Grundes zum zweiten Thurme von St. Stephan gefunden worden und identiſch mit dem Rieſenknochen, welchen Bruckmann noch 1729 am

Portale dieſes Domes hängen ſah. Der Brauch, vorweltliche Thierreſte an den Thoren und im Innern chriſtlicher Kirchen aufzuhängen, iſt mehrfach bezeugt. Man kann ſich dabei Verſchiedenes gedacht haben; immerhin wird der Volksglaube entweder im Zuſammenhang mit bibliſcher Geſchichte oder kirchlichen Legenden hier im Spiele ſein. Die Skelettrümmer eines zu Liegnitz in Schleſien gefundenen „Rieſen“ wurden geradezu an mehrere berühmte Kirchen Europas vertheilt, während der Dom zu Breslau den Kopf desſelben bewahrte. Am Domportal zu Krakau ſah man den Schädel und andere Knochen eines Rhinoceros, und in der Michaeliskirche zu Hall am Kocher hing oder hängt noch ein Mammuthſtoßzahn, den die beigefügte Inſchrift aus dem Jahre 1605 in Reimen reden und dem Leſer das Räthſel ſeiner Herkunft aufgeben läßt. („Sag', Lieber, was Arth ich mag ſeyn?“) Auch im dritten Buch der „Wieneriſchen Chronica“ des Dr. Lazius wird ein Haus angeführt,

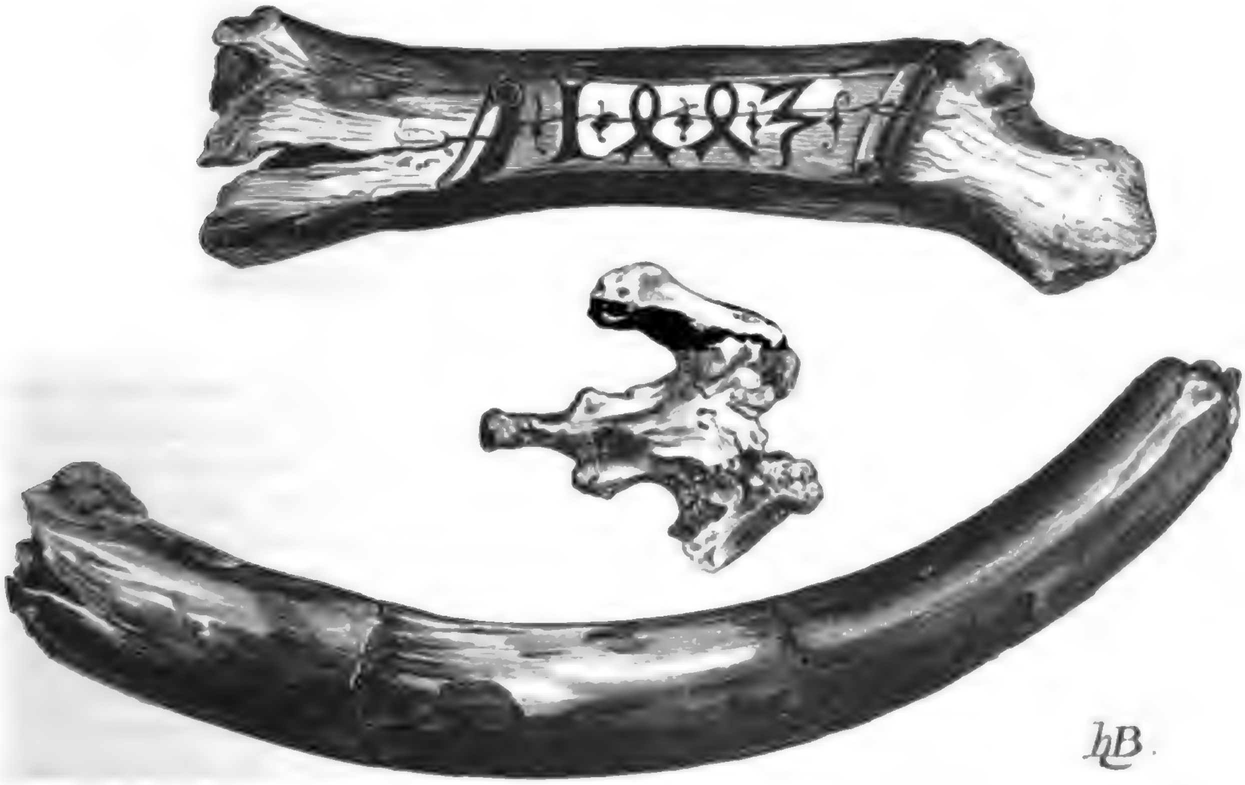


Fig. 2. **Knochen und Stoßzahn vom Mammuth, gefunden in Niederöſterreich, $^1/_8$ n. Gr.**
(Text ſiehe S. 15.)

„da desz Riſen Schienbain angehenket iſt“, und derſelbe Autor berichtet, daß zu Wien die Gebeine der Rieſen Og und Magog aufgefunden worden ſeien, was gewiß nur von der Entdeckung vorweltlicher Thierknochen zu verſtehen iſt.

Abbildung 2, S. 15, zeigt den oben erwähnten Mammuthſchenkelknochen im geologiſchen Univerſitätsmuſeum zu Wien, ferner einen Wirbelknochen und einen Stoßzahn vom Mammuth aus dem Löß von Zeiſelberg in Niederöſterreich, jetzt im k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeum (prähiſtoriſche Sammlung). An den beiden letzteren Stücken gewahrt man Spuren der Bearbeitung durch den diluvialen Menſchen.

Die Vorſtellung von dem ungeheuren Wuchs der vorzeitlichen Erdbewohner iſt über die ganze Erde verbreitet. Die Spanier fanden ſie bei den alten Mexikanern, die Engländer bei den Indianerſtämmen Nordamerikas. Es iſt überflüſſig zu unterſuchen, wieweit ſie mit der Entdeckung der Ueberreſte ausgeſtorbener Thiergattungen zuſammenhängt. Dagegen darf wohl erwähnt werden, daß die Fabelthiere und Ungeheuer, von welchen nach den Märchen und Legenden unſerer Ahnen die Vorzeitwälder wimmelten, vielleicht auf die Rechnung ſolcher Funde zu ſetzen ſind. Glaubte man doch auch im Alterthum die Reſte des Seethieres wieder zu erkennen, durch deſſen Tödtung Perſeus die Andromeda befreit haben ſollte, und der Lindwurm auf dem Hauptplatze zu Klagenfurt, das Wahrzeichen der Hauptſtadt Kärntens, iſt nach Profeſſor Unger's anſprechender Vermuthung entſtanden aus der Befruchtung bildkünſtleriſcher Phantaſie durch den Fund eines diluvialen Rhinocerosſchädels. Die Sagen von Ungeheuern, an welchen ſich junge Helden ihre erſten Sporen verdienen, gehen ebenfalls über die ganze Erde und treten auf ein erhöhtes ſtaatlich-religiöſes Piedeſtal in China, wo der Drache hohe Verehrung genießt und nur der Kaiſerthron für würdig gilt, ein gleichwerthiges Geſchöpf in Menſchengeſtalt aus der anbetenden Menge emporzuheben.

Hier iſt auch die Stelle, wo wir den berühmten Sündfluthmenſchen Scheuchzer's — nicht als Zeugen für das bibliſche Diluvium, wie der glückliche Entdecker meinte, ſondern für den Entwickelungsdrang und die Jugendſtreiche der menſchlichen Paläontologie — anführen müſſen. Dieſe abenteuerliche Erſcheinung iſt nicht nur für alle Zeiten eines Heiterkeitserfolges gewiß, ſie zeigt uns namentlich, wie wenig man noch 1732 mit der Baſis anthropologiſcher Unterſuchungen vertraut war und mit wie heißer Begier man dennoch die wiſſenſchaftliche Beſtätigung uralter Glaubensartikel ſuchte. Die Skeptiker, welche ſich der Jahrtauſende alten Popularmeinung vergeblich widerſetzten, waren auf falſche Fährte gerathen. Sie nahmen (im 16. Jahrhundert) die foſſilen Thierreſte für bloße Naturſpiele oder für die Wirkungen einer räthſelhaften plaſtiſchen Schöpferkraft der anorganiſchen Natur (vis plastica, nisus formativus), eine ſchon von Ariſtoteles angeregte Idee, welche von Avicenna aufgenommen wurde. Der Anatom Fallope (1500) theilte dieſelbe; 1709 erſchien in Frankfurt ein Buch gegen dieſe verkehrten Auffaſſungen. Unter Denjenigen, welche auf dem richtigen Wege blieben, glänzt ſterngleich der Name Lionardo da Vinci's. Von ihm und Anderen wurde zuerſt die bibliſche Sündfluth zur Erklärung des weitverbreiteten Vorkommens foſſiler Thierreſte herangezogen. Und, in der That, was lag näher als dieſe Annahme? Das Diluvium machte es allein begreiflich, wie ſich jene in Stein verwandelten Reſte lebender Organismen, ein ſeltſames Gemenge von Land- und Waſſerthieren, in Bergen eingeſchloſſen, auf den Hängen der Thäler wie auf den Höhen der Gebirge erhalten haben konnten. Kein Wunder, daß man zähe daran feſthielt, daß man vor Allem mit Eifer nach den Spuren des Menſchen ſuchte, den ja die große Fluth bis auf wenige Paare von der Erde hinweggetilgt haben ſollte. Ein Kind dieſes brennenden Wunſches war der Sündfluthzeuge Scheuchzer's. Dieſer berühmte Schweizer Gelehrte veröffentlichte auf einem ſauber in Kupfer geſtochenen Blatte ſeiner „Physica sacra" die Darſtellung einer Schieferplatte aus den petrefactenreichen Brüchen von Oeningen, welche nach ſeiner Meinung die Skeletreſte eines menſchlichen Kindes erkennen ließ, und gab ſeinem bewegten Gemüth auch in einem ſpäter vielbelachten Verslein Ausdruck, das er über die wohlgelungene Abbildung ſetzte. Aber der „alte Sünder", deſſen „betrübtes Bein-Gerüſt" nach der Abſicht des gefühlvollen Herausgebers „das Hertz der neuen Boßheits-Kinder" erweichen ſollte, wurde von einer ſpäteren Generation unbarmherzig als ein etwa meterlanger Waſſermolch (Salamandra gigantea, Cuvier), an Größe und Geſtalt dem japaniſchen Rieſenſalamander ähnlich, entlarvt. Heute würde kein Gymnaſialſchüler dieſe Knochenreſte für das Skelet eines Menſchen erklären, geſchweige denn ein Mitglied der „gelehrten und curioſen Welt“, welcher Scheuchzer den armen Ertrunkenen „zum Nachdenken“ übermittelte.

Es war ſchon ein großer Fortſchritt, als man die foſſilen Thierknochen nicht mehr den menſchlichen Rieſengenerationen der Vorzeit zuſchrieb. Man hat zuweilen komiſche Verſuche gemacht, ſich mit ihnen wiſſenſchaftlich abzufinden. So klügelte man, daß die Mammuthreſte, welchen man das als Arzneimittel hochgeſchätzte ebur fossile (verſteinertes Elfenbein) verdankte, Ueberreſte jener Elephanten ſeien, welche Hannibal bis an den Nordrand der Alpen gebracht habe, oder man ſah in ihnen die Reliquien „römiſcher Hecatombarum und alter Viehopfer“. Die genaue wiſſenſchaftliche Beobachtung zerſtörte mit der Zeit alle dieſe Hirngeſpinnſte. In den Knochenhöhlen der Fränkiſchen Schweiz, welche als Hauptfundort von foſſilem Elfenbein ausgebeutet wurden, entdeckte der Pfarrer J. F. Eſper 1774 unter den Reſten von Höhlenbären und anderen diluvialen Thieren unzweifelhafte Menſchenknochen: ein Unterkiefer, ein Schulterblatt, einen ziemlich wohlerhaltenen Schädel. Er gab hierauf „ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen“ und ſchloß vollkommen correct aus dem Zuſammenvorkommen im gleichen Höhlenlehm auf die Zuſammengehörigkeit und Gleichzeitigkeit der menſchlichen und der thieriſchen Ueberreſte.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war man hinlänglich regſamen und aufgeklärten Geiſtes, um ſich mit der Möglichkeit foſſiler Knochenfunde vom Menſchen in wohlwollendem Sinne abzugeben. Blumenbach erklärte 1791 keinen Grund zu kennen, warum nicht foſſile Menſchenknochen ebenſogut wie foſſile Skeletreſte vom Elephanten, Rhinoceros u. ſ. w. in den Schichten der letztvergangenen Erdperiode gefunden werden ſollten. Freilich werde Niemand erwarten dürfen, menſchliche Reſte unter Ammoniten, Trilobiten u. dgl. zu finden, d. h. aus einer Zeit, deren Fauna von der gegenwärtigen durchaus verſchieden geweſen ſei.

So war denn ſcheinbar alles auf dem beſten Wege zur vorurtheilsloſen Anerkennung weittragender, wenn auch noch vielfacher Beſtätigung bedürftiger Schlüſſe und Ergebniſſe. Aber es erfolgte ein Rückſchlag, der ſeltſam genug mit dem raſchen Aufſchwung einer nah verwandten Wiſſenſchaft verknüpft war. Im 18. Jahrhundert ſammelte und zeichnete man Foſſilien; aber erſt gegen das Ende desſelben zeigten ſich die Grundlinien einer wiſſenſchaftlichen Behandlung dieſer Funde im Rahmen der geologiſchen Schichtenkunde oder Stratigraphie. Damals nahm die Geologie und mit ihr die Paläontologie unter der Führung von Männern, wie Werner und Sauſſure, einen gewaltigen Aufſchwung durch das gründliche Studium jener Archive, in welchen die Urkunden der Schöpfungsgeſchichte niedergelegt ſind. Wenige Jahrzehnte ſpäter kam der große Cuvier, welcher in ſeinem Werk über die foſſilen Thierknochen (1821 bis 1824) ungefähr 160 erloſchene Thierſpecies beſchrieb. Mit dem ſchöpferiſchen Geiſte des wahren, Beobachtung und Divination aufs innigſte verſchmelzenden Gelehrten entdeckte er die Beziehungen zwiſchen den erhaltenen Fragmenten und dem Ganzen des Organismus, welchem ſie angehört, und baute aus formloſen Skelettheilen die Lebeweſen der Vorzeit in glaubhaften Geſtalten vor unſeren Blicken auf. Er zeigte die Verſchiedenheit der foſſilen Arten von den heute lebenden und lehrte das Alter der geologiſchen Schichten an der Hand der Thierreſte, die ſie einſchließen, unterſcheiden.

Aber die prähiſtoriſche Anthropologie verdankt dem Genie Cuvier's nur indirecte Förderung. Direct hat das ruhmvolle Auftreten dieſes Mannes und die Autorität ſeines Wortes ſogar hemmend in die Entwickelung der menſchlichen Urgeſchichte eingegriffen. Der Begründer der modernen Paläontologie hatte in ſeinem Weltſyſteme keinen Raum gelaſſen für den diluvialen Menſchen. Auf ſeine

Grundanſchauung bauend, war man bis vor wenigen Jahrzehnten der Ueberzeugung, daß die Erdoberfläche zu wiederholtenmalen durch gewaltſame Ereigniſſe umgeſtaltet worden ſei. Allgemeine Umwälzungen, Weltkataſtrophen, ſollten das Beſtehende jedesmal von Grund aus zerſtört und neue Schöpfungen an deſſen Stelle geſetzt haben. Man ſprach von *Schöpfungsepochen*, deren jede durch eine andere Bevölkerung lebender Organismen charakteriſirt ſei. So fand man das Diluvium, die vorletzte dieſer Weltepochen, charakteriſirt durch die großen Dickhäuter (Mammuth, Nashorn, Flußpferd) und die höhlenbewohnenden Bären, Löwen, Hyänen. Dieſe Fauna ſei durch einen vernichtenden Schlag lange vor dem Auftreten des erſten Menſchen hinweggeräumt worden. Erſt im Alluvium, den in der gegenwärtigen Weltepoche gebildeten Erdſchichten, dürfe man Menſchenknochen ſuchen. Es ſei Träumerei, ſie in Geſellſchaft der großen diluvialen Dickhäuter zu vermuthen.

Mit dieſer Cuvier'ſchen Theorie der Erdrevolutionen hat die Gegenwart gebrochen. Der große engliſche Geologe *Charles Lyell* hat vor Allen der Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Unterſchiede, welche in den aufeinanderfolgenden Perioden der Erdgeſchichte hervortreten, *allmählich* in ungemein langen Zeiträumen durch den langſamen Einfluß noch heute wirkender Naturkräfte *entſtanden ſind*. Die Pflanzen und Thiere der Vorwelt ſind von den gegenwärtig lebenden nicht ſo gründlich verſchieden, wie man geglaubt hat. Insbeſondere darf man nicht annehmen, daß die höchſten Stufen des thieriſchen Lebens erſt im Alluvium ihre erſten Spuren hinterlaſſen haben. Foſſile Affenknochen ſind nun ſchon im früheſten Tertiär nachgewieſen, und den Menſchen hat man in Geſellſchaft ausgeſtorbener Säugethiere unter Umſtänden aufgefunden, welche jeden Zweifel an der Gleichzeitigkeit beider ausſchließen.

Aber lange Zeit war der Einfluß Cuvier's ſtark genug, eine Reihe der wichtigſten urgeſchichtlichen Entdeckungen um allen Credit bei den Zeitgenoſſen zu bringen. *Boucher de Perthes* (geb. 1788) fühlte ſich ſchon in jungen Jahren zum Urgeſchichtsforſcher berufen. 1805 unterſuchte er (auf Beſuch bei einem Schwager Cuvier's) die Rolandsgrotte unfern Marſeille, 1810 die Grotte von Palo im Kirchenſtaate, wußte jedoch weder mit den Knochen, die er dort, noch mit den Steinſachen, die er hier ſammelte, etwas anzufangen. Wir erkennen den Einfluß Cuvier's, aber auch die Unreife des jugendlichen Forſchers. Von größter Wichtigkeit ſind dagegen ſeine lange verkannten Arbeiten im Sommethal (Picardie) bei Abbeville und Amiens, wo er 1838 in den diluvialen Kies- und Sandablagerungen zahlreiche Feuerſteinwerkzeuge zwiſchen foſſilen Nashorn- und Elephantenknochen fand. Triumphirend rief er aus, daß hier der Urſprung der alten Traditionen von der Vorzeit des Menſchen zu ſuchen ſei und daß die plumpen Thierknochen, welche den geſchlagenen Feuerſtein begleiteten, zur Beglaubigung derſelben ſo viel werth ſeien, als ein ganzer Louvre voll Medaillen und Inſchriften.

Wir werden der Leidensgeſchichte dieſes Entdeckers ſpäter noch einen Blick widmen; hier ſoll zunächſt noch einiger verwandter Funde gedacht werden. Schon 1700 waren bei *Cannſtatt* in einer diluvialen Schicht zahlreiche Thierknochen ausgegraben worden, welche G. Jäger 1835 als vom Mammuth, Höhlenbären und der Höhlenhyäne herrührend beſtimmte. Dabei fand ſich ein Schädeldach vom Menſchen, das nachmals für werthvoll genug befunden wurde, dem Zeitgenoſſen des Mammuth den Namen der „Raſſe von Cannſtatt" zu verſchaffen. 1823 entdeckte *Ami Boué* bei Saar am Fuße des Schwarzwaldes foſſile menſchliche Ueberreſte, deren Echtheit auf die Autorität Cuvier's hin lebhaft beſtritten wurde. 1828 zeigte *Tournal* aus Narbonne an, daß er in der Höhle von Bize (Departement Aude) Knochen und Artefacte vom Menſchen zwiſchen Thierreſten gefunden habe, welche Cuvier in der vollſten Bedeutung des Wortes foſſil nenne. Dieſe Mittheilung wurde allſeits, auch vom Inſtitut de France, mit Mißtrauen aufgenommen. 1829 machte de Chriſtol ſeine Höhlenunterſuchungen im Departement du Gard durch eine Abhandlung bekannt. Die Ergebniſſe ſeiner Arbeiten hätten den letzten Zweifel an der gleichzeitigen Exiſtenz des Menſchen mit den ausgeſtorbenen Thierarten zum Schweigen bringen müſſen, wenn man dem Manne geglaubt hätte; aber er fand keinen Glauben.

Im Jahre 1833 unternahm der Zoologe Schmerling die Erforſchung zahlreicher belgiſcher Höhlen und fand wiederholt, namentlich in den bei Lüttich gelegenen Grotten von Engis und Engihoul, menſchliche Schädel- und Skeletfragmente neben Knochen von Bären, Hyänen, Elephanten, Rhinoceroſſen in derſelben diluvialen Lehmſchicht. Aber auch er zog ſich durch die natürliche Folgerung auf das gleiche Alter dieſer Fundſtücke nur heftige Angriffe zu. Selbſt Lyell war anfangs unter ſeinen Gegnern; erſt 1860, alſo ein volles Vierteljahrhundert ſpäter, geſtand dieſer vorurtheilsfreie Forſcher angeſichts der Funde und der Fundſtätten Schmerling's ſeinen Irrthum ein und bekannte ſich zu den Anſchauungen des Entdeckers.

Schmerling hatte gearbeitet wie Keiner vor ihm, und ſein Andenken wird in der Geſchichte des wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes ſtets ein rühmliches bleiben. Er hat viele Höhlen erſchloſſen, die ſelbſt den nächſten Anwohnern ganz unbekannt waren. Das waren keine bequem zugänglichen Felsgewölbe, ſondern enge tiefe Spalten, in die man ſich häufig nur mittels eines Seiles hinablaſſen konnte. In der Finſterniß dieſer unterirdiſchen Hohlräume geſchah die Arbeit, wie die Ueberwachung derſelben bei Fackelſchein und mit aller erdenklichen Sorgfalt, um kein Fundſtück, keinen Fundumſtand verloren gehen zu laſſen. Die Anordnung der unter ſteinharten Kalkſinterſchichten gebetteten Knochen erwies ſich als eine ſolche, daß man vielfach Einſchwemmung als Urſache dieſer Depots anerkennen mußte.

Nicht minder vergeblich war für ſeinen unmittelbaren Zeitgenoſſen das Werk Marcel de Serres, eines merkwürdigen Mannes, der ſich ſchon 1838 in ſeinem Essai sur les cavernes à ossements zu den heute allgemein herrſchenden Anſichten bekannte, um ſie ſpäter (1860) wieder abzuſchwören und das Vorkommen menſchlicher Knochen oder Induſtrieproducte in wirklich echten diluvialen Schichten auf das entſchiedenſte zu leugnen.

Erſt um die Mitte des Jahrhunderts trat ein wohlthätiger Umſchwung ein. 1853 pflichtete Lyell auf der Verſammlung engliſcher Naturforſcher zu Aberdeen in Schottland den Anſchauungen Bouchers de Perthe's bei. 1857 wurde in einer Grotte bei Düſſeldorf der berühmte Neanderthaler Menſch gefunden, und welches auch die Zeitſtellung dieſer Skeletreſte ſein mag, wie verſchieden die heute geltenden Anſichten über dieſen Fund lauten mögen, ſo iſt die Discuſſion darüber doch niemals durch das Vorurtheil getrübt worden, daß dem Menſchen ein ſo hohes Alter wie Schaaffhauſen, Huxley, K. Vogt dieſen Knochen gegeben haben, überhaupt nicht zukomme. In den Beginn der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts oder wenig ſpäter fallen die diluvialen (oder in ihrem geologiſchen Alter nur mit ernſten wiſſenſchaftlichen Gründen bekämpften) Skeletfunde in der Grotte von Aurignac (1852), im Diluviallehm von Egisheim bei Colmar (1866), in der Höhle von Crô-Magnon an der Vezère (1868) u. a. In England hatte W. Buckland's, eines Theologen, hervorragendes Werk Reliquiae diluvianae (1823) lange Zeit der von Cuvier vertretenen Ablehnung des foſſilen Menſchen Vorſchub geleiſtet, indem es den Menſchen nicht als Zeitgenoſſen der ausgeſtorbenen Höhlenthiere gelten ließ. Der Autor verzeichnete wohl in ſechs Fällen menſchliche Knochenfunde, wollte ſie aber erſt aus der Zeit „nach der Sündfluth“ herleiten. Erſt 1858 trat der Rückſchlag gegen dieſe Datirung ein. Die Royal Society in London beauftragte einige ihrer hervorragendſten Mitglieder, darunter die Brüder Falconer und Preſtwich, mit der Unterſuchung einer neuentdeckten Höhle zu Brixham in Devonſhire, und aus dem Berichte der Genannten ging unwiderleglich hervor, daß der Menſch in dieſer Höhle ſogar früher gelebt, als einer der darin vorgefundenen Höhlenbären. Denn die Skelettheile des letzteren lagen auf einer Kalkſinterſchicht, unterhalb welcher erſt wieder die Knochen anderer ausgeſtorbener Thierarten mit Feuerſteinwerkzeugen vermengt gefunden wurden.

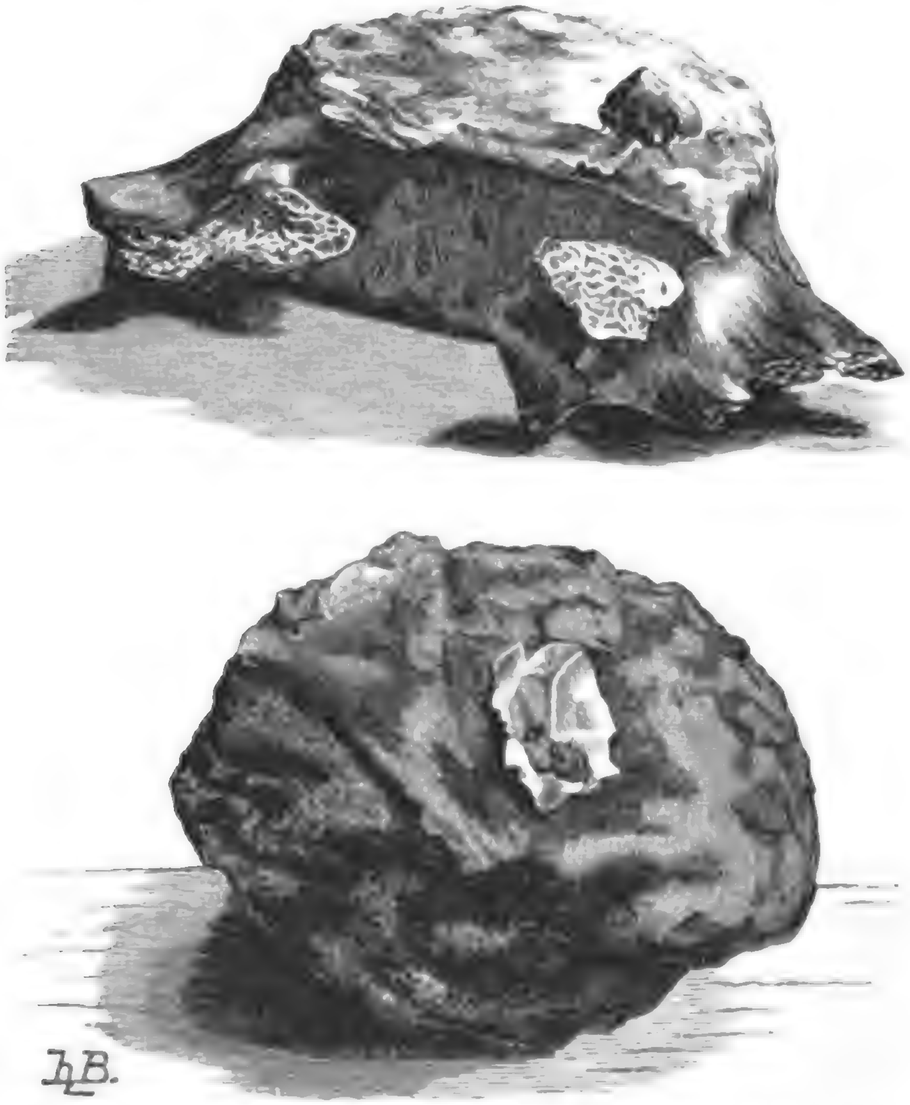


Fig. 3 und 4. Mammuthknochen mit Steinwerkzeugen. $^{1}/_{2}$ n. Gr.
(Text ſiehe unten.)

Wir bringen hier (Fig. 3 und 4 auf dieſer Seite) in halber Naturgröße nach den im k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeum zu Wien (prähiſtoriſche Sammlung) befindlichen Originalen die Abbildungen von zwei fragmentirten Mammuthknochen mit rohen Steinwerkzeugen des Menſchen aus dem mähriſchen Diluvium. Bei dem erſterwähnten Stücke iſt die ſteinerne Spitze tief in die Knochenſubſtanz eingetrieben, bei dem zweiten iſt ſie mit derſelben nur leicht verkittet.

So vollzog ſich allmählich die Wendung zur beſſeren Einſicht, die Löſung des Bannes, der früher auf den Geiſtern gelegen hatte, und heute zweifelt kein vernünftiger Menſch daran, daß wir unſere Darſtellung der prähiſtoriſchen Culturepoche der Menſchheit mit einer Schilderung der Diluvialzeit und ihrer in dem Menſchen gipfelnden Fauna zu eröffnen haben.

2. Urſprung der Prähiſtorie.

b) Aufnahme der culturhiſtoriſchen Zeugniſſe.

Wir haben geſehen, wie man im Alterthum und während des Mittelalters aus foſſilen Knochenreſten, welche den Findern durch ihre Größe und Seltſamkeit imponirten, phantaſtiſche Bilder der fernſten Vorzeit aufbaute, und wie ſolche Entdeckungen allmählich den gewünſchten Werth und Inhalt annahmen und nach vielen Jahrhunderten zu einem ſtark beſtrittenen neuen Zweige der Naturwiſſenſchaft, zur Paläontologie des Menſchen, hinleiteten. Aber nicht nur rein naturwiſſenſchaftliche, an ſich werthvolle, aber übel gedeutete Documente hatte die Erde geliefert, auch culturhiſtoriſche Zeugniſſe, deren Urſprungsgebiet jenſeits der geſchriebenen Geſchichte liegt, verdankte man dem Boden und unterzog ſich der Aufgabe, dieſelben zu deuten. Man beſaß eine gewiſſe Summe concreter prähiſtoriſcher Kenntniſſe, — wir könnten auch Irrthümer ſagen, denn Wahrheit und Irrthum liegt in dem, was man wußte oder was man zu wiſſen glaubte, im dichteſten Gemenge durcheinander. Und das bezeichnet keinen fundamentalen Unterſchied, ſondern nur einen graduellen Abſtand von dem, was wir gegenwärtig Wiſſenſchaft nennen. Denn was wir heute für Erkenntniß halten, erweiſt ſich morgen als Irrthum; wohl uns, wenn ihm nur kein größerer auf dem Fuße folgt! Wir dürfen uns darüber tröſten, indem wir, auf die vergangenen Jahrtauſende zurückblickend, erkennen, daß dies der Weg iſt, auf dem die Wiſſenſchaft vorwärts ſchreitet.

Wenn man ehedem polirte Steinbeile oder keltiſche Goldmünzen mit der Erſcheinung des Blitzes oder des Regenbogens zuſammenreimte, und wenn heute etwa Dr. Otto Tiſchler in Königsberg Emailſpuren mit dem Mikroſkop unterſucht, um aus der Zuſammenſetzung derſelben die Zeitſtellung des betreffenden Fundſtückes nachzuweiſen, ſo zeigt das allerdings einen großen und erfreulichen Fortſchritt. Aber was thun die Einen, wie der Andere? Sie ſuchen, ſo gut ſie können, dem einzelnen Fundobjecte gerecht zu werden, das in ihrer Umgebung auftritt und das zuvörderſt durch ſeine concrete Nähe ihre Wißbegierde reizt. Keiner ſetzt ſich hin und ſagt: „Ich will nun die Urgeſchichte des Menſchen oder irgend einen anderen Kreis von Dingen, die es zwiſchen Himmel und Erde giebt, ergründen. Da werden mir allerlei intereſſante Sachen begegnen, und ich will ſchon zuſehen, wohin ſie ſich ſtellen laſſen.“ Sondern — um bei unſerem Beiſpiele zu bleiben — die Einen wenden eine phantaſtiſche Idee, die ihnen angeſichts eines einzelnen Fundes gekommen iſt, auf alle ähnlichen Vorkommniſſe an; der Andere ſucht mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit alle möglichen ähnlichen Stücke zuſammen, um die Bedeutung des einen Fundes aufzuklären. Das iſt ein diametraler Gegenſatz in der Methode, aber der Ausgangspunkt des Weges, der urſprüngliche Antrieb, aus dem alle Wiſſenſchaft einzig hervorgegangen iſt und fortwährend hervorgeht, iſt in beiden Fällen der gleiche.

Schon die Griechen und Römer kannten aus Funden, welche wohl zumeiſt beim Feldbau ans Licht traten, jene glatten ſteinernen Keile und Meißel, deren ſich unſere vorgeſchichtlichen Ahnen in der jüngeren Steinzeit anſtatt metallener Werkzeuge bedienten. Man nannte ſie, wie noch heute in vielen Ländern, „Donnerkeile“ (Keraunia von *Κεραυνός*, Donner), und ſchrieb ihnen außerordentliche Eigenſchaften zu oder betrachtete ſie als Talismane übernatürlichen Urſprungs. Der römiſche Encyklopädiſt Plinius berichtet darüber nach einem älteren Schriftſteller: „Sotacus kennt zwei Arten von Donnerkeilen, eine ſchwarze und eine rothe, beide ſind Aexten ähnlich. Die ſchwarze hilft zur Wegnahme von Städten und ganzen Flotten; man nennt ſie ‚Baetyle‘, wenn ſie rund iſt; iſt ſie länglich, ſo behält ſie den Namen ‚Donnerkeil‘. Man kennt auch noch eine dritte Art, welche ſehr ſelten iſt und von den parthiſchen Magiern mit Eifer geſucht wird, weil ſie ſich nur an den vom Blitz getroffenen Orten vorfindet.“ So erklärt es ſich, daß der Feldherr Galba in Cantabrien einen See ausfiſchen ließ, als er wahrnahm, wie ein Blitz in denſelben einſchlug. Auf dem Grunde desſelben wurden zwölf Steinbeile gefunden —

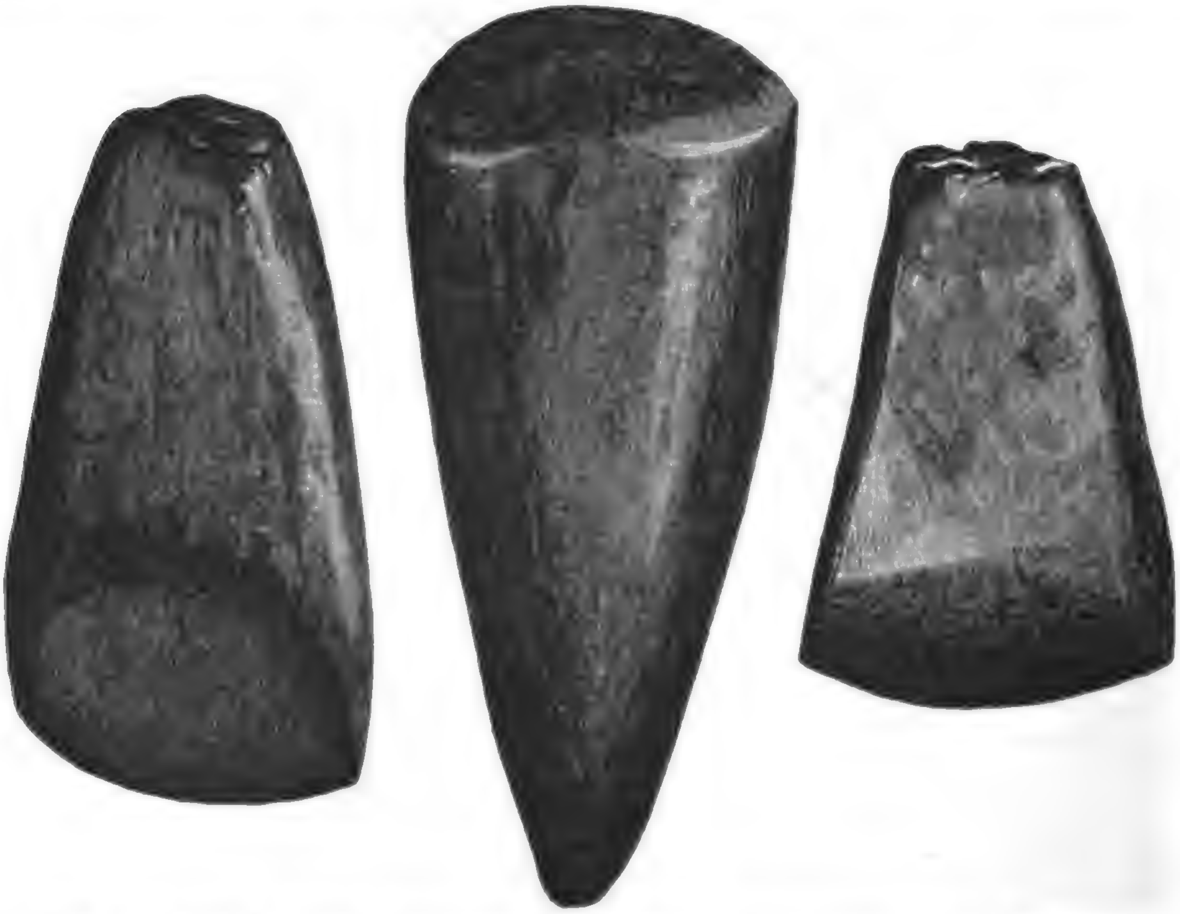


Fig. 5, 6 und 7. Polirte Steinbeile (vermeintliche „Donnerkeile“) aus Frankreich und der Schweiz, $^{2}/_{3}$ n. Gr.

(Text ſiehe unten.)

für uns ein Beweis, daß ein neolithiſcher Pfahlbau in dem See geſtanden, für den römiſchen Heerführer aber ein Anzeichen, daß ihm von der Vorſehung beſtimmt ſei den Kaiſerthron zu beſteigen, was auch in der Folge geſchah. Der Dichter Claudian wußte, daß man in den Grotten der Pyrenäen häufig Donnerkeile finden könne und läßt in einem Lobgedicht von den Flußnymphen dort ſolche Talismane ſammeln, um ſie der Kaiſerin als Geſchenk darzubringen.

In den Abbildungen 5, 6 und 7 auf dieſer Seite ſieht man die gewöhnlichen Formen polirter (neolithiſcher) Steinbeile, deren häufiges Vorkommen in den meiſten Ländern zu dem Märchen der ſogenannten Donnerkeile Veranlaſſung gab.

Emil Cartailhac hat den Erinnerungen und abergläubiſchen Vorſtellungen des Volkes, welche ſich an das Steinzeitalter knüpfen, eine intereſſante

Studie gewidmet. Wir entnehmen derſelben noch einige Daten, die ſich dem Vorſtehenden anſchließen.

Aus dem Alterthum beſitzen wir einige Steinbeile, auf welchen Inſchriften eingegraben ſind, ein Beweis, in wie hohem Anſehen dieſe uralten Fundſtücke ſtanden. Eines derſelben, ein durchbohrtes Hammerbeil, ſtammt aus Chaldäa und trägt Schriftzeichen einer vorſemitiſchen Sprache, welche mindeſtens dem dreißigſten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung angehören. Andere, welche mit gnoſtiſchen Inſchriften verſehen ſind und offenbar Amulette vorſtellen, ſind in Aegypten, Kleinaſien und Griechenland gefunden worden.

Im Jahre 1181 ſendete der oſtrömiſche Monarch Alexis Komnenos dem deutſchen Kaiſer Heinrich IV. unter anderen koſtbaren Geſchenken einen in Gold gefaßten Donnerkeil (Aſtropeletia). Welchen Werth man im Mittelalter einer ſolchen Gabe beimaß, lehrt uns Marbod, Biſchof von Rennes im 12. Jahrhundert. Er ſchreibt, daß man in ihrem Beſitz über ſeine Gegner triumphiren, ſich furchtlos den Wellen anvertrauen und Haus und Hof, ja die ganze Stadt vor Blitzſchlag bewahren könne. Auch gewähre ſie ruhigen Schlaf und ſüße Träume und noch manches Andere, deſſen Aufzählung bei dem angeführten Gewährsmann eine ganze Seite füllt. Aehnliche Anſchauungen herrſchten im 17. Jahrhundert. 1670 verehrt Herr de Marcheville, Geſandter des Königs von Frankreich am Hofe des Großherrn zu Conſtantinopel, dem Biſchof von Verdun Prinz Franz von Lothringen einen Donnerkeil, angeblich aus Nephrit, mit dem Bemerken, wie man täglich ſehen könne, daß das Tragen eines ſolchen Steines am Arme oder an der Schulter den Beſitzer vor Blaſenſteinen ſchützt oder dieſelben vertreibt. Im lothringiſchen Muſeum zu Nancy wird dieſes Steinbeil noch heute bewahrt. Ein Autor desſelben Jahrhunderts, Boethius de Boot, bezeugt, daß ſich ſeine Zeitgenoſſen gern und gläubig mit der wunderbaren Natur ſolcher Funde beſchäftigten. Daß es Donnergeſchoſſe wären, welche mit dem Blitz zur Erde führen, ſei ſo allgemein anerkannt und werde mit ſolcher Zähigkeit feſtgehalten, daß man Denjenigen für verrückt anſehen würde, der eine andere Erklärung ſuchen wollte. Dennoch wagte de Boot eine ſolche, indem er die Frage aufwarf, ob es nicht Hämmer, Beile oder Pflugſcharen ſeien, welche, urſprünglich aus Eiſen, von der Zeit in Stein umgewandelt worden.

Der Naturforſcher und proteſtantiſche Geiſtliche Helwing glaubt nicht mehr an den celeſtiſchen Urſprung der Donnerkeile, er hält ſie, noch mit einem Fuß in der alten Anſchauung ſtehend, für Brandgeſchoſſe, in deren Durchbohrung — er kann nur durchbohrte Aexte, ſogenannte „Hammerbeile“ im Auge gehabt haben — der zündende Stoff befeſtigt war. Auch denkt er an eine Anfertigung dieſer Beile zu Cultuszwecken, wobei er ſich wieder von der Vorſtellung nicht freimachen kann, daß man mit ſolchen Votivgaben dem Donnergott gehuldigt habe. Er weiß auch, daß vom Volk mit dieſen heidniſchen Ueberreſten allerlei Unfug getrieben werde und fordert die Staatsgewalt auf, ſolche Frevler zu züchtigen.

Indeſſen hatte ein hervorragender Mineraloge ſchon im 16. Jahrhundert die wahre Natur der „Donnerkeile“ erkannt; aber ſein Werk blieb bis 1717 als Manuſcript verborgen. Es war dies Michele Mercati (geſt. 1593), Intendant des botaniſchen Gartens im Vatican, wo er auch eine ſchöne Sammlung von Mineralien und Foſſilien angelegt hatte. Seine Beſchreibung dieſes Cabinets wurde auf Befehl des Papſtes Clemens XI. mit Anmerkungen und Abbildungen von Lanciſi herausgegeben. Mercati befaßte ſich nicht nur mit den alten Steinbeilen, er kennt auch Meſſer und Pfeilſpitzen aus Feuerſtein, ſowie ähnliche Arbeiten aus Horn und Knochen. Er ſpricht es mit klaren Worten aus, daß dies Waffen und

Werkzeuge aus entlegenen Zeiten ſeien, in welchen man den Gebrauch der Metalle noch nicht kannte.

Damit verſetzt er auch jenem Aberglauben den erſten Streich, der ſich, ähnlich wie an die Donnerkeile, an die Feuerſteinpfeilſpitzen heftete. Wir kennen ſchon aus dem Alterthum Schmuckſtücke, in welchen dieſe neolithiſchen Fabrikate an bedeutungsvoller Stelle als Amulette erſcheinen (ſo an einem goldenen Halsband aus Etrurien). In Silber oder Kupfer gefaßt ſtehen ſie als werthvolle Talismane bei Italienern und Irländern noch heute in Gebrauch, und in dem Grab eines burgundiſchen Mönches aus dem 17. Jahrhundert hat man ein ſolches uraltes Waffenfragment an einem Roſenkranz befeſtigt gefunden.

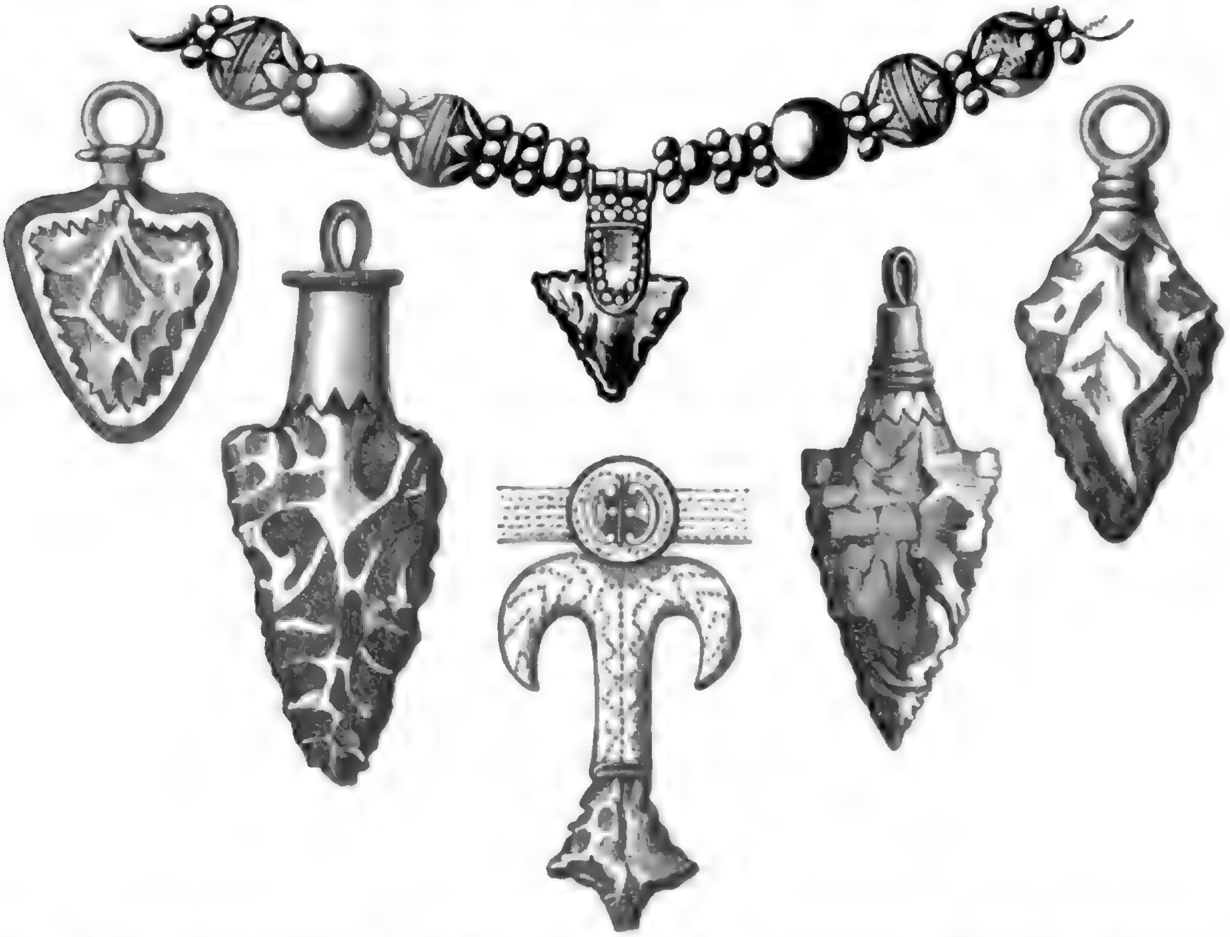


Fig. 8. Feuerſteinpfeilſpitzen, als Amulette gefaßt. Aus verſchiedenen hiſtoriſchen Zeitaltern. (Text ſiehe unten.)

Einige Proben dieſer abergläubiſchen Verwendung prähiſtoriſcher Pfeilſpitzen ſind in der Abbildung 8 auf dieſer Seite zuſammengeſtellt.

Mercati ging aber noch weiter. An der Hand alter Schrifttexte führte er den Nachweis, daß man ſich noch in geſchichtlichen Zeiten zuweilen ſteinerner Meſſer bediente. Die moderne Wiſſenſchaft iſt ihm auf dieſem Wege gefolgt und hat noch eine erhebliche Anzahl von Fällen beigebracht, aus welchen hervorgeht, daß ſelbſt civiliſirte Völker in religiöſen oder abergläubiſchen Sitten und Bräuchen oft nicht anders handeln, als wenn ſie ſich noch in der vollen Steinzeit befinden würden.

Im alten Aegypten wurden die zum Einbalſamiren beſtimmten Leichen mit einem Meſſer aus äthiopiſchem Stein geöffnet, und in den Gräbern dieſes Landes findet man noch hin und wieder Feuerſteinmeſſer, welche vermuthlich zu dieſem

Zwecke gedient haben. Steinerne Meſſer machte Joſuah auf Geheiß Jehovah's, um die Juden zu beſchneiden. Dieſe Operation wurde lange Zeit mit keinem anderen Werkzeug unternommen, und noch heute ſollen ſich die Iſraeliten in manchen Gegenden zur Beſchneidung keines metallenen Werkzeuges, ſondern eines ſcharfen Glasſplitters bedienen. Nebſt dem directen Fortleben eines uralten Brauches, der das Metall ausſchloß, iſt hier auch der Umſtand in Betracht zu ziehen, daß ein nichtmetalliſches Werkzeug die Reinheit der Wunde ſicherer verbürgte, als etwa ein roſtiges oder ſonſtwie beflecktes Eiſenmeſſer. Die Schärfe des Schnittes iſt ja übrigens die gleiche.

Auch die Baalsprieſter verſetzten ſich ihre dem Gott wohlgefälligen Wunden mit ſteinernen Meſſern, und mit ebenſolchen verſtümmelten ſich die weibiſchen Prieſter der Kybele. Zu den beſonderen Zügen der gottesdienſtlichen Gebräuche im claſſiſchen Alterthum gehörte das Schlachten der Opferthiere mit ſteinernen Werkzeugen. Dies geſchah namentlich bei den Friedensſchlüſſen und Bündnißverträgen der Römer; aber auch die Karthager müſſen ſich in ähnlichen Fällen treu nach dem Vorbild verſchollener Urahnen benommen haben, denn Hannibal durchſchneidet vor der Schlacht am Ticinus den Hals eines Lammes mit ſteinernem Opfermeſſer. So bewahrte die Religion unbewußt das äußerliche, aus dem gemeinen Gebrauch längſt verſchwundene Erbe der Steinzeit.

In den kürzeren oder längeren Darſtellungen der menſchlichen Urzeit, die uns aus dem Alterthum erhalten ſind, iſt dichteriſche Phantaſie und richtige Erkenntniß bunt durcheinander geknetet. Am ausführlichſten und bekannteſten iſt das Bild, welches Lucretius im letzten Jahrhundert der römiſchen Republik von den Anfängen der Cultur entrollt. Wir können hier nur die Hauptzüge desſelben berühren. Die Sage von Rieſen, welche mit ihren Füßen über Meere hingeſchritten ſeien und mit den Händen das Himmelsgewölbe berührt hätten, nennt er Fabeleien. Aber der Knochenbau und die Muskelkraft der Urmenſchen ſeien doch ganz andere geweſen als heute.

„Noch verſtanden ſie nicht zu behandeln die Dinge mit Feuer,
Nicht der Felle Gebrauch und in Raub ſich der Thiere zu kleiden;
Sondern bewohnten die Büſche, die Wälder und Höhlen der Berge,
Bargen unter Geſträuch die ſchmutzigen Leiber, gezwungen
Sich vor Regen und Wuth der ſtürmiſchen Winde zu ſchützen."

Mit Steinen und Keulen verfolgten ſie die Thiere des Waldes und erlegten ſie; vor Anderen mußten ſie fliehen und ihnen oft ihre Lagerſtatt in der Grotte preisgeben. Viele von ihnen verbluteten unter dem Zahn reißender Beſtien; es ging ihnen ſchlecht genug. Aber, fügt der Dichter hinzu, der ſchon damals wie ſeine heutigen Brüder in Apollo auf die vermeintlichen Schattenſeiten der Cultur ſchlecht zu ſprechen war,

„Aber Tauſende führte noch nicht ein Tag zum Verderben
Unter den Fahnen dahin; es wurden Männer und Schiffe
Nicht von den ſtürmenden Wogen zerſchellt an Klippen geſchleudert."

Es iſt, als ob er die Maſſenkataſtrophen unſerer Tage vor Augen hätte.

„Nachher, als ſie ſich Hütten verſchafft und Feuer und Felle," da entwickelte ſich nach ſeiner Meinung erſt das Sprachvermögen, die Ehe und Kindererziehung, Bündniſſe unter den Nachbarn u. ſ. w. Jeder Tag brachte nun neue Erfindungen. Bald gab es Städte und Burgen, Könige und Geſetze. Es herrſchte eine Art Lehensverfaſſung. Die Fürſten vertheilten Aecker und Vieh und gaben es Jedem,

„Wie die Geſtalt ihn empfahl und die Kraft des Körpers und Geiſtes;
Denn die äußre Geſtalt galt viel und die ſtattliche Mannskraft."

Unter ſolchen Umſtänden erzeugte ſich bald Wohlſtand — „entdeckt auch wurde das Gold nun" — und mit ihm Ehrgeiz und andere Leidenſchaften. Blutige Umwälzungen waren die Folge dieſes Fortſchrittes. Erſt jetzt denkt der Dichter an den Urſprung der Götterlehre und der Wiſſenſchaft. Von der erſteren hat er als epikureiſcher Philoſoph keine ſehr hohe Meinung.

„Göttern wieſen ſie an den Sitz und die Wohnung im Himmel
Darum, weil ſich allda, wie man ſieht, der Mond und die Sonne
Drehn und die ſchweifenden Fackeln der Nacht und die fliegenden Flammen,
Wolken und Regen und Schnee und die Winde, die Blitze, der Hagel
Und der reißende Sturm und der furchtbar rollende Donner.
O unſeliges Menſchengeſchlecht, dergleichen den Göttern
Zuzuſchreiben, und noch als Zeichen des finſteren Grolles!
Welche Seufzer erpreßtet ihr da euch ſelbſt, und wie tiefe
Wunden ſchlugt ihr auch uns, und bereitetet Thränen den Enkeln!"

Der falſche Begriff von der Gottheit, ſagt er, raubt uns die Ruhe der Betrachtung. In den Zweifeln, worein er uns ſtürzt, vermögen wir die wichtigſten Fragen über den Urſprung und das Ende dieſer Welt nicht unbeirrt ins Auge zu faſſen. Iſt das Gefüge des Weltbaues der Laſt einer wenn auch noch ſo gemeſſenen Bewegung für alle Zeiten gewachſen? Oder hat ein Gott ſie mit ewiger Dauer beſchenkt? Wir ſehen, unſer Dichter wagt ſich bereits an die höchſten Probleme der Wiſſenſchaft und beklagt hier das gleiche Hemmniß, welches kühne Denker im Lauf der Jahrhunderte noch oft zu überwinden hatten.

Lucretius läßt alle bisherigen Fortſchritte vor dem Gebrauch der Metalle eintreten. „Die Hände, die Nägel, die Zähne," ſagt er,

„Waren die älteſten Waffen; auch Knüttel von Bäumen und Steine.
Nachher, als man verſtand, die Flamm' und das Feuer zu nützen,
Wurde des Eiſens Gewalt und die Macht des Erzes erforſchet.
Aber des Erzes Gebrauch ward früher erkannt als des Eiſens,
Weil es geſchmeidiger iſt und in größerer Menge ſich vorfand.
Erz umwühlte den Boden der Erd', Erz miſchte die Wogen
In der verheerenden Schlacht und ſäete tiefere Wunden . . .
Nach und nach dann brachte man vor die Schwerter von Eiſen;
Nur zu verdächtigen Dingen gebrauchte man eherne Sicheln,"

(Versaque in opprobrium species est falcis ahenae — Anſpielung auf ähnliche Bräuche, wie wir ſie früher bei der Anwendung von Steinmeſſern gefunden haben)

„Fing mit Eiſen nun an zu brechen den Boden der Erde,
Auch entſchied man mit ihm den Kampf der zweifelnden Feldſchlacht."

Heute ſucht man mit größtem Eifer das Urſprungsgebiet der Bronzecultur, den Ort, wo dieſe werthvolle Legirung zuerſt erfunden worden ſei, und von wo ſie ihren Weg zu den übrigen Völkern angetreten habe. Lucretius war anderer Meinung. Er denkt ſich, daß bei rieſigen Waldbränden der Vorzeit die Gluth des Feuers bis zu den verſchiedenen Erzadern gedrungen ſei und dieſelben zum Schmelzen gebracht habe. Als nun Bäche mannigfacher Metalle (Gold, Silber, Kupfer und Blei) in offenen Hohlräumen zuſammenfloſſen, ſei der Menſch zunächſt von dem Glanz und der Glätte der erſtarrten Maſſe beſtochen worden. Er habe ſie herausgenommen und dabei zugleich die Kunſt des Bronzeguſſes entdeckt, indem er wahrnahm, wie das Erz alle Höhlungen des Raumes, in den es geſtrömt, ausgefüllt habe. Später fand er, daß ſich der koſtbare Stoff auch durch den Schlag ausdehnen ließe und nach Wunſch ſcharfe Spitzen und Kanten annehme, mit welchen man Holz fällen und hobeln, Balken behauen und durchbohren könne. Er fertigte ſich alſo daraus ſein erſtes metallenes Werkzeug, ſeine Beile und Hämmer, Nägel und Meißel.

Lucretius kannte natürlich nicht ſo genau wie wir die Zuſammenſetzung der prähiſtoriſchen Bronze; ſein Irrthum iſt ihm alſo wohl zu verzeihen. Indeſſen ſteckt auch hierin ein Körnchen Wahrheit. Ein Vorgang, ähnlich dem von ihm geſchilderten, mag ſich thatſächlich oft ereignet haben, ehe man nach vielen Proben und Zufällen auf das richtige Recept der Bronzebereitung kam und dasſelbe fortan mit erſtaunlicher Beharrlichkeit feſthielt.

Lucretius hat die erſten Stufen der materiellen und geiſtigen Cultur des Menſchen mit großem Aufwand von Scharfſinn und poetiſchen Bildern und mit einer anſprechenden Wärme der Ueberzeugung dargeſtellt. Neben ihm kommt das Uebrige, was an gleich oder anders lautenden Zeugniſſen aus dem Alterthum auf uns gekommen iſt — Stellen aus Heſiod, Aeſchylus, Herodot, Plato, Plinius und Strabo — kaum in Betracht. Diodor von Sicilien (unter J. Cäſar und Auguſtus) berichtet, daß es zu ſeiner Zeit verſchiedene Anſichten über den Urſprung des Menſchen gegeben habe. Die Einen, welche die Welt für ewig und unzerſtörbar hielten, behaupten, daß auch der Menſch von Ewigkeit her exiſtirt habe und daß es vergebene Mühe ſei, die Anfänge unſeres Geſchlechtes ergründen zu wollen. Die Anderen, welche alle irdiſchen Dinge dem Geſetze des Werdens und Vergehens unterwerfen, wenden dasſelbe auch auf den Menſchen an. Dieſer ſei, wie die übrigen Lebeweſen, aus der Gährung der Erde entſprungen, als dieſe noch in zeugungskräftiger Jugend, zuerſt die befruchtende Wirkung der Sonnenwärme erfahren habe.

Die erſten Menſchen hätten in einem rohen Zuſtande gelebt ohne Wohnung, Feuer, Vorräthe, ohne Ackerbau, Eintracht u. ſ. w. Vor der Winterkälte hätten ſie ſich in Höhlen geſchützt. Plinius weiß auch die Namen der Erſten zu nennen, welche in Athen Lehmziegel gefertigt und den Hausbau an die Stelle der Höhlenbewohnung geſetzt haben ſollten. Der Mythus ſchrieb eine große Zahl von Erfindungen dem menſchenfreundlichen Titanen Prometheus zu. So rühmt ſich dieſer bei Aeſchylus, daß die Sterblichen vor ſeiner Zeit weder Backſteine noch Holzbauten kannten, ſondern wie die Ameiſen unter der Erde hauſten. „Mir verdanken ſie den Pflug, das Zugpferd, das Meerſchiff.“

Beſſeren Glauben verdienen die Nachrichten alter Autoren, wenn es ſich um ſolche Völker handelt, die noch zu ihrer Zeit im Zuſtand prähiſtoriſcher Einfalt lebten. Sie erzählen davon, wie ein moderner Reiſender, von den Bewohnern Patagoniens oder der Aleuten, und geben uns, wie die Ethnographen der Gegenwart, Bilder, die wir ſehr wohl zur Illuſtration der Urzeit verwenden können. So ſchildert Diodor die Troglodyten am Arabiſchen Golf, Strabo einige zurückgebliebene Stämme Sardiniens. Derſelbe malt uns das Leben der Eingeborenen von Beludſchiſtan mit Zügen, die wir bei anderen Völkern im hohen Norden noch viel ſpäter lebendig wiederfinden. Dieſe fiſcheſſende Bevölkerung baute ſich ihre Hütten aus Walfiſchknochen. Die Rippen dienten als Balken und Pfeiler, die Kiefer als Thür- und Fenſterſtöcke, die Wirbel als Mörſer, in welchen man das an der Sonne getrocknete Fleiſch der Fiſche mit etwas Mehl zu einem Brei zuſammenſtieß. Ihre Waffen und Werkzeuge waren aus Stein und Horn.

Nach Herodot lebten die äthiopiſchen Völker an der Südgrenze Aegyptens noch in der vollen Steinzeit, als er ſeine Nachrichten über ſie einzog. Sie gingen in Löwen- und Leopardenfelle gekleidet und bewehrt mit großen Bogen aus Palmenholz und mit Rohrpfeilen, an denen ſcharfe Steinſpitzen befeſtigt waren. Außerdem trugen ſie Wurfſpieße mit hörnenen Spitzen und gewaltige Keulen. Wenn ſie in den Kampf rückten, bemalten ſie ſich die eine Hälfte des Körpers mit weißer, die andere mit rother Schminke. Da ein Theil dieſer Völker die Perſerkriege gegen Hellas mitgemacht hat, ſo glaubte man ihnen die Spitzen und Splitter aus Obſidian zuſchreiben zu dürfen, welche in Griechenland häufig in Gräbern und alten Wohnplätzen gefunden wurden. Das hat ſich, zumal in Folge der immer zahlreicher auftretenden ähnlichen Funde an den Küſten des öſtlichen Mittelmeeres, als irrig herausgeſtellt und man weiß heute, daß Griechenland geradeſo ſeine Steinzeit durchgemacht und die Reſte derſelben bewahrt hat, wie alle anderen bewohnten Länder der Erde.

Die römiſche Kaiſerzeit erſchloß den Schriftſtellern einen Theil des nördlichen Europa, und fortan wiſſen ſie auch von dort, vom Rand der bewohnten Erde her, Aehnliches zu berichten. In dieſen Quellen enthüllt ſich die Prähiſtorie, leider zu ſparſam, vor der Geſchichte. Die Finnen lebten nach Tacitus in tiefſter Barbarei und Armuth. Sie haben weder Waffen noch Pferde, noch Häuſer. Ihre Nahrung ſind Kräuter, ihre Bekleidung Thierfelle, ihr Bett die Erde. Ihre einzigen Hilfsmittel ſind Pfeile mit knöchernen Spitzen, die Jagd muß ihnen alles liefern. Einzigen Schutz gegen Unwetter und wilde Thiere bieten ihnen einige verſchlungene Baumzweige; dies iſt das Heim der jungen Jäger, die Zufluchtſtätte der Greiſe. Auch die Sarmaten bedienten ſich nach Pauſanias (im zweiten Jahrhundert n. Chr.) ſteinerner oder knöcherner Pfeilſpitzen, und das Gleiche berichtet Ammianus Marcellinus von den Hunnen, Alanen und anderen ſkythiſchen Völkern, welche damals anfingen, den Bau der antiken Cultur zu erſchüttern.

Es iſt aber den alten Schriftſtellern mit wenigen Ausnahmen nicht eingefallen, in der Erſcheinung dieſer geringgeachteten Barbaren das Spiegelbild der eigenen Vorzeit ihrer Heimat und ihres Volkes zu erblicken. Jene wilden Stämme zählten nicht neben der uralten hohen Civiliſation Vorderaſiens und der Mittelmeerländer; übel genug, wenn man ſich mit ihnen im Krieg oder Handel beſchäftigen mußte. Darum erhalten wir über eine Menge Dinge, die den Prähiſtoriker aufs angelegentlichſte intereſſiren, und die man im Alterthum leicht hätte beobachten können, aus der Literatur nur geringe oder gar keine Auskunft.

Ganz anders wurde es, als ſich für die neueren Culturvölker die Schleier der außereuropäiſchen Erdräume hoben, Oſtaſien erſchloſſen, das Cap der guten Hoffnung umfahren, Amerika entdeckt und die Magelhaensſtraße durchſegelt worden war. Vor dieſen großartigen Enthüllungen verſanken Alterthum und Mittelalter in eine Nacht der Unkenntniß oder Gleichgiltigkeit, und mit Staunen begrüßte Europa die zahlloſen Nachrichten ſpaniſcher, engliſcher, franzöſiſcher Seefahrer des 17. und 18. Jahrhunderts, worin man immer und immer wieder Meldungen von Völkerſchaften fand, welche in Unkunde der Metalle Stein, Knochen, Holz und Muſchelſchalen zu ihren Handarbeiten verwendeten.

Wir legen dem Leſer hier einige Abbildungen ſolcher Werkzeuge außereuropäiſcher (ſogenannter „wilder") Völkerſchaften vor, deren Entdeckung zum Verſtändniß der alteuropäiſchen Steinzeit weſentlich beigetragen hat.

Abbildung 9 auf S. 29 ſtellt eine Steinaxt von Neu-Hannover (im Bismarck-Archipel) dar, wie ſie in einfachſter Form der Schäftung erſcheint: Die Steinklinge wird mittelſt eines Geflechtes aus geſpaltenem Rotang an irgend einem paſſenden Aſtſtück feſtgebunden. Das Material der Klingen iſt gewöhnlich Diabas oder grüner Quarzit, von dem man paſſende Rollſteine auswählt und zurechtſchleift. Dieſe Form erſtreckt ſich über den ganzen Archipel von Neu-Britannien.

Abbildung 10 auf dieſer Seite zeigt eine Axt mit Muſchelklinge vom Cap Raoul in Neu-Britannien. Muſchelklingen, aus der Schale von Tridacna gigas gearbeitet und polirt, ſind in ganz Polyneſien, Mikroneſien und Melaneſien ein nicht ſeltener Erſatz der mühſameren und koſtbaren Steinbeile. Die Schäftung iſt etwas anders eingerichtet, als dies bei den Steinäxten gewöhnlich der Fall. Wie unſere Abbildung zeigt, iſt die Muſchelklinge zunächſt in einen eigenen keilartigen Holzſtiel mit Bindfadenumſchnürung eingeklemmt, worauf dieſer Stiel mittelſt Rotangflechtwerk an den Holzſchaft befeſtigt erſcheint. Dieſe Art von Schäftung bietet den Vortheil

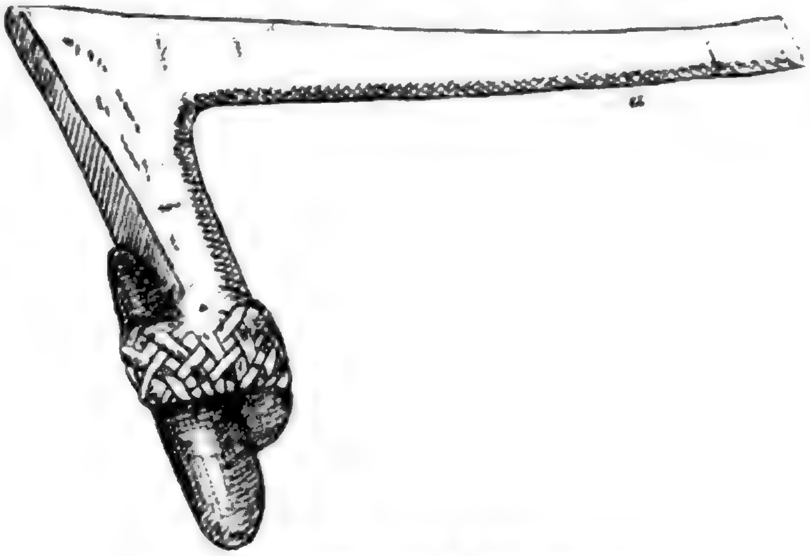


Fig. 9. Steinaxt aus Neu-Hannover.
(Text ſiehe S. 28.)

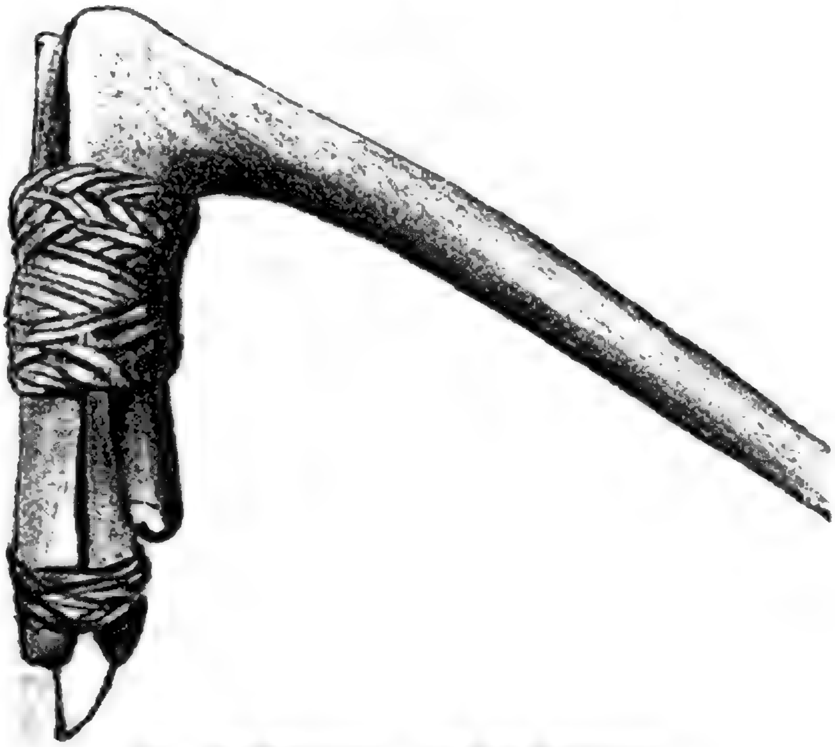


Fig. 10. Muſchelaxt aus Neu-Britannien.
(Text ſiehe oben.)

der Umſtellbarkeit der Steinklinge: eine leichte Drehung genügt, um die Schneide der letzteren parallel oder ſenkrecht zum Schaft zu ſtellen, was bei der Ausführung gewiſſer Arbeiten von Wichtigkeit iſt.

In Abbildung 11 auf S. 31 finden wir eine Steinaxt („lachela") vom Dorfe Keräpuno, in der Hood Bay von Engliſch-Neuguinea, die durch ihre drehbare Klinge auffällt. Die in einem beſonderen Einſatzſtück b mittelſt Rotang d befeſtigte Steinklinge e kann in verſchiedener Richtung verſtellt werden, was namentlich beim Aushöhlen der Canoes ſich als ſehr praktiſch erweiſt. Noch im Jahre 1882 ſahen Reiſende Eingeborene von Neuguinea mit dieſen Steinäſten zimmern, obwohl ſie gute amerikaniſche eiſerne Aexte neben ſich liegen hatten.

Die Abbildung einer Motuſteinaxt, die in Fig. 12 auf S. 31 gegeben iſt, zeigt uns eine Steinaxt ſchwerſter Sorte, mit Holzſtiel a aus einem Aſtſtück, an welches die Steinklinge b mittelſt eines feinen Geflechtes von geſpaltenem Rotang c befeſtigt iſt. Wie bei den meiſten Steinäxten iſt die Schärfe der Klinge quer zum Stiel orientirt — wie bei den Aexten der Schiffszimmerleute. Es giebt unter dieſen Steinäxten einzelne, die ſo ſchwer und groß ſind, daß ſie mit beiden Händen geführt werden müſſen.

Im Jahre 1723, alſo kurze Zeit nach dem Druck der Abhandlung von Mercati, legte Juſſieu der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris mehrere Steinbeile aus Canada und von amerikaniſchen Inſeln vor und erklärte ſie für die beſten Lehrmittel zur Deutung der ſogenannten „Donnerkeile". Die Völker Frankreichs und Deutſchlands hätten vor der Einführung des Eiſens in einem ähnlichen Zuſtande gelebt, wie die wilden Stämme der Neuen Welt, weshalb auch unſer Continent ſo ergiebig an geglätteten Steinwerkzeugen ſei. Schon im nächſten Jahre ſchrieb ein Jeſuit Namens Lafitou ein zweibändiges Werk über die Sitten der amerikaniſchen Wilden verglichen mit den Sitten der Urzeit.

Wie ſollte man aber dieſe Aufklärung mit dem Zeugniſſe des Alten Teſtaments vereinigen, wonach das Erz und Eiſen ſchon vor der Sündfluth im Gebrauche ſtand? Denn Tubalkain, in ſechſter Zeugung Nachkomme Kain's, war bereits „Meiſter in allerlei Erz- und Eiſenwerk". Man half ſich einfach durch die Annahme, daß die Kenntniß des Eiſens durch die Sündfluth ſelbſt den Menſchen wieder verloren gegangen ſei. Der Mann, welcher dieſe Meinung 1758 in einem Werk über den Urſprung der Geſetze, Künſte u. ſ. w. vertrat, Goguet, iſt auch der Thatſache gerecht geworden, daß ſich zwiſchen die Steinzeit und die Eiſenzeit ein Bronzealter in die Vorgeſchichte der Menſchheit einſchiebt. Darauf mußte ſchon das Studium der alten Schriftquellen führen, in welchen das Erz häufig als das ältere Metall bezeichnet wird. So ſagt ſchon lange vor Lucretius, deſſen Zeugniß wir oben gehört haben, Heſiod von den Menſchen des ehernen Zeitalters:

„Dieſen war die Waffe von Erz und von Erz das Gebäude,
Feldgeräthe von Erz, und nicht war dunkeles Eiſen."

Homer ſchildert zwar eine Culturſtufe, in welcher der Gebrauch des Eiſens ſchon eingeführt war; aber man erkennt noch überall bei ihm, zumal in der Ilias, daß dieſes Metall etwas Neues, Fremdes iſt, mit dem man noch nicht recht vertraut geworden iſt, das man noch nicht ausgiebig zu benutzen gelernt hat. Sein Platz wird noch zum größten Theile von der Bronze eingenommen. Aber Literatur und Textkritik hätten jene prähiſtoriſche Thatſache nie in ſo helles Licht geſtellt, wie die Eröffnung alter Gräber im Norden unſeres Erdtheils, von wo aus vorchriſtlicher Zeit kein Strahl hiſtoriſcher Ueberlieferung zu uns gedrungen iſt. Dort war es der däniſche Archäologe Thomſen, welcher zuerſt 1836 die Trennung und

Aufeinanderfolge der drei Zeitalter: Steinzeit, Bronzezeit, Eiſenzeit, als eine Grundlehre der Prähiſtorie ausſprach und im königl. Muſeum nordiſcher Alterthümer in Kopenhagen zur Anſchauung brachte.

Thomſen ſtellte in ſeinem Leitfaden zur nordiſchen Alterthumskunde den Satz auf, daß ſich die menſchliche Induſtrie umſomehr vereinfacht, als man in die Vergangenheit hinaufſteigt. Das erſcheint uns heute als ſelbſtverſtändlich, aber das ſchien nicht immer ſo, es mußte erſt auf dem Wege umſtändlicher, mühevoller Unterſuchung bewieſen werden. Zu ſolchen Forſchungen, insbeſondere in den Küchenabfallshaufen der älteſten Strandbewohner Dänemarks, vereinigten ſich Männer wie Steenſtrup, J. Worſaae und der Geologe G. Forchhammer, welchen man ſechs claſſiſche Berichte und viele Tauſende Fundſtücke aus den ſogenannten Kjökkenmöddingern verdankt.

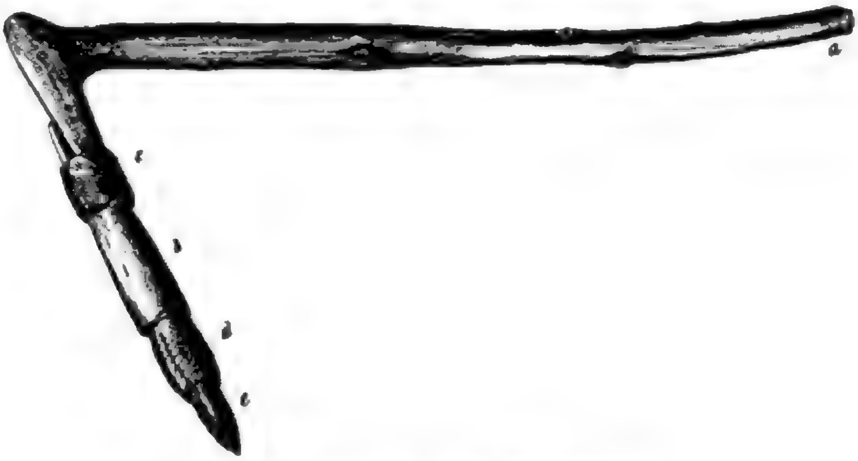


Fig. 11. Steinaxt aus Neu-Guinea.
(Text ſiehe S. 30.)

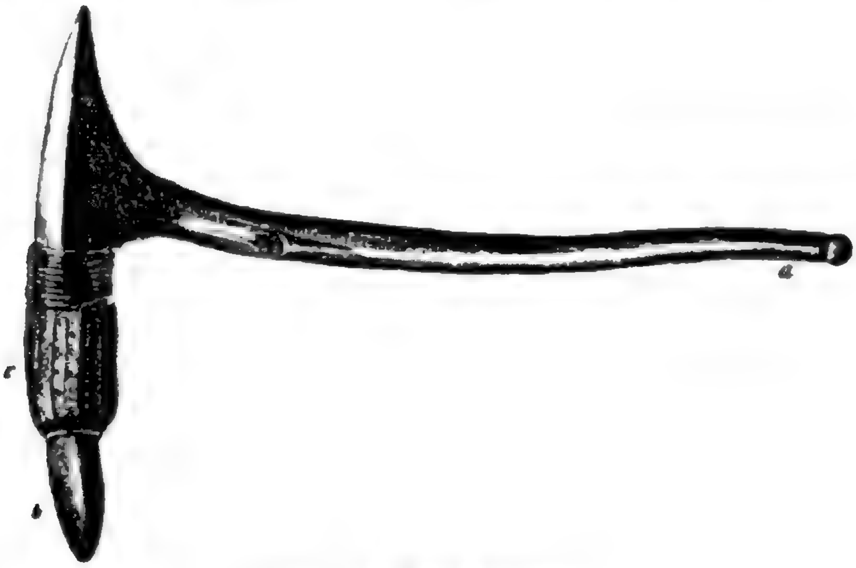


Fig. 12. Motu-Steinaxt.
(Text ſiehe S. 30.)

In Deutſchland hat man nachweislich ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts heidniſche Grabhügel unterſucht und beſchrieben. Die erſten Decennien des 18. Jahrhunderts lieferten bereits eine anſehnliche, in Zeitſchriften und Programmen zerſtreute Literatur über Gräberfunde aus Franken, Heſſen, Weſtfalen, Holſtein. Charakteriſtiſch iſt ſchon der Titel einer Schrift von J. Oeſterling „Von den Graburnen und Steinwaffen der alten Chatten“ (Marburg 1717); wir ſehen daraus, wie man ohneweiters zu den älteſten geſchichtlich bezeugten Bewohnern einer Landſchaft griff, um die prähiſtoriſchen Funde der letzteren mit einem Volksnamen zu verbinden. „Sollte aber,“ ſagt Oeſterling, „Jemand leugnen, daß dieſe Dinge den Germanen als Waffen gedient hätten, ſo möge derſelbe zu den Eingeborenen Louiſianas und anderen wilden Völkern Nordamerikas gehen, welche bis zum heutigen Tage ſcharfe Steine als Meſſer und Waffen gebrauchen.“

Natürlich zog auch die Aufnahme der paläontologiſchen Zeugniſſe den größten Nutzen aus der richtigen Beurtheilung prähiſtoriſcher Artefacte.

Erſt als man die „Donnerkeile“ und „Blitzſteine“ richtig zu claſſificiren wußte, war man im Stande, noch älteren Spuren der Steinzeit Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Hier iſt der fruchtbare Punkt, wo die geologiſch-paläontologiſchen und die nunmehr gereiften archäologiſchen Studien ineinander griffen und die moderne Prähiſtorie erzeugten.

Wir ſahen, wie Cuvier dieſen Fortſchritt eine Zeitlang hemmte. Seine Theorie der Erdrevolutionen wollte nicht zulaſſen, daß der Menſch die gewaltigen Kataſtrophen überdauert habe, denen die Thierwelt älterer Formationen zum Opfer gefallen ſei. Und andererſeits war ja die Suche nach Spuren unſeres Geſchlechtes in den älteren geologiſchen Perioden ganz vergeblich geweſen oder hatte nur zweifelhafte Ergebniſſe geliefert. Was wollte es beſagen, daß man nach ſo traurigen Irrthümern, wie demjenigen Scheuchzer's, hin und wieder in England oder Frankreich (1715, 1800, 1821, 1827) rohe ſteinerne Werkzeuge mit den Knochen ausgeſtorbener Thiere zuſammen gefunden haben wollte. Cuvier kennt alle die Daten, woran man ſo kühne Schlüſſe über das hohe Alter des Menſchengeſchlechtes geknüpft hat; aber er findet ſie höchſt unzulänglich und leugnet ihre Beweiskraft. Cuvier ſtarb 1832, und zu ſeiner Ehre muß geſagt werden, daß ſeine Gegnerſchaft eine loyale, in dem Geiſte der Kritik gegenüber gewagten und oft hinfälligen Auslegungen begründete war. Er erlebte nicht mehr die epochemachenden Entdeckungen Schmerling's in belgiſchen, und Mac Enery's in engliſchen Knochenhöhlen, wo die Reſte ausgeſtorbener Thiergattungen dicht neben den Feuerſteinwerkzeugen des Diluvialmenſchen gefunden wurden. Dort drängte ſich der Schluß auf das gleiche Alter dieſer Ueberbleibſel zuerſt mit zwingender Gewalt den Beobachtern auf. Und nun wuchs die Grundlage der neuen Wiſſenſchaft immer breiter und ſiegreicher empor. Es iſt insbeſondere die Geſtalt des franzöſiſchen Forſchers Boucher de Perthes, welche hier noch einmal, wie auf einem rühmlichen Piedeſtal, in der Geſchichte der menſchlichen Entdeckungen vor uns auftaucht.

Boucher de Perthes glaubte an die bibliſche Sündfluth und an ein Geſchlecht von Menſchen, welches durch dieſelbe ſeinen Untergang gefunden. Wie die Säugethierformen der Diluvialzeit, welche den unſerigen bereits ſehr nahe ſtehen, beweiſen, war die Erde damals für den Menſchen bewohnbar, und in äußerer Beziehung wird ſich derſelbe von dem heute lebenden nicht anders unterſchieden haben, als die Säugethierfauna der Gegenwart von derjenigen der Quartärzeit. Seine körperlichen Ueberreſte konnten uns entgehen oder täuſchen, nicht aber die in Stein gearbeiteten Werke ſeiner Hand. Boucher de Perthes ſammelte jahrelang (von 1838 an) zugeſchlagene Steinwerkzeuge im Schwemmland der Umgebungen von Abbeville und machte von ſeinen Funden zunächſt Mittheilung an die Société d'Émulation an jenem Orte. Später veröffentlichte er darüber ein Werk: Antiquités celtiques et antédiluviennes (1849) und ſchenkte ſeine reichen Sammlungen dem Staate. Die letzteren bilden heute einen der intereſſanteſten Beſtandtheile des Muſeums franzöſiſcher Alterthümer in St.-Germain en Laye bei Paris. Das Buch „Keltiſche und vorſündfluthliche Alterthümer" iſt ein ſeltſames Geiſtesdenkmal, aufgebaut aus wiſſenſchaftlichen Wahrheiten und phantaſtiſchen Verirrungen. Boucher de Perthes hatte entdeckt oder glaubte entdeckt zu haben: die Waffen und Werkzeuge, die Bildwerke, die Zeichen und Symbole unſerer vorſündfluthlichen Ahnen. Die Kunſt und Religion, die Symbolik und Hieroglyphik derſelben hatten mit einem Schlage ihre Auferſtehung gefeiert. Heute lächeln wir über die Hälfte dieſer Errungenſchaften. Die Ausſchweifungen der Einbildungskraft — das lehren hundert Beiſpiele in der Geſchichte der Wiſſenſchaft und nicht zuletzt auch das berühmte Beiſpiel Schliemann's — bilden eine der gefährlichſten Klippen für den Entdecker mit Grabſcheit und Spaten. Die glücklichſten Finder vorgeſchichtlicher Denkmäler fürchten gleichſam einen Theil ihrer Leſe wieder zu verlieren, wenn ſie derſelben nicht in kühnen Hypotheſen, die ſie für nothwendige Folgerungen halten, das letzte Tröpflein geiſtigen Inhalts, das letzte Wörtchen ihrer Zeugenausſage entpreſſen. Dabei gerathen viele trübe Beſtandtheile in den Wein der Wahrheit, aber die Gährung, welcher alle Gaben der Wiſſenſchaft im Gefäße der mitſchaffenden Mit- und Nachwelt unterliegen, ſcheidet ſie bald wieder aus. So auch hier. Boucher de Perthes' offenbare Irrthümer ſind raſch der Vergeſſenheit anheimgefallen; die ſicheren Erkenntniſſe, welche er unſerem Wiſſensſchatz hinzugefügt hat, blieben und eroberten ſich unter hartnäckigen Kämpfen ſchließlich die allgemeine Anerkennung.

Die Fundſtellen im Sommethal, welche der geduldige Forſcher ausbeutete, liegen in einer ſehr beſuchten Landſchaft, auf dem Wege von Paris nach London. Zahlreiche Reiſende oder Touriſten, welche der Zufall, die Neugierde, aufrichtiger Wiſſensdrang oder die Abſicht, der neuen Lehre entgegenzutreten, daher geführt hatte, fanden ſich ein und zogen meiſt als gläubige Anhänger der geſicherten Meinungen des Entdeckers von dannen. Aber während ſich einerſeits die Ueberzeugung von der Richtigkeit eines Theiles ſeiner Schlüſſe Bahn brach, ging man in der Gegnerſchaft andererſeits ſo weit, die künſtliche Herſtellung der Formen, welche Boucher de Perthes als typiſch für die Steinwerkzeuge der Diluvialzeit erkannt hatte, überhaupt zu leugnen und jene Beile, Bohrer, Schaber und Meſſer, welche heute allwärts die Serien der prähiſtoriſchen Lehrſammlungen eröffnen, einfach für unbearbeitet, für natürliche Bruchſtücke zerſprungener Feuerſteinknollen zu erklären. Naturforſcher und Literaten, Archäologen und Künſtler, Hiſtoriker und Philoſophen machten ſich auf den Weg, um den Ausgrabungen bei Abbeville beizuwohnen. Es war im Grunde natürlich, daß das Urtheil all dieſer Männer ſehr ungleich ausfiel. Zu den hervorragendſten Gelehrten, welche mit ihrer Autorität für die Entdeckungen Boucher de Perthes' eintraten und auf ſeinen Forſchungen weiterbauten, gehörten in England Lyell und Preſtwich, in Frankreich Gaudry und Lartet.

Man gebraucht heute noch immer die Ausdrücke „Diluvium", „diluvial"; aber dieſe Worte haben den Sinn längſt verloren, den man einſt mit ihnen verband. Jene Ablagerungen, welche man ehedem als Zeugniſſe einer verheerenden, großen Fluth auffaßte, erſcheinen uns gegenwärtig als Denkmäler einer langen erdgeſchichtlichen Periode, innerhalb welcher eine Reihe klimatiſcher und geographiſcher Veränderungen der Erdoberfläche platzgriff und zu den letzten Modificationen der Thier- und Pflanzenwelt derſelben geführt hat. Deshalb ſchritt man alsbald daran, das ſogenannte „Diluvium" in Unterperioden zu zerlegen und aus der bunten Thiergeſellſchaft, welche daſſelbe enthielt, dem Menſchen Zeitgenoſſen zuzutheilen, welche ihn, der Reihe nach, jeder ein Stück Weges begleitet haben ſollten.

So unterſchied Lartet 1861 vier Zeitalter: 1. des großen Höhlenbären, 2. des Elephanten und des Rhinoceros, 3. des Renthieres und ſchließlich 4. des Auerochſen. Das erſte und das vierte dieſer Zeitalter mußten längſt aufgegeben werden. An der Unterſcheidung einer Mammuthperiode (ältere) und einer Renthierperiode (jüngere paläolithiſche Zeit) wird dagegen, namentlich in Frankreich, noch vielfach feſtgehalten. J. F. Brandt in Petersburg hat ſchon 1867 darauf hingewieſen, daß die Eintheilung des Diluviums nach einzelnen, noch dazu großen Thieren keine allgemeine Giltigkeit erlangen könne.

Nächſt dem Siege der Ideen Boucher de Perthes' muß ein zweites Ereigniß, welches bald nach der Mitte des laufenden Jahrhunderts eintrat, als grundlegend für die moderne Urgeſchichtsforſchung angeſehen werden. Es iſt dies die Entdeckung der Pfahlbauten in der Schweiz, für welche man wohl nunmehr genügend vorbereitet war, die man aber doch hauptſächlich dem niedrigen Waſſerſtande der Schweizer Seen am Beginne des Jahres 1854 verdankt. Damals ſank der Spiegel jener Seen ſo tief, wie er ſeit 1674 nicht geſtanden hatte. Alsbald gingen die Uferbewohner daran, Theile des trockengelegten Seebodens durch Mauern und Dämme dem feuchten Elemente ſtreitig zu machen, und bei dieſer Arbeit ſtieß man im Züricher See, unſern Obermeilen, zuerſt auf eine torfartige, ſchwarze Schicht von 2½ Fuß Mächtigkeit, in welcher ſich, außer vermodertem Laub und Gras, Maſſen aufgeknackter Haſelnüſſe, ferner Gegenſtände aus Stein, Horn und Knochen fanden. Zwiſchen alledem ragten eingerammte Pfähle aus Eichen-, Buchen-, Birken- und Tannenholz hervor, welche offenbar in Reihen angeordnet waren. Der Präſident der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich, Dr. Ferdinand Keller, beeilte ſich, die ſeltſame Entdeckung weiter zu verfolgen und erkannte ſofort, daß man es nicht mit einer zufälligen Ablagerung, wie ſie durch das Scheitern von Kähnen oder ähnliche Umſtände entſtanden ſein konnte, ſondern mit den Ueberreſten menſchlicher Wohnſtätten, die hier im See errichtet waren, zu thun habe. Auch war die prähiſtoriſche Forſchung bereits weit genug vorgeſchritten, um die Aehnlichkeit dieſer Funde mit anderen, namentlich im nördlichen Europa, aus der feſten Erde erhobenen Alterthümern zu erkennen.

Als ſich die Kunde von dieſer Entdeckung verbreitete, und als man den Spuren ſolcher Vorkommniſſe weiter nachging, ergab ſich die überraſchende Thatſache, daß ſchon längſt zuvor derlei Pfahlwerke und Funde in ſchlammigen Culturſchichten auf dem Grunde verſchiedener Schweizer Seen von Fiſchern beobachtet, aber nicht gründlicher unterſucht worden waren. Nun begann jedoch ein eifriges Studium dieſer Ueberreſte, und alsbald trat auch, dem Fortſchritte der praktiſchen Arbeiten folgend, der ſcharfſinnige Dr. F. Keller mit ſeinen „Pfahlbauberichten“ in den Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich hervor. Schon in der Vorbemerkung zu ſeinem erſten Berichte ſprach er es aus, „daß in früheſter Vorzeit Gruppen von Familien, höchſt wahrſcheinlich keltiſcher Abſtammung, die ſich von Fiſchfang und Jagd nährten, aber auch des Feldbaues nicht ganz unkundig waren, am Rande der ſchweizeriſchen Seen Hütten bewohnten, die ſie nicht auf trockenem Boden, ſondern an ſeichten Uferſtellen auf Pfahlwerk errichtet hatten. Es ſei wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß ſich dieſe ſeltſame Art der Anſiedelung nicht auf die helvetiſchen Länder beſchränkt habe, und er erſucht daher die Alterthumsforſcher, die in der Nähe von Seen und ruhig fließenden Strömen wohnen, ſich bei Fiſchern und Schiffern nach dem Vorhandenſein von Pfahlwerk an den Ufern oder auf Untiefen zu erkundigen, und wenn ſolches conſtatirt ſei, die nöthigen Aufdeckungen vorzunehmen. Die Zuſammenſtellung der Ergebniſſe, die in verſchiedenen Ländern und unter verſchiedenen örtlichen Verhältniſſen ermittelt worden ſeien, werde dann die eigentliche Natur dieſer Waſſeranſiedelungen und die Gründe, welche die Erbauung derſelben veranlaßten, mit Beſtimmtheit erkennen laſſen.

Dieſer Appell iſt von außerordentlichem Erfolg begleitet geweſen. Schon 1866 waren allein in der Schweiz 200 Pfahlbauſtationen, die ſich auf die meiſten größeren und kleineren Waſſerbecken des Landes vertheilten, nachgewieſen. Davon entfielen nur auf den Neuenburger See faſt 50 Dörfer, auf den Bodenſee ungefähr 40, auf den Bieler See mehr als 20. Die größte Anſiedelung fand ſich im kleinen Pfäffiker See, ſie war auf mehr als 100.000 Pfählen errichtet. Der Pfahlbau von Wangen im Bodenſee hatte einen Umfang von 12 Morgen und ruhte auf 40.000 Pfählen. Der Eifer, mit dem ſich die Schweizer der Erforſchung der Pfahlbauten widmeten und bei dieſer geiſtigen Eroberung der gebildeten Welt als Führer vorangingen, verdient die ehrenvollſte Anerkennung. „Gerade die kleinen Völker," ſagt Virchow aus dieſem Anlaſſe („über Hünengräber und Pfahlbauten" in der mit Fr. von Holtzendorff herausgegebenen Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge, I, 1866), „zeigen uns, wie viel in menſchlichen Dingen geleiſtet werden kann, wenn die Forſchung der Gelehrten getragen wird nicht bloß von einem gebildeten, ſondern von einem zu thätiger Mithilfe geneigten Volke."

Unſer ſchönes Vollbild (ſiehe S. 37) giebt die ideale Reconſtruction eines alteuropäiſchen Pfahldorfes. Eine ausführliche Beſchreibung der ſchweizeriſchen und öſterreichiſchen Pfahlbaufunde aus der jüngeren Steinzeit bleibt dem vierten Capitel dieſes Buches vorbehalten.

Aber auch den Pfahlbauentdeckungen gegenüber fand die gelehrte Welt nicht gleich den richtigen Standpunkt. Auch dieſe neue Erſcheinung mußte ſich durch einen Wuſt mehr oder minder abenteuerlicher Hypotheſen hindurch ihre wahre Geltung erringen, und wieder kam die Vergleichung mit ähnlichen Culturformen außerhalb Europas der Deutung dieſer Hinterlaſſenſchaft zu Hilfe. Weniger craß und von kürzerer Dauer, als bezüglich der „Donnerſteine" waren die Irrthümer, welche ſich an die Pfahlbauten knüpften. Sie entſprangen nicht der mythenbildenden Phantaſie, welche aus foſſilen Elephantenknochen Giganten und fromme Helden formte, ſondern dem nüchternen, hiſtoriſirenden Geiſte, der die Mammuthſkelette auf den Hannibalzug zurückführte und die neolithiſchen Steinbeile mit großer Selbſtzufriedenheit den Chatten und Cheruskern aufbürdete. Vor dieſem trockenen Rationalismus, der auch heute noch manchen Schaden ſtiftet, muß der Prähiſtoriker ein Warnungszeichen aufrichten. Ohne die geſchichtlichen Nachrichten der claſſiſchen Autoren über die Nordvölker blindlings zu verwerfen, ohne ihnen grundlos zu mißtrauen, müſſen wir uns doch davor hüten, ſie als Leitſterne zu verfolgen. Man hat in den Pfahlbauten der Schweiz und Deutſchlands Handelsſtationen etruskiſcher, maſſaliotiſch-griechiſcher, galliſcher, ja ſogar libophönikiſcher Kaufleute ſehen wollen, welche die Erzeugniſſe des Südens nach dem Norden brachten. Als eine eigene Kaſte fahrender Händler und Handwerker ſollen dieſe Leute unter den Eingeborenen wenig Anſehen und Sicherheit genoſſen haben, ſo daß ſie genöthigt geweſen ſeien, ihre Wohnſtätten auf Pfählen im Waſſer zu errichten. Man erinnerte hierbei an die Fluß- und Seeſtationen canadiſcher Pelzhändler, welche den vorſichtigen Europäern Schutz gegen die Ueberfälle der Rothhäute gewährt haben. Der Einfuhrhandel ſüdlicher Völker nach dem barbariſchen Norden war eine theils hiſtoriſch bezeugte, theils aus den Funden — namentlich den Metallfunden — im weiteſten Umfang erſchloſſene Thatſache, welcher nun auch die Erſcheinung der Pfahlbauten zwangsweiſe untergeordnet wurde. Wir werden im Einzelnen in der Darſtellung der prähiſtoriſchen Perioden noch auf die ſeltſamen Anſchauungen zurückkommen, mit welchen die prähiſtoriſchen Funde Mittel- und Nordeuropas lange Zeit behaftet geweſen ſind. Sie ſind meiſt aus einer und derſelben Fehlerquelle entſprungen: *vorſchneller Verbindung hiſtoriſcher und prähiſtoriſcher Daten.* Es kann uns natürlich nicht einfallen, das Suchen nach ſolchen Verbindungen, aus welchen unter günſtigen Umſtänden das vollſte Licht auf vorgeſchichtliche Erſcheinungen fallen wird, im Princip zu verwerfen. Nur die einſeitige Verfolgung dieſes Zieles führt zu argen Mißgriffen. Denn das Grenzgebiet der geſchichtlichen Ueberlieferung gegen das Reich der Vorgeſchichte gleicht einer mageren, dürren Steppe, und es gedeihen da ſeltſame Früchte, wenn man prähiſtoriſches Material aus der Ferne herbeiſchleppt, um dieſen Boden zu düngen.

So hat ein jetzt verſchollener Hiſtoriker, Mathias Koch, in einem Buch über die älteſte Bevölkerung Oeſterreichs und Bayerns (1856) die folgenden charakteriſtiſchen Sätze niedergeſchrieben: „Für deutſche Länder, welche bloß von Kelten, Römern und Germanen bewohnt waren“ — woher wußte das der Autor? — „kann als Regel gelten, daß die in Gräbern gefundenen Anticaglien von Bronze oder Gold, wenn ſie nicht römiſch ſind, nothwendigerweiſe keltiſch ſein müſſen, weil es der Culturgeſchichte widerſtrebt (!), ſie den Germanen zuzueignen. Gräber, deren ganze Waffen- und Anticaglienbeigabe aus Bronze beſteht, ſind ausgemacht keltiſch und werden nie anders gedeutet werden können (!). Dasſelbe gilt von Gräbern, deren Beſtandtheile nur Stein und Bronze mit Bronzewaffen ſind. Stein allein und Stein mit Eiſen berechtigen zu einem giltigen Schluß auf Germanen, was vollends vom Eiſen allein ſich ſagen läßt. Bronze und Eiſen können auf Kelten und Germanen bezogen werden; aber in ſolchen Fällen entſcheidet die Geſchichte der Gegend, wo die Fundſtätte ſich befindet.“

Wie hinfällig das alles in kurzer Zeit geworden iſt! Aber in der Vorſtellung der meiſten Gebildeten, welche von den letzten Fortſchritten der Urgeſchichtsforſchung keine oder nur ungenügende Kenntniß genommen haben, ſind die Kelten noch heute das Bronzevolk par excellence, weil es einer ganz willkürlichen culturgeſchichtlichen Folgerung widerſtrebt, reine Bronzefunde anders zu deuten. Die Kelten ſind das älteſte hiſtoriſch bezeugte Culturvolk Mitteleuropas, Bronzefunde aber die älteſten, welche von einem mit höherer Cultur ausgeſtatteten Volk in dieſem Gebiete Zeugniß ablegen; daher müſſen die Gräber der reinen Bronzezeit von Kelten herrühren. Aus der Geſchichte wollte man die Deutung der vorgeſchichtlichen Funde herleiten, welcher Art dieſelben immer ſein mochten. Darin liegt die Einſeitigkeit und Unzulänglichkeit dieſer glücklich überwundenen Richtung. Ihr war es nicht ſo ſehr um neues Wiſſen, um die Ausdehnung unſeres culturhiſtoriſchen Geſichtskreiſes zu thun, als um die ſyſtematiſche Einſchachtelung der nun doch einmal vorliegenden Funde in ein Schema, das die literariſchen Geſchichtsquellen liefern mußten.

Ungefähr von 1860 an können wir alſo *die neue Aera der Urgeſchichtsforſchung* datiren. Sie nimmt ihren Ausgang von der Entdeckung und richtigen Beurtheilung der Pfahlbauten in der Schweiz und der Anerkennung der Reliquien des Diluvialmenſchen in den Alluvien und Höhlengebieten Frankreichs und Belgiens. Was vorher in Schwerin, Kopenhagen und Stockholm an prähiſtoriſchen Unterſuchungen geleiſtet worden war, hatte in ſeiner Vereinzelung nur den Werth localer Vorſtudien und war mehr im Geiſte archäologiſch hiſtoriſcher Forſchung getrieben worden. Nun aber wendeten ſich mit dem lebhafteſten Intereſſe Naturforſcher faſt in allen Ländern Europas den neuen Aufgaben zu. Man proclamirte mit Entſchiedenheit die Geltung der *inductiven* — d. h. bei emſiger Detailarbeit zuwartenden, aller ſubjectiven, von oben herab generaliſirenden Einflüſſe entkleideten — *naturwiſſenſchaftlichen Methode* für dieſes neue Wiſſensgebiet. Vor Allem machten ſich bedeutende Geologen und Paläontologen ans Werk, der ſtummen

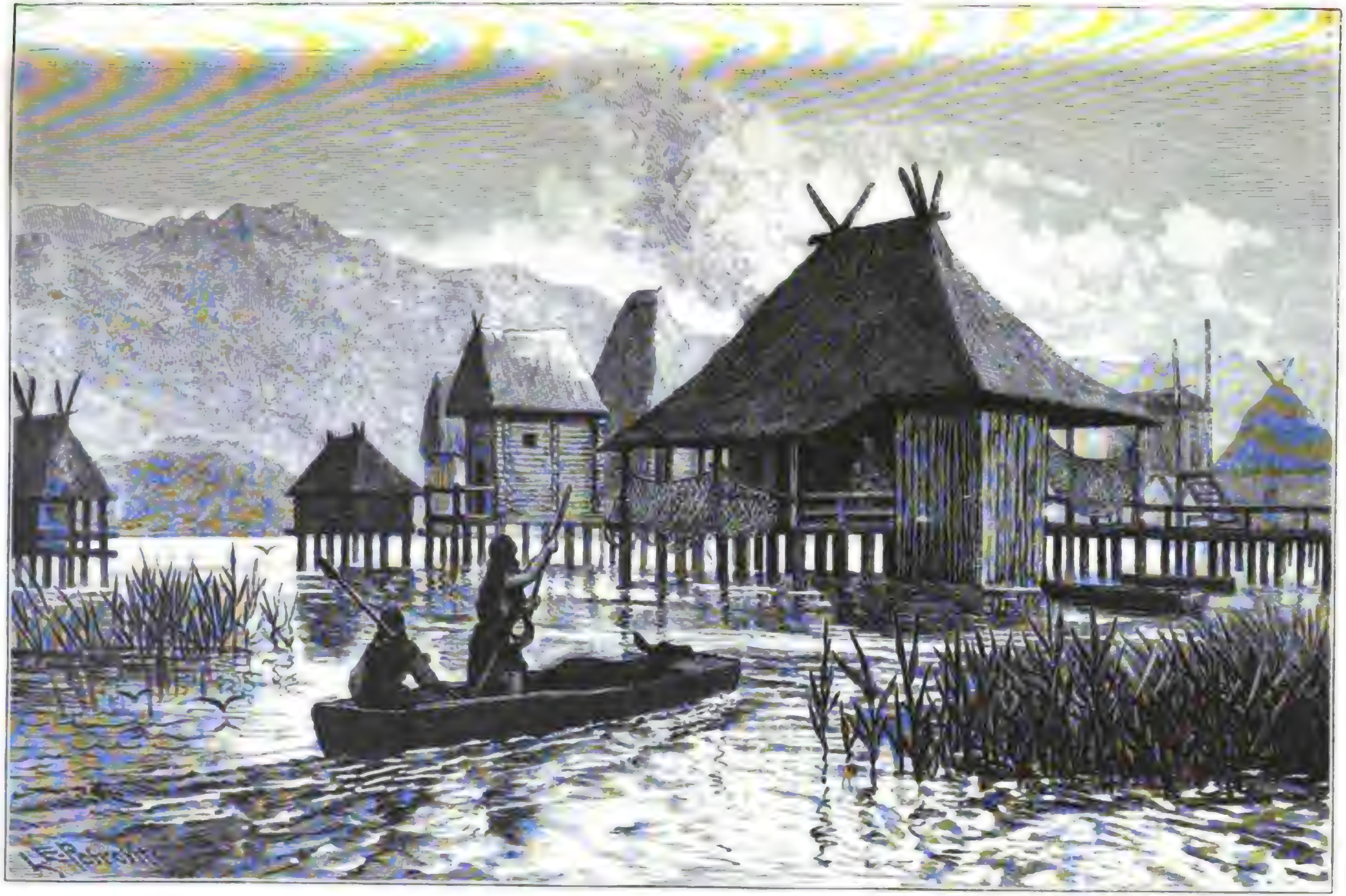


Fig. 13. Idealbild eines alteuropäiſchen Pfahlbaudorfes.
(Text ſiehe S. 35.)

Sprache jener oft ſo unſcheinbaren, der Erde entnommenen Fundſtücke Worte zu leihen. Heute haben ſich auch Hiſtoriker und Archäologen der claſſiſchen Richtung bereits vielfach in den Wettbewerb um neue prähiſtoriſche Kenntniſſe auf dem einzig dahin führenden Wege — dem der Ausgrabungen — eingelaſſen. Das Beiſpiel Schliemann's, des lange verkannten Bahnbrechers vorgeſchichtlicher Studien auf claſſiſchem Boden, hat da mächtig gewirkt und wird die Nachwelt zu tieferer Einſicht leiten, als ihm ſelbſt vergönnt war.

Man hat unſer Jahrhundert ein „ausgrabendes" genannt, und es iſt dies keiner ſeiner ſchlechteſten Titel. Dieſe Eigenſchaft kommt der Archäologie und der Paläontologie, im höchſten Maße aber der zwiſchen ihnen ſtehenden jüngeren Schweſter, der Prähiſtorie, zugute. Vielfach wenden ſich ihr heute die eifrigſten Sympathien der Alterthumsfreunde zu, welche in anderen Jahrhunderten ohne Zweifel den Anhang der Philologie verſtärkt haben würden. Das Bedürfniß der Menſchheit, ſich mit der Vorwelt bekannt zu machen und zu beſchäftigen, iſt auch in realiſtiſchen Perioden, wie die unſerige, lebendig; aber es wechſelt ſeine Formen unter dem Einfluß des Zeitgeiſtes. Früher waren es die Iſraeliten, die Griechen, die Römer, die Kelten, an denen ſich das antiquariſche Intereſſe erſchöpfte. Zu den Schutthaufen, die ſich über ihren Gräbern und Herdſtätten wölbten, erhielten dieſe Völker noch Bergeslaſten von Büchern und Abhandlungen, die man ihrer Sprache, Sitte und Geſchichte widmete. Wer die Geſchichte der Alterthumsforſchung kennt, der weiß, welche Rolle die Philologie, namentlich die bibliſche und die claſſiſche, früher geſpielt hat. Sie war die Mutter aller Wiſſenſchaften, die Hüterin aller Schatzkammern des Wiſſens. Was ſie über die Alterthümer einiger welthiſtoriſcher Völker beizubringen wußte, wurde unbedenklich auch den Darſtellungen der Urzeit anderer Völker, ja der Menſchheit überhaupt zu Grunde gelegt.

Dieſe Herrſchaft hat jetzt ihr Ende erreicht. Daran ſind nicht etwa die Philologen ſchuld, und fern ſei es von uns, dieſe Männer für das lange dauernde Zurückbleiben anderer Wiſſenſchaften verantwortlich zu machen. Aber erſt in unſerem Jahrhundert hat ihr Reich ſeine natürlichen Grenzen gefunden. Unſer Zeitalter feiert ſeine größten Triumphe auf dem Gebiete der Technik und der Naturwiſſenſchaften. Das moderne naturwiſſenſchaftliche Princip, das Princip der Induction, welches auch andere Wiſſenſchaften da, wohin es gehört, mit Vortheil anwenden, bevorzugt die greifbaren Zeugniſſe der alten Cultur gegenüber der geſchriebenen Ueberlieferung, und die techniſche Richtung unſerer Zeit wendet ſich mit einem früher nie dageweſenen Eifer dem Studium desjenigen zu, was die alten Völker durch die Kunſtfertigkeit ihrer Hände hervorgebracht haben. Aus dieſer Verbindung von Elementen iſt die Urgeſchichtsforſchung unſerer Tage hervorgegangen. Darum iſt ſie ein echtes Kind unſerer Zeit, und darum dürfen wir ſie nicht ohne eine gerechtfertigte Vorliebe als Fleiſch von dem Fleiſche unſeres Jahrhunderts betrachten.

3. Inhalt und Aufgaben der Prähiſtorie.

a) Naturwiſſenſchaftliche Fragen.

Die großartige Entwickelung der modernen Erdgeſchichte, der Aufbau dieſes Rieſendenkmals, das dem Forſchergeiſte unſeres Jahrhunderts für alle Zeiten zur Ehre gereichen wird, gehört nicht mehr oder nur zum kleinſten Theile in den Kreis unſerer Betrachtung. Es wird nur nothwendig ſein, zu erinnern, daß die Wiſſenſchaft vom prähiſtoriſchen Menſchen da, wo ſie heute einſetzt, auf ſicherem Grunde ruht. Sie liefert in den Anfangscapiteln ihrer Betrachtung eine Ergänzung zur Paläontologie, und wo ſie aufhört, die Vorrede zur Geſchichte und Archäologie der verſchiedenen Völker und Völkergruppen, deren ſchriftlich überlieferte Schickſale der Hiſtoriker erforſcht und erzählt. So ſteht ſie zwiſchen zwei verwandten Wiſſenſchaften, deren kühnes Vordringen einen Stolz unſerer Generation bilden darf, zwiſchen der Kunde von den Lebeweſen der Vorzeit und der geſchichtlichen Alterthumskunde, als dritte Schweſter, als ein nothwendiges Bindeglied, ebenbürtig da. Sie gehört nicht mehr zur Paläozoologie, d. h. zur Zoologie der Vorwelt, weil ſich in dem Gegenſtand ihrer Betrachtung, im vorgeſchichtlichen Menſchen, ſchon Kräfte regen, die dem rein naturwiſſenſchaftlichen Geſichtspunkt entrückt ſind, und ſie gehört noch nicht zur hiſtoriſchen Archäologie, weil ſie zum Theil aus anderen Quellen als dieſe ihre Belehrung ſchöpft und anderen Zwecken dient. Sie iſt Hilfswiſſenſchaft in einem weiteren Kreiſe, in dem der Anthropologie, welche ihrerſeits außer der Prähiſtorie die geſammte Lehre von der Phyſis des Menſchen, die Ethnographie, und bei gehöriger Auffaſſung des Begriffes auch die Archäologie und Geſchichte in ihrer ganzen Ausdehnung und Verzweigung umfaßt.

Wir lernen alſo in der Urgeſchichte der Menſchheit einen Theil der Anthropologie kennen, welcher ſich einerſeits an die Paläontologie lehnt und zugleich den Anſchluß an die Geſchichte ſucht. Was iſt nun Anthropologie, und was bedeutet dieſes Wort? „Das Wort Anthropologie“ — ſagt Topinard in ſeinem das Ganze dieſer Wiſſenſchaft darſtellenden Buche — „iſt alten Datums und hat ſtets das Studium des Menſchen bezeichnet, anfänglich das des geiſtigen, ſpäter das des phyſiſchen, heutzutage umfaßt es beide Seiten.“ In erſterem Sinne nahmen es große Philoſophen, wie Ariſtoteles und Kant, im rein phyſiſchen zuerſt die modernen Mediciner; die weitere Begrenzung iſt gegenwärtig von ganz Europa genehmigt und in zahlreichen Definitionen ziemlich gleichartig formulirt.

Wenn wir innerhalb der alſo feſtgeſetzten Grenzmarken der Anthropologie Umſchau halten, ſo fällt unſer Blick zunächſt auf zwei große Gruppen von Fächern, welche inhaltlich wie methodiſch weit auseinander liegen, aber bei aller Verſchiedenheit doch das miteinander gemeinſam haben, daß ſie ſich ausſchließlich mit dem Menſchen beſchäftigen und deſſen Weſen zu erforſchen ſtreben. Die eine dieſer Gruppen iſt die Anatomie, Phyſiologie und Pſychologie des Menſchen, die andere die Culturgeſchichte mit allen ſich anſchließenden Wiſſenſchaften.

Zwiſchen dieſen beiden Gruppen, zwiſchen dem naturwiſſenſchaftlichen und dem hiſtoriſchen Theile unſeres Wiſſens vom Menſchen, klafft eine große Lücke der Erkenntniß. Wir ſind weit davon entfernt, aus dem erſteren Theile unſeres Wiſſens nachweiſen zu können, warum die geſchichtliche Entwickelung hier dieſen, dort jenen Weg eingeſchlagen hat, warum es manchem Volk durchaus an aller Geſchichte fehlt, während ſich bei anderen die Geiſteskraft nie über einen beſtimmten Punkt erhoben hat. Allein daran dürfen wir uns nicht genügen laſſen. Statt unvermittelt und zuſammenhanglos nebeneinander zu ſtehen, müſſen ſich die Ergebniſſe jener beiden Gruppen der Forſchung gegenſeitig ergänzen, ſie müſſen helfend und fördernd ineinander greifen. Aus der Summe deſſen, was auf allen dieſen Gebieten einzeln geleiſtet worden iſt, muß die Erkenntniß vom Weſen des Menſchen hervorgehen.

Der ſcharfſinnige Theodor Waitz hat der Anthropologie dieſes Ziel geſteckt. Ihre Aufgabe ſei: Die Vermittelung des naturwiſſenſchaftlichen und des hiſtoriſchen Theiles des Wiſſens vom Menſchen zu erſtreben. Dadurch befreit ſie ſich nicht nur von dem Vorwurfe, der ſie bisher traf, eine bloße Zuſammenſtellung erborgten Materiales zu ſein und die Stelle einer ſelbſtſtändigen Wiſſenſchaft unberechtigterweiſe in Anſpruch zu nehmen, ſondern ſie wird auch ihren

Namen mit um ſo größerem Rechte führen, je mehr *das Weſen des Menſchen* vor Allem gerade darauf ruht, daß er *aus dem Einzelleben heraus und in ein geſellſchaftliches Zuſammenleben mit Anderen* eintritt, in und mit welchen es für ihn erſt zu einer höheren, wahrhaft menſchlichen Entwickelung kommt. Gerade an dieſem Punkte ſeines Ueberganges aus der Iſolirtheit in das geſellſchaftliche Leben hat ihn die Anthropologie zu erfaſſen und die Bedingungen und Folgen ſeiner Weiterentwickelung zu unterſuchen.

Derſelbe Autor bezeichnet die Rolle der Anthropologie in ihrem Verhältniß zur *Geſchichte* damit, daß ſie die *Naturgrundlage der letzteren* zu erörtern habe. Es würde eine offenbar einſeitige Auffaſſung des Menſchen ſein, wenn wir unſeren Begriff desſelben nur aus der Culturgeſchichte entnehmen wollten, uneingedenk der nothwendigen Ergänzung, die aus der Betrachtung der culturloſen Völker und des Naturzuſtandes des Menſchen zu ihm hinzukommen muß. Die Geſchichte beginnt erſt da, wo es einigermaßen ſichere Ueberlieferungen giebt, wo die Schrift vorhanden iſt, wo beſtimmte Anfänge der Civiliſation erreicht und ſichergeſtellt ſind. Sie berichtet von Zielen der Entwickelung, welche theilweiſe ſchon als bewußte Zwecke verfolgt werden, von Völkern, welche durch die Macht der hiſtoriſchen Verhältniſſe, durch den Einfluß großer Männer, die aus ihrer Mitte hervorgegangen ſind, oder durch Eingriffe und Stöße von außen in ihrer Beſonderheit, in ihrem Werden, Blühen und Vergehen beſtimmt ſind. Die Anthropologie darf auf die Betrachtung dieſer Stufen des civiliſirten Menſchenlebens nicht verzichten, aber ſie darf ſich auch nicht darauf beſchränken, ſondern muß alle Völker der Erde, alle Geſtaltungen des Menſchenlebens, die verſchiedenartigſten und fernliegendſten, umfaſſen. Sie muß uns für den Begriff des Menſchen eine möglichſt breite und vollſtändige Baſis verſchaffen und uns Bilder geben von dem, was *vor aller Geſchichte* liegt und was man, im Gegenſatz zur hiſtoriſchen Entwickelung der Völker, als die natürliche Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft bezeichnen kann.

Aus dieſer Definition ergiebt ſich zur Genüge, welcher wichtige Platz der *Urgeſchichtsforſchung oder Prähiſtorie* im Rahmen der Anthropologie zukommt. Die *Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit* iſt eines der Hauptziele der modernen Anthropologie. Aber entſprechend den zwei verſchiedenen Fachgruppen, aus welchen ſich die Anthropologie zuſammenſetzt, ſind es wieder zwei getrennte Wege, auf welchen man nach jenem Ziele ſtreben kann. Der eine derſelben verfolgt die Frage der *phyſiſchen Entwickelung*. „Wie iſt der Menſch entſtanden? Wie haben ſich die einzelnen Raſſen und Stämme gebildet? Haben alle Menſchen, gleichviel welcher Raſſe oder welchen Stammes, eine gemeinſchaftliche Abſtammung oder giebt es mehrere Urraſſen? Entſcheidet man ſich für die Einheit des Menſchengeſchlechtes, wo war ſein Urſitz, und wie geſtalteten ſich von da aus die auseinandergehenden Wanderungen und Verzweigungen der Geſchlechter? Und wiederum, wenn erſte Menſchen die Ahnen der ganzen Menſchheit waren, ſtammten ſie ihrerſeits von anderen Geſchöpfen ab, von denen ſie ſich allmählich durch eine fortſchreitende Ausbildung ihrer Organiſation entfernten?“ (Virchow.)

Der andere Weg, derjenige, welchen wir in dieſem Buche vorzugsweiſe verfolgen, iſt der *culturgeſchichtliche*. Wir werden den Fragen, welche uns auf dieſen beiden Wegen begegnen, alsbald nähertreten. Hier ſei nur noch hervorgehoben, daß die Grenzen zwiſchen prähiſtoriſchen und hiſtoriſchen Gegenſtänden überaus ſchwankende ſind. Mit Recht verweiſt Virchow darauf, daß zu derſelben Zeit an dem einen Orte geſchichtliche, an dem anderen vorgeſchichtliche Zuſtände beſtehen können. So gehörte das Innere Auſtraliens noch der Vorgeſchichte an, als ſchon große Abſchnitte ſeines Küſtengebietes gut bekannt waren. Die Alte Welt war ſchon ſeit Jahrtauſenden ein Schauplatz der wirklichen Geſchichte, als die Neue Welt noch nicht einmal entdeckt war. Von Mittel- und Nordeuropa wußte man noch gar nichts, als Aegypten und Vorderaſien ihre welthiſtoriſchen Blütheperioden erlebten. Aber es können im Auf- und Niederwogen der Völkerſchickſale auch geſchichtliche und nicht geſchichtliche Zeiträume miteinander abwechſeln. So war Oſtdeutſchland in den erſten Jahrhunderten nach unſerer Zeitrechnung dem römiſchen Handel geöffnet, während es ſich mit der Völkerwanderung wieder auf Jahrhunderte ſchloß. „Die Wanderungen der Polyneſier wie die der Arier ſind zum größten Theil vorhiſtoriſch. Nichtsdeſtoweniger wird durch eine umſichtige Erforſchung der Sprachen und Sagen der einzelnen Völker des fernen Oſtens, in Verbindung mit einer Feſtſtellung der phyſiſchen Verwandtſchaftsverhältniſſe, der Hausthiere, der Kriegs- und Hausgeräthe, allmählich eine Art von geſchichtlichem Verſtändniß erſchloſſen, welche weit über die eigentliche oder geſchriebene Geſchichte Oceaniens hinausreicht."

Durch die Erkenntniß ihrer Ziele, der höchſten und ſchwierigſten, die der forſchende Menſch ſich ſtecken kann, iſt die Anthropologie ſelbſtſtändig geworden. Sie beſitzt heute ihre eigenen Organe: Geſellſchaften, Zeitſchriften, Muſeen, an mehreren Orten ſogar Lehrſtühle und Schulen: „Ihr Studium," ſagt Topinard, „erheiſcht einen ſtarken vorurtheilsfreien Geiſt, der nur dem Cultus der Wahrheit dient. Kein Stoff iſt in der That heikler als dieſer; wir ſind dabei Richter und Partei in einer Perſon. Wir Alle ſind in beſtimmten Ideen großgezogen worden, welche unſere Gehirnſubſtanz ſättigten zu einer Zeit, wo dieſelbe ſich noch bildete und für das Feſthalten von Eindrücken am beſten geeignet war. Die Thatſachen aber, welche die Anthropologie lehrt, verletzen bisweilen die Glaubenspunkte, welche von den Theologen als unerläßlich für das Heil der Menſchheit angeſehen werden. Andererſeits fühlt ſich auch unſere liebe Eitelkeit getroffen; ſie mag von dem Piedeſtal, auf welches ſie ſich geſtellt, nicht gern herabſteigen; ſie meint mit den Thieren nichts gemein zu haben und ſchreit auf, wenn man ihr ſagt, daß zwiſchen jenen und uns kein Abgrund beſteht. Was wir thun und denken, erſcheint uns immer als das Höchſte, als der Inbegriff des Guten, Schönen, Wahren. In unſeren Augen iſt der phyſiſche Typus des Europäers der ebenmäßigſte, das Urbild der Vollkommenheit. Dagegen ſind dem Chineſen geſchlitzte Augen, dem Neger die ſchwarze Hautfarbe für ſein Idealbild unumgänglich nothwendig. Auf geiſtigem Gebiet ſind es unſere Moral und Civiliſation, die allein dieſen Namen verdienen; nur unſere Gebräuche ſind vernünftig; alle anderen Völker ſind Wilde."

Ueber die Vorurtheile, welche den Fortſchritten der Anthropologie im Wege ſtehen, äußert ſich ein anderer berühmter Forſcher auf dieſem Gebiete, Hermann Schaaffhauſen, in folgenden Sätzen: „Sowohl der Urſprung der anthropologiſchen Studien, als die allgemeine Theilnahme an denſelben gründet ſich gewiß darauf, daß es ſich bei unſeren Unterſuchungen um des Menſchen nächſte Angelegenheiten handelt. Schlimm iſt nur, daß Jeder bei dieſen Fragen, wo es auf ausgebreitetere und mannigfaltigere Kenntniſſe ankommt, als bei anderen Wiſſenſchaften, gerne mitſpricht und dabei auch ſeine religiöſen und philoſophiſchen, ſittlichen und politiſchen Ueberzeugungen in den Kampf führt. Dieſe haben aber nicht das mindeſte Recht, hierbei gehört zu werden; denn die Wiſſenſchaft hängt nicht von ihnen, ſondern nur von der Richtigkeit der Thatſachen und der daraus abgeleiteten Schlüſſe ab. Wenn die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft ſich nicht ohneweiters in die vorhandenen Vorſtellungskreiſe einſchalten laſſen, ſo müſſen wir eben in vielen Dingen anders denken lernen als bisher, um jene geiſtige Befriedigung zu erlangen, die das Höchſte iſt, wonach der Menſch ſtreben kann. Die Anfeindung unſerer Studien kann dieſen nur zum Vortheil gereichen; denn ſie dient dazu, daß wir uns bemühen, unſere Lehrſätze feſter zu begründen und überzeugender darzuſtellen.“

Auch die prähiſtoriſche Anthropologie hat ihre natürlichen Gegner in altehrwürdigen Traditionen und eingewurzelten Vorſtellungen von dem Urſprung des Menſchengeſchlechtes und ſeiner erſten Entwickelung. Die bibliſche Schöpfungsgeſchichte läßt ſich mit den Ergebniſſen unſerer Wiſſenſchaft ſo wenig vereinigen, wie die Kosmogonien anderer heidniſcher Völker, und die Träume moderner Philoſophen von dem glücklichen Urzuſtand unſeres Geſchlechtes ſind um nichts reeller, als die Erzählungen alter Dichter von dem goldenen Zeitalter und ſeiner ſtufenweiſen Entartung. In der Beobachtung nackter Thatſachen, im Aneinanderreihen der einzelnen an ſich geringfügigen Wahrnehmungen zu unerſchütterlichen Erkenntniſſen liegt der Anfang und der Fortſchritt der menſchlichen Urgeſchichte, nicht in dem vergeblichen Verſuch, uralte Dogmen tiefer zu begründen und ſchmeichleriſche Wünſche wiſſenſchaftlich zu befeſtigen.

Dennoch ſtrebt der menſchliche Geiſt, unabweislichen Geboten gehorſam, ohne Unterlaß nach höheren Geſichtspunkten, welche ihm geſtatten, über die ſtets lückenhafte Einzelbeobachtung hinweg den Blick auf das Ganze der Entwickelung und insbeſondere auf den fernliegenden Urſprung des Menſchen zu werfen. Philoſophen waren es zuerſt, welche nach dieſer Erkenntniß dürſteten; die Naturforſcher arbeiteten anfangs in den beſcheidenen Grenzen, die ihnen durch ihr Material geſteckt waren; bald aber konnten auch ſie ſich nicht mehr den höchſten Problemen verſchließen. Und es entſtand die große Frage, welche eine Reihe der erleſenſten Geiſter beſchäftigte: ob der Menſch mit einem Schlage oder Schöpfungsact, allſeits fertig und ausgeprägt oder progreſſiv, auf natürlichem Wege, in Abhängigkeit und Zuſammenhang mit anderen, bereits vor ihm exiſtirenden Weſen entſtanden ſei?

Die Anhänger der einen Richtung, die man als orthodoxe oder monogeniſtiſche bezeichnen kann, behaupteten anfangs, treu der bibliſchen Tradition, alle Menſchenraſſen ſeien von einem und demſelben Stammvater ausgegangen und die Veränderung derſelben durch äußere Einflüſſe hätte ſich in dem kurzen Zeitraum von nicht ganz 6000 Jahren, welcher ſeit der Erſchaffung der Welt verfloſſen ſei, vollzogen. Dieſer Lehre gegenüber ſtand die polygeniſtiſche, revolutionäre, welche den angeführten Zeitraum für ungenügend erklärte und den Urſprung der Menſchheit in einer Mehrheit von Typen ſuchte. Seit man weiß, daß es ſich nicht um wenige, ſondern um eine ungezählte Reihe von Jahrtauſenden handelt, haben ſich dieſe beiden Strömungen ein tieferes Bett gewühlt, aber nicht vereinigt. Quatrefages räumte dem Menſchengeſchlecht ein ſehr hohes Alter ein, aber die urſprüngliche Einheit desſelben gab er nicht auf. Nach ihm wäre der Menſch zuerſt unter unbekannten Bedingungen durch Dazwiſchenkunft einer fremden Gewalt oder eines höheren Willens geſchaffen worden. Es gäbe nur eine einzige menſchliche Art, die durch das beſondere Merkmal der Religioſität gekennzeichnet ſei, und die in der Zoologie eine Sonderſtellung als das „Menſchenreich“ einzunehmen habe. Ihm gelten die zoologiſchen Arten als unveränderlich in ihrem phyſiſchen Typus, und die menſchlichen Raſſen ſind nichts als Varietäten, welche durch äußere Einflüſſe und Kreuzungen entſtanden und in ihrem Urſprung aus einer und derſelben Wurzel hervorgegangen ſind.

Die polygeniſtiſche Richtung fand dagegen ihren hervorragendſten Vertreter in Agaſſiz. Auch dieſer Forſcher läßt einen höheren Willen zu, der in den verſchiedenen Stadien der Entwickelung des Erdballes nach einem vorgefaßten Plane eingreift. Aber die menſchlichen Raſſen läßt er unabhängig voneinander an acht verſchiedenen Punkten der Erde entſtehen. Dieſe Punkte oder Schöpfungscentren ſind ebenſowohl durch eine ihnen eigenthümliche Flora als Fauna charakteriſirt. Der Urſprung der Arten verliert ſich in dem Dunkel, welches auf der erſten Einrichtung des gegenwärtigen Weltzuſtandes liegt.

Heute iſt eine andere Art von Monogenismus als diejenige Quatrefages' (um von den Radical Orthodoxen oder ſtreng Bibelgläubigen ganz zu ſchweigen) nahezu zur allgemeinen Geltung gelangt. Sie nennt ſich Transformismus oder nach ihrem bekannteſten Vertreter Darwinismus, iſt aber in ihrem Urſprung eine Geiſtesſchöpfung des franzöſiſchen Gelehrten A. Lamarck, der ihre Grundzüge ſchon 1809 niederſchrieb. Die Art iſt nach Lamarck unaufhörlicher Veränderung unterworfen und zeitlich betrachtet ſo gut wie nicht vorhanden. Es giebt nur Uebergänge, keine feſten Formen. Im Thierreich wie im Pflanzenreich gehen die Arten durch unzählige Zwiſchenſtufen und Bindeglieder ineinander über. Umbildung oder Abweichung iſt die Wurzel aller Erſcheinungen. Am unteren Ende der Entwickelungsreihe der Weſen findet man eine kleine Zahl uranfänglicher Keime (Monaden), welche durch Urzeugung entſtanden ſind. Mit dieſer Entwickelung iſt der Menſch unlöslich verkettet. Für ihn giebt es keine Ausnahmsſtellung in der Natur. Das Geſetz der allgemeinen Umbildung erſtreckt ſich auch auf ihn und läßt ihn als derzeitiges Reſultat der Fortentwickelung gewiſſer Affen erſcheinen.

Fragt man nach den Mitteln und Wegen der Umbildung, für welche zur Zeit Lamarck's noch wenig thatſächliche Beobachtung vorlag, ſo antwortet die Lehre dieſes genialen Forſchers darauf mit kurzen Worten. „Anpaſſung der Organe an die Exiſtenzbedingungen," ſo lautet die Formel, die wir als Schlüſſel zu den Archiven der Entwickelungsgeſchichte anſehen müſſen. In unanfechtbarer Weiſe ſtellt er die Behauptung auf, daß jeder Wechſel in den äußeren Lebensverhältniſſen das Thier, welches ſich ſtärkeren Thieren oder geänderten Exiſtenzbedingungen gegenüber ſieht, zur Annahme neuer Gewohnheiten zwingt, wobei gewiſſe Organe zu erhöhter Thätigkeit berufen, andere zu einer Verkümmerung oder zum gänzlichen Stillſtand ihrer Functionen verurtheilt werden. Die Phyſiologie lehrt uns, daß jedes Organ nach Maßgabe der von ihm geleiſteten Arbeit zu- oder abnimmt, und durch dieſe Veränderungsfähigkeit finden die Organismen ihre Anpaſſung an die neuen Exiſtenzverhältniſſe.

Lamarck's grundlegende Gedanken wurden von den erlauchteſten Geiſtern ſeiner Zeit theils heftig bekämpft, theils freudig aufgenommen. Unter ſeinen Gegnern ragte Cuvier hervor und ertrotzte vorübergehend den Sieg kraft der Autorität, welche den hochverdienten Forſcher in ſeinem Feldzug gegen den Transformismus begleitete. Aber Männer, wie Geoffroy Saint-Hilaire, Oken, Goethe, begrüßten die Umbildungstheorie mit heller Zuſtimmung; namentlich Botaniker und Geologen ſahen in ihr eine erlöſende Idee, und als im Jahre 1859 Charles Darwin auftrat, fand er durch die ſtillwirkende Kraft einer richtigen Grundanſchauung das Feld gepflügt für die Ausſaat ſeiner berühmten Lehre.

Darwin iſt unabhängig von Lamarck auf die Umbildungsidee gekommen. Sie lag gleichſam in der Luft. Als Darwin von ſeiner Weltreiſe an Bord des „Beagle" (1831 bis 1836), auf welcher ihm die erſten Strahlen der neuen Erkenntniß das Reich der Lebeweſen beleuchtet hatten, längſt zurückgekehrt war und ſich in London experimentell mit künſtlicher Zuchtwahl, namentlich an Tauben, beſchäftigte, erhielt er die Arbeit eines anderen engliſchen Forſchers eingeſchickt, der im malayiſchen Archipel ſein Heim aufgeſchlagen. Richard Wallace ſtellte den Transformismus auf die Baſis einer Reihe eigener Beobachtungen, aber er erſchrak vor den Conſequenzen desſelben, als er ſah, daß ſich dieſe nothwendig auch auf den Menſchen erſtrecken müßten. Charles Darwin bebte vor dieſen Conſequenzen nicht zurück, und das iſt eines ſeiner größten Verdienſte.

Durch gründliches Studium der künſtlichen Zuchtwahl war Darwin vorbereitet, ein neues Princip in die Entwickelungslehre einzuführen. Die Erinnerung an dieſes Princip verdankte er dem Buche des Nationalökonomen Malthus; es läßt ſich in einem Worte zuſammenfaſſen und lautet: „struggle for life“ — der Kampf ums Daſein.

Das Geheimniß der künſtlichen Züchtung iſt ein höchſt einfaches und bei Thier und Pflanze gleich anwendbar. Man beabſichtigt gewiſſe neue Formen zu erzielen, und man erreicht ſie, indem man zuerſt unter den Individuen einer und derſelben Art die tauglichſten, d. h. diejenigen, welche die gewünſchte Abweichung im höchſten Grade beſitzen, auswählt. Das Gleiche geſchieht unter den Sprößlingen der erſten, wie der folgenden Kreuzungen; auf dieſem Wege entſteht, wie allen Viehzüchtern bekannt iſt, eine neue Art, die in Farbe, Körpergröße, Kopfform und anderen Proportionen, ja ſogar in der Lebensweiſe die erſtaunlichſten Verſchiedenheiten von dem urſprünglichen Typus aufweiſen kann. Bei der natürlichen Zuchtwahl, welche Darwin als den Ausgangspunkt aller Artenunterſchiede annimmt, tritt an die Stelle des Haus- oder Verſuchsthieres das freilebende wilde Thier, und an die Stelle der Menſchenhand der Einfluß der Umſtände, welche ſich aus dem Kampf ums Daſein ergeben.

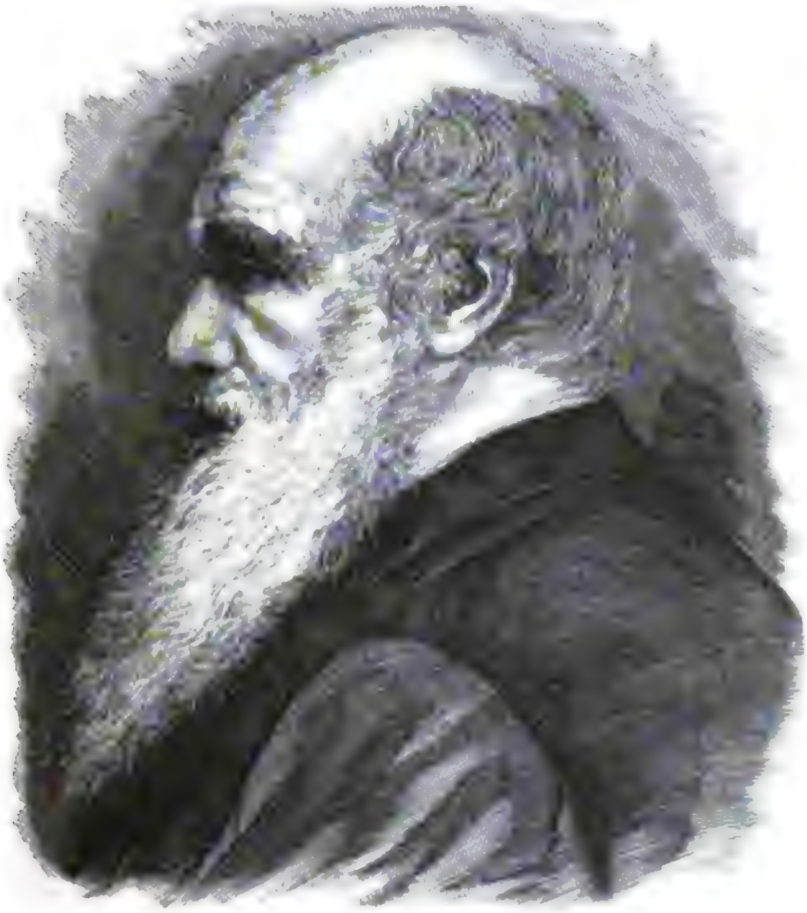


Fig. 14. Charles Darwin.
(Text ſiehe S. 44.)

Dem Kampf ums Daſein ſind im Weltall, ſoweit es der Forſchung erſchloſſen iſt, keine Grenzen gezogen. Wir finden ihn überall wieder, wo ſich Kräfte begegnen, ſeien es Naturkräfte oder Einzelweſen. Er iſt das oberſte Element des Fortſchrittes; ja wir können uns die Erde ohne ihn nicht denken. Es verwirrt uns, auszurechnen, wohin wir in kampfloſem Nebeneinander gerathen würden. Zum Segen für die Geſellſchaft iſt der Sieg des Stärkeren ein Naturgeſetz. Die Nahrungsquellen wachſen nur im arithmetiſchen Verhältniß, während die Bevölkerungszahl in geometriſcher Progreſſion zunimmt. Deshalb muß der Starke den Schwachen, der Geſchützte den Unbeſchützten vertilgen. Der Beſiegte verkommt, degenerirt, wird zur Fortpflanzung unfähig; der Sieger, der Mächtige, der Kampfgerüſtete bleibt, er blüht empor, er verlängert ſein individuelles Daſein und ſein Geſchlecht, indem er Sprößlinge zeugt, die ihm ähnlich ſind.

Dazu kommt das Moment der ſpontanen Veränderlichkeit. Nach Lamarck vollzieht ſich die Umbildung ſtufenweiſe im Laufe des Daſeins. Ihr Ausgangspunkt liegt in der äußeren Umgebung, in der Modification der Lebensweiſe und der Entſtehung neuer Gewohnheiten und Bedürfniſſe, welche die Ernährung und den Bau der Organe beeinfluſſen. Man bezeichnet dieſe Erſcheinungen als directe Anpaſſung. Nach Darwin erſcheint die Veränderung ſpontan bei der Geburt oder richtiger während des embryonalen Lebens. Ihr Ausgangspunkt iſt in der Ueberlegenheit zu ſuchen, welche ein gewiſſer Vorzug dem Individuum, welches ihn beſitzt, im Kampf ums Daſein verleiht. Nehmen wir zwei Individuen einer Gattung oder Familie, welche ſich nicht vollſtändig gleichen. Die Merkmale des einen können an ſich unbedeutend ſein, aber in ihren Folgen eine dauernde Abweichung begründen. Erdfarbe und dichterer Haarwuchs ſetzt es in den Stand, ſeinen Verfolgern leichter zu entgehen oder kältere Klimate zu ertragen. Durch ſolche Vorzüge werden einzelne Individuen gleichſam ausgeſondert, ausgewählt; ſie erſcheinen widerſtandskräftiger gegen Degeneration und Unfruchtbarkeit. Erſcheinen die charakteriſtiſchen Merkmale durch Uebertragung in mehreren Generationen hintereinander, ſo wird das Bild der Abweichung ſchärfer und reiner; es entſteht ein neuer Typus an dem durch die natürlichen Bedingungen geſchaffenen Platz im Thierreich, und es iſt ihm die Möglichkeit gegeben, eine zoologiſche Art zu bilden. Dieſes Mittel der Umbildung bezeichnet man als indirecte Anpaſſung. Die deutſchen Darwiniſten, an deren Spitze jetzt Haeckel ſteht, haben beide Transformationswege, das der franzöſiſchen (directe) und das der engliſchen Schule (indirecte Anpaſſung) in ihr Syſtem aufgenommen.

Wir haben es nur mit der Anwendung der Transformationslehre auf die Anthropologie zu thun und wollen daher den Proceß die Artenbildung nicht weiter verfolgen. Für uns handelt es ſich nur um die Unterſchiede des Menſchen vom Anthropoiden, der nächſtniedrigen Familie in der Gruppe der Primaten oder höchſtſtehenden Säugethiere. Man hat gefunden, daß die verſchiedenen menſchlichen Typen den Anthropoiden theils näher, theils ferner ſtehen. Die wichtigſten durchgehenden Unterſchiede beſtehen in der Geſtalt, welche einerſeits mit der aufrechten Haltung des Menſchen, andererſeits mit der gebückten des Menſchenaffen zuſammenhängt; in der vollkommeneren Anpaſſung von Fuß und Hand beim Menſchen an die Functionen des Gehens und Greifens, endlich im Gehirnvolumen, welches beim Menſchen mindeſtens dreimal ſo groß iſt, als beim Anthropoiden, wodurch ſich die Entwickelung der höheren menſchlichen Fähigkeiten: Sprache, Begriffsbildung, Urtheilskraft u. ſ. w. erklärt.

Lamarck vermuthete im Schimpanſe den Stammvater des Menſchen, Vogt ſieht in dem letzteren nur ein Geſchwiſterkind des Anthropoiden, Haeckel ſucht den gemeinſamen Vorfahr in einem Pithekier des alten Continents. In der 21. Reihe ſeiner Genealogie des Menſchen erſcheint der Menſchenaffe, dem die Sprache und ein dementſprechendes Gehirn noch fehlt; in der 22. der Menſch ſelbſt. Mit den thatſächlichen Beweiſen für dieſen oder einen ähnlichen Stammbaum iſt es heute noch ſchlecht beſtellt — wir werden davon noch zu reden haben — aber „Beweiſe des Gefühles“ ſind, wie Geoffroy Saint-Hilaire ſagt, im Ueberfluß vorhanden. Der Darwinismus drängt ſich mit zwingender Gewalt auf. Entweder iſt der Menſch durch Zauberkunſt aus dem Nichts entſprungen, oder er ſtammt von dem ab, was früher vorhanden war. Wer ſollte da ſchwanken? Wem wollte es ſchwer fallen, mit ſeiner Anſicht ins Reine zu kommen?

Aber man empört ſich bei der Idee, daß der Menſch ſo niedriger Abkunft ſein ſoll! Die erſten und einfachſten organiſchen Körperchen wären einerlei Urſprungs mit dem König der Erde. An dem ungeborenen Menſchen im Mutterleibe erkenne man noch die Stationen ſeiner Entwickelung im Thierreiche. Wir glaubten adeliger Abſtammung zu ſein; wir blickten mit Stolz auf eine mit Purpur ausgeſchlagene Wiege zurück. Und nun ſagt man uns, daß dies ein Wahn geweſen ſei. Wir ſind Emporkömmlinge, vom Hauſe aus Plebejer; aber wir dürfen uns tröſten. Den Ruhm, den wir in unſerer Genealogie nicht finden können, müſſen wir in unſere eigenen Werke ſetzen. Iſt unſer Königthum auf Erden beſtrittener, weil es ſelbſt erworben und nicht ererbt oder verliehen iſt? Und übrigens fragt die Wiſſenſchaft gar nicht, ob das, was ſie als Wahrheit erkennt, weh- oder wohlthut. Sie wirkt ſchließlich immer wohlthätig nicht nur in der praktiſchen Anwendung ihrer Errungenſchaften, ſondern dadurch, daß ſie die Wahrheit giebt, denn nur in dem Genuß der Wahrheit liegt reine, liegt die höchſte Befriedigung.

Der geiſtvolle Geograph und Ethnolog Oskar Peſchel ſieht in dem Darwin'ſchen Dogma zwar nicht einen voll gelungenen, immerhin aber den beſten Verſuch, den Zuſammenhang der älteren, durch foſſile Funde nachgewieſenen, mit der neueren, vor unſeren Augen ſich fortzeugenden Schöpfung zu erklären. Dieſe Lehre wird ſich nur durch eine noch befriedigendere wieder verdrängen laſſen. „Es iſt nicht recht verſtändlich, wie fromme Gemüther durch dieſelbe beunruhigt werden konnten; denn die Schöpfung gewinnt an Würde und Bedeutung, wenn ſie die Kraft der Erneuerung und der Entwickelung des Vollkommneren in ſich ſelbſt trägt. Gläubige Chriſten wollen wir an die Gefahr erinnern, deren ſie ſich bei Schmähung eines ſo hoch geachteten Forſchers wie Darwin ausſetzen. Als Kopernikus mit ſeiner noch ſchwach begründeten Lehre von der Planeteneigenſchaft der Erde auftrat, ja ſelbſt ſpäter, als das Fernrohr in der Sichelgeſtalt der Venus, ſowie in der Jupiterwelt die ſinnliche Ueberzeugung, und Kepler durch ſeine Geſetze die ſtrengen Beweiſe von der Wahrheit der kopernikaniſchen Anſchauung gewährt hatten, wurde dennoch nicht bloß von der römiſchen Curie, ſondern auch von proteſtantiſchen Eiferern die neue Offenbarung verdammt. Der wahre Schöpfer wurde, weil er bei ſeinen Werken nicht ptolemäiſch, ſondern kopernikaniſch verfahren war, in der Perſon Derer, die ſeinen Weltenbau verkündeten, auf den Index geſetzt, und als Ketzer Diejenigen verfolgt, auf die Gott, wie Kepler von ſich ſelbſt ſchreibt, ſechstauſend Jahre gewartet hatte, damit ſie ſeine Werke erkennen ſollten. Auch jetzt ſtehen wieder zwei Schöpfer vor uns: der Schöpfer, wie ihn Cuvier ſich dachte, der ſeine Werke vernichtet, weil er beſſere erſonnen hat, und der Schöpfer, wie ihn Darwin ſich denkt, der das Belebte veränderlich geſchaffen, die Richtung dieſes Geſtaltenwechſels aber vorausgeſehen hat und nun die Uhr ablaufen läßt, ohne ihren Gang zu ſtören. Ein einziger foſſiler Fund, den wir übrigens weder herbeiſehnen, noch im Voraus ankündigen wollen, könnte morgen ſchon bekräftigen, daß der wahre Schöpfer der Darwin'ſchen Vorſtellung näher ſtehe, als der von Cuvier, und die unbeſonnenen Eiferer würden dann wie die Verfolger Galilei's ſich anzuklagen haben, daß ſie den wahren Gott zu Gunſten eines wiſſenſchaftlichen Phantoms verfolgt hätten. Kennt doch gerade die Geſchichte der Umwandlungslehre bereits den Fall einer glänzenden Widerlegung. Cuvier brachte den Vorgänger Darwin's, Lamarck, damit zum Schweigen, daß er ihm auferlegte, eine Mittelform zwiſchen dem Paläotherium und dem jetzigen Pferd aufzufinden, wenn eine Artenumwandlung aus jenem älteren in das neuere Geſchöpf ſtattgefunden haben ſolle. Cuvier, wenn er noch lebte, müßte beſchämt bekennen, ſobald er in irgend einem unſerer Muſeen das zierliche Hipparion der Vorwelt mit den zwei Afterhufen erblickte, daß ſeine Forderung ſtreng erfüllt worden ſei."

Daß es von dem Erwachen der menſchlichen Intelligenz, von der eigentlichen Geburtsſtunde des Menſchen an, noch mit anderen Mitteln und nach anderen Zielen vorwärts geht, als bloß mit Hilfe der Zuchtwahl, iſt den ſcharfſinnigen Anhängern des Transformismus in Deutſchland nicht verborgen geblieben. „So lange die thieriſche Natur im Menſchen vorwaltet," ſagt Schaaffhauſen, „wird Klima und Oertlichkeit unbeſchränkt ihren Einfluß ausüben und in der Pflanzen- und Thierwelt die größte Mannigfaltigkeit der Bildung hervorbringen. Mit dem Erwachen der Intelligenz beginnt eine Thätigkeit, die auf gleiche Weiſe in den verſchiedenſten Ländern den Menſchen von dem Zwange der Natur zu befreien ſtrebt, bis endlich auf der höchſten Stufe der Cultur die edlere Geſellſchaft nicht nur in Nahrung, Kleidung und Wohnung übereinſtimmende Gewohnheiten angenommen hat, ſondern auch durch ein gleiches Denken, Fühlen und Streben jene höhere Einheit der menſchlichen Natur beweiſt, die, wenn ſie auch nicht bei der Entſtehung unſeres Geſchlechtes ſchon vorhanden war, uns doch, was viel wichtiger iſt, als das glänzende Ziel der menſchlichen Entwickelung entgegenleuchtet." Und ſchärfer und genauer drückt ſich derſelbe Gelehrte in den Worten aus: „Man ſage nicht, die Zuchtwahl paſſe deshalb auf den Menſchen nicht, weil hier eine ganz neue Kraft auftrete, die geiſtige, welche jedes natürlichen Geſetzes ſpotte. Die geiſtige Entwickelung iſt nicht etwas ganz Neues, ſondern nur die Fortbildung von Fähigkeiten, die ſchon in der Thierwelt ihren Anfang nahmen und an die Organiſation gebunden ſind. Der Fortſchritt der Menſchheit beruht weſentlich auf dem Fortſchritt der Wiſſenſchaften. Dieſe verbeſſern ſich nicht durch die Zuchtwahl der Gelehrten, ſondern hauptſächlich durch neue Thatſachen, deren Beobachtung oft der ſogenannte Zufall an die Hand giebt, der aber gewiß in der Weltordnung vorgeſehen iſt."

Wir haben eine Reihe von Fragen berührt, welche ſich an das tiefverhüllte erſte Erſcheinen des Menſchen anknüpfen. Es iſt heute nicht mehr ganz modegemäß, ſich bei dieſen Problemen aufzuhalten. Vor zwanzig Jahren ſtanden dieſe Fragen im Vordergrund des allgemeinen Intereſſes. Der Darwinismus hielt damals ſeinen erſten Triumphzug durch die Welt. In Deutſchland und Oeſterreich trat Karl Vogt an die Spitze der Kämpfer für die neue Lehre. Ein hoher Siegesmuth beſeelte die Schlachtreihen der Darwiniſten, und dieſe Zuverſicht iſt noch heute nicht von ihnen gewichen, obwohl der volle und ganze Triumph ihrer Sache gegenwärtig in weitere Ferne gerückt iſt, als es damals ſcheinen mochte. Man erhoffte von den Belegſtücken, welche die Detailforſchung beizubringen hatte, von den Zwiſchenformen und Uebergängen, binnen kurzer Zeit den vollen unumſtößlichen Nachweis, daß der Menſch von einem anderen Thiere abſtamme; dies galt als das höchſte Problem der Anthropologie. Nicht, wie die Popularmeinung annimmt, von einem der vier höchſtſtehenden recenten Affen ſollte nach Darwin „der Menſch abſtammen", ſondern ſeine Vorfahren ſollen ſich im Eocän, dem früheſten Abſchnitte der Tertiärzeit, von einer der längſt ausgeſtorbenen Arten der Katarhinengruppe abgezweigt haben. Aber der Zeitraum von zwei Jahrzehnten erwies ſich als viel zu kurz, die geforderten thatſächlichen Beweisſtücke herbeizuſchaffen. Nicht als ob der geniale Grundgedanke, gegen den ſich kein ehrlicher und erleuchteter Forſcher dauernd auflehnen kann, etwa gelitten hätte in dieſer Zeit. Aber das muß doch betont werden, daß man die erwarteten Zwiſchenglieder, welche den Menſchen mit einem anderen Thier verbinden, bisher vergeblich geſucht hat. Beim foſſilen Menſchen war die Umſchau ziemlich erfolglos. Der halbthieriſche Vormenſch, der Proanthropos, den man an die Wurzel der menſchlichen Entwickelung ſtellen wollte, iſt bisher ausgeblieben. Niemand kann annähernd eine Vermuthung ausſprechen, wann wir dieſes Zwiſchengeſchöpf und ob wir dasſelbe überhaupt jemals finden werden. Gedacht muß es werden mit jener Nothwendigkeit, welche uns die Logik aller Thatſachen, die wir rund um uns her beobachten, aufdrängt. Aber von dieſer Denknothwendigkeit bis zum wirklichen Nachweis und zur klaren Anſchauung dieſes Weſens iſt noch ein weiter und ſchwieriger Weg. Indeſſen dürfen wir nicht verzagen, und auch das „Ignorabimus" peſſimiſtiſcher Forſcher iſt hier nicht am Platz. Wir wollen weiter hoffen und — weiter arbeiten!

Auf dem gemeinſamen Congreß der deutſchen und der Wiener Anthropologiſchen Geſellſchaft im Jahre 1889 hat Virchow einen Rückblick auf die Entwickelung der Anthropologie in den letzten zwanzig Jahren geworfen und ſich dabei auch über das Verhältniß der Prähiſtorie zur Deſcendenzlehre klar und beſtimmt — vielleicht mit etwas zu großer Schärfe gegen die Poſtulate der letzteren — geäußert. „Im Augenblick," ſagt er, „wiſſen wir nur, daß unter den Menſchen der Urzeit ſich keiner gefunden hat, der den Affen näher ſtünde als heutige Menſchen. Die alten waren ganz wohlgebildete Menſchen, ſie trugen keine charakteriſtiſchen Zeichen an ſich, welche wir nicht auch gegenwärtig an lebenden Bevölkerungen antreffen; kein einziger war von ſo elender Beſchaffenheit, daß wir z. B. ſagen dürfen, er zeige die niederſte Schädelform. Damals (vor zwanzig Jahren) wußte man überhaupt nur wenig von den Schädelformen der niedrigſten Naturvölker. Gegenwärtig giebt es auf dieſer Erde faſt keinen abſolut unbekannten Stamm. Von den meiſten haben wir ſogar in Europa gute, typiſche Exemplare geſehen, an denen die genaueſten Beobachtungen bezüglich ihres geſammten Organismus gemacht ſind. Bei dieſen Unterſuchungen ſtellte es ſich heraus, daß unter allen Naturvölkern kein einziges iſt, das den Affen ſo nahe ſtünde oder gar näher als uns. Jede lebende Raſſe der Menſchen iſt noch rein menſchlich; es iſt noch keine gefunden worden, die für äffiſch oder zwiſchenäffiſch erklärt werden könnte. Das iſt der große Unterſchied unſerer jetzigen Erfahrung."

Die Anhänger des Darwinismus laſſen den Einwand gelten, daß man bei einem Rückblick in die Vergangenheit bis jetzt keine menſchliche Raſſe gefunden hat, die ſich weſentlich von der gegenwärtigen unterſcheidet, daß man beiſpielsweiſe weder unter den bisher bekannten Urraſſen, noch unter den lebenden Völkerſchaften Menſchen entdeckt hat, die einen halb ſo großen Schädelinhalt haben, als denjenigen, welchen wir gewöhnlich beobachten. „Aber," ſetzt Topinard hinzu, „kennen wir denn den pliocänen und miocänen Menſchen, auf den die Steinwerkzeuge von Saint-Preſt und Thenay hindeuten? Der erſte machte Feuer, der zweite nicht; hätte man da nicht Urſache zu vermuthen, daß das geringere Volumen ſeines Gehirns dies verurſachte? Wenn er das Feuer nicht kannte, ſo brauchte er auch nicht die Intelligenz zu beſitzen, ſeine Todten zu beſtatten. Die Anthropoiden ſind in dieſem Falle; ſie bewahren uns ihre Todten nicht auf. Vielleicht widerſtehen die menſchlichen Gebeine nicht einer ſo unendlich langen Zeit. Wenn man übrigens auf den zurückgelegten

Weg und die Funde der letzten fünfzehn Jahre blickt (Topinard ſchrieb dies 1885), hat man Grund, nicht zu verzweifeln. Iſt es nicht reiner Zufall, wenn man bei Erdarbeiten und Durchſtichen für die Eiſenbahn, nach Erdſtürzen und Erdbeben Entdeckungen dieſer Art macht? Uebrigens iſt es nothwendig, daß zufällig auch ein intelligenter Menſch dabei iſt, der ſich für die Sache intereſſirt. Afrika, Aſien, Oceanien und ſelbſt der größte Theil von Europa ſind in dieſer Hinſicht noch jungfräulich. Vielleicht auch, daß das Lager unſeres noch nicht ſprachbegabten Vorläufers thatſächlich unterſank. Vielleicht exiſtirte derſelbe nur auf einem ſehr engbegrenzten Theile der Erdkugel. Jeden Augenblick können wir ihn vor uns haben in Geſtalt eines Skelettes, das die Wellen ans Ufer ſpülen, wie bei Grenelle, oder das unter einem Felsblock verborgen liegt, wie in Laugerie-Haute, oder in Lava eingeſchloſſen iſt, wie in Deniſe."

Auch Profeſſor Schaaffhauſen in Bonn hält unerſchütterlich an dieſen Hoffnungen feſt und hat auf zahlreichen anthropologiſchen Verſammlungen die Gründe beleuchtet, welche unſeren Muth befeſtigen müſſen. „Der Fortſchritt der Cultur," ſagt er, „wird die Lücke zwiſchen dem Menſchen und der Thierwelt immer weiter reißen; die niederen Raſſentypen werden verſchwinden, die menſchenähnlichen Affen ſind ſchon ſelten geworden. Das macht für uns ſolche Unterſuchungen ſchwieriger, als wenn wir uns zurück in die Vorzeit zwiſchen die roheſten, von keiner Cultur berührten Völker verſetzen und das ungeſtörte Thierleben in den von keinem menſchlichen Fuß betretenen Urwäldern belauſchen könnten. In dieſem Sinne wächſt alſo das Dunkel, welches über dem Urſprunge des Menſchengeſchlechtes ruht. Aber unſere Einbildungskraft muß es verſuchen, geſtützt auf die Geſetze der organiſchen Bildung, die zerſtreuten Glieder des Urmenſchen zu ſammeln und ſeine Geſtalt daraus aufzubauen bis zu dem Augenblicke, wo der Zufall eines glücklichen Fundes uns die Beſtätigung unſerer Vorausſetzungen und Schlüſſe in Betreff einer Frage bringen wird, welche bisher unzugänglich für die Wiſſenſchaft, jetzt die wichtigſte der ganzen anthropologiſchen Forſchung iſt."

Der Streit zwiſchen den ſanguiniſchen und den melancholiſchen Betrachtern des Fortſchrittes der letzten Jahrzehnte in den Bahnen der Deſcendenzlehre dreht ſich, da dieſe Männer im Grunde eines Sinnes ſind, nur um die Auffaſſung gewiſſer Funde, welche die Erſteren als Beſtätigung der Entwickelungslehre in ihrer Anwendung auf den Menſchen anſehen, während die Letzteren dieſe Beweiskraft leugnen. Eine Anzahl berühmter Schädel und Schädelfragmente aus dem Neanderthal, aus Cannſtatt u. ſ. w. ſtanden und ſtehen noch im Mittelpunkte dieſer zum Theil ſehr weitwendig und heißblütig geführten Discuſſion. Wer nicht ſelbſt gezwungen iſt, mit ſeinem fachmänniſchen Gutachten in dieſen internen Fragen der ſomatiſchen Anthropologie Stellung zu nehmen, befindet ſich in der angenehmen Lage, dem Streit mit Ruhe zuſehen zu können und darf ſich über die Uneinigkeit der Gelehrten mit der Erwartung tröſten, daß dieſen Documenten dereinſt nur eine untergeordnete Rolle in der Führung des Hauptbeweiſes zufallen wird. Wir werden übrigens in dem den diluvialen Funden gewidmeten Abſchnitt dieſes Buches auch von jenem Material überſichtlich Kenntniß nehmen.

Die Frage nach der *Stellung des Menſchen in der Schöpfung* bleibt von derjenigen nach dem Urſprunge des Menſchen unberührt. Schon Linné hat, ohne auf Widerſpruch zu ſtoßen, innerhalb der Säugethierclaſſe den Menſchen und den Affen unter einer Ordnung, derjenigen der Primaten, zuſammengefaßt. In neuerer Zeit hat man verſchiedene Merkmale als charakteriſtiſch für den Unterſchied zwiſchen Menſch und Affe aufgeſtellt, ſo das Ueberwiegen des großen Gehirns über das kleine (R. Owen), die Zahl der Hände, welche beim Menſchen zwei, beim Affen vier beträgt. Allein ſchärfere Beobachtungen haben dieſe Kennzeichen entwerthet. Wir wiſſen heute, daß die hinteren Gliedmaßen des Gorilla echte Füße im anatomiſchen Sinne ſind. Aber immerhin werden ſie zu anderen Verrichtungen gebraucht als der menſchliche Fuß, und hier enthüllt ſich der höhere Rang des menſchlichen Körperbaues; denn wir müſſen demjenigen Organismus eine höhere Stelle auf der Stufenleiter der Geſchöpfe anweiſen, bei welchem gewiſſe Werkzeuge mit gewiſſen beſonderen Thätigkeiten betraut ſind. Bei Geſchöpfen niedrigerer Art finden wir dagegen, daß ſie mit einem und demſelben Werkzeug die verſchiedenſten Arbeiten verrichten müſſen. So bedienen wir uns der Kiefer nur zum Zerkleinern der Nahrungsmittel; andere Thiere müſſen ſich derſelben auch zum Ergreifen, zur Abwehr des Feindes und manchmal, wie die Vögel, ſogar zur Ortsveränderung (zum Klettern) bedienen. Beim Affen fallen den vorderen und den hinteren Extremitäten die gleichen Functionen zu: Greifen und Klettern. Im aufrechten Gange vermögen die menſchenähnlichen Affen nur kurze Wegſtrecken und dieſe nicht ohne Anſtrengung zurückzulegen. Unter den nicht menſchenähnlichen Affen giebt es ſolche, welche mit gebogenen Knien vornehmlich auf den hinteren Extremitäten gehen, aber zugleich ſich der vorderen als Körperſtützen bedienen. Allerdings finden wir auch bei einigen menſchlichen Stämmen die Fähigkeit, den Fuß zum Ergreifen zu benutzen. So ſollen die Eingeborenen der Philippinen kleine Münzen mit den Zehen von der Erde aufheben können. Auch an die aus öffentlichen Schauſtellungen hinlänglich bekannten armloſen Künſtler, welche mit den Fußzehen Arbeiten des Pinſels ausführen, darf hier erinnert werden. Trotz ſolcher kleiner Annäherungen dürfen wir die trennende Schranke zwiſchen Menſchen und Affen in der Theilung der Arbeit der vorderen und der hinteren Extremitäten erblicken. „Sobald das Kind aufhört, die Hände zur Ortsbewegung zu benutzen, hat es ſich ſchon einen hohen Rang in der Schöpfung erworben.“ Der Fuß des Gorilla unterſcheidet ſich von demjenigen des Menſchen nur dadurch, daß die große Zehe den übrigen gegenübergeſtellt werden kann wie der menſchliche Daumen. Aber eben dadurch wird jener zu einem Greiforgan und zum Gehen ungeſchickt. Das Gehen, Stehen, Laufen, Springen, Klettern, Sitzen des Menſchen iſt ein durchaus anderes als dasjenige des Affen.

Die Kürze der vorderen menſchlichen Gliedmaßen ſteht mit dem aufrechten Gang des Menſchen im Zuſammenhang. Ihre Aufgabe beſteht nicht mehr darin, bei der Ortsveränderung mitzuwirken, ſondern nur noch im Ergreifen, „und ſie ſind bisher noch immer geſchickt gefunden worden, um alles auszuführen, was der menſchliche Verſtand erſinnen mochte“ (Peſchel). Vielleicht dürfen wir ebenſorichtig ſagen, daß der Verſtand des Menſchen nichts zu erſinnen im Stande iſt, als was ihm durch den Beſitz der Hände wirklich auszuführen vergönnt iſt. In ganz anderer Weiſe, als beim Thier, dient dem Menſchen die verticale Wirbelſäule als Stützpunkt des Schädels. Während der größte Affe das Gehirn eines Kindes mit dem Gebiß eines Ochſen vereinigt, zeigt ſich im Knochenbau des Menſchenkopfes das Streben nach Gleichgewicht, welches vielleicht auch Urſache iſt, daß ſich das Hinterhaupt verlängert, wenn die Kiefer ſtark vortreten, wie es beim Neger der Fall iſt.

Abbildung 15, S. 53, zeigt das von Gaudry reſtaurirte Skelet eines jungen Individuums von Mesopithecus Pentelici, einem Halbaffen aus dem oberen Miocän von Pikermi in Attika (Griechenland) und daneben den Schädel eines ausgewachſenen Gorilla. Dieſe Nebeneinanderſtellung veranſchaulicht unter Anderem die Thatſache, daß die Aehnlichkeit der jungen Affen (ſelbſt der Halbaffen) mit Menſchenkindern viel größer iſt, als die der alten Affen mit erwachſenen Menſchen. „Mit jedem Monate und Jahre des Lebens,“ ſagt Virchow, „wird der Schädel auch der am meiſten menſchenähnlichen Affen dem Menſchen unähnlicher. Von allen Theilen des Kopfes wächſt das Gehirn des Affen am wenigſten. Es liegt daher auf der Hand, daß durch eine fortſchreitende Entwickelung des Affen nie ein Menſch entſtehen kann, daß vielmehr umgekehrt durch dieſelbe jene tiefe Kluft hervorgebracht wird, die zwiſchen Menſch und Affe beſteht. Gerade bei den niedrigſten Affen, z. B. den kleinen Uiſtitis des öſtlichen Braſilien, behält das Knochengerüſt des Kopfes eine höhere Menſchenähnlichkeit, als bei den anthropoiden Arten.“

Auf die Unterſchiede der Geiſtesthätigkeit, welche zwiſchen Menſch und Thier beſtehen, werden wir am Beginn des nächſten Capitels zu ſprechen kommen. Des Menſchen Stellung im Thierreich wird aber dadurch keine andere, „ſo wenig als die Klugheit des Elephanten ſeinen Platz in einem zoologiſchen Lehrgebäude zu verrücken vermag. Dem Menſchen gebührt nur derjenige Rang in einem morphologiſchen Syſteme, den ihm in künftigen Erdaltern ein denkendes Geſchöpf innerhalb einer wiſſenſchaftlichen Ordnung des Thierreiches anweiſen würde, wenn nichts mehr von unſerem Geſchlechte vorhanden ſein ſollte, als eine ausreichende Anzahl verſteinerter Knochenreſte“.

Die Lehre Darwin's hat es zur höchſten Wahrſcheinlichkeit erhoben, daß alle menſchlichen Raſſen, ſo viele ihrer die Völkerkunde unterſcheidet,*) aus einer einzigen Urform entſprungen ſeien, welche ſich durch fortgeſetzte Verſtärkung kleiner Unterſchiede zu mehreren Spielarten entwickelt habe. Für dieſen Proceß iſt ein außerordentlich hohes Alter des Menſchengeſchlechtes erforderlich; die Fähigkeit des Menſchen, unter den verſchiedenſten klimatiſchen Verhältniſſen faſt alle Punkte der Erdoberfläche zu bewohnen, erſcheint für denſelben ungemein günſtig. Die Einheit und Gleichheit der menſchlichen Art geht auf überraſchende Weiſe hervor aus einer Reihe von Parallelen, welche uns zeigen, wie die abgelegenſten, einander am wenigſten naheſtehenden Völker denſelben geiſtigen Regungen gefolgt, ja in dieſelben bizarren Verirrungen verfallen ſind. Wir legen kein Gewicht darauf, daß die Zeichen und Geberdenſprache europäiſcher Taubſtummen mit den ſtummen Verſtändigungsmitteln der Indianer Nordamerikas zuſammenfällt; auch darauf nicht, daß faſt alle Völker durch Zuhilfenahme ihrer Finger beim Zählen zum einfachen oder doppelten Decimalſyſtem gelangt ſind. Aber die Unſitten des Ausſchlagens oder Zufeilens der Vorderzähne, des Tätowirens, der Schädeldeformation, der Beſchneidung, des Männerkindbettes, manche auffallende Form der Begrüßung, des Freundſchaftsbundes, der Erinnerung an Verſtorbene u. v. A. ſind auf Erden zugleich ſo weit verbreitet, ſo verſchiedenen Völkerſchaften eigen und ſo ſicherlich nicht durch Entlehnung von der einen zur anderen übergegangen, daß man erſtaunt inne wird, wie vollkommen die Denkweiſe aller menſchlichen Stämme bis auf die merkwürdigſten Abirrungen von der Vernunft gleichartig iſt, wenn man nicht — was weit weniger wahrſcheinlich — jene charakteriſtiſchen Emanationen etwa gar auf eine Zeit zurückführen will, in welcher das Menſchengeſchlecht vor ſeiner Zerſtreuung über den Erdball in größerer Enge beiſammen gelebt habe.

Eine ſolche (urſprüngliche) engere Heimat müſſen wir aber auf jeden Fall annehmen; und es entſteht damit die Frage, wo wir dieſelbe zu ſuchen haben. Welches war der Urſitz des Menſchengeſchlechtes? Nur die gründlichſte Erforſchung der Erdgeſchichte und namentlich des Stammbaumes der Landſäugethiere kann zu einer befriedigenden Beantwortung dieſer Frage führen. An un-

---

***) Virey unterſchied deren 2, Jacquinot 3, Kant 4, Blumenbach 5, Buffon 6, Hunter und Peſchel 7, Agaſſiz 8, Pickering 11, Haeckel und Friedr. Müller 12, Bory St. Vincent 15, Demoulins 16, Marton 22, Crawfurd 60, Burke 63.**

genügenden Hypotheſen fehlt es nicht in der Geſchichte dieſes Problems. Wir erwähnen nur die beliebte Annahme eines untergegangenen Continents, der heute bis auf einige inſulare Reſte (Ceylon, Madagaskar) vom Indiſchen Ocean bedeckt ſein ſoll. Hier dachte man ſich die Urheimat des Menſchen, hauptſächlich deshalb, weil die ſogenannten Halbaffen oder Lemuren nur auf den Inſelbruchſtücken dieſes verſunkenen Welttheiles „Lemuria" vorkommen ſollten. Aber man hat Lemuren ſeither nicht nur im tropiſchen Afrika, ſondern aus frühtertiären Schichten ſogar ſchon in Nordamerika kennen gelernt. Andere ſuchten den Ausgangspunkt des Menſchengeſchlechtes im bibliſchen Paradieſe, d. h. nach den bibliſch-aſſyriologiſchen Studien Fr. Delitzſch', in jenem reizenden Theile Meſopotamiens, der ſich von der engſten Landſtelle zwiſchen Euphrat und Tigris bis unterhalb Babylons erſtreckt. Aber ein durch tauſendjährige Cultur geſchaffenes Eden, das Entzücken friedlicher und kriegeriſcher Beſucher aus dem claſſiſchen Mittelmeergebiet von Xenophon bis auf Kaiſer Julian den Apoſtaten, dieſes Meiſterſtück menſchlicher Arbeit, das gläubige Generationen als einen Garten ohnegleichen aus Gottes Hand hervorgehen ließen, zugleich für den erſten Sitz des Menſchengeſchlechtes zu halten — iſt eine heute nicht mehr zuläſſige Verkehrtheit. An eine inſulare Heimat der erſten Menſchen iſt wohl kaum zu denken, nachdem die weiter ſeewärts gelegenen Inſeln des Erdballes von den europäiſchen Seefahrern entweder unbewohnt angetroffen wurden oder nachweislich ſpät von den nächſtgelegenen Continenten aus bevölkert worden ſind. Soweit wir die früheſten Menſchenſtämme auf ihren Wanderungen verfolgen können, haben ſie ſich von continentalen Urſitzen mit unglaublicher Zähigkeit auf die weiteſten Entfernungen über Feſtlandmaſſen und Inſelgebiete hinweg verbreitet. Einheitliche Abſtammung darf man annehmen für die Malayen, deren Wohnſitze heute über mehr als die halbe Länge eines Erdumfanges ausgedehnt ſind, für die Auſtralier, für die Völker Südafrikas vom Aequator abwärts, für die Indo-Europäer, ſowie für die farbigen Amerikaner mit Ausſchluß der Eskimos und einiger Stämme des ehemals ruſſiſchen Amerikas.

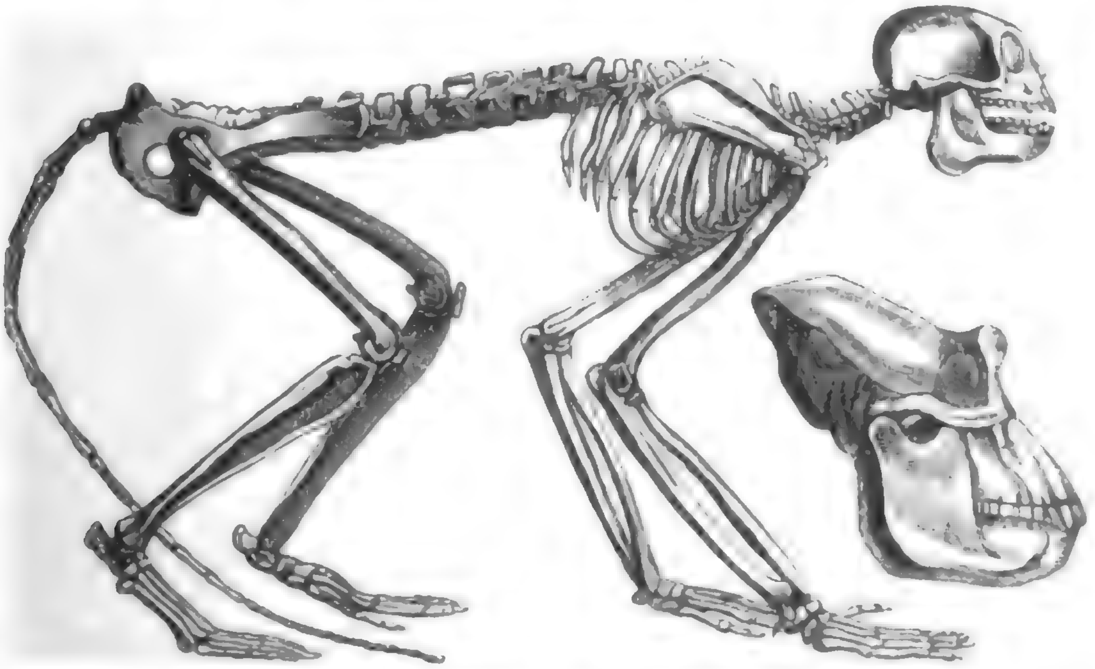


Fig. 15. Mesopithecus Pentelici und Gorillaſchädel, $^{1}/_{5}$ n. Gr.
(Text ſiehe S. 51.)

Es fällt uns natürlich nicht ein, aus ſprachlicher Einheit ſofort blindlings auf Raſſeneinheit zu ſchließen; dennoch muß aber jedesmal, wenn eine Völkerfamilie mit einer Sprachenfamilie ſich deckt, ein geſellſchaftliches Band vorhanden geweſen ſein, welches jene umſchlang und die Mutter dieſer geworden iſt. In dieſem Sinne dürfen wir nach den früheren gemeinſamen Sitzen ſprachverwandter Völker und nach den Ausſtrahlungspunkten derſelben forſchen. Wir ſind alſo berechtigt, die Frage nach der Urheimat der Auſtralier, der Neger Südafrikas, der Indo-Europäer und der Eingeborenen Amerikas aufzuwerfen, und wenn ganze Continente von einzelnen kleineren Gebieten aus beſiedelt worden ſind, ſo dürfen wir darüber hinaus auch den Punkt ſuchen, welchen das ungetrennte Menſchengeſchlecht vor ſeiner Durchwanderung und Beſitzergreifung der Erdoberfläche ſeine Heimat genannt hat.

Das iſt nicht etwa eine bloße Denkmöglichkeit, ein bevorzugter Wunſch unſeres Geiſtes, dem es um die Aufſtellung eines geſchichtlichen Herganges nach bekannten Muſtern zu thun wäre. Wir ſind zu jener Frageſtellung autoriſirt durch die Lehren der Geologie und der Zoogeographie. Mit der Entſtehung und Ausbreitung des Menſchen kann es ſich, trotz ſeines wunderbaren, im Laufe der Zeit errungenen Anpaſſungsvermögens, das ihn zum Ertragen aller Klimate der Erde geſchickt macht, nicht anders verhalten haben, als mit der Abſtammung und erſten Geſchichte der übrigen Säugethiere. Um ſich das Unlogiſche einer anderen Vorſtellung deutlich zu machen, braucht man nur auf die früher in Amerika herrſchende polygeniſtiſche oder pluraliſtiſche Lehre hinzublicken. Die Anhänger dieſer Schule behaupteten, daß die verſchiedenen Bewohner unſeres Planeten in den Erdräumen, welche ſie noch heute bewohnen, gleichſam durch einen großen Saatwurf des Schöpfers entſtanden ſeien. Auf dieſem wunderbaren Wege ſeien ſie nicht von einzelnen Elternpaaren, ſondern alsbald in Horden und theilweiſe ſchon im Beſitz ihrer gegenwärtigen Wortſchätze hervorgegangen, ſo daß ſelbſt die indogermaniſche Völkerfamilie nicht einheitlichen, ſondern mehrfachen Urſprunges wäre. Zu ſo ſeltſamen Aufſtellungen verleitete die Beobachtung der Beharrlichkeit der Raſſenmerkmale, welche allerdings innerhalb der wenigen hiſtoriſchen Jahrtauſende, von welchen wir Kenntniß haben, eine Thatſache genannt werden muß.

Wie uns die Geologie und Paläontologie lehren, beſteht eine große Aehnlichkeit zwiſchen der Geſchichte der Erdrinde und der Geſchichte der menſchlichen Moden. Die Trachten der Schöpfung ändern ſich wie diejenigen der Menſchen, nur mit dem Unterſchiede, daß wir die Spuren des abgelegten Kleides der erſteren unter den jüngeren Trachten am Körper der Erde erhalten finden. Die Wandlung der zoologiſchen Moden geht nicht überall mit gleicher Schnelligkeit vor ſich. Die Alte Welt iſt in dieſer Hinſicht führend vorangeſchritten, Südamerika dagegen ziemlich zurückgeblieben; aber einen ganz alterthümlichen Zuſchnitt zeigt die Thierwelt Auſtraliens, — ein ſo langſamer Fortſchritt, wie er hier beobachtet wird, kann nur durch die Kleinheit und Abgeſchiedenheit des betreffenden Länderraumes erklärt werden. Beutelthiere, wie ſie Auſtralien vorwiegend trägt, hat Europa ſeit der Tertiärperiode nicht lebend gekannt; dagegen beſitzt jener kleinſte Welttheil weder Affen noch Raubthiere, noch Hufthiere, noch Edentaten. Das ſind alles jüngere Moden, bis zu welchen Auſtralien auf natürlichem Wege nicht gelangt iſt. Der Menſch und der auſtraliſche Hund (Dingo) ſind in dieſe alterthümliche Thierprovinz als Fremdlinge hineingerathen. Wir ſind daher nicht der (jüngſt noch von Virchow ausgeſprochenen) Meinung, daß es eines der nächſten Erforderniſſe für den Nachweis der Deſcendenz ſei, in größerer Ausdehnung Unterſuchungen über den prähiſtoriſchen Menſchen von Auſtralien anzuſtellen.

Aehnlich wie mit Auſtralien verhält es ſich mit Südamerika, und hiefür ſind auch die gleichen Urſachen maßgebend. Nach den Lehren der Geologie ſind die Grundlinien der Feſtlandentwickelung auf der Erdoberfläche ſehr alt. Mindeſtens vom Beginne der Tertiärzeit ſchreibt ſich das Vorherrſchen der Landmaſſen auf der Nordhalbkugel her, während auf der Südhalbkugel ſeit jener Zeit dem Waſſer das Uebergewicht zugefallen iſt. Die intercontinentalen Verbindungen auf der Südhemiſphäre waren von kurzer Dauer und häufigen Störungen unterworfen. Daher die alterthümliche Säugethierfauna jener ſüdlichen Continente und der fortſchrittliche Zug, den man im Wandel der Säugethierbevölkerung auf der Nordhemiſphäre beobachtet. Man hat auch Nordamerika von der Suche nach der Wiege der Menſchheit ausſchließen wollen, weil die Affen der Neuen Welt eine beſondere Familie bilden und weil man die früheſten Menſchen dort ſuchen müſſe, wo die menſchenähnlichſten Thiere (Schimpanſe, Gorilla, Orang-Utang) auftreten. Aber darauf iſt zu erwidern, daß jeder der drei großen Anthropoiden ſich nur in gewiſſen Merkmalen mehr oder weniger dem Menſchen annähert, während jedoch keiner von ihnen alle menſchenähnlichen Kennzeichen in ſich vereinigt. Auf directe Abkunft von Anthropoiden läßt keines der pithekoiden (äffiſchen) Merkmale, wie wir ſie an niedrigen Menſchenraſſen wahrnehmen, ſchließen. Zwiſchen dem Vorläufer des Menſchen und den recenten Menſchenaffen beſteht nur eine Analogie, die auf einen fernliegenden gemeinſamen Urſprung hindeutet. Haeckel hat zwar die Frage aufgeworfen, ob nicht die langköpfigen Bewohner Europas und Afrikas vom Schimpanſe und Gorilla der Küſte Guineas, eminent langköpfigen Affenformen, und die kurzköpfigen Völker Aſiens vom gleichfalls kurzköpfigen Orang-Utang Borneos und Sumatras abſtammen. Aber dieſe Vorſtellung einer directen Abkunft von ausgebildeten recenten Formen müſſen wir ablehnen. Die Entwickelung der letzteren war von jeher nach anderen Zielen gerichtet, ſo daß aus ihnen niemals der Menſch entſtehen konnte. Uns erſcheint es wichtiger, daß die Paläontologen heute geneigt ſind, die Wiege der tertiären Landſäugethiere in Nordamerika zu ſuchen, und daß das Vorkommen zahlreicher Halbaffen im nordamerikaniſchen Alttertiär es ſehr wahrſcheinlich macht, daß wir dort auch die geſuchten Stammformen des Menſchen finden werden.

Wenn man an einen einzigen Urſprungsort des Menſchengeſchlechtes denkt, ſo darf man ſich nicht von der Vorſtellung der Wanderungen abſchrecken laſſen, welche nothwendig waren, um dasſelbe über die ganze Erde auszubreiten. Die unüberwindlichen Hemmniſſe einer ſolchen Ausbreitung beſtehen nur in der Phantaſie verwöhnter Culturmenſchen. Wir denken an ſchnelle planvolle Reiſen, kühne Coloniſationsverſuche, an die Unerläßlichkeit gewiſſer Exiſtenzbedingungen, an das raſche Aufgeben mißlungener Projecte. Die Natur arbeitet mit anderen Mitteln als der zielbewußte Menſch, ſie vollbringt ihre Werke langſamer, zäher, ſicherer. Die rohen Urſtämme waren nicht nur genügſamer und widerſtandsfähiger als wir, ſie folgten auch blindlings dem Gebot ihrer Beſtimmung; ſie erſchraken nicht vor Sterblichkeitsziffern und litten geduldig, bis der Tag der Erlöſung, d. h. der vollſtändigen Acclimatiſation gekommen war. Es beſteht unter den Ethnographen nur eine Meinung darüber, daß die Eingeborenen Amerikas, höchſtens mit Ausnahme der Eskimos, einer einzigen Raſſe angehören. Dieſe Raſſe hat es verſtanden, im Laufe ungezählter Jahrhunderte allen klimatiſchen Gegenſätzen ſich anzupaſſen, die auf den beiden Hemiſphären vom nördlichen Polarkreis bis zum Aequator und wieder bis zum 50. Grad ſüdlicher Breite, wo ein Volk von nackten Fiſchern neben den bis ans Meer hinabreichenden Gletſchern des Feuerlandes hauſt, zu finden ſind.

Eine nicht minder erſtaunliche Anpaſſungsfähigkeit an die verſchiedenſten Klimate beſitzen die Turkvölker. Einer ihrer Zweige, die Jakuten, wohnt an der Lena in Sibirien, und ſeine Söhne ſind ſo abgehärtet, daß ſie bei 40° C. unter Null bloß mit Hemd und Pelz bekleidet plaudernd im Freien auszuharren vermögen. Zu gleicher Zeit finden wir einen anderen Turkſtamm, die Osmanen, im ſüdlichen Aegypten und im glühend heißen Maſſauah am Rothen Meere, wo ſie bis zu den jüngſten Beſitzveränderungen die Herrſchaft des Sultans und des Vicekönigs von Aegypten aufrecht erhalten haben. Auch die Wohnſitze der Chineſen erſtrecken ſich faſt vom Aequator (Singapore) bis zur Grenze Sibiriens, wo die mittlere Jahrestemperatur unter dem Eispunkt liegt und die Queckſilberſäule im Winter bis auf — 50° C. herabſinkt.

Der Menſch hat ſich alſo mit Hilfe der ihm innewohnenden beſonderen Kräfte über die ganze Erde ausgebreitet. Während jedes andere Thier (mit Ausnahme derjenigen, welche den Menſchen begleiten) nur in feſtbegrenzten Verbreitungsbezirken wohnt und auswandert oder erliſcht, wenn ihm die Bedingungen ſeines inſtinctiven Daſeins an dieſer Stelle entzogen werden, finden wir den oberſten der Primaten überall zu Hauſe, obwohl die Natur nur an wenigen geſegneten Punkten des Erdballs freiwillig alles gewährt, was er zum Leben braucht. Aber auf den erſten Blick, den wir um den Erdglobus ſchweifen laſſen, erkennen wir, daß der Menſch durch ſein Anſäſſigwerden an den verſchiedenſten Punkten des Planeten ſehr verſchiedene Loſe aus der Urne des Schickſals gezogen hat. Auch in dem irdiſchen Vaterhauſe der Menſchheit ſind viele Wohnungen, und ſie ſind ſehr ungleich ausgeſtattet.

In der Lage, Geſtalt und Oberflächenbildung der Continente iſt die Geſchichte ihrer Bewohner vorgezeichnet. In dieſen ſcheinbar ſtummen und ſtarren Trägern der Menſchen und ihrer Geſchicke lebt eine Seele, welche, hold oder feindſelig, Dieſes gewährt und Jenes verweigert, welche hier eine Menſchengruppe feſthält auf der unterſten Culturſtufe, dort eine andere zu Macht und Glanz emporträgt. Individuelles Glück hat ſie nicht zu vertheilen, dieſes kann unter ihrer Ungunſt gedeihen wie unter ihrer Gunſt. Aber über den Aufſchwung oder das Darniederliegen der Maſſen, über die Herrſchaft der Einen und die Knechtſchaft der Anderen entſcheidet ſie mit ſouveräner Gewalt. Valet ima summis mutare et insignem attenuat! Darum liefert neben der Anthropologie die Geographie die Naturgrundlagen der Geſchichte. Der Bau der Erdoberfläche und die von ihm abhängigen Verſchiedenheiten der Klimate beherrſchen den Entwickelungsgang unſeres Geſchlechtes, „ſo daß der Anblick der Erdgemälde uns dahin führt, in der Vertheilung von Waſſer und Land, von Ebenen und Höhen eine von Anfang an gegebene oder, wenn man will, beabſichtigte Wendung der menſchlichen Geſchicke zu durchſchauen“ (Peſchel). Natürlich iſt die Beſchaffenheit des Volkes, an welchem ſich der culturgeſchichtliche Proceß vollzieht, nicht gleichgiltig, ſondern durch ſeine Eigenart wird die Bodenwirkung bedingt. Die Menſchheit gleicht nie einer Waſſermaſſe, welche mechaniſch, dem Geſetz der Schwere folgend, zu Thale fließt, ſich über Ebenen ausbreitet, Anhöhen als Grenzen erkennt, Dämme unterwühlt und weiterfluthet, bis ihr irgendwo wieder ein Ziel geſetzt iſt. Schon die Verſchiedenheit der Urſachen, aus welchen Wanderungen unternommen werden — Vertreibung durch ein feindliches Volk, Unzufriedenheit mit den Geſetzen des Landes, Uebervölkerung, Theuerung, Landplagen aller Art, Beuteluſt und Eroberungsſucht — lehrt, daß die Sinnesart der Menſchen dabei in Betracht kommt, und dieſe wird ſich auch in dem neuen Orte bethätigen, wohin die entfeſſelte „Völkerwoge“ geſchleudert wird. Auch die verſchiedenen Richtungen, in welchen Völkerwanderungen vor ſich gehen, werden ebenſowohl von geographiſchen, als von anthropologiſchen Umſtänden beſtimmt. Man weiß, daß dieſe Wanderungen entweder der Sonne folgen, alſo unter den gleichen Breitengraden verharren, oder daß ſie nach einem wärmeren Klima ſtreben, alſo gegen den Aequator gerichtet ſind. Manche Länderräume erſcheinen geeignet, Wanderungen auszuſenden, andere ſolche anzuziehen, wieder andere laden zur Raſt oder zum Beharren. Gewiſſe Bodenbildungen, Thäler, Küſtenſtriche, Wüſtenränder haben die Eigenſchaft, Völkerzüge zu leiten; eigentliche Schranken, welche der Wanderluſt als dauernde Hemmniſſe entgegentreten, giebt es kaum, namentlich nicht in der Urzeit, als die neuen Gebiete noch menſchenleer waren und kein älterer Bewohner ſich dem Eindringling feindſelig in den Weg ſtellte.

Die Wanderungen führen nicht nur zu räumlichen, ſondern auch zu geiſtigen Scheidungen der Völker. Sie ſind Völkerſchulen, in welchen die Anſpannung aller Kräfte gefordert, bereits erworbene Fähigkeiten geübt und neue erlernt werden. Nicht nur das Ziel, ſondern auch der Weg und die unterwegs erworbene Erfahrung trägt zur Entſcheidung über das hiſtoriſche Schickſal einer Menſchengruppe bei. Das Endziel erwartet die Ankömmlinge, und es beſiegelt das Verhängniß, welches dieſe theilweiſe ſchon mitgebracht haben.

Als Beiſpiel einer Völkerheimat, die zur Ruhe weiſt, kann uns Aegypten dienen, und Hellas liefert das Beiſpiel einer ſolchen, die ihre Bewohner als Herrſcher und kühne Unternehmer auf ferne Bahnen hinausführt. „Die Geſchichte eines Volkes,“ ſagt Ernſt Curtius, „iſt nicht als ein Product der natürlichen Beſchaffenheit ſeiner Wohnſitze zu betrachten.“ Aber es ſei doch leicht zu erkennen, daß ſo eigenthümlich ausgeprägte Bodenformen, wie ſie das Becken des Archipelagus und den Lauf des Nils einſchließen, der Entwickelung der Menſchengeſchichte beſondere Richtungen zu geben im Stande ſind. Hellas iſt nicht nur ein abgeſchloſſenes, wohlverwahrtes Gebiet, ſondern auch wieder dem Verkehr offener, als irgend ein Land der Alten Welt. Von drei Seiten her dringt die See in alle Theile der Halbinſel ein, und ihr milder, menſchenfreundlicher Charakter lehrte die Bewohner mit vollem Vertrauen ſich ihr hingeben, auf und mit ihr leben.

Ganz anders im Nillande. Hier bietet der königliche Strom, der Schöpfer und Schirmherr des Nahrungsbodens, den Anwohnern alljährlich die gleichen Vortheile. Jahrhunderte vergehen ohne weſentliche Aenderung der hergebrachten Lebensverhältniſſe. „Es erfolgen Umwälzungen, aber keine Entwickelungen, und mumienartig eingeſargt ſtockt im Thale des Nils die Cultur der Aegypter; ſie zählen die einförmigen Pendelſchläge der Zeit, aber die Zeit hat für ſie keinen Inhalt; ſie haben Chronologie, aber keine Geſchichte im vollen Sinne des Wortes. Solche Zuſtände der Erſtarrung duldet der Wellenſchlag des Aegäiſchen Meeres nicht, der, wenn einmal Verkehr und geiſtiges Leben erwacht iſt, dasſelbe ohne Stillſtand immer weiter führt und entwickelt“ (Curtius).

Länder, die dem Nilthale in dieſer Hinſicht gleichen, ſind das Euphrat- und Tigrisgebiet, die Tiefländer der oſtindiſchen Ströme, das nördliche und das mittlere China, das Plateau von Mexiko, dann, in kleinerem Umfange, die Tiefländer des Po, der thrakiſchen Flüſſe, der Garonne und der Loire. Mit Hellas vergleichbar iſt zunächſt der ganze Continent Europa, namentlich ſeine weſtlichen Gebiete, dann England, in gewiſſem Sinne auch Skandinavien, der malayiſche Archipel und Japan.

Höhere Cultur wird zuerſt erreicht in Ländern mit mildem Klima, fruchtbarem, wegſamem Boden und mit einer Ausdehnung, welche dem Zuſammenleben vieler Menſchen unter den gleichen Exiſtenzbedingungen keine Schwierigkeiten bereitet.

Das beweiſt die frühe Entwickelung der Civiliſation in China, Indien, Meſopotamien, Aegypten, Mexiko und Peru.

Bevor wir uns den culturhiſtoriſchen Fragen zuwenden, welche den Inhalt und die Aufgaben des zweiten Theiles der modernen Prähiſtorie bilden, werfen wir noch einen Blick auf die Vertheilung der Menſchenraſſen, auf das ſichtbare Ergebniß der zwei großen, geheimnißvollen Vorgänge, der Ausbreitung und der Raſſenbildung, deren Verlauf zu ſchildern, ſoweit dies möglich iſt, nicht der Prähiſtorie, ſondern der Anthropologie zufällt. Alle Verſuche, die Menſchheit auf Grund ihrer körperlichen Verſchiedenheiten in ſcharf voneinander getrennte Gruppen (Raſſen oder Varietäten) zu trennen, können nach J. Ranke gegenwärtig nur proviſoriſchen Werth haben. „Hier ſieht noch Niemand klar und kann noch Niemand klar ſehen.“

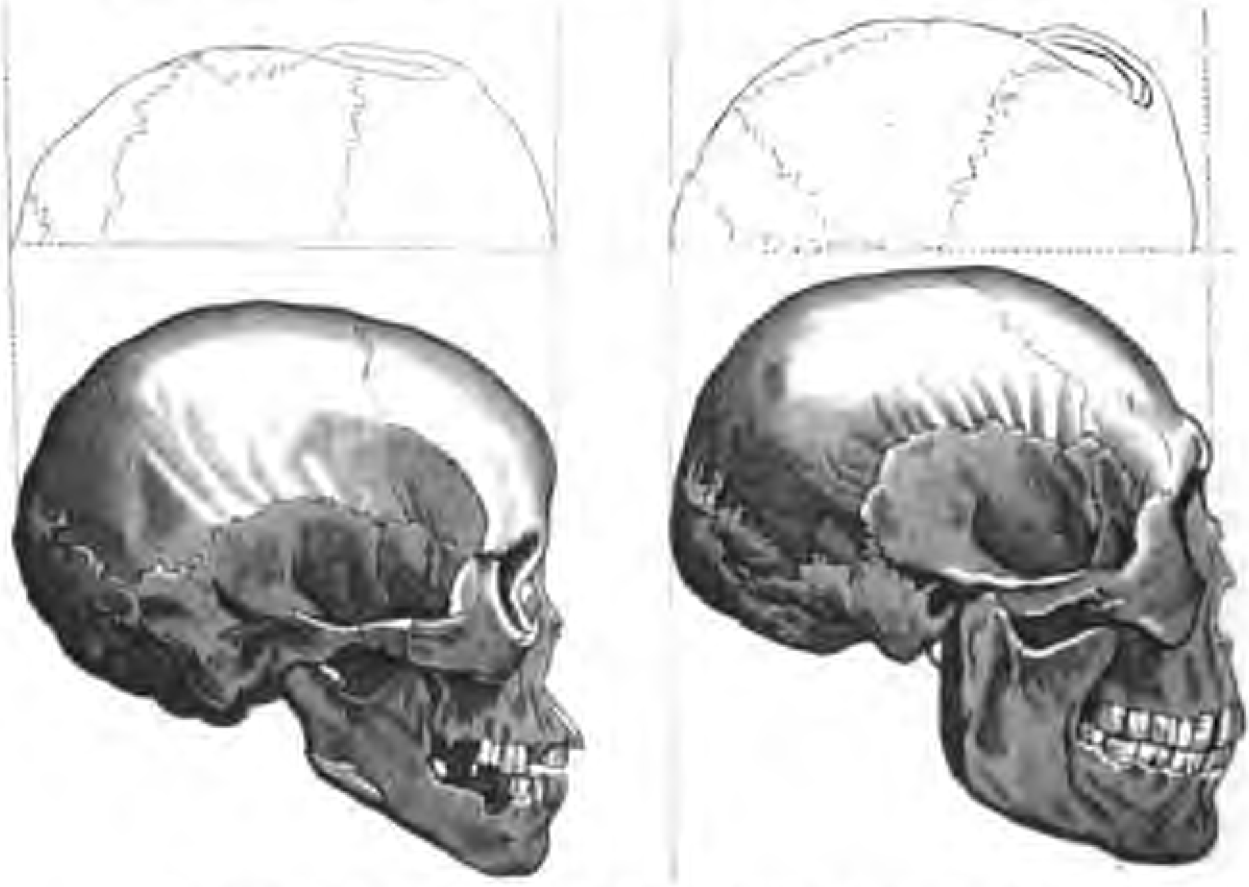


Fig. 16 und 17. Menſchliche Raſſenſchädel von extremer Bildung.
(Text ſiehe S. 60.)

Unter den älteren Eintheilungen des Menſchengeſchlechtes haben die Syſteme von Linné und Blumenbach lange Zeit hohen Ruhm genoſſen.

Linné unterſchied vier Menſchenraſſen:

1. Den Amerikaner mit röthlicher Hautfarbe, choleriſchem Temperament, ſchlankem Wuchs, ſchwarzen, ſtraffen, dicken Haaren, faſt bartloſem Kinn. (Er iſt hartnäckig, zufrieden, freiheitliebend, bemalt ſich mit „dädaliſchen“ Linien und läßt ſich durch Gewohnheiten regieren.)

2. Den Europäer mit weißer Hautfarbe, ſanguiniſchem Temperament, fleiſchigem Körper, blonden gelockten Haaren, blauen oder grauen Augen. (Er iſt leicht beweglich, ſcharfſinnig, erfinderiſch, liebt anliegende Kleider und die Herrſchaft der Geſetze.)

3. Den Aſiaten mit gelber Haut, melancholiſchem Temperament, zäher Körperbeſchaffenheit, ſchwärzlichem Haar und braunen Augen. (Von Charakter iſt er grauſam, prachtliebend, geizig; er liebt, ſich in weite Gewänder zu hüllen und unterwirft ſich der Herrſchaft von Meinungen.)

4. Den Afrikaner von ſchwarzer Farbe, phlegmatiſchem Temperament, ſchlaffer Körperbildung, mit tiefſchwarzem krauſen Haar, glatter ſammtartiger Haut, gepletſchter Naſe, aufgeworfenen Lippen u. ſ. w. (Er iſt ſchlau, träge, gleichgiltig, ſalbt ſich mit Fett und wird durch Willkür regiert.)

Wir ſehen, wie dieſe alte hochangeſehene Eintheilung des homo sapiens geiſtreich auf die vier Temperamente und einige beſonders auffällige Kennzeichen großer Gruppen zugeſchnitten iſt. Mit ihrer Anlehnung an die vier größten Continente giebt ſie eine den Thatſachen entſprechende Wahrheit, welche nur eben nicht die volle Wahrheit iſt.

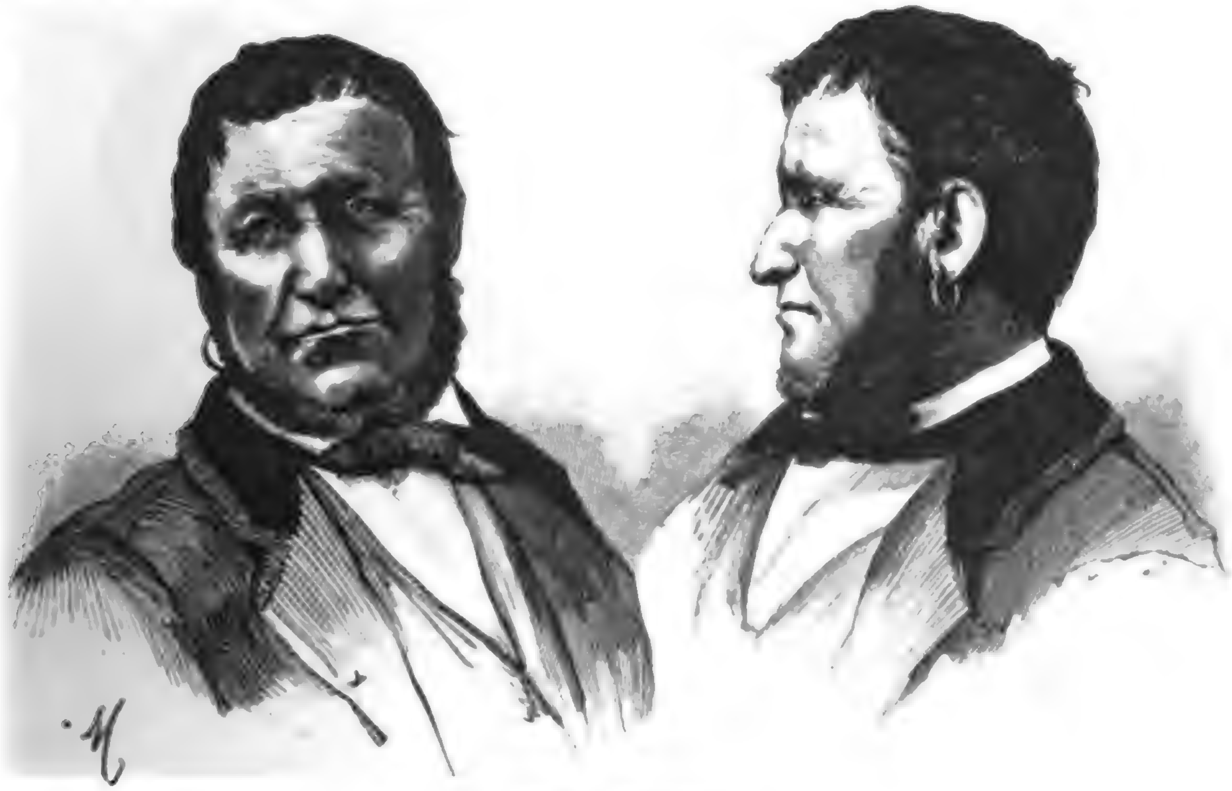


Fig. 18. Auvergnat.
(Text ſiehe S. 64.)

Ebenſo verhält es ſich mit der Eintheilung Blumenbach's, welcher fünf Menſchenraſſen oder Varietäten unterſcheidet:

1. Die Kaukaſier, weiß, rothwangig, mit braunem oder bräunlichem Haar, rundem Schädel und ovalem Geſicht, an welchem keines der Theile ſtörend hervortritt. Geſichtszüge: ebene Stirn, ſchmale, leicht gebogene Naſe, kleiner Mund, ſenkrechte Vorderzähne, alles ſymmetriſch und anmuthig. Völker: Europäer (mit Ausnahme der Lappen und Finnen), Vorderaſiaten (bis zum Ob, Kaſpiſee und Ganges), Nordafrikaner.

2. Die Mongolen, gelblich fahl, mit ſchwarzem, geradem, ſpärlichem Haupthaar und faſt quadratiſchem Schädel. Geſicht: breit, flach, eingedrückt, mit ineinanderfließenden Einzelheiten; kleine aufgeſtülpte Naſe, enge Augenſpalte, vortretende Backenknochen. Völker: Aſiaten (mit Ausſchluß der Kaukaſier und Malayen), Finnen, Lappen, Eskimos.

3. Die Aethiopen mit ſchwarzbrauner Haut, ſchwarzem krauſen Haar, ſeitlich zuſammengedrücktem Schädel, gebuckelter Stirn, vorſpringenden Jochbeinen, plumper, mit den vorragenden Kiefern verſchmolzener Naſe, ſchiefſtehenden Oberzähnen, aufgeworfenen Lippen, zurücktretendem Kinn, einwärts gebogenen Oberſchenkeln. Völker: die Afrikaner, mit Ausnahme derjenigen am Nordrande des Continents.

4. Die Amerikaner, kupferfarbig mit ſchwarzem, ſtraffem, ſpärlichem Haar, niedriger Stirn, tiefliegenden Augen, leicht aufgeſtülpter, doch ziemlich ſtarker Naſe. Geſicht breit, doch nicht flach, ſondern in den Einzelzügen ſtärker ausgearbeitet. Stirn und Scheitel meiſt künſtlich deformirt. Völker: die Eingeborenen Amerikas (mit Ausnahme der Eskimos).

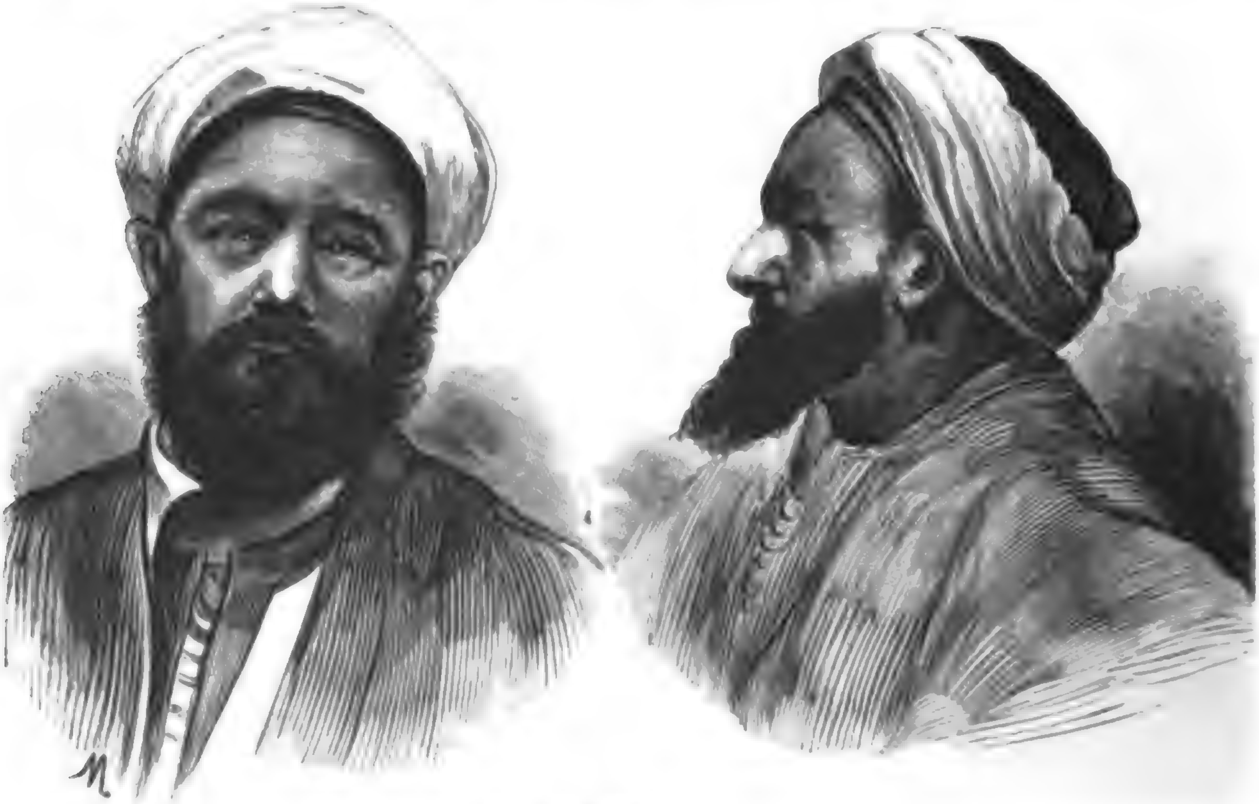


Fig. 19. Araber.
(Text ſiehe S. 64.)

5. Die Malayen, kaſtanienbraun, mit ſchwarzem, ziemlich weichem, dichtem und gelocktem Haar, Schädel mäßig verengt, Stirn gerundet, Naſe voll und breit, mit verdickter Spitze, Mund groß, Oberkiefer etwas vorſtehend; die Seitenanſicht des Kopfes zeigt beſtimmt voneinander abgeſetzte Geſichtstheile. Völker: die Inſulaner des Stillen Oceans, die Eingeborenen der Marianen-, Philippinen-, Molukken- und Sundainſeln, die Einwohner der Halbinſel Malakka.

Der Vorzug der Blumenbach'ſchen Eintheilung beſteht darin, daß bei ihr auf kraniologiſche Merkmale Gewicht gelegt wird und daß die Continente und Temperamente, ſowie die culturgeſchichtlichen Charaktere zurücktreten, welche letzteren wir deshalb in zweite Linie ſtellen möchten, weil ſie (nicht durchgehends, aber vorwiegend) im Proceſſe der Raſſenbildung ſpäter erworben ſein werden, als die phyſiſchen Kennzeichen.

Abbildungen 16 und 17, S. 58, ſind menſchliche Raſſenſchädel von extremer Bildung, wie ſie zuerſt Blumenbach erkannt hat („Aethiope" und „Mongole").

Fig. 16 iſt ein Neger-, Fig. 17 ein Kalmückenſchädel. Der erſtere iſt, abgeſehen von den übrigen typiſchen Kennzeichen, durch ſeine relative Länge (Dolichocephalie), der letztere durch ſeine verhältnißmäßige Breite oder Kürze (Brachycephalie) ausgezeichnet. Dieſes Verhältniß tritt jedoch in der Seitenanſicht (norma lateralis) keineswegs auffallend hervor; deshalb iſt die Hälfte der Oberanſicht (norma verticalis) beigegeben, in welcher man die langgezogene Bildung des Negerkopfes und die mehr rundliche des Kalmückenſchädels deutlicher erkennt.

Cuvier, der, wie wir geſehen haben, keine ſehr große Neigung beſaß, ſich mit dem „vorſündfluthlichen" Menſchen zu befaſſen, ließ ſich an den drei Söhnen Noah's als Stammvätern der heutigen Menſchheit genügen und unterſchied eine weiße, gelbe und ſchwarze Raſſe. Die franzöſiſchen Anthropologen haben auf dieſer uralten Eintheilung fortgebaut, und noch P. Topinard legt ſie ſeiner Claſſification der Menſchenraſſen zu Grunde, welche im Uebrigen den Schädel- und Naſenindex, Körpergröße, Farbe der Haut und der Haare, Wuchs und Durchſchnitt der letzteren berückſichtigt. Topinard zählt 18 Typen der Menſchheit, von welchen je ſechs auf eine der drei Cuvier'ſchen Raſſen entfallen.

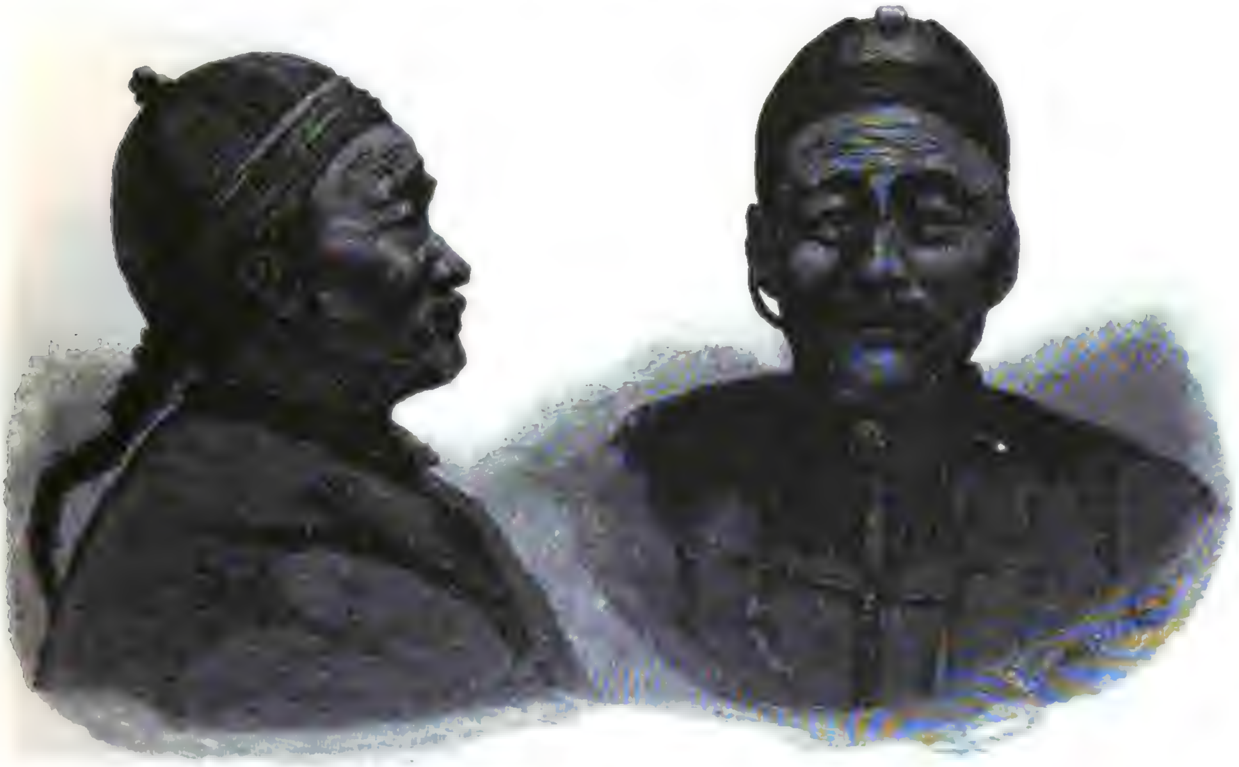


Fig. 20. Chineſe.
(Text ſiehe S. 64.)

Rein auf körperliche, aber nicht ausſchließlich auf Schädelmerkmale gegründet, iſt unter den wichtigſten neueren Syſtemen zur Eintheilung der Menſchenraſſen dasjenige von **Huxley**. Dieſer ausgezeichnete engliſche Anthropologe unterſcheidet vier Typen der Menſchheit: den auſtraloiden, den negroiden, den xanthochroiſchen (blondweißen) und den mongoloiden. Wir heben nur einige, beſonders auffallende Kennzeichen dieſer Raſſentypen hervor.

1. **Der auſtraloide Typus**, chocoladebraun, dünnbeinig, mit rabenſchwarzem, wolligem, langem Haar. Langſchädel mit ſtarken Augenbrauenbogen, in der Anſicht von hinten fünfeckig. Zähne groß, Eckzähne gewöhnlich ſtärker als bei

anderen Menſchenraſſen, obere Vorderzähne ſchiefſtehend. Dieſe Form findet man auf dem auſtraliſchen Feſtland, im inneren Dekhan (Hindoſtan) und in Aegypten (?).

2. Der negroide Typus, Haut, Augen und Haare braun bis ſchwarz, Haare kurz, kraus, wollig, Bart- und Körperhaar ſparſam. Langſchädel mit weiblich oder kindlich gebildeter Stirn, ſchiefzähnig mit eingedrücktem Naſenbein. Wohnt zwiſchen der Sahara und dem Capland im weiteren Sinne (wo die Buſchmänner eine eigenthümliche Abart dieſes Typus bilden), dann auf Madagaskar. Die Hottentotten ſind vielleicht ein Ergebniß der Kreuzung zwiſchen Buſchmännern und gewöhnlichen Negern. Die Negritos bilden eine weitere, dem auſtraloiden Typus angenäherte Modification der negroiden Form.

3. Der xanthochroiſche Typus, die Hellweißen oder Blonden, hochgewachſen, blau- oder grauäugig, mit reichlichem Bart und Körperhaar. Die Schädelbildung durchläuft alle Formen von der extremen Dolichocephalie zur extremen Brachycephalie. Die Xanthochroen bewohnen den größten Theil Centraleuropas und berühren ſich im Süden und Weſten mit den Melanochroen oder Dunkelweißen (den Brünetten, welche aus einer Miſchung zwiſchen Xanthochroen und einem der dunklen Typen hervorgegangen ſind); im Süden und Oſten erſcheinen ſie gemiſcht mit mongoloiden Elementen.

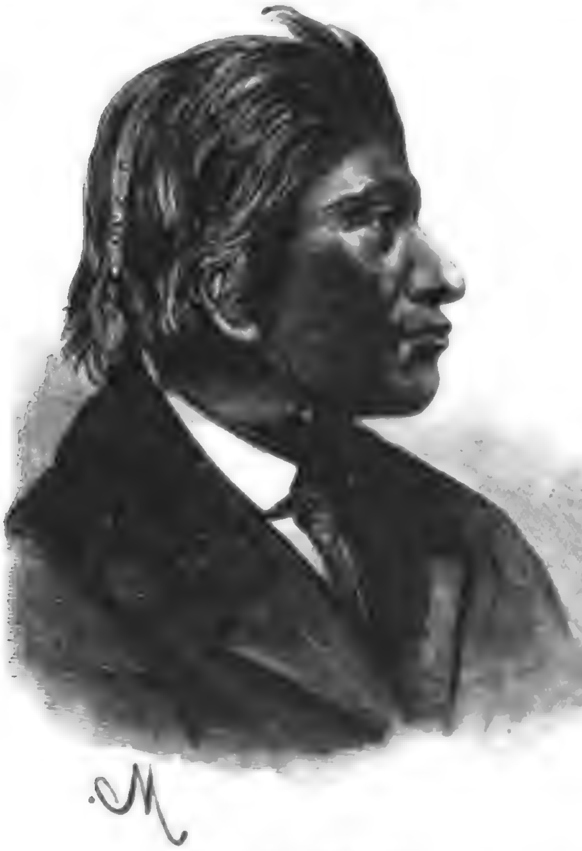


Fig. 21. Dakotah.

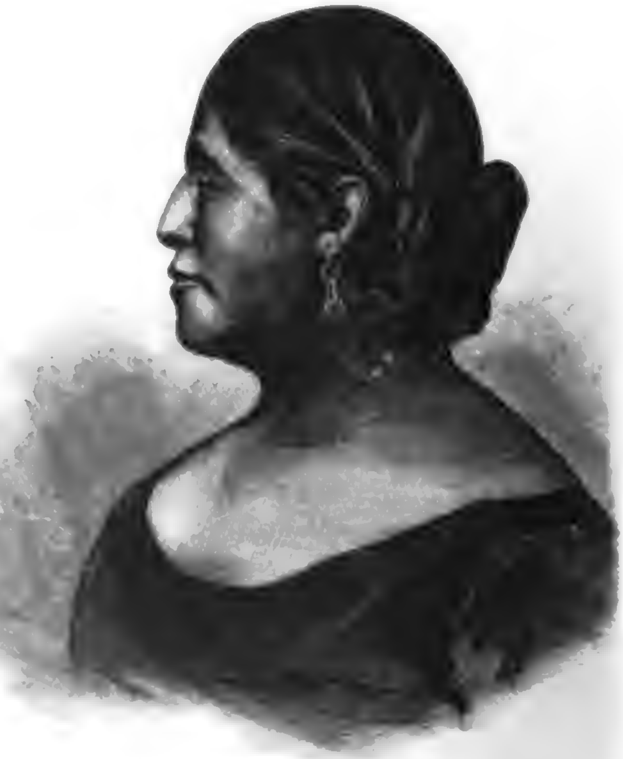


Fig. 22. Peruanerin.

(Text ſiehe S. 65.)

4. Der mongoloide Typus, kurz und ſtämmig, gelbbraun mit ſchlichtem, grobem, ſchwarzem Haar, das am Schädel lang, ſonſt ſpärlich iſt; ſtark brachycephal mit platter kleiner Naſe und ſchiefſtehenden Augen. Dieſer Typus bewohnt ein enormes Gebiet öſtlich einer von Lappland nach Siam gezogenen Linie. Modificationen desſelben zeigen die dolichocephalen Chineſen und Japaneſen, die Polyneſier, welche ſich dem auſtraloiden Typus annähern und vielleicht aus einer

Miſchung zwiſchen Malayen und Negritos hervorgegangen ſind, endlich die Eskimos, die Grönländer und die ganze Bevölkerung der beiden Amerika, welche mit mongoloidem Habitus in Haut und Haar eine vorwiegend lange Schädelbildung vereinigen.

Auch von Seite eines hervorragenden Linguiſten iſt eine Raſſeneintheilung der Menſchheit vorgenommen worden, welche mit einer Art vorſichtigem Eklekticismus ſich nicht bloß auf die Sprache, ſondern auch auf ein ſomatiſches Merkmal, nämlich die Beſchaffenheit der Behaarung, ſtützt. Friedrich Müller trennt die Menſchen in Wollhaarige und Schlichthaarige. Die Erſteren ſind ſämmtlich langköpfig und ſchiefzähnig; ſie wohnen alle auf der ſüdlichen Erdhälfte bis zum Aequator und einige Grade darüber hinaus. Unter ihnen laſſen ſich wieder unterſcheiden: Büſchelhaarige (Hottentotten, Papuas) und Vließhaarige (afrikaniſche Neger, Kaffern). Die Schlichthaarigen zerfallen in Straffhaarige (Auſtralier, Hyperboreer, Amerikaner, Malayen, Mongolen) und Lockenhaarige (Dravida, Nuba, Mittelländer).

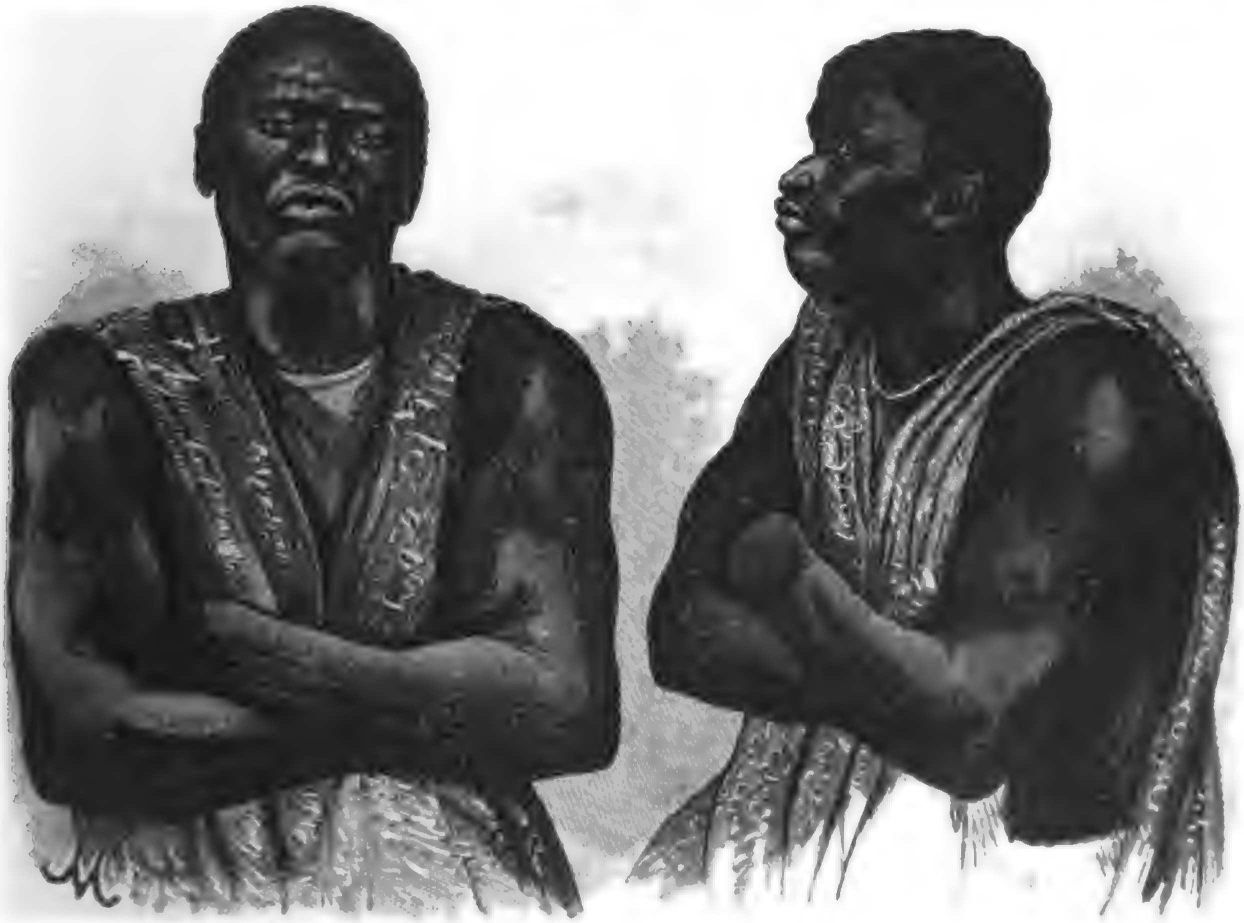


Fig. 23. Neger.
(Text ſiehe S. 65.)

Dieſe zwölf Raſſen theilen ſich wieder nach der Sprache in Volksſtämme; ſelten kommt es vor, daß Raſſe und Volk (oder Sprache) ſich decken und monoglottiſche (einſprachige) Raſſen, wie die Malayen und Kaffern, bilden; die übrigen Raſſen ſind polyglottiſch (vielſprachig). Der negroide Typus Huxley's iſt Müller's wollhaarige Hauptabtheilung, der mongoloide Typus Huxley's die ſtraffhaarige Unterabtheilung Müller's. Ein beſonderes Verdienſt des letzteren Gelehrten liegt in der Aufſtellung der mittelländiſchen Raſſe und in dem Nachweis ihrer Verwandtſchaft mit den Nuba- und Dravidaſtämmen. Zur mittelländiſchen Raſſe zählt Müller: 1. Basken. 2. Kaukaſusvölker. 3. Hamito-Semiten [a) Hamiten: Libyer, einen Theil der Aethiopen, Alt- und Neuägypter; b) Semiten: Chaldäer, Syrer, Hebräer, Samaritaner, Phönikier, Araber, einen Theil der Aethiopen u. A.]. 4. Indogermanen [a) indiſche Gruppe mit den Zigeunern; b) iraniſch-perſiſche Gruppe, Kelten, Italiker, Thrako-Illyrier, Griechen, Letto-Slaven, Germanen].

Wir haben dieſen Ausführungen nur noch einige Worte über die von uns abgebildeten menſchlichen Raſſentypen beizufügen.

Auf Abbildung 18, S. 59, erkennen wir einen Auvergnaten Mittelfrankreichs (von Cantal), deſſen ausgeſprochene Kurzköpfigkeit (Brachycephalie) ſich ebenſo bei anderen franzöſiſchen Bevölkerungselementen, den Savoyarden, Bretonen, findet.

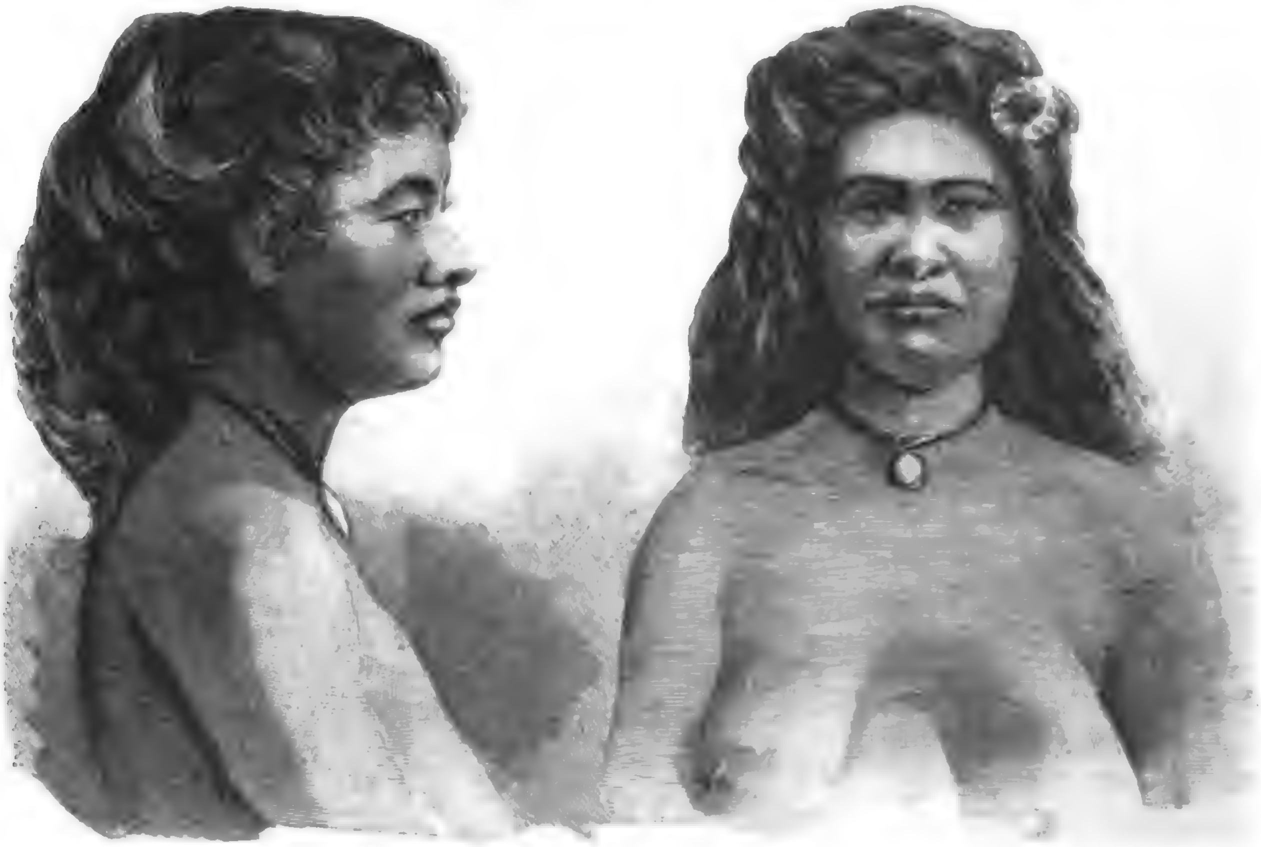


Fig. 24. **Mädchen von Hawaii.**
(Text ſiehe S. 65.)

Die Abbildung 19 auf S. 60, welche das Bild des bekannten Araberſcheichs Abd-el-Kader in zwei Stellungen bringt, mag zur Vertretung des ſemitiſchen Typus dienen, deſſen beſondere Beharrlichkeit unter den verſchiedenſten Lebensbedingungen, ſowie in der Vermiſchung mit fremden Blute zu den auffälligſten Erfahrungen der Anthropologie gehört. Der berühmte Anführer der arabiſchen Oppoſition gegen die franzöſiſche Herrſchaft in Algier wurde 1807 in Maskara geboren, 1847 nach erbittertem, lange Zeit ſiegreichem Widerſtande gefangen, 1852 freigelaſſen und ſtarb im Mai 1883 zu Damaskus.

Abbildung 20 auf S. 61 führt einen typiſchen Vertreter der mongoliſchen Raſſe, den chineſiſchen Literaten Ting Tun Ling, vor; an ihr iſt neben den bekannten Raſſenmerkmalen, vortretenden Jochbeinen, dünnem Bartwuchs, beſonders auch die Schlitzäugigkeit deutlich erſichtlich, deren Urſachen nicht etwa in einer Schiefſtellung des Auges, ſondern in der eigenthümlichen Stellung des Augenlides beſtehen.

Die Abbildungen 21 und 22 auf S. 62 bringen uns Repräſentanten des indianiſchen Typus ſowohl von der nördlichen als der ſüdlichen Hälfte des amerikaniſchen Continents. Der männliche Kopf links gehört einem Dakotah, einem Angehörigen jenes weitverbreiteten Indianerſtammes, der von ſeinen Sitzen am Michiganſee (dem Schauplatz ſeiner Kämpfe mit den Chippeways) aus heute um faſt 10 Längengrade nach dem Weſten gewandert iſt. Der weibliche Kopf rechts zeigt den Typus der Indianer Perus, wie ſich derſelbe etwa in Cuzco, der alten Hauptſtadt des Inkareiches, rein erhalten hat.

In Abbildung 23 auf S. 63 haben wir (in Profil- und Enfaceſtellung) ein typiſches Bild der Negerphyſiognomie, wie ſie unter den Stämmen der Weſtküſte Afrikas gefunden wird. Es iſt ein Angehöriger des Sererſtammes, der in Kopfform, wie in Geſichtsbildung, beſonders der ſtarken Entwickelung der unteren Partie, die extreme Negerbildung veranſchaulicht.

Die Abbildung 24, S. 64, eines polyneſiſchen Mädchens von Hawaii mit dem koketten Blumenſchmuck im üppigen Haar ruft uns die freien Sitten und das paradieſiſch-unverhüllte Weſen der polyneſiſchen Weiblichkeit in Erinnerung, wovon die Entdecker und ſpäteren europäiſchen Beſucher in mannigfachem Sinne ſo viel zu erzählen gewußt haben. Auf den verſchiedenen polyneſiſchen Inſelgruppen iſt ja allerdings das zarte Geſchlecht nur allzubereit geweſen, das europäiſche Schiffsvolk für die Entbehrungen der Reiſe zu entſchädigen — nackte Mädchen ſchwimmen zu dieſem Zweck von den Inſeln an die Schiffe heran und erzeigen ſich in jedem Sinne gefällig — aber nicht minder anſtößig iſt auch der Mißbrauch geweſen, den die europäiſche Sittenverderbniß mit dieſem naiven Entgegenkommen getrieben hat. Einiges von den entgegengeſetzten Anſichten der Ethnologen über die Sitten und Gebräuche dieſer und anderer Naturkinder werden wir noch am Anfange des nächſten Capitels kennen zu lernen haben.

4. Inhalt und Aufgaben der Prähiſtorie.

b) Culturhiſtoriſche Fragen.

Ehe wir uns der chronologiſchen Betrachtung der vorgeſchichtlichen Zeiträume zuwenden, erſcheint es gerathen, die Elemente der menſchlichen Cultur in ſyſtematiſcher Folge kennen zu lernen. Wir unterſuchen daher im nächſten Capitel nach ihrem Werthe für den Fortſchritt der Civiliſation und nach den älteſten oder alterthümlichſten Formen, in welchen ſie uns entgegentreten: Sprache und Religion, Familie, Anfänge der bürgerlichen Geſellſchaft, Gewinnung und Benutzung des Feuers, der Nahrungsmittel, Obdach, Kleidung und Schmuck, Waffe und Werkzeug, Induſtrie, Seefahrt und Handel. Dieſe Culturelemente ſind ſpecifiſche Charaktere der Menſchheit und ſämmtlich aus einem Quelle hervorgegangen. Die Prähiſtorie hat hier ein ſehr wichtiges Amt. Alles, was man unter dem Begriffe des Culturfortſchrittes zuſammenfaßt, geht hervor aus der allmählichen Ausdehnung der Herrſchaft des Menſchen über die Natur. Scheinbar nackt und hilflos iſt der Menſch in das urzeitliche Naturbild hineingeſetzt; aber zu der wunderbaren Ausſtattung ſeines Körpers, die ihn nach höheren Zielen hinweiſt, als bloß ſein thieriſches Daſein zu behaupten, beſaß er den unendlich werthvollen Vorzug, aus ſeinen Erfahrungen in ganz anderer Weiſe zu lernen als das Thier. Mit Hilfe dieſer Gaben griff er aus ſeiner natürlichen Umgebung heraus, was ihm nützlich ſchien. Er ſtudirte die Natur und unterwarf ſie ſich. Die erſten Schritte auf dieſem Wege dürfen wir nicht gering ſchätzen, weil ſie ſo fern liegen und darum ſo klein erſcheinen.

Die Erfindungen der Urzeit, das Feuerzünden, Pfeilſchießen, Fiſcheangeln u. ſ. w. erforderte zum mindeſten das gleiche Maß geiſtiger Regſamkeit und aufmerkſamer Beobachtung, wie die Schöpfung unſerer modernen techniſchen Wunder, der Dampfmaſchine, des Telegraphen u. dgl. Die Naturnachahmung hat dabei von jeher eine doppelte Rolle geſpielt, erſtlich in der Projection der körperlichen Organe, welche namentlich in der Erfindung und Vermehrung der Werkzeuge und Waffen ſo Großes geleiſtet hat, dann in der Benutzung außenweltlicher Anregungen, welche dem Menſchen auf niedriger Culturſtufe durch ſeinen Antheil am thieriſchen Inſtincte weſentlich erleichtert wurde. Als Beiſpiele der letzteren hat man angeführt, daß, wenn die Araber ihre Kameele durch einen Druck auf den Nacken zum Niederknien bewegen, eine Nachahmung der Gazelle vorliegt, welche zu dem gleichen Zweck dieſen Druck mit dem Hufe auf ihr Junges ausübt; oder daß die Hottentotten in der Aufſuchung von Wurzeln und eßbaren Knollen ſich durch Paviane und Wildſchweine leiten laſſen.

Wir dürfen aber nicht vergeſſen, daß ſelbſt die koſtbarſte Aneignung ſolcher Art zunächſt immer nur dem Individuum zugute kommt. Die Erfindung iſt zuerſt nur ein glücklicher Fund, erſt durch die Ausbreitung wird ſie zur Wohlthat für die Menſchheit. Ja ſelbſt die bloße Ausbreitung genügt hierzu noch nicht, wenn die Kraft zur Vererbung des Gutes auf die Nachkommen fehlt. Das Gefundene muß feſtgehalten, in den bleibenden Culturbeſitz der Menſchheit aufgenommen werden, dann wirkt es nicht nur einfach ſegenbringend, ſondern es verzinſt ſich auch durch weitere Anregung auf die ſchöpferiſche Kraft des Geiſtes. Dieſe nothwendigen Factoren des Culturfortſchrittes: Finden, Ausbreiten, Ueberliefern, verſtärken ſich in der Flucht der Zeiten und gewinnen in entwickelten Perioden der Civiliſation ſchier unüberwindliche Kraft; — in der Urzeit ſind ſie ſchwach, dem Vergeſſen, der Trägheit und Schwerfälligkeit mühſam ringender Geſchlechter unterworfen. Nicht jeder Boden hat die gleiche Aufnahmsfähigkeit für die Keime der Cultur. Wir brauchen gar nicht bis zu den ſogenannten Naturvölkern hinabzuſteigen, um zu ſehen, wie der Ueberſchuß des Gebotenen bei manchen Nationen nur äußerlich angenommen wird, aber dem Kerne des Volkes fremd bleibt und allmählich wie eine aufgetragene Firnißſchicht der Austrocknung und Abblätterung verfällt.

Die Ethnographie giebt uns hier ausgezeichnete Lehren, und wir wollen an dem von F. Ratzel geſchickt gewählten Beiſpiele der Töpferei ſehen, wie ſehr man ſich vor allzubeſtimmten Vorſtellungen von der Nothwendigkeit gewiſſer, ſelbſt ſehr einfacher Erfindungen zu hüten hat. „Wer von der Anſicht ausgeht, daß die Töpferei eine höchſt primitive, dem natürlichen Menſchen wie wenig anderen nahegelegte Erfindung ſei, der wird in Polyneſien mit Erſtaunen wahrnehmen, wie inmitten eines Lebens von nicht unbedeutenden Anſprüchen ein begabtes Volk ſich völlig ohne dieſe Kunſt zu behelfen weiß, und wie auch nicht einmal Anläufe zu ſehen ſind, welche etwa als Keime derſelben zu betrachten ſein möchten. Und er wird vielleicht, indem er um ſich blickt und nur auf der einen kleinen Oſterinſel im äußerſten Oſten Polyneſiens dieſer Kunſt wieder begegnet, ahnen, wie viel mehr der — wenn auch ſeltene und oft unterbrochene — Verkehr zwiſchen Ländern und Inſeln als die unabhängige Erfindung zur Bereicherung des Culturſchatzes der Menſchheit beigetragen hat. Daß aber gerade dieſer Verkehr auch wieder ſehr launenhaft in ſeiner vermittelnden, ausbreitenden Function ſei, das lehrt die Nichtübertragung dieſer bei den Fidſchi-Inſulanern hervorragend entwickelten Kunſt nach dem ſo nahen, mit Fidſchi in ſo vielen innigen Beziehungen ſtehenden Archipel von Tonga, oder das Fehlen derſelben bei den Aſſiniboin Nordamerikas hart neben den gerade hierin ausgezeichneten Mandanen. Man lernt hier, daß die Erfindungen ſich nicht ausbreiten wie das Feuer auf einer Steppe, welches ſo weit fortbrennt, als es noch brennbares Material findet, ſondern daß der menſchliche Wille mit ins Spiel kommt, der nicht ohne Laune Manches träge ablehnt, um Anderes wieder um ſo bereitwilliger aufzunehmen. Und dieſe Neigung zum Stehenbleiben auf einer einmal erreichten Stufe iſt offenbar um ſo größer, je niedriger die allgemeine Culturſtufe iſt. Man thut das eben Hinlängliche und nichts darüber. Zum Beiſpiel ſollte man wohl glauben, daß, wenn die Töpferei einmal nicht geübt wurde, irgend welche Mittel geſucht worden wären, um für die über Feuer zu ſetzenden Speiſen Gefäße zu ſchaffen. Aber alle Polyneſier, mit Ausnahme der armen Oſterinſulaner, erhitzten Flüſſigkeiten, indem ſie glühende Steine in dieſelben warfen, und würden ohne fremdes Zuthun allem Anſcheine nach über dieſe Stufe nicht hinausgeſchritten ſein.“

Wir haben dieſes Beiſpiel als ein für den Prähiſtoriker beſonders werthvolles herangezogen. Es iſt heute ſo ziemlich über allen Zweifel erhaben, daß den Bewohnern Europas zur Diluvialzeit, unſeren paläolithiſchen Vorfahren, die Kunſt der Töpferei unbekannt war. Die in ihren Kunſtleiſtungen höherer Art, im Zeichnen, Graviren, Schnitzen, nicht anders als genial zu nennenden Höhlenbewohner Frankreichs in der ſogenannten Renthierperiode, die Verfertiger fein zugeſchlagener Steinwerkzeuge, geſchickt aus Horn und Knochen geſchnittener Waffen und Fangapparate, verſtanden nicht, aus Lehm Behälter für Flüſſigkeiten zu formen und zu brennen. Sie behalfen ſich in elender Weiſe mit Schädelkapſeln, Schläuchen und vielleicht noch mit hölzernen Gefäßen. Sollte man, wie mancher Höhlenforſcher behauptet, wirkliche Topfſcherben in unverdächtigen Diluvialſchichten gefunden haben, ſo würde das nur beweiſen, daß die koſtbare Erfindung von einem Einzelnen gemacht worden, daß ſie aber alsbald wieder verloren gegangen oder jedenfalls nicht zur Ausbreitung gekommen und daher ſo gut wie fruchtlos geblieben iſt.

Wenn wir Allem gerecht werden wollen, was den Menſchen auf ſeiner Bahn fördert oder zurückhält, dürfen wir neben jenen in feſten Wohnſitzen geübten Launen findiger Aufnahme oder ſtupider Ablehnung den Verluſt oder Gewinn nicht vergeſſen, welcher durch Wanderungen, durch den Wechſel der natürlichen Umgebung eintritt. Eine Zuthat oder ein Wegfall reicht in den Folgen oft viel weiter, als es ſcheinen möchte. Die Einführung des Pferdes hat überall auch das Ritterthum mit ſich gebracht, und ein leicht zu beſchaffender Kleiderſtoff, wie die „Tapa“ der Polyneſier, erzeugt nicht nur die Gewohnheiten der Reinlichkeit und der Schamhaftigkeit, ſondern auch noch manche andere Verfeinerung des Daſeins.

Endlich iſt bei niedrig ſtehenden Völkern der Abfall vom reich beſetzten Tiſche höher entwickelter Culturnationen nicht außeracht zu laſſen. Man iſt vielfach geneigt, den Naturvölkern kurzweg Erfindungen zuzuſchreiben, welche richtiger auf eine ganz andere Rechnung zu ſetzen ſind. Bei Pflanzen und Thieren, welche deutliche, wenn auch mitunter verwiſchte Urſprungszeugniſſe an ſich tragen, iſt es leichter, die Entlehnung nachzuweiſen, als bei Geräthen und techniſchen Proceduren. Die Jägervölker Nordamerikas laſſen von ihren Weibern Mais und Tabak bauen; die Kenntniß dieſer Culturpflanzen ſtammt ſicher aus dem Süden, wahrſcheinlich aus Mexiko. In Afrika wird von der adriatiſchen Küſte bis zu den Hottentotten hinab Eiſen auf einem und demſelben Wege erzeugt und verarbeitet. Iſt es anzunehmen, daß dieſe Fertigkeit an mehreren Punkten ſelbſtſtändig erworben, daß ſie nicht vielmehr von einem Gebiete aus, von dem früheſten Culturlande, über den ganzen Continent verbreitet wurde? Aehnlich wird es ſich mit Schild und Lanze, mit Bogen und Pfeil, mit der Kunſt des Steinbohrens u. dgl. in vielen Fällen verhalten, wo uns keine Mittel geboten ſind, uns für Entlehnung oder Erfindung zu entſcheiden. Entlehnung aus dem Culturbeſitz vorgeſchrittener Völker, der Aegypter, Chaldäer, Indier, Chineſen, Japaneſen, Mexikaner, Peruaner iſt von den Ethnographen auf die erſtaunlichſten Entfernungen hin beobachtet worden.

Eine weitere Frage bilden, wenn die Entlehnung einmal feſtſteht, die Wege derſelben und die Art der Beziehungen zwiſchen den gebenden und empfangenden Völkern. Selbſt in der Gegenwart iſt die Thatſache der Mittheilung oft zweifellos, aber die Wege der Vermittelung dunkel. So glaubte man, daß die europäiſchen Waaren (namentlich Perlen), welche ſchon vor der Eröffnung der Nilſtraße tief in das weſtliche Obernilgebiet kamen, von der Suaheliküſte einwärts oder durch die Berri aus den Gallaländern dahin gelangt ſeien; es ſtellte ſich aber heraus, daß dieſe Artikel ihren Weg von Darfur über Hofrat-el-Nahar genommen hatten. Wie ſchwierig es iſt, die Richtung und die Art prähiſtoriſcher Handelsbeziehungen, auch wenn die Thatſache ſelbſt feſtſteht, im Einzelnen nachzuweiſen, braucht ſomit kaum eigens hervorgehoben zu werden.

Wenn aber die Beiſpiele ſpontaner Neuſchöpfung unter den heutigen Naturvölkern neben den Beiſpielen der Entlehnung ſo ſelten ſind, daß man immer erſt in zweiter Linie an eigene Erfindung zu denken berechtigt ſein ſoll, ſo gilt dies nicht ganz von den prähiſtoriſchen Bewohnern Europas, die wir wohl ungefähr auf der gleichen Stufe antreffen, wie die Naturvölker der Gegenwart, die jedoch hinlänglich gezeigt haben, daß ſie gekommen ſind, einen anderen geſchichtlichen Beruf zu erfüllen als jene. Wir werden daher bei jeder Erfindung, mit der wir den prähiſtoriſchen Menſchen ausgerüſtet ſehen, die Frage aufwerfen: Wie wurde ſie gemacht, wie verbreitet? Iſt ſie aus innerer Nothwendigkeit, etwa aus einer gemeinſamen Anlage der Menſchennatur hervorgegangen, ſo daß zu verſchiedenenmalen bei mehreren Völkern dieſelben Arbeitsproducte zuerſt hervorgebracht, dieſelben Proceduren entdeckt worden ſind? Oder iſt die Erfindung von einem Punkte ausgegangen und hat von Menſch zu Menſch, von Volk zu Volk immer weitere Kreiſe in ihren wohlthätigen Bann gezogen? Was ein Menſch erfindet, können auch viele Andere in gleicher Weiſe erfinden, aber auch gegen die Ausbreitung durch Mittheilung läßt ſich kein grundſätzlicher Widerſpruch erheben. Man muß genau zuſehen, um die Merkmale der Tradition zu erkennen und der ſpontanen Erfindung jene Stelle einzuräumen, welche ihr thatſächlich gebührt. Die größte Uebereinſtimmung in der Technik wird nicht immer auf einen gemeinſamen Ausgangspunkt des Fortſchrittes ſchließen laſſen. Denn wie ſollen wir annehmen, daß ſchon in der Diluvialzeit die Bearbeitung des Steines, dieſe erſte näher bekannte Errungenſchaft der Menſchheit, ihren Weg von einem Menſchen oder einem Stamme zu allen übrigen genommen habe?

Das Feuermachen und Steinſchleifen, die Herſtellung von Thongefäßen, der Getreidebau, die Bronzebereitung, das Schreiben und hundert andere große und kleine Zuſätze zu dem Erbgut der Menſchheit ſind ſolche Erfindungen, die wir vor den Richterſtuhl der Prähiſtorie berufen müſſen. De inventionibus rerum (von den Erfindungen der Dinge) zu ſchreiben, war ſchon vor Jahrhunderten beliebt; aber erſt heute beſitzen wir einiges Material, um im Ernſt darüber zu reden. Und auch heute muß der Spruch noch vielmals „non liquet" (bleibt unentſchieden) lauten, eben weil wir die Sache ernſtlich betreiben und nicht nach mythologiſchen Zeugniſſen und müßigen Speculationen urtheilen.

In mancher Hinſicht hat uns die Geſchichte, die Archäologie und Ethnographie werthvolle Fingerzeige gegeben. Wir beſitzen genaue Kenntniß von einigen großen und alten Herdſtätten der Cultur in verſchiedenen Welttheilen. In Oſtaſien blicken China und Japan auf eine frühe und glänzende Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten zurück. Indien rühmt ſich nicht ganz mit Unrecht des fabelhaft hohen Alters ſeiner erſten Geiſtesdenkmäler. Aſſyrien und Babylonien erfreuten ſich einer ausgezeichneten Bildungsſtufe und ſchufen dauernde Zeugniſſe derſelben zu einer Zeit, als die Griechen noch rohe Wilde waren. Aegypten mit ſeinen über fünftauſend Jahre zurückreichenden Monumenten ſteht als Mutterland der höheren Geiſtescultur aller Völker der alten Welt von jeher im größten Anſehen. Aber auch in Phönikien, in Griechenland und Etrurien entſtanden Brennpunkte der Civiliſation, deren Ausſtrahlungen aufrüttelnd auf die verſchlafenen Kinder des mittleren und nördlichen Europa gewirkt haben. Die Römer vollendeten dieſes Werk, indem ſie aus prähiſtoriſchen Völkern geſchichtliche gemacht haben, die an den letzten Lehrmeiſtern alsbald ihre erſten literariſch aufgezeichneten Thaten verübten. Jenſeits des Atlantiſchen Oceans, in jenen Welttheilen, welche „Gottes Hand noch zudeckte hinter unbeſchifften Meeren", blühten in Peru und Mexiko die Reiche der Inkas und Azteken. Das Verhalten dieſer Reiche zu ihren Nachbargebieten war ein verſchiedenes. Die einen haben weit über ihre Grenzen hinaus durch Handel, Kriegszüge, Belehrung von Reiſenden befruchtende Einflüſſe geübt. Man muß die Kunſt und Cultur der Bewohner des Nilthales und Meſopotamiens kennen, um die Anfänge Phönikiens, Griechenlands, Etruriens zu begreifen. Und Südeuropa bietet wieder den Schlüſſel zum Verſtändniß der Zuſtände, welche nacheinander im mittleren und nördlichen Theile unſeres Continents geherrſcht haben. Hier findet die Einzelbetrachtung der Culturperioden noch manches quälende Räthſel. Wo war das Urſprungsgebiet der alteuropäiſchen Bronzetechnik? Auf welchem Wege kamen die Formen des erſten Eiſenalters nach den Waldgebirgen und Stromthälern Mitteleuropas? Welchem Einfluß haben wir das Entſtehen des zweiten Eiſenalters, der keltiſchen La Tène-Cultur zuzuſchreiben? Aus welchen Elementen hat ſich der germaniſche Stil der Völkerwanderungszeit gebildet?

Andererſeits ſind die Urſprungsgeſchichten jener frühen Brennpunkte menſchlicher Civiliſation, auf die wir vielfach zurückgreifen müſſen, ſelbſt wieder in Dunkel gehüllt. Sie ſtehen als fertige Erſcheinungen vor uns; aber ihre Wurzeln müſſen viel tiefer hinabreichen, als die Leuchte der Geſchichte ihren Strahl zu ſenden weiß. Hinter den Völkern, die als Träger uralter Culturen in den Anfangscapiteln der geſchriebenen Geſchichte behandelt werden, ſtehen, wie uns die anthropologiſche Forſchung in Indien und Japan, in Aſſyrien und Aegypten, in Griechenland und Italien gezeigt hat, noch ältere Bewohner, die nur mehr in verwehten Klängen, aus Gräbern und dunklen Nachrichten zu uns reden. Die erſten geſchichtlichen Beherrſcher dieſer Gebiete erſcheinen als Einwanderer, und es entſteht die Frage, wie viel ſie von ihrem geprieſenen Eigen aus früheren Wohnſitzen mitgebracht und was ſie von ihren Vorläufern übernommen haben.

Hier muß ein methodiſcher Geſichtspunkt hervorgehoben werden, der die Darſtellung der menſchlichen Urgeſchichte vor Zerfloſſenheit ſchützt. Das Erdenrund iſt groß, der Stoff der Betrachtung, wie er allmählich gewonnen wurde, ſchier unermeßlich; an jede Gruppe desſelben knüpfen ſich Specialfragen, die nur in intenſiver Arbeit, in der Beſchränkung auf beſtimmte Gebiete der Forſchung gelöſt werden können. Die locale Begrenzung des Stoffes hat eine äußere und eine innere Nothwendigkeit. Natürlich iſt die Unterſuchung nicht auf allen geographiſchen Gebieten gleich weit vorgeſchritten. Es wäre unnütz, ihr überallhin zu folgen, die Prähiſtorie in allen Theilen der Erde — es ſei denn gelegentlich zu Vergleichszwecken — aufzuſuchen. Das unfertige, vielfach unzuſammenhängende Geſammtbild würde die aufgewendete Mühe derzeit kaum noch lohnen. Wir dürfen uns der Hauptſache nach an der Urgeſchichte des europäiſchen Menſchen genügen laſſen. Er bietet uns nicht nur als unſer Vorfahr das meiſte Intereſſe, er iſt auch am gründlichſten ſtudirt.

In den Anfängen der Betrachtung kann er für die Entwickelung der Menſchheit überhaupt als Beiſpiel eintreten; ſpäterhin gewinnt er als erſter Culturträger unſeres Planeten, als Großkönig unter den Königen der Erde, ohnehin die zweifellos höchſte Bedeutung.

Wir ſchildern alſo in dieſem Buche vorzugsweiſe das Kindesalter der europäiſchen Menſchheit und nehmen auf ihre Brüder in anderen Welttheilen namentlich inſoweit Bezug, als ihnen ein maßgebender Einfluß auf Europa zugefallen iſt. Und auch dem Leben derjenigen Völker, welche überhaupt im Kindesalter ſtecken geblieben ſind, ſchenken wir nur Seitenblicke. Unſchätzbar wichtig ſind die Vergleichspunkte, welche ſich für den prähiſtoriſchen Menſchen aus dem Studium der Naturvölker ergeben; aber wir forſchen mit Spannung doch nur nach den erſten Altersſtufen jener Männer, welche in ihrem ſpäteren Daſein unvergängliche Spuren hinterlaſſen haben. Nicht um der Kindesſtufe überhaupt, ſondern um der Mannesjahre willen und um das volle Verſtändniß gereifter Kräfte zu erlangen, ſteigt der Culturhiſtoriker wiſſensdurſtig zur Vorgeſchichte hinab, während man ſich in anderer Richtung, von der ſomatiſchen Anthropologie ausgehend, vielleicht richtiger das Leben der primitiven Raſſen zum Ziele der Betrachtung wählt.

In dieſer Beſchränkung begegnen wir uns jedoch auch mit den theilweiſe reducirten Beſtrebungen, welche die ſomatiſche oder phyſiſche Anthropologie ſich für die nächſten Decennien ſelbſt vorgeſchrieben hat. Virchow hat dieſes Programm auf dem Wiener Congreſſe aufgeſtellt. Er ſagte: „Nunmehr wird man ſich die Frage ſtellen müſſen, ob es nicht möglich ſei, mit allen Hilfsmitteln der Beobachtung und des Experimentes dahin zu kommen, daß man einen beſtimmten Zuſammenhang in die Geſchichte der Menſchheit bringt . . . Was ich als erreichbares und ſicheres Ziel für die nächſten zwanzig Jahre betrachte, das iſt: die Anthropologie der europäiſchen Bevölkerungen ſoweit zu erklären, daß wir über den Zuſammenhang wenigſtens der europäiſchen Volksſtämme untereinander beſtimmte Anhaltspunkte gewinnen und deren Verſchiedenheiten aufzuklären im Stande ſind.“

Ob ſich die bei dieſem Anlaß geäußerten Hoffnungen erfüllen, daß nunmehr nichts feſtgeſtellt wird, als was Beſtand hat und eine Grundlage für weitere Forſchung bildet — ob es gelingen wird, fortan ohne Hypotheſen, ohne „Schulden“ auf rein inductivem Wege vorwärts zu ſchreiten, wie der Altmeiſter der Anthropologie in Deutſchland will — das muß freilich dahingeſtellt bleiben. Wer den Menſchengeiſt kennt, wie er ſich von jeher, auch in der Wiſſenſchaft, gezeigt hat und immerdar zeigen wird, der möchte den Genius einer ſtets wachen Kritik und ſeine Früchte ſegnen, ohne zu glauben, daß ihm der Führerſtab für die Zukunft ausſchließlich vergönnt ſein wird.

Damit glauben wir über Anfänge, Begriff und Aufgabe der Prähiſtorie vorläufig genug geſagt zu haben. Vom Urſprung des Menſchen, gleichſam von ſeinem embryonalen Zuſtande und ſeiner Geburtsſtunde, ſind zwar noch lange die Schleier nicht gehoben; aber auch hier zeigt ſich das Ziel der Forſchung, und wir kennen wenigſtens einige Stufen der erſten Entwickelung unſeres Geſchlechtes. Kühn ſtellen wir die Frage, wie der civiliſirte Menſch ſeinen Platz an der Spitze der geſammten Schöpfung errungen hat, mit welchen Mitteln er zuerſt den Herrſcherthron aufrichtete, den er ſpäter in geſchichtlichen Zeitläuften immer mehr befeſtigte und erhöhte. Dieſe Kenntniß iſt auch darum von unermeßlich hohem Werth, weil ſie uns lehrt, daß die Menſchheit mit ihren Aufgaben noch nicht abgeſchloſſen hat, daß ſie auch jetzt noch nicht fertig daſteht, ſondern in ſtetem Wandel und Fortſchritt begriffen iſt. Je größere Zeiträume unſer Blick umſpannt, je tiefer die Schatten ſind, in die er hinabtaucht, deſto beſſer ermißt er die Stärke des Lichtes, in dem wir leben, und erkennt, daß wir noch lichtvolleren Zeiten entgegengehen. Trotz aller Macht und Herrſchaft, die wir heute ſchon über die Natur ausüben, ſehen wir erwartungsvoll in die Zukunft, wenn wir zurückkehren von der Betrachtung einer Vergangenheit, in der uns die Prähiſtorie den europäiſchen Menſchen jenſeits aller geſchichtlichen Ueberlieferung im Kampfe mit den Rieſenthieren des Diluviums als rohen Wilden, ja als Cannibalen gezeigt hat. Wir ſehen ihn als Renthierjäger und Höhlenbewohner am Fuß vergletſcherter Höhen mit Waffen und Werkzeugen aus Knochen und roh zugeſchlagenem Stein armſelig ſein Leben friſten und doch ſchon Neigung für Schmuck und Prunk, ja ſelbſt die Anfänge des Kunſtſinnes entwickeln. Wir finden ihn am nordiſchen Seeſtrand zwiſchen Abfallshaufen bei ſeiner Muſchelnahrung kauernd oder auf dem Pfahlroſt der Gebirgsſeen zwiſchen Urwäldern hauſend, die ſich finſter in der ſchimmernden Waſſerfläche ſpiegeln. Langſam trennt er ſich von dem geſchliffenen Stein, ſeinem Jahrhunderte, ja Jahrtauſende alten Verbündeten im Kampf ums Daſein, und greift nach der goldglänzenden Bronze, ſpäter nach dem dunklen Eiſen, das ihm anfangs nur die theure Bronze erſetzen muß, um ſpäter immer herriſcher im Haushalt des Menſchen aufzutreten, bis es heute als Eiſenbahnſchienennetz und Drahtgitter zum Fernſchreib- und Fernſprechdienſt die Erde umſpannt, die Fernen vernichtet, die Meere furcht und feſſelt und in Geſtalt großartiger, bloß als Zeugniß überſchäumender Menſchenkraft gleich jenen alten Pyramiden errichteter Bauwerke in das Blau des Himmels greift.

Zweites Capitel.

Die älteſten Culturzuſtände der Menſchheit.

> „Sicherlich iſt der *Naturzuſtand des Menſchengeſchlechtes* unſerer Beobachtung, ja ſogar unſerer Ahnung entrückt."
>
> *O. Peſchel.*

1. Die Naturvölker.

Wir werden uns nicht damit aufhalten, eine Definition des Wortes *Cultur* zu ſuchen. Was wir darunter verſtehen, weiß Jeder von uns; und wäre es auch nur die zeitlich und räumlich beſchränkte Idee unſerer eigenen Cultur, ſo hätten wir den Begriff damit richtig erfaßt. Unſere Cultur als eine ſpäte, hochentwickelte, auf unendlich vielen Vorſtufen erwachſene, iſt eine außerordentlich reiche. Sie enthält die vorläufigen Zielpunkte der verſchiedenſten Anſätze und, in vergangene Perioden zurückſchreitend, brauchen wir nur aufzuſuchen, was dem unſerer Vorſtellung Vertrauten ähnlich ſieht, was ihm als Keim und Sproſſe vorangegangen iſt, um auch in der weiteſten Zeitferne, in der düſterſten Nacht „unmenſchlicher Barbarei" immer noch zu wiſſen, was wir als Cultur aufzufaſſen haben. *Ganz culturlos, ganz geſchichtslos iſt kein Menſchenſtamm* weder auf der jetzigen Erde, noch hat ein ſolcher in vergangenen Erdperioden nachgewieſen werden können. Man kann nicht davon ſprechen, daß gewiſſe Zuſtände die Cultur verneinen, ſondern nur davon, daß ſie die weitere Entwickelung derſelben ausſchließen. Die Verſchiedenheit der Culturen, die wir auf der Erde beobachten, liegt nicht nur in der Summe ihrer Errungenſchaften, ſondern auch in der Kraft ihres Wachsthumes. Die einen gleichen mächtigen Bäumen, bei welchen die Ergebniſſe des Wachsthumes alljährlich erhalten und befeſtigt werden, die anderen niederen Kräutern, welche von Jahr zu Jahr hinſterben und ſich wieder erzeugen. So unterſcheiden ſich Cultur- und Naturvölker; aber der Boden, auf dem ſie ihre Triebe anſetzen, iſt ein gemeinſchaftlicher.

Die Frage nach dem Urquell der menſchlichen Cultur fällt zuſammen mit der *Frage nach dem Unterſchiede zwiſchen Menſch und Thier*. Die naturwiſſenſchaftliche Seite dieſer Unterſuchung werden wir hier nicht weiter berühren; aber das Ergebniß ihres pſychologiſchen Theiles müſſen wir kennen lernen, denn es bietet den Schlüſſel zum tieferen Verſtändniß aller Erſcheinungen, die ſeit der Abzweigung des Menſchen von ſeiner thieriſchen Stammform eingetreten ſind. Erforſcht man aufs genaueſte die Urſachen, welche für die ſpecifiſchen pſychologiſchen Charaktere des Menſchen verantwortlich gemacht werden können, ſo gelangt man zu dem Schluſſe: der urſprüngliche Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier liegt in der Art, wie ſie die äußeren Dinge auffaſſen, und in dem, was ſie davon behalten (Th. Waitz). Darin, in der Stärke der urſprünglichen Auffaſſung und in der Genauigkeit der Erinnerung des Aufgefaßten, liegen die höheren geiſtigen Mittel, durch welche der Menſch vor dem Thiere ausgezeichnet iſt. Fragen wir uns nun, wodurch der Menſch zum Gebrauch dieſer höheren geiſtigen Mittel gezwungen und angeleitet wurde, ſo finden wir, daß die natürlichen Bedürfniſſe des Menſchen, diejenigen nämlich, deren Befriedigung ihm noch nichts weiter gewährt, als die Friſtung des Lebens und Schutz gegen äußere Noth und Elend, weit mannigfaltiger, weit ſchwieriger zu beſchaffen ſind und weit mehr geiſtige Arbeit erfordern, als die des Thieres. Der Menſch leidet häufiger als die Thiere Noth, die ihn zum Nachdenken, überhaupt zu geiſtiger Anſtrengung treibt. Dadurch werden ihm tauſend und aber tauſend Verſuche abgenöthigt, durch die er lernt und ſich geiſtig höher entwickelt. Dabei iſt er von der Natur ſelbſt durch ſeinen aufrechten Gang zu freierem Umblick und durch den Beſitz der kunſtvoll gebauten Hand, des Werkzeuges aller Werkzeuge, wie ſie ſchon Ariſtoteles nennt, zur Aneignung der mannigfachſten Fähigkeiten beſtimmt. „Dies alles,“ ſagt Waitz, „ſind ohne Zweifel wichtige begleitende Umſtände, welche in hohem Grade dazu beitragen, daß ſeine Fähigkeit aus Erfahrung zu lernen nicht unbenutzt bleibt und verkümmert, ſondern ſich kräftig entwickelt und ihn mit raſchen ſicheren Schritten über das Thier emporhebt. Aber es ſind bloße Hilfsmittel ſeiner Erhebung über die ihn umgebende Natur, es ſind nicht deren Grundbedingungen. Es würde dem Menſchen nichts helfen, daß ſeine Bedürfniſſe weniger einfach wären als die des Thieres, daß ihre Befriedigung, minder unmittelbar von der Natur ihm gewährt, überlegterweiſe von ihm aufgeſucht werden müßte, daß er durch die Noth zu vielſeitigerem Gebrauche ſeiner Sinne und natürlichen Werkzeuge angeſpornt würde, wenn nicht die ſchärfere und umfaſſendere Auffaſſung der Außenwelt und die größere Treue des Gedächtniſſes für das Einzelne und deſſen Verhältniſſe ihm die Beziehung des Gegenwärtigen auf das Vergangene und die Vergleichung beider in ausgedehntem Maße möglich machte.“

Während das Thier ſeinen Lebensunterhalt in den hiefür geeigneten Zonen mit leichter Mühe gewinnt und bei Veränderungen der klimatiſchen Verhältniſſe, wie uns das Bild der Urzeit an zahlreichen Beiſpielen lehrt, entweder zur Auswanderung gezwungen oder zum Ausſterben verurtheilt war, ſah ſich der Menſch genöthigt zu arbeiten, um ſich vor dem Untergange zu bewahren. Infolge jener höheren Fähigkeiten, durch welche er vor dem Thiere ausgezeichnet iſt, ging die Arbeit des Einzelnen für die Nachkommenden nicht verloren. Ihre Früchte häuften ſich wie ein ſtets anwachſender Schatz, und in der jeweiligen Summe dieſer Früchte erblicken wir den Culturbeſitz einer Zeitperiode, einer Generation, eines Volkes. Seiner Arbeit verdankt der Menſch ſeine Verbreitung über die ganze Erde, welche ihn allein ſchon auf eine höhere Stufe, als das geſammte übrige Thierreich ſtellt. Mit ihrer Hilfe beſiegte er den Widerſtand der Natur und machte ſich in tropiſchen wie in polaren Regionen heimiſch. Das Princip der Lebenserhaltung, von dem alles, beim Menſchen wie beim Thiere, ausgeht, hat in der menſchlichen Culturgeſchichte einen ungeheuren, ſchier unüberſehbaren Inhalt gewonnen. Wir müſſen die wichtigſten Wege, auf denen der Menſch für die Erhaltung ſeines Daſeins ſorgt, geſondert betrachten, und müſſen uns zudem auf die Zuſtände der Urzeit beſchränken; aber wir dürfen uns einerſeits nicht verhehlen, daß der menſchliche Culturfortſchritt nicht einige wenige, nicht iſolirte, ſondern Tauſende ſich kreuzende und verſchlingende Bahnen einſchlug, deren Geflecht unſer Auge niemals völlig zu entwirren vermag; und andererſeits müſſen wir uns ſagen, daß eine ſcharfe Trennung der Urgeſchichte von den Folgeperioden hier nicht möglich iſt, da dieſelben Elemente des Fortſchrittes von Anbeginn durch die ganze Geſchichte hindurch wirkſam bleiben und in alle Zukunft bleiben werden.

Wir haben nun jene Keime und Anſätze zu höherer Cultur aufzuſuchen, die wir ſchon auf der tiefſten zugänglichen Stufe menſchlicher Entwickelung wahrnehmen. Nicht zu bloßen Vergleichungszwecken, wobei fragliche Einzelheiten aufgehellt werden ſollen, ſondern um eine breitere Baſis für ihre Betrachtung zu gewinnen, muß die Urgeſchichtsforſchung hier mit der Ethnographie in Verbindung treten und von ihr eine Unterſtützung verlangen, für die ſie ihr andererſeits wieder reichlichen Erſatz gewährt.

Schon im einleitenden Capitel iſt davon die Rede geweſen, wie die Wiſſenſchaft vom vorgeſchichtlichen Menſchen einen ihrer erſten Antriebe erhielt durch die Entdeckung überſeeiſcher Völkerſchaften, welche nie zuvor mit einem Europäer in Berührung getreten waren. Im angeſtammten, zur Gewohnheit gewordenen Beſitz irgendwelcher Lebensgüter oder Lebensreize kann man ſich nur ſchwer den Zuſtand Desjenigen vorſtellen, dem dieſe Vortheile verſagt ſind. Dem Stumpfſinnigen erſcheint ein ſolcher Zuſtand einfach undenkbar, und ſo haben wir denn auch geſehen, wie ſich Alterthum und Mittelalter, Culturperioden, welchen man den Vorwurf der Indolenz in dieſer Beziehung nicht erſparen kann, mit Ausnahme weniger erleuchteter oder kenntnißreicher Geiſter, mit der Frage nach den Urzuſtänden der Menſchheit nicht ernſtlich abgegeben haben, obwohl ihnen die unmittelbare Anſchauung primitiver Lebensverhältniſſe in Europa und an den Grenzen desſelben keineswegs mangelte. Aber erſt das Zeitalter der großen Seefahrten und der Erſchließung der Erdräume, dann der Siegesflug der Entwickelungslehre haben den Sinn für ſolche Betrachtung geweckt. Als der europäiſche Culturträger mit den Naturvölkern anderer Erdtheile Bekanntſchaft machte, öffnete ſich ihm ein Buch, das die menſchliche Urgeſchichte mit einer Fülle von Bildern zu erläutern ſchien. Aber wie weit dürfen wir aus dieſem Buche ſchöpfen? Das Material desſelben hat ſo verſchiedene Deutung erfahren, daß wir uns vor Allem nach dem Schlüſſel zum richtigen Verſtändniſſe desſelben umſehen müſſen.

In den wilden Völkern neuentdeckter Küſten und Inſelgruppen oder ſchwer zugänglicher Binnenländer erblickten die Einen herabgekommene Enkel einer in Bildung und Geſittung hochſtehenden Gemeinſchaft. Die Anderen ſahen in ihnen das wahre Menſchheitsideal, glückliche Naturkinder, welche ihrer Beſtimmung niemals untreu geworden ſind. („Seht, wir Wilden ſind doch beſſere Menſchen!") Wieder Andere gingen in der richtigen Vorausſetzung, daß wir dort die Illuſtrationen zu den erſten Stufen unſerer eigenen Entwickelung ſuchen müßten, ſo weit, ganze Völkerſchaften mit einem Makel zu verſehen, der auf Erden heute nicht mehr gefunden wird, und ſie als eine Art höherer Affenhorden darzuſtellen.

Wir müſſen uns der Völkerkunde anvertrauen, dieſer hochentwickelten Wiſſenſchaft, die in parteiloſer Liebe übermenſchliche Schwierigkeiten beſiegt, wenn wir nicht in jene Irrthümer verfallen und mit gerechter Hand zwiſchen Natur- und Culturvölkern die Wage halten wollen. Daß rohere Zuſtände bei demſelben Volke auf eine höhere Stufe der Geſittung folgen, iſt ein ſeltener Fall; es mögen an Stelle gewiſſer Formen andere eintreten, die weniger nach unſerem Geſchmacke ſind, aber eine entſchiedene Rückbildung iſt das noch nicht zu nennen, und eine ſolche muß erſt gründlich bewieſen werden, ehe wir daran glauben. Auch Darwin hält es für möglich, daß viele Nationen in ihrer Civiliſation rückwärts gegangen und einige in vollſtändige Barbarei verfallen ſein mögen, aber er meint, in Bezug auf den letzteren Punkt habe er keine Beweiſe finden können. Heute giebt es wieder eine ganze Schule von Gelehrten, darunter ſehr namhafte Männer, welche den deductiven Unterſuchungen der von entwickelungstheoretiſchen Anſichten beherrſchten Forſcher kühl gegenüber ſtehen. Ihnen paßt es, das alte, früher namentlich von frommen Seelen betonte Moment des Rückſchrittes im Völkerleben in geläuterter Form wieder hervorzukehren und dort, wo die Anhänger der Entwickelungslehre — vielleicht vorſchnell, vielleicht zu weit ausgreifend — Beſtätigungen ihrer Grundanſicht finden, pathologiſche Formen, „Verelendung", iſolirte Erſcheinungen von Herabgekommenheit bei Einzelnen oder ganzen Stämmen anzunehmen.*)

Primitive Culturformen ſind in der Regel das Ergebniß eines zum Stillſtand gekommenen Entwickelungsproceſſes, und bezeichnen immer einen gewiſſen Höhepunkt, der uns nur darum tief zu liegen ſcheint, weil wir denſelben in den letzten zwei bis drei Jahrtauſenden unſerer eigenen geſchichtlichen Entwickelung mächtig überſchritten haben. Die Söhne der Wildniß ſind aber auch keine Idealmenſchen, die an den Mutterbrüſten der Natur kindlich gehorſam dahinleben; denn was ſie thun und treiben, iſt oft ſo widernatürlich und raffinirt, daß ſie als gefährliche Lehrmeiſter eines ſelbſt ſittlich herabgekommenen Geſchlechtes gelten können. In gewiſſen Punkten, die wir nicht näher anzudeuten brauchen, berühren ſich die moderne Hyperciviliſation und die vermeintlich paradieſiſche Culturloſigkeit ſo nahe, daß man von einem Wettſtreit ruchloſer Erfindungen und Verfeinerungen ſprechen könnte, aus welchem die Barbaren als Sieger hervorgehen. Wie man annehmen darf, daß ihnen keine Menſchentugend unerreichbar iſt, ſo muß man auch zugeſtehen, daß es keine Schattenſeite der Menſchennatur giebt, die ihnen völlig fremd iſt. Harmloſe Reiſende haben das oft erfahren und ihre Unvorſichtigkeit ſchwer gebüßt. „Das alſo ſind die ſo gefürchteten Wilden," ſchrieb Johann Wilhelm Helfer bei den Andamanen in ſein Tagebuch. „Sie ſind furchtſame Kinder der Natur, froh, wenn ihnen nichts Böſes zugefügt wird." 24 Stunden ſpäter hatten ihn die geprieſenen Naturkinder erſchlagen. Ein anderer Reiſender, Lamanon, wurde von den Eingeborenen ermordet, nachdem er Abends zuvor ſeine Begleiter zu überzeugen verſucht hatte, daß die Wilden beſſere Menſchen ſeien, als wir Culturträger.

Allein ebenſo unrichtig iſt es, in den ſogenannten „Wilden" halbthieriſche Weſen zu erblicken, welche eine Art Mittelſtellung zwiſchen Menſchen und Affen einnehmen, die, wie man von verſchiedenen Stämmen Afrikas und Aſiens behauptet hat, ohne Kenntniß des Feuers bloß Früchte verzehren, auf Bäumen leben und nur den Stein oder die Holzkeule als Waffe gebrauchen. Man hat bisher noch keine Völkerſchaft entdeckt, welche ſo culturlos geweſen wäre, daß man ihr Leben mit demjenigen einer Affenſchaar hätte vergleichen können. Auf der ganzen weiten Erde exiſtirt kein Stamm, der ſich das Feuer nicht nutzbar gemacht hätte, keiner, dem es an einer mehr oder minder wortreichen, von Geſetzen regierten Sprache, an mannigfachen Geräthen und künſtlich zugeſchärften Waffen und Werkzeugen gebräche. Andere Illuſtrationen der Urzeit, ſolche, die uns einen halbthieriſchen Zuſtand unſeres Geſchlechtes vor Augen ſtellen, vermag uns die Völkerkunde nicht zu bieten. Namentlich die ſcharfſinnigen und kenntnißreichen Ethnographen der letzten Jahrzehnte, ein Th. Waitz, ein Peſchel, ein F. Ratzel, ſind den ſogenannten Naturvölkern oder wilden Völkern in ganz anderer Weiſe gerecht geworden, als es früher der Fall war, wenn ſie auch in ihren Anſichten über den Werth ethnographiſcher Studien an Naturvölkern für die dunklen Partien der menſchlichen Urgeſchichte ziemlich weit auseinandergehen. So ſagt Peſchel: „Iſt noch nie eine Bevölkerung in feuerloſem Zuſtande überraſcht worden, ſo paßt auch für keine von ihnen die Bezeichnung als „Wilde", die einer irrigen Anſchauung entſprungen iſt. Ebenſowenig dürfen wir von Naturvölkern, höchſtens von Halbculturvölkern ſprechen: denn ſicherlich iſt der Naturzuſtand des Menſchengeſchlechtes unſerer Beobachtung, ja ſogar unſerer Ahnung entrückt. Stellen wir uns lieber vor, es ſtieße Jemand, der noch nie Roſen geſehen hätte, auf eine Geſträuchgruppe dieſer Pflanze in einem vorgerückten Zuſtande des Wachsthums, dann wird er zugleich neben reifenden Früchten abwelkende Blumen, Blüthen in jeder Stufe der Entwickelung, aufſpringende und geſchloſſene Knoſpen, Sproſſen mit ſchwellenden Knoten und ſchließlich in den Achſelhöhlen der Blätter neue Augen entdecken. So liegt, wenn er den allmählichen Uebergängen ſorgſam nachgeht, der Lebenslauf der Pflanze völlig aufgeſchloſſen vor ihm da: Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges folgt hier nicht nach, ſondern nebeneinander. Völker im Knoſpenzuſtande werden wir nicht mehr anzutreffen erwarten dürfen, doch läßt ſich immerhin ausſprechen, bei welchen Menſchenſtämmen die älteſten oder vielmehr die alterthümlichſten Zuſtände ſich noch jetzt beobachten laſſen" (Peſchel, Völkerkunde, 5. Auflage, 1881, S. 144). Als ſolche betrachtet der citirte Autor die Buſchmänner Südafrikas, die Veddas auf Ceylon, die Mincopie auf den Andamanen, die Auſtralneger und Tasmanier, ſowie die Feuerländer und die Botokuden Braſiliens; er läßt dieſe alterthümlichen Stämme Revue paſſiren und findet, daß ſie bei näherer Betrachtung alle erheblich gewinnen und mit Unrecht als Schreckbilder der Menſchheit verſchrien worden ſind.

---

*) Dieſe Grundauffaſſung findet man mit beſonderem Nachdruck vertreten in dem Buche von Dr. W. Schneider „Die Naturvölker. Mißverſtändniſſe, Mißdeutungen und Mißhandlungen". Paderborn und Münſter 1885. Der Autor ſagt: „Die Naturvölker, in der materiellen Geſittung theils regreſſiv, theils progreſſiv, theils ſtationär, ſind in ſittlich religiöſer Hinſicht ſämmtlich geſunkene oder, um die Bezeichnung „Wilde" zu entſchuldigen, verwilderte Menſchen, für die es ohne Fürſorge und Führung keine Rettung giebt. Durchaus unverſtändlich klingt das Seufzen nach Belehrung und Erlöſung, welches ich beim Studium dieſer Völker ſo oft und eindringlich zu vernehmen glaubte, dem Ohre der neueren Wiſſenſchaft, welche der Entwickelungslehre wie einem Dogma gläubig lauſcht. Die vergleichende Ethnologie indeſſen, wo ſie, der Deſcendenztheorie freundliche Handreichung leiſtend, die leeren Blätter der Urzeit mit den Verirrungen und Greueln der verkommenſten Exemplare unſerer Gattung bemalt (?) und den allerroheſten Wilden zum Lehrer der Civiliſation erhebt (!), verfährt nicht mehr exact, ſondern ſpeculativ, hypothetiſch und poetiſch und hat nicht das Recht, unſere Ehrfurcht vor der bibliſchen Urgeſchichte als unwiſſenſchaftlich zu verſpötteln." Damit iſt der Standpunkt des Verfaſſers wohl genügend gekennzeichnet: philosophia quaerit, religio possidet veritatem.

F. Ratzel bedient ſich dagegen gerne des Ausdruckes „Naturvölker", aber er weiß den Sinn desſelben entſprechend einzuſchränken. Er erinnert daran, daß die alten Deutſchen und Gallier der römiſchen Cultur verhältnißmäßig nicht minder culturarm entgegentraten, als uns die Kaffern und Polyneſier, und daß Vieles, was ſich heute zum Culturvolk der Ruſſen zählt, zur Zeit Peter's des Großen noch reines Naturvolk war. Nach ſeiner Auffaſſung ſoll das Wort, welches wir auf ſo viele namenloſe oder benannte Stämme der Vorzeit anwenden müſſen, nichts Anderes beſagen, als Völker, die mehr unter dem Zwange der Natur oder in der Abhängigkeit von derſelben ſtehen, als die Culturvölker. Aber dies ſolle nicht etwa ein Volk bedeuten, das in den denkbar innigſten Beziehungen zur Natur ſtehe. Denn wie ſehr auch die Entwickelung zur Cultur in einer immer weiter gehenden Loslöſung von der Natur beſteht, ſo muß doch bemerkt werden, daß der Unterſchied zwiſchen Natur- und Culturvolk nicht in dem Grade, ſondern in der Art des Zuſammenhanges mit der Natur zu ſuchen ſei. „Der Bauer, der ſein Korn in der Scheune ſammelt, iſt vom Boden ſeines Ackers endgiltig ebenſo abhängig wie der Indianer, welcher im Sumpfe einen Waſſerreis erntet, den er nicht geſäet hat.

Aber Jenem wird dieſe Abhängigkeit minder ſchwer, weil ſie durch den Vorrath, den er weiſe genug war, ſich zu ſammeln, eine Feſſel iſt, die nicht leicht zu drückend wird, während Dieſem jeder Sturmwind, der die Aehren ins Waſſer ausſchüttelt, an den Lebensnerv rührt.“ Es darf uns nicht einfallen, die Naturvölker als eine Völkergruppe in anatomiſch-anthropologiſchem Sinne aufzufaſſen und ihnen als Ganzem, Geſchloſſenem, etwa eine beſtimmte feſtumgrenzte Stelle unterhalb des Niveaus der Culturvölker anzuweiſen. Vor Allem aber wäre es ungerecht, eine mindere geiſtige Begabung als Schlüſſel zu dem dunklen Orte anzuſehen, den ſie in der Entwickelung der Menſchheit einnehmen. Es iſt billiger und logiſcher, die äußeren Verhältniſſe in Betracht zu ziehen, welche ſie dahin gebannt haben und deren theilweiſe Aufhebung ſie wieder daraus befreien kann. „Wir begreifen,“ ſagt Ratzel, „warum die Wohnplätze der Naturvölker hauptſächlich in den kalten und heißen Gegenden, auf abgelegenen Inſeln, in abgeſchloſſenen Gebirgen, in armen, wüſtenhaften Ländern gefunden werden. Wir verſtehen ihre Zurückgebliebenheit in Erdtheilen, welche für die Entwickelung des Ackerbaues und der Viehzucht ſo wenig Mittel darboten, wie Auſtralien, die Nordpolarländer und Theile von Amerika. In der Unzuverläſſigkeit ihrer unvollkommen entwickelten Hilfsquellen ſehen wir eine Kette, die ihnen ſchwer am Fuße hängt und ihre Bewegungen in einen engen Raum bannt.“ Aus dieſem Sklavenverhältniß, in welchem ſie zu einer wenig wohlwollenden, mit drückender Willkür ſchaltenden Natur ſtehen, folgt ihre geringe Zahl und die Unbedeutendheit ihrer phyſiſchen und geiſtigen Leiſtungen. Selten erſcheint unter ihnen ein hervorragendes Individuum, und allen miteinander fehlt die pädagogiſche Wirkung, welche bei dichterer, arbeitſamerer Bevölkerung von den umgebenden Maſſen auf den Einzelnen ausgeübt wird. Es fehlt die aus dem Gedränge der Kräfte wie aus einem Chaos ſich emporringende Scheidung der Stände und die damit eintretende Theilung der Arbeit. Wie ſchlechtgehaltene Dienſtboten häufig die Herrſchaft wechſeln, ſo zeigen auch die Naturvölker wenig Anlage zur Stetigkeit, ſie neigen dem Nomadenthume zu und vermögen ſchon aus dieſem Grunde ihren ſtaatlichen und ökonomiſchen Zuſtänden keine Feſtigkeit, keine Dauer zu geben. „So entſteht trotz der oft reichlich zugemeſſenen und wohlgepflegten Culturmittel ein zuſammenhangsloſes, zerſplittertes, zerklüftetes, kräftevergeudendes, unfruchtbares Leben, ein Daſein ohne ſtarken verbindenden Faden, mit ungewiſſer Zukunft, weil ohne gewiſſe Vergangenheit. Jedes Geſchlecht fängt von unten an, weil der Schatz der Erfahrungen ſeiner Vorfahren mit dieſen faſt ganz verſiegt. Heute weiß nichts von Geſtern und Morgen lernt nichts von Heute.“ Selbſtverſtändlich dürfen wir die Naturvölker von heute nicht mit denjenigen der Vergangenheit verwechſeln, und was von Jenen gilt, blind und unterſchiedslos auf dieſe übertragen. Der Ethnograph hat es hier theilweiſe mit anderen Elementen zu thun als der Prähiſtoriker, und muß der Entwickelungslehre gegenüber, wenn ſie ſein Material heranzieht, manche Einſchränkung machen. Es iſt übrigens nicht gar ſo nothwendig, hier Vorſicht zu empfehlen; denn aus der einfachen Thatſache, daß die Naturvölker der Urzeit zu conſtituirenden Elementen moderner Culturnationen geworden ſind, ergiebt ſich zur Genüge, daß wir ſie mit den ſtehen gebliebenen, zur Seite gedrängten oder gar rückgeſchrittenen Bruchtheilen der Menſchheit, die uns heute an verſchiedenen Punkten des Erdballes entgegentreten, nicht gedankenlos auf dieſelbe Stufe ſtellen dürfen. Wir werden ſpäterhin Gelegenheit haben zu ſehen, worin die Lebensbedingungen der Vorculturvölker, mit denen wir es zu thun haben, von denjenigen der heutigen Naturvölker verſchieden waren, und wieweit wir die Kenntniß der letzteren zur Aufhellung prähiſtoriſcher Perioden verwerthen dürfen.

Zu den Illuſtrationen, die wir hier vorläufig einſchalten, brauchen wir nur wenige Worte hinzuzufügen.

Abbildung 25 auf dieſer Seite zeigt uns in einer Anzahl von Geräthſchaften der Feuerländer die primitiven Behelfe einer Zeit, die ſich einerſeits ohne Metalle, andererſeits ohne Töpferei zu behelfen hat. Die Schneidetheile der Waffen, Dolche, Meſſer, Ahlen, Nadeln beſtehen hier aus Knochenbeſtandtheilen, die Gefäßkunſt greift zur Technik des Flechtens und bringt es in derſelben thatſächlich zu einer großen Dichtigkeit ihrer Erzeugniſſe. Unſer nächſtes Bild illuſtrirt denn auch den Uebergang von dieſer Vorſtufe der Gefäßkunſt zur Töpferei in beſonders inſtructiver Weiſe. Wir ſehen hier (Abbildung 26, S. 79) den Uebergang der älteſten Stufe aller Gefäßkunſt (der Flechterei) zur Töpferei, indem die Technik der älteren Stufe (wie ſo häufig bei Wechſel des Materials) auch auf der nächſten noch beſteht. Die Töpferinnen ſetzen nämlich ihre Töpfe ganz in der Weiſe mit Thonwülſten zuſammen, als ob ſie es noch mit Baſtſchnüren zu thun hätten, welche bei den Flechtgefäßen früher naturgemäß das Material bildeten. Dieſe eigenthümliche rudimentäre Technik iſt bei den Kaffern beobachtet worden.

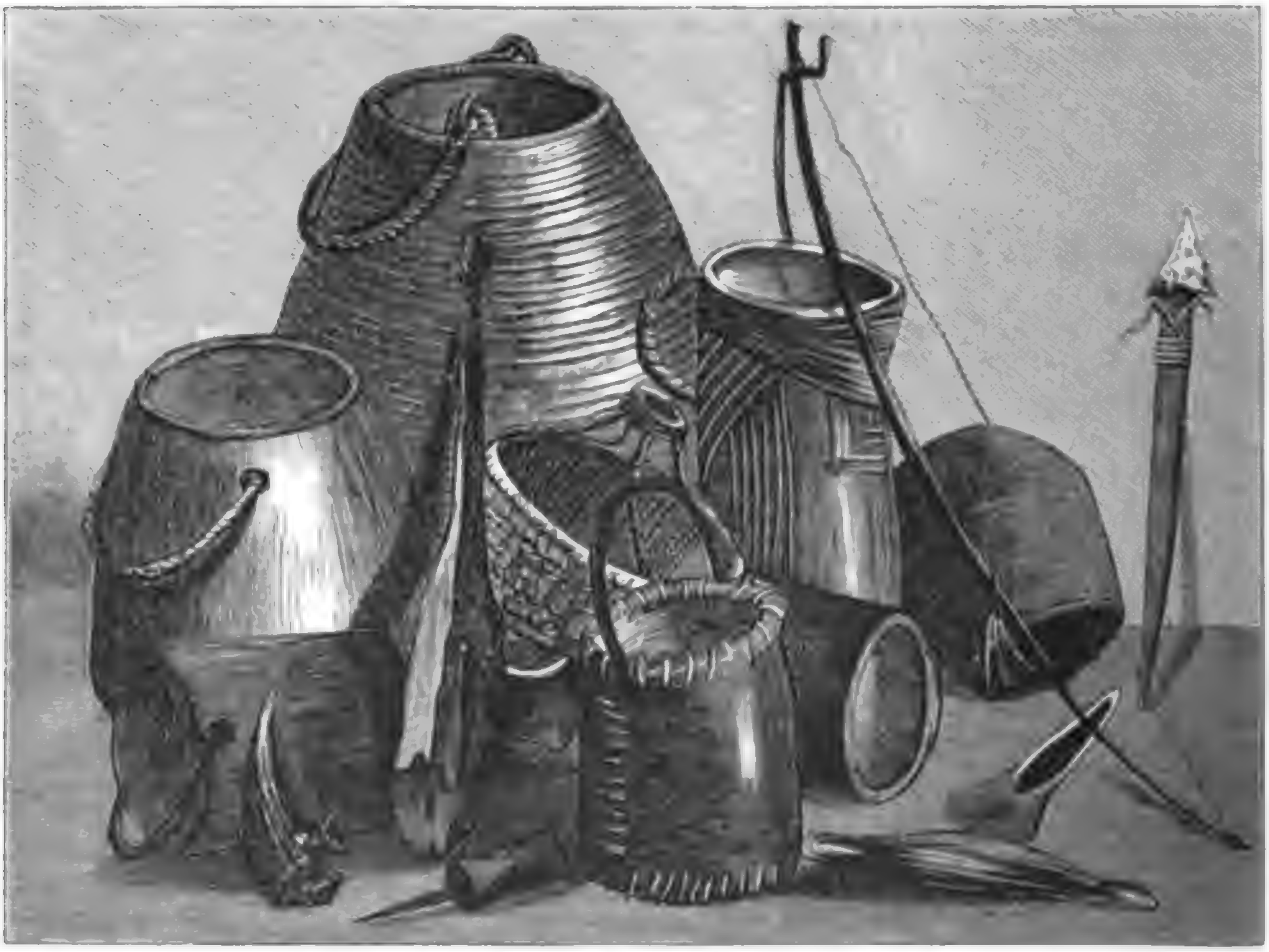


Fig. 25. Feuerländer Gefäße und Geräthſchaften.
(Text ſiehe oben.)

2. Die Sprache.

Wir betrachten nur dasjenige, was wir unter dem Culturbeſitz der Menſchheit gleichſam als Urgut anſehen dürfen, und da giebt es kein Stück, das wichtiger wäre als die Sprache. Allerdings hat man aus gewiſſen Anzeichen eines angeblich diluvialen Unterkiefers vom Menſchen gefolgert, daß unſerem quaternären Vorfahren zu einer gewiſſen Zeit die Sprache noch gefehlt habe; aber es giebt keinen Schluß, der voreiliger wäre als dieſer. „So iſt," ſagt Herder, „die Begabung des Menſchen, ſo ſeine Umſtände, ſeine Geſchichte, daß Sprache überall und ausnahmslos ſein Beſitzthum geworden. Und ſo wie die Sprache allen Menſchen eigen iſt, ſo iſt ſie auch ein Vorrecht der Menſchheit, nur der Menſch beſitzt Sprache." Zu dieſer älteren philoſophiſchen Anſchauung iſt man heute zurückgekehrt, nachdem vorgeſchrittene Darwiniſten, wie Häckel und Wallace, eine Zeitlang den ſprachloſen Urmenſchen (Pithecanthropus alalus) mit Glück behauptet und Karl Vogt das Sprechunvermögen der Mikrocephalen als eine ataviſtiſche Erſcheinung, als einen Rückfall zu dem ſprachloſen Stammvater des Menſchengeſchlechtes gedeutet hatte. In der Sprache erblickt man mit Recht den einzigen ſprungartigen Unterſchied, der uns innerhalb der Thierwelt von unſeren Mitgeſchöpfen abſondert. Zwar meint Lucretius:

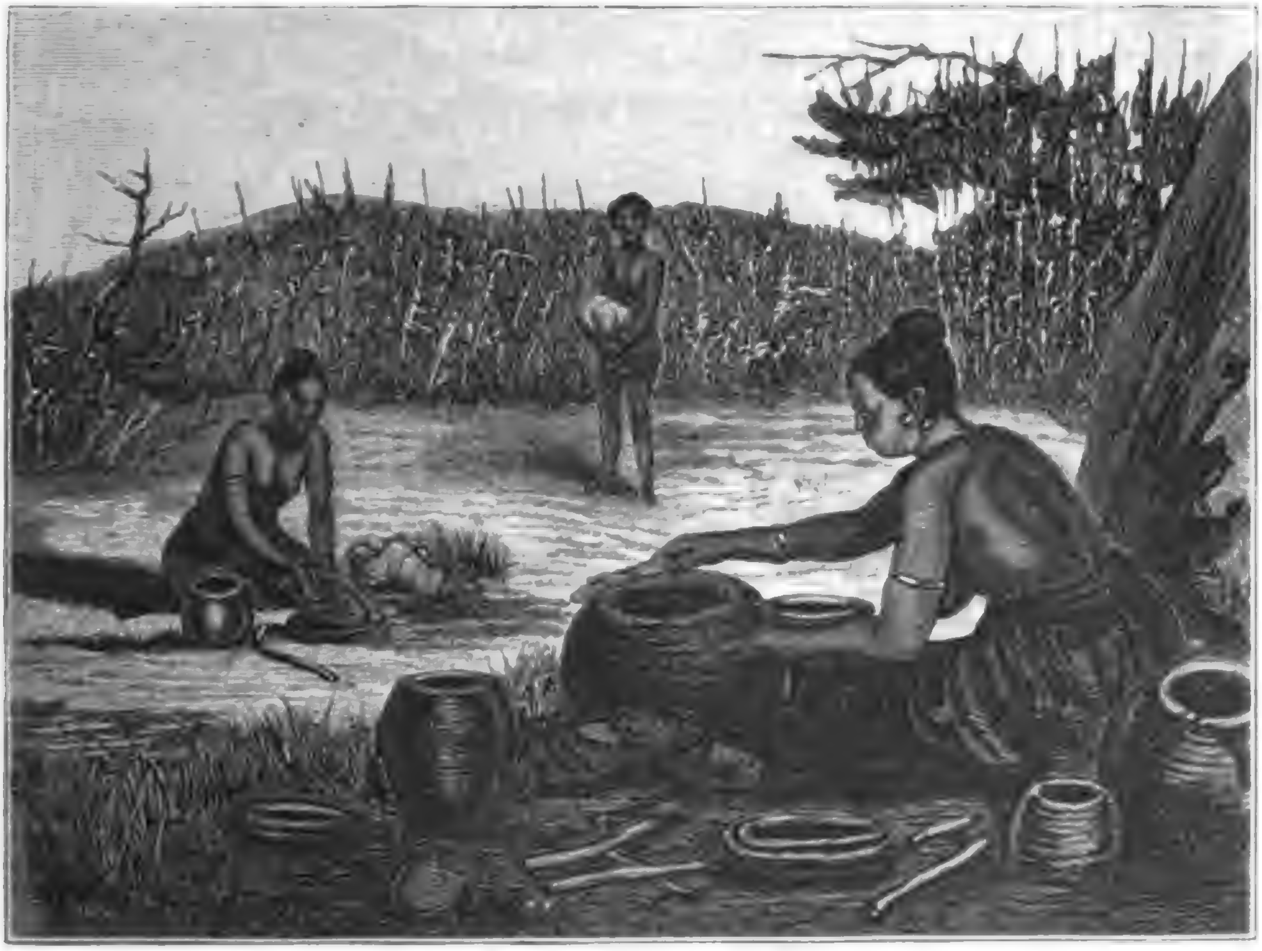


Fig. 26. Kafferntöpferei.
(Text ſiehe S. 78.)

„Was iſt endlich hierin ſo großer Bewunderung würdig,
Daß das Menſchengeſchlecht mit Zung' und Stimme begabet,
Nach dem verſchiednen Gefühl anſprach die verſchiedenen Dinge?
Giebt ja das ſtumme Vieh, auch ſelbſt die Geſchlechter der Wildniß,
Laut und Stimme von ſich, die ungleichartig erſchallen,
Treibet ſie Furcht oder Schmerz und wandelt ſie fröhliche Luſt an,
Täglich giebt die Erfahrung hiervon uns klare Beweiſe."

Aber ſchon das erſte Beiſpiel, welches der Dichter anführt, das von dem moloſſiſchen Jagdhund, iſt ein freilich entſchuldbarer Fehlgriff. Beim Hunde erkennen wir am klarſten das dringende Bedürfniß der Mittheilung. Wir verſtehen, ſagt Peſchel, vollkommen ſein Bellen, ob es Freude, Mißbehagen, Warnung vor Gefahr, einen beſtimmten Wunſch oder eine Kriegserklärung bedeuten ſoll. Der Hund beſchränkt ſich nicht bloß auf ſeine Stimme, ſondern er ſcharrt mit den Füßen oder fletſcht die Zähne, bedient ſich alſo auch einer Art von Geberdenſprache. Mit gewiſſer Berechtigung hat denn auch L. Geiger (Urſprung der Sprache) das Bellen des Hundes als den erſten Sprechverſuch eines Thieres bezeichnet. Allein dieſe Fertigkeit erwarb ſich das Thier erſt durch ſeinen Umgang mit dem geſprächigen Menſchen. Europäiſche Hunde, die auf einſamen Inſeln ausgeſetzt wurden, entwöhnten ſich des Bellens und erzeugten ſtumme Nachkommenſchaft, welche erſt durch erneuten Umgang mit dem Menſchen den verlorenen Gebrauch der Sprachwerkzeuge wiedergewann.

Aber die Sprache des Menſchen iſt von den Mittheilungslauten der Thiere nicht etwa nur quantitativ, ſondern qualitativ verſchieden. Sie vermag nicht nur Wahrnehmungen, ſondern auch Erkenntniſſe zu vermitteln. Der Sprechverſuch des Hundes bleibt ewig mißlungen, während derjenige des Kindes in dem Augenblicke geglückt iſt, als es zum erſtenmal bewußt Mama oder Papa ruft. Trotz der erſtaunlichen Flüchtigkeit, welche nach den Studien der Sprachforſcher in dem Begegnen eines gewiſſen Sinnes mit einer gewiſſen Lautgruppe liegt, hält es nicht ſchwer, ſich das allmähliche Wachsthum der Sprachen auszumalen. Aber von tiefſtem Dunkel umhüllt bleibt der erſte große Sprung, daß durch irgend einen beſtimmten Schallausdruck die Mittheilung eines Gedankens oder Bedürfniſſes von dem Einen beabſichtigt und von dem Anderen verſtanden worden iſt. Wir können uns dieſes erſte Gelingen nur ſo vorſtellen, daß irgend ein Vertrag oder eine Verſtändigung zwiſchen dem Sprecher und dem Hörer vorausgegangen ſei, was aber ohne Annahme von Verſtändigungsmitteln nicht gut denkbar iſt. Man hat an die ſchon vom kleinen Kinde geübte Anwendung der Tonmalerei gedacht, die aber doch nur zur Geltung kommen kann, wo es ſich um die Bezeichnung eines mit Schallerregung verknüpften Objectes oder Vorganges handelt. Indeſſen dürfen wir uns die Menſchheit nicht gar ſo arm und hilflos vorſtellen, als ob es ihr irgendwann an einem Mittel gebrochen habe, Verſtändigung auch ohne Sprachanwendung, eine Sache, die wir doch ſchon bei Käfern und Ameiſen wahrnehmen, herbeizuführen. Die Führer und Häuptlinge der älteſten Horden werden ihrer Macht und ihrer Willkür auch in dieſer Richtung Ausdruck gegeben haben. In zärtlichen Familienkreiſen werden noch heute die von eigenſinnigen oder ſchlecht erzogenen Kindern erſonnenen Lautgruppen, neue, oft durch Zufall herbeigeführte Worte einer nicht exiſtirenden Sprache, feſtgehalten und angewendet. Sie könnten Gemeingut einer größeren Geſellſchaft werden, wenn dieſe nicht ihre fertige Sprache beſäße und das fremdartige, nicht mit dem üblichen Stempel geprägte Stück von ihrem Verkehr ausſchlöſſe.

Vieles wirkte zuſammen, um die erſten Anfänge der Sprachbildung zu erleichtern. In Fällen beſonderer Erregung bringt die unwillkürliche Thätigkeit unſerer Stimmwerkzeuge verſtändliche Laute hervor. Die Betonung, wodurch wir ſo unendlich vielfache Nuancen des Ausdruckes erzeugen, gewährt eine unſchätzbare Aushilfe bei mangelndem Wortreichthum. Mimik und Geſticulation hat ſicherlich manche Lücke ausgefüllt; ja nach der Zeichenſprache der Taubſtummen zu ſchließen, würde der Menſch auch ohne Sprache zu einem untrüglichen Verſtändigungsmittel gelangt ſein. In tief eindringender Betrachtung hat Oscar Peſchel an einem allbekannten Beiſpiele gezeigt, wie unſer Entwickelungsgang im zarten Lebensalter den erſten Sprachverſuchen unſeres Geſchlechtes gleicht, wie ein jedes Kind für ſich dieſe Verſuche wiederholen muß, nur daß bei ihm durch das Entgegenkommen der Erzieher eine Anzahl Mittelglieder überſprungen werden. Zwei Worte, ſagt er, die in allen Sprachen der Erde erklingen, ſind von Kindern geſchaffen worden und werden von jedem Kinde aufs neue wieder geſchaffen, nämlich die Laute „Papa“ und „Mama“. Der anfängliche Ma- oder Pa-Laut des Kindes iſt durchaus kein Sprechverſuch, ſondern nur eine Uebung der Sprachwerkzeuge, hervorgegangen aus einem inneren phyſiſchen Drange, ohne Abſicht und Bewußtſein, um nichts beſſer oder höher als der „Schütt-Schütt!“-Ruf unſerer Buchfinken. Die Elternliebe hat aber, ſo lange Menſchen auf Erden wandeln, ſtets in ſüßer Täuſchung das Kind mißverſtanden, als ſei ein Lockruf beabſichtigt geweſen, als verlange das Kind nach Vater und Mutter. Daß nun dieſe erſten Uebungen der Stimmwerkzeuge den Laut des künftigen Wortes, die Deutung der Eltern aber den Sinn der Laute beſtimmten, erkennen wir daraus, daß in einer Anzahl von Sprachen der Pa-Laut für Vater, der Ma-Laut für Mutter gilt und in einer gleichen Anzahl das Umgekehrte eintritt, wie unter Anderem d'Orbigny (l'Homme américain, pag. 79) in einer Muſterung der Vater- und Mutterrufe aus Sprachen aller Welttheile nachgewieſen hat. Das lallende Kind hat nun verſchiedene Stufen des Sprachverſtändniſſes zu erſteigen; denn es muß zunächſt die Erfahrung erwerben, daß bei Ma- oder Pa-Uebungen entweder die Eltern herbeikommen oder den gegenwärtigen Freude bereitet wird. Dann erſt wird der Laut von dem Kinde abſichtsvoll geäußert, aber erſt viel ſpäter und nicht ohne entgegenkommende Bemühung der Eltern gelingt es endlich, daß der eine Laut für den Vater, der andere für die Mutter angewendet werde. Monate, ja Jahre verſtreichen, ehe hierauf die Erkenntniß durchbricht, daß „Mama“ und „Papa“ nicht Eigennamen ſind, ſondern für die Kinder zunächſt die Ernährer und Erzieher bezeichnen. Erſt bei einer ſpäteren Reife entdeckt das Kind weiter, daß jene Namen den Erzeugern zukommen, und den wahren vollen Sinn erfaſſen ſelbſt die Erwachſenen erſt dann, wenn ſie die Freuden und Sorgen von Vätern und Müttern gekoſtet haben.

Bis auf die menſchliche Urſprache, wenn es je eine ſolche gegeben haben ſollte, hinabzudringen, iſt ein Ding der Unmöglichkeit. Weder die „Bau-wau“-Theorie, als welche Max Müller die Lehre von dem onomatopoetiſchen Urſprung der Sprache verſpottet hat, noch ſeine eigene myſtiſche Idee von dem beſonderen Klang, der jedem Körper innewohne, und den gleichſam harmoniſchen Schwingungen, zu welchen die Vorſtellung desſelben unſere Sprachwerkzeuge nöthige, hat zu dieſem Ziele geführt. Jedenfalls müſſen wir uns die menſchliche Sprache auf ihren erſten Entwickelungsſtufen äußerſt wortarm denken. Noch heute beträgt der Wortvorrath eines engliſchen Feldarbeiters nicht mehr als 300 Ausdrücke, während der Geſammtſchatz derſelben aus 100.000 Wörtern beſtehen ſoll. Ein Menſch von durchſchnittlichem Bildungsniveau ſoll in der Regel über 3000 bis 4000, ein großer Redner über 10.000 Wörter verfügen. Die Copia verborum iſt der Ausdruck der Cultur, des geſteigerten Bedürfniſſes, wie ſich am klarſten daraus erkennen läßt, daß tiefſtehende Völker meiſt nicht über zwanzig hinaus zählen können. Sie brauchen nicht mehr als dieſe wenigen Zahlwörter. Mit Unrecht hat man den Abiponen am weſtlichen Ufer des Paraguayſtromes in Südamerika den Gebrauch von Zahlwörtern, die über drei hinausgehen, abgeſprochen. Für „vier“ gebrauchen ſie den Ausdruck „Straußenzehen“, das Zahlwort „fünf“ iſt aus zwei Bezeichnungen zuſammengeſetzt, für „zehn“ ſagen ſie „Finger beider Hände“, für „zwanzig“: „Finger und Zehen von Händen und Füßen". Dagegen haben einige Reiſende von anderen Stämmen Südamerikas, ſo von den Botokuden Braſiliens und den Zaparos in Ecuador behauptet, daß ſie Zahlen über drei nur durch Zeichen mit der Hand, d. h. durch das Aufheben der Finger, ausdrücken können. Wie mangelhaft der Sprachſchatz unentwickelter Völkerſchaften iſt, lehrt uns das Beiſpiel eines Jägerſtammes, welcher Bär, Wolf, Biber zu benennen weiß, aber keinen Ausdruck für „Thier" überhaupt beſitzt. Die Auſtralier wiſſen verſchiedene Arten von Bäumen, Vögeln, Fiſchen ſcharf zu bezeichnen, aber Worte für „Baum", „Fiſch", „Vogel" fehlen ihren Sprachen. Die Malayen haben kein Wort für „Farbe", obwohl ſie die einzelnen Farben, wie Roth, Blau, Grün, Weiß, durch Worte unterſcheiden. Die Tasmanier erſetzen viele Eigenſchaftswörter durch Vergleichungen und ſagen „ſteingleich" für hart, „mondgleich" für rund u. ſ. w.

Wie in den verſchiedenen Sprachen verſchiedene Laute vorherrſchen oder wenigſtens vorkommen, welche anderen gänzlich fehlen, iſt Jedem bekannt, der außer Deutſch nur wenigſtens Engliſch, Franzöſiſch oder eine ſlaviſche Sprache gelernt hat. Auch hier iſt das Reich der Möglichkeit für die unbekannten Urſprachen unerſchöpflich groß. Waren ſie ärmer oder etwa reicher an Lauten, als irgend eine der jetzt herrſchenden Culturſprachen? Wer kann es ſagen? Die größte Lautarmuth herrſcht in den Sprachen der Polyneſier, die nur über zehn (**f, k, l, m, n, ng, p, s, t, v**) oder noch weniger Mitlauter verfügen. Zu den ſchwierigſten Sprachen, trotz ihrer Dürftigkeit, gehört diejenige der Buſchmänner Afrikas wegen der von den Stimmwerkzeugen nur mühſam zu bildenden Schnalzlaute. Solche Laute fehlen dem Arabiſchen gänzlich, deſſen Erlernung hinwieder, anderer Conſonanten wegen, dem Europäer Schwierigkeiten bereitet.

Ebenſo verſchieden wie der Wortſchatz und der Lautreichthum iſt der Bau der menſchlichen Sprache, und auch hier müſſen wir von unſerem nächſten Erfahrungskreiſe in dem ſtolzen und harmoniſchen Rundgebäude der ariſchen Idiome völlig abſehen, wenn wir uns das nächſte Reſultat des Urſprunges der menſchlichen Sprache auch nur mit entfernter Richtigkeit in allgemeinen Zügen vorſtellen wollen. Alle Unterſuchungen, ſagt Peſchel, haben dahin geführt, daß unſere Ahnen in einer grauen Vorzeit mit einem mäßigen Schatze einſilbiger Wurzeln (nicht fertiger Worte nach unſerem Begriff) ihren Gedankenaustauſch vollziehen konnten, und daß ihre Sprache auf einer Stufe ſtand, wie noch jetzt das Chineſiſche. Das Chineſiſche iſt die Sprache, welche aller grammatiſchen Sinnbegrenzungen entbehrt. Sie kennt nicht den uns aus der Schule ſo geläufigen Unterſchied der Formen, mit Hilfe deren den Worten eine beſtimmte Verrichtung im Satze zugewieſen wird (Hauptwort, Fürwort, Zeitwort, Präpoſition, Conjunction). Ihr fehlen alle Beugungen, jede Wortbildung überhaupt. Die Lautgruppe „Sin" kann Ehrlichkeit, ehrlich, ehrlich ſein, ehrlich handeln, ja ſogar trauen bedeuten, und was es in einem gegebenen Falle bedeuten ſoll, entſcheidet die Stellung im Satze und der Sinn der ganzen Rede. Durch die Berührung von Wurzel mit Wurzel wird der Sinn begrenzt; darum iſt die Wortſtellung im Satzbau aufs ſtrengſte vorgeſchrieben, und wo ein Doppelſinn entſtehen könnte, hat der Redebrauch oder die dem Volksgeiſte eigenthümliche ausſchließliche Vorſtellung die Entſcheidung getroffen. Werden **tschung** (treu) und **kjün** (Fürſt) vereinigt, ſo könnte ein Europäer daran zweifeln, ob damit Fürſtentreue oder Unterthanentreue gemeint ſei; da aber der Chineſe überhaupt nur Unterthanenpflicht kennt, ſo bedeutet jene Gruppe Loyalität. Die chineſiſchen Wurzelgruppen beſtehen oft aus mehreren Gliedern. Für „nicht übereinſtimmen" ſagt der Chineſe, ich Oſt, du Weſt (ni tung, wo si), und für „plaudern": du fragen, ich antworten (ni wen, wo ta). „Gewicht" heißt leicht-ſchwer (**khing-tschung**), und

„Abſtand“ fern-nahe (jwan-kin). Da ihnen ein Wort für „Tugend“ fehlt, ſagen die Chineſen: Unterthanentreue, Ehrfurcht gegen Eltern, Mäßigung, Gerechtigkeit (tschun-hjau-tse-i), ſie zählen auf, was ſie für die höchſten Pflichten des Chineſen halten (Peſchel, „Völkerkunde“ nach Steinthal, „Charakteriſtik der hauptſächlichſten Typen des Sprachbaues“). Die chineſiſche Sprache beſitzt nur etwa 500 verſchiedene Silben, aus welchen ſie jedoch durch verſchiedene Betonung mehr als 1500 Worte herausgebildet hat. Durch Zuhilfenahme des Stellungsgeſetzes vermag ſie ſelbſt mit dieſen einfachen Mitteln eine völlig klare und höheren Anforderungen des Gedankenaustauſches entſprechende Rede hervorzubringen. Trotzdem ſteht ſie faſt auf der niedrigſten Entwickelungsſtufe unter allen Sprachen auf der Erde. „Es belaſtet das Gedächtniß mit dem Feſthalten einer übergroßen Anzahl von Wurzelgruppen, denen allein der Gebrauch ihren unabänderlichen Sinn verliehen hat, und erſchwert dadurch unnöthig den Erwerb der Sprache ſelbſt. Das Chineſiſche iſt ein merkwürdiger Beweis, wie ein Volk bei einem ſehr hohen Grade allgemeiner Befähigung, doch die äußerſte Ungeſchicklichkeit zu fruchtbarer Sprachentwickelung an den Tag legen kann.“

Etwas abweichender Anſicht über den Charakter der menſchlichen Urſprache iſt Friedrich Ratzel, der ſich überhaupt der Anwendung ethnographiſcher Erkenntniſſe auf die Entwickelungslehre ſkeptiſcher oder ſagen wir vorſichtiger gegenüber ſtellt. In der Sprache an ſich erkennt auch er das hervorragendſte Werkzeug, die Vorbedingung aller anderen Culturſchätze der Menſchheit, das Mittel zu ihrem Erwerb und ihrer Mehrung. Sie ſei aber eben darum ſo veränderlich wie ein Werkzeug und werde wie ein ſolches abgelegt und wieder aufgenommen. Jedes Volk der Erde kann die Sprache jedes anderen Volkes erlernen und ſeine eigene dafür aufgeben. An der Weſtküſte Afrikas giebt es Neger, die ſich in zwei bis drei grundverſchiedenen Idiomen geläufig ausdrücken. Die indianiſche Jugend bemächtigte ſich in den Miſſionsſchulen Canadas des Engliſchen und Franzöſiſchen mit einer Leichtigkeit, die ihre Lehrer in das größte Erſtaunen verſetzte. Der Menſch beſitzt alſo nicht nur die Sprache als ein ihm überall und ausſchließlich eigenes Erbgut, ſondern er hat auch die Fähigkeit, alle Sprachen zu bemeiſtern. Die Sprachen der Erde ſind voneinander nicht ſo unendlich weit verſchieden, ſie ſind an ihrer Wurzel aber in viele, ſehr verſchiedene Aeſte und Zweige auseinandergegangen. Die Sprachwiſſenſchaft kann einen Stammbaum der Sprachen aufrichten, aber wir werden nicht glauben, daß damit für den Stammbaum der Menſchheit irgend etwas gewonnen ſei. Die Buſchmänner Afrikas beſitzen eine feingebaute reiche Sprache, welche die Summe eines großen Aufwandes an geiſtiger Arbeit darſtellt, und ſind doch eines der echteſten Naturvölker. Bei den Chineſen finden wir dagegen neben der höchſtentwickelten und dauerhafteſten Cultur Aſiens die nach den Anſichten der Entwickelungslehre alterthümlichſte, einfachſte Sprache, wie ſie oben geſchildert wurde. Die Armuth und Starrheit der einſilbigen Sprachen braucht alſo nicht aus ihrer Urſprünglichkeit, aus ihrer verharrenden Stellung an der Wurzel des Sprachenſtammbaumes erklärt zu werden. Man kann ſie ebenſogut als Rückgangserſcheinung auffaſſen, wie auch die eigenthümlichen Schnalzlaute ſüdafrikaniſcher Sprachen nicht minder als Ausdruck ſprachlicher Indolenz und Verkommenheit gelten können, denn als Reſte eines halbmenſchlichen Zuſtandes, die man mit Vogelgezwitſcher und anderen Thierſtimmen verglichen hat.

Das beſte, freilich von der wiſſenſchaftlichen Argumentation ausgeſchloſſene Hilfsmittel, ſich die Entſtehung der Sprache vorzuſtellen, iſt die poetiſche Intuition, wie ſie der große Dichter Lucretius angewendet hat. Wie wahr ſind die Züge, mit welchen er das Bild von der Gründung der erſten geſellſchaftlichen Vereinigungen ausgeſtattet hat, z. B. in den Verſen:

„Auch empfahlen ſie ſich die Kinder zum Schutz und die Weiber,
Mit Geberden und Stimm', indem ſie durch Stammeln bezeugten,
Immer müſſe man ſich der Geringen und Schwachen erbarmen."

Auch ſagt er ſchon: „Bedürfniß erdrang der Dinge Benamung", und fernerhin:

„Thöricht iſt es daher, ſich einzubilden, es habe
Irgend ein einzelner Menſch den Dingen die Namen ertheilet;
Nachher hätten ſie erſt von Dieſem die Andern erlernet
Einer hatte doch auch nicht Macht zu zwingen die Mehrern,
Daß ſie die Namen der Dinge gelehrig mußten erlernen.
Hätt' auf keinerlei Art die Tauben bereden und lehren
Können, was nöthig zu thun; denn Keiner war je ſo gefällig,
Würd' auch nicht mit Geduld es ertragen haben, die Ohren
Unnütz ihm zu betäuben mit ungewohntem Getöne."

In die Proſa unſerer Zeit überſetzt, lautet dies mit den Worten eines modernen Ethnographen: „Das Bedürfniß entſcheidet über den Sprachreichthum. Wir ſprechen, um von Anderen verſtanden zu werden, wir hören und lernen, um Andere zu verſtehen. Wir ſprechen nicht einfach, wie wir es wünſchen, und ſprechen nicht, wie wir wollen, ſondern wie es verſtändlich iſt, wie Andere, nicht wir es brauchen. Inſofern zeigt die Sprache am deutlichſten und allgemeinſten, daß die das Individuelle einſchränkende Wirkung des Lebens in der Geſellſchaft das folgenreichſte und vielleicht früheſte ſociale Erzeugniß iſt." Damit mag hier über Sprache als anthropologiſches Merkmal und über den Urſprung derſelben genug geſagt ſein.

3. Religion.

a) Ethnographiſche Belege.

So wie die Ethnographie keine ſprachloſen Völker kennt und auch die Prähiſtorie trotz vereinzelter Verſuche noch keine Berechtigung gefunden hat, irgend einem der Vorzeitmenſchen, bis zu deren Spuren ſie vorgedrungen iſt, dieſe erhabene Fähigkeit abzuſprechen, ſo exiſtirt auch kein Grund zu der Annahme, daß irgendwann und irgendwo Naturmenſchen ohne *religiöſe Regungen* gelebt haben. Völker ohne Religion giebt es nicht. Der Urſprung der Religion und der Wiſſenſchaften iſt der gleiche, wie ja jede Religion bei Demjenigen, der ſie beſitzt, als die ſicherſte aller Wiſſenſchaften gilt und jeder mehr oder weniger die Neigung zu encyklopädiſchem Umfang innewohnt. Dieſer Urſprung liegt in dem menſchlichen Bedürfniß, für jede Erſcheinung, jedes Ereigniß Grund und Urſache, womöglich den einer kindlichen Vorſtellung vertrauten, beſeelten Urheber ausfindig zu machen. Der Menſch im Kindesalter iſt außer Stande, die Dinge ſeiner Wahrnehmung als blind waltende Naturkräfte zu denken. In inniger poetiſcher Vertrautheit mit der Natur erſcheint ihm alles beſeelt; nicht nur der Baum und der Bach, ſondern auch der Stein und der Fels, das Meer und die Sonne ſind ihm mit individuellen Kräften und Neigungen, mit Willen und Leidenſchaften gleich ihm ſelbſt, der einzigen Analogie, die ihm geläufig iſt, begabt. Wie das Kind, das ſich an einer Stuhlecke ſtößt, den Stuhl ſchlägt, wie das gebrannte Kind nach dem Sprichworte das Feuer fürchtet, d. h. ihm aus Unbekanntſchaft mit dem ganzen Weſen deſſelben einen feindſeligen Charakter andichtet — ſo der Urmenſch, ſo der Naturmenſch. In dem vermeintlichen Wiſſen oder vielmehr Ahnen dieſer kindlichen Gemüther erſetzt der Zufall die Beobachtung. Einem ſcheinbaren Zuſammenhang, der zufälligen Aufeinanderfolge zweier Ereigniſſe, welche beide für ſich die Aufmerkſamkeit des Betrachtenden erregt haben, wird mit raſch zugreifender Haſt der Werth einer langen Reihe von Beobachtungen beigelegt, und in dem dunklen Gefühl der Ohnmacht, in dem echt menſchlichen Bedürfniß ſich zu unterwerfen, ſich unterzuordnen, einem Stärkeren anzuſchließen und auf deſſen Wünſche und Launen einzugehen, ſtehen lange Folgereihen von Generationen unter dem Banne der Thorheit eines Augenblickes. Heute nennen wir das Aberglaube und empören uns, wo es unſere Wege kreuzt — ehedem war es die höchſte Leiſtung der menſchlichen Denkkraft, die Wurzel, aus der die herrlichſten Erſcheinungen des Geiſtes und Gemüthes in Dichtung, Kunſt und religiöſer Offenbarung hervorgehen ſollten.

Peſchel führt einige Beiſpiele ſolcher fehlgeborener Ideen an, und wenn wir mit ihm der Meinung ſind, daß wir im Aberglauben lichtvollerer Zeiten bis auf unſere Gegenwart die Ueberreſte früherer Religionsſchöpfungen zu erblicken haben, ſo dürfen wir doch hinzufügen, daß der Geiſt, der ſie geboren, ſolcher Mißſchöpfungen auch heute noch immer fähig iſt und ſie in allen Schichten unſerer modernen Geſellſchaft noch immer hervorbringt. Als der Miſſionär Phillips an einem ſchwülen Tage gegen einen jungen Feuerländer über die Tageshitze klagte, rief der Knabe ärgerlich: Sprich nicht, die Sonne ſei heiß; gleich verbirgt ſie ſich, und der Wind weht kalt! Der Häuptling einer Kaffernhorde hatte von einem geſtrandeten Anker ein Stück abbrechen laſſen. Als bald nachher der Mann, welcher den Befehl ausgeführt hatte, ſtarb, wurden die beiden Ereigniſſe in übernatürlichen Zuſammenhang gebracht, und der verſtümmelte Anker genoß fortan bei jenem Stamme religiöſe Ehren. Manchmal nähert ſich die abergläubiſche Vorſtellung einer vernünftigen Ideenverknüpfung. So halten es die Auſtralier von Neu-Süd-Wales für frevelhaft, in der Nähe von Felſen zu pfeifen, weil einſt etliche der Ihrigen, die am Fuße einer Steinwand gepfiffen, durch herabſtürzende Blöcke erſchlagen worden wären. Auch das möchten wir nicht unbedingt auf jene kindlich primitive Stufe zurückführen, wenn die papuaniſchen Bergſtämme in Neuguinea ihre Schwüre an einem hohen Berge ablegen, der ſie im Falle eines Meineides überſchütten möge. Es verräth den Glauben an eine ſittliche Weltordnung. Rein poetiſche Auffaſſung liegt Folgendem zu Grunde. Als am Attaranfluſſe bei Pegu einmal ein gewaltiger Thinganſtamm zum Aushöhlen eines Kriegsbootes gefällt werden ſollte, erſchlug derſelbe beim Umſinken über hundert Menſchen, worauf die Stelle ſogleich als Zauberort betrachtet und auf dem Stumpfe des Baumes eine Kapelle für die Waldgeiſter errichtet wurde. Wie weit iſt es von dieſem religiöſen Vorgang bis zu der Idee jener hochſinnigen Griechen, die nach der Beſiegung der Perſer bei Marathon aus einem Steinblock, den die Barbaren mitgeführt, um ihn als Siegeszeichen in Griechenland aufzuſtellen, ein Standbild der Nemeſis meißelten? Ganz Anderes, ja rohes Fetiſchthum wird von Kaiſer Nero berichtet. Als ihm eine unbekannte Perſon irgend ein Bildniß als Schutzmittel gegen Verrath gegeben hatte und bald nachher eine Verſchwörung gegen ſein Leben glücklich entdeckt worden war, beſchloß er dieſes Bild in Hinkunft durch dreimaliges Opfer an jedem Tage als höchſte Gottheit zu verehren. Die Itelmen Kamtſchatkas halten die Bachſtelzen als Verbreiter des Frühlings in Ehren, und auch bei uns heißt es, wenn auch nur ſprichwörtlich, „eine Schwalbe macht keinen Sommer“. Ein altmexikaniſcher König verehrte nach einheimiſchen Geſchichtsquellen einen unbekannten Gott als „Urſache aller Urſachen“, womit ſich der Schleier von dem Religionsdrang aller Völker lüftet. Und iſt nicht auch heute noch, zwar nicht die Wiſſenſchaft, aber Jeder, der über die Grenzen derſelben hinaus denken will, genöthigt, eine Urſache aller Urſachen anzunehmen, von der er nur nicht glauben wird, daß ſie ſich um ſeine Verehrung oder Mißachtung kümmert?

In der vergeiſterten Natur, ſagt Waitz, wird jeder kleine zufällige Vorgang, wenn er gerade die Aufmerkſamkeit erregt, auf die geheimnißvollen Abſichten und das dunkle Walten jener höheren Mächte bezogen, deſſen Zuſammenhange nachſpürend der Naturmenſch überall Vorzeichen des Künftigen ſieht. Die Deutung dieſer Zeichen nimmt er entweder unmittelbar ſelbſt vor, oder ſie wird einer beſonderen Kunſt zugewieſen, die eines langen und tiefen Studiums bedarf. Das vielfache dringende Bedürfniß einer Vermittelung mit den höheren Geiſtern, das Verlangen, die von ihnen geſendeten Zeichen zu verſtehen, ſie zu verſöhnen oder im Voraus zu gewinnen, ſie umzuſtimmen, ihren Rathſchluß über das Zukünftige zu erfahren, läßt einen beſonderen Prieſterſtand entſtehen, und giebt ihm Macht und Einfluß auf alle Angelegenheiten des Lebens. Wie überall die Geiſterwelt zu Hilfe gerufen wird und eingreift, wo die menſchlichen Mittel erſchöpft ſind, ſo müſſen ſelbſt Rechtshändel durch eine Kundgebung derſelben entſchieden werden, daher die Ordalien, welche ſich faſt bei allen Naturvölkern finden.

Es iſt unendlich ſchwer, den Grad der Tiefe religiöſer Empfindungen bei einem Einzelnen, geſchweige denn bei einem ganzen Volksſtamme, ſelbſt bei einem noch lebenden, feſtzuſtellen; denn in dieſer Beziehung ſind alle Menſchen keuſch und verſchwiegen. Die äußeren Formen des Cultus werden leicht mißverſtanden; auch birgt ſich unter ihnen der verſchiedenartigſte Gehalt von gedankenloſer Roheit bis zur zarten Innigkeit der Idee. Das ſo vielverläſterte Fetiſchthum reicht im weiteſten Sinne von der Urzeit, wo wir es als natürlich vorausſetzen müſſen, bis in unſere Tage herauf. Fetiſch bedeutet eigentlich einen von Menſchenhand gefertigten Zaubergegenſtand, nicht einen Götzen, wie man den heidniſchen Negern fälſchlich nachgeſagt hat. Solche Träger zauberiſcher Kräfte gab und giebt es in allen Religionen, nur daß der geiſtesſchwache, niedrigdenkende Menſch der Verſuchung verfiel, das wunderwirkende Amulet, das Zaubermittel, für die Gottheit ſelbſt zu halten und ihm als Götzen zu huldigen.

Die Abbildung 27, S. 88, bringt drei der gewöhnlichen Fetiſchfiguren von Afrikas Weſtküſte. Das Stück zur Linken, vom Niger ſtammend, iſt mit ſeinem Käſtchen vorn bequem zur Aufnahme von Opfergaben eingerichtet; die beiden anderen Stücke, welche zugleich als Proben des künſtleriſchen Vermögens des Negers gelten können, verdanken ihre beſtimmte Geſtaltung der Bedeutung, welche man ihnen zuſchiebt; das mittlere Stück mit der Kinderfigur auf den Armen, **„neno"**, ebenſo wie das zur rechten, welches eine hochſchwangere weibliche Figur repräſentirt, gelten mit durchſichtiger Symbolik als wirkſam gegen Unfruchtbarkeit der Frauen. Die beiden letzteren Stücke ſind nach Originalen im Beſitze der ethnographiſchen Sammlung des k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeums gezeichnet.

Sitz der Gottheit und in vergröberter Auffaſſung ſichtbare, vom Menſchen beſeſſene und verwahrte, belohnte und beſtrafte, ja ſogar wieder verworfene Gottheit ſelbſt kann alles werden, was dem ängſtlich ſpähenden Blick des Naturmenſchen zu gewiſſen Stunden, nach vorausgegangenem Faſten, beim Verlaſſen ſeiner Schlafſtelle, am Beginn irgend eines Unternehmens zuerſt begegnet oder ſeinen Blick auf ſich zieht. Er ergreift und verehrt mit gleichem Eifer ein lebendes Weſen, wie den Theil einer Pflanze, Schlangenhäute, Federn, Klauen, Muſcheln, ſteinerne Pfeifen, kurz die verſchiedenſten Dinge von der Welt. Auf den Palauinſeln heißen die Fetiſche „Fahrzeuge der Geiſter", ein ſinniges Bild; ſie werden gehütet und gepflegt, aber nicht durch Anbetung oder Opfer verehrt. Die Hebräer hatten ihre Teraphim, die Römer ihre Penaten im Hauſe, den Heiligenbildern nicht unähnlich, welche man bei uns noch häufig in den Häuſern des Landvolkes und regelmäßig zum Beiſpiel in den Hütten der chriſtlichen Bewohner einiger Balkanländer antrifft.

Die grobſinnliche Auffaſſung des Heiligen führt mitunter zu wahren Leidensſtationen für die bedauernswerthen Gottheiten. In Bokhara werden Götzen auf Märkten verkauft, und bei den Oſtjaken kann denſelben manche Unannehmlichkeit paſſiren, wenn dem Beſitzer nicht alles nach ſeinen Wünſchen geht. Sie werden zu Boden geſchleudert, mit Füßen getreten oder in Stücke zerſchlagen. Es iſt ein reines „do ut des"-Verhältniß, in dem der Barbar zu ſeiner Gottheit ſteht. Der letzte heidniſche Lappe in Europa, Namens Raſtus, hatte, wie erzählt wird, um die Mitte unſeres Jahrhunderts ſeinem göttlichen „Bautaſteine" einmal das gewohnte Branntweinopfer entzogen. Kurz nachher erſchlug ihm der Blitz zwei Renthiere. Er zerlegte die Thiere und warf die Fleiſchſtücke dem Götzen zu mit den zornigen Worten: Nimm, was du dir geſchlachtet haſt! Darauf kehrte er ihm verächtlich den Rücken und trat zum Chriſtenthume über.

Für dieſe rohe polytheiſtiſche Auffaſſung iſt es charakteriſtiſch, daß ſie an der Exiſtenz des Geiſtes feſthält, auch wenn ſie ſich der Verehrung desſelben entzieht. Der bekehrte Götzendiener begiebt ſich aus dem Schutze des einen Herrn in den eines anderen, den er für beſſer oder ſtärker hält. Bei den Mexikanern wurden die Götter der beſiegten Völker in einen beſonderen Tempel eingeſchloſſen. Toleranter war man zur Verfallszeit der Antike, und Rom öffnete ſich bereitwillig den Gottheiten ſeiner andersgläubigen Unterthanen. Bald mochte es hier, wie in der fernen Urzeit, heißen:

„Nun iſt die Luft von ſolchem Spuk ſo voll,
Daß Niemand weiß, wie er ihn meiden ſoll."

So entſteht die Vorſtellung von einer Unterwelt, in welche die geſtürzten Götter hinabgeſtoßen werden, von Götterkämpfen und Göttergenealogien, als deren bekannteſtes Beiſpiel wir den Herrſchaftswechſel im griechiſchen Olymp von Uranos bis auf Zeus betrachten dürfen. Iſt es nicht ein Nachklang uralten Fetiſchthums, wenn dem Kronos ſtatt des zur Herrſchaft über die älteren Götter berufenen kindlichen Zeus ein in Windeln gewickelter Stein überreicht wird, den er verſchluckt? Dieſen Stein glaubte man ſpäter auf Erden zu beſitzen und verehrte ihn als Heiligthum. Faſt bei allen Völkern finden wir die Verehrung von Steinen als Andachtsform, zu welcher der Menſchengeiſt gerne hinneigt, und es hält nicht ſchwer, den dunklen Ahnungen nachzugehen, welche zur Anbetung des Steines als eines allverbreiteten, die Grundlage aller phyſiſchen Erdendinge bildenden, des undurchdringlichen, als Werkzeug alle anderen Stoffe bändigenden Gegenſtandes geführt haben. Natürlich widerfuhr ſolche Huldigung vor Allem den Himmelsſteinen, den Meteoriten. Wir erinnern ſodann nur an die Kaaba und andere von den Mohammedanern heilig gehaltenen Steine, an die Menhirs, Steinkreiſe und Steintiſche im prähiſtoriſchen Europa, wie in fernen überſeeiſchen Gebieten. Von den Griechen ſagt Pauſanias ausdrücklich, daß ſie in der Vorzeit Steine ſtatt Götterbildern verehrt hätten. Wie man den Meteoriten als vom Himmel gekommenen Steinen beſondere Huldigung erwies, ſo geſchah es auch himmelnahen Erdgebilden, den Felſen und Steinkreiſen auf hohen Bergen, ſowie den Bergen überhaupt, unter welchen viele für heilig gehalten und nur mit andächtiger Scheu betreten wurden.

Auf hohen ausſichtsreichen Berggipfeln im entzückenden Lichte, das die weite lachende Runde dem Firmament zurückgiebt, oder in düſteren rauſchenden Hainen, an den Wurzeln uralter Bäume, brachten unſere Vorfahren den Naturgeiſtern Opfer dar. Heilige Wälder kannte und kennt man noch jetzt an vielen Punkten der Erde. Weh Dem, der ſie verletzt! Ihm „wächſt die Hand heraus zum Grabe", oder wie den Eryſichthon peinigt ihn ewige Hungersqual, eine Strafe der

Demeter, der Erdenmutter, deren ſchönſten Schmuck er freventlich entweiht. Bäume mit Weihgeſchenken ſieht man nicht nur auf griechiſchen und römiſchen Bildwerken, ſondern auch heute noch jenſeits des Jordans, und man denkt daran, daß Xerxes auf ſeinem Marſch nach Sardes eine Platane mit Goldſchmuck behängt haben ſoll, man denkt an Dodona's geheiligte Forſten, an die Sachſeneiche, welche der heilige Bonifacius gefällt haben ſoll, an den Birnbaum auf der Walſer Heide, an die Welteſche Yggdraſill des nordiſchen Mythus und all die vielen heiligen Bäume der Oſtjaken, Kirgiſen, Hindus und der Dravidas, der Birmanen, Neger, Rothhäute u. ſ. w., von welchen Reiſende und Ethnographen berichten.

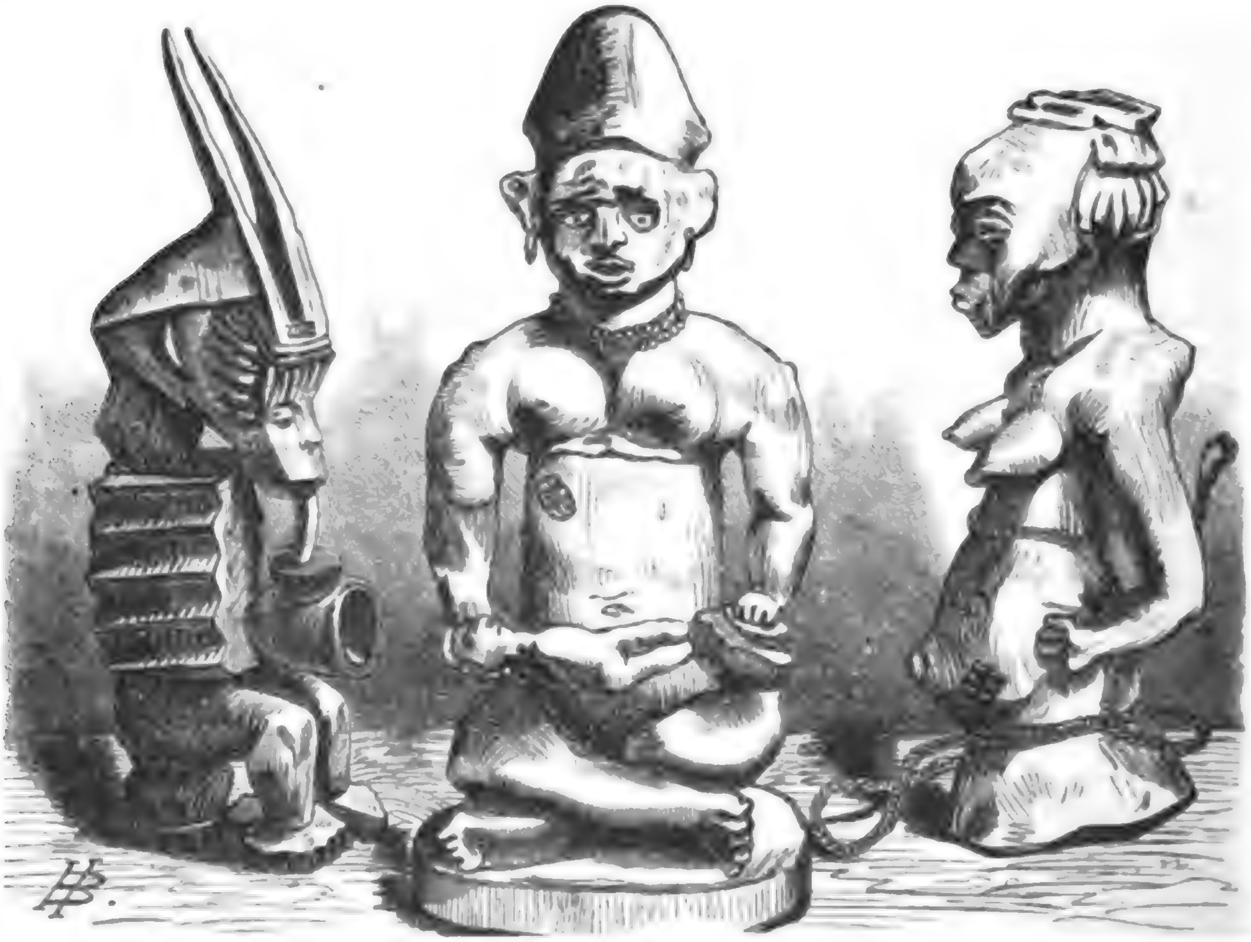


Fig. 27. Weſtafrikaniſche Götzenbilder.
(Text ſiehe S. 86.)

Es wäre eine entſchiedene Erhebung geweſen, wenn man ſich denken dürfte, daß die Menſchheit von der Verehrung der Naturgeiſter, die man ſich in Steinen, Bäumen, Berggipfeln oder geringeren Gebilden waltend vorſtellte, zur Verehrung der Naturkräfte vorgeſchritten ſei. Dieſer Schritt iſt ſchon halb gethan, wenn der Meteorit vor dem irdiſchen Steine, der Berggipfel vor der Ebene bevorzugt wird, er liegt nahe, wenn der wilde Menſch den Baum, bisher Gegenſtand ſeiner Ehrfurcht, vom Blitze getroffen, aufflammen ſieht und der höheren Macht, die ſich im Rollen des Donners kundthut, ſein Angeſicht zuwendet. Der Name Olympos geht vom heiligen Berg auf den heiligeren allumfaſſenden Himmel über. Es iſt, als wenn der Naturmenſch, der bisher dem Waſſergeiſt im Rauſchen eines Bächleins gehorcht, nun zum erſtenmal ans Meer tritt und in der unabſehbaren Waſſerfläche die wahre Geſtalt ſeiner Gottheit erkennt. Der Geſtirndienſt iſt eine höhere, edlere Stufe der Religion als dasjenige, was wir bisher kennen gelernt haben. Was regelmäßig eintritt und periodiſch wiederkehrt, ſcheint dem Menſchen im Naturzuſtande von ſelbſt, urſachlos zu geſchehen, weil es von ihm anticipirt und erwartet, dem Laufe ſeiner Vorſtellungen und Handlungen kein Hinderniß in den Weg legt. Erſt in Folge einer unwillkürlichen Uebertragung ſinnlicher Vorſtellungen auf das geiſtige Gebiet, wie ſie uns allgemein geläufig und zur Veranſchaulichung des Unſichtbaren Bedürfniß iſt, werden die Götter hauptſächlich in die Höhe und Ferne verſetzt, ſie wohnen vorzugsweiſe auf fernen hohen Bergen, im Luftkreis, in den Wolken, im Himmel: denn die unabſehbare Ferne und das unerreichbar Hohe über uns iſt, wie auch unſer ſprachlicher Ausdruck andeutet, das natürliche Bild für das über uns Erhabene (Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, I, S. 458 f.). Wenn dann um Bergſpitzen Gewitternacht ſich zuſammenballt und Segen oder Verheerung ins Thal herniederſendet, wenn der Luftkreis in ewiger Bewegung das Bild einer von großartigen Leidenſchaften durchwallten Seele ſpiegelt, aus Wolkenungeheuern der Blitzſtrahl zuckt oder Wolkenparadieſe auf den ſehnſuchtsvoll emporblickenden Bewunderer herunterlächeln, wenn der Himmel um Mitternacht mit allen ſeinen Tiefen Schauer in der Menſchenbruſt erweckt, dann läßt ſich der Gläubige eine alſo begründete Verlegung der Gottheit, eine ſo wunderſam täglich ſich offenbarende Religion nicht ſo leicht mehr rauben. Der Cultus von Sonne, Mond und Sternbildern, bei mongoliſchen Völkern Nordaſiens vielfach anzutreffen, hat ſich, wie Peſchel annimmt, von dort über beide Hälften Amerikas verbreitet. Erweitern wir, ſagt er, den Begriff des Fetiſch auf alle verehrten ſichtbaren Gegenſtände, ſo verſpricht unter allen Fetiſchen die Sonne als Sinnbild alles Reinen und Klaren — fügen wir hinzu als Sinnbild der Macht und Stetigkeit — die Würde des menſchlichen Verkehres am kräftigſten zu heben. Auf dieſer Stufe fällt es dann leichter, die menſchlichen Satzungen, welche Gutes und Böſes unterſcheiden, aus Geboten der Gottheit abzuleiten, und von dieſem Wendepunkt an wird die Religion das wirkſamſte aller Erziehungs- und Veredelungsmittel. Der genannte Forſcher denkt dabei vorzüglich an die Herrſchaft der peruaniſchen Inkas, die ſich eine Abſtammung von dem Tagesgeſtirn beilegten und durch Eroberungen ihre ſtrengen Staatsgeſetze und eine achtungswürdige Halbcultur von Quito bis nach Chile ausgedehnt haben. Bei dieſer Gelegenheit erwähnen wir als charakteriſtiſche Thatſache, daß die Religionen der unteren Stufe (niederer Fetiſchismus) ſich durch Toleranz nicht eben vortheilhaft auszeichnen, während der Bekehrungseifer und ſeine Frucht, der Glaubenszwang, ein Charakterzug vorgeſchrittener Bekenntniſſe ſind. Das Beſtreben oder auch nur der Wunſch, ſeine eigenen Anſichten, mögen ſie religiöſe oder ſonſtige Dinge betreffen, auf Andere zu übertragen oder gar ihnen aufzudrängen, iſt dem Menſchen im Stande der Uncultur, wo er perſönliche Unabhängigkeit über Alles ſchätzt, gänzlich fremd. In Afrika ſind es außer den chriſtlichen Miſſionären nur die Mohammedaner, welche darauf ausgehen, Proſelyten zu machen, und in Amerika iſt Peru der einzige Staat geweſen, der ſeine Siege zu dieſem Zwecke benutzt hat (Waitz-Gerland a. a. O., S. 455 f.). Schon der Apatſche zeigt aber auf die Sonne und ſpricht zu dem weißen Manne: Glaubſt Du nicht, daß dieſe Gottheit ſieht, was wir thun, und uns beſtraft, wenn es böſe iſt? Und eine Huronenfrau, die aus dem Munde eines chriſtlichen Prieſters die Vollkommenheiten Gottes hatte preiſen hören, brach in die Worte aus: Immer hatte ich im Stillen gedacht, daß unſer Areskui (womit ſie die Sonne und den großen Geiſt bezeichnete) ſo ſein ſollte, wie Du Gott geſchildert haſt (Peſchel, Völkerkunde, S. 253).

Es liegt ein rein logiſcher Fortſchritt, der freilich nicht auf dieſem Wege geſchehen ſein muß, in der Annahme eines höchſten Weſens, das über den Geſtirnen waltet. Denn was ſind Sonne, Mond und Sterne, vergöttlicht, am Ende Anderes als Fetiſche, nur unberührbare, der eiferſüchtigen Abſchließung entzogene, beſeelt gedachte Naturdinge. Man greift noch höher. Ein peruaniſcher Inka, Huainakapak, begann zu zweifeln, daß die Sonne der Schöpfer aller Dinge ſein könne, weil ja während der Nachtzeit die Entwickelung des Lebendigen ohne Unterbrechung fortſchreite. Ein Weſen, deſſen Macht allabendlich vor unſeren Augen erliſcht, kann nicht der Urgrund aller Dinge ſein, und von ſo einfachen Erwägungen ausgehend, gelangte die Menſchheit, einmal auf dieſer hohen Stufe, zu reineren Gottesbegriffen. Noch wird eine Zeitlang an dem Himmel als einem Ganzen, zur Erde in gegenſätzlichem Verhältniſſe Stehenden feſtgehalten. Der Himmel eine männliche befruchtende, die Erde eine weibliche fruchttragende Gottheit — dieſe Idee hat die Rothhäute Nordamerikas und die ſchlitzäugigen Chineſen mächtig gefeſſelt. Auch manchen Negerſtämmen an der Weſtküſte Afrikas iſt ſie nicht fremd; ſie iſt im Namen des Himmelsvaters Ζεὺς πατήρ (Ju-piter) aus dem Indiſchen der Vedas (Djaus-pitá) übernommen; ſie ſchimmert durch, wenn der Grieche „Zeus und die anderen Götter, die den weiten Olympos bewohnen," anruft und wenn wir noch heute für „Gott und alle Heiligen" den Himmel nennen.

Wir haben noch nichts von der Verehrung des Waſſers, des Feuers und verſchiedener Thiere geſagt. Hier werden Naturkräfte, organiſche oder unorganiſche, ihrer Macht wegen, die ſie über den Menſchen wirklich beſitzen und die bald wohlthätig, bald verheerend ſein kann, angebetet. Solche Formen können als ehrwürdige Sinnbilder aufgefaßt werden, die zuletzt der unter menſchlicher Geſtalt erſcheinenden Gottheit als Attribute beigegeben ſind, oder ſie können auch direct als Gottheit angeſehen werden und zum Fetiſch herunterſinken. Vor dem gleichen Schickſal bleibt ja in ſtumpfſinniger Umgebung nicht einmal das erhabene Götterbild bewahrt, in dem ein begeiſterter Künſtler ſeiner Ideenfülle auf die ihm allein mögliche Weiſe Ausdruck gegeben hat. „Dem Barbaren ſind ſie Stein."

Die Thierverehrung hatte für den Urmenſchen noch dadurch einen beſonderen Sinn, daß ſie die Zähmung und Züchtung gewiſſer Thierarten förderte. So hatten die alten Aegypter in ihrem Fuchshund ein heiliges Thier, welches ſchon ſeit den früheſten Zeiten des alten Reiches auf den Denkmälern aller Perioden erſcheint, während andere Hundearten in dieſen Darſtellungen erſt allgemach hervortreten. Fetiſchthier iſt der Hund auch bei dem Zendvolk, weil er als Leichenfreſſer auch die Seelen in ſich aufnimmt, und weil er als Wächter dem Feuer an Werth naheſteht. Darum ſind die heiligen Schriften der Altperſer voll liebender Sorge für dieſes Thier, und ein Rechtgläubiger dieſes Volkes konnte nur im Anblick eines ihm vorgehaltenen lebenden Hundes ruhig ſterben. Noch heute genießen die zahlloſen halbwilden Hunde in den orientaliſchen Städten die Auszeichnung einer Art heiligen Scheu, mit der man ſie exiſtiren läßt, ihnen ausweicht und ihre Beläſtigungen ruhig hinnimmt.

Aus dieſer Verehrung des Hundes in ausgedehnten Gebieten der Alten Welt erklärt ſich ſeine bevorzugte Stellung unter den Hausthieren, die Schonung und Erziehung, die man ihm angedeihen läßt. Man braucht nur auf Neuſeeland hinzublicken, um zu erkennen, daß dies durchaus kein naturnothwendiger Zuſtand iſt. Der dortige Hund (Canis Dingo) iſt unter ſeinen Verwandten nicht nur das einfältigſte, ungelehrigſte Thier, er wird auch nur ſeines Fleiſches wegen gehalten, ja er iſt unter allen Hunden der einzige, der die cannibaliſchen Gewohnheiten ſeines Herren nachahmt und das Fleiſch anderer Hunde verzehrt. Dieſe Parallele giebt uns einen werthvollen Fingerzeig zur Würdigung des Einfluſſes, den der Thiercult auf die Domeſtication geübt hat.

Man hat Traumerſcheinungen dafür verantwortlich gemacht, daß auch Verſtorbene göttlicher Ehren theilhaftig geworden ſind. Eine dunkle Ahnung von der Nachwirkung Abgeſchiedener, unter deren geiſtigem oder phyſiſchem Einfluſſe wir geſtanden ſind, mag dabei mitgeſpielt haben. Daß die Seele des Menſchen unſterblich ſei, daß die Geiſter der Hingegangenen mit und unter uns fortleben, daß ſie auf uns einwirken, iſt ein nicht nur über die ganze Erde verbreiteter Glaubensartikel, nicht nur die Religionen haben unter den verſchiedenſten Formen davon Gebrauch gemacht; dieſer Gedanke wurzelt ſo tief in uns, daß Dichter und Künſtler ſich davon nicht losſagen können, und daß wir auf dem Höhepunkt unſerer modernen Civiliſation, von den geläuterten Formen, welche die Religion und die Philoſophie uns an die Hand geben, durch das Medium des Spiritismus zu den ungereinigten Vorſtellungen älterer Culturperioden zurückkehren. Wenn das am dürren Holze geſchieht, wird man ſich nicht wundern, das grüne voller Saft zu finden. Mit dem Todtencultus und ſeinen ſprechenden Zeugniſſen werden wir es in dieſem Buche noch ſo oft zu thun haben, daß wir uns der Mühe überhoben glauben, Beiſpiele aus anderen als prähiſtoriſchen Kreiſen heranzuziehen; ſolche aber werden wir im Verlaufe unſerer Darſtellungen zur Genüge kennen lernen. Wir haben hier nur die Wurzeln der Todtenverehrung aufzuſuchen.

Der Ethnograph (ſiehe F. Ratzel, Völkerkunde, I, S. 34) fragt ſich, wo die Naturvölker die Seelen hernehmen, mit denen ſie die ganze Natur freigebig bevölkern? Und dieſe Frage führt ihn auf eine der ſtärkſten, tiefſten Quellen des Glaubens, welcher Seelen, Geiſter, Geſpenſter in Millionen unaufhörlich entſteigen. Krankheit und Tod ſind es, welche die eingreifendſten Aenderungen im Leben des Naturmenſchen hervorrufen. Die Furcht vor dem Tode und vor den Todten ſpielt die mächtigſte Rolle in ſeinem abergläubiſchen Gemüth. Zur Furcht geſellt ſich natürlich wie immer die Hoffnung, hier unter der Vorſtellung, in den Geiſtern der Verſtorbenen kräftige Helfer und Verbündete zu beſitzen. Soll doch im Congolande ein Sohn ſeine alte Mutter nur deshalb getödtet haben, weil er erwartete, daß ſie ihm als verklärter Geiſt mächtigeren Beiſtand leiſten könne. Gewiß das craſſeſte Beiſpiel von kindlichem Vertrauen auf die todüberwindende Gewalt der Mutterliebe! „Soweit die Bantuſprachen reichen, alſo durch ganz Südafrika, werden die Seelen der verſtorbenen Eltern um Hilfe angerufen“ (Peſchel).

Mannigfach ſind die Formen, welche die Unſterblichkeitsidee unter den Naturvölkern angenommen hat. Zunächſt knüpft ſich an den Leichnam ſelbſt noch die Vorſtellung von einigem Gefühl und menſchlichem Daſein. Häufig wird er eine Zeitlang unbegraben gelaſſen, dann zur Reiſe ins Jenſeits mit Grabmitgaben ausgerüſtet; man läßt auch wohl eine Oeffnung in der Gruft und ſtellt von Zeit zu Zeit neue Speiſe und neuen Trank neben den Verſtorbenen. Die Seele kann in den Leichnam zurückkehren; gewöhnlich aber hat ſie den Leib verlaſſen, irrt umher und kann beliebige Geſtalten annehmen, im Traume erſcheinen und die Lebenden auf jede mögliche Weiſe quälen, ängſtigen. Deshalb werden ihr die Ehren erwieſen, von welchen man annimmt, daß ſie dem Geiſte willkommen und in der Ordnung ſind. Dann kehren die abgeſchiedenen Seelen in die allgemeine Geiſterwelt zurück, und als ihr rechtmäßiger Aufenthalt wird in der Regel der Wohnſitz der Götter angeſehen. Deshalb begräbt man die Todten an heiligen Stätten, wie bei uns noch auf Kirchhöfen, oder heiligt den Begräbnißplatz und hält den Gottesdienſt auf demſelben ab, wie es die Chriſten der Balkanländer an jenen Orten thun und thaten, wo ſie keine Kirchen beſitzen.

Das Jenſeits, ſagt Waitz-Gerland (Anthropologie der Naturvölker, I, S. 460), iſt ein ziemlich treues Abbild des irdiſchen Lebens: der Herr bleibt Herr, der Sklave Sklave; der gemeine Menſch iſt zu unmächtig und gering, um fortzuleben, oder vielmehr zu gering, als daß ſich die unentwickelte Reflexion der Naturvölker um ſeine Zukunft bekümmern ſollte. Bei vielen Völkern gelten daher nur die Fürſten und Reichen, überhaupt die hervorragenden Perſönlichkeiten für unſterblich, weil die Menſchen nach dem Tode dieſelbe oder eine ähnliche Rolle fortſpielen wie im Leben. Aehnlichen Ideen entſprang noch die griechiſche Vorſtellung vom Elyſium, die germaniſche von Wallhall, die chriſtliche, auf ſittlichen Grundſätzen aufgebaute, von Himmel und Hölle. Die Menſchen, welche im Leben hervorragende und leitende Perſönlichkeiten waren, können daher leicht, beſonders da, wo die Unterſchiede der Stände ſehr ſcharf ausgeprägt ſind, zu Göttern des Volkes werden, und es kann ſich ein Heroencultus bilden, der allmählich ſogar zum Hauptbeſtandtheil der ganzen Gottesverehrung wird, wenn die Adels- und Prieſterkaſte, wie in Polyneſien, um ihren Gegenſatz zum Volke zu einem recht ſchneidenden zu machen, für ſich allein einen göttlichen Urſprung oder die Verwandtſchaft mit den Göttern in Anſpruch nimmt. Das thaten bekanntlich auch im alten Rom die Julier, und ſo wie man Cäſar's Geiſt in einem Stern wieder erkannte, erblickten auch die Cariben des weſtindiſchen Archipels in Sternbildern ihre verſtorbenen Helden wieder. Bei den Chineſen ſteht der Ahnendienſt in höchſter Blüthe; nicht nur den verſtorbenen Kaiſern werden dort Tempel errichtet, auch Confutſe, der Moralphiloſoph, wurde ſelig geſprochen und empfing in ſteigendem Anſehen um den Beginn unſerer Zeitrechnung zuerſt Opfer, Feſte und Heiligthümer. Buddha, der Allerherrlichſtvollendete, iſt dem gleichen Schickſal nicht entgangen; und im Laufe der Zeiten trat an die Stelle ſeiner reinen Lehren eine blöde Reliquienverehrung. Weitere Beiſpiele kann ſich Jedermann nach Belieben ſelbſt aus der vergleichenden Geſchichte der Religionen, namentlich aus dem Capitel, welches von den Religionsſtiftungen handelt, beſorgen.

Indeſſen muß man es immerhin als einen großen Fortſchritt anerkennen, wenn Wohlthäter der Menſchheit — Stifter einer neuen reineren Religion, Begründer des Ackerbaues und einer feſten ſocialen Ordnung, Erfinder der wichtigſten Künſte und Stützen des Culturfortſchrittes überhaupt — als Götter, richtiger als Vermittler der Gottheit (Incarnationen oder Söhne derſelben, auf wunderbare Weiſe von einer irdiſchen Mutter geboren) der höchſten Verehrung theilhaftig werden. Aber wir müſſen dieſes Gebiet verlaſſen, da uns ein Verweilen auf demſelben mehr und mehr zwingen würde, an geſchichtliche Erſcheinungen heranzutreten. Nur das ſei noch mit den klaren und trefflichen Sätzen Waitz' geſagt, was wir unter Reinheit einer Religion zu verſtehen haben; denn es giebt uns den Maßſtab zur Beurtheilung aller Formen, welche das religiöſe Bedürfniß im Lauf der Zeiten angenommen hat. Eine Religion iſt um ſo reiner, je weniger ſie der Entwickelung der Erkenntniß vorgreift, und je mehr ihr eigenes Princip mit demjenigen der Sittlichkeit zuſammenfällt. Wo der Glaube ſich auf Gegenſtände erſtreckt, die dem Wiſſen zugänglich ſind, iſt er Aberglaube und hindert die Fortbildung der Erkenntniß nicht allein dadurch, daß er nicht ſelten geradezu falſche Sätze als abgeſchloſſene feſtſtehende Lehre aufſtellt, ſondern beſonders auch dadurch, daß er dieſe Lehre mit einer heiligen Autorität umkleidet und ſie unantaſtbar macht. Wo er unſittliche Elemente in ſich enthält, ſei es, daß er alle oder einige Götter zu böſen oder auch nur ſittlich indifferenten Weſen macht, oder daß er irgend welche ſittlichen Verkehrtheiten in die von den Göttern befohlene Ordnung der menſchlichen Verhältniſſe hineinträgt, da verdirbt er die Motive der Menſchen, befeſtigt ſie in ſchlechten

Sitten, ſtellt ihnen falſche Ideale vor Augen und drängt ſie dadurch in eine Bahn der Entwickelung, auf welcher ſie ſich höherer Bildung mehr oder weniger entfremden müſſen.

Wir haben ſchon im einleitenden Capitel geſehen, wie der römiſche Philoſoph und Dichter Lucretius in ſeiner Betrachtung der menſchlichen Urzuſtände der Schaffung des Olymps und den Gottheiten des Volksglaubens die verderblichſte Wirkung auf die Gemüther der Menſchen zuſchreibt.

„Frömmigkeit iſt das nicht, mit verhülletem Haupte ſich oftmals
Wenden gegen den Stein und jeden Altar zu berennen,
Hin ſich zur Erde zu werfen mit ausgebreiteten Händen
Vor den Bildern der Götter, mit Opferblute der Thiere
Ihren Altar zu beſprengen, Gelübd' an Gelübde zu reihen —
Sondern mit ruhigem Geiſt hinſchauen können auf Alles.“

Aber das Alter dieſer und anderer Verſe, in welchen der begeiſterte Epikuräer ſein Thema unerſchöpflich variirt, nimmt den Sätzen eines Mannes nichts von ihrem Werth, den wir als Claſſiker unter den modernen Ethnographen verehren, und der da Aehnliches mit anderen Worten ſagt: „Wenn wir Jägerſtämme mit ſchriftgelehrten Völkern vergleichen, ſollten wir Eines nie vergeſſen. Wir Alle ſind Knechte der Geſellſchaft, mühſam abgerichtet von unſerer Jugend auf, um den Dienſt eines Rades im Räderwerke des bürgerlichen Lebens, oft genug nur den einer Spindel oder Schraube zu vollziehen. Freiheit allein genießt der Botokude, der Auſtralier, der Eskimo. Den Verluſt der natürlichen Freiheit fühlen wir nie, weil man nicht verlieren kann, was man nie beſeſſen hat. Damit man nicht in dieſen Worten den Ausbruch von Klagen um ein verlorenes Paradies im Geſchmack von Georg Forſter zu vernehmen glaube, wollen wir gleich hinzuſetzen, daß der Menſch der Culturſtaaten andererſeits eine Freiheit genießt, um die ihn die farbigen Jäger wohl beneiden dürften, nämlich ſeine geiſtige Freiheit. Man hat oft gefragt, ob bei allen Wilden religiöſe Regungen gefunden werden. Ein Völkerkundiger wird dieſe Frage nicht ſtellen. Er weiß, daß mit der Annäherung an den Naturzuſtand immer mehr und mehr geglaubt wird. Die Herrſchaft des Unglaubwürdigen iſt nirgends ſtärker, als im Gemüthe des ſogenannten Wilden; er zittert durch das ganze Leben vor den Gebilden ſeiner eigenen Imagination. So war unſer Geſchlecht vor die Wahl geſtellt: Sklaven zu werden innerhalb einer bürgerlichen Ordnung, aber frei zu ſein von den Bedrängniſſen der Einbildungskraft, oder aller geſelligen Feſſeln ledig als einzige Freiherren Jagdreviere zu durchſchreiten, aber dafür eingeſchüchtert zu werden von jedem fratzenhaften Traume und eine Beute zu bleiben der kindiſchen Geſpenſterfurcht.“

b) Belege aus der Urgeſchichte.

Was die Ethnographen, geſtützt auf ein unüberſehbar zahlreiches Heer von Beiſpielen und Beweisſtücken, über den Religionstrieb der Naturvölker und die äußeren Formen desſelben auszuſagen wiſſen, das gilt auch vom prähiſtoriſchen Menſchen. Die Ueberlieferung iſt hier nur um einen Grad dunkler, aber kaum weniger reichlich. Gabriel de Mortillet hat zwar den diluvialen Bewohnern Europas den Beſitz religiöſer Regungen abgeſprochen; aber dieſe Negation iſt nicht beſſer begründet als jene, wonach dem europäiſchen Menſchen am Anfange der Quartärzeit eine articulirte Sprache gefehlt habe. Sie ſtützt ſich darauf, daß unter den figuralen und ornamentalen Gravirungen der Renthierjäger in den Höhlen der Dordogne und der Pyrenäendepartements Symbole, wie Kreiſe, Dreiecke, Kreuze u. dgl., fehlen. Es ſei kein einziges Amulet gefunden worden. Das iſt aber eine willkürliche Annahme, obwohl wir auf die Deutung gewiſſer verzierter Knochenſcheiben, welche Mortillet für Knöpfe hält, der Finder (Piette) aber für Amulette, ſpeciell für Darſtellungen der Sonnenſcheibe ausgeben will, kein entſcheidendes Gewicht legen. Mit den ſogenannten ſymboliſchen Darſtellungen auf prähiſtoriſchen Geräthen und Gefäßen iſt überhaupt nicht viel anzufangen. Schliemann hat bekanntlich von dieſem Wege der Deutung für ſeine Funde in Hiſſarlik ausgedehnten Gebrauch gemacht, und namentlich das ſo häufig vorkommende Hakenkreuz, die „Swaſtika", ſpielt bei phantaſievollen Erklärern als Zeichen des Feuers, der Sonne, des Lichtes und Lebens, des Reichthums und der Geſundheit eine große Rolle. Ich glaube, es fehlen uns die Mittel, um in jedem einzelnen Falle zwiſchen Sinnbild und bloßem Ornament zu unterſcheiden. Es iſt das eine für uns verlorene Sprache, von der wir nicht wiſſen, ob ihre einzelnen Aeußerungen bloßen Wohllaut (als Ornament) oder tiefen Sinn (als Symbol) beabſichtigen.

Mortillet ſtützt ſich auch darauf, daß die Sitte der Todtenbeſtattung der Diluvialzeit gefehlt habe, und ſieht in der Sorge für die Abgeſchiedenen die erſten Spuren der Religioſität. Allein was wiſſen wir von dem Todtencultus der Quartärperiode? Die wenigen ſicher diluvialen Skeletreſte des Menſchen, die wir beſitzen, mögen vielleicht nicht aus Gräbern herrühren. Aber iſt denn Beiſetzung in Höhlen oder in der Erde die einzige, wilden Völkern eigenthümliche Form der Leichenbeſtattung? Cartailhac, der dieſe Frage eingehend unterſucht hat, findet, daß die Skelette aus den rothen Höhlen bei Mentone (Baouſſé-Rouſſé), welche ſicher quartären Urſprunges ſind, nach einem beſtimmten Ritus beſtattet worden ſeien. Dieſen Ritus könne man von den Pyrenäen durch das mittlere Frankreich bis Belgien hinauf nachweiſen. Man habe jedoch zumeiſt nur das Knochengerüſt der Verſtorbenen nach einem auch ſonſt beobachteten Macerationsverfahren in den Höhlen beigeſetzt, und dieſe ſeien nach wie zuvor auch von den Lebenden bewohnt worden. Dieſer Vorgang habe jedoch nur ausnahmsweiſe ſtattgefunden, und in der Regel hätten andere Beſtattungsweiſen geherrſcht, von welchen uns die Sitten der Naturvölker noch anſchauliche Beiſpiele liefern.

In der Betrachtung der neolithiſchen Zeit müſſen alle Zweifel an der ausgedehnten Herrſchaft religiöſer und abergläubiſcher Vorſtellungen ſchwinden. Dieſelben nehmen zuweilen groteske Formen an. So hat man in Höhlen und Dolmen von Lozère (Frankreich), in Grabgrotten von Marne, in der Umgebung von Pau, in alten Gräbern auf den Canariſchen Inſeln und in Dolmen Algiers, ſowie ſelbſt in Mexiko und Peru, durchbohrte (trepanirte) Menſchenſchädel gefunden. Die herausgeſchnittenen Knochenſtücke, welche oft mit einem oder zwei Löchern zum Anhängen verſehen ſind, lagen entweder in der Schädelhöhle oder neben derſelben oder auch in einiger Entfernung von dem Skelette. Sie ſind rund oder elliptiſch, meiſt von dem Umfang größerer Silbermünzen, aber auch bis zu 13 Centimeter lang und breit. Broca hat die Frage der prähiſtoriſchen Trepanation gründlich unterſucht und iſt zu folgenden Schlüſſen gelangt:

Trepanirt wurden theils lebende, theils todte Menſchen. Mit einem Steinmeſſer wurde zuerſt ein T-förmiger Einſchnitt in die Kopfhaut gemacht, dieſe zurückgeſchoben, dann der Schädel angebohrt und ein kreisförmiges Stück herausgeſägt. Das geſchah bei einem und demſelben lebenden Menſchen zuweilen an zwei bis drei Stellen. Und dieſe furchtbaren Verletzungen lebender und leidender Menſchen heilten in der Regel ohne den Eintritt einer Knochenentzündung; ſie wurden als chirurgiſche Operationen unverſtändigſter Art an Lebenden, namentlich an Kindern und jungen Leuten, an Todten aber vor der Beſtattung in Folge eines dunklen Aberglaubens vorgenommen.

Die Krankheiten, welche man ſo zu heilen glaubte, waren vermuthlich Nervenleiden, Delirium, Epilepſie, Irrſinn. Gelang es, dem Leidenden auf dieſem Wege vermeintliche Geneſung zu verſchaffen, ſo ſtand das herausgeſchnittene Stück der Schädeldecke natürlich als Talisman in hohem Anſehen; es wurde durchbohrt und als Amulet getragen. Man hat beobachtet, daß mit Vorliebe jene Perſonen, welche bei ihren Lebzeiten einen ſolchen Eingriff glücklich überſtanden hatten, nach ihrem Ableben der poſthumen Trepanation unterworfen wurden. Das geſchah offenbar, um ſich weitere koſtbare Talismane zu verſchaffen. Beim Abſägen derſelben legte man beſonderen Werth darauf, daß jedes neue Knochenſtück mit einem Theil des Randes der älteren verheilten Schädelöffnung verſehen ſei. Das war gleichſam die Bürgſchaft der Echtheit, der Beweis, daß das neue Fragment wirklich von einem bei Lebzeiten trepanirten Schädel herſtamme.

Findet man einen ſolchen Talisman im Innern des trepanirten Schädels ſelbſt, ſo liegt die Annahme wahrlich ſehr nahe, daß dem Todten damit ein Schutzmittel in das andere Leben mitgegeben werden ſollte, vielleicht zur Abwehr jener böſen Geiſter, die ihn im Leben gequält hatten. Mit Recht ſchließt alſo Broca aus der prähiſtoriſchen Trepanation, daß die älteſten Bewohner Europas zur neolithiſchen Zeit an ein Jenſeits glaubten, in welchem den Abgeſchiedenen ihre Perſönlichkeit gewahrt blieb.

Fig. 28 und 29, S. 96, zeigt einen trepanirten Menſchenſchädel und durchbohrte, aus einem Schädeldach herausgeſchnittene Knochenſcheiben (Amulette) aus den neolithiſchen Höhlen von Petit-Morin (Frankreich).

Wenn die Spuren des Unſterblichkeitsglaubens für die ältere Steinzeit ſchwankend und unſicher ſind, ſo kann man dreiſt behaupten, daß es für die ſpäteren Perioden ohne die Herrſchaft dieſer Idee nahezu keine prähiſtoriſchen Zeugniſſe geben würde. Ohne Gräber und ihren ebenſo bunten als lehrreichen Inhalt würde ſich die Urgeſchichtsforſchung an dunklen Räthſeln abmühen, oder ſie könnte ihre Hände in den Schoß legen. Ob man nun die Todten verbrannte oder nicht verbrannte, ober oder unter der Erde, in Dolmen, Tumulis, Steinkiſten, Urnen, Särgen oder ſonſtwie beſtattete, immer fallen die Beigaben der Heimgegangenen, jene Fundmaſſen, welche den weitaus ſchöneren und größeren Theil unſeres Denkmälerbeſitzes bilden, unter einen und denſelben Geſichtspunkt, denjenigen der Ausſtattung lieber Abgeſchiedenen für den Weg ins Jenſeits und für das Leben in demſelben. Von frommen Vorſtellungen in unſerem Sinne iſt dabei wenig zu bemerken; die Todten bleiben, was ſie im Leben waren, ſie eſſen, trinken, kleiden und ſchmücken ſich, prunken mit werthvollem Geräth und rühmlichen Waffen, ſie treiben ihre Spiele, ihre ritterlichen Beſchäftigungen oder bürgerlichen Handwerke nach wie vor, ſie lieben ſich oder bekämpfen ſich untereinander; ſie haben — wie im Leben — auch ihr altes Gemiſch von Furcht und Hoffnung, aus dem allmählich nach einer langen Reihe widerſinniger Geburten der reine Gottesbegriff hervorgeht. So und nicht anders kann man es deuten, wenn die Todten im Grabe auch Amulette oder Idole bei ſich haben. Was Fetiſch war, iſt in prähiſtoriſchen Funden nicht immer mit Leichtigkeit zu erkennen; aber figürliche Idole vermag man zu beſtimmen. Solche ſind in Hiſſarlik, Tiryns, Mykenä aus alten Anſiedelungsſchichten zu Tage gefördert worden. Seltener ſind ſie in Mitteleuropa, dem bildarmen Ländergebiet neben dem bildreichen claſſiſchen Süden und dem bildfeindlichen neueren Orient. Aber ſie fehlen doch nicht ganz. Im Pfahlbau des Laibacher Moors iſt eine thönerne menſchliche Figur gefunden worden; andere, die auf Prunkgefäßen aufgeſetzt waren und den trojaniſchen ſehr nahe ſtehen, ſtammen aus Hügelgräbern der Hallſtattperiode zu Gemeinlebarn in Niederöſterreich. Im gleichen Lebenskreiſe ſieht man Thongefäße manchmal thierförmig geſtaltet oder mit Theilen des Thierkörpers (Köpfen) ſymboliſch geſchmückt. Bekannt ſind die bronzenen Opferwagen aus Oeſterreich, Italien, Bosnien, Deutſchland, welche derſelben Zeit angehören, minder bekannt die ornamentirten bronzenen Votivhände aus einem Grabhügel bei Klein-Glein in Steiermark. Der berühmte Bronzewagen von Strettweg bei Judenburg ſtellt eine Opferhandlung dar, welche von zahlreichen Dienern der Gottheit an zwei Hirſchen vollzogen wird, während eine rieſenhafte weibliche Figur die Opferſchale auf dem Kopfe hoch emporhält. Man hat gezweifelt, ob man den hölzernen Mondbildern aus den Pfahlbauten der Schweiz die Bedeutung von Symbolen beilegen ſolle. Wir laſſen es unentſchieden. Aber wir kennen ein thönernes Mondſichelbild aus einem Flachgrab in Hallſtatt, und im letzten Sommer (1890) haben wir ſelbſt thönerne Halbmondfiguren, welche zum Aufſtellen eingerichtet waren und an den Enden der Mondſichel Thierköpfe (zwei Widder-, zwei Kuhköpfe) trugen, in Hügelgräbern aus der erſten Eiſenzeit bei Oedenburg in Ungarn ausgegraben. Eine bronzene Stierfigur aus der Byčiskálahöhle in Mähren hat zu mancherlei Vermuthungen über den Apiscult der prähiſtoriſchen Bewohner Mitteleuropas Anlaß gegeben, und Hallſtatt hat in ſeinen Gräbern manches ähnliche Stück bewahrt, das nicht viel anders gedeutet werden dürfte.

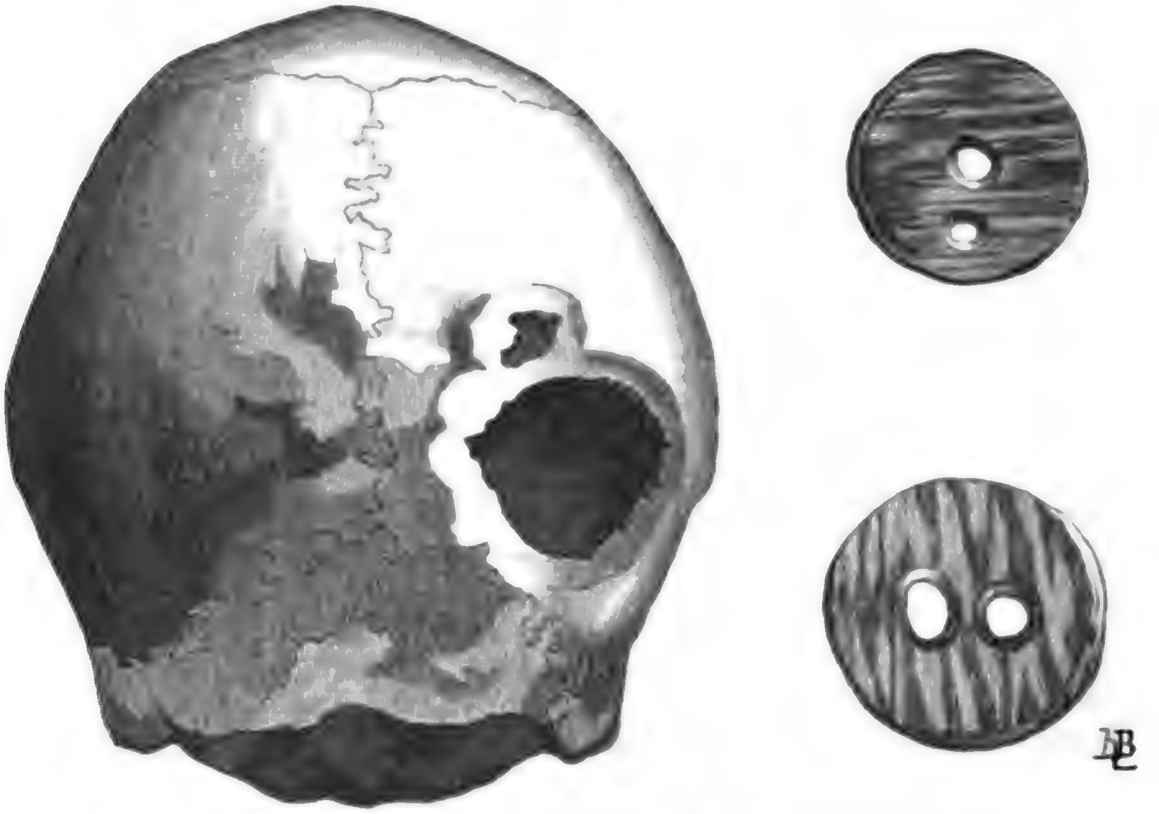


Fig. 28 und 29. Zeugniſſe neolithiſcher (religiöſer) Trepanation.
(Text ſiehe S. 95.)

Wie viele von den angeblichen Opferſtätten, die uns von gräber- und anſiedelungsmüden Entdeckern immer wieder phantaſievoll beſchrieben und ans Herz gelegt werden, wirklich zum Vollzug von Cultushandlungen gedient haben, iſt ſchwer zu ſagen und kann nur von Fall zu Fall auf Grund der eingehendſten

Unterſuchung ausgemacht werden. Mit Menſchenopfern und Anthropophagie haben wir es dabei verhältnißmäßig ſelten zu thun; dennoch möchten wir nicht wagen, unſere prähiſtoriſchen Ahnen von ſolchen Greueln freizuſprechen, die unter den Naturvölkern der Erde zu weit verbreitet ſind, als daß ſie juſt den Boden Europas unbefleckt gelaſſen haben ſollten. Cannibalismus wird übrigens den Vorfahren der geſchichtlichen Kelten und Germanen von Strabo und Plinius vorgeworfen, Cäſar beſchuldigt die galliſchen Vasconen desſelben Frevels, und in verſchiedenen Ländern (Frankreich, Schottland, Belgien, Dänemark) ſind verdächtige Spuren vorgekommen, die man als Ueberreſte von Menſchenfreſſermahlzeiten gedeutet hat. Wir müſſen jedoch daran erinnern, daß die Anthropophagie häufiger aus abergläubiſchen Beweggründen, denn aus verzweifelter Noth oder einfach aus ſchlechter Gewohnheit hervorgeht und getrieben wird.

Sehr oft liegt der Anthropophagie die arge Wahnidee zu Grunde, daß man ſchätzbare Eigenſchaften des Erſchlagenen durch Verzehren gewiſſer Theile desſelben (ſo des Herzens eines tapferen Feindes) in ſich aufnehmen könne. Schlimmer iſt es, wenn ungeſtillte Rachſucht eine ſo empörende Form annimmt. Die gutmüthigen Battas auf Sumatra folgen nur alten, für heilig gehaltenen Rechtsſatzungen, wenn ſie Kriegsgefangene, gefallene Feinde oder hingerichtete Verbrecher aufzehren. In Alt-Mexiko forderte die Religion Menſchenopfer, der Menſchenſchmaus war nur eine Folge dieſes Gebotes. Mangel anderweitiger Fleiſchnahrung iſt kein Grund zur Erklärung der Menſchenfreſſerei; denn in Indien leben hundert Millionen Menſchen ausſchließlich von Pflanzenkoſt, und unter den Polyneſiern giebt es genug Stämme, welche neben einträglicher Viehzucht Anthropophagie getrieben haben.

Nichts iſt unrichtiger, als den Cannibalismus gerade bei den niedrigſten und am wenigſten zurechnungsfähigen Menſchenſtämmen zu ſuchen; er findet ſich vielmehr häufiger bei begabten und geſellſchaftlich gereifteren Völkern. Menſchenopfer ſind jedoch nicht immer nothwendig mit Anthropophagie verbunden. Das zeigen die vielen und wohlbekannten Beiſpiele der Tödtung von Frauen, Sklaven, Gefangenen und Hausthieren auf den Gräbern Verſtorbener, Beiſpiele, die wir nicht nur aus dem Herzen Afrikas, ſondern auch aus den Berichten altclaſſiſcher Schriftſteller kennen, das zeigen die Menſchenopfer der Hindus, der Hebräer und der Römer, von denen wir theils beſtimmt wiſſen, theils billig annehmen dürfen, daß ſie zur Zeit jener heiligen Handlungen keine Menſchenfreſſer geweſen ſind.

Im Keltenlande, dem heutigen Frankreich, ſind die Menſchenopfer erſt von den Römern um den Beginn unſerer Zeitrechnung abgeſchafft worden. „Die Kelten,“ erzählt Strabo, „hieben einen zum Opfer beſtimmten Menſchen von hinten mit dem Schwerte durch und weisſagten aus ſeinen Zuckungen. Sie opferten aber nicht ohne die Druiden“ (ihre Prieſter und Richter). „Man nennt auch noch andere Arten von Menſchenopfern; denn ſie ſchoſſen die Menſchen mit Pfeilen nieder und hefteten ſie in den Tempeln ans Kreuz. Auch machten ſie große Haufen von Heu, legten dann Holz oben darauf und verbrannten ſo Rindvieh und andere Thiere und Menſchen.“

An vielen Orten Deutſchlands, Frankreichs und Englands, in Skandinavien, ſowie außerhalb Europas (in Indien) ſind ſogenannte „Opferſteine“ oder „Schalenſteine“ — auch Druidenſteine, Hexenkeſſel, Näpfchenſteine, im Norden Elfen- oder Balderſteine genannt — beobachtet worden. Es ſind erratiſche Blöcke oder anſtehende Geſteinsmaſſen, an deren Oberfläche ſich muldenförmige 5 bis 30 Centimeter breite Vertiefungen befinden, die man als Opferſchüſſeln zum Auffangen des Blutes geſchlachteter Menſchen oder Thiere betrachtet. Viele von dieſen Mulden ſind natürliche, durch die Wirkung des Waſſers erzeugte Vertiefungen, andere verdanken ihre

Entſtehung der Arbeit des Menſchen. Aber auch die erſteren *können* zur Vornahme von Cultushandlungen gedient haben. In Steiermark unterhalb der Gipfelwände des Hohen Lantſch befindet ſich eine ihrer herrlichen Lage wegen viel beſuchte Wallfahrtskirche, genannt „Schüſſerlbrunn", welche auf einer Felsplatte vor einer kleinen Wölbung des Geſteins, aus welcher Waſſertropfen in eine natürliche Mulde fallen, erbaut iſt. Das beſcheidene hölzerne Kirchlein kann vermuthlich auf eine ungemein lange Zeitdauer, ſeit welcher dieſer Ort als heilig gilt, zurückblicken. Es iſt erſt vor einigen Jahren neu aufgeführt worden; aus dem Mobiliar des älteren Baues, der hier geſtanden hat, zeigte man mir eine Anzahl Votivgaben, welche einen durchaus prähiſtoriſchen Charakter an ſich tragen, darunter eine Anzahl eiſerner, roh geformter Rinderfiguren, die mich ſofort an die bronzenen kleinen Stiere oder Kühe aus den Flachgräbern bei Hallſtatt erinnerten. Es iſt leicht möglich, daß es ehedem in der heidniſchen Vorzeit Sitte war, auf dieſer Felsplatte Rinder zu ſchlachten und das Blut derſelben von dem erwähnten Schalenſtein auffangen zu laſſen, ein Gebrauch, der ſich nach der Einführung des Chriſtenthums dahin veränderte, daß man bloß die Figuren der Schlachtthiere der Gottesmutter als Weihgeſchenke darbrachte. Aus dieſer Uebung konnte ſich ſpäter die Vorſtellung entwickeln, daß ein Bittgeſuch an dieſer Stelle kräftigen Schutz gegen die Krankheiten der Thiere gewähre, wofür ritu patrio wieder Thierbilder als Votivgaben gereicht wurden.

In vielen Ländern herrſchte die Sitte, längliche Felstrümmer aufzurichten und ſenkrecht, wie Säulen, in die Erde zu pflanzen. Es ſind dies die ſogenannten *Menhirs*, welche man zumal im weſtlichen Europa, am häufigſten in der Bretagne, antrifft. Sie ſehen aus wie grobbehauene, drei- oder viereckige Obeliſken und ſtehen bald einzeln, bald in Gruppen oder Reihen, in letzterem Falle mitunter in erſtaunlich großer Zahl beiſammen. So ſind auf dem Felde von Carnac (Departement Morbihan in Frankreich), welches 1500 Quadratmeter umfaßt, nicht weniger als 11.000 Menhirs in elf Reihen aufgeſtellt. So wie dieſe durch ihre Menge, imponiren andere durch ihre Dimenſionen. Der kegelförmige Menhir von Lockmariaker in demſelben Departement Frankreichs mißt 19 Meter Höhe und in der Mitte 5 Meter Breite. 15 Meter hoch iſt der Menhir auf dem Champ-Dolent bei Dol im Bezirke von St. Malo, wovon 10 Meter über die Erde emporragen. Das Wort Menhir (langer Stein) ſtammt aus dem niederbretoniſchen oder gäliſchen Patois, gleich den Worten Cromlech und Dolmen; damit ſoll keineswegs angedeutet ſein, daß die Errichtung ſolcher Steine eine ſpecifiſch keltiſche Sitte geweſen ſei.

Wir finden ſie vielmehr bei den verſchiedenſten europäiſchen und außereuropäiſchen Völkern, und wir wiſſen aus geſchriebenen Nachrichten, daß ſie zu den verſchiedenſten Zeiten aufgerichtet worden ſind. Nach der Bibel haben Jakob, Joſuah und Samuel zur Erinnerung geſchichtlicher Thaten, bei welchen ſie überirdiſchen Beiſtand genoſſen zu haben glaubten, Menhirs aufgeſtellt. Bei den Kabylen wurden ſeit uralter Zeit bis vor etwa 130 Jahren wichtige Beſchlüſſe durch Aufſtellung von Menhirs ſanctionirt. Jeder Stamm, der an der Berathung theilgenommen, errichtete einen der Steine, welche zuſammen einen Kreis um den Verſammlungsplatz bildeten. Das war gleichſam ein ſteinernes Archiv und zur ſelben Zeit ein Symbol: der Beſchluß ſollte ſo feſt ſtehen, wie die Steine. Verſtieß einer der vertragſchließenden Theile gegen den Pact, ſo wurde der von ihm aufgeſtellte Pfeiler umgeworfen.

Es würde zu weit führen, auch nur die wichtigſten ähnlichen Bräuche bei den Culturnationen des Alterthums und bei den Naturvölkern der Gegenwart anzuführen. Die Steinverehrung, von der wir oben geſprochen, und die Anfänge der Baukunſt, beide in ihren Beweggründen vielfach verwandt, haben hier zuſammengewirkt, um eine über die ganze Erde ausgegoſſene Fülle eigenthümlicher Monumente zu erzeugen. Denkmal, Heiligthum, Verſammlungsplatz, Grenzmarke, Symbol und Götzenbild — bald dieſes oder jenes allein, bald Mehreres zuſammen, haben wir in den Menhirs zu erblicken, wenn uns über die Beſtimmung derſelben keine ſicheren Angaben erhalten ſind. Sie ſind wie ein Wort, welches in einer armen Urſprache viele Bedeutungen hat, mancherlei Dienſte verſehen muß und in ſeinem jeweiligen Sinne nur durch Geberde und Betonung — hier durch Ausſchmückung und Zurüſtung des Platzes — unterſchieden werden kann. Was mag nicht alles am Fuße dieſer Menhirs, innerhalb dieſer Steinreihen in feierlicher Form vor ſich gegangen ſein und von der Gegenwart der zum Himmel weiſenden, uralten, unzerſtörbaren Zeugen die kräftigſte Sanction erhalten haben! Wir wiſſen es nicht:

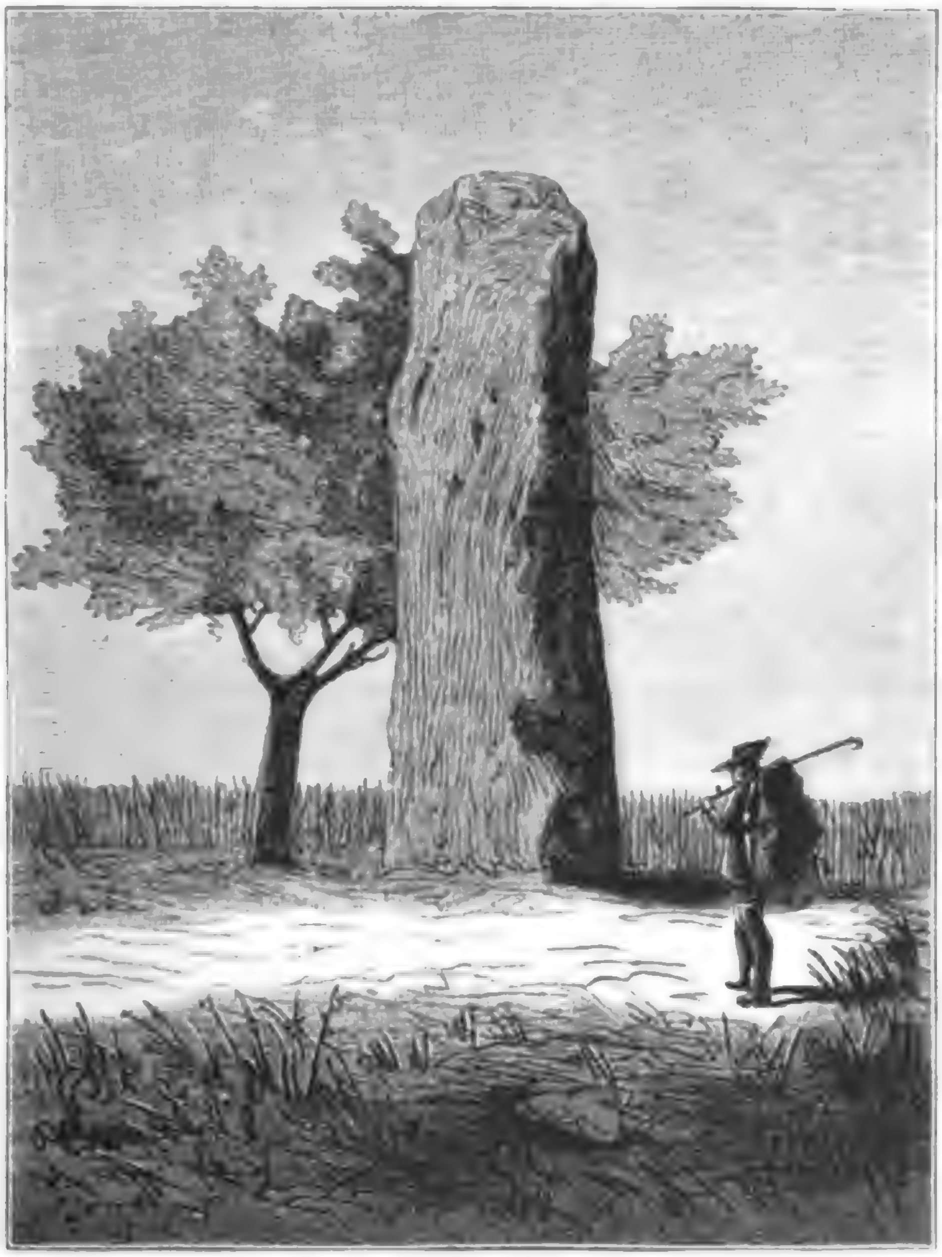


Fig. 30. Franzöſiſcher Menhir.
(Text ſiehe S. 98.)

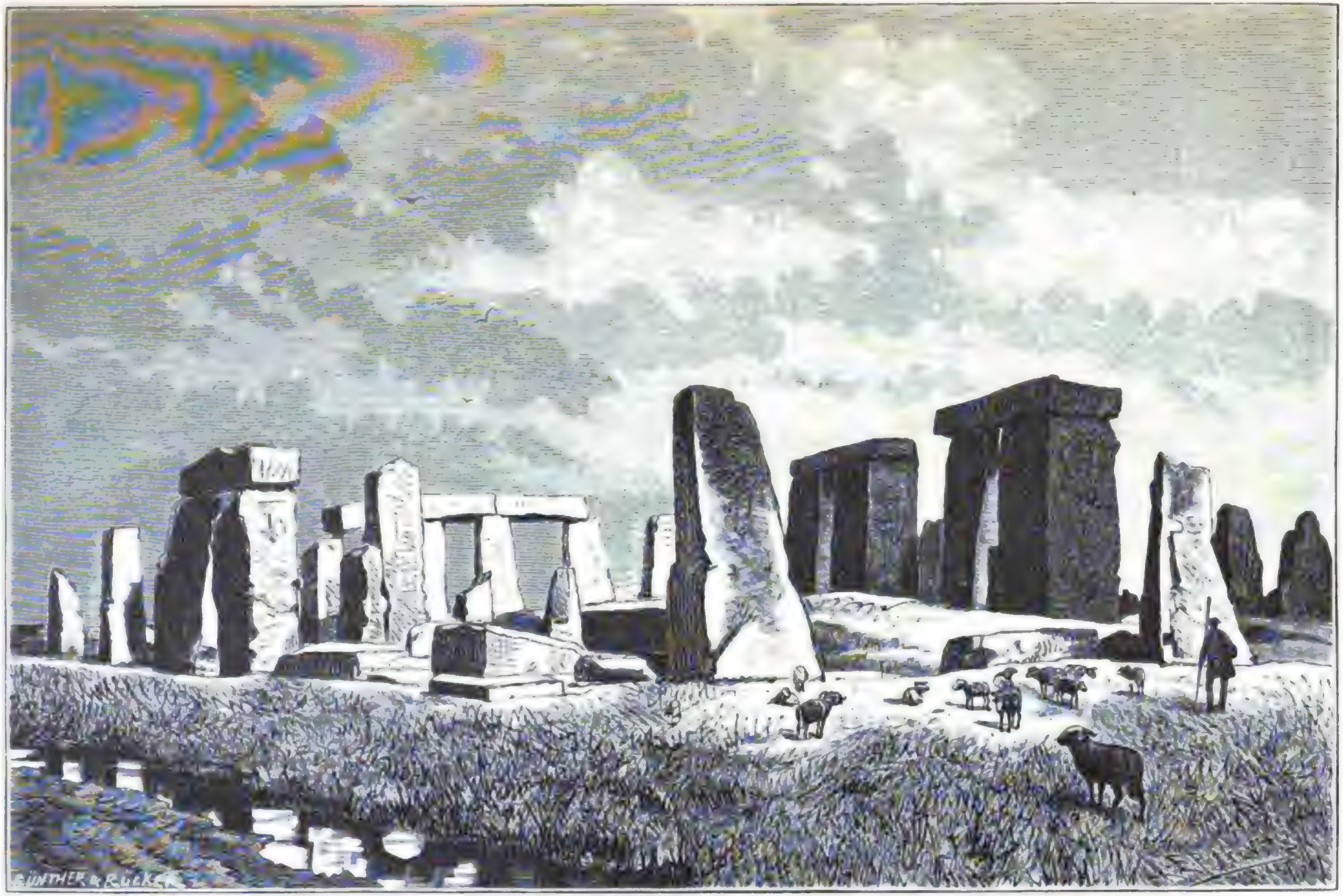
denn die Spuren jener Vorgänge ſind verweht, und nur die ſtummen Zeugen ſind geblieben.

Wie wir ſoeben wenigſtens an einem Beiſpiele geſehen haben, daß die ſogenannten Schalenſteine auch nach der Einführung des Chriſtenthums ihr Anſehen nicht eingebüßt haben, ſo erfahren wir aus merkwürdigen Actenſtücken, daß die Menhirs auch im Mittelalter fortfuhren, Verehrung zu genießen. Auf dem Concil zu Tours (567) wurde den katholiſchen Prieſtern anbefohlen, allen Leuten, welche aufgerichtete Steine verehren, den Eintritt in die Kirchen zu verwehren. Theodorich Erzbiſchof von Canterbury im 7. Jahrhundert, Karl der Große in ſeinem Capitular von 789, König Edgar im 10., Knut im 12. Jahrhundert verbieten den Cultus der Steinſäulen. Ein anderes Mittel, dieſem Anſtoß zu begegnen, fand man in der Aufrichtung von Kreuzen oder Madonnenbildern an oder auf den Menhirs. Das Concil zu Nantes (658) verordnete, daß die Menhirs in tiefe Gruben verſenkt werden ſollten, und damit ſelbſt die Stätte dem heidniſchen Cultus entzogen ſei, baute man über der vergrabenen Steinſäule eine chriſtliche Kapelle, wie jüngſt in einem Falle zu Meudon nachgewieſen wurde.

Nach der Meinung franzöſiſcher Archäologen, welche dem Studium dieſer einheimiſchen Denkmäler vielen Fleiß gewidmet haben, gehören die Menhirs der Bretagne dem jüngeren Steinzeitalter und dem Beginne der reinen Bronzezeit an. Aber der Kampf, den die chriſtliche Kirche gegen dieſe Felstrümmer geführt hat, beweiſt, daß auch die Menſchen der metalliſchen Perioden mit ihnen geheimnißvollen Umgang pflogen. Ja, es giebt unter den megalithiſchen Bauten Weſteuropas manche, deren Errichtung man jüngeren Zeitaltern zuſchreiben muß, weil ſich ſchwer annehmen läßt, daß es Männern der neolithiſchen Culturperiode gelingen mochte, ein Werk wie den Stonehenge bei Salisbury in England zu erbauen. Dieſer berühmte Rundbau aus koloſſalen Granitblöcken (ſiehe unſer nebenſtehendes Vollbild) hatte einen Durchmeſſer von 88 Metern. Die äußerſte Pfeilerreihe war oben durch horizontale Steinbalken verbunden und beſtand aus 30 je 4·4 Meter hohen Säulen. Innerhalb dieſes Ringes ſtand ein zweiter Kreis, aus einzelnen Menhirs von 1·5 bis 1·8 Meter Höhe. Dieſe umſchloſſen einen ovalen Ring aus fünf Trilithen, d. h. Doppelpfeilern, die durch je einen horizontalen Steinbalken verbunden waren. Den mittelſten Ring bildeten wieder Menhirs. Rings um den ganzen Bau lief ein kreisförmiger Graben. Auf der Heide, die das Monument trägt, liegen in einem Umkreis von ungefähr drei Meilen an 300 prähiſtoriſche Hügelgräber, welche weiterhin faſt gänzlich fehlen.

Die Wirkung dieſes eigenthümlichen uralten Bauwerkes hat Nilsſon geſchildert: „Je näher man kommt, deſto höher ſcheinen die dunklen Steinrieſen ſich emporzurecken. Keine Beſchreibung vermöchte den Eindruck wiederzugeben, den dieſe koloſſalen Steinmaſſen machen. Man weiß und ſieht, daß man ein Werk von Menſchenhand vor ſich hat, aber man vermag den Zuſammenhang nicht zu faſſen; man fühlt nur, daß der koloſſale Bau in unſere gegenwärtigen Verhältniſſe nicht hineinpaßt, ſondern von Geſchlechtern herſtammt, welche längſt vom Erdboden verſchwunden ſind.“ Gegenwärtig iſt Stonehenge eine Ruine, aber eine der gewaltigſten, welche auf der Erde des Menſchen Bruſt mit Beklemmung erfüllen.

Die Grabhügel auf der Heide von Salisbury haben zumeiſt Brandbeſtattung aus der Bronzezeit als Inhalt ergeben. Dennoch iſt es ungewiß, welcher Periode die Errichtung von Stonehenge zuzuſchreiben iſt. Hekatäus, der um 500 vor Chr. ſchrieb, wußte von einem prachtvollen runden Tempel, den die Hyperboreer auf einer Inſel dem Keltenlande gegenüber erbaut hätten. Vielleicht meint er Stonehenge


GÜNTHER & RÜCKER

Stonehenge bei Salisbury.

damit. Moderne Interpreten haben ihn, ſeiner runden Form wegen, für einen Sonnentempel erklärt.

Der Tempel von Abury in Wiltſhire war minder impoſant, aber noch ausgedehnter als Stonehenge. Er beſtand aus einem Ringwall, der über 28 Morgen Landes umſchloß, aus zwei Steinringen innerhalb des Walles und zwei langen gewundenen Alleen von Menhirs, an deren Ende wieder je ein doppelter Steinkreis lag. Zwiſchen den Steinalleen, welche außerhalb des Walles angelegt waren, erhebt ſich ein circa 60 Meter hoher künſtlicher Hügel.

Einfache Steinkreiſe (Cromlechs), d. h. Ringe aus unbehauenen aufgerichteten Felstrümmern, gehören zu den gar nicht ſeltenen Erſcheinungen in Frankreich wie auch in England, wo Lubbock ihren gewöhnlichen Durchmeſſer auf 100 Fuß beſtimmte. Sie kommen in Verbindung mit Gräbern vor, häufig werden ſie als Opferplätze gedient haben; auch mag man Verſammlungen innerhalb derſelben abgehalten haben. Jedenfalls war der Raum, den ſie umſchrieben, ein geheiligter, ein Bannkreis.

Dem gleichen Verbreitungsgebiete wie die Menhirs und Cromlechs gehören die **Dolmen** (Steintiſche) an. In der Bretagne, im mittleren Frankreich und in den Pyrenäendepartements liegen ſie zu Tauſenden und aber Tauſenden. Zahlreich ſind ſie auch auf der Inſel Corſica. (Siehe die Abbildungen 31 und 32, S. 102 und 103.) Sie beſtehen im Weſentlichen aus einem, ſeltener mehreren koloſſalen Steintrümmern, die meiſt zu plump und dick ſind, um Platten genannt zu werden, und welche in horizontaler Lage von zwei, drei oder vier (auch bis ſechs und ſieben) Unterlagsblöcken ſchwebend erhalten werden. Dieſe megalithiſchen Denkmäler waren entweder frei aufgeſtellt oder mit einem gewaltigen Erdhügel — oft von mehr als 10 Meter Höhe — bedeckt. Ein ſolcher Tumulus auf der Inſel Gavrinnis bei Carnac im Morbihan hat, bei 10 Meter Höhe, einen Umfang von 130 Metern. In ſeinem Innern befand ſich ein Gangbau von 28 aufgeſtellten Steinplatten, der an ſeinem Ende eine etwas breitere Kammer bildete. Die Steine am Eingang ſind tafelförmige Granitplatten und zeigen eingehauene Figuren von Schlangen und Aexten, concentriſche Halbkreiſe und andere Ornamente. Die mit Erdhügeln bedeckten Dolmen ſind häufig auch von einem oder mehreren Steinkreiſen umgeben.

Die Dolmen ſind Gräber. Sie enthalten menſchliche Skelette in ausgeſtreckter oder ſitzender (hockender) Lage, ſeltener verkohlte Knochen, Aſche und Kohle von einer Leichenverbrennung. Errichtet wurden ſie in der jüngeren neolithiſchen Periode und in der Bronzezeit. Neben den Leichenreſten findet man Bruchſtücke von Schmuckgehängen aus Stein, Bernſtein und Muſcheln, Thongefäße von einfacher Form mit eingeritzter geometriſcher Verzierung, zugeſchlagene Lanzen- und Pfeilſpitzen aus Stein, polirte Steinäxte, aber in Mittelfrankreich auch bronzene Schmuckſachen (Perlen, Spangen), in Algier ſogar Eiſen.

Nicht minder reich als Weſteuropa iſt der **Norden** unſeres Continents an ſolchen Denkmälern. Freiſtehende Grabkammern und Ganggräber (oder Rieſenhäuſer) ſind beſonders zahlreich an der Südküſte Schwedens, dann noch häufiger in Dänemark zu finden. Daran ſchließt ſich das norddeutſche Fundgebiet der ſogenannten Hünenbetten oder Hünengräber. Montelius hält die ſkandinaviſchen Dolmen für älter als die Ganggräber, d. h. die megalithiſchen Bauten ſeien in früherer Zeit freiſtehend errichtet worden; erſt ſpäter habe man gelernt, ſie mit einem Hügel zu überdecken. Die bloßen Steinkiſten ſeien noch jünger und gehörten, wenn ſie in einem Tumulus lägen, dem Uebergang von der Steinzeit zur Bronzezeit an. Wechſelnde Formen (Rundſteinbetten, Langſteinbetten u. ſ. w. benannt) gewahrt man an den megalithiſchen Bauten Dänemarks, welche ſo dicht auftreten, daß z. B.

ihre Zahl allein auf Seeland zwiſchen 3000 und 4000 beträgt. Die großen Ganggräber enthielten ſtets mehrere Leichen. Dieſe wurden unverbrannt beigeſetzt und erhielten als Beigaben eine Steinwaffe, ein paar Schmuckſachen und Thongefäße, die wahrſcheinlich im Momente der Beſtattung mit Speiſe und Trank gefüllt waren. Die gewöhnliche Zahl der Skelette in den däniſchen Ganggräbern iſt 10 bis 20, in einem ſolchen (bei Borreby) fand man aber einmal die Reſte von 70 Leichen verſchiedenen Alters und Geſchlechtes. In ſchwediſchen Ganggräbern hat man zuweilen 50 bis 100 Perſonen beiſammen beſtattet gefunden, und 1839 wurde bei Goldhaven ein Ganggrab geöffnet, an deſſen Wänden in ſeiner ganzen Ausdehnung zahlloſe Skelette ſitzend beſtattet waren, jedes mit ſeinem Antheil an Waffen, Werkzeugen oder Schmuckſachen neben ſich.

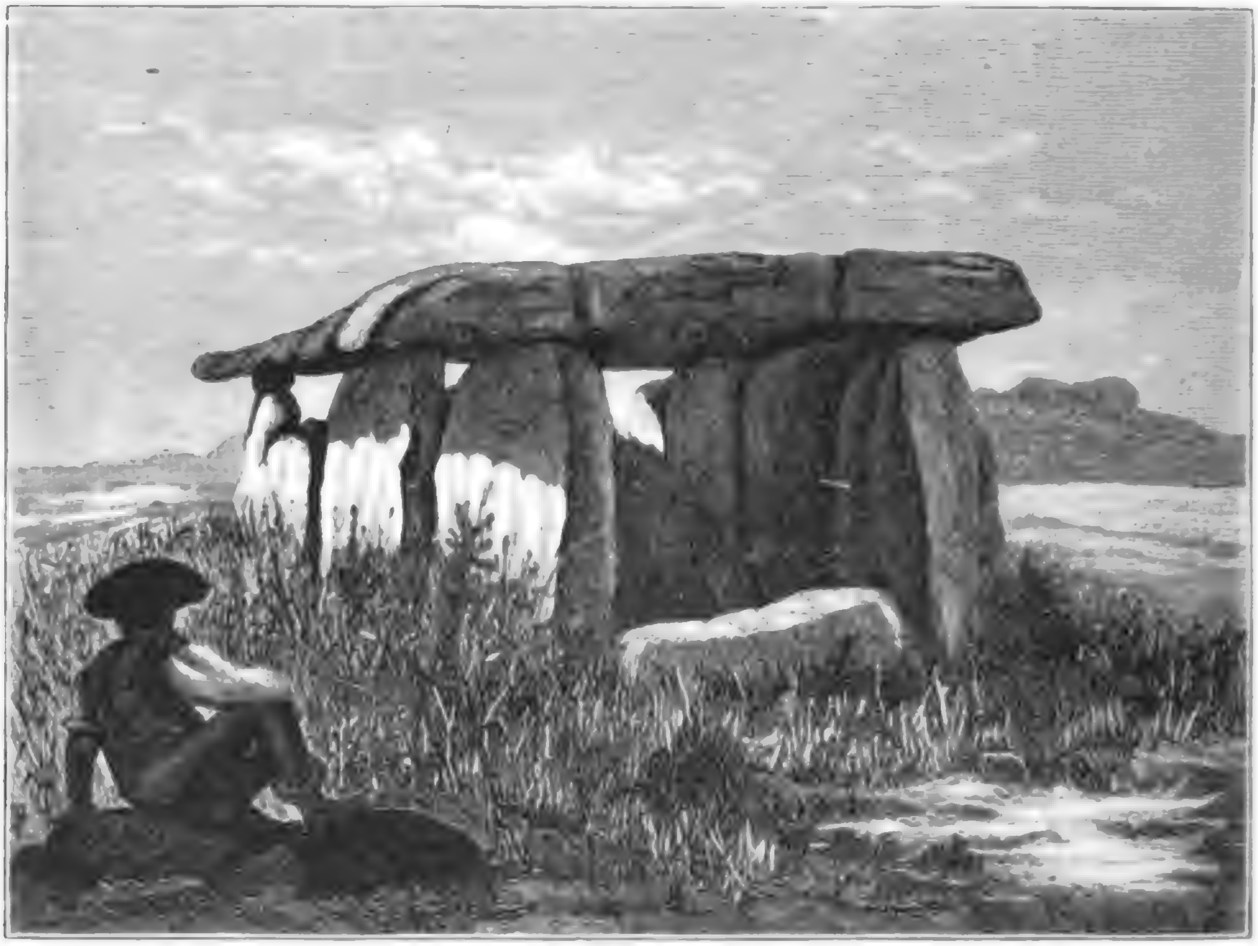


Fig. 31. Corſiſcher Dolmen.
(Text ſiehe S. 101.)

Aehnliche megalithiſche Grabbauten hat man außer den gedachten Ländern in Portugal, Italien, Griechenland, in Nordafrika, an der Nordküſte des Pontus, in Paläſtina, ja ſelbſt in Indien nachgewieſen. Natürlich gehören ſie nicht überall dem Steinzeitalter oder der erſten Metallzeit an. Es iſt charakteriſtiſch, daß ſchon damals, als Homer ſeine Epen dichtete, die Bedeutung menhir- oder dolmenartiger Bauwerke nicht mehr ganz klar war. So bezeichnet Neſtor in der Ilias bei dem Kampfſpiele zu Ehren des Patroklus ſeinem Sohne Antilochus zwei weiße Steine in einer Wegenge, welche zu beiden Seiten eines Baumes aneinanderlehnen, und fügt hinzu:

„Sei es ein Denkmal etwa des längſt geſtorbenen Mannes
Oder ein Rennziel auch, von vorigen Menſchen errichtet.“

Selbſt dieſer vielerfahrene Patriarch kann ſich alſo der Vermuthung nicht enthalten, daß die aneinandergelehnten Steine in der Vorzeit denſelben Zweck gehabt hätten, den er ihnen heute zuſchreibt. Aber vorſichtig meint er doch auch, ſie könnten vielleicht ein Grabmal ſein.

In ſpeculativer Betrachtung der Verbreitung des Dolmenbaues hat man alle dieſe Denkmäler einem und demſelben Volke zuſchreiben wollen, das ſie auf ſeinen Wanderungen nacheinander errichtet habe. Bonſtetten läßt das Dolmenvolk von der Malabarküſte durch den Kaukaſus nach Europa kommen, in der Nähe der Krim ſich theilen und einerſeits die Mittelmeerländer, andererſeits die centralen und nördlichen Gebiete Europas erreichen. In maßvollerer Weiſe hält General Faidherbe die Oſtſeeküſte für den Ausgangspunkt, und Afrika für das Ziel der Wanderung des Dolmenvolkes. Den entgegengeſetzten Weg haben Worſaae und Deſor angenommen. Dieſer iſt von vornherein unwahrſcheinlicher, da die ſkandinaviſchen und bretagniſchen Dolmen der Steinzeit, die mittelfranzöſiſchen zum Theile der Bronzezeit und die algeriſchen bereits der Eiſenzeit angehören.

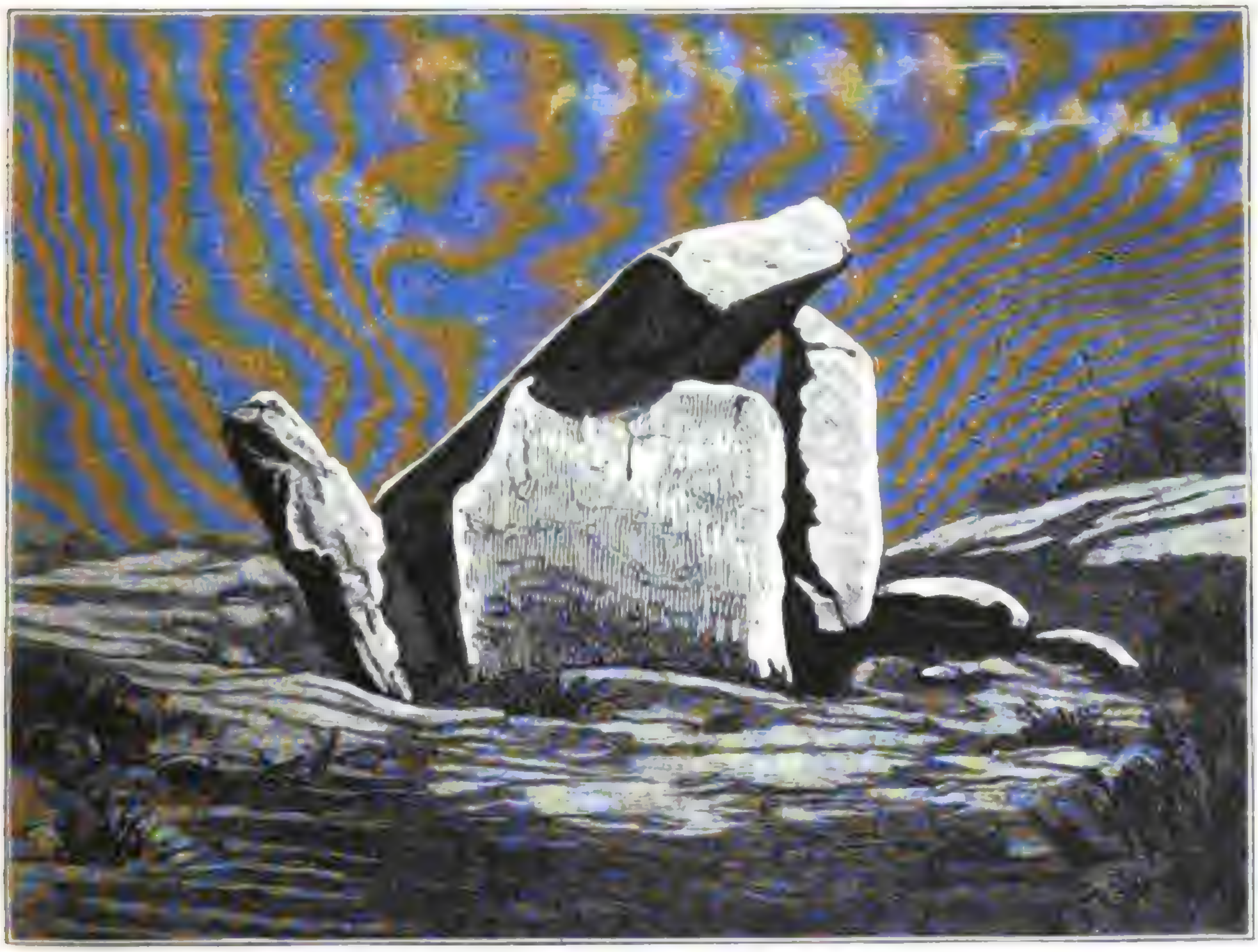


Fig. 32. Corſiſcher Dolmen (zuſammengeſtürzt).
(Text ſiehe S. 101.)

Aber es iſt überhaupt nicht anzunehmen, daß dieſe Form des Todtencultus einem einzigen Volk eigenthümlich geweſen ſei. Die Dolmen ſind nach Mortillet der Uebergang von der Grabgrotte zum Steinſarg, und dieſe Zwiſchenſtufe haben verſchiedene Völker in verſchiedenen Ländern ſelbſtſtändig überwunden. Das beweiſen die Unterſchiede in der Anlage und dem Bau der Dolmen, welche nicht gering ſind, auch wenn man bloß auf Frankreich hinblickt. Auch rühren dieſe Gräber keineswegs von wandernden, ſondern ſicherlich von ſeßhaften Stämmen her. Mortillet hat zuerſt auf die durchaus gleichartige Ausſtattung der Dolmen und der natürlichen wie künſtlichen Grabgrotten hingewieſen und es wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß die einen gleichſam nur ein Erſatz für die anderen waren und daß ſie beinahe gleichzeitig und zu dem nämlichen Zwecke benutzt wurden.

Während Mortillet die megalithiſchen Denkmäler für ein Ergebniß des durch die Nothwendigkeit geförderten Nachahmungstriebes erklärt, haben Baſtian in Berlin und Weſtropp in London die ungemein weite Verbreitung derſelben auf einen dem Menſchen angeborenen, gleichſam inſtinctiven Bautrieb zurückgeführt. Auf einem gewiſſen Niveau der Geiſtesbildung ſoll ſich die Gleichartigkeit der menſchlichen Anſchauungen darin äußern, daß für den Wunſch, die Erinnerung an ein wichtiges Ereigniß, an eine bedeutende oder beliebte Perſon feſtzuhalten, dieſelbe Form der Verwirklichung gefunden wird. Unter dieſen Geſichtspunkt fallen nicht nur die älteſten Steinſäulen und Steinbauten, ſondern auch die faſt ebenſo gleichmäßig weit verbreiteten Tumuli, ob ſie nun aus Erde oder Steinen aufgeſchüttet und wie immer ſie innen oder außen eingerichtet und gegliedert ſind.

Es darf uns nicht wundern, wenn wir von den erſten Spuren religiöſer Regungen beim Menſchen alsbald zu den älteſten Formen der Bau- und Bildkunſt geführt worden ſind. Dieſe ſind ja nicht rein und ausſchließlich aus jenen hervorgegangen; das beweiſen unter Anderem die künſtleriſchen Leiſtungen der Renthierjäger in den Höhlen Frankreichs, überraſchende Aeußerungen urzeitlichen Kunſtſinnes, die mit religiöſen Empfindungen gar nichts zu thun haben. Aber dieſe letzteren ſind als treibende Kräfte für die Bethätigung des künſtleriſchen Vermögens darum von der allergrößten Wichtigkeit, weil ſie den gemeinſamen Boden für die im Wort und Liede und für die im Raum darſtellenden Künſte, die Brücke der Phantaſie zwiſchen dieſen in der Praxis getrennten Gebieten abgeben, und ferner weil ſie dem Kunſtſtreben Dauer und Conſequenz, nachhaltigen Eifer und Anerkennung des Geleiſteten verbürgen. Die Religion iſt nicht die Mutter, aber die Amme und Erzieherin der Kunſt; ſie wirkt unendlich lange fördernd und helfend, dann, in einer ſpäteren Zeit, freilich wieder nachtheilig und hemmend. Wäre die Kunſt der diluvialen Höhlenbewohner Frankreichs eine von religiöſen Regungen getragene geweſen, ſo wäre ſie vielleicht nicht kinderlos abgeſtorben.

Dieſe weltliche Kunſt werden wir uns als eine ſpecifiſche Erſcheinung der ſpäteren weſteuropäiſchen Diluvialzeit im nächſten Capitel näher anſehen. Sie iſt wirklich erloſchen; aber die darauffolgende neolithiſche Periode hat alsbald wieder Regungen des Kunſtſinnes aufzuweiſen, welche wahrſcheinlich mit der Religion zuſammenhängen. In den künſtlichen Grabgrotten der Champagne findet man kleine weibliche Statuetten, welche bemalt ſind und auffallende Aehnlichkeit mit den von Schliemann auf Hiſſarlik ausgegrabenen älteſten Idolen zeigen. Vermuthlich ſind auch dieſe Figuren Darſtellungen einer Gottheit.

4. Staat und Familie.

Von jeher hat man den geſelligen Charakter des Menſchen als eine Haupteigenthümlichkeit desſelben aufgefaßt. Schon Ariſtoteles nennt ihn ein „ſtaatbildendes Weſen", und ein völlig iſolirtes Leben dürfen wir dem Urmenſchen auch in den früheſten Stadien der Culturentwickelung nicht zutrauen. Man hat mit

Recht darauf hingewieſen, daß die höheren Säugethierarten, welche dem Menſchen am nächſten ſtehen, in Heerden leben. Die Heerde iſt die Form der inſtinctiven Geſellſchaftsbildung. Die Bildung des Staates geht aber von der Familie aus. Nicht in Heerden ſchaart ſich der Menſch zuſammen unter Führung und Herrſchaft eines Einzelnen, wie die Thiere, ſondern er gründet Familien und Stämme, welchen der Gedankenaustauſch durch die Sprache, das beſſere gegenſeitige Verſtändniß, die Theilnahme und Hilfe der einzelnen Glieder, einen feſteren Halt gewährt. Hand in Hand mit der Gründung der Familie geht die Sicherung der wirthſchaftlichen Verhältniſſe, die gegenſeitige Bürgſchaft für die Bedingungen der Exiſtenz. Ueberall, wo Völker miteinander in Berührung treten, findet man Geſammteigenthum der Familie oder des Stammes. Selbſt bei den roheſten Völkern beſtehen feſte Grenzen für Jagd- und Weiderecht, wie für jegliche Bodennutzung. Ueberall giebt es Streit um Privateigenthum.

Das Privateigenthum hat aber den moraliſchen Sinn, daß es dem Menſchen über die unmittelbare Gegenwart hinaus einen Lebensantheil ſichert. Dieſe Sorge für die Zukunft iſt die größte Bürgſchaft des Culturfortſchrittes. Beim Thiere, das über die Gegenwart kaum hinausblickt, äußert ſie ſich ſo gut wie gar nicht. Thiere haben kein Eigenthum.

In jeder menſchlichen Geſellſchaft tritt alsbald eine gewiſſe Gliederung ein; es bilden ſich Abſtufungen, welche in der Folgeentwickelung zu einer Ständeſcheidung führen. Nach den Fähigkeiten der einzelnen Gruppen theilen ſie ſich in die Wahrung der gemeinſamen Intereſſen. Die Einen beſorgen dies, die Anderen jenes, und dadurch geſtaltet ſich die Stellung des Einzelnen in der Geſellſchaft ſehr verſchieden. Alsbald wird auch bei Einzelnen das Streben hervortreten, bei den Uebrigen höhere Geltung zu erringen, Beſitz und Genuß auf Koſten der Anderen zu vermehren. Mit Muth und Kraft gerüſtet werden ſie Erfolge erringen, geachtet oder gefürchtet daſtehen, die Leitung des ganzen Verbandes übernehmen oder mindeſtens einen ſtarken Einfluß auf denſelben gewinnen. Auch von dieſem Wettbewerb, der eine ſtändige Erſcheinung in der menſchlichen Geſellſchaft darſtellt, zeigen ſich nur ſchwache Spuren unter den heerdenbildenden Thieren.

Specifiſch menſchlich iſt zuletzt die tiefe Anhänglichkeit an Familie, Vaterland und Nation. Dieſer Zug fehlt bei den Thieren, weil ihnen die ſchärfere Ausprägung der individuellen Charaktere abgeht. Ein Thier kann man leicht von dieſer Heerde wegnehmen und zu jener geſellen, während der Menſch durch tauſend große und kleine Bande der Gewohnheit und des Gemüthslebens, durch Mutterſprache, täglichen Umgang mit einer gewiſſen Nation und gewiſſen Menſchen, mit ſeiner Umgebung verwachſen iſt. Man kann über Raſſenzugehörigkeit, Gleichheit der Schädelbildung und was damit zuſammenhängt, ſagen was man will — die Sprache iſt es, welche hauptſächlich unter den Menſchen Bande knüpft und Scheidewände aufrichtet. Sie iſt die Mutter der Nationen, ihr verdankt das einzelne Individuum den Stempel ſeines nationalen Charakters; ſie giebt ihm das Gepräge ſeiner beſonderen Denkart und Gefühlsweiſe, die ihn hier mit einer großen Zahl — vielleicht nicht ſtammverwandter — Menſchen ſympathiſch verbindet, dort von einer anderen Gruppe — vielleicht ſtammesgleicher — Menſchen trennt.*) So innerlich vereinſamt und gegen Seinesgleichen abgeſchloſſen wie das Thier lebt kein Menſch auf der weiten Erde; Jeder von uns, auch „der wildſten Zone wildſter

---

*) Die Deutſchen von heute ſind nicht die Germanen Hermann's, des Cheruskers, ſondern das Volk Schiller's und Goethe's, und die Franzoſen unſerer Tage nicht die Kelten des Vercingetorix oder die Franken „Charlemagne's", ſondern die Nation Victor Hugo's und Voltaire's.

Krieger“, unterwirft ſich der Macht der öffentlichen Meinung, fühlt ſich gebunden an die Zuſtimmung und den Beifall Anderer, und auch in dem Familienleben der armſeligſten Naturvölker zeigt ſich klar, wie tief der Menſch als ſolcher von dem Bedürfniß des Einverſtändniſſes mit Anderen und der gemeinſchaftlichen Sorge für ſeine nächſten Angehörigen durchdrungen iſt. „Vieles kann der Menſch entbehren, nur den Menſchen nicht. Denn ob du einſam auf einer wüſten Inſel darbſt, ob du einſam im wüſten Herzen genießeſt — du biſt nicht glücklich, wenn du einſam biſt“ (Börne).

Die Keime der bürgerlichen Geſellſchaft hat man in der Familie zu ſuchen. Die Grundlage der Familie iſt die Ehe, das Einverſtändniß zwiſchen Mann und Weib zur Begründung eines gemeinſamen Hausſtandes und zur Auferziehung von Kindern. Unter irgend einer Form findet man die Ehe bei allen Völkern. Zahlreiche Spuren in Sitte und Brauch der Völker weiſen darauf hin, daß in der Urzeit die Ehen durch Kauf der Frau von den Eltern derſelben oder durch Raub eingeleitet wurden. Die Neigung des Mädchens wird ſelten zu Rathe gezogen. Häufig geht man erſt nach einer Probeehe an den Hüttenbau und die Einrichtung des Hausſtandes. Die Vermählungsfeier enthält ſymboliſche Andeutungen der verlorenen Freiheit der Braut, des verlaſſenen Elternhauſes, der zu erwartenden Kinder; Luſtbarkeiten ſind bei dieſem Anlaß Regel, religiöſe Acte ausgeſchloſſen. Die Scheidung wird ebenſoleicht vollzogen, nur in der Rückſtellung des Kaufpreiſes liegt oft eine Schwierigkeit. Vielweiberei, wo ſie einreißt, lockert natürlich die ehelichen Bande und erleichtert das unſtete Leben, ſowie den Sklavenhandel.

Die Stellung des Weibes iſt faſt bei allen Naturvölkern eine außerordentlich niedrige; das Weib iſt nur zum Genuß und Behagen des Mannes da. Dieſe Unbill erſcheint dadurch etwas gemildert, daß gerade auf den unteren Culturſtufen, wie F. Ratzel ſcharfſinnig bemerkt, das Weib dem Manne körperlich und gemüthlich näher ſteht. Das findet ſeinen Ausdruck in dem Auftreten einflußreicher weiblicher Prieſterinnen (bei den Malayen), weiblicher Kriegsſchaaren (Dahomey, Siam) und weiblicher Herrſcher.

Die nahe Beziehung der Mutter zum Kinde hat es in manchen Fällen — ſo bei den alten Lyciern und bei den Auſtraliern — mit ſich gebracht, daß die Kinder dem mütterlichen Stamme folgen, was gegen unſere hergebrachten Anſchauungen ebenſo verſtößt, wie das Vorrecht des Jüngſtgeborenen (ſtatt des Erſtgeborenen), das man bei manchen Völkern trifft. Die väterliche Gewalt iſt in alten Zeiten überall ſehr ausgedehnt und reicht über Leben und Freiheit der Familienglieder. Ein Reſt hohen Alterthums, wie die Spuren des Weiberraubes, eine Erinnerung an die Entſtehung des Stammes aus der Familie, iſt die Sitte der Exogamie, das Verbot, ein Mädchen aus dem eigenen Stamm zum Weibe zu nehmen. Bei den Auſtraliern giebt es eigene Weiberſtämme, aus denen ein beſtimmter Stamm immer wieder ſeine Gattinnen holt. Auch den Brahmanen Indiens iſt es verboten, Weiber ihres eigenen Stammnamens zu wählen. Im Verkehr der Geſchlechter untereinander werden bei den Naturvölkern alle möglichen Formen der Sittlichkeit und der Unſittlichkeit wahrgenommen. Verletzende Erſcheinungen der letzteren ſind jedoch meiſt auf den Verkehr der Wilden mit den niederen Claſſen der Culturvölker (Matroſen, Soldaten, Deportirten u. ſ. w.) zurückzuführen. Indeſſen darf man ſich von der Herrſchaft moraliſcher Ideen bei rohen Völkern keine allzuhohe Vorſtellung machen. Erlaubniß und Verbot erſcheinen mehr als Ausfluß des privaten Rechtes, welches der Vater auf ſeine Kinder, der Gatte auf ſein Eheweib hat.

Ungleichheit der Angehörigen desſelben Stammes entſteht früh, nicht nur durch den Zwang, den der Stärkere naturgemäß auf den Schwächeren ausübt, ſondern zumal auch durch die Aufnahme von Kriegsgefangenen als *Sklaven*. Hirtenvölker, denen es an Arbeit und Nahrung für Sklaven mangelt, tödten ihre Gefangenen; ackerbautreibende Stämme laſſen gerne Andere für ſich das Feld beſtellen und ſchonen daher ihre lebende Kriegsbeute. Wieder Andere führen gar Krieg, um Sklaven zu gewinnen und treiben Handel mit der beſiegten Menſchenwaare. Doch iſt der Sklave in der primitiven Oekonomie der Naturvölker keine ſo ſchonungslos ausgenutzte Arbeitsmaſchine, wie in den Händen eines „Culturträgers"; er genießt eine relativ freie Stellung, die von derjenigen ſeines Herrn oft nur rechtlich, nicht thatſächlich verſchieden iſt. Wir können dies heute noch, nach Aufhebung der Sklaverei, bei den Mohammedanern beobachten, welche mit ihren Dienſtleuten viel freundſchaftlicher, brüderlicher verkehren, als wir mit unſeren Untergebenen im Amte oder im Hauſe. Den „nivellirenden Zug der primitiven Geſellſchaft" findet man — allerdings nicht immer zum Beſten von Geſetz und Ordnung — in allen öſtlichen Ländern Europas herrſchend.

Sklavenähnliche Beſtandtheile der Bevölkerung trifft man häufig ſchichtenweiſe unter der herrſchenden Claſſe gelagert. Nicht immer ſind dabei ethniſche Unterſchiede wahrnehmbar. Die „Parias" treiben verſchiedene geringgeachtete Gewerbe; aber das iſt nur die Folge, nicht die Urſache ihrer niedrigen Stellung. Dieſe iſt meiſt in der Unterwerfung eines Volkes durch ſpätere Eindringlinge zu ſuchen. Die letzteren bleiben jedoch nicht immer im unterjochten Lande ſeßhaft; in allen Abſtufungen von Regelmäßigkeit findet ſich vielmehr die Form, daß die läſtigen Zwingherren dem tributpflichtigen Lande nur vorübergehend Beſuche abſtatten, um zu rauben und zu plündern, was von ihrer Seite als wohlerworbenes Recht angeſehen wird.

Eine andere Urſache der Sklaverei iſt die wirthſchaftliche Abhängigkeit im Frieden. Wir meinen nicht bloß die Schuldknechtſchaft, durch welche der Gläubiger den letzten Reſt der Habe ſeines Schuldners, die perſönliche Freiheit desſelben, einzieht, ſondern auch den Zuſtand jener Menſchenclaſſe, welche aus Armuth unter der äußeren Form der Freiheit zu Sklavendienſten gezwungen iſt, und welcher keine Emancipation der Farbe zugute kommt. *Ungleichheit des Beſitzes* tritt alsbald ein, wenn mehr Menſchen geboren werden, als der Boden nach der herrſchenden Productionsweiſe ernähren kann. Das geſchieht früher in heißen Ländern, wo ſich die Bevölkerung raſcher vermehrt, die Arbeitslöhne rapid ſinken, und das Elend in gleichem Maße ſteigt.

Grundbeſitz wird durch das Recht des Erſtgekommenen, dann durch das Recht des Stärkeren erworben. Seine Grenzen hängen ab von dem Maße der Nahrung, die er bietet, und von der Geſchicklichkeit des Beſitzers, das Errungene zu behaupten und auszunutzen. Der Jäger braucht mehr Boden als der Ackerbauer, der herumziehende Hirt mehr als der ſeßhafte Viehzüchter. Aus dieſen Gegenſätzen entſtehen in der Vorzeit endloſe Kämpfe, in der ruhigeren Gegenwart Antipathien, welche durch fortgeſetzte Reibungen genährt werden. Manche von den Eigenthumsrechten, die bei uns in hoher Geltung ſtehen, liegen bei Naturvölkern todt. So wundert ſich ſchon der Ruſſe, wenn er in Deutſchland den Wald vermeſſen („abgezirkelt"), Seitenwege verboten, die Jagd, die Fiſcherei u. dgl. in feſten Händen findet. Manchen Völkern gilt das Eigenthum nur in verſchloſſenen Behältern für heilig, das frei daliegende für vogelfrei. *Erſt der mit Arbeit befruchtete Boden* wird zu feſtem, dauerndem Beſitz, den man nicht ſo leichthin aufgiebt, deſſen Mitbenutzung man nicht ſo bereitwillig geſtattet. Man kann ein großer Dichter ſein, wie Turgenjew, und ſich doch durch Spöttereien über die „correcten“ Deutſchen ſelbſt die levis nota kaum überwundener Barbarei ausſtellen.

Betrachten wir das gegenſeitige Verhalten der Menſchengruppen im Urzuſtande, ſo erhalten wir ein trauriges Bild fortwährender Kämpfe. Das iſt aber kein chaotiſcher Zuſtand, ſondern eine der nothwendigen Stufen zur Staatenbildung. Politiſche Organiſation findet ſich bei jedem Volk, bei jedem Stamm, jeder Horde, und wenn ſie nichts Beſſeres als eine Räuberbande wäre. Der unerträgliche Druck der Geſetze hat den Naturmenſchen häufig zur Bildung neuer, anfangs geſetzloſer Staatsverbände geführt, aus welchen unter Umſtänden — wie bei den ſagenhaften Anfängen Roms — machtvolle Gemeinweſen von Herrſchern und Eroberern hervorgehen können. Der Friede des Paradieſes iſt eine utopiſche Träumerei; auch der Culturmenſch beſitzt nur den bewaffneten Frieden und hat nie einen anderen beſeſſen. Jagd, Fiſchfang, Krieg und Raub ſind ſtaatenbildende Erwerbszweige. Zur größten politiſchen Bedeutung gelangt die Familie beim nomadiſchen Hirten, dem Schöpfer des Patriarchenſtaates. Hier regiert der Aelteſte, wie unter den Jägern und Kriegern der Stärkſte. Der Deſpotismus iſt ſchon darum keine ſehr alte Staatsform, weil er im Gegenſatz zur patriarchaliſchen Quelle der Staatenbildung ſteht. Die Willkürherrſchaft entſpringt nicht aus der Stärke des Staates oder des Herrſchers, ſondern aus der moraliſchen Schwäche der Regierten. Die Regierungsformen vieler Naturvölker ſind weit von aller Deſpotie entfernt.

Die Rechtsſatzungen der Naturvölker kennen keine Majeſtät des Geſetzes, ſondern nur die Pflicht der Schadloshaltung, und ſchwanken daher zwiſchen Geſtattung der Selbſthilfe und Normen für den Abkauf der Schuld. Daher das häufige Vorkommen der Blutrache als einer heiligen Inſtitution. Die Macht der Häuptlinge findet oft ihre mächtigſten Stützen in der Verbindung mit dem Prieſterthum und in der Monopoliſirung des Handels. Erſtere geſtattet ihnen in der Rechtſprechung durch die Anwendung von Zaubermitteln unfehlbare Sicherheit zu entwickeln, letztere macht die Unterthanen materiell von ihnen abhängig. Die größte Machtquelle des Herrſchers beſteht in ſeiner Kriegskunſt. Dennoch darf man die Stellung eines Barbarenfürſten niemals mit der Machtfülle des Herrſchers einer Culturnation vergleichen.

Die Kämpfe der Naturvölker untereinander verfolgen nicht das Ziel der Beſiegung des Feindes, ſondern der völligen Ausrottung deſſelben. Zum Glück wird dieſes Ziel meiſt nur partiell, durch Niedermetzelung der Bewohner eines Dorfes, erreicht. Dennoch giebt es in Südafrika manche verlaſſene Gegend, deren Stämme einſt mit den Wurzeln herausgeriſſen und vernichtet worden ſind. Der Naturmenſch wirft ſich auf Weiber und Kinder, wenn er die Männer nicht erreichen kann. Das furchtbarſte Elend bezeichnet die Wege höher begabter oder beſſer organiſirter Räuber- oder Kriegerhorden. Ihnen folgt aber nicht nur das Grauen der Verwüſtung, ſondern auch die Giftpflanze des allgemeinen Mißtrauens, deren Samen die ſchamlos perfide Politik der kriegführenden Naturvölker überall ausſtreut. Europäiſchen Eroberern und Coloniſten tritt daher nie eine ſtarke Coalition entgegen. Trotz des latenten Kriegszuſtandes, in dem ſich Alle befinden oder vielleicht eben wegen deſſelben liegen die moraliſchen und geiſtigen Factoren im Völkerleben ſchmählich darnieder, und es fehlt alle zielbewußte Conſequenz im Handeln. Ganz Afrika hat keinen einzigen Großſtaat; es mangelt der Bevölkerung die Kraft zu friedlicher Organiſation, und auch was man in China und Alt-Mexiko an impoſanten politiſchen Gebilden wahrnimmt, entpuppt ſich bei näherem Zuſehen als ein loſer Häuptlingsverein (Mexiko) oder ein Länderconglomerat von ſehr unklarer und unbeſtimmter Zuſammengehörigkeit (China).

Das iſt aber nicht alles, was die Staatenbildungen der Naturvölker von denjenigen unterſcheidet, an die wir als Culturmenſchen gewöhnt ſind. Aus dem ewigen Kriegszuſtande und anderen Urſachen ergiebt ſich der Mangel beſtimmter Grenzen, welche noch am eheſten dort gezogen werden, wo nomadiſche und ackerbautreibende Völker aufeinandertreffen. So wurde die berühmte chineſiſche Mauer erbaut, um das größte Culturvolk Aſiens in ſeinen feſten Sitzen von dem größten Nomadenvolke zu ſcheiden. Der Grenzwall der Römer in Deutſchland und die noch im 19. Jahrhundert errichteten Schutzwälle Perowski's wider die Kirgiſen ſind weitere Beiſpiele ſolcher einſeitiger Grenzbeſtimmungen der feldbeſtellenden Menſchen gegen die umherſchweifenden Naturvölker.

Staaten mit primitiven Culturzuſtänden können es vorübergehend zu großer Ausdehnung bringen; aber alsdann zerfallen ſie bald wieder und liefern die Elemente zu neuen, kleineren politiſchen Verbänden. Auch tritt ſtatt der beabſichtigten Erweiterung häufig die Gründung neuer Staaten durch Auswanderung und Eroberung ein. Es erweiſt ſich als zu ſchwierig, größere zuſammenhängende Monarchien ins Leben zu rufen, und es entſtehen an Stelle derſelben kleine Stammesbezirke, eine Form, mit der wir es am Beginn der Geſchichte allwärts allein zu thun haben.

5. Nahrungsmittel, Feldbau und Viehzucht.

Ackerbau und Viehzucht erſcheinen uns in den alterthümlichen Kämpfen und Feindſchaften, deren Spuren bis in unſere Zeit heraufreichen, häufig als Gegenſätze. Beide zuſammen aber bilden wieder einen ſcharfen Gegenſatz zu den älteren Stufen des Nahrungserwerbes; und einen der allergrößten Fortſchritte unſeres urſprünglich vom Sammeln des Eßbaren und von der Jagd lebenden Geſchlechtes ſieht man unzweifelhaft richtig in der feſten Aneignung nützlicher Pflanzen und Thiere durch Beſtellung des Feldes und durch die Haltung von Heerden.

Gegenwart und Vergangenheit bieten eine Reihe von Beiſpielen, wie ſich das Menſchengeſchlecht in der erſten Zeit ſeiner Entwickelung ernährt haben mag. Die Gewinnung und Zubereitung der Speiſe war natürlich ſehr verſchieden nach den Zonen, in welchen der Menſch lebte. Die Sagopalme bietet noch heute Malayen und Papuanen täglich einen gedeckten Tiſch; die Cocosnuß beſtreitet, nur zuweilen durch ein Fiſcheſſen verdrängt, alle Tafelfreuden der Inſelbewohner mancher Theile der Südſee und des Indiſchen Oceans. In Mittelafrika wächſt eine Palmenart, die Dumpalme, welche jährlich mehrere Hundert ſchmackhafte Früchte von der Größe eines Orangenapfels reifen läßt. Bekannt iſt, wie in den Oaſen der Sahara Menſch und Thier von der köſtlichen Frucht der Dattelpalme leben. Noch reichlicher hat die Natur für die Tropenbewohner Südamerikas geſorgt, ihre koſtenloſe Verpflegung mit Cacao, Ananas, Kaſtanien, ſowie allerlei apfel-, pflaumen- und kirſchenartigen Früchten läßt an Güte, Quantität und Abwechſelung nichts zu wünſchen übrig.

In unſerer Vorſtellung von dem müheloſen Gewinn der täglichen Mahlzeit, um den wir die glücklichen Tropenbewohner beneiden, ſpielt der Brotfruchtbaum, den die Polyneſier von ſeiner Heimat auf den Philippinen und Molukken über die Südſee verbreitet haben, mit Recht eine große Rolle. Acht Monate nacheinander liefert er ohne Unterlaß ſeinen Segen, und gerade in der kurzen Zeit des Jahres, in welcher ſeine Früchte nicht reifen, bietet die Yamswurzel angenehmen Erſatz. Der Piſang liefert auf gleicher Anbaufläche Nährſtoffe vom fünfzigfachen Werthe des Weizens, und dieſe Beiſpiele ließen ſich beliebig vermehren, um zu zeigen, wie die arbeitsſcheue Menſchheit zwiſchen den Wendekreiſen nur die Hand auszuſtrecken braucht, um das zu gewinnen, was man bei uns mit dem Einſatz aller Kräfte vom Morgen bis zum Abend erwirbt. Nach ſolchen Gebieten hat man daher den Blick gerichtet, wenn die Frage nach dem Urſitz des Menſchengeſchlechtes auftauchte, und wenn man erwog, wo die günſtigſten Bedingungen für die erſte Ausbreitung desſelben gegeben ſeien.

Aber nicht nur in den Tropenländern bot die Wildniß dem Menſchen, noch ehe er ſich zum Ackerbauer, ja ſelbſt bevor er ſich zum Jäger emporgeſchwungen hatte, Nährpflanzen in Hülle und Fülle; auch die Ebenen und Bergabhänge der gemäßigten Zonen lieferten ihm vielfach eßbare Gewächſe, die er als Sammler aufzuſuchen und zu genießen oder aufzubewahren wußte. Und nicht nur das Pflanzenreich allein ſtand ihm auf dieſer unterſten Stufe ſeiner Entwickelung offen, auch das Thierreich erſchloß ihm eine Auswahl von eßbaren Formen, die wir darum nicht gering anſchlagen dürfen, weil unſer Gaumen gegen ſolche Koſt in der Regel Proteſt einlegen würde. Von vornherein dürfen wir uns den Urmenſchen nicht etwa als ausſchließlichen Pflanzeneſſer vorſtellen. Zwar iſt er durch die Bildung ſeiner Zähne ſcheinbar auf dieſe Koſt angewieſen; allein das gilt auch von den Affen, und doch ſehen wir dieſelben neben ihrer vegetabiliſchen Nahrung auch Kerbthiere und Larven derſelben, Puppen von Ameiſen und Schmetterlingen, Raupen, Fliegen und Spinnen mit großem Behagen verzehren. Wir wiſſen, wie ſie als gefährliche Feinde der kleinen Vogelwelt nachſtellen und auch auf den Mäuſefang ausgehen. Ganz auf den Bahnen dieſer Thiere bewegt ſich der Menſch in ſeiner niedrigſten, uns durch Beobachtung zugänglichen Entwickelungsſtufe. Die Auſtralneger verzehren nach den Mittheilungen erſtaunter Reiſender nicht nur Beutelthiere und Vögel aller Art (ſogar Aasgeier), Aale und jederlei Fiſche, ſondern auch Fledermäuſe, darunter fliegende Hunde, Fröſche, Eidechſen, Schlangen und Würmer. Die Bongoneger verſchmähen nach Schweinfurth's Angaben kein thieriſches Nahrungsmittel außer dem Fleiſch vom Menſchen und vom Hunde. Ratten, Schlangen, Aasgeier, Hyänen, fette Erdſkorpione, geflügelte Termiten, Raupen und die ekelhaften Eingeweidewürmer der Rindermagen liefern ihnen leckere Biſſen. Sie machen Halbpart mit Geiern und Hyänen, indem ſie die halbverweſten Ueberbleibſel von der Tafel des Königs der Thiere aufſuchen und gierig verſchlingen, was der geſättigte Löwe zurückgelaſſen. Die Indianer Britiſch-Guyanas leben wohl hauptſächlich von Wild und Fiſchen, nehmen aber auch gerne mit Ratten, Affen, Alligatoren, Fröſchen, Würmern, Raupen, Ameiſen, Larven und Käfern vorlieb. In Arabien werden Heuſchreckenzüge als eine Art lebendes Manna dankbar begrüßt — „eine Heuſchrecke in der Hand iſt beſſer als zehn in der Luft“ ſagt der Araber — und mit Recht hat man bemerkt, daß es uns Europäern wenig anſteht, vor ſolchen Genüſſen zu ſchaudern, da wir doch ſelbſt weder vor den Verdauungsrückſtänden der Schnepfen Abſcheu empfinden, noch vor Hummern und Flußkrebſen, welchen ſehr unſaubere Functionen in ihren heimiſchen Waſſergebieten obliegen.

Es war alſo eine trauliche Idylle, aber auch reine Erdichtung, wenn man ſich den Urmenſchen im Sinne der heutigen Vegetarianer als bloßen Pflanzeneſſer oder, dem Kindesalter ſeiner Cultur entſprechend, als Milchtrinker vorſtellte. „Von den wilden Hirten der Urzeit,“ ſagt Lippert, „die am Buſen der Natur ſüße Milch der Lämmer trinken, müſſen wir gänzlich abſehen. Vielmehr gehört die Gewinnung der Milch von Thieren für den menſchlichen Genuß einer verhältnißmäßig ſehr ſpäten Zeit an, und nur ein Theil der Menſchheit iſt dahin gelangt.“ Was folgt aber aus jener ſchrecklichen Allesfreſſerei, die wir ſchon am Beginn aller menſchlichen Entwickelung antreffen? Nichts Geringeres als die Möglichkeit, ſich — verſchieden vom Thiere, das an die Verbreitungsgebiete gewiſſer Nahrungsmittel gebunden iſt — überall behaupten zu können. Die Poeſie fragt bei der Betrachtung des Menſchen, was ſeiner phyſiſchen Natur gemäß ſei, und ſchafft ihm darnach einen idealen Wohnort in einer idealen Urzeit. Der Menſch konnte nicht ſo fragen; er nahm, was ſich ihm bot, und aß auch Erde, wenn er fand, daß er ſie verdauen könne. Durch dieſe ſcheinbare Erniedrigung allein hat er ſich den Weg in alle Länderräume des Planeten zugänglich gemacht.

Indeſſen fand er auf ſeinen Pfaden, ſelbſt in unwirthlichen Regionen, doch oft recht ſchmackhafte Nahrung. Kamtſchatka lehrt uns, wie man ſelbſt ohne Netze und Angel einträgliche Fiſcherei treiben konnte. Dort ſieht man in ſchwachen Gewäſſern, welche kaum den Rücken der Thiere bedecken, Lachſe von 18 bis 20 Zoll Länge ſich mühſam fortwinden, ſo daß man ſie leicht mit den Händen fangen kann. Anderwärts wird das fiſchreiche Waſſer abgeleitet, ausgeſchöpft und die Fiſche mit der Hand herausgehoben. Auch das Vergiften von Fiſchwäſſern kennt der Naturmenſch.

Wo eine Auswahl in der Koſt möglich iſt, hängt ſie von den klimatiſchen Verhältniſſen ab. Die Bewohner kalter Länder brauchen kohlenſtoffreiche Nahrungsmittel, wogegen in wärmeren Gebieten ſtickſtoffreiche Koſt bevorzugt wird. Wenn höhere oder geringere Kraft und Energie von Geiſt und Körper an die Art der Ernährung nicht gebunden iſt, ſo iſt ſie es doch an das Klima und es geht uns hier nichts an, wieweit die vom Klima abhängige Koſt bei der Erzeugung von Muth und Verſtandesſchärfe mitwirkt. Bekannt iſt das Wort Emerſon's: „Wo Schnee fällt, herrſcht gewöhnlich bürgerliche Freiheit; wo die Banane wächſt, iſt das thieriſche Syſtem im Menſchen träge und wird auf Koſten höherer Triebe genährt; der Menſch wird hier ſinnlich und grauſam." Bei der Frage nach der Mitwirkung alkoholiſcher und narkotiſcher Genußmittel an dem Culturfortſchritte der Menſchheit dürfen wir nicht, wie es Peſchel gethan hat, bloß an Wein, Thee oder Kaffee denken. Das Vermögen, gegohrene Getränke zu bereiten und ſich narkotiſche Genüſſe zu verſchaffen, iſt viel älter, als die Erfindung und Einführung der heute herrſchenden Reizmittel. Der Durſt unſerer vorgeſchichtlichen Ahnen ließ ſich keineswegs an Waſſer und Milch genügen. Wie wir die roheſten Naturvölker in der Kunſt, aus Wurzeln, Kräutern, Blumen u. dgl. berauſchende Getränke herzuſtellen, geſchickt finden, ſo waren auch die älteſten Indogermanen vertraut mit der Poeſie des Rauſches, der ſie vorübergehend allen irdiſchen Mühſalen entrückte. Trunkſucht hat Tacitus den Germanen als einen Erbfehler vorgeworfen, den ſie vielleicht ſchon aus den Urſitzen ihres Geſchlechtes mitgebracht hatten. Das berauſchende Getränk der Urzeit war der Meth, zu welchem die wilde Biene den Honig hergeben mußte; es reicht noch in die griechiſche Vorgeſchichte hinein, ward aber bei den europäiſchen Ariern mit der Zeit durch vollkommenere Getränke, wie Bier und Wein, erſetzt. Der Wein iſt im Mittelmeergebiet, das Bier in den nördlicheren Ländern Europas dem Methtrank gefolgt. Schon die päoniſchen Pfahlbauern am Strymon brauten nach Hekatäus zweierlei Sorten Bier. Ebenſo charakteriſtiſch wie der Wein für die Kellercultur der ſüdlichen, das Bier für diejenige der nördlichen Völker Europas, iſt für die Küche der erſteren das Oel, für die der letzteren die Butter geworden.

Fett iſt eine von der Natur geforderte Ergänzung der vegetabiliſchen Koſt. Der Naturmenſch kennt nur animaliſches Fett und weiß es ausſchließlich von dem erlegten Thiere zu gewinnen. Erſt die Fürſorge für einen dauernden Vorrath an jenem Artikel führte auf neue Wege der Fettbereitung. Und dieſe gingen unter der Anleitung der Natur im Norden und Süden gründlich auseinander. Hier lernte man das Bedürfniß aus dem Pflanzenreiche befriedigen, dort das Thierreich in beſſerer Weiſe zur Nutzung heranziehen.

Der Oelbaum, attiſcher Sage nach ein Geſchenk der Athene, ſchien den Griechen ſo werthvoll, daß ſie ihn dem Beſitz des Roſſes als gleichwiegend zur Seite ſtellten. Mit jenem bekräftigt Pallas, mit dieſem Poſeidon ſeinen Anſpruch auf das kekropiſche Land. Wenn wir von dem ſinnvollen Mythus abſehen, ſo finden wir, daß der wilde Oelbaum ſeit vorgeſchichtlicher Zeit in Griechenland heimiſch iſt und dort ſeines Holzes wegen geſchätzt wurde. Die fruchttragende Olive wuchs frühzeitig auf den Inſeln des Mittelmeeres. Kalkboden und Meeresnähe ſcheint zu ihrem Gedeihen unerläßlich; ſchon in Aegypten kommt ſie nicht mehr fort. Griechiſche Coloniſten brachten den Oelbaum nach Italien, wo er hundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung die größte Ausbreitung genoß. Nur die Poebene konnte das Geſchenk der Pallas nicht feſthalten; dafür fand es weitere Aufnahme an der liguriſchen Küſte und in Spanien.

Während ſolchergeſtalt das Olivenöl ungefähr in dem Verbreitungsgebiet der Weinrebe den Erſatz für das Nierenfett der Thiere lieferte, fanden die von der Oelbaum- und Rebencultur ausgeſchloſſenen Länderräume dieſen Erſatz in der Butter, von welcher die claſſiſchen Völker des Alterthums nichts gewußt haben. Vielen Völkern der Erde iſt die Butter noch heute ein Gegenſtand des Abſcheues, ſie können ſich an Speiſen, die mit dieſem künſtlichen Fett bereitet ſind, nicht gewöhnen. In der Alten Welt aber und nicht nur in Nordeuropa und Nordaſien, ſondern auch in Afrika, Indien, Arabien hat die Butter ziemlich weite Verbreitung. Der Name (Butyron) iſt ſkythiſch, von Hippokrates zuerſt bezeugt und wahrſcheinlich über Italien zu den Deutſchen gewandert. Skythen, Thrakier, Germanen, Slaven waren im Alterthum Buttereſſer — die päoniſchen Pfahlbauern ſalbten ſich mit einem „aus Milch gewonnenen Oel“, wie Hekatäus die Butter nennt —, während die Beſitzer des Oelbaumes, welche dieſes Fett verſchmähten, auf eine andere Verwendung der Milch verfallen und zur Käſebereitung gelangt ſind. In dieſer letzteren Kunſt ſtehen die Nordländer wieder zurück und haben auch den Namen des Productes von den Römern entlehnt.

Das Salz ſpielt nicht überall die gleiche Rolle im Haushalte des Naturmenſchen. Bei vielen Völkerſtämmen werden die Nahrungsmittel nicht geſalzen; bei anderen ſteht dieſe Würze ſo hoch im Werth, daß man an Salzſtückchen wie an Bonbons ſaugt, und daß man von reichen Leuten ſagt: ſie eſſen Salz zur Mahlzeit; ja auf dem Markte zu Timbuktu wurde zu einer gewiſſen Zeit Salz mit Gold aufgewogen. Häufig gilt Salz als Geld, was wieder ſeinen Werth und das allgemeine Bedürfniß nach demſelben beweiſt. Kämpfe um Salzquellen finden wir ſchon in ſehr alten Ueberlieferungen, und die Bedeutung einer Bergbaucolonie, wie derjenigen auf dem Salzberg bei Hallſtatt, wurzelt nur in der Wichtigkeit dieſes Gewürzes für die prähiſtoriſchen Bewohner Mitteleuropas.

Dennoch waren die Indogermanen älteſter Zeit mit der Würze des Salzes noch unbekannt. Nicht nur Homer kennt Männer, welche nicht mit Salz vermengte Speiſen genießen, nicht nur von Epiroten und Numidern wird berichtet, daß ihnen dieſer belebende Zuſatz der Nahrung fremd war, wir finden auch die etymologiſch übereinſtimmenden Namen desſelben auf Europa beſchränkt, und ſowohl die älteſten Iranier, als auch die Indier des Rigveda waren thatſächlich außer Kenntniß des Salzes.

In dem Diluvialmenſchen Europas werden wir einen rohen Sammler, Jäger und Fiſcher kennen lernen, abhängig von der vielfach wechſelnden wilden Fauna und Flora ſeiner Umgebung. Auf keiner höheren Stufe ſtanden die frühneolithiſchen Menſchen, denen wir die Küchenabfallshaufen an den Küſten Dänemarks verdanken. Dagegen zeugen ähnliche Küchenreſte an der Küſte Nordfrankreichs und in mehreren

Höhlengebieten Englands und Deutſchlands von einer Culturphaſe, in welcher die Beſitzer geſchliffener Steingeräthe bereits theilweiſe ein Hirtenleben führten, das freilich noch enge mit der Jagd verbunden war. Einen weiteren Fortſchritt bekunden die ſteinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz und Oeſterreichs, bewohnt von einem ſeßhaften Hirtenvolk, welches nebenher auch Feldbau trieb.

Wir dürfen die Bemühungen der Naturmenſchen zum Erlangen bloß eingeſammelter Nahrung nicht allzugering anſchlagen. Oft genügt freilich ein ſpatelförmiger Stock, um Wurzeln auszugraben, ein Beil, um Kerben in die Bäume zu hauen, welche erklettert werden müſſen. Aber auf die Anfertigung mancher Jagdwerkzeuge und Fangapparate wird doch viel Scharfſinn verwendet. Indeſſen wirft dieſe Anſtrengung wenige, immer nur der augenblicklichen Noth ſteuernde Zinſen ab; es bildet ſich nichts heraus, was dem Menſchen einen bleibenden Rückhalt an der Natur verſchafft. Dazu kommt es erſt, wenn er die Natur unterſtützt, um ihr dauerhaftere Leiſtungen abzugewinnen. Der Menſch ermannt ſich endlich, um aus eigener Kraft etwas zu dem hinzuzuthun, was die Natur für ihn vollbringt. Dies geſchieht zunächſt dadurch, daß er die Quellen ſeiner Ernährung gleichſam zu faſſen, den Strom derſelben in ein geregeltes Bett zu leiten ſucht. Anfangs erſcheint bloß das Verbot Pflanzen auszuroden, deren Früchte eßbar ſind, Vogelneſter zu zerſtören, deren Bewohner ſchmackhafte Eier liefern. Man entleert wilde Bienenſtöcke regelmäßig, iſt aber dabei bedacht, ſie zu erhalten. Die Buſchmänner nehmen gewiſſen Ameiſen ihre Körnervorräthe weg. Man läßt alſo die Natur für ſich arbeiten. Zur Zeit der Reife mancher Früchte werden herumziehende Menſchenſtämme vorübergehend ſeßhaft und halten Erntefeſte gleich dem Ackerbauer. Von dieſer Stufe bis zum geregelten Feldbau iſt allerdings ein großer Schritt, aber doch nur ein Schritt zurückzulegen.

Zu einer Vorſtufe der wirklichen Viehzucht iſt der Menſch durch den ihm innewohnenden Geſelligkeitstrieb gelangt. Er wählt ſich zunächſt aus dieſem Antrieb zugängliche Genoſſen aus der Thierwelt (die Tropenvölker Affen, Papageien), zähmt ſie meiſterhaft und füllt mit ihnen ſeine Hütte. Erſt ſpäter zeigt ſich bei dieſem Vorgang die Rückſicht auf den Nutzen, der ja, ſobald die Noth nicht drängt, bei den Naturmenſchen immer hinter dem Gefälligen zurückſtehen muß. So ſehen wir nicht nur bei den niedrigen Völkern der Gegenwart, ſondern auch bei den alten Europäern vor der Einführung der Culturpflanzen und Hausthiere, den Hund als treuen Begleiter des Menſchen. Sein Nutzen war gewiß anfangs viel geringer als in ſpäterer Zeit, und zuerſt wurde das Band zwiſchen ihm und dem Menſchen durch die angeborene Thierfreundſchaft des letzteren geknüpft. Der Viehzuchtbetrieb iſt weit mehr Herzensſache als der Ackerbau, er nimmt auch viel tieferen Einfluß auf alle privaten und öffentlichen Zuſtände. Zugleich ſchafft er in gefährlicher Weiſe das, was Ratzel eine „ſchmale Baſis“ nennt. Wo, wie im heutigen Afrika, die geliebten Rinder Grundlage des Lebens, Quelle der Freuden, Maß des Beſitzes, Mittel zum Erwerb aller anderen wünſchenswerthen Dinge, vor Allem der Weiber und endlich ſogar Geld werden, da geräth das ganze Volk ins Schwanken und nicht ſelten ins Fallen, wenn dieſe Grundlage geſtört wird. Heerden reizen noch mehr als Feldfrüchte die Gier raubluſtiger Nachbarn, ſie ſind leichter wegzunehmen als Grund und Boden; aber ihr Beſitz hat auch noch andere einſchneidende Conſequenzen.

Die Viehzucht zwingt den Menſchen, der ſich auf niedriger Culturſtufe ihr ausſchließlich widmet, zum Nomadenleben. Selbſt unſere Alpenhirten ſind theilweiſe Nomaden, wenn ſie die Weideplätze auch mehr in verticaler als in horizontaler Richtung wechſeln. Einſeitiger Viehzuchtbetrieb verlangt ſo ausgedehnte Räume, daß die Wüſte der Oaſe vorgezogen wird und die Gaben des beſchränkten Fruchtlandes ungenoſſen hinwelken. Durch das Hirten- und Nomadenleben werden die Völker auf einer bedürfnißarmen, entwickelungsunfähigen Culturſtufe zurückgehalten. Sie verachten den benachbarten Ackerbauer mit ſeinem Daſein voller Mühſal und finden es nur nützlich, ihm gelegentlich etwas von ſeinem Ueberfluſſe abzunehmen. Feſte Wohnſtätten, Einrichtungsſtücke, viele Geräthſchaften ſind ihnen fremd, animaliſche Stoffe faſt ausſchließlich ihre Nahrung. Der Ackerbauer erwidert ihre Abneigung mit gleicher Münze, er liebt vegetabiliſche Koſt, ein feſtes Dach über ſeinem Kopf und die Bequemlichkeit in ſeinem Hauſe.

Dieſer uralte und hochwichtige Culturgegenſatz iſt nicht ſo ausgeſprochen zwiſchen Naturvölkern untereinander, als beiſpielsweiſe zwiſchen den ackerbautreibenden Chineſen und ihren nomadiſchen Nachbarn im Weſten. Dörfer und kleinere Völker bleiben in Afrika ſelten länger als ein Menſchenalter an derſelben Stelle. Elementarereigniſſe, wie Dürre oder Ueberfluthung, Raub und Krieg hinterlaſſen den ackerbautreibenden Naturmenſchen nackt und arm, eine Beute der Hungersnoth und der bis zum Cannibalismus und zum Kinderverkauf geſteigerter Verzweiflung. Was in einem Jahre geerntet wurde, wird binnen Jahresfriſt auch wieder aufgezehrt. Die Unſicherheit des Beſitzes und der Mangel an Vorausſicht laſſen den Menſchen im Naturzuſtande nicht zum Genuß der Früchte kommen, welche ihm der Ackerbau auf einer höheren Stufe der Entwickelung verbürgt, zur Anhäufung von Capital, zur Ausbildung der Induſtrie und des Handels. Aus Trägheit oder Stolz überläßt er häufig Frauen und Kindern die Feldarbeit und thut nichts zur Verbeſſerung der Werkzeuge und Geräthſchaften, die oft von unglaublicher Einfachheit und Plumpheit ſind. Der Ackerbau kann ſeinen vollen Segen unmöglich entfalten, wenn er nur mit ſchwachen Mitteln und nur als ein Nebenzweig der Wirthſchaft betrieben wird.

Abbildung 33 auf S. 115 zeigt uns eine Loangonegerin bei der Feldarbeit. Bei der Arbeitstheilung zwiſchen Mann und Weib iſt wie überhaupt die größere und ſchwerere Hälfte bei allen primitiven Völkern auf das Weib gefallen; Rückſicht auf ſeine kleinen Kinder wird nirgends genommen; daher die ſo häufige Erſcheinung, daß das Weib ſich den Säugling irgendwie auf den Leib bindet und mit ihm allen ihren Geſchäften nachgeht.

Wir betrachten nunmehr in einem kurzen Ueberblick die älteſten Formen der Viehzucht und des Ackerbaues. Kein Thier iſt ſo frühzeitig, ſo allgemein und zu ſo verſchiedenen Zwecken gezähmt worden wie der Hund, den wir als Maſtthier, Zugthier, Jagdgenoſſe und Heerdenhüter des Menſchen — doch nicht vor dem Beginn der neolithiſchen Zeit — antreffen. Amerika hat es aus eigener Kraft überhaupt nie weiter gebracht als bis zur Zähmung des Hundes. In Afrika iſt wieder das Schwein Jagdthier geblieben, welches in Polyneſien neben dem Hunde das einzige Hausthier geworden iſt. Schweinezucht iſt den Malayen eigenthümlich; den Ariern Indiens und auch den Aegyptern war ſie anfänglich fremd. Erſt um die Mitte des zweiten Jahrtauſends vor unſerer Zeitrechnung erſcheinen Schweineheerden auf Bildern im Nilthale. Das zweite große Gebiet der Schweinezucht iſt Europa vom Mittelmeer bis zu dem nordweſtlichen Rande der Wohnſitze turaniſcher Völker. Im Cultus der griechiſchen Erdmutter blieb das Schwein allezeit Opferthier; die älteſten Riten der Italiker fordern dagegen Schlachtung des Hundes und der Ziege; das Schwein lieferte den Feſtbraten, zumal beim Leichenſchmauſe der Römer.

Welche Stationen die Zucht der Ziege durchmachen mußte, ſehen wir deutlich an altägyptiſchen Denkmälern. Der Steinbock und andere wilde Ziegenarten Nordafrikas, ſowie die verwandten Antilopen erſcheinen hier als Verſuchsthiere, mit welchen ſich der Menſch ſchrittweiſe von der Jagd in der Richtung der Domeſtication bewegt hat. Häufig mußte das Ziel aufgegeben werden; ſo beim Steinbock und bei drei Antilopenarten, welche die Aegypter im älteſten Reich ungefähr viertauſend Jahre vor Chr. züchteten. Im mittleren Reiche, um 3000 v. Chr., finden wir nur mehr Ziege, Schaf und Säbelantilope gezähmt; im neuen Reiche (ungefähr von 1800 v. Chr. an) verſchwindet auch die letztere. Auf das griechiſche Feſtland ſcheint die Ziege von den Inſeln, wo ſie wild vorkam, gebracht worden zu ſein. Neben Schaf und Schwein nimmt ſie bald im Hausthierſtand der Griechen und Italiker einen feſten Platz ein.

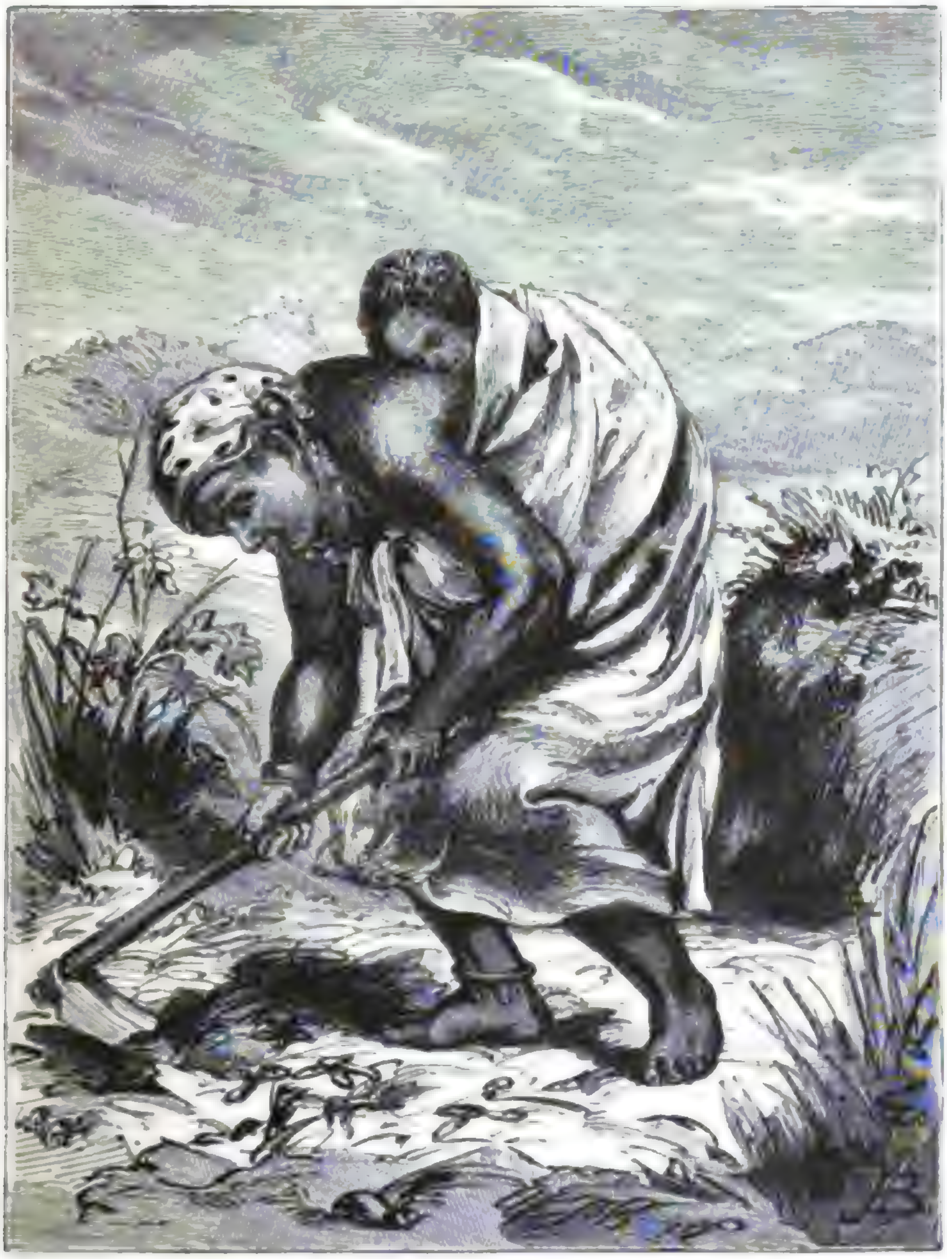


Fig. 33. Loangonegerin bei der Feldarbeit.
(Text ſiehe S. 114.)

Die Verſuche zur Zähmung des Großviehes müſſen wir uns ähnlich denken, wie ſie von den Aegyptern den wilden Ziegenarten ihrer Heimat gegenüber gemacht worden und theilweiſe geglückt ſind. Das Rind hat urſprünglich in Auſtralien, Polyneſien, Südamerika gänzlich gefehlt. In Nordamerika hat man keinen Schritt unternommen, ſich der Heerden auf friedlichem Wege zu verſichern. In Afrika und Aſien aber hat man es aufgegeben, das Rind zu jagen, und iſt in ein freundlicheres Verhältniß zu demſelben getreten. Mitteleuropa und Mittelaſien waren die Heimſtätten großer, ſtarker Rinderraſſen, deren Heranziehung zur Arbeit eines der mächtigſten Förderungsmittel der alteuropäiſchen Cultur geworden iſt.

Kuh, Ziege, Schaf und Hund, wozu noch ſpäter das Schwein kommt, bilden auch den älteſten Hausthierſtand in den Pfahlbauten der Schweiz. Rütimeyer nennt daher die Periode der älteſten Seeanſiedelungen das „Zeitalter der primitiven Hausthierraſſen". Das Pferd iſt den Bewohnern dieſer Dörfer bekannt, aber noch nicht Gegenſtand der Züchtung. Die Wildheimat dieſes Thieres iſt das große Steppengebiet Inneraſiens. Amerika, Auſtralien und Polyneſien, Südaſien und ganz Afrika ſind vom Beſitz desſelben urſprünglich ausgeſchloſſen. Im alten Reiche Aegyptens iſt das Pferd ein unbekanntes Thier; erſt nach der Vertreibung der Hykſos erſcheinen die Könige auf Streitwagen mit prächtig geſchirrten Roſſen, und aſſyriſche Geſandte als Ueberbringer werthvoller Pferde. Auch die blonden Libyer und die Juden haben ſpät, in geſchichtlicher Zeit, das Pferd ins Haus genommen. Und hier iſt ein wichtiger Unterſchied zwiſchen Raſſenomaden und ſolchen Völkern, welche das Pferd als ein Geſchenk aus der Fremde erhielten, zu bemerken. Die Erſteren ſind, wenn ſie auch das Pferd vor den Laſtwagen zu ſpannen verſtehen, vorzugsweiſe Reiter; die Letzteren, wenn ſie auch auf Kameelen oder Eſeln zu reiten gewohnt ſind, vertrauen ſich dem Rücken des Pferdes zunächſt noch nicht an, ſondern laſſen ſich, wie Pharaonen und Achäer, dem Feinde im Streitwagen entgegenführen. Auch genießt das vornehme Thier in der Fremde den Vorzug, nicht geſchlachtet zu werden wie in der Heimat. Arabien, heute das Mutterland der ſchönſten Edelroſſe, entbehrte das Thier bis nach dem Beginn unſerer Zeitrechnung und wurde mit demſelben erſt durch die Ausbreitung der ſpaniſchen Pferdezucht über Nordafrika bekannt.

Pferdefleiſcheſſer, alſo von ihrer beiderſeitigen Urheimat her vertraute Bekannte des Thieres, waren die turaniſchen Stämme Aſiens und Oſteuropas, aber auch die Vorfahren der indiſchen Arier; denn noch in der jüngeren Brahmanenlehre wird das Pferd vor Rind, Ziege und Schaf als oberſtes Opferthier genannt. Wann das Pferd in Europa Hausthier geworden, wiſſen wir nicht. Gejagt und verzehrt wurde es ſchon von den diluvialen Höhlenbewohnern im heutigen Frankreich, und gewiß war es in wildem oder halbwildem Zuſtand auch durch alle ſpäteren Perioden der Vorgeſchichte von den ruſſiſchen Ebenen bis zum Atlantiſchen Ocean hin verbreitet. Aber ganz plötzlich und ziemlich ſpät tauchen unter den Kelten Britanniens Wagenkämpfer, in Gallien und Germanien Reiterſtämme, wie die Tencterer, auf. Die galliſche Cavallerie genoß hohes Anſehen im römiſchen Heere. Wahrſcheinlich hegten die Nordvölker Europas das Pferd urſprünglich der Nahrung wegen, was ſich daraus zu ergeben ſcheint, daß es bei den Germanen wie bei den Skandinaviern als edelſtes Opferthier galt. Als heiliges Thier, wie bei den Perſern, finden wir es bei Germanen und Slaven; namentlich das weiße Roß iſt eine Prieſtern und Fürſten gebührende Auszeichnung.

Während wir das Fleiſch der Pferde und Hunde als unſerer alten treuen Arbeitsgehilfen und Genoſſen verſchmähen, erſcheint es uns vielleicht nicht ſo unnatürlich, Eſelsfleiſch zu verzehren. Der Grund hiervon liegt einfach darin, daß der Eſel, ein gegen Kälte empfindliches Thier, nur in ſüdlichen Ländern heimiſch geworden iſt. Von den Kirgiſen, Perſern und Arabern wird er heute noch des Fleiſches wegen gejagt und erlegt; die Zambeſi-Anwohner ſcheuen ſich jedoch ebenſoſehr ſein Fleiſch, als das eines Menſchen, zu eſſen. Die Griechen lernten ihn ſpät kennen; Italien, Gallien und die Balkanländer haben ihn dankbar aufgenommen.

Hier iſt er das bewährte Tragthier geworden, während er in Altägypten, wo Eſelsheerden zu Tauſenden von Stücken vorkamen, wohl nur des Fleiſches wegen gezüchtet worden iſt.

Zähmung und Zucht der Thiere ihrer Umgebung mußte den Urmenſchen um ſo leichter fallen, als ſie ohne beſondere Mühe den gefangenen die gleichen Exiſtenzbedingungen bieten konnten, welche ihnen die freie Natur gewährte. Bei uns muß das Thier die Gefangenſchaft theilen, in der wir ſelbſt leben. Auch das Sklavenleben der Menſchen iſt bei Naturvölkern weniger hart und grauſam als bei vorgeſchrittenen Nationen. Alle Sorgfalt, die wir wilden Thieren zum Behufe der Zähmung angedeihen laſſen, kann die größere Vertrautheit, die aus der moraliſchen Nähe des Urmenſchen und des um ihn lebenden Wildthieres entſprang, nicht erſetzen.

Die älteſten Formen des Ackerbaues müſſen wir uns denjenigen ähnlich denken, wie ſie in den wärmeren Gürteln des Erdballes noch heute gefunden werden, ähnlich dem Maisbau im tropiſchen Südamerika, dem Bau der Mohrenhirſe und der Reispflanze in Südaſien. In einer milderen Zone erſcheinen unſere Getreidepflanzen zuerſt bei den Aegyptern und den dunkelweißen Mittelmeervölkern, als Elemente einer Wirthſchaft, welche ziemlich gleichmäßig den Feldbau und die Viehzucht berückſichtigt, während bei der hellweißen und gelben Raſſe die letztere noch lange Zeit durchaus im Vordergrunde ſteht und dem Ackerbau nur ein beſcheidenes Plätzchen als Nebenbeſchäftigung der Frauen gegönnt iſt.

In den öſtlichen Wohnſitzen der gelben Raſſe gewann der Reis eine ſolche Ausbreitung, daß er noch heute die Hauptnahrung der Hälfte aller Menſchen bildet. Bindeglied zwiſchen den Feldfrüchten der dunklen und der lichten Raſſe wurde die Hirſe, einſt eines der wichtigſten Volksnahrungsmittel, heute ſo gut wie ganz depoſſedirt. Römern, Griechen und Germanen nahezu fremd, hatte ſie die größte Bedeutung für andere Theile der europäiſchen Bevölkerung, und zwar gerade für ſolche, die wir zu den älteſten rechnen müſſen. So für die Iberer, Aquitanier, Kelten (welche den Hirſebau auch in Oberitalien verbreiteten) und Thraker, bei denen nach Xenophon ein ganzer Stamm „die Hirſeeſſer" heißt. Weiter öſtlich ſind die Sarmaten und die ſkythiſchen Pontusvölker vorzüglich Hirſebauer, und aus der Geſchichte der Hunneneinfälle lernen wir, daß auch die Ebenen Ungarns im ſpäteren Alterthum zumeiſt mit Hirſe beſäet wurden. Die letzten und zäheſten Verehrer dieſer alteuropäiſchen Bauart ſind die Slaven, die Kaiſer Mauritius ſchon um 600 ein hirſeeſſendes Volk nennt, und bei welchen der Hirſebrei als Hochzeitsfeſteſſen noch immer im Anſehen ſteht. Wir werden ſpäter, bei der Betrachtung der Pfahlbaufunde, ſehen, daß die Hirſe ſchon in der jüngeren Steinzeit eine beliebte Baufrucht unſerer prähiſtoriſchen Ahnen bildete.

Neben dieſem Mittelglied zwiſchen den Feldfrüchten des gelben und des weißen Menſchen findet man ſchon in den Pfahlbauten der Steinzeit Gerſte und Weizen, in denen der Bronzezeit Roggen und Hafer. Von dieſen eigentlich nordiſchen Cerealien, den Getreidearten im engeren Sinne, gehören die beiden erſten vorwiegend der dunkelweißen, die beiden letzteren der hellweißen Schattirung der mittelländiſchen Raſſe an. Urſprünglich ſtammen ſie als Wildpflanzen wohl von der aſiatiſchen Steppe her, wo vielleicht mit ihnen ein Anbau primitivſter Art getrieben wurde. Kleine Samenvorräthe können von dort auf der Wanderung der Stämme mitgebracht worden ſein; aber durch die Ausbildung dieſer Ackerbauformen iſt der Erdgürtel, den wir bewohnen, wirthſchaftlich ſelbſtſtändig geworden. Dieſe unſcheinbare That hat unſere Raſſe befähigt, den großen weltgeſchichtlichen Kampf aufzunehmen, aus dem ſie auf der ganzen Linie mehr und mehr als Sieger hervorgeht.

Auch in den berühmteſten außereuropäiſchen Getreideländern der Alten Welt, deren Blüthe der claſſiſchen Cultur lange vorausgeht, ſtammen die Cerealien aus dem Norden. Das beweiſt ihre Verbreitung in dieſen Gebieten. *Babylonien*, das zuerſt von einem turaniſchen Culturvolk urbar gemacht wurde, trug faſt nichts als *Gerſte*, deren Anbau hier der Sage nach dreihundertfältig lohnte. Nur am unteren Euphrat wurde Reisbau getrieben, vielleicht ein Erbtheil der ſchwarzen Urraſſe, von dem aber das claſſiſche Alterthum bis auf Alexander den Großen keine Ahnung beſaß. (Auch in Indien wurde der Reis von den einwandernden Ariern anfangs zurückgewieſen.) Die Kornkammer *Aegypten* trug hingegen vorzugsweiſe *Weizen*, deſſen Anbau jenſeits der Südgrenze des Landes auch heute noch völlig aufhört. Die vom Weizen verdrängte Pflanze, welche ſich erſt jenſeits dieſer Grenze, im eigentlichen ſchwarzen Erdtheile wiederfindet, iſt die Mohrenhirſe. Von anderen, allmählich verſchwundenen oder verſchwindenden Nährpflanzen älteren Stiles kennen wir aus dem Nillande den Papyrus, deſſen Wurzelſtock man genoß, und den Lotus.

Durch ſeinen blühenden Feldbau wurde namentlich Aegypten das Muſterland aller anderen Völker, welche um den Oſtrand des Mittelmeeres herum allmählich ſeßhafte Lebensformen annahmen. In Griechenland erſcheint die Gerſte als das älteſte Getreide, auch nach den im Cultus bewahrten Anſchauungen; in Rom galt die Hirſe für älter. Bei den Juden finden wir überhaupt nur Weizen, Gerſte und Spelt angebaut; Roggen und Hafer ſind der Bibel fremd.

Die Nordvölker Europas, die hellweißen Glieder der mittelländiſchen Raſſe, erſcheinen als geſchichtliche Ackerbauer vor Allem gekennzeichnet durch den Beſitz des *Roggens* und des *Hafers*. Das Roggenmehl mundet den Römern nicht, ſie finden es ſogar unverdaulich; dagegen übernahmen die Germanen von jenen das „weiße Korn“, den Weizen. Der Hafer bleibt ganz auf die ärmeren und kälteren Landſtriche beſchränkt und den Römern als Culturpflanze unbekannt. Daß wir ſchon in den ſteinzeitlichen Pfahlbauten drei Weizen- und zwei Gerſteſorten vertreten finden, will für die geſchichtliche Entwickelung des Ackerbaues in Mitteleuropa nicht viel bedeuten. Die Bodencultur der Pfahlbaubewohner iſt, wie wir im Einzelnen noch näher nachweiſen werden, nicht ſo ſehr charakteriſirt durch die Liſte der vereinzelt vorkommenden, ſehr mangelhaft behandelten Feldfrüchte, als durch das, was man mangels einer hinreichenden Ackerernte ſonſt noch aus dem Pflanzenreiche genoß. Man ſättigte ſich mit Mengen von Holzäpfeln, Holzbirnen, Mehlbeeren, Kirſchen, Schlehen; man ſammelte Hagebutten, Himbeeren, Brombeeren, Hollunderbeeren, Waſſernüſſe und vieles Andere. Die Buchnuß und die Eichel waren geſchätzte Nahrungsmittel; aus der erſteren wurde nicht bloß Oel gepreßt, und die letztere nicht ausſchließlich den Schweinen vorgeworfen.

Die Unvollkommenheit des *vorgeſchichtlichen Feldbaues* lehrt auch das, was wir als *Ackergeräth* aus neolithiſcher Zeit betrachten ſollen, z. B. eine Hirſchgeweihſtange, welche aller Sproſſen bis auf eine einzige beraubt iſt und nothdürftig zum Aufritzen der Erde hinreicht. Vergleicht man ſolches problematiſche Werkzeug mit den ſchweren eiſernen Pflugſcharen, Schaufeln, Harken u. ſ. w., die ſich in keltiſchen Gräbern bei Idria im öſterreichiſchen Küſtenlande gefunden haben, ſo erkennt man die Weite des Weges, der von der Bodencultur der Pfahlbaubewohner bis zu dem unter ſüdeuropäiſchem Einfluß erwachſenen Feldbau um den Beginn unſerer Zeitrechnung hingeführt hat. Dieſem Wege müſſen wir noch einen Blick widmen.

Das älteſte Ackergeräth iſt ohne Zweifel der zugeſpitzte Stock, welcher ſowohl zum Ausgraben von Wurzeln, als auch zum Löcherbohren für Samenkörner dienen kann. Ein hakenförmig gekrümmter Stock, ein Knieholz, geſtattet ſchon Furchen zu ziehen, wie es für die kleineren Samen unſerer Cerealien nothwendig iſt, da man nicht jedem einzelnen Körnlein ſein Bett bereiten kann. So entſtand der Hakenpflug, ein bloßer Baum mit einem Hakenaſte daran, den man vor gar nicht langer Zeit auch in Europa noch am Leben finden konnte. Der Erſte, der ihn nachweislich anwendete, war der Aegypter, der auch bereits Thiere zum Zug verwendete, während im altperuaniſchen Reiche Menſchen ſich vor den Pflug ſpannten. Auch bei dem zuſammengeſetzten Pflug der älteren Griechen erwähnt Heſiod noch keiner eiſernen Schar. Erſt die feldbautüchtigen Römer fügten dieſe, ſowie das Pflugmeſſer hinzu und legten das Geräth auf Räder. Germanen und Slaven, welche den halbnomadiſchen Kleinbau des Getreides nur mit dem Haken trieben oder richtiger von ihren Frauen betreiben ließen, erhielten den Pflug — Namen und Sache — durch Vermittelung der Kelten. Im Oſten iſt der fertige Pflug, wie ihn die Römer ausbildeten, noch heute nicht durch ganz Rußland heimiſch geworden; nur die Kleinruſſen beſitzen ihn; die Großruſſen, welche noch mehr Nomadiſches an ſich haben, ſind der älteren Form, dem Hakenpfluge, treu geblieben.

Abbildung 34 auf S. 121 veranſchaulicht uns die primitive Pflugarbeit, wie ſie in Abeſſinien mit einem Pflug roheſter Conſtruction (ein Holzzahn, mit Eiſen beſchlagen), den angeſpannte Ochſen ungeregelt über den ſteinigen Acker ziehen, geübt wird — in aller Primitivität doch ein weſentlicher Fortſchritt gegenüber den Verhältniſſen der Negervölker, die das Feld ohne Pflug, mit der Hacke in zeitraubender und mühſamer Handarbeit beſtellen. Das Pflügen iſt hier wie überall Sache der Männer, weil das Zugthier dabei Verwendung findet. Die übrigen Feldarbeiten, wie Ernten und Dreſchen, obliegen auch hier noch, wie meiſt, den Weibern.

Aelter noch als die erſten Feldgeräthe ſind die Geräthſchaften zur Nahrungsbereitung. Nicht lange hat ſich der Urmenſch daran genügen laſſen, ſeine Nahrung, ſei es pflanzliche, ſei es thieriſche, mit den Händen zu ergreifen, mit Fingern und Zähnen für die Verdauung vorzubereiten. Wenn der Getreideſame zu hart war, um vom Halme weg genoſſen zu werden, nahm er einen breiteren Stein als Unterlage, einen rundlichen als Fauſthammer und zermalmte die dürren Körner. Erſt nach dieſer einfachen Erfindung waren die letzteren der Aufbewahrung fähig. Damit iſt für die Frauen und Mädchen ein weiteres Geſchäft erſonnen; ſie haben die Mühle zu beſorgen, wie ſie das noch heute bei den Südſlaven thun. Dieſe Arbeit, ja ſelbſt das Einſammeln der Getreidekörner gehört in der Urzeit noch zur Küchenpflicht, und vor den Mahlſteinplatten, die uns ſo zahlreich aus prähiſtoriſchen Wohnſtätten erhalten ſind, haben wir uns Frauen als ſchöne Müllerinnen kauernd oder knieend zu denken. Abgelöſt wurden dieſelben in ſpäterer, vorgeſchrittener Zeit, deren Fortſchritt ſich darin zeigt, daß man die Bewegungsmittel in immer tieferen Regionen ſucht, anfangs durch Sklaven, hernach durch Thiere und endlich durch die Waſſerkraft.

Die Mühle, bei welcher der Reibſtein mittelſt einer verticalen oder horizontalen Handhabe in kreiſende Bewegung verſetzt wird, iſt eine relativ ſpäte Erfindung; ſie ſetzt die Kunſt des Steinbohrens voraus, aber dieſe Kunſt hat ſich in anderer Richtung längſt fruchtbar erwieſen, ehe man daran ging, rotirende Mühlſteine herzuſtellen.

Auch was der Menſch an Nahrungsmitteln aus der Thierwelt gewann, hat er theilweiſe roh verzehrt, theilweiſe ohne Benutzung des Feuers auf primitive Weiſe zubereitet. In heißen Ländern wird maſſenhaft Dörrfleiſch gewonnen, welches vor dem Genuß auf einem Steine mürbe geklopft werden muß. Von alten Völkern haben wir die Nachricht, daß ſie ihre Fleiſchkoſt unter dem Sattel mürbe ritten; dabei wurde es zugleich wieder warm, wie es im friſchen Zuſtande geweſen war.

Die Lebenswärme des friſch erlegten Thieres wurde von den Jägerſtämmen der Urzeit keineswegs gering geſchätzt; ſie erſetzte gleichſam die ſpätere Art der Zubereitung durch Feuer. Daher auch die allgemeine Leidenſchaft für den Bluttrank. Wenn man in milderer Zeit auch nur den Göttern friſches Thier- oder Menſchenblut als Opfer hingoß, ſo war das kein anderer Saft als der, welchen man in der Urzeit auf der Jagd oder bei der Schlachtung von Kriegsgefangenen ſelbſt zu genießen liebte. Der Menſch entwöhnte ſich dieſes Greuels allmählich; aber die Götter huldigten einer veralteten Mode und luden gelegentlich, wie in Alt-Mexiko, auch ihre frommen Diener zu cannibaliſchen Gaſtmählern. Blut, Mark und Nierenfett der erlegten Thiere wird zumeiſt warm und roh genoſſen; ein natürlicher Inſtinct ſcheint dem Menſchen dieſe Theile, bei dem Mangel eines anderen vegetabiliſchen oder animaliſchen Fettes, als unentbehrlich zu ſeiner Pflanzenkoſt anzuweiſen.

6. Beherrſchung des Feuers.

Auch die Aneignung und Benutzung des Feuers hat man zu jenen Charakteren gerechnet, welche dem Menſchen als ſolchem eigenthümlich ſind und ihn vom Thier unterſcheiden. Wilſon nennt den Menſchen „ein feuerzündendes Weſen", und A. Reville ſieht in dem Feuer die wahre Mutter der Civiliſation. Die Entdeckung ſeiner Kräfte, ſagt Joly, „erweckte den Geſellſchaftstrieb, das Familienleben, die heiligen Freuden des häuslichen Herdes, ſowie alle Gewerbe, Künſte und Wunderwerke, welche entſtanden ſind und noch täglich entſtehen". Menſchen, die keinen Verkehr mit dem Feuer gehabt hätten, ſind auf Erden noch nicht angetroffen worden, und es war ein Irrthum, wenn man die Benutzung desſelben einigen Inſelbewohnern des Stillen Oceans abgeſprochen hat. Ueberall, wohin europäiſche Seefahrer als Entdecker vorgedrungen ſind, fanden ſie entweder Rauchſäulen, die, aus dem Dickicht aufſteigend, übers Meer hin die Anweſenheit von Menſchen verkündeten, oder verlaſſene Herdplätze oder Sprachen, in welchen ein Wort für Feuer, Feuerbereitung u. dgl. ſeine alte wichtige Stelle einnahm. Der Beſitz des Feuers hat eine große, vielſeitig fördernde Bedeutung auch für den Menſchen, der auf niedrigſter Culturſtufe die Metalle und ihre Bändigung durch die ſchmelzende Gluth noch nicht kennt. Das Feuer hilft ihm eine Reihe der werthvollſten Nahrungsmittel genießbar machen; es lehrt ihn, den Wald leichter roden, Baumſtämme durch Aushöhlung in Fahrzeuge umzuwandeln. Sein Glanz und ſeine Lohe ſchützt den im Urwald Ruhenden vor dem nächtlichen Ueberfall der Raubthiere; das Feuer giebt dem Speer des urzeitlichen Jägers eine harte und ſcharfe Spitze, es bewahrt die an den unteren Enden angebrannten Pfähle ſeines Wohnſitzes vor Fäulniß und kann auf weiten graſigen Flächen auch dazu verwendet werden, das flüchtige Wild dem Jäger in den Schuß zu treiben.

Der vorgeſchichtliche Menſch bedient ſich des Feuers ſeit den älteſten Zeiten, welche der culturhiſtoriſchen Forſchung zugänglich ſind. In den Höhlen, welche den Renthierjägern der Quartärzeit als Obdach und Herdſtätten dienten, finden wir zahlloſe Feuerſtellen mit ausgeglühten Steinen, Aſche, Kohle, halb oder ganz verbrannten Thierknochen, aber keine Thongefäßreſte, welche wir mit Sicherheit dem Zeitalter der ausgeſtorbenen oder ausgewanderten Thiere zurechnen dürften. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß es dem Diluvialmenſchen ſchwerfallen mochte, Waſſer zum Kochen zu bringen, und daß er, wenn es ihm darum zu thun war, nach einer ebenſo alten als primitiven Methode die in einem Holzgefäß aufbewahrte Flüſſigkeit durch hineingeworfene glühende Steine nach und nach bis zum Sieden erhitzte.

Aus den nachdiluvialen Perioden der Urgeſchichte beſitzen wir Spuren einer viel ausgedehnteren Verwendung des Feuers. Man verbrannte die Todten, man verſtand Thongefäße zu formen und zu brennen, die Pfahlbauhütten mit Kienſpänen zu erleuchten. Für das Volk der Muſchelhaufen an der Küſte Dänemarks hat man angenommen, daß ſie in dem fettſtrotzenden Magen des Brillenalkes (Alca impennis) eine natürliche Lampe gefunden hätten, welche durch etwas Moos als Docht leicht verwendbar gemacht werden konnte. Von den Pfahlbauern vermuthet man, daß ſie Feuer durch Schlagen mit Steinen gewannen, da ſich in den Seetiefen unter anderem Hausrath häufig Stücke von Zunderpilz gefunden haben.

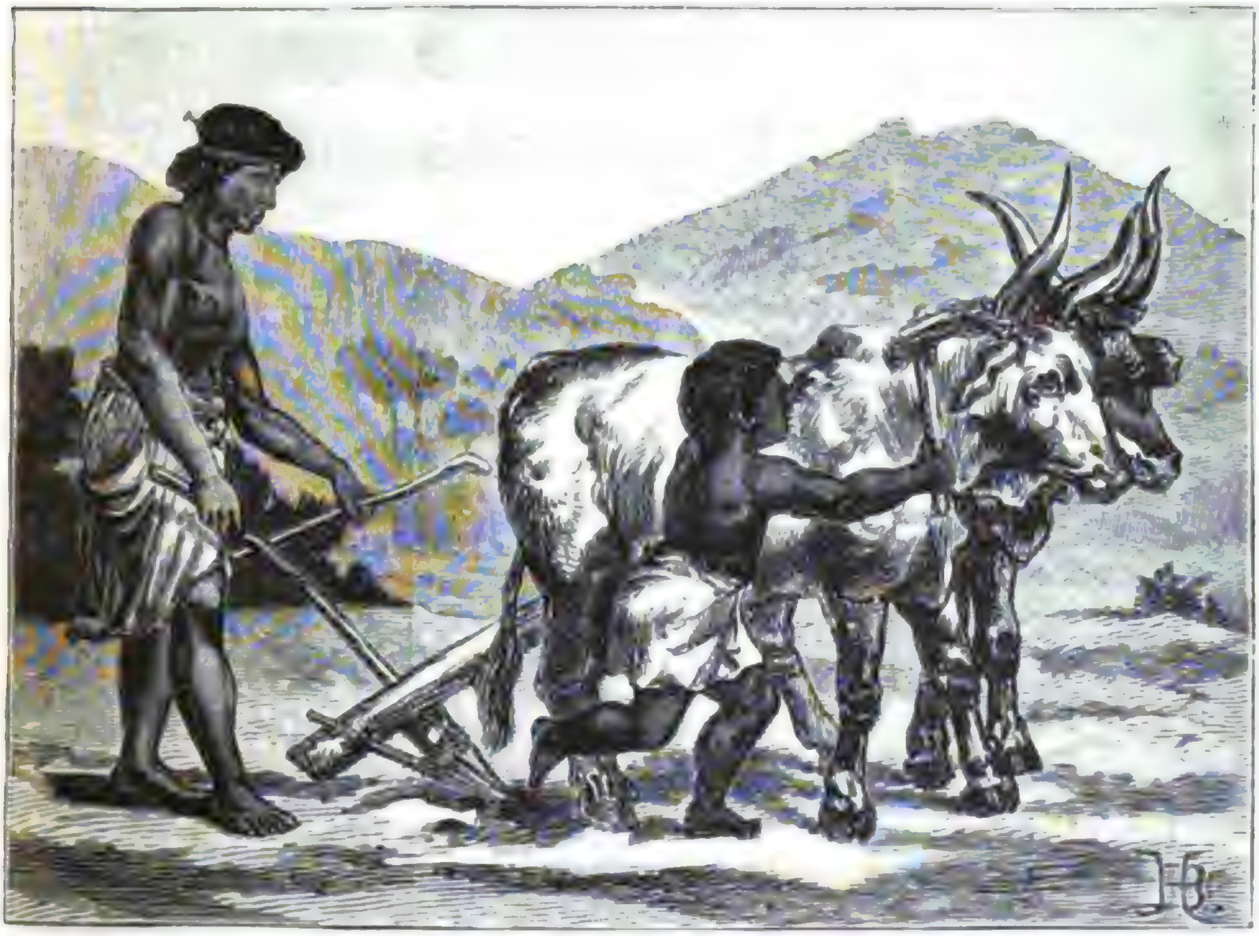


Fig. 34. Abeſſiniſcher Ackersmann.
(Text ſiehe S. 119.)

Dieſem mächtigen Verbündeten mußte der Menſch auf verſchiedenen Wegen begegnet ſein, ehe er ihm die Hand reichte und ihn zu ſeinem Hausgenoſſen machte. Wo und wann dies geſchah, wird wohl immer ein Räthſel bleiben. Oft und oft wird vor den Augen des Wilden ein majeſtätiſcher Waldbaum blitzgetroffen emporgelodert haben; aber wir dürfen annehmen, daß dieſes impoſante Schauſpiel den erſchreckten Zuſeher eher verſcheucht, als angelockt habe. Hier konnte er nichts lernen, als die erſchütternde Kraft unbekannter Himmelsmächte mit abgewandtem Antlitz zu verehren. Dagegen giebt es viele Landſchaften, in welchen das Feuer als Erſcheinung irdiſchen Urſprungs und ſtillerer Gewalt dem Menſchen näher tritt, wo es ihm geſtattet, ſich in friedlichem Umgang mit den Wirkungen des Elementes bekannt zu machen. Solche Vertraulichkeit war nothwendig, ehe an die Zähmung und Aufbewahrung, gleichſam an die Domeſtication deſſelben, geſchritten werden konnte. In der Nähe großer Vulcane glühen die ausgeworfenen Lavamaſſen oft jahrelang, ja jahrzehntelang. Man konnte Holzſpäne daran entzünden und den Haushalt immer wieder mit Feuer verſehen. An anderen Orten — in Nordamerika, China, Italien, am Kaſpiſee — giebt es Feuerbrunnen, welche ohne Unterlaß entzündliche Luft aushauchen. Solche Erſcheinungen haben die Religion der Feueranbeter ins Leben gerufen, gewiß nicht ohne daß man die Wohlthaten der vermeintlichen Gottheit an dem Urquell ihrer Spenden kennen gelernt hatte.

Die Urheimat des Feuercultus iſt Hochaſien; von dort brachten ihn ariſche Nomaden nach Süden, wo die Perſer unter dieſem Zeichen gegen die älteren Einwohner des Landes und die ſtammverwandten Meder kämpften und ſiegten. Ariſche Prieſter verbreiteten den Agni-Cult nach Indien; aber dort trug Brahma, das „Wort", über das Feuer den Sieg davon. Nur in der Parſenreligion auf Gudſcherat und Multan genießt die uralte Bannerin der Raubthiere und Nachtgeiſter, die Flamme, noch göttliche Verehrung, und Erinnerungen an ihren einſtigen Rang findet man bei Iſraeliten und Arabern in den Erzählungen vom brennenden Dornbuſch und vom Feuerberg der Wüſte.

Ehe man von dem natürlichen Vorkommen des Feuers unabhängig wurde, geſchah die Verbreitung deſſelben durch Uebertragung. Davon hat man bei den Auſtraliern noch Spuren gefunden, obwohl ſie die künſtliche Erweckung der Flamme bereits kannten. Sie pflegten das Feuer brennend zu erhalten und von Ort zu Ort, ſogar in ihren Kähnen mit ſich zu nehmen. Die Murray-Auſtralier erzählen, man hätte ihnen das Feuer zuerſt in einem Grasbaumſtengel aus dem Oſten (wohl von einer der vulcaniſchen Südſeeinſeln) gebracht. Die nordamerikaniſchen Indianer trugen Feuer vom Morgen bis zum Abend in glimmenden Baumſchwämmen bei ſich, womit ſie dann ihr Lagerfeuer anzündeten. Auch der Prometheus-Mythus der Griechen erzählt nur von einer Uebertragung des Feuers. Nach demſelben ſoll Prometheus das Feuer im Mark einer Ferulſtaude verborgen vom Himmel zur Erde gebracht haben. Das Feuer, als köſtlichſtes Gut, liegt in der Hand des Höchſten der Götter; ein menſchenfreundlicher Halbgott, ja derſelbe, welcher überhaupt zuerſt Menſchen geſchaffen, entwendet dem Götterkönig die unſchätzbare Habe und ſchenkt ſie ſeinen mühebeladenen Geſchöpfen, damit es ihnen auf Erden leichter werde, ihr Daſein zu friſten. Noch nach der Vorſtellung des Aeſchylos war das ein Geſchehniß aus unendlicher Zeitferne; denn der zur Strafe für den Feuerraub an kaukaſiſche Felswand geſchmiedete Heros klagt bei jenem Dichter, daß ſeine Qual ſchon dreißigtauſend Jahre währe, und ſeit der Verſöhnung des Zeus mit dem Sohne des Japetos dachte man ſich wohl auch ſchon viele Jahrtauſende verfloſſen.

Allen früheren Geſchlechtern der Menſchheit war die Sitte eigenthümlich, das einmal erworbene Feuer auf dem Lagerplatze brennend zu erhalten. Als bei vorgeſchrittener Cultur dieſer Brauch erloſch, hielt ihn der Cultus feſt und machte eine heilige Handlung daraus, welche in Rom den Veſtalinnen oblag, und von der die römiſche Kirche im „ewigen Lichte" noch einen ſchwachen Abglanz bewahrt.

Es war ein unendlich großer Fortſchritt, als man von dem natürlichen Vorkommen des Feuers unabhängig wurde und durch die vorherige Einbürgerung deſſelben auf die Bahn der Erfindung gebieteriſch hingedrängt, nach dem Erkalten des Lavaſtromes oder dem Erlöſchen des Gasbrunnens die künſtliche Erzeugung des Feuers lernte. Wie man es in der Urzeit zu wecken verſtand, das ſehen wir noch heute bei den Polyneſiern und anderen Naturvölkern, wenn ſie Holzſtücke durch Reiben oder Bohren zur Entzündung bringen. In der Rinne einer hölzernen

Unterlage wird ein Stab ſo lange hin und her bewegt, bis jene zu glühen beginnt; oder man klemmt dieſen zwiſchen zwei zuſammengeſchnürte Hölzer und quirlt damit, bis ſich raſch nacheinander Rauch, Gluth und Flamme einſtellen. Jenes erſtere Geräth war auf vielen Inſelgruppen des fünften Welttheiles, das letztere dagegen auf den Antillen und an der Küſte Südamerikas verbreitet. Bei den Azteken Alt-Mexikos, den Botokuden Braſiliens und den Indianern Guyanas, bei den Veddas auf Ceylon, den Buſchmännern, Kaffern und Hottentotten Afrikas, ſowie bei den eingeborenen Stämmen des auſtraliſchen Feſtlandes fand und findet man den Feuerbohrer, eine Verbeſſerung der obgedachten Werkzeuge, welche darin beſteht, daß in der Vertiefung einer ruhenden Unterlage durch Quirlen mit dem Stabe Feuer erzeugt wird. Die Arbeit koſtete ſtets gewaltige Muskelanſtrengung, auch wenn ſich, wie es bei den Botokuden üblich war, immer mehrere Männer beim Feuerbohren ablöſten. Sie gelang leichter in heißer und trockener, ſchwerer in feuchter Atmoſphäre; bei ſtärkerer Sättigung der Luft mit Waſſerdampf konnte der Erfolg auch wohl ganz ausbleiben.

Es hält nicht ſchwer, ſich vorzuſtellen, wie man auf die Feuerbereitung durch das Reiben verſchiedener Holzarten gekommen ſei. Die Beobachtung zufälliger Erſcheinungen in der Natur, die mühevolle Arbeit der Vorzeit, in der man ohne langwieriges Reiben, Bohren und Glätten dem Stein, dem Horn, dem Holz, dem Knochen keine Form zu geben wußte, hat der Entdeckung nothwendig um einige Schritte entgegenführen müſſen. Wir brauchen deshalb nicht anzunehmen, daß ſich „ein gewaltiger Denker der Vorzeit von der Vermuthung habe leiten laſſen, durch Reibung werde Wärme erzeugt, und es könne vielleicht auch das Feuer durch die höchſte Steigerung der Reibungswärme gewonnen werden". Neugier und Spielerei, wie ſie in der culturloſen Vorzeit an hundert und hundert Orten geherrſcht und überall wie bei dem Kinde zu wohlthätiger Bereicherung des Wiſſens geführt haben, erklären uns jenen Fortſchritt viel zwangloſer, als die Annahme eines einſamen Genies, eines „Prometheus der Eiszeit, der an Schärfe des Verſtandes nicht hinter einem Copernicus oder Kepler, einem Champollion oder Grotefend, einem Kirchhoff oder Faraday zurückgeblieben ſei".*)

---

*) O. Peſchel (Völkerkunde, V. Auflage 1881, S. 142), der dieſe Vermuthung aufſtellt, bemerkt hierzu: „Wir gewännen damit den Satz, daß das höchſte Maß der Denkkraft, welches einzelnen auserwählten Menſchen hin und wieder zu Theil wird, in unſeren Tagen nicht größer ſei, als es bei den Völkern des claſſiſchen oder bibliſchen Alterthums, bei dieſen nicht größer als es zur Eiszeit geweſen iſt. Ueberſehen darf bei einer ſolchen Erwägung nicht werden, daß in den Zeiten der mittelalterlichen Scholaſtiker eine Abnahme des menſchlichen Faſſungsvermögens eingeſtanden wurde, inſoferne damals die geiſtigen Größen der Griechen und Römer ſelbſt auf dem Gebiete der ſtrengen Wiſſenſchaften als nicht mehr erreichbare Vorbilder galten. Gegenwärtig werden die Chineſen, deren geiſtige Entwickelung neuerdings nur ſehr träge fortſchreitet, von der Anſchauung beherrſcht, daß die geiſtigen Kräfte der Denker ihrer Vorzeit den heutigen Maßſtab weit überſchritten hätten. Die Vermuthung eines Wachsthums oder einer Abnahme des menſchlichen Faſſungsvermögens wird daher ſchwanken mit dem Selbſtgefühl oder dem Mangel an Selbſtgefühl der einzelnen Zeiträume, und in der Gegenwart, wo durch die ausgebildete Gliederung der Geſellſchaft jedes geiſtige Licht, methodiſch genährt, viel leichter dazu gelangt, Klarheit um ſich zu verbreiten, werden wir uns zu der Annahme neigen, daß der menſchliche Scharfſinn in der Mittagshöhe ſchwebe." Von dieſer intereſſanten Betrachtung möchten wir den prähiſtoriſchen Menſchen ſo lange ausgeſchloſſen wiſſen, als wir über die Art und Weiſe, wie er ſeine Erfindungen gemacht hat, auf Vermuthungen angewieſen ſind, und vor Allem ſo lange ſeine phyſiſchen Ueberreſte aus den älteſten Zeiträumen ſeiner Exiſtenz ſo wenig ausſagen, als dies heute der Fall iſt. Mit der optimiſtiſchen Auffaſſung, welche den berühmten Verfaſſer in dieſer Frage beherrſcht, könnte man auch dahin gelangen, die Geiſteskräfte eines und desſelben Individuums als Kind und als Mann auf die gleiche Stufe zu ſtellen.

Als der Feuerbohrer glücklich erfunden war, ging es an die weiteren Verbeſſerungen des Apparates. Man fand, daß das Drehen des Stabes mit den flachen Händen zeit- und kraftſparend erſetzt werden könne durch das Ziehen an einer Schnur, welche ſich an dem Stabe abwechſelnd auf- und abwickelte. Die nordamerikaniſchen Indianer (Dakotahs, Irokeſen) blieben bei dieſer Erfindung ſtehen; die Aleuten erleichterten ſich die Arbeit noch mehr, indem ſie die Spitze des Drehſtabes tiefer in die Unterlage einſenkten und das obere Ende derſelben mittelſt eines viereckigen durchbohrten Beinſtückes zwiſchen den Zähnen feſthielten, wobei ſchon nach wenigen Secunden das Feuer entſprang. Von unſeren eigenen Vorfahren und den uns zunächſt verwandten Völkern wiſſen wir das Gleiche theils aus ſchriftlicher Ueberlieferung, theils aus dem Fortbeſtehen alter Bräuche in vorgeſchrittenen Zeitaltern. Bei den Brahmanen Indiens hieß der Feuerſtab „Pramantha", die Hölzer, zwiſchen welche er eingeklemmt wurde, „Arani"; die Griechen bedienten ſich zur Feuerbereitung eines aus Ephen- und Lorbeerholz geſchnitzten Apparates (πύραιον), Plinius kennt dieſe ältere Art des Feuermachens ſehr gut und weiß ſogar zu berichten, wer in geſchichtlicher Zeit das Funkenſchlagen mit Stahl und Stein an die Stelle derſelben geſetzt habe. Für gewiſſe Zwecke war es ſogar unterſagt, ſich dieſer neumodiſchen Erfindung zu bedienen. Wenn im Veſtatempel zu Rom das heilige Feuer erloſch, mußte es bei Vermeidung göttlichen Zornes more majorum durch Reibung von Hölzern wieder entzündet werden. Noch lange nachher iſt in den Augen des Volkes an vielen Orten Europas und anderer Erdtheile Feuer und Feuer nicht dasſelbe; es kommt darauf an, wie es erzeugt wird, und der aus geriebenen Hölzern entſprungenen Flamme (willfire, engl.) werden gewiſſe Wirkungen zugeſchrieben. Der Name „Nothfeuer" ſagt, zu welchem Zweck man ſich dieſe in glücklichen Zeiten vergeſſene Erſchwerniß bereitete. Durch das Anzünden eines ſolchen reineren, heiligen Feuers galt es, um ſich greifenden Krankheiten des Viehſtandes zu begegnen, der Bräune unter den Schweinen, dem Milzbrand unter den Rindern ein Ziel zu ſetzen. Dieſer Aberglaube herrſchte in manchen Gegenden Norddeutſchlands noch während des 19. Jahrhunderts; in außereuropäiſchen Ländern (bei den Azteken, Suahelis) wurden gewiſſe periodiſche Feſtlichkeiten durch das Auslöſchen der Opferflammen und Erzeugen eines neuen Feuers aus glühend geriebenen Holzſtücken begangen.

Schon Lucretius erwog die Frage, wie der Menſch zur Kenntniß des Feuers gelangt ſei, und wie er dasſelbe in einen dauernden Beſitz umgewandelt habe. Im fünften Buche ſeines Lehrgedichtes von der Natur der Dinge ſchreibt dieſer römiſche Poet und Philoſoph:

„Laß von Folgendem noch den geheimen Zweifel dir nehmen!
Nämlich das Feuer brachte zuerſt den Menſchen der Blitzſtrahl ....
Auch der äſtige Baum, von Winden getrieben, erhitzt ſich
Schwankend, indem er ſich ſenkt in die Zweige des anderen Baumes,
Daß das Feuer erpreßt durch des Reibens heft'ge Gewalt wird.
Ja, es ſchimmert zuweilen der Flammen entzündete Gluth auf,
Reiben nur gegenſeitig ſich Aeſt' und Stamm aneinander,
So daß beides vielleicht dem Menſchen das Feuer verſchafft hat."

Lucretius macht auch ſchon die ſcharfſinnige Bemerkung, daß der Gebrauch des Feuers ſittigend einwirkte, indem er den Körper des Menſchen gewiſſermaßen verweichlichte, ſo daß er nicht wie zuvor die Strenge der Witterung ertragen konnte. Herd und Hütte, wärmere Bekleidung im Freien, Wechſel derſelben im geſchloſſenen Raume nehmen von da ihren Ausgang. Oskar Peſchel hält den Schluß für zwingend, daß die menſchliche Sprache vorhanden geweſen ſein müſſe, bevor ein

Feuer künſtlich bereitet werden konnte, daß alſo damals bereits die pſychiſche Kluft vorhanden war, welche Menſch und Thier voneinander trennt. Denn „vergegenwärtigen wir uns, daß die Schwierigkeit, durch Reibung Feuer zu entzünden, ſo groß iſt, daß ſelbſt im trockenen Südafrika in die raſch ermüdende Arbeit ſich Mehrere theilen, ſo ſetzt die künſtliche Feuerbereitung eine Verſtändigung zwiſchen den Theilnehmern voraus“.

Das offene Lager ums Feuer iſt die erſte Heimſtätte des Menſchen, wenn auch noch nicht das erſte Obdach. Wo dieſes Feuer flammt, iſt der oft wieder verwehte Keim einer Anſiedelung der Erde anvertraut. Da ziehen die Männer hinaus zur Jagd, und die Frauen erhalten den lodernden Brande, bis Jene heimkehren, um die erſtarrenden Glieder zu wärmen und Schutz gegen die Gefahren der Nacht zu finden. Dem Weibe ſchuf das Feuer ein wichtiges Amt, und dem Manne eine regelmäßige ſittigende Arbeit, Jener in der Bewahrung der Gluth, Dieſem in der Herbeiſchaffung des Brennmateriales, das der offene Herd in großen Maſſen verſchlingt.

„Nachher Speiſe zu kochen, ſie weicher zu machen durch Feuer
Lehrte die Sonne; man ſah, daß häufig die Früchte des Feldes
Milder wurden, durchkocht vom brennenden Strahl und der Hitze.
Täglich erfanden nunmehr, die ſinnreich waren vor andern,
Muthig zu neuem Verſuch, die vorige Nahrung und Speiſe
Abzuändern, das Feuer und andere Dinge gebrauchend.“

Alſo Lucretius. Der moderne Culturhiſtoriker fügt hinzu, daß die Sonne den Menſchen auch gelehrt, Fleiſch über dem Feuer zu trocknen und zur Aufbewahrung haltbar zu machen, ein unſchätzbarer Gewinn für den Jäger, der heute im Ueberfluſſe ſchwelgt und nach zwei Tagen ſchon zum Darben verurtheilt ſein kann.

Dagegen lag das Kochen in Waſſer dem Urmenſchen lange Zeit ferne. Den Auſtraliern war ſiedendes Waſſer ein unbekanntes Ding, deſſen Eigenſchaften ſie unangenehm überraſchten, wenn ſie gelegentlich aus einem Kochtopf Fiſche ſtehlen wollten. Beſſer vertraut waren ſchon die älteſten Menſchen mit dem Verhalten von Erde und Stein unter der Wirkung des Feuers, ſowie mit der Benutzung der Aſche. Auf erhitzten Steinen oder in der Aſche zu röſten, in Erdgruben, worin das Feuer eben erloſchen, Ferkel zu backen, den Leib geſchlachteter Thiere mit durchglühten Steinen zu füllen, darin bewährte ſich die Kochkunſt der Südſee-Inſulaner, der Sudaneſen, der Patagonier, und nicht anders werden auch unſere prähiſtoriſchen Ahnen, deren Herdlöcher voll Glühſteinen und Thierknochen wir allwärts antreffen, Fleiſch zubereitet haben.

Auch Getreidekörner genoß man früher geröſtet, ehe man ſie zerquetſcht zu einem Teig anrührte und dieſen buk. Noch die Juden aßen geröſtete Körner, und ebenſolche Gerſte ſpielt im Opfergebrauch der claſſiſchen Südvölker eine uralte Rolle. Das Brotbacken iſt ein Conſerviren des Mehlbreies, wie das Dörren des Fleiſches eine Form, animaliſche Nahrung genießbar zu erhalten. In aſchegefüllten Erdlöchern oder auf heißen Steinen buk man das erſte ungeſäuerte Brot. Aus jenen Herdgruben der Urzeit entwickelte ſich der ſpätere Backofen, aus der glühenden Steinplatte der Backtopf. In dieſem etwa meterhohen Gefäß wurde Feuer angemacht und, wenn dasſelbe niedergebrannt war, die Oeffnung geſchloſſen, worauf man die Teigkuchen an die Seite desſelben klebte. Geſäuertes Brot iſt eine jüngere, vielleicht von Aegypten ausgegangene Erfindung. Dieſe kam von den Griechen zu den Italiern, von den Römern zu den Kelten und nahm ſo ihren Weg weiter zu den Germanen und Slaven. Dieſe bereiten in ihren entlegeneren Wohnſitzen, wie

haben, meiſt auch andere Bedingungen einer geſchichtlichen Epoche, als welche wir eine ſtrengere politiſche Organiſation und das Vorhandenſein von Schriftdenkmälern bezeichnen können, erfüllt ſind.

Die thieriſcheſte der menſchlichen Wohnarten iſt das Hauſen auf Bäumen, wie man es bei den Batta auf Sumatra, bei Melaneſiern und ſüdindiſchen Stämmen, ſowie bei manchen Indianern Nordamerikas antrifft. Es iſt freilich kein Baumbewohnen, wie das des Orang-Utang; die Baumſtämme dienen vielmehr als natürliche Pfähle, und die eigentlichen Hütten ſind durchaus nicht die elendeſten ihrer Art. Eine Erfindung ähnlicher Art iſt das Zuſammenflechten herabhängender Baumzweige oder Gebüſchpartien zu einem Schutzdach, heute geübt von halb unſteten Stämmen Südafrikas, im Alterthum nach des Tacitus Zeugniß von finniſchen Jägerſtämmen.

Die Abbildung 36 auf S. 127 zeigt uns auf einem Boden, dem die höchſte Entwickelung der menſchlichen Cultur nicht fremd geblieben, eine menſchliche Siedelungsweiſe, die der unterſten Stufe angehört — Baumwohnungen, wie ſie von den Kader und anderen Aboriginerſtämmen, allerdings niemals ſtändig, benutzt werden. Aehnliche primitive Behelfe zu Wohnungs-, häufiger zu Depotzwecken ſind auch aus dem malayiſchen Gebiete und dem afrikaniſchen Sudân bekannt.

Ueber dieſe directen Anlehnungen an die Natur iſt man hinausgeſchritten, wo ſtärkere Zweige oder dünne Stämme abgeſchnitten, kreisförmig in den Boden gepflanzt und oben verbunden, mit aufgelegtem Reiſig oder mit einem Felle bedeckt werden. So wohnen Hottentotten, Feuerländer, Galla und Somali. Dies iſt der Keim einer langen und reichen Entwickelung, die zu ſchmucküberladenen hölzernen Paläſten, zu einer bunten und prächtigen, in ihrer Art unübertrefflichen Holzarchitektur hinführt.

Abbildung 37 auf S. 129 führt uns die Angehörigen eines weſtafrikaniſchen Stammes bei der raſch bewerkſtelligten Aufrichtung ihrer Hütten vor, wie ſie in ihrem Kegelſtil für die ſüdlichen Negerſtämme der Weſtküſte charakteriſtiſch ſind, im Gegenſatz zum rechteckigen Grundriß der Hütten am Congo, im Gabun- und Camerungebiete. Der Kegelſtil dieſer Hütten bedingt ihre Anlage im Kreis oder in zerſtreuter Bauweiſe, während der rechteckige Grundriß die gerade Straßenanlage begünſtigt. Die auf unſerer Abbildung dargeſtellten Hütten ſtehen, was die Bauweiſe anbelangt, etwa in der Mitte zwiſchen den Bienenkorbwohnungen der Rioko und den bereits in dauerhaftem Material ausgeführten runden Lehmhütten der Aſchanti.

Ein anderer Keim liegt in der zum Wohnplatz erwählten Höhle. Aber dieſe natürliche Zufluchtsſtätte fand der Menſch nur in felſigen Landſtrichen, namentlich im Kalkgebirge. Streifungen und Wanderungen führten ihn leicht von dieſem Gebiet hinweg und dann war er bedacht, die Gabe der Natur durch ein Werk ſeiner Hände nachzuahmen. Die primitiven Steinbauten der Hirten in der Herzegowina haben oft große Aehnlichkeit mit den dort ſo häufigen, auch zuweilen als Obdach benutzten Höhlen. Daraus iſt eine Baukunſt hervorgegangen, welche ſich durch die Dauerhaftigkeit des Stoffes und die Solidität der Proportionen raſch über den Holzbau erhob, aber an Kühnheit und Schönheit der Ausführung lange hinter demſelben zurückbleiben mußte.

So erkennen wir in der Noth der erſten Menſchen, welche ſich bei hereinbrechendem Unwetter entweder zum hohlen Baum oder zum hohlen Felſen flüchteten, die Ausgangspunkte zweier unendlich fruchtbarer Entwickelungsreihen. Die Völkerkunde lehrt uns an dem Beiſpiele der Feuerländer und der Tasmanier, daß ſich der Hüttenbau keineswegs in den kälteſten Gegenden am meiſten und in

rindenſtücke, aus welchen die Auſtralier ihre zeltartigen Hütten errichten, ſind oft 12 Fuß lang und 8 bis 10 Fuß breit. Dieſe Gabe der Natur fehlt im Norden jenſeits der Baumgrenze oder auf baumloſen Steppen. Dort tritt das Leder- oder Filzzelt an die Stelle der Rindenhütte und wird ſeinerſeits in der Sahara und Mittelafrika wieder durch ein Zelt aus gewebten Stoffen erſetzt, deſſen luftigen Charakter die arabiſche Architektur theilweiſe nachahmt. Die Seßhaftwerdung der Völkerſtämme iſt häufig von einer gewaltigen Ausdehnung ihrer primitiven Bauwerke begleitet. Man findet hausartige Aneinanderreihungen von Zellen, welche mehreren Hundert Bewohnern zur Unterkunft dienen.

Einen Fortſchritt im Holzbau bezeichnet die Verwendung knetbarer Erde zur Verdichtung der geflochtenen Wände, wovon uns aus prähiſtoriſchen Fundſchichten in Europa zahlloſe Beiſpiele vorliegen, während uns aus Auſtralien und von den Südſeeinſeln keines bekannt iſt. Reine Thonhütten mit Strohdächern beſitzt Mittelafrika, Luftziegelbauten finden ſich in den trockenen Hoch- und Tiefländern Mittelamerikas. Trockene, baumloſe Gegenden mußten ein ſeßhaftes und energiſches Volk, wie die Aegypter oder Chaldäer, zum Mauerbau auffordern. Dieſe Anregung fehlt in Indien, welches daher verhältnißmäßig ſpät in den Beſitz ſeiner eigenthümlichen Architektur (Felſentempel; freiſtehende Steinbauten nicht vor König Aſchoka um 250 v. Chr.) gelangte. Wie ſehr die Anfänge der Baukunſt vom Material beherrſcht werden, ſehen wir bei den Eskimos, welche durch ihre nothgedrungene Uebung, Grotten in den Schnee zu wölben oder Hütten aus Schneeblöcken zu errichten, auch den Bau tunnelartiger Wölbungen aus Steinen, als ſchützender Zugänge zu ihren Wohnungen, gelernt haben.

Die Frage nach dem Urſprung gewiſſer Bauweiſen, wie der in der Urgeſchichtsforſchung ſo wichtigen Pfahlbauten, hat mit der Entſtehung der Bauſtile nichts zu thun. Das Princip des Schutzes und weiteren Vortheiles äußert ſich nämlich nicht bloß darin, wie, ſondern auch darin, wo gebaut wird. Freilich bleibt die Wahl des Bauplatzes nicht ohne Einfluß auf die Bauform, aber dieſer Einfluß iſt häufig ein ſecundärer, wenn er auch äußerlich ſehr in den Vordergrund tritt. Die Ahnen der Pfahlbauern müſſen es verſtanden haben, Hütten auf feſtem Lande zu errichten, ehe ihre Enkel es wagen konnten, ſolche im Waſſer aufzuſtellen.

Durch verſchiedene, ſehr mächtige Triebe und Rückſichten wurde der Menſch veranlaßt, auf dem Waſſer ſtatt auf dem feſten Lande zu wohnen. Das Schutzbedürfniß iſt einer der erfindungsreichſten Triebe der Menſchheit, und hat ſtets die tiefſte Wirkung auf Lage und Beſchaffenheit des Wohnplatzes ausgeübt. In waſſerreichen Ländern mußte der Menſch leicht darauf verfallen, ſich und ſeine Vorräthe durch Wohnen im See, im Sumpf, im Moore oder in ſanft hinſtrömenden Flüſſen zu iſoliren, vor Raubthieren und räuberiſchen Menſchen zu ſchirmen und zu bewahren. Auch der Mangel an Raum zur Anlage trockener Siedelſtätten mag dabei mitgewirkt haben. Man ſchlug die Pfähle ſicherer und bequemer in ſeichten Seegrund, als an den verſumpften, felſigen, ſteilen und dichtbewaldeten Ufern. Jedenfalls war der See für Kahnfahrer wegſamer, als die Wildniß für Fußgänger. Raummangel aus anderen Gründen hat in Südchina und Hinterindien (Bangkok) zahlreiche Flußwohnungen auf Flößen und Kähnen, die von Menſchen wimmeln, hervorgerufen. Aber auch Pfahlbauten älteren Stiles giebt es noch übergenug auf der heutigen Erde; im indiſchen Archipel, in Melaneſien, in Nordweſtamerika ſind die meiſten, in Afrika, Mittel- und Südamerika einzelne Stämme Pfahlbaubewohner. Wer kann in jedem Falle ſagen, ob die heutige Sitte noch dem Bedürfniß entſpricht, aus dem ſie hervorgegangen, oder zur traditionellen Bauweiſe

laſſen etwas davon verſpüren. Die Ergiebigkeit des Fiſchfanges, auch der Jagd, auf und an den Alpenſeen bindet das Volk in dichteren Haufen an eine Stelle. Wo die Natur einen Erdenfleck mit beſonderem Reichthum, ſei es an Früchten, Gold, Kohle, Eiſen, ausſtattet, da bilden ſich die dichten Bevölkerungen, da können Städte entſtehen. Sie entſtehen aber mit Gewißheit, wo Schatzkammern anderer Art ſich aufthun, wo Handel und Verkehr ſich concentriren oder kreuzen, wo die Erzeugung oder der Austauſch von Waaren in größerem Maßſtabe ſtattfinden. Auch das ſind Geſchenke der Natur, die ſolche Punkte nicht ins Blaue hinwirft, und auch unſere großen Wohnſtädte, wie Berlin, Paris, London, machen davon keine Ausnahme. Die Nationalität hat an der Bildung ſolcher Verkehrsmittelpunkte oft viel weniger Antheil als die geographiſche Lage. „So mächtig iſt der Verkehr,“ ſagt Ratzel, „daß er mitten in ein fremdes Volksthum hinein die Organiſation trägt, die er nöthig hat.“ Andererſeits ſind wieder ganze Völker, wie die Phönikier, die Iſraeliten, die Chineſen, mit dem Stempel ſtädtebewohnender Völker gezeichnet. Aus Gründen ihrer alten hohen Cultur gehören auch die heutigen Italiener zum Theil hierher. Eroberer ſind meiſt prädeſtinirte Städtegründer, da ſie das Bedürfniß ſicherer volkreicher Sitze haben, von welchen aus ſie die Unterjochten im Zaume halten können. Dieſes Bedürfniß, ſowie das ähnliche vieler Coloniſten in halbwilden Ländern führte häufig zum frühen Verfall ſolcher Städte, deren Exiſtenz von keiner mächtigen Verkehrsſtrömung getragen war.

Wenn wir den Naturmenſchen betrachten, wie er uns heute in allen Abſtufungen von faſt völliger Nacktheit bis zu einem Zuſtand lächerlicher Ueberladung mit Trachtſtücken entgegentritt, ſo erkennen wir den Zweck der Bekleidung des Körpers in drei ſehr verſchiedenen Bedürfniſſen, und zwar: 1. des Schutzes gegen äußere Einflüſſe, 2. der Bedeckung aus Schamhaftigkeit, 3. der gefälligen Ausſtattung des Leibes mit mannigfachen Zuthaten. Wir bemerken gleich, daß das dritte dieſer Bedürfniſſe dem Wilden die Hauptſache iſt, und daß er eher die beiden erſteren in ſeinem Coſtüm vernachläſſigt, als dieſes.

Schon aus dieſem Grunde giebt es keine völlig nackten Wilden, wie ſie in unſerer Vorſtellung von der unterſten menſchlichen Culturſtufe leben. Waitz ſieht in den Merkmalen, welche die Naturmenſchen in Kleidung, Schmuck, Bemalung, Tätowirung an ihrem Körper anbringen, einen ſpecifiſchen Unterſchied des Menſchen vom Thier, hervorgegangen aus dem Bedürfniß, die menſchliche Individualität ſelbſt und die individuellen Verhältniſſe der Menſchen auszuprägen. Fehlt die Kleidung, ſo wird ſie durch Attribute erſetzt, welche in dieſem Falle wahre (und oft keineswegs überflüſſige) Attribute einer höheren Art ſind. Die Schambedeckung kann aus Nachläſſigkeit zuweilen ausfallen, der Schmuck fehlt nie.

Schamhaftigkeit in Bezug auf ihren Körper iſt allen Menſchen gemein, aber ſie äußert ſich auf ſehr verſchiedene Weiſe. Daß wir Europäer darin nicht das Meiſte und Höchſte leiſten, lehrt uns die Entrüſtung des frommen Moslim über unſere, das Geſicht bloß tragenden, engbekleideten und gelegentlich auch decolletirten Frauen und Mädchen. Viele Mohammedanerinnen tragen hingegen keine Scheu vor Entblößung des Körpers, wenn nur das Geſicht verhüllt bleibt. Seltſamerweiſe iſt bei manchen Völkern das Hinterhaupt eine Partie, welche die Frauen um keinen Preis unbedeckt ſehen laſſen. Man findet dieſe Scheu aber nicht nur bei Araberinnen, Hottentottenfrauen und bei korinthiſchen Altchriſtinnen (nach einem Briefe des Apoſtels Paulus), ſondern nach meiner eigenen Erfahrung auch bei Landmädchen ſolcher Gegenden Europas, wo das Tragen eines Kopftuches üblich iſt. Auf den

Palau-Inſeln iſt es dagegen anſtandswidrig, den Kopf zu bedecken. Bei den Bewohnern der Philippinen- und der Samoa Inſeln darf alles eher geſehen werden, als der Nabel. Bei den Chineſinnen hat ſich das Schamgefühl — aber nicht aus dem Grunde, den wir für natürlich halten würden — auf den künſtlich verkrüppelten Fuß geworfen. Was geboten und verwehrt iſt, wird nur von Brauch und Sitte beſtimmt. So entblößen wir unſer Haupt zum Zeichen der Hochſchätzung bei Begegnungen oder wenn wir in einen Wohnraum eintreten, während der Mohammedaner in letzterem Falle viel logiſcher die Schuhe auszieht.

Mit dem Gebot der Sitten findet man ſich, als mit einer läſtigen Nothwendigkeit, viel raſcher ab als mit dem Triebe, durch ſeine Erſcheinung Wohlgefallen zu erregen. Nichts iſt dem Naturmenſchen wichtiger als die Mittel, ſich ſelbſt und Seinesgleichen ſchön und bedeutend vorzukommen, Andere zur Bewunderung aufzufordern und ſich über ſie zu erheben. Wir können ihn über die Armſeligkeit dieſer Mittel verlachen oder bedauern, aber wir müſſen anerkennen, daß er auf die Selbſtdarſtellung, wenn ſie auch bei uns ihren Zweck verfehlt, den höchſten Werth legt. Arm und träge, treibt er doch im Verhältniß weit mehr Luxus als der Culturmenſch, indem er den größten Theil ſeiner Gedanken und ſeiner Arbeit der Verzierung des Körpers widmet.

Hervorragende Ethnographen, wie Baſtian, Peſchel, Ratzel haben darauf hingewieſen, daß die dunkle Haut farbiger Menſchen die Nacktheit erträglicher, anſtändiger erſcheinen laſſe. Dies gilt doch wohl nur für uns, die wir unter einem nackten Menſchen zunächſt uns einen nackten weißen Menſchen, d. h. etwas Ungewöhnliches, Anſtößiges vorſtellen. Sonſt wüßte ich jener oft wiederholten Bemerkung keinen Sinn abzugewinnen und könnte nur, noch einen Schritt weitergehend, hinzufügen, daß uns die Nacktheit am Thiere ſchon gar nicht als etwas Befremdliches vorkommt, weil die natürliche Bedeckung des regelmäßig nackten Thieres von der unſerigen noch um einen weiteren Grad verſchieden iſt.

Auf primitiven Culturſtufen beobachtet man einen engen Zuſammenhang zwiſchen der Nahrungsquelle und dem Stoffe der Bekleidung. Jäger und Hirten kleiden ſich in die Felle der erlegten Thiere, Ackerbauer in Wollengewebe und Leinwand. Spinnwirtel trifft man ſchon unter den däniſchen Küchenabfällen der neolithiſchen Zeit, Webſtuhlbeſtandtheile in den Pfahlbauten derſelben Periode. Den Hanfbau kennt Herodot bei den Skythen am Nordufer des Pontus.

Die Abbildung 41 auf S. 136 zeigt ein Igorrotenweib (Philippinen) beim Baumwollſpinnen, wobei es ſich eines Spinnrockens und einer Spindel bedient, welche an gleichartige europäiſche Werkzeuge lebhaft erinnern. Auch die Verarbeitung des ſo gewonnenen Fadens mittelſt Weberei iſt wie im ganzen malayiſchen Archipel unter Naturvölkern faſt überall Sache der Frauen.

Dagegen ſehen wir (Abbildung 42 auf S. 137) einen Mann am Webſtuhl. Es iſt ein weſtafrikaniſcher Neger (in Iſchogo), der am aufrechten Webſtuhl arbeitet, wie ihn auch die neolithiſchen Bewohner Europas hatten. Die Pflanzen, welche das Material zu den oft ſehr netten und namentlich feſten Geweben liefern, ſind an der Küſte reich vertreten; hauptſächlich finden die Faſern der Pandane und der Ananas Verwendung. Natürlich drückt die Concurrenz der europäiſchen eingeführten Baumwollzeuge auf dieſe primitive Induſtrie außerordentlich ſtark; doch legten die Eingeborenen der Weſtküſte in letzter Zeit bemerkenswertherweiſe noch beſonderen Werth darauf, wenigſtens bei Verſammlungen (Palavern) in afrikaniſchen Pflanzenzeugen zu erſcheinen.

Schmuck und Geld iſt lange Zeit identiſch. Die Objecte, welche man als Werthmeſſer benutzt, werden auch als Schmuckſtücke getragen. Dies gilt nicht nur von den Schnüren aus Kauri- und anderen Muſcheln oder aus Pottwalzähnen, von den Metallringen u. dgl., welche wir ebenſo beim prähiſtoriſchen Menſchen wie bei den heutigen Wilden antreffen, ſondern auch von den Münzenketten und Münzenpanzern, welche in manchen Gegenden einen weſentlichen Beſtandtheil der Tracht ſüdſlaviſcher Frauen und Mädchen bilden. Aus Gründen der Sicherheit wie aus dem urmenſchlichen Triebe der Oſtentation hat lange Zeit Jedermann ſeine ganze fahrende Habe in Form von Schmuck auf dem Leibe getragen. Der angehängte Körperzierath iſt die Geldkatze oder auch die Brieftaſche des Wilden.

Außer dem angehängten Zierath giebt es einen nicht minder werthvollen, nicht minder beredten, den ſich der Wilde auf dem Körper ſelbſt eingräbt oder aufmalt. Man unterzieht ſich der ſchmerzhaften Operation des Tätowirens keineswegs für nichts und wider nichts oder bloß um die Nacktheit durch eine gefällige Muſterung der Haut erträglicher zu machen. Uns erſcheint der reich und bunt tätowirte Wilde allerdings wie in ein eng anliegendes Tricot gekleidet, und über der Betrachtung der „Ornamente" vergeſſen wir beinahe den Stoff, in welchem ſie eingegraben ſind. Es ſind aber durchaus keine bloßen Ornamente, die der Naturmenſch ſo häufig auf Stirn und Antlitz, auf der Bruſt oder am ganzen Körper (auch unter einem verhüllenden Kleidungsſtücke) trägt. Die Tätowirung bezeichnet den Stamm und die Familie, die ſiegreichen Schlachten, die der Gekerbte mitgemacht, den Verluſt naher Angehöriger und viele andere rein perſönliche Verhältniſſe des Trägers.

Es iſt ein eigenthümliches, für unſer Gefühl wohl das widerſinnigſte Material, auf welches ſich der Kunſtſinn unentwickelter Menſchen hier geworfen hat; aber das darf uns nicht abhalten, anzuerkennen, daß die jahrelange Arbeit erfordernden Gravüren der Neuſeeländer auf dem lebenden Menſchenkörper wirklichen Kunſtſchöpfungen ſehr nahe ſtehen. Die Entſtehung der Tätowirung, welche auch bei den prähiſtoriſchen Illyriern und Thrakern, dann bei Gelonen und Agathyrſen, bei Sarmaten, Daken und „Picten" (in England) bezeugt und bei anderen vorgeſchichtlichen Völkern mit Wahrſcheinlichkeit anzunehmen iſt, kann man ſich leicht vorſtellen. Der Urmenſch hatte vielerlei Veranlaſſung, ſich mit Narben zu ſchmücken. Im Kampf erhaltene Wunden waren natürliche Auszeichnungen, mit welchen man prunken und die man gerne ſymmetriſch in gefahrloſer Weiſe vermehren mochte. Die Trauer um den Tod naher Verwandter äußert ſich im Zerſchinden der Körperhaut an verſchiedenen, durch Sitte und Brauch beſtimmten Stellen. Auch das mochte man gerne feſthalten als Beweis, daß man ſeiner frommen Pflicht Genüge gethan. Angehörige eines Stammes, einer Familie mochten leicht darauf verfallen, ſich als Glieder einer unlösbaren Gemeinſchaft am Körper zu zeichnen. Von den alten Kelten wiſſen wir, daß ſie die leichteren Wunden, welche ſie in der Schlacht erhielten, ſofort mit den Fingern erweiterten; die Römer glaubten, es geſchähe, um, noch mehr mit Blut überſtrömt, den Feinden furchtbarer zu erſcheinen. Es geſchah aber ſicher nur, um nachher mit größeren Narben zu prahlen. Ich möchte für den Urſprung der Tätowirung noch ein Moment anführen, welches man zur Erklärung der älteſten Verzierungen an Thongefäßen verwendet hat. Dieſe beſteht darin, daß in den weichen Thon reihenweiſe Tupfen mit der Fingerſpitze gemacht wurden, an welchen man noch den Abdruck des groben Nagels erkennt. Mit Recht hat man darauf hingewieſen, daß ſolche Fingerſpitzeneindrücke anfangs wohl unbeabſichtigt vorgekommen ſein mögen, und daß man in ihrer ſyſtematiſchen Anordnung alsdann ein gefälliges Motiv erkannte.

Dieſes wurde tauſend- und aber tauſendmal wiederholt, ehe man zu einem beſſeren Werkzeug griff, um Furchen, Kreiſe, Tupfen u. ſ. w. auf dem Thongefäße einzugraben. So kann auch an dem menſchlichen Körper der ſpielende Verſuch, die Neigung zur Symmetrie nach dem Empfang einer natürlichen Rißwunde, allmählich zu dem ausgebildeten Syſtem der Tätowirung geführt haben. Hierzu kommt noch der allgemein menſchliche Hang, glatte Flächen mit Zeichnung zu bedecken, ein Hang, welchem der Urmenſch ſchon an Mammuthrippen Genüge leiſtet, und den wir noch heute unbewußt befriedigen, wenn wir, auf einer Bank ſitzend, mit dem Spazierſtock geometriſche Figuren in den Kies des Parkweges zeichnen.

In der prähiſtoriſchen Töpferei gewahrt man einen ſehr auffallenden Unterſchied darin, daß manche Völker ihre Thongefäße bloß mit eingegrabenen, andere wieder mit aufgemalten Verzierungen ausſtatten. Die letzteren ſind vorwiegend dem farbenreicheren Süden eigenthümlich, in einzelnen ſehr intereſſanten Verzweigungen aber auch nach dem Norden eingedrungen. Derſelbe Unterſchied beſteht zwiſchen der Tätowirung und der Bemalung des Körpers, und wir finden wieder die eine bei dieſen, die andere bei jenen Völkern mit Vorliebe geübt.

Aber die Körperverſtümmelung der Naturmenſchen, die tiefſinnige Verſchönerung durch Entſtellung geht noch viel weiter. Da werden die Vorderzähne ausgeſchlagen oder künſtlich zugefeilt, Fingerglieder abgehackt, Lippen, Naſen, Ohrlappen durchbohrt und Metallringe, Fiſchgräten, Drähte oder dicke Holzpflöcke hineingezwängt, Haare zu unförmlichen Wülſten oder bizarren Kronen emporgethürmt u. ſ. w. Es iſt oft ſchwer zu unterſcheiden oder ſchwimmt auch wohl im Begriff des Wilden völlig durcheinander, was davon thörichte Mode, Auszeichnung oder fromme Pflicht iſt. Jedenfalls iſt zu beachten, daß ſich in all dieſen urſprünglichen Aeußerungen menſchlicher Würde die Männer mehr hervorthun als die Weiber; und das erſcheint ſehr folgerecht, wenn man die einem naiven Zeitalter und naiven Völkern noch vollkommen einleuchtende Superiorität des Mannes, ſowie den Umſtand bedenkt, daß auch bei den Thieren das Männchen reicher geſchmückt iſt als das Weibchen. Wir haben uns darin von der Natur entfernt und können es als eine Auszeichnung anſehen, die wir unſerer höheren Cultur verdanken, daß wir unſere Frauen ſchmücken, aber ſelbſt — woferne uns nicht der Beruf zur Anlegung von Uniformen oder Galatrachten nöthigt — ungeſchmückt durch das Leben wandeln.

Das Schmuckinventar des prähiſtoriſchen Menſchen liegt uns aus den verſchiedenen Perioden vollſtändiger vor als irgend eines. Während wir für den Nachweis der Bekleidung auf Nähnadeln, Knöpfe, Spinnwirtel, Webſtuhlgewichte, Fetzen von Leder, Fellen oder gewebten Stoffen angewieſen ſind, kann man den Schmuck aus unſeren prähiſtoriſchen Sammlungen nicht ausſcheiden, ohne ſie zu decimiren; von mancher berühmten Localität, manchem hochwichtigen Gräberfeld würden faſt keine Funde zurückbleiben, wenn man den Schmuck hinwegnähme. Das letztere gilt namentlich von der metalliſchen Zeit, aus welcher dieſe Sachen unendlich viel zahlreicher erhalten ſind, als aus der älteren und jüngeren Steinzeit. Um aber nicht zu glauben, daß erſt die Einführung der Bronze und ſpäter des Eiſens unſere europäiſchen Vorfahren zu putzſüchtigen Menſchen gemacht hat, muß man bedenken, wie viele von den Stoffen, aus welchen die vormetalliſchen Perioden ihren Bijouteriekram verfertigten, dem Zahn der Zeit nicht widerſtanden haben. Nur Knollen rother und gelber Farbe, die man hin und wieder in den Culturſchichten der Höhlen findet, erzählen von der verfloſſenen Sitte der Körperbemalung; nur durchbohrte Thierzähne, Muſcheln, Steine, Bernſteinſtücke, Knochennadeln und noch Einiges der Art iſt uns von dem gewiß viel reicheren Schmuckapparat der Steinzeitmenſchen geblieben. Ganz anders wird es von dem Beginne der Metallzeit an. Da krümmen und ſchmiegen ſich die flimmernden Spiraldrähte in den mannigfachſten Windungen und Verbindungen, da blähen ſich die getriebenen Scheiben aus Erz und Gold; die Schmucknadeln ſetzen ihre mannigfachen, mitunter eigenſinnigen, ja abſurden Köpfe auf und dehnen ſich zu grotesker Länge; unſinnige Gehänge breiten ſich aus, die Gürtel, die Spangen, die Ringe umſchließen Taille, Hals, Arm, Hand- und Fußgelenke, Finger und Zehen; von den Ohren pendelt es herab, um den Kopf rankt ſich das Diadem; die Fibel durchbeißt in hunderterlei Variationen das geſtickte Gewand, und Kettchen und Perlen und Anhängſel und Klappenbleche und jeder mögliche Firlefanz, mit Strichlein und Punkten und Kreiſen und Zickzacklinien verziert, herrſcht an allen Ecken und Enden. Manches davon iſt heute noch werth, von der Galanteriearbeit nachgeahmt zu werden, Manches iſt ſchön und bedeutſam, Anderes zweckloſe Spielerei, ſichtliche Entartung. Das Eine davon haben die Leute, die es trugen, ſelbſt nach eigenen Ideen oder fremden Muſtern hervorgebracht, Anderes iſt ihnen von außen zugeführt worden. Ueber die Fragen und Verhältniſſe, die ſich daran knüpfen, werden wir noch manches Wort zu ſprechen haben.

8. Waffe und Werkzeug.

In der culturarmen Urzeit fließt anfangs alles durcheinander: Kleidung und Schmuck, Schmuck und Waffe, vor Allem aber Waffe und Werkzeug. „Urſprünglich," ſagt Peſchel, „dienten die rohen Geräthe des Menſchen allen Zwecken; der Jäger griff nach ſeinen Geſchoſſen, um einen Feind abzuwehren, und die Steinaxt des Wilden, welche den Baum fällte, ſpaltete im Gefecht auch den Schädel eines Gegners. Die älteſte, echteſte und edelſte Kriegswaffe iſt daher das Schwert, weil es nie amphibiſch für Krieg und Handwerk gebraucht werden kann." Dies gilt zumal für das Schwert der Bronzezeit, das älteſte, welches wir aus Europa kennen, weil es nur für den Stoß geeignet iſt.

Wo größere Landſäugethiere fehlen, wie auf den polyneſiſchen und vielen weſtindiſchen Inſeln, da giebt es keine Jagd, und damit fehlt auch Bogen und Pfeil, dieſe erleſenſte aller Jagdwaffen, welche in gewiſſer Hinſicht ſogar unſere Feuerrohre übertrifft, weil ſie „mit Verſchwiegenheit mordet" und nicht durch einen einzigen, wohlgezielten oder verfehlten Schuß das Wild in der Umgebung des Jägers verſcheucht. Die ſchwierige Handhabung von Bogen und Pfeil fordert eine ſtete Uebung, welche nur auf der Jagd erreicht werden kann. Darum haben die Völker, deren Daſein nicht von der Jagd abhängt, Bogen und Pfeil aufgegeben, auch wenn ſie dieſes Schießgeräth früher beſaßen, und führen als Kampfwaffen Speer und Keule.

Unſere Abbildung 43 auf S. 141 zeigt uns Angehörige des melaneſiſchen Stammes der Neu-Caledonier, mitten im Waffenhandwerk begriffen. Sie ſuchen die Landung einer feindlichen Canoeſchaar durch einen Hagel von Wurflanzen zu verhindern. Weder ſie noch ihre Angreifer wiſſen ſich des Bogens zu bedienen.

Es iſt ſehr bezeichnend, daß uns aus der Steinzeit Europas relativ mehr Pfeilſpitzen erhalten ſind, als aus den metalliſchen Perioden. Dieſes Verhältniß verſtärkt ſich, wenn man in Rechnung zieht, daß wir aus den älteren Perioden nur die ſteinernen und wenige knöcherne Pfeilſpitzen kennen, während ſolche aus vergänglicheren Stoffen nicht auf uns gekommen ſind.

Wir wiſſen nicht, wie weit die Sitte, Pfeile (und Blasrohrbolzen?) mit thieriſchem oder pflanzlichem Giftſtoff zu ſalben, auch bei den vorgeſchichtlichen Stämmen Europas vorausgeſetzt werden darf. Manche Form der Pfeilſpitzen mit Rinnen oder Löchern iſt in dieſem Sinne gedeutet worden. Dazu kommt noch, daß vergiftete

mit Goliath, an die baleariſchen Schleuderer in den Heeren des Alterthums, an die Schleuderſteine, welche man in däniſchen Kuchenabfallshaufen und anderen prähiſtoriſchen Schichten gefunden hat. Steiniges Weideland iſt die hohe Schule der Schleuderkunſt, und Hirten ihre eigentlichen Meiſter, denen es nie an Uebung fehlt, ob ſie nun ihre Heerde vertheidigen, ihre Hunde beſtrafen oder zerſtreute Thiere zur Heimkehr mahnen. Eine Abwandlung der Schleuder iſt die Wurfleine mit der Kugel, aus welcher ſich dann das einfache Laſſo entwickelt, Formen, welche in Südamerika, aber auch in Altägypten und bei den Hyperboreern zu Hauſe ſind, von denen wir aber nicht wiſſen, wie weit man ſich ihrer in Alteuropa bedient haben mag. Die Kelten Strabo's führten außer Schwert, Lanze und Riemenſpeer zuweilen auch Bogen und Schleuder, dann einen Wurfſpieß, den ſie mit der Hand und nicht mit dem Riemen ſchleuderten; derſelbe ging weiter als ein Pfeil und wurde meiſt zur Vogeljagd gebraucht.

Schutzwaffen und die Kampfweiſe in geſchloſſenen Gliedern findet man nur bei ſeßhaften und ackerbautreibenden Stämmen, alſo nicht eher, als bis ſchon eine gewiſſe ziemlich hohe Culturſtufe erreicht iſt. Der feldbaugewohnte Krieger ſieht ſich zur Anlegung des Panzers gegen den ſtreitbaren Hirten oder Jäger gezwungen, weil ihm die Uebung im Gebrauche der Fernwaffen fehlt, welche jener naturgemäß beſitzt. Als die Achäer vor Troja kämpften, fanden ſich in ihren Reihen nur mehr Wenige, welche mit Bogen und Pfeil Hervorragendes leiſteten, und wenn Penelope (in der Odyſſee) den Freierwettkampf anſtellt, zeigt ſich, daß das junge Geſchlecht mit dem furchtbaren Bogen des Odyſſeus nicht mehr umzugehen weiß. Aegyptern und Aſiaten gegenüber waren die Hellenen ſeit den älteſten geſchichtlichen Zeiten durch ihre „Panoplie“ (volle Bewaffnung mit Panzer, Helm, Beinſchienen, Schild und Speer) im Vortheil; ſie ſind die „ehernen Männer“, welche der Prophezeiung gemäß aus dem Meere ſtiegen und die Herrſchaft des Pſammetich im Nillande befeſtigten. In den Augen der civiliſirten Griechen iſt der „bogenbewehrte“ Meder trotz ſeines Reichthums und ſeiner Macht ein Barbar, wie bei den Römern der pfeilſchießende Parther. Doch ſehen wir bei Aegyptern, Aſſyriern, Babyloniern, Indern und Perſern, bei welchen der Bogen als königliche Waffe im höchſten Anſehen ſteht, daß dieſe Jägerwaffe von ackerbautreibenden Völkern nicht immer gänzlich abgelegt wird, wie dies in Süd- und Mittelafrika geſchieht. Sie bleibt zum mindeſten die Specialität einer Truppengattung, welcher beſondere Aufgaben — bei der Belagerung von Städten u. ſ. w. — zufallen.

Wir haben von Strabo gehört, daß die Kelten in geſchichtlicher Zeit nur mehr ausnahmsweiſe Pfeil und Bogen führten; auch die Germanen führten in ihren Kämpfen mit den Römern dieſe Waffe nicht mehr; dagegen kennt ſie Tacitus bei den Finnen, Pauſanias bei den Sarmaten, und bei den namenloſen prähiſtoriſchen Völkern Europas ſcheint der Gebrauch derſelben ausnahmslos geherrſcht zu haben. Aus Pfahlbaufunden kennen wir ſogar einzelne Exemplare des Jagdbogens, er war aus Ulmen- oder Eibenholz geſchnitzt. Die indogermaniſche Herkunft der Völker Europas ſeit der jüngeren Steinzeit knüpft in dieſer Hinſicht ein Band zwiſchen zahlreichen archäologiſchen Entdeckungen und den Stellen des Rigveda, in welchen indiſche Sänger dem Bogen Lob ſingen:

„Kampfpreiſ' und Küh' erbeute uns den Bogen,
Der Bogen ſiege in des Kampfes Hitze,
Der Bogen mach' dem Feinde Angſt und Grauen,
Der Bogen geb' im Siege uns die Welt!“

So dachten auch die iraniſchen Perſer, als ſie gen Hellas zogen, aber

„es ſank ſtromweis das gewaltige Heer,
Und die Blüthe des Volks, in des Pfeilwurfs Kunſt
Stolzprangend, erlag, ein unzähliger Schwarm!

Und wie Xerxes (in Aeſchylos' Perſern) den Palaſt ſeiner Väter wieder betritt, hält er den Köcher empor und ruft ſchmerzerfüllt dem Chor der Greiſe zu:

„Erblickſt du hier, was ich gerettet heimgebracht?“

Ein ähnliches Schickſal iſt den bogenbewehrten Hunnen neunhundert Jahre ſpäter von Weſtgothen und Römern auf den catalauniſchen Gefilden bereitet worden.

— — —

Werkzeug und Waffe laſſen ſich urſprünglich weder der Form noch dem Sinne nach trennen, man muß vielmehr die letztere unter dem erſteren mit einbegreifen: die Waffe iſt das Werkzeug zur Jagd und zum Kampfe. „Nachdem das Urwerkzeug — Stock und Stein — in der Hand des Mannes zur Waffe und umgekehrt die Urwaffe in der Hand der Frau zum Werkzeuge geworden war, dann mußte die erſte Arbeitstheilung beginnen. Die Speculation hat ſich auch mit der Frage befaßt, was denn früher war, Werkzeug oder Waffe, und Noiré ſtellt in ſeiner Theorie des Werkzeuges dieſes voran. Aber wer möchte in der Praxis entſcheiden wollen, was man gar nicht unterſcheiden kann? Das Werkzeug, mit dem man den Samen aus den Wildreisſtengeln klopfte, wurde ſofort zur Waffe, wenn man die Schlange entdeckte, und die Waffe, mit der man die Schlange erſchlug, war im Augenblicke auch ein ſchaffendes Werkzeug; denn ſie ſchaffte die geſchätzte Fleiſchnahrung ins Haus. Dieſen Streit laſſen wir alſo auf ſich beruhen“ (Lippert).

Man ſtellt ſich gewöhnlich — in einer ſehr gedankenloſen, aber verzeihlichen Weiſe — vor, daß der ſcharfe Feuerſteinſpan dem Urmenſchen das eiſerne Meſſer, das zugeſchlagene oder polirte Hammerbeil denſelben unſere Metallaxt erſetzen mußte. Als ob derſelbe früher die metallene Waffe, das metallene Werkzeug oder wenigſtens einen Idealbegriff davon beſeſſen und dann verloren hätte, worauf er, trübſelig herumſuchend, auf das kümmerliche Auskunftsmittel, auf die Benutzung des Steines verfallen ſei. Er mußte ja, meint ſo ein vorſchneller Beurtheiler des menſchlichen Culturfortſchrittes, ein Meſſer, ein Beil, einen Hammer, kurz einen kleinen Werkzeugkaſten mindeſtens im Kopfe beſitzen, und da griff er zum Steine, weil Eiſen noch nicht zu haben war. Das iſt eine falſche Vorſtellung. Der Buchdruck folgt der Schrift, aber er heftet ſich an die Erfindung derſelben und iſt nur eine — allerdings großartige — Verbeſſerung, nichts durchaus Neues. So hängt auch in der Geſchichte der Werkzeuge das Jüngere von dem Aelteren ab. Das Feuerſteinmeſſer iſt die Urklinge der Menſchheit, und alles, was an ſchneidenden Werkzeugen folgt, iſt in weiter oder minderer Ferne von ihr ausgegangen und gehört zu ihrer Nachkommenſchaft. Dieſe Urklinge ſelbſt aber entſteht als eine Verbeſſerung des natürlichen, dem Menſchen angeborenen Werkzeuges zu ähnlichen Zwecken, des Zahnes und des ſcharfen Nagels. Hätte der Menſch keine zwei ſchneidenden und mahlenden Zahnreihen, keine zehn ſchabenden, kratzenden oder bohrenden Fingernägel, ſo beſäße er heute auch keine ſtählernen Meſſer, Bohrer, Hämmer, Beile, Hobel, Meißel, Ahlen u. ſ. w. Was er ſonſt beſäße, wiſſen wir nicht zu ſagen er wäre wahrſcheinlich zugrunde gegangen, wofern er ohne jene natürlichen Waffen, die doch ſo ganz unzulänglich ſind, überhaupt hätte entſtehen können.

Wie Kapp in ſeinen „Grundlinien einer Philoſophie der Technik“ trefflich ausgeführt hat, projicirt der Menſch im Werkzeug gleichſam ſeine natürlichen Organe, das heißt, er legt außer ſeinen Leib das hinaus, was er als Functionen an ſeinen eigenen Organen wahrnimmt, ſo gewiſſe Thätigkeiten des Mundes, der Fauſt, des Fußes. So entſteht das Werkzeug. Der Urmenſch lernt von ſeinem Körper als von Demjenigen, was ihm in der Natur am nächſten liegt und am wichtigſten iſt. Er ahmt ſich ſelber nach und wird dadurch zum Schöpfer, der — wenn auch Copiſt des Allmächtigen — dennoch um einen ganzen Himmel höher ſteht als das Thier. Hat die einzelne Organprojection einmal feſte lebensfähige Form angenommen, ſo iſt ſie wie ein Neugeborenes, das ſich ſelbſtſtändig weiter entwickelt und bald von der Mutter ſelbſt nicht mehr als Kind erkannt wird. Wenn die Bibelgläubigen daran feſthalten, daß das erſte Weib aus der Rippe des Mannes hervorgegangen ſei, ſo wollen wir ihren Glauben ehren: aber für ſicherer halten wir, daß die erſte Keule von dem Armknochen und der Fauſt des Mannes, der ſie ſchwang, geboren worden iſt.

„Wie das Stumpfe,“ ſagt Kapp, „in der Fauſt vorgebildet iſt, ſo die Schneide der Werkzeuge in den Nägeln der Finger und in den Schneidezähnen. Der Hammer mit einer Schneide geht in der Umgeſtaltung in Beil und Axt über. Der geſteifte Finger mit ſeiner Nagelſchärfe wird in techniſcher Nachbildung zum Bohrer, die einfache Zahnreihe findet ſich wieder in Feile und Säge. Hammer, Beil, Meißel, Bohrer ſind Urwerkzeuge, gleichſam die erſten Begründer der menſchlichen Geſellſchaft und ihrer Cultur.“

Die Organprojection, die Verwandlung von Holz und Stein in Gliedmaßen oder Werkorgane des Körpers geſchieht natürlich ohne volles Bewußtſein des Vorganges. Aber ſie iſt eine Aeußerung geſteigerter Willensthätigkeit: der Menſch ergreift mit genialer Energie ein Ding der Außenwelt, um ein anderes Ding der Außenwelt nach ſeinen Abſichten umzugeſtalten. Später muß man zwiſchen ruhenden und bewegten Werkzeugen unterſcheiden. Erſtere ſind ſolche, welche bei der Arbeit feſtgeſtellt werden, während der zu bearbeitende Gegenſtand in den Händen bewegt wird, letztere üben ihre Thätigkeit in der Hand des Menſchen an dem ruhenden Gegenſtande aus.

Die einfache Steinklinge muß zu ſehr verſchiedenen Verrichtungen herhalten, ſie dient als Meißel, Bohrer, Ahle, Schaber, Meſſer; ſogar zum Raſiren, Aderlaſſen und zur Beſchneidung hat ſie ſich nachweislich tauglich gefunden. In Verbindung mit dem Stabe wird ſie zur Stoß- oder Wurflanze; ſtückweiſe in ein an den Kanten gefalztes Holzſtück eingeſetzt, kann ſie ſogar, wie bei den Alt-Mexikanern, zur Erzeugung eines Schwertes mitwirken. Auch das zugeſchlagene Hammerbeil der Diluvialmenſchen wurde wohl nicht lange als Fauſtſtück benutzt, vielmehr frühzeitig an einem Stiele befeſtigt. Es iſt häufiger ſpitz als breit und mehr zum Zermalmen und Durchlöchern, als zum Trennen und Entzweihauen geeignet. Die frühneolithiſche Axt aus den däniſchen Muſchelhaufen hat dagegen eine ſchöne, noch unpolirte Schneide. Die polirte oder geſchliffene Steinaxt ſetzt ſchon das oben erwähnte ruhende Werkzeug, den Schleifſtein, voraus. Eine Anleitung zum Steinſchleifen mochte der Menſch durch das Körnermahlen zwiſchen Steinen empfangen, wobei die benutzten Steine — Handſtück und Unterlage — mit der Zeit die feinſte Glätte, welche das Material erlaubt, annehmen.

Die Methoden der Schäftung des Steinwerkzeuges ſind ungemein verſchieden und machen zuweilen einen kindlich unbeholfenen Eindruck. Der Schaft beſteht aus einem knieförmig gebogenen Holzſtück, das ſich an ſeinem kürzeren Ende gabelt und die hineingeklemmte Axtklinge feſthält; oder die letztere wird mit ihrem rückwärtigen Theil in eine Aushöhlung des oberen Schaftendes hineingezwängt; oder der Stein wird einfach auf dem Schafte feſtgebunden; oder man ſchnitzt ein Stück Hirſchhorn als Faſſung der Klinge zurecht, welches von dem durchlochten Ende des Schaftes feſtgehalten wird. Meiſt muß dieſer nothwendig keulenförmig geſtaltet ſein, und mit Ausnahme der in Hirſchhorn gefaßten Beile aus Pfahlbauten iſt wohl überall Umwickelung der Verbindungsſtelle mit Schnüren dazu gekommen.

Zu den bereits oben (S. 29 und 31) gegebenen Darſtellungen primitiv geſchäfteter Beile fügen wir hier noch das Bild einer Steinaxt aus Neu-Britannien, deren Klinge mittelſt Rotang-Flechtwerk an dem knieförmigen Schafte feſtgebunden iſt.

Am beſten iſt man gefahren, als man erkannte, daß nicht der Schaft, ſondern die Beilklinge zu durchbohren ſei. Ueber dieſen Fortſchritt, der ſchon am Stein gemacht worden iſt, ſind wir auch heute nicht hinausgekommen. Er bezeichnet einen erreichten Endpunkt; aber es iſt bemerkenswerth, daß man den ſchon am Stein errungenen Formgewinn im Metall nahezu völlig und für lange Zeit wieder aufgab. Die Beile der Bronze- und erſten Eiſenzeit (Kelte und Palſtäbe) ſind bloße Klingen, zu deren Schäftung, wie bei den ſteinernen Flachbeilen, ein Knieholz nöthig war. Das läßt ſich bei der Bronze nur mit der Koſtbarkeit des Materials, beim Eiſen nur mit der Fortdauer der Bronzezeitformen erklären.

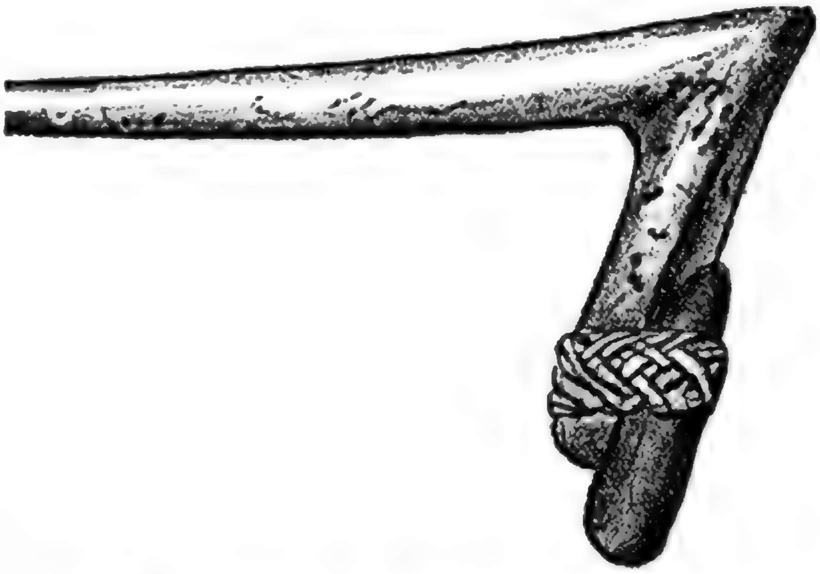


Fig. 44. Abbildung einer Steinaxt von Neu-Britannien.

Wir müſſen hier noch einmal auf einige Waffenformen zurückkommen. Dolche, die oft kaum von Pfriemen zu unterſcheiden ſind, beſaß man ſchon in der älteren Steinzeit aus Bein, Horn und wahrſcheinlich auch aus Holz, primitive Stichwaffen, die in der jüngeren Steinzeit nicht vollſtändig von dem kunſtvoll zugeſchlagenen und manchmal überraſchend edelgeformten Feuerſteindolch abgelöſt worden ſind. Das Bedürfniß nach einer langſchneidigen Hieb- und Stichwaffe hat ſchon metallloſe Völker zur Annahme unzulänglicher Schwerter geführt. Dieſelben beſtanden bei den Ur-Indogermanen aus Stein, bei den Auſtraliern und bei den Indianern Virginiens aus Holz, und bei den Alt-Mexikanern zweckmäßiger (aber auch ſchwieriger herzuſtellen) aus einer Verbindung von Stein und Holz, wobei der hölzernen Klinge eine Schneide aus ſcharfen Steinſplittern aufgeſetzt wurde. In ähnlicher Weiſe haben einige Mikroneſier ihren Holzwaffen durch reihenweiſe, mit großer Sorgfalt aufgeſetzte Haifiſchzähne furchtbare, ſägeförmige Schneiden gegeben. Hier iſt offenbar das natürliche Organ eines ſchrecklich bewaffneten Raubthieres der See, mit welchem jene Inſulaner vielfach Bekanntſchaft gemacht haben, nachgeahmt und damit eine Art Ideal — Schwungkraft und Geſchicklichkeit des menſchlichen Armes, vermählt mit der zermalmenden Wirkung des Haifiſchbiſſes — erreicht worden.

Die Entſtehung des **Pfeilbogens** iſt einerſeits — durch das Geſchoß — an den Wurfſpeer andererſeits — durch das Geſchütz — an eine neue Idee geknüpft, von der wir nicht wiſſen, wie ſie dem Menſchen gekommen ſein mag. Wenn man annehmen dürfte, daß ein gewiſſes Muſikinſtrument, bei welchem eine Saite über einen Steg geſpannt wird, wie die Bogenſehne über den Pfeil, oder aber eines jener Inſtrumente, die zum Feuerbohren oder zum Durchbohren der Steinbeile gedient haben — vollendete Bogen, welche durch Hin- und Herbewegen den in einer Schleife der Sehne feſtgehaltenen Bohrer auf die Unterlage conſtant wirken laſſen — älter wäre, als die Erfindung des Schießbogens, ſo wäre die letztere allerdings ſehr nahe gelegen. Aber die Neigung zu dieſer oder der entgegengeſetzten Vorſtellung hängt davon ab, womit man ſich eben beſchäftigt, und wenn man es gerade mit einem jener anderen ſinnreichen Inſtrumente zu thun hat, wird man es vielleicht vorziehen, den Schießbogen als Helfer herbeizurufen und als früher entſtanden anzuſehen.

Jedenfalls iſt der Bogen auf dem Wege der Organprojection nicht zu erklären und muß auf ein Modell außerhalb der menſchlichen und thieriſchen Körperwelt zurückgeführt werden. Aber es hat keine Schwierigkeit anzunehmen, daß der Menſch frühzeitig die Wirkung des geſpannten Seiles auf einen ſcharf gegen dasſelbe gedrückten und dann losgelaſſenen Gegenſtand kennen gelernt habe. Die Völkerkunde lehrt uns auch, daß Erfindung und Verbreitung des Schießbogens nicht ſo allgemein ſei, wie diejenige anderer, einfacherer Waffen.

Die Abbildung 45 auf S. 147 führt uns die in Südamerika vielfach übliche Anwendung von Bogen und Pfeil bei der Fiſchjagd vor. Die Formen der Fiſchpfeile ſind dabei meiſt von den Geſchoſſen auf andere Jagdthiere ſpecifiſch verſchiedene. Uebrigens wird daneben auch hie und da das ſonſt allgemein verbreitete Speeren der Fiſche betrieben. Dieſes iſt im Gegenſatz zu dem ſüdamerikaniſchen Schießen der Fiſche wieder bei nordamerikaniſchen Stämmen die faſt ausſchließlich geübte Methode des Fiſchfanges.

Auf den **Schleuderſtock**, der das eingeklemmte Geſchoß ſo lange feſthält, bis es durch eine plötzlich gehemmte Schwingung ſich von ihm losreißt, mußte man um ſo leichter und früher kommen, je ungenügender die Verbindung der ſteinernen Klinge mit dem Beilſchaft geweſen iſt. Manche unfreiwillige Trennung dieſer Beſtandtheile mitten in der Arbeit mag vorhergegangen ſein, ehe jenes Abſchnellen zu einem beabſichtigten wurde. Das Vorbild des **Schleuderriemens** iſt dagegen die geſchloſſene und im Moment des Wurfes geöffnete Hand.

Dem **Schleuderſeile** mit oder ohne Wurfkugel (Bola und Laſſo), das wir bei Aegyptern der Pharaonenzeit, Andenvölkern und alteuropäiſchen Sarmaten antreffen, hat man mit Recht eine hohe ſittigende Wirkung zugeſchrieben als einem Werkzeug, das den Uebergang vom Jäger- zum Hirtenleben erleichtert, indem es geſtattet, das freilebende Thier nach Wunſch unverletzt in die Hände des Menſchen zu bringen. Thatſächlich ſind die Beſitzer dieſes Fangwerkzeuges in der Neuen Welt

ſehr beſcheidenen Ergötzungen die wichtigſten Fortſchritte verdankt. Auch die Wurfkugel als Fangwerkzeug kann durch ein Spiel, wie es noch heute in den unteren Donauländern geübt wird, erfunden worden ſein.

Eines der einfachſten Werkzeuge der Welt, welches gar nichts Anderes iſt, als die Nachbildung des Armes und der Handfläche, mit deren Hilfe ſich der ins Waſſer gefallene Menſch zu retten ſucht und der Schwimmer fortzubewegen weiß, ſtellt uns das Ruder dar. Das Vorbild des Schiffes war der ſchwimmende Baumſtamm, der Balken, auf dem auſtraliſche Inſelbewohner noch heute theils ihre Schwimmkünſte im Kampfe mit der Brandung zu zeigen, theils bei der Landung fremder Schiffe heranzukommen pflegen. Bei der Umwandlung des Baumſtammes in das Boot bediente ſich der Urmenſch wiederholter, vorſichtig umgrenzter Anbrennung des Holzes, deſſen verkohlte Theile mit ſteinernen Schabern (von den älteren Indianern der Seenregion Nordamerikas mit ſcharfen Muſcheln) ſo lange ausgekratzt wurde, bis die muldenförmige Vertiefung groß genug war, um darin ſitzen zu können. Zur bequemeren Herſtellung von Kähnen dienten Auſtraliern und Indianern große Baumrindenſtücke, deren Ränder an den Enden mit Baſt zuſammengenommen wurden, während eingefügte Holzſpreizen die Wände auseinander hielten. Eine beſſere Bekleidung des Schiffsgerippes fanden die Nordvölker der Neuen Welt im haltbaren Büffel- oder Seehundsleder. Andere Fortſchritte machten die Neuſeeländer, indem ſie je zwei Baumkähne durch Querbalken verbanden und dadurch ebenſowohl das Umſchlagen des Fahrzeuges verhinderten, als auch größeren Raum für Frachten gewannen. Auf dieſem Wege wurde von ihnen auch ſchon das Auslegeboot erfunden, welches behufs größerer Seetüchtigkeit Lattenverbände ins Meer hinausſtreckt. Die berühmten Kriegskähne desſelben Volkes ſind bereits aus einzelnen Brettern zuſammengefügt und am Vorderbug mit einer gorgonenartig dräuenden Götzenmaske nicht eben anmuthig geſchmückt.

Auf den Kriegskähnen der Neuſeeländer kommt das Segel nur in ſehr primitiver, an den Urſprung desſelben mahnender Weiſe zur Verwendung. Es beſteht aus einer Matte, die zwiſchen zwei Stäben quer über das Schiff geſpannt und alſo nicht drehbar iſt. Die Inſaſſen eines ſolchen Bootes können ſomit nur einfach vor dem Winde ſegeln, nicht aber „kreuzen“. Drehbare Segel an Rahen, Steuerruder und Ringe für die Seitenruder hatten ſchon die alten Aegypter, zwar kein Seevolk, aber ein ſolches, deſſen ganze Exiſtenz auf einem Fluſſe und der Beobachtung desſelben beruhte. Von den Aegyptern haben die Phönikier Schiffe bauen gelernt und ſind dann durch ihre kühnen Unternehmungen das Vorbild aller anderen ſeefahrenden Völker geworden.

Das Schiff iſt im höchſten Grade zugleich Waffe und Werkzeug; es iſt das vollendetſte Inſtrument, welches der Menſch geſchaffen, der Schlüſſel, welcher ihm gedient hat, die Erdräume aufzuſchließen. Ohne den Einbaum, der den Pfahlbauer auf dem heimiſchen Alpenſee raſch und ſicher von einem Dorf zum anderen trug, wäre Amerika unentdeckt geblieben. Die Schifffahrt in kleinen engumgrenzten Gewäſſern, auf Flüſſen, Seen, in Meerbuchten war die Lehrmeiſterin der weiten Seefahrt, die Mutter eines der größten Culturfortſchritte, vor welchem nervöſen oder Gemüthsmenſchen des Alterthums und den Vertretern derſelben in der Literatur, d. h. den Dichtern, immer ein wenig gegraut hat. „Jenem Manne,“ ſingt Horaz, „umſchloß Eichenholz und ein dreifaches Erz die Bruſt, der das gebrechliche Schiff zuerſt ins trotzige Meer hinaus gelenkt hat.“ Den Feldbau ließen ſich die Griechen von der breitbuſigen Demeter beſcheeren, das Schiff aber wollten ſie nur der hochſtirnigen Athene verdanken. Das war denn freilich gleich ein anderes Geſchenk, als jene 3 bis 5 Meter langen und ungefähr meterbreiten Canoes aus

Gewäſſer, ſondern es vermag auch unermeßliche, ſchattendunkle, von Wild wimmelnde Waldlandſchaften in ſonnige Ackerfluren umzuwandeln.

Ein ausgezeichneter Geograph hat den Nachweis erbracht, daß dieſelben Küſtengeſtalten in der Alten wie in der Neuen Welt auf ähnliche Weiſe die nautiſchen Leiſtungen ihrer Bewohner gefördert haben. Fragt man aber nach den Urſachen des Zurückbleibens der Amerikaner in der höheren Schifffahrtskunſt — eine Frage, die ſich bis zu derjenigen verſchärfen läßt, warum Amerika von Europa aus und nicht umgekehrt Europa von den Amerikanern entdeckt wurde — ſo erſcheint uns der Beſitz des Mittelmeeres und die Ländergeſtaltung Europas an der Nordſee als ein entſcheidender Vorzug der Alten Welt. Das Mittelmeer iſt ein erweiterter Alpenſee, und trotz Peſchel's Geringſchätzung der Binnenſchifffahrt dürfen wir den welthiſtoriſchen Städtekranz des erſteren, worunter in nachclaſſiſcher Zeit ja auch ein Pfahlbau (Venedig) keine der geringſten Rollen ſpielt, mit den namenloſen Seedörfern der mitteleuropäiſchen Stein- und Bronzezeit vergleichen. Durch die Culturſtufe der älteſten Pfahlbauten ſind die Arier hindurchgegangen, ehe ſie ans Mittelmeer gelangten und gleichſam in die mittlere Schule der Seefahrerkunſt eintraten. Dieſelbe Energie, mit welcher die Kelten, ſchlecht gerüſtet, in den Atlantiſchen Ocean hinausfuhren, mit der griechiſche Seeräuber und Coloniſten der kariſchen und phönikiſchen Thalaſſokratie im öſtlichen Becken des Mittelmeeres ein Ende bereiteten, mit der das bäuriſche Rom, über Nacht eine Seemacht geworden, Karthago zu Boden ſchmetterte — dieſelbe Energie weht und wallt in den Wimpeln der ſpäteren Normannen, Dänen, Sachſen und ſchwellt die Segel der Genueſen, Portugieſen, Holländer, Engländer. Wohl erzählt die Geſchichte anderer Mittelmeervölker von den Tharſisſchiffen der Phönikier, von der Capumſegelung im Auftrage ägyptiſcher Pharaonen, und von den Entdeckungen der Punier an Afrikas Weſtküſte; ſie weiß auch von dem Opfermuth einzelner Capitäne, die lieber ihr Schiff ſcheitern ließen, als daß ſie nachſegelnden Concurrenten den Weg ins Zinnland verriethen, Rühmliches zu berichten. Aber von einem Todestrotz gleich dem der Wikinger, die im Sturm alle Segel aufzogen und lieber im heulenden Abgrund verſinken, als dem Zorn des Meeres weichen wollten, von einer wilden, nordiſchen Abenteuerluſt, wie ſie ſeit dem Beginne des Mittelalters an allen Vorgebirgen jauchzte, alle blühenden Küſtenſtriche überfiel und die Eiſenrüſtung zu einem Merkmal anderer, unwiderſtehlicher Menſchenart erhob, davon weiß jene Geſchichte mit all ihrem klugen und erbaulichen Inhalt nichts zu melden. Erſt als *ſolche* Fäuſte am Steuer lagen, hat das unvergleichliche Werkzeug voll und ganz gehorcht; erſt unter dieſer Herrſchaft hat es ſich ſeiner hohen Aufgabe, das Antlitz der Erde umzuformen, gefügig erwieſen.

9. Handel und Völkerverkehr.

„Der Handel," ſagte Falconer ſchon vor mehr als hundert Jahren in ſeinen Bemerkungen über den Einfluß des Klimas auf den Menſchen, „macht in noch höherem Grade fleißig und thätig als der Ackerbau; aber die Menſchen werden dabei ſehr intereſſirt, überſchätzen den Werth des Reichthums, alles wird ihnen käuflich und feil; ſie leben nüchtern und ſind ehrlich — wenn ſie es ſind! — meiſt nicht aus Tugend, ſondern aus Intereſſe; endlich werden ſie furchtſam und unkriegeriſch."

Es iſt natürlich nicht einerlei, ob ein Volk etwa wichtige Hausthiere und Culturpflanzen von außen erhält oder ob ihm Branntwein oder Feuerwaffen zugeführt werden, für welche es vielleicht ſogar Sklaven ausführt. Einflußreich iſt alſo der Handel auf jeden Fall; aber ſein Werth hängt von den Gegenſtänden ab, mit welchen er betrieben wird. Nur allzu oft haben Naturmenſchen aus dem Verkehr mit civiliſirten Völkern nichts gelernt, als deren Laſter, und tief begründet iſt die Bemerkung d'Urville's, daß der Handel, obzwar eines der mächtigſten Mittel, um rohe Völker der Civiliſation zuzuführen, doch zweifellos unfähig iſt, ſelbſt den Anfang hierzu zu machen, wegen der Schlechtigkeit der Menſchen, welche dabei zuerſt in Verkehr mit den Naturvölkern treten. Ueberhaupt hat man beobachtet, daß alle ſocialen Kräfte und Zuſtände, welche im Laufe der Zeit die Civiliſation fördern, als: Anhäufung von Menſchen, Reichthum und große nationale Ereigniſſe, zuerſt corrumpirend auf die Geſellſchaft eingewirkt haben.

Vergebens erwartet man, eine Bevölkerung, welche durch Unterdrückung und Elend träge und apathiſch geworden iſt, durch Aufrichtung einer bloß friedlichen und gerechten Herrſchaft zu größerem Fleiße anzuſpornen. Befreiung vom Druck, Minderung der Abgaben, gerechte Juſtiz, kurz die Herſtellung einer wohlgemeinten äußeren Ordnung genügt nicht, um die ſchlummernden Kräfte ſolcher Menſchen zu wecken. Wohl aber kann der Handel dieſes Werk vollbringen, jedoch nur, wenn es ihm gelingt, neue phyſiſche oder geiſtige Bedürfniſſe wachzurufen, welche zugleich ſolche ſind, die ſich durch geſteigerte Thätigkeit befriedigen laſſen.

Soll es zu einem vollen, beiderſeitig ſegensreichen Erfolge des Handels kommen, ſo müſſen jene Bedürfniſſe in der Richtung des Culturfortſchrittes liegen; die fremden Producte müſſen wirklich nützliche Artikel ſein. Dann kann die Sicherheit für Leben und Eigenthum, die Bürgſchaften einer geordneten Regierung und der Beſitz eines currenten Werthmeſſers zu Hauptbedingungen für die gedeihliche Arbeit der Eingeborenen und für die zunehmende civiliſatoriſche Bedeutung des Umſatzes werden.

Während jener Bruchtheil vorgeſchrittener Nationen, welcher mit den Wilden zuerſt in commercielle Verbindung tritt, durch die berufsmäßige Ausübung des Handels bereits moraliſche Einbußen erlitten hat, fehlt hinwieder dem Naturkinde der Begriff des rechtlichen Beſitzes außerhalb des Verbandes ſeiner Familie und ſeines Stammes. Was der Fremde zu eigen hat, iſt herrenlos, gehört Niemandem, und man darf es einfach nehmen, wenn man kann. So halten es die nicht vertragſchließenden Stämme untereinander; ſo hielten es die Eingeborenen zumal den Europäern gegenüber in der erſten Zeit ihrer Bekanntſchaft.

Primitive Handelsverträge zwiſchen Naturſtämmen, wodurch dieſes Verhältniß zuerſt eine wohlthätige Aenderung erfährt, betreffen geſuchte Artikel, wie Farberden (zur Körperbemalung), Salz, gewiſſe Steinarten zur Waffenfabrication, Bernſtein, ſpäter das zur Bronzeherſtellung nöthige Zinn, Producte, welche nur an beſtimmten, von den Conſumenten oft weit entlegenen Orten zu finden ſind. Hunderte von Meilen weit ging der Auſtralier, um eine als Schminke geſchätzte Ockerfarbe zu holen, und als Tauſchartikel verfehlte er nicht, ein Stück Grünſtein mitzuführen, das zur Anfertigung einer Steinwaffe gebraucht werden konnte. Im Zwiſchengebiet genoß der alſo Reiſende volle Sicherheit trotz der üblen Gepflogenheiten, welche dieſe cannibaliſchen Stämme ſonſt untereinander beobachteten. An der Oaſenſtraße aus Fezzan über Murzuk nach dem Sudan liegen vielumſtrittene Salzplätze. Die Wüſtenſtämme bekämpfen ſich unausgeſetzt um dieſe reichen Fundgruben; denn der jeweilige Herr derſelben erhält reiche Geſchenke von den Karawanen, welche aus allen Weltgegenden herbeikommen, um das unentbehrliche Gewürz heimzubringen.

Eine Reihe der wichtigſten Fragen knüpft ſich für den Prähiſtoriker an jene Artikel, die wir als vorgeſchichtliche Handelswaare anſehen müſſen. Salz wurde ſicher ſchon aus dem Meere, auf einer recht niedrigen Culturſtufe auch noch aus Pflanzenaſche gewonnen; aber die binnenländiſchen Salzlager erwuchſen daneben zu hoher Bedeutung, die in der Blüthe und dem Reichthum eines Fundortes wie Hallſtatt zum Ausdruck kommt. Dort ſind auch die überzeugendſten Beweiſe eines vorkeltiſchen, keltiſchen und römiſchen Salzbaues zu Tage gefördert worden. Zu überraſchenden Schlüſſen führt oft die Unterſuchung der Herkunft des Steinmaterials, aus welchem Waffen und Werkzeuge geformt wurden. So fehlt es auf Elba nicht an Artefacten aus Feuerſtein, wohl aber an einem natürlichen Vorkommen dieſes Culturminerals. Grüner böhmiſcher Obſidian ſoll in Italien, franzöſiſcher Feuerſtein in Belgien verarbeitet gefunden worden ſein. Am weiteſten hinweg iſt man durch die vielbehandelte Nephrit- und Jadeitfrage geführt worden. Die Beile und Meißel aus dieſen grünen harten Geſteinen, welche man in vielen europäiſchen Ländern, namentlich aber in Pfahlbauten der Schweiz gefunden hat, ſollten ſich nur durch einen Import aus Aſien erklären laſſen; doch iſt man von dieſer Hypotheſe, wie wir noch näher ſehen werden, heute ziemlich zurückgekommen. Sicherer deuten die in franzöſiſchen Höhlen gefundenen Meereskonchylien (Cyprea pyrum und C. lurida in Laugerie-Baſſe, Littorina litorea in Cro-Magnon) nach mediterranen und atlantiſchen Küſten. Auch das Zinn muß ſchon vor dem Eindringen phönikiſcher Seefahrer in ſeine nordweſtlichen Urſprungsſtätten von den Eingeborenen abgebaut und auf Handelswegen ans Mittelmeer gebracht worden ſein, ſonſt hätten jene klugen Kaufleute der Herkunft dieſes Metalles nicht bis zu den atlantiſchen Küſten Europas nachgehen können. Gleiches gilt vom baltiſchen Bernſtein, der ſich in den Stapelplätzen an der Pomündung dergeſtalt anhäufte, daß die Griechen lange Zeit Oberitalien für den Fundort desſelben hielten und die ſchöne Fabel von den in Baumgeſtalt Bernſtein weinenden Schweſtern des Phaëton an den Eridanos, ſtatt an die Oſtſee verlegten.

Sobald einzelne Länderräume in der Cultur raſcher fortſchreiten als ihre Nachbargebiete, wie es in Südeuropa gegenüber dem mittleren Theile des Continents der Fall war, wird es für den Prähiſtoriker wichtig zu erfahren, womit die erſteren das Product der letzteren bezahlten, und wir ſtehen vor der Frage, wie viel von dem Culturbeſitz jener als eigenes Erzeugniß, Entlehnung oder Import anzuſehen iſt. Unter den vorliegenden Funden ſind alle Stufen von unberührt autochthoner Induſtrie bis zum wildfremden und fremdgebliebenen Gemengtheil vertreten, aber faſt niemals tragen ſie ihr Urſprungszeugniß ſo offen an der Stirn, wie die geprägte Münze, welche man erſt ſpät anzunehmen gelernt hat. Wie man in den älteſten Zeiten ſchon auf Raſſenmiſchungen ſtößt, ſo findet man auch dort ſchon Miſchculturen, deren Beſtandtheile wir prüfen und auseinanderlegen müſſen, um die Räthſel ihrer Entſtehung zu löſen.

Als Gegengaben oder Tauſchartikel werden mit der Zeit diejenigen am liebſten genommen werden, welche auch an vielen anderen Orten ſelten, jedoch benöthigt und daher geſucht ſind; ſo entwickelt ſich allmählich ein Werthmeſſer, den man nicht zum unmittelbaren Verbrauch, ſondern zur Verwendung in anderweitigem Tauſchgeſchäft annimmt. Sowohl Conſumartikel, als namentlich auch Schmuckſachen, dann Metalle in verſchiedenen einfachen Formen können ſolche allgemein gangbare Tauſchmittel werden. Daher finden wir bei verſchiedenen Völkern der Erde Muſchelſchnüre, Cacaobohnen, Salzbarren, Leinwandſtreifen, Thee, Thierhäute, Rinder und vieles Andere an Geldesſtatt im Gebrauche. Eiſenſtücke, roh oder in Beilform geſchmiedet, Barren und Ringe aus Bronze, Silber, Gold ſind ſchon vorgeſchrittene Formen der Tauſcheinheit und laſſen theilweiſe mittelſt der Wage, ganz oder getheilt, eine feine und genaue Werthbeſtimmung zu. Noch ein Schritt — die Beglaubigung des Gewichtes durch ein aufgeprägtes Zeichen — und die Münze, das Geldſtück iſt erfunden. Im ägyptiſchen Pharaonenreiche, wie in der Bronze- und erſten Eiſenzeit Europas, hatte man Ringgeld, das im Norden unſeres Erdtheiles mit dem Anbruch des Mittelalters nicht erliſcht. Die Münzprägung lernten die Kelten von den Makedoniern und Maſſalioten, die Deutſchen von den Römern und die Slaven von den Deutſchen.

Die Richtung aller Handelswege hängt von dem Bodenreichthum ihrer Ziele ab, von der Kenntniß und Schätzung der Producte, die wir als Lockmittel im Völkerverkehr bezeichnen müſſen. Auch eine Entdeckungsfahrt ins Blaue, wie die des Chriſtoval Colón theilweiſe geweſen iſt, ändert nach der erreichten erſten Etape augenblicklich ihren ſtreng idealen Curs und geht im Zickzack leidenſchaftlich der Quelle des Goldes nach, das die hochherzigen Männer in den Ohren und Naſen ihrer erſten Bekannten auf amerikaniſchem Boden entzückt gewahren. „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles!“ — Das hat die Geſchichte der überſeeiſchen Entdeckungsfahrten reichlich bewieſen. Deshalb heißen die Gebiete der gegenwärtigen Vereinigten Staaten von Nordamerika auf den Karten der alten ſpaniſchen Seefahrer „werthloſe Gebiete“ (tierras de ningun provecho), und die nordamerikaniſchen Ackerbaucolonien der Franzoſen und Engländer des 16. Jahrhunderts ſind ſo lange regelmäßig zugrunde gegangen, bis im Tabak und ſpäter im Pelzwerk frachtwürdige Rimeſſen nach Europa gefunden waren. Das ſpaniſche Amerika aber wäre nach der Ausbeutung ſeiner Goldſchätze von den Entdeckern völlig wieder im Stiche gelaſſen worden, wenn nicht die Einführung des Zuckerbaues und der Negerſklaverei eine ſehr einträgliche Pflanzerwirthſchaft ermöglicht hätte. In neuerer Zeit waren die Goldſchätze Californiens und Auſtraliens ſolche Fingerzeige zu Völkerwanderungen nach dem Stillen Meere, und die Geſchichte ihrer Entdeckung und Erſchließung hat abermals eindringlich dargethan, wie die Verbreitung der Völker an das Vorhandenſein ſtarker Magnete auf oder unter der Erde gebunden iſt.

Gold iſt aber nicht der einzige Magnet, der die Völker anzieht und um ſeine Quellen ſchaart. Hinter ihm kommt alles, wofür man Gold erwirbt: andere Mineralien, pflanzliche und thieriſche Stoffe. Die Ruſſen gewannen Sibirien und einen (jetzt wieder aufgegebenen) Theil Nordamerikas, zuerſt als Pelzhändler. Andere Völker, wie die Portugieſen, ſind bis an das Ende des damals bekannten Erdkreiſes geſegelt, indem ſie einigen frühzeitig bekannten, aber nur in engen Gebieten verbreiteten Gewürzen, Droguen und Arzneimitteln nachgingen. Braſilien heißt heute noch nach dem Rothfärberholz, das die erſte werthvolle Rückfracht ſeiner europäiſchen Beſucher bildete. Daß Afrika (mit Ausnahme ſeiner Nordſtriche) der „dunkle Erdtheil“ geblieben iſt, der bis auf die Zeiten Stanley's und Wißmann's keine Conquiſtadoren ſah, dafür aber drei Jahrhunderte lang europäiſchen Flitter und europäiſchen Alkohol mit dem blutigen Schweiß ſeiner entführten und geknechteten Kinder bezahlen mußte, dieſes Schickſal dankt es nicht nur der ärmlichen Gliederung ſeiner Küſte, ſondern vornehmlich auch dem Mangel aller jener magnetiſchen Bodenproducte, für welche erſt in neuerer Zeit das Elfenbein und die Diamanten des Capgebietes einen theilweiſen Erſatz geliefert haben.

Dieſe bekannten Beiſpiele erſchließen uns das Verſtändniß urgeſchichtlicher oder frühgeſchichtlicher Verkehrsverhältniſſe, über welche unſere geſchriebenen Quellen ſchweigen oder mit ihren Worten ſparſam ſind. Wie das Silber im Alterthum die Karthager nach Spanien führte und dort feſthielt, ſo hat das Zinn den weiter nördlich ſeßhaften keltiſchen Stämmen zuerſt die Bekanntſchaft mit den ſeefahrenden

Mittelmeervölkern verſchafft, ſo vermittelte der Bernſtein den Anwohnern der Oſt- und Nordſee fruchtbare Beziehungen mit dem fernen Süden. Darum hat man mit Unrecht die Nordvölker Europas früher für arme Völker gehalten und mit Unrecht ſich über den Reichthum ihrer Gräber gewundert. Sie waren geiſtig friſche und glückliche Menſchen mit unſchätzbaren Anlagen des Kopfes wie des Herzens und mit reichen Gaben des Bodens, den ſie bewohnten und ausbeuteten. Freilich ſtehen ſie im Rücken der altclaſſiſchen Nationen, deren Antlitz gleichſam nach anderen Richtungen, dem Meere und den überſeeiſchen Nachbarn zugewendet war, ziemlich unbekannt da; aber die Prähiſtorie lehrt uns, daß ſie unbilligerweiſe von der Literatur des Alterthums vernachläſſigt worden ſind. Indeſſen darf uns das nicht wundern. In den Zeiten ungeſtörter friedlicher Entwickelung, wenn weder unwillkommene Kriege noch außerordentliche Entdeckungen den Blick vorübergehend nach anderen Punkten abziehen, iſt das Antlitz der Gebildeten eines Volkes immer nach den Ländern einer älteren, für die eigene Entwickelung maßgebenden Cultur gerichtet. Das iſt ein Naturgeſetz, und dieſes Geſetz beſtimmt das herrſchende Intereſſe, welches in Reiſen und Literaturwerken zum Ausdruck kommt. So kann der Ruſſe den Bann nicht überwinden, welchen Deutſchland auf ihn ausübt, noch der Deutſche denjenigen, welchen er von Italien her auf ſich nachwirken ſieht. So war Rom durch die Nachwirkungen eines geſchichtlichen Proceſſes an Griechenland, Hellas ſeinerſeits an Aegypten und Vorderaſien geknüpft.

Dies iſt die Macht, welche den Lockmitteln und den magnetiſch wirkenden Bodenſchätzen der neuen Länder gleichſam zurückziehend entgegenſteht. Hier neue Natur, dort alte Cultur! — Das ſind die großen Gegenſätze, welche das Völkerleben beherrſchen. Das muß vor Allem der Prähiſtoriker bedenken, und es iſt, glaube ich, noch von Keinem beachtet worden, der ſich gefragt hat, warum auch während des geſchichtlichen Alterthums Nordillyrier und Thraker, Skythen, Germanen, Kelten und was noch ſonſt an benannten und unbenannten Völkerſtämmen in Mittel- und Nordeuropa gelebt, ſo tief im Dunkeln ſtehen geblieben ſind.

Die alten Culturnationen verharrten im Verkehr mit fremden, minder entwickelten Völkern auf einer niedrigen Stufe. Aber dieſe Urform des Verkehres von Volk zu Volk müſſen auch wir in jedem einzelnen Falle wieder überwinden. Das Entſcheidende bei dieſem, meines Wiſſens noch nie gehörig beleuchteten Gegenſatz iſt, daß es andere, wenn man will diametral verſchiedene Factoren ſind, welche bei der Aufſchließung neuer Gebiete einerſeits und bei der Abtragung der Dankesſchuld an das Mutterland der eigenen Cultur andererſeits als Bahnbrecher ins Spiel kommen. Dort ſind es gewinnſüchtige Kaufleute — hier ſelbſtloſe Gelehrte und Lehrer, die ſich dem Werke widmen, Männer alſo, von welchen die einen ihren Völkern neue Natur- und Induſtrieproducte zuzuführen, die anderen aber alte Geiſtesſchätze zu überliefern und zu bewahren befliſſen ſind.

Alle die Aneignungen und Entwickelungen, von welchen in den vorſtehenden Abſchnitten die Rede war, vollzogen ſich theils während der Zeiträume, welche wir als prähiſtoriſche im engeren Sinne anzuſehen haben, theils auch vor und theils nach denſelben. Sie ſind in ihren einzelnen Phaſen nur theilweiſe zeitlich beſtimmbar; deshalb iſt eine ſyſtematiſche Beſchränkung in der Darſtellung derſelben undurchführbar. Wo aber jene chronologiſche Fixirung ſtatthaft iſt, wird die nachfolgende Schilderung darauf in gebührender Weiſe Rückſicht nehmen. Die Kenntniß dieſer Anſätze und Fortſchritte dient ſonach auf ihrer heutigen Stufe einerſeits dazu, das Gebiet der Prähiſtorie nach abwärts in dunkle Urſprungsregionen zu erweitern, andererſeits die Vorſtellung von den archäologiſch beſſer bezeugten Perioden zu bereichern und abzurunden — ein Amt, welches in ſpäteren culturgeſchichtlichen Zeiten theilweiſe der directen literariſchen Ueberlieferung zufällt —, ſowie endlich dazu, die prähiſtoriſchen Perioden in breiterem Anſchluß mit den geſchichtlichen Zeitläuften und den ethnologiſchen Erſcheinungen der Gegenwart zu verknüpfen. Sie hat den höchſten Werth für die Begriffsbeſtimmung der menſchlichen Cultur, ja der Menſchheit überhaupt, welche hier ihre Grundmerkmale findet; aber ſie iſt noch nicht Prähiſtorie im engeren, rein archäologiſchen Sinne des Wortes. Dieſe werden wir erſt in den nachfolgenden Capiteln darzuſtellen haben.

Zu dieſer Darſtellung iſt noch Eines voraus zu erinnern. Vor zehn oder zwanzig Jahren, als man noch nicht ſo ungeheure Maſſen von urgeſchichtlichem Wiſſensſtoff überblickte, war es möglich, all den Einzelereigniſſen, welche unſeren Geſichtskreis erweitert haben, in gleichmäßiger Weiſe gerecht zu werden. Man erzählte behaglich von Findern und Funden; man ſtieg herab zu den Jahreszahlen der Fundchronik und zu den äußeren Umſtänden, unter welchen Entdeckungen gemacht worden ſind. So gab man, dem damaligen Kindesalter der Prähiſtorie entſprechend, weniger eine Darſtellung der Wiſſenſchaft ſelbſt, als ihrer bisherigen körperlichen Entwickelung, wobei man Schritt für Schritt auch die perſönlichen Verdienſte ihrer Pfleger berückſichtigen konnte. Dazu fehlt es heute bereits an Raum; den Platz ſolcher Dinge muß jetzt Wichtigeres einnehmen. Dem einzelnen Fundbericht muß es überlaſſen bleiben, ſich in epiſcher Breite auszuſprechen. Eine Darſtellung wie die unſerige kann ihr Ziel nicht mehr in die Aufzählung und Beſchreibung auch nur der wichtigſten Fundplätze jedes einzelnen Landes ſetzen. Wo die Ergebniſſe klar ſind, genügen relativ wenige Mittheilungen; wo ſie vorläufig im Dunkeln bleiben, muß Vollſtändigkeit wenigſtens angeſtrebt werden. Je mehr wir unſer Material wirklich beherrſchen, deſto weniger haben wir nöthig, dasſelbe vor dem Leſer ſchrankenlos auszubreiten. Man möge es uns daher nicht verdenken, wenn wir in dieſem Buche manchen Orts- und manchen Perſonennamen verſchweigen, welcher der Geſchichte der Wiſſenſchaft angehört, aber für uns nur den Ballaſt des zu überwindenden Rohſtoffes vermehren würde.

Drittes Capitel.

Die älteren erdgeſchichtlichen Zeiträume.

Tertiär und Diluvium.

„Ergötze dich am längſt nicht mehr Vorhand'nen."
Goethe.

1. Der tertiäre Menſch.

Wir haben im einleitenden Capitel geſehen, wie die Prähiſtorie des Menſchen eine Art Mittelſtellung einnimmt zwiſchen der Paläontologie und der Geſchichte. Es kommt auf dasſelbe heraus, ob wir ſie der Naturwiſſenſchaft zurechnen und an das Ende eines der wichtigſten Theile derſelben ſtellen, oder ob man ſie zu den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften zählt und ihr den Platz am Anbeginn der menſchlichen Culturgeſchichte zuweiſt. Die Grenzen der Wiſſenſchaften ſind ja von den Menſchen gemacht, ihre Feſtſtellung unterliegt oft lange Zeit einer beſchränkten Einſicht, vielfacher Willkür und dem perſönlichen Belieben. Thatſächlich haben ſich bis heute mehr die Naturforſcher als die Hiſtoriker mit der Urgeſchichte des Menſchen beſchäftigt. Und das hat ſeinen guten Grund. Ungern ſteigt man von den lichtvollen Zeiträumen der ſpäteren menſchlichen Entwickelung zu den Abgründen der Urzeit hinab — mit Vorliebe dagegen von der Wurzel des Baumes, als den wir das Ganze der Lebeweſen betrachten können, zu den höheren Zweigen und zum Gipfel desſelben empor. Ueber dieſes Verhältniß, das den Urſprung und gegenwärtigen Stand der Urgeſchichtsforſchung theilweiſe zu beleuchten vermag, möchten wir noch einige Bemerkungen einflechten.

Die Lebensdauer, die uns perſönlich von der Natur gewährt wird, ſteht mit dem, was wir Geſchichte nennen, in einem harmoniſchen, unſeren hergebrachten Gefühlen und Anſchauungen wohlthuenden Verhältniſſe. Wenn uns das Schickſal in dieſer Hinſicht halbwegs günſtig iſt, durchleben wir einen anſehnlichen Bruchtheil eines Jahrhunderts und erfahren als Zeitgenoſſen eine Menge von Ereigniſſen, welche die Wiſſenſchaft als hiſtoriſche bezeichnet. Ob ſie nun mehr oder minder mit unſeren perſönlichen Erlebniſſen verknüpft ſind — ganz können wir uns ihrem Einfluſſe nicht entziehen. Wir halten mit offenem Blicke Umſchau und finden, daß wir mit unſeren Mannesjahren in eine andere Periode gerathen ſind, als die uns in der Jugend umgeben hat, oder diejenige, von der unſere Väter ſo gern erzählen. Und als Greiſe werden wir vielleicht wieder über eine neue Epoche den Kopf ſchütteln, die uns fremdartig anmuthet, und in die wir nicht mehr recht hineinpaſſen. Nicht nur wir ſelbſt, ſondern auch die Welt um uns her iſt in ſtetem Wandel begriffen. Engherzigen Menſchen fällt es ſchwer, aus Verhältniſſen, in die ſie ſich einmal geſchickt haben, herauszutreten; edlere Naturen, die ſich von der Macht der Gewohnheit und den Einflüſſen der Lebensalter thunlichſt freizuhalten wiſſen, empfinden in dieſem Wechſel einen der höchſten Reize des Daſeins. Sie ſuchen mit der Zeit fortzuſchreiten und finden Behagen in der Wanderung durch die Regionen der Geſchichte, welche ihr individuelles Schickſal ihnen mitzuerleben vergönnt hat. Angeregt und geleitet durch die Schule oder das Leben, wird es ihnen bald nicht mehr genügen, mit beſchränktem Verſtändniß dasjenige zu überblicken, was gleichſam unter ihren Augen vor ſich gegangen iſt. Sie werden nach den Büchern der Geſchichte greifen und Belehrung ſuchen über den Hergang der Dinge, der zuletzt zu den Zuſtänden der Gegenwart, zu den Erſcheinungen unſerer täglichen Umgebung geführt hat. Die Kenntniß der Vergangenheit des Landes, das wir bewohnen, des Volkes, dem wir angehören, der Völkergruppe, welche allgemach im Laufe vieler Jahrhunderte Europa zu ihrem Heim geſtaltet und von hier aus die anderen Welttheile entdeckt oder erſchloſſen, erobert, coloniſirt und erforſcht hat — kurz die Univerſalgeſchichte nach dem alten Begriffe gehört als ein Hauptſtück zu dem geiſtigen Rüſtzeug der gebildeten Menſchheit. In den Zeiträumen, welche ſie umfaßt, ſind wir, dank unſerer Vorbildung in der Jugend und dank der Schule, durch die uns das ſpätere Leben hindurchführt, Alle mehr oder weniger zu Hauſe. Die Geſchichte in dem Sinne, wie wir ſie Alle kennen, iſt gleichſam der große geiſtige Wohnbau, in dem alles ſo ſchön und verſtändlich zuſammenhängt. Wir hauſen zwar nur in einer Zelle desſelben, aber die anderen Gemächer ſind uns deshalb nicht unzugänglich. Wir durchwandern ſie zu Genuß und Belehrung wie ein großes, mit alten und neueren Koſtbarkeiten gefülltes Muſeum, und fühlen uns ſelbſt in den zeitlichen und räumlichen Fernen, die wir da betreten, immer noch daheim, immer noch mit einigen Wurzelfaſern unſerer Exiſtenz in dem Nährboden jener Erſcheinungen feſtgehalten.

Aber um die Mauern dieſes vieltheiligen Wohnhauſes, das die Geſchichte darſtellt, breiten ſich unermeßliche Weiten nach zwei Richtungen aus: nach der Zukunft und nach der ferneren Vergangenheit. Die Fernen der Zukunft ſind unſerem Blick verſchloſſen, und auch in die Vergangenheit glaubte man einſt nicht weiter zurückſchauen zu können, als uns die Treppen der Geſchichte leiten. Was jenſeits derſelben lag, darüber ſollte die Wiſſenſchaft keinen Aufſchluß geben können; nur durch einen Strahl von oben, durch göttliche Offenbarung, glaubte man darüber Erleuchtung zu empfangen. Und man ergänzte die Geſchichte durch einen Theil der Religionslehre, durch Fabeln und Märchen, die man unmerklich in die glaubhafte Ueberlieferung münden ließ. Dieſe Zeit iſt vorüber.

Heute treten wir ungeſcheut an der Hand einer neuen Wiſſenſchaft aus dem Wohnhaus der Geſchichte ins Freie. Aber die harmoniſchen Verhältniſſe, welche uns dort wie in einem ſchönen Tempel umgaben, ſind auf dem Boden der Prähiſtorie nicht zu finden. Dem Auge des von hiſtoriſchen Betrachtungen verwöhnten Menſchenkindes erſcheint dieſes Feld leicht wie eine unermeßliche Wüſte. Es vermißt den engen, hochgethürmten Horizont gleich dem Alpenſohne, der in die Ebene hinabſteigt. Was ſind wir mit der Zeitſpanne, die wir auf Erden ſelbſt hinbringen, was mit all den hiſtoriſchen Perioden, den paar Jahrtauſenden, von denen uns geſchriebene Urkunden erzählen, auf dem weiten Plan, deſſen Grenze nur dort zu finden iſt, wo die Wiſſenſchaft das erſte Auftreten des Menſchen conſtatirt, oder wo ſie es ſuchen muß, da der wirkliche Erſcheinungspunkt noch weit über dem älteſten nachgewieſenen Zeugniß ſeiner Anweſenheit hinausliegt!

Rauhe Lüfte wehen uns an, und es fröſtelt uns bis aufs Mark, wenn wir von der Geſchichte zur Vorgeſchichte übergehen. Umgekehrt dringt uns ein warmer vertrauter Hauch entgegen, wenn wir von der Geologie und Paläontologie zur Prähiſtorie des Menſchen emporſteigen. Denn auch jenes weite Feld vor den Thoren der Geſchichte hat ſeine Grenzen und Scheidewände, und jenſeits der geſchichtloſen Urzeit unſeres Geſchlechtes liegt die menſchenloſe Vorzeit des Planeten mit dem geheimnißvollen Urſprung der erſten Lebeweſen, mit ihren räthſelhaften, anfangs niedrig organiſirten, ſpäter immer höher ſich entwickelnden Thier- und Pflanzengeſtalten, die uns nur in Abdrücken und Verſteinerungen zugänglich ſind, mit ihren unermeßlichen Zeiträumen und zahlreichen Unterperioden. Wir haben nur daran zu erinnern, daß die hiſtoriſche Geologie oder Entwickelungslehre der Erde vier große Gruppen unterſcheidet, welche ſich in chronologiſcher Folge ablöſen, und von welchen nur die letzte für uns in Betracht kommt. Dieſe Gruppen ſind die archäiſche, die paläozoiſche, die meſozoiſche und die känozoiſche, welche man wieder in das Tertiärſyſtem und das Quartärſyſtem eintheilt. Die beiden Unterperioden der känozoiſchen Aera (Tertiär und Quartär) werden von den Geologen hinſichtlich ihrer Dauer als ſehr ungleichwerthig angeſehen. Man nimmt an, daß die Tertiärperiode einen erheblich viel längeren Zeitraum in Anſpruch genommen habe, als die quartäre oder diluviale Periode. Die letztere, welche für die Prähiſtorie des Menſchen derzeit viel wichtiger iſt, als ihre unmittelbare Vorgängerin, ſpielt in der erdgeſchichtlichen Betrachtung nur die Rolle einer relativ kurzen Epiſode neben der tertiären Untergruppe.

Wir haben hier ferner die Bemerkung vorauszuſchicken, daß die Grenzen der geologiſchen Aeren und Unterperioden, wie wir es auch theilweiſe in der prähiſtoriſchen Periodentheilung finden werden, keineswegs feſtbeſtimmte und namentlich nicht für alle Localitäten in gleicher Weiſe geltende ſind. Die Marken der Kreideformation, des oberſten oder jüngſten meſozoiſchen Syſtems, gegen die unterſten Tertiärbildungen ſind nicht überall mit gleicher Schärfe zu ziehen. Manche Schichten gehören, wie es ſcheint, theils der Kreide, theils dem Eocän (der unterſten tertiären Stufe) an, oder es iſt zweifelhaft, wohin ſie gerechnet werden ſollen. „Alle die ſcharfen Grenzen, welche man in der geologiſchen Chronologie auf Grund der in beſchränktem Gebiete gewonnenen Erfahrungen aufgeſtellt hat, verlieren ihre Brauchbarkeit, ſobald andere Territorien zum Gegenſtande der Unterſuchung gemacht werden, und es läßt ſich nicht leugnen, daß die fortſchreitende Ausdehnung der wiſſenſchaftlichen Durchforſchung anderer Länder vielfach gezeigt hat, daß die derzeitig in Anwendung ſtehenden großen Abſchnitte oder Syſteme nicht ganz glücklich gewählt oder abgegrenzt wurden“ (Leonhard-Hoernes, Grundzüge der Geognoſie und Geologie. Leipzig 1889. S. 595 f.).

In gleicher Weiſe verhält es ſich mit der Grenze zwiſchen dem tertiären und diluvialen Syſtem, ſowie mit der oberen Grenze des Diluviums, der Scheidewand zwiſchen dem letzten erdgeſchichtlichen Zeitraum und derjenigen Periode, welche die Geologen als Gegenwart bezeichnen. Sie müſſen, wenn ſie zu Eintheilungs- und Darſtellungszwecken mit Beſtimmtheit gezogen werden ſollen, willkürliche bleiben, da es nur ganz allmähliche Uebergänge der Faunen und Floren ſind, welche uns aus dem einen Abſchnitt in den anderen hinüberführen.

Die känozoiſche Aera iſt paläontologiſch, d. h. in den Verhältniſſen ihrer Thier- und Pflanzenwelt, durch eine ſtarke und ſtetige Annäherung an die Fauna und Flora der Gegenwart charakteriſirt. Die meiſten heute lebenden Formen können wir auf nahe Verwandte des diluvialen und des tertiären Syſtems zurückführen. Weit geringer, als in der unmittelbar vorausgehenden Kreideformation, iſt im

Tertiär die Zahl der Thier- und Pflanzenformen, die uns fremdartig erſcheinen und ſeither aus dem Bilde der belebten Erde verſchwunden ſind. Während die dem Tertiär vorausliegenden geologiſchen Gruppen oder Formationen bei einer entſprechenden Geſtaltung der Erdoberfläche und der Flora, bei einem von dem heutigen durchaus verſchiedenen Bodenrelief und einer ebenſo abweichenden Vertheilung von Meer und Land eine Fauna vorwiegend niedrigerer Art beherbergten, iſt im Tertiär das Reich der Säugethiere angebrochen, welche fortan den höchſten Platz einnehmen und die Fiſche, Vögel, Amphibien als überwundene Alleinherrſcher auf geringere Stufen in der Rangordnung der Thierwelt herabſetzen. (Doch gehören die erſten Säugethiere bereits der Triasformation an.) Die fortgeſetzte Scheidung von Waſſer und Land beginnt ſich den Grenzen zu nähern, welche die Meere und Continente heute inne haben. Die Erſcheinung des europäiſchen Feſtlandes, welche gegen das Ende der ſecundären Formation kaum die erſten Schritte gethan, geht nun raſcher vorwärts. Hohe Gebirgsketten tauchen empor; die Pyrenäen erheben ſich gegen den Schluß der eocänen Periode, die Alpen gegen den des Miocäns. Das Wachſen der Feſtlandmaſſen und die Verſchiedenheit der Lebensbedingungen, welche ſie fortan darbieten, das Sinken des Klimas und die immer merklicher werdenden Unterſchiede zwiſchen den geographiſchen Breiten und den Jahreszeiten der Erde äußern ihren Einfluß in einer zunehmenden Veränderung der Flora und der Fauna. Die Säugethiere des Eocäns ſtehen theilweiſe noch auf einer niedrigeren Stufe, die ſich in dem geringeren Gehirnvolumen und der unvollkommenen Differenzirung des Extremitätenbaues ausdrückt. Dabei iſt jedoch die Mannigfaltigkeit der Formen bereits eine ſehr bedeutende, und die meiſten Stämme der gegenwärtigen Säugethierfauna können bis in das Eocän zurückverfolgt werden, wo ihre Vertreter allerdings noch ein für uns ziemlich fremdartiges Ausſehen zeigen.

Im oberen Miocän erreicht die organiſche Welt der Tertiärformation ihren Höhepunkt. Noch war der heutige Feſtlandkörper Europas von tief eindringenden Meerbuſen in gewaltige Halbinſeln zerriſſen. Große Süßwaſſerſeen wechſelten mit ausgedehnten Meeresbecken; das Klima unſeres Continents glich etwa demjenigen Madeiras und der ſüdlichen Theile Japans. Unter der Gunſt dieſer Umſtände entfaltete die Vegetation Europas eine Pracht und unermüdliche Zeugungskraft, die wir heute nur in anderen Welttheilen mit Staunen und Entzücken bewundern. Die Urwälder jener Periode wimmelten von den mannigfachſten Säugethierformen, die zuweilen eine gigantiſche Größe erreichten. Wiederkäuer, Unpaarhufer und Rüſſelthiere der verſchiedenſten, ſeither ausgeſtorbenen Typen weideten in ungeheuren Heerden, und nur den kühnen Reiſenden, welche die unbetretenen Dickichte Mittelafrikas durchkreuzen, iſt es in der Gegenwart noch vergönnt, ein ähnliches Schauſpiel zu genießen. Jene Arten der Thierwelt ſind, wie erwähnt, ſeitdem erloſchen; aber es ſind die Vorläufer der heute lebenden, und faſt alle Gattungen der jetzigen Thierwelt erſcheinen auf dieſe Weiſe bereits im Tertiär vertreten.

Die pliocäne Stufe hat dem Glanz und Prunke der Säugethierfauna bereits einigen Abbruch gethan. Das langſame Nahen der erdgeſchichtlichen Periode, in welcher der Menſch zuerſt auftritt und derjenigen, in welcher wir ſelber leben, kündigt ſich an durch die zunehmenden Unterſchiede der Klimate und der Jahreszeiten. Europa verarmt allmählich durch den Niedergang und die Auswanderung der pflanzlichen und thieriſchen Formen, welche hier die Bedingungen ihrer Exiſtenz nicht mehr vorfinden.

Dieſer Proceß nimmt ſeinen Fortgang in der Quartärperiode und vollzieht ſich noch unausgeſetzt vor unſeren Augen. Denn die Arten, die Gattungen und

Familien des Thier- und Pflanzenreiches haben ihr eigenes Leben faſt ſo wie die einzelnen Individuen. Unter der Herrſchaft unerbittlicher Geſetze ſehen wir ſie in der natürlichen Aufeinanderfolge der Lebeweſen auftauchen, ſich entwickeln, hinwelken und ſterben. Die Dauer ihres Daſeins auf Erden ſteht in umgekehrtem Verhältniß zu ihrem Range in der Stufenleiter der organiſchen Welt. Je höher ihre Stellung auf dieſer Leiter, deſto kürzer der Lebensfaden, der ihnen zugemeſſen iſt. In den Meerestiefen der gegenwärtigen Erdperiode leben Mollusken, welche die Paläontologie ſchon in den letzten Schichten der Secundärformation nachgewieſen hat, und das Alter gewiſſer Pflanzenformen von heute reicht noch weiter hinauf in die Jugendzeit der Erde. Es iſt ja im Grunde natürlich, daß die vollkommeneren Geſchöpfe mit ihrem reichen zuſammengeſetzten Organismus der Umbildung oder der Zerſtörung ihrer Art leichter unterliegen. Sie bieten dem Wechſel der äußeren Lebensbedingungen mehr Angriffspunkte, und ſo verfallen die Könige und Herrſcher der geologiſchen Zeiträume einem verhältnißmäßig frühzeitigen Untergang, während die kleinſten und ärmlichſten der Unterthanen den Wechſel unverändert überdauern.

Die Paläontologen der Alten und der Neuen Welt ſind heute eifrig bemüht zu erforſchen, in welchen Theilen der Erde die Entfaltung des Stammes der Landſäugethiere ſtattgefunden habe, eine Unterſuchung, welche vielleicht auch für die Frage nach dem Urſprung und der Wiege des Menſchengeſchlechtes von Wichtigkeit werden kann. Denn was man früher als (ſehr verſchieden lautende) Antwort auf dieſe Frage bereit hielt, iſt ungefähr ebenſoviel werth, als die Localiſirung des Paradieſes, in welchem Adam und Eva geſchaffen wurden, an irgend einem Punkte des Erdballs. Viele von jenen Forſchern neigen heute der Anſicht zu, daß jene Entwickelung auf einem großen Feſtlandgebiete der Nordhemiſphäre erfolgt ſei. „Nordamerika, Aſien und Europa dürften während eines großen Theiles der Tertiärzeit ein einziges, nur zeitweilig unterbrochenes Gebiet dargeſtellt haben, in welchem die allmähliche Entwickelung der einzelnen Stämme ſtattfand. Manche derſelben, wie die pferdeartigen Hufthiere und einige Zweige der Raubthierfamilie, ſcheinen im nearktiſchen, andere, wie die Rüſſelträger, Rinder, Antilopen und Bären, im paläarktiſchen Theile dieſes Continents ihre Wiege gehabt zu haben. Daß eine Verbindung beider Theile des großen nördlichen Continents während des größten Theiles der Tertiärformation beſtanden haben muß, beweiſt der Umſtand, daß die einer ſchnelleren Bewegung fähigen Thiere ſich raſch über das ganze Gebiet verbreiteten. Der Stammbaum der pferdeartigen Thiere z. B. iſt zwar in Europa etwas lückenhafter vertreten als in Nordamerika; doch beweiſt das Vorhandenſein der einzelnen Glieder, daß ihrer Verbreitung ebenſowenig ein Hinderniß entgegenſtand, als den Proboſcidiern (Rüſſelthieren), welche den entgegengeſetzten Weg gemacht zu haben ſcheinen. Daß die letzteren ſpäter in Amerika auftreten, als die Equiden in der Alten Welt, iſt vielleicht auf Rechnung der größeren Abhängigkeit von der Pflanzenwelt und der dadurch bedingten geringeren Beweglichkeit der großen Rüſſelträger zu ſetzen. Die Flußpferde, die Giraffen und Gazellen der Alten Welt aber mögen vielleicht dadurch gehindert worden ſein, nach Amerika zu gelangen, daß die continentale Verbindung gegen das Ende der Tertiärzeit unterbrochen oder wenigſtens zu einer ſchwierigen, für tropiſche Formen vielleicht gar nicht paſſirbaren wurde" (Leonhard-Hoernes, Grundzüge der Geognoſie und Geologie, S. 896 f.).

Auf dem Gebiete der Primaten oder oberſten Säugethiere hat die Tertiärpaläontologie in der jüngſten Zeit große Erfolge zu verzeichnen, welche ſich jedoch nicht auf den Menſchen erſtrecken. Cuvier kannte noch keinen foſſilen Affen; heute kennt man bereits fünfzehn Arten desſelben. Während man die recenten Affen der Alten Welt in zwei Gruppen (ſchwanzloſe und geſchwänzte Affen) eintheilt, laſſen ſich die foſſilen Arten nicht gut in dieſe beiden Gruppen trennen, bilden vielmehr theilweiſe geradezu Bindeglieder zwiſchen denſelben. Sie ſind allerdings unſerer Kenntniß bisher vielfach nur durch kleine Bruchſtücke ihres Knochengerüſtes zugänglich. Die hervorragendſten Typen des tertiären Affen zeigen ſich von der Mitte der miocänen Epoche angefangen. Einige derſelben ſtammen aus franzöſiſchen Schichten; ſo der Pliopithecus antiquus von Sanſans (Gers) und der Dryopithecus Fontani von St. Gaudens (Haute-Garonne). Aus dem indiſchen Pliocän ſtammt der Palaeopithecus sivalensis. Ein ganzes Skelet beſitzen wir nur von dem Mesopithecus Pentelici aus Pikermi bei Athen. Der letztere vermehrt die Reihe der modernen Pithekier durch eine foſſile Zwiſchenſtufe; der Paläopithecus nähert ſich zu gleicher Zeit dem Schimpanſe und dem Gorilla, und der Pliopithecus ſteht den heutigen Gibbons nahe. Den Dryopithecus hielt man lange Zeit für den menſchenähnlichſten nicht nur der foſſilen, ſondern der Affen überhaupt, bis ein neuer Knochenfund allerjüngſter Zeit dieſe günſtige Meinung widerlegte. Unter den jetzt lebenden Affen nähert ſich manche Form, wie der Orang, der Schimpanſe, der Gorilla, durch einzelne Züge dem Menſchen; andererſeits iſt aber von der Embryologie der volle Beweis erbracht, daß der Menſch von keiner dieſer Arten abſtammen kann. Durch die vergleichenden anatomiſchen Studien eröffnet ſich hier nur der Ausblick auf einen ſehr fernliegenden gemeinſamen Urſprung dieſer Typen.

Wann aber erſcheint der Menſch zum erſtenmal auf der Erde? Wann und wo iſt der König der Schöpfung ans Licht getreten? Hat er ſchon im Tertiär ſein Eintreten in den Kreis der fortan zur dienſtbaren Stellung, zu ſcheuem Aufblick nach dem Höheren verurtheilten Thierwelt gefeiert? Wir dürfen es mit Beſtimmtheit annehmen; denn die relativ hohe Entwickelung, welche wir bei dem Diluvialmenſchen finden werden, ſcheint eine lange Reihe von tiefer ſtehenden Vorfahren mit Nothwendigkeit vorauszuſetzen. Aber die Forſchung hat uns darüber noch keine Gewißheit verſchafft. Wiederholt war ſie genöthigt, ſich mit der Discuſſion ſolcher Fundſtücke zu befaſſen, welche man als Belege für die Anweſenheit des Menſchen im Tertiär aufgeſtellt hat. Aber das Ergebniß war bisher immer noch ein verneinendes. Denn entweder haben ſich die angeblichen Kennzeichen der Hand des Tertiärmenſchen (zugeſchlagene Steine, gekerbte und geſchnittene Thierknochen) als theils natürliche, theils von den Zähnen wilder Thiere herrührende Spuren entpuppt, oder die Ablagerungen, in welchen unzweifelhafte Knochenreſte vom Menſchen gefunden wurden, haben ſich nachträglich als jüngere Bildungen erwieſen. In den Vereinigten Staaten Amerikas, in Indien, der Türkei, Frankreich, Italien und Portugal glaubte man ſolche Zeugniſſe des Tertiärmenſchen angetroffen zu haben. In Nikaragua und Nevada wollte man im pliocänen Thon ſogar Abdrücke ſeiner Füße entdeckt haben. All das hat ſich als irrige Hoffnung, als optimiſtiſche Täuſchung herausgeſtellt und der ernſten Prüfung nicht Stand gehalten. So urtheilt man wenigſtens in England und Deutſchland. In Frankreich, Italien und Portugal giebt es noch Forſcher, welche an den gewagten Schlüſſen aus jenen Entdeckungen feſthalten. So namentlich de Quatrefages. Herr de Mortillet ſtützt ſeine Anſicht von unſeren tertiären Vorfahren zumal auf gewiſſe, nach ſeiner Auffaſſung bearbeitete Feuerſteine aus franzöſiſchen Fundorten. Aber nach ſeiner Meinung wäre es nicht, wie Quatrefages annimmt, der eigentliche Menſch geweſen, der jene uranfänglichen Werkzeuge hergeſtellt habe, ſondern eine Mittelform zwiſchen Menſch und Affe, die er Anthropopithecus nennt.

Die Frage nach dem Tertiärmenſchen gehört alſo derzeit noch zu den ungelöſten Problemen der Wiſſenſchaft. Sie ſteht heute durchaus anders, als vor einiger Zeit diejenige nach dem Diluvialmenſchen. Gegen dieſen erhob ſich ein principieller Widerſpruch. Er ſollte nicht exiſtirt haben können. Man weigerte ſich, in eine Discuſſion dieſes Themas einzugehen. Von alledem iſt hier nicht die Rede. Niemand will unſere tertiären Ahnen grundſätzlich von der Forſchung ausgeſchloſſen wiſſen. Wir ſind völlig bereit, die Wahrheit hinzunehmen, ſie möge kommen, woher ſie wolle. Das Syſtem läßt die Stelle offen; aber ehe ſie beſetzt wird, verlangt man mit Recht giltige Beweiſe, unanfechtbare Belegſtücke, welche die allgemeine Zuſtimmung der gelehrten Welt nach ſich ziehen müſſen.

Mehr als dieſes Wenige läßt ſich mit gutem Gewiſſen über das Alter des Menſchengeſchlechtes heute nicht ſagen. Für die Zukunft richten ſich die Blicke der wiſſensdurſtigen Forſcher theilweiſe, älteren Erwartungen entſprechend, nach Auſtralien und Indoneſien, theilweiſe — auf die gründlichen Unterſuchungen nordamerikaniſcher Paläontologen geſtützt — nach den nördlichen Gebieten der Neuen Welt. Man ſtützt ſich darauf, daß die Säugethierbevölkerung des Feſtlandes der Erde ſich zur Tertiärzeit auf einem der nördlichen Hemiſphäre angehörigen Continentalgebiet entwickelt habe, und fragt, ob jener Stamm, als deſſen Schlußglied wir mit größter Wahrſcheinlichkeit den Menſchen zu betrachten haben, an einer anderen Stelle der Oberfläche des Planeten ſeine Entfaltung gefunden haben könne, als eben dort, wo die Wiege der meiſten und wichtigſten Säugethierſtämme geſtanden habe.

2. Das Diluvium.

Wir müſſen vorausſchicken, daß der Name, welchen wir hier und im Folgenden für die jüngſte erdgeſchichtliche Periode — zugleich die erſte, in welcher uns ſichere Spuren der Anweſenheit des Menſchen begegnen — anwenden („Diluvium“, „diluvial“), nur ſeiner Bequemlichkeit und ſeines ehrwürdigen Alters wegen noch Geltung hat. Aber wir müſſen dem Worte den Begriff abſtreifen, der urſprünglich damit verbunden war: den einer großen Fluth, die alles vernichtend über die Erde hereinbrach. Mit den Ergebniſſen eines ſolchen Ereigniſſes haben wir es in der Erdgeſchichte nirgends zu thun, und ebenſo iſt die Bezeichnung „Alluvium“ oder „Alluvialformation“ für die Bildungen der Gegenwart unpaſſend, da „Anſchwemmungen“ und „Schwemmgebilde“ von ganz demſelben Charakter auch aus früheren geologiſchen Epochen bekannt ſind. Synonyma für „diluvial“ ſind „quartär“, „quaternär“, „poſtpliocän“ und „pleiſtocän“, ſowie auch die Ausdrücke „Syſtem“, „Periode“, „Formation“ u. ſ. w. für dieſen und andere Zeiträume, welche Unterabtheilungen der großen „Aeren“ oder „Gruppen“ bilden, wechſelnd von den Geologen gebraucht werden.

Diluviale Ablagerungen heißen ſolche, deren Bildung nach dem Abſchluß der tertiären und vor dem Beginne der gegenwärtigen Periode ſtattgefunden hat. Aber bei dem Verſuch einer genaueren Grenzbeſtimmung ergeben ſich nach beiden Seiten hin Zweifel und Schwierigkeiten. Gewiſſe Stufen werden bald als tertiär, bald als diluvial angeſprochen, und ebenſo ſchwankend iſt der Begriff der Gegenwart im Gegenſatz zu den früheren erdgeſchichtlichen Zeiträumen. Bald wird die Gegenwart als jene Periode angeſehen, innerhalb welcher Fauna und Flora der Erde keine größeren Veränderungen erlebt haben als jene, welche der Menſch herbeigeführt hat, bald ſoll ſie jenen Zeitraum bedeuten, in welchem die klimatiſchen Verhältniſſe die gleichen geweſen ſind wie heute, bald endlich die Zeit, aus welcher uns geſchichtliche Ueberlieferungen geblieben ſind. Keiner dieſer Termine bietet genügende Anhaltspunkte zu einer ſcharfen Scheidung zwiſchen Einſt und Jetzt im erdgeſchichtlichen Sinne. Das Erlöſchen gewiſſer Thierformen reicht weit hinein in die Zeit, aus welcher uns hiſtoriſche Traditionen bewahrt ſind; der Anbruch dieſer Zeit ſelbſt iſt unendlich verſchieden nach den Localitäten, in welchen wir uns um die erſten hiſtoriſchen Daten umſehen, und auch die klimatiſchen Verhältniſſe haben ſich am Schluſſe des Diluviums den heute herrſchenden ganz allmählich während einer langen Uebergangszeit angenähert. Daß die Gleichſtellung der Diluvialperiode mit der vorgeſchichtlichen Zeit in ihrem ganzen Umfang eine verfehlte Definition iſt, muß dem Prähiſtoriker am meiſten einleuchten, der da weiß, welche wechſelvollen und wichtigen Zeiträume poſtdiluvialer menſchlicher Culturentwickelung mit den Kenntniſſen, welche er beherrſcht, ausgefüllt werden müſſen.

Die diluvialen Ablagerungen — vorzugsweiſe Gerölle, Schotter, Kies, Schutt, Sand, Lehm und Thon — ſind für die Urgeſchichte einerſeits als Zeugniſſe für die Geſtaltung der Erdoberfläche in der Quartärzeit, andererſeits aber wegen ihrer Einſchlüſſe an foſſilen Säugethier- und Menſchenreſten von größter Wichtigkeit. Auf die Bedeutung des Glacialſchotters, der erratiſchen Blöcke, des Blocklehms werden wir weiter unten noch zu ſprechen kommen. Unter Löß verſteht man einen erdigen lockeren Thon, welcher reich an Kalkgehalt und ſandigen Beimengungen iſt und als vom Winde fortgetragener und wieder abgelagerter Steppenſtaub betrachtet wird. Er bildet mächtige, häufig organiſche Reſte führende Lagen in Oſteuropa und Inneraſien (Nordchina, wo die Lößbildung noch heute fortgeht), und beweiſt durch ſeine Einflüſſe, daß die heute im nördlichen Aſien herrſchenden Verhältniſſe zur Zeit ſeiner Entſtehung auch in Europa zu finden waren. Reich an Säugethierknochen, weil der Erhaltung derſelben beſonders günſtig, iſt auch der Höhlenlehm, ein fettiger, durch Eiſenoxydhydrat gefärbter, oft mit thieriſcher Materie imprägnirter Letten, dem wir in Deutſchland und Oeſterreich namentlich die überraſchende Menge von Ueberreſten des Höhlenbären (in England der Höhlenhyäne) und der ihm zum Opfer gefallenen Thiere verdanken. Den Knochenbreccien, die man als Ausfüllung von Spalten und Vertiefungen in Kalkgebirgen antrifft, dienen als Cement: Kalktuff oder durch Eiſenoxydhydrat gefärbter Thon. Auch der Kalktuff bildet häufig knochenführende Ablagerungen, welche zuweilen den Löß bedecken und dann einer ſpäteren diluvialen Zeit angehören, als nach dem Rückgang der Gletſcher das Klima ſich dem gegenwärtigen genähert hatte. Das Alter mancher Bildung, wie des diluvialen Torfes, wird nur durch die Einſchlüſſe an Thierreſten als ein höheres erkannt. Auch die diluviale Braunkohle enthält werthvolle Ueberbleibſel der quartären Pflanzen- und Thierwelt; am erſtaunlichſten hat aber das Diluvialeis, welches in Sibirien und im nördlichen Theile Nordamerikas (Küſte von Alaska) noch heute an der Zuſammenſetzung des Bodens mitwirkende Schichtglieder bildet, Thiercadaver conſervirt, wie jene mit Haut und Haar erhaltenen Mammuthe und Nashörner, welche theilweiſe — Jahrtauſende nach ihrem Tode — Hunden und Wölfen noch zum Fraß dienen konnten, theilweiſe die ſeltenſten Koſtbarkeiten paläontologiſcher Muſeen bilden.

Ehe wir zur Fauna und Flora der Diluvialzeit übergehen, müſſen wir den klimatiſchen Verhältniſſen derſelben unſer Augenmerk zuwenden. Die auffallendſte Thatſache, zu deren Anerkennung uns ſowohl die organiſchen Reſte, als die gewaltige Ausdehnung der alten Gletſcherablagerungen zwingen, liegt darin, daß die Diluvialzeit eine Periode kälteren Klimas geweſen ſein oder wenigſtens eine, wenn nicht mehrere ſolche in ſich enthalten haben muß. Eine Erklärung hiefür zu finden, iſt vielfach verſucht worden, aber bis jetzt noch nicht geglückt. Wir laſſen uns nicht darauf ein, die verſchiedenen terreſtriſchen und kosmiſchen Hypotheſen, welche zur Löſung der Eiszeitfrage aufgeſtellt worden ſind, zu prüfen. „Bis zur Stunde,“ ſagt

Alb. Heim in ſeinem Handbuch der Gletſcherkunde, „müſſen wir eingeſtehen, daß wir die tiefere Urſache der Eiszeit noch nicht kennen." Die Glacialtheorie hat dagegen über die ältere, namentlich durch Lyell vertretene Drifttheorie vollſtändig den Sieg davongetragen. Man wußte längſt, daß die diluvialen Gletſcher eine viel beträchtlichere Ausdehnung beſaßen als diejenigen der Gegenwart; aber man war durchaus nicht einig, wie weit man ihre directe Wirkung ſich erſtrecken laſſen ſollte. Man nahm eine gewaltige Gletſcherbedeckung der Gebirgsländer an, ließ aber die Tiefländer vom Meere bedeckt ſein und erratiſche Blöcke, ſowie Geſteinſchutt nur auf dem Rücken ſchwimmender Eisberge, die von den Gletſchern abgebrochen ſeien, dahin gelangen. Heute weiß man, daß dieſe Ablagerungen Zeugniſſe der directen Gletſcherausdehnung ſind. Man erkennt die Ausdehnung der alten Gletſcher an den Spuren ihrer Wanderungen aus den Gipfelregionen der Berge in die Thäler und Ebenen, an den Moränen und erratiſchen Blöcken, dem Gletſcherlehm, den Schliffen und Kritzen, die ſie an Felſen und Geſchieben zurückgelaſſen haben. So hat man die vordere Moräne des Rhonegletſchers, welcher heute nur bis Solothurn reicht, in der unmittelbaren Nähe von Lyon nachgewieſen. Seine Eismaſſen erreichten eine Höhe von 800 Meter über dem heutigen Niveau des Genfer Sees. Von den ſkandinaviſchen Hochgebirgen herab breitete ſich ein Rieſengletſcher fächerförmig an Stelle der Oſtſee und ihrer Küſtenländer bis in die Mitte Europas, von Holland über Norddeutſchland nach Rußland hin, aus. Der diluviale Gletſcher verrichtete unendliche Arbeit. Mit majeſtätiſcher Langſamkeit ſteigt er von den Gipfeln, wo er ſeinen Urſprung nimmt, herab. Er empfängt in ſeinem Schoß all die erdigen Beſtandtheile, welchen er unterwegs begegnet; all die Steine und Felsblöcke, welche auf ſeine Ränder herabſtürzen, trägt er mit gigantiſcher Kraft zu Thale. Nicht wie ein Waſſerſtrom, der das Geſtein fortrollt, zerkleinert, abrundet oder zu Staub zermalmt, ſondern wie ein ſorgſamer Laſtträger bringt er die ungeheuren Bürden der Irrblöcke in faſt unveränderter Geſtalt an ihren neuen Standort. Nur untereinander fügen ſie ſich kleine Denkzeichen zu; ſie reiben und glätten ſich gegenſeitig, die härteren ſchinden die weicheren, und das nimmt erſt ſein Ende, bis der Gletſcher ſchmilzt und die erratiſchen Blöcke abermals den Erdboden berühren.

Die Wände und der Boden des Thalweges, auf dem einſt ein Gletſcher dahingezogen iſt, wiſſen nicht minder von der Herkunft und Stärke des Rieſen zu erzählen. Sie zeigen ſich durch den ungeheuren Druck geebnet, polirt oder geſtrichelt; was er ihnen an Theilen und Theilchen entführt, ſetzt er an ſeinem unteren Ende ab, wo er fortwährend ſchmilzt und ſo aus dem Raub der Berge gewaltige Moränen aufbaut. In dieſen Anhäufungen, aus denen man ſeine Zielpunkte, ſeine Seitenränder und Verzweigungen erkennt, läßt ſich keinerlei Schichtung nachweiſen: Felsblöcke und Kieſel, Sand und Lehm liegen unterſchiedslos gemiſcht durcheinander, und dieſe weit weggeführten Trümmerreſte zerſtörter Gebirgstheile ſind wieder durchwühlt, verſchwemmt und ausgewaſchen von den ſtürmiſchen Gießbächen, die dem ſchmelzenden Gletſchereis ihren Urſprung verdanken. Die Wäſſer wagen ſich auch wieder an die erratiſchen Blöcke; im Verein mit den atmoſphäriſchen Niederſchlägen ſuchen ſie die Denkmale ihres Transportes zu verwiſchen. Wenn der Gletſcher zurückgeht, treiben ſie das gleiche Spiel an den Marken ſeines früheren Weges, der ſich bald auch mit Erde und Baumwuchs bekleidet. Aber der Rieſe iſt nur ſcheinbar erſchlafft; er kehrt mit friſcher Kraft wieder und erneuert die Wahrzeichen ſeiner Herrſchaft. Wenn er dann auf Nimmerwiederſehen den Rücken kehrt, nimmt die Vegetation abermals Beſitz von ſeinem verlaſſenen Reich; ſie überzieht Höhen und Flächen mit Wäldern und Wieſen. Und durch all dieſe Schleier und

Verwickelungen muß der Geologe hindurchblicken und aus dem chaotiſchen Bilde, welches die Ueberreſte ſo gewaltiger Erſcheinungen darbieten, den Hergang derſelben ans Licht ſtellen.

Charpentier war es, der — wie es heißt durch ein Geſpräch mit einem Alpenjäger der Schweiz — zuerſt vor etwa 40 Jahren auf die Natur des ungeſchichteten Diluviums aufmerkſam wurde und die Erklärung desſelben fand. Früher wußte man die Entſtehung der mächtigen Lager aus Lehm, Sand, Kies und Geſtein, welche über den tertiären Bildungen Europas faſt überall emporragen und vielen Flachländern des Continents die eigenartigen Züge ihres Antlitzes aufprägen, nur aus der Einwirkung gewaltiger Waſſerfluthen zu erklären. Aber wenn ſich dieſe Annahme für das geſchichtete Diluvium als richtig erwies, ſo gab es daneben auch ein ungeſchichtetes, für das jene Urſprungstheorie nicht ausreichte. Wie wollte man Hochfluthen verantwortlich machen für jene wallförmigen Höhenzüge, welche entweder langgeſtreckt oder gekrümmt aus den Ebenen emporſteigen oder den Thalgehängen folgen, häufig mit erratiſchen Blöcken gekrönt und in ihrem Innern bunt zuſammengeſetzt aus Schlamm, Sand und ſcharfkantigen Felstrümmern, welche oft denſelben Geſteinsarten angehören, wie die Irrblöcke auf ihren Kämmen? Dieſe ſanften, bewaldeten Hügel zeichnen ihre anmuthig geſchwungenen Linien nicht nur in die Landſchaft am Fuße der Alpen hinein, wo ſie häufig Seen und Moore umgürten; man kennt ſie auch in Norddeutſchland, in Schottland und Skandinavien. Von Schottland über Holland, die ganze norddeutſche Ebene und die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen bis öſtlich vom Weißen Meere ins Land der Petſchora reicht auch jener Bogen, welcher die ſüdliche Verbreitungsgrenze der aus den Hochgebirgen Skandinaviens und Finnlands ſtammenden Findlingsblöcke bildet. Innerhalb dieſer Grenze liegen ſie einzeln oder in pittoresken Gruppen; räthſelhafte, hochnordiſche Gäſte inmitten der Ebene oder des Tieflandes, dieſe ſcharfumriſſenen Maſſen aus Gneis, Granit oder Gabbro, ſeltener aus ſiluriſchem und anderem Kalkſtein. Man hat ſich in früheren Zeiten weidlich abgemüht, das Auftreten dieſer ſoliden Fremdlinge zu deuten. Die Wiſſenſchaft ſchien eine ausreichende Erklärung derſelben zu bieten, als ſie auf die einſtige Meerbedeckung des Verbreitungsgebietes der erratiſchen Blöcke hinwies. Schwimmende Eisfelder oder Eisberge aus der arktiſchen Zone ſollten jene Steine mitgeführt haben. Als dieſe Flöße im wärmeren Waſſer zergingen, ſank die Laſt derſelben auf den Meeresgrund und trat beim Verrinnen derſelben wieder ans Tageslicht. Bei dieſer Annahme (Drifttheorie), die durch das thatſächliche Vorkommen ähnlicher Erſcheinungen an nordiſchen Küſten der Gegenwart unterſtützt wurde, blieb man lange Zeit ſtehen. Indeſſen wurde auch die Heimat der ſubalpinen Irrblöcke nachgewieſen; man fand z. B., daß dieſelben in ihren heutigen, bis 1000 Meter über der Thalſohle liegenden Standorten auf dem Schweizer Jura aus den Alpen des Rhonethales ſtammen. Und hier mußte die Treibeishypotheſe verſagen; denn wo waren die Zeugniſſe für das diluviale Meer, dem man gleiche Wirkungen in der Voralpenregion hätte zuſchreiben können?

Die Gletſcher der Gegenwart, die Beobachtung der Umſtände, welche ihr Auftreten in unſeren Alpen begleiten, führten endlich zur richtigen Auffaſſung jener Erſcheinungen der Urzeit. Man erkannte in ihnen die Reſte der gewaltigen Eismaſſen, deren erſtarrender Druck einſt über einem großen Theile unſeres Continents gelegen hat. Die europäiſchen Alpen waren die Wiege für das Studium der Eiszeit; heute aber muß man den Blick über die ganze Erde ſchweifen laſſen, um die wichtigſten Gletſchergebiete der Vergangenheit und der Gegenwart kennen zu lernen. Die Grenzen zwiſchen Meer und Land haben ſich ſeit der Eiszeit nicht verſchoben;

nur die klimatiſchen Verhältniſſe erſcheinen im Vergleich zu denjenigen der heutigen Gletſchergebiete koloſſal geſteigert. Auf der nördlichen Halbkugel bemerken wir in der Alten Welt eine Abnahme der Vereiſung von Weſt nach Oſt, ſo daß die ſkandinaviſchen Alpen als Centrum der nach Süd, Südoſt und Südweſt ausſtrahlenden Gletſcherentwickelung daſtehen. Umgekehrt hat man in der Neuen Welt (Nordamerika) eine Zunahme des Phänomens von Weſt nach Oſt beobachtet, ſo daß ſich die größten Gletſchermaſſen der Vorzeit zwiſchen den 60. Grad öſtlicher und den 100. Grad weſtlicher Länge, vom 50. Breitengrade aufwärts zuſammendrängen. Auf der landärmeren Südhalbkugel war insbeſondere die dem Pol zugekehrte Inſel Neuſeelands und die Südſpitze Amerikas, wo ſich noch heute Rieſengletſcher emporthürmen, der völligen Vereiſung unterworfen. Aus der Unterſuchung aller Verhältniſſe, ſowohl in Europa als außerhalb desſelben, geht hervor, daß keineswegs eine große Eismaſſe in radialer Richtung vom Pol nach Süden ausſtrahlte, ſondern daß vielmehr *die einzelnen Gebirge ſich als unabhängige Glacialgebiete verhielten*. „Ueberblicken wir das Ganze," ſagt A. Heim, „ſo müſſen wir zugeſtehen, daß in früherer Zeit große Gletſcher faſt nur da geweſen ſind, wo auch jetzt noch Gletſcher vorkommen; daß ferner an vielen Orten die frühere Vergletſcherung nur als eine dem Grade nach verſtärkte Ausbildung der jetzigen erſcheint."

Indeſſen dürfen wir uns das diluviale Klima nicht während der ganzen Periode als ein gleichmäßig rauhes, nordiſches denken. Flora und Fauna lehren, daß dasſelbe in der erſten Phaſe der Quartärzeit ein gemäßigtes war. Es hatte viel mehr einen küſten- als binnenländiſchen Charakter. Die Winter müſſen damals nicht ſehr kalt und die Sommer nicht allzuheiß geweſen ſein.

Auch während der ſogenannten Eiszeit war die Ausdehnung der Gletſcher keine beharrlich gleiche. Die Geologen haben ſehr merkliche *Zwiſchenzeiten (Interglacialzeiten)* beobachtet, innerhalb welcher ein Rückgang der Gletſchermaſſen und ein entſprechendes Vordringen der Vegetation ſtattfand. So wurden an mehreren Punkten der Schweiz Lignitſchichten zwiſchen zwei Ablagerungen eiszeitlichen Urſprungs entdeckt. Aehnliche Wahrnehmungen machte man in Frankreich, England, Deutſchland, in Rußland und Skandinavien. Auch die Gletſcher der gegenwärtigen Erdperiode ſind unter unſeren Augen noch fortwährend periodiſchen Veränderungen unterworfen, und in den Alpenländern ſtudirt man mit großem Eifer die Schwankungen in ihrer Ausdehnung. Noch ſind die Urſachen dieſer letzteren nicht in ihrem vollen Umfange ermittelt, aber man weiß, daß die Aufeinanderfolge einiger kalter und regneriſcher Sommer hinreicht, um die Grenzen der Gletſcher erheblich vorzuſchieben.

Es darf wohl mit voller Sicherheit angenommen werden, daß dem *Rückgang der Gletſchermaſſen*, durch welche ſie endlich auf ihren gegenwärtigen Umfang eingeſchränkt wurden, eine namhafte Verminderung der atmoſphäriſchen Niederſchläge voranging. Die Regenzone zog ſich nach Norden hinauf. Zu dieſer Verringerung der Niederſchläge hat vielleicht die Entwaldung weiter Landſtrecken durch die Gletſcher ſelbſt weſentlich beigetragen. Der Rückzug der letzteren war von einem ſtarken Wechſel in dem Klima Mitteleuropas begleitet. An Stelle der warmen und feuchten Luft, in welcher früher die Heerden großer Dickhäuter geweidet hatten, trat *Kühle und Trockenheit*. Die entwaldeten Ebenen verwandelten ſich in *Steppen*, welche denjenigen des ſüdöſtlichen Rußland und des ſüdweſtlichen Sibirien von heute ähnlich waren. Die Waſſerläufe fügen ſich in engere Grenzen. Das *Mammuth* wird ſeltener; und eine *Steppenfauna* erſcheint, hervorragend charakteriſirt durch das *Renthier*, die Saiga-Antilope, den Vielfraß, die Lemminge u. ſ. w. Mit grundlegender Schärfe iſt dieſelbe von Nehring in den Fundſchichten von Thiede und Weſteregeln (Braunſchweig) unterſucht worden. Die Flora zeigt unter den gleichen Breiten (z. B. in Schuſſenried, Württemberg) arktiſche Mooſe, welche denjenigen im heutigen Grönland und Labrador ähnlich ſind.

Auf Grundlage der Funde und Studien Nehring's und anderer Paläontologen hat Woldřich für die localen Faunen Mitteleuropas in der jüngeren Diluvialzeit (d. h. um das Ende der Glacialperiode und in der poſtglacialen Periode) eine Zeitfolge aufgeſtellt, welche dem natürlichen Hergang der Dinge entſprechen und den geologiſchen, paläontologiſchen und zoogeographiſchen Verhältniſſen Rechnung tragen ſoll. Auf die von Nehring für Deutſchland, von ihm ſelbſt für Theile Böhmens und Mährens nachgewieſene Steppenfauna läßt er zunächſt eine Weidefauna, und auf dieſe am Ende des jüngeren Diluviums eine Waldfauna folgen, welche größtentheils in die geologiſche Jetztzeit hinübergreift.

Die Steppenfauna muß ſich ſehr bald auf den von den Gletſchern zurückgelaſſenen ſterilen Flächen heimiſch gemacht haben, während in höher gelegenen Gegenden noch die Glacialfauna lebte. Im Verlaufe der Steppenzeit entwickelte ſich nach der Annahme Woldřich's in flachen Flußthälern und andauernd bewäſſerten Stellen, beſonders im Gebirge, eine üppige, raſenbildende Vegetation nebſt kleineren Waldbeſtänden, welche den großen Pflanzenfreſſern günſtige Exiſtenzbedingungen bot und dieſelben anlockte. Die Grasbeſtände und Waldfluren drangen gegen die Steppe oder ſteppenartige Landſchaft vor, und die echte Weidefauna mit Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Bos etc. erreichte das Maximum ihrer Verbreitung. Thatſächlich bildet der Löß, dieſes Ergebniß der Steppenzeit, im öſtlichen Mitteleuropa die Hauptfundſtätte der Weidefauna. „Die Steppenfauna zog ſich oſt- und nordwärts zurück, nur an einzelnen Punkten ſpärliche Reſte zurücklaſſend. Vor ihr ſchon folgte die Glacialfauna dem Rückzug der nordiſchen Gletſcher und ließ bei uns nur wenige, jetzt noch in den Hochalpen lebende Vertreter zurück, welche den Rückzug der Alpengletſcher begleiteten. Die den Grasfluren folgenden Wälder nahmen an Ausdehnung zu, wie es ſcheint, von den Alpen nordwärts, mit der Verſumpfung im Gefolge. Die Weidefauna, darunter beſonders die Dickhäuter, zogen ſich nach dem Nordoſten zurück, während ſich bei uns eine echte diluviale Waldfauna anſiedelte, die uns in das Alluvium und in die hiſtoriſchen Zeiten hinüberführt" (Woldřich, Mitth. der Anthr. Geſ. in Wien, XI, S. 187). Aus dieſem Verlaufe läßt ſich das Vorkommen einer gemiſchten Steppen- und Weidefauna und dasjenige einer gemiſchten Weide- und Waldfauna, wie wir es zuweilen beobachten, hinlänglich erklären.

Während Skandinavien, wie wir geſehen haben, in der Eiszeit ganz, Deutſchland zur Hälfte unter Gletſchern begraben war, erfuhr in Frankreich nur etwa ein Dreißigſtel des heutigen Territoriums das gleiche Schickſal. Ueber die diluviale Fauna unſeres Erdtheiles bietet der Norden deſſelben aus dieſem Grunde gar keine, Mitteldeutſchland einige, Frankreich dagegen die reichſte und meiſte Belehrung. Hier iſt die eigentliche Studirſtube für die quaternäre Thierwelt, der Tummelplatz der Formen, deren Urſprung die Paläontologen theils im Süden, theils im Nordoſten ſuchen. Wir müſſen dieſer intereſſanten Geſellſchaft einen kurzen Beſuch abſtatten, ehe wir uns dem Menſchen zuwenden, der jedenfalls mit einem großen Theile derſelben in friedlichen oder kriegeriſchen Beziehungen zuſammengelebt hat.

Das Charakteriſtiſche und Intereſſante der diluvialen Thierwelt im Vergleiche zur Fauna der Gegenwart beſteht darin, daß ſie der Betrachtung dreierlei Elemente darbietet: Formen, die wir noch heute in den gleichen Gebieten antreffen, ſolche, die nach entlegenen Landſtrichen oder in Hochgebirgsregionen ausgewandert ſind, und endlich vollkommen ausgeſtorbene Formen. Zumal unter den letzteren findet man ſolche, welche uns durch ihre Größe und die Stärke ihres Knochengerüſtes imponiren. Doch werden wir alsbald ſehen, wie manche der größten und auffallendſten dieſer ausgeſtorbenen Thiere erſt nach dem Ende der Quartärzeit erloſchen ſind, und wie die Hand des Menſchen dabei vielfach mitgeſpielt hat. Als eines der hervorragendſten Beiſpiele ſolcher vom Menſchen erſt ſpät ausgerotteter Rieſenthiere der Vorwelt nennen wir die neuſeeländiſchen „Moas", flügelloſe Vögel von koloſſalem Körperbau und namentlich ſtarker Knochenentwickelung. **Dinornis elephantopus**, **Dinornis struthioides** und **Dinornis giganteus** erreichten eine Höhe von 3·5 Meter. Die Eier eines ähnlichen Rieſenvogels in den jungen Alluvionen Madagaskars maßen 34 Centimeter Länge und 22·5 Centimeter Breite.

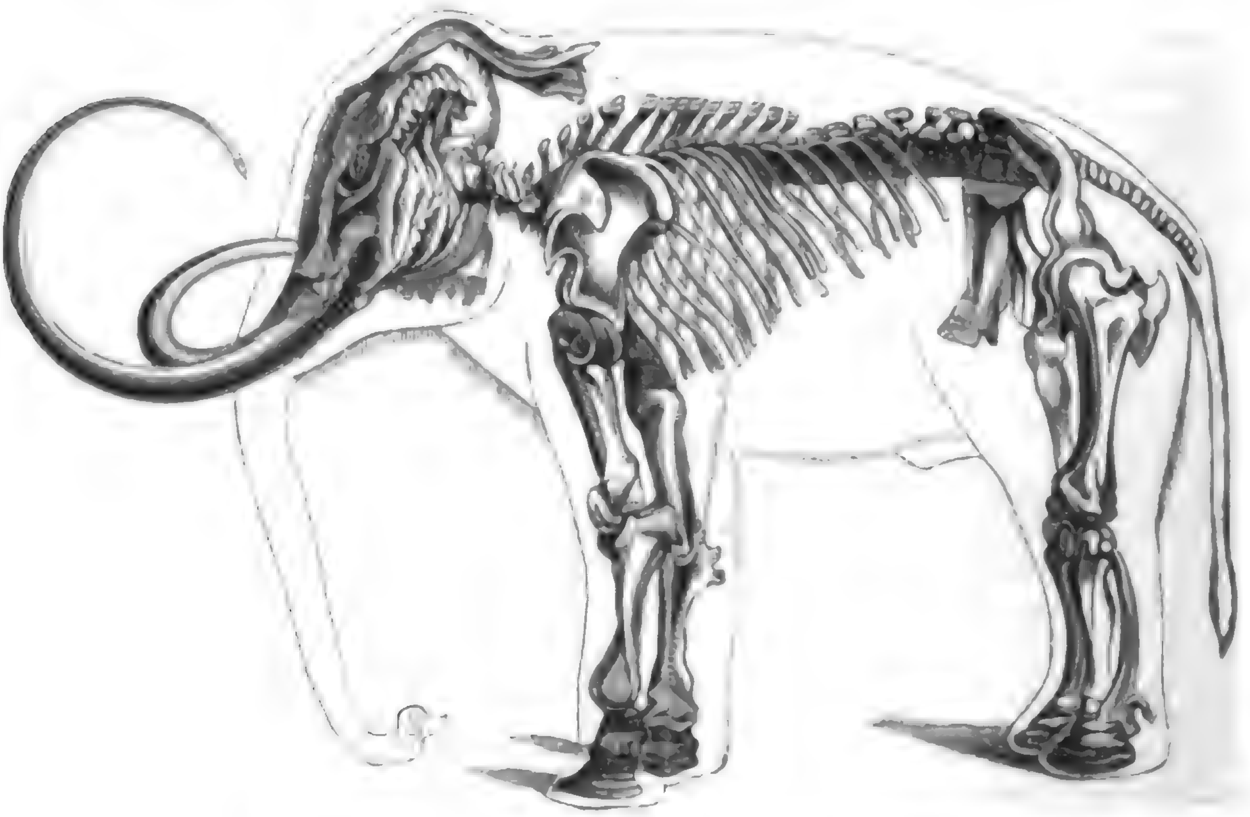


Fig. 47. Skelet des Mammuth (Elephas primigenius).
(Text ſiehe unten.)

Hierher gehört auch **Mastodon giganteum**, das als „Büffelvater" in den Sagen der nordamerikaniſchen Indianer fortlebt, **Elasmotherium Fischeri**, das in ſibiriſchen Sagen als rieſiger, einhörniger, ſchwarzer Stier erſcheint, deſſen Horn allein eine Schlittenladung gebildet habe, u. ſ. w.

Unter den diluvialen Elephantenarten erſcheint **Elephas meridionalis** ſchon im jüngeren Tertiär und gehört in Südeuropa, England und Nordafrika quartären Ablagerungen an. **Elephas antiquus** findet ſich in den älteſten diluvialen Schichten Frankreichs, Spaniens, Englands, Italiens u. ſ. w. und wird von Gaudry für den Vorfahr des indiſchen Elephanten der Gegenwart angeſehen. Häufiger iſt das Vorkommen des Mammuths — **Elephas primigenius** (ſiehe Fig. 47 oben) — namentlich im mittleren und nördlichen Europa, weniger in Italien. Aus Spanien iſt es noch nicht nachgewieſen; dagegen kennt man ſeine Ueberreſte in größter Zahl und beſter Erhaltung aus Sibirien, welches die eigentliche Heimat dieſes Dickhäuters geweſen zu ſein ſcheint.*) Der populäre Name desſelben iſt ruſſiſchen oder tatariſchen Urſprungs und ſtammt aus dem 17. Jahrhundert. Auch Amerika beſaß dieſes Thier. Den nicht ganz paſſenden lateiniſchen Namen gab ihm Blumenbach 1706. Das Mammuth war nur wenig größer als der indiſche Elephant, mit dem es auch ſonſt im Bau viele Aehnlichkeit aufweiſt, beſaß aber doppelt ſo lange und ſtarke Stoßzähne, welche in gewaltigem Bogen nach auf- und auswärts gekrümmt waren. Eine ebenſo mächtige und eigenthümliche Schutzwehr hatte es gegen die Kälte ſeiner Heimat in ſeiner Haarbedeckung. Ein Kleid von (bis zu 70 Centimeter) langen braunrothen Borſten, die beſonders längs des Rückgrats üppiger emporwuchſen, erhöhte die Seltſamkeit dieſes nordiſchen Thieres der Vorwelt. Wie ſtaunte man, als ſich eine Leiche desſelben mit allem Fleiſch und Haut und Haar 1799 im ſibiriſchen Eiſe (an der Lena, 70 Grad nördlicher Breite) eingefroren vorfand! Es war ein beſonderer Glücksfall, daß man dieſen Zeugen der Vorwelt noch in vollſtändiger Erhaltung begrüßen durfte. Aber Hunde und Bären kamen den Männern der Wiſſenſchaft zuvor und zehrten an dem ſo wunderbar conſervirten Fleiſche des Koloſſes, bis die Reſte desſelben nach Jahren (1806) für das Petersburger Muſeum gerettet und kunſtgerecht daſelbſt aufgeſtellt wurden. Dieſer merkwürdige Fund blieb nicht vereinzelt. Den Bewohnern Sibiriens ſind die foſſilen Mammuthzähne als willkommenes Material zu Elfenbeinſchnitzereien längſt bekannt. Vielfach halten ſie in abergläubiſchem Wahne das Mammuth für ein noch jetzt lebendes Thier, welches die Tiefen der Erde bewohnt und verendet, wenn es vom Lichte getroffen wird. Aber wer konnte denken, daß das Eis am Obi, Jeniſſei, Lena, Indigirka noch ſolche ſcheinbare Stützen für jene Fabeln liefern würde, wie es 1842, 1846, 1866, 1883 thatſächlich geſchehen iſt? Die Unterſuchung des Magens eines ſibiriſchen Mammuths hat ſogar Fichtenſproſſen und andere junge Pflanzentriebe als Proben der Nahrung jenes gewaltigen Rüſſelthieres ergeben, woraus ſich — wie aus dem Haarkleide desſelben — ein ſicherer Schluß auf Klima und Vegetation der ſibiriſchen Diluvialzeit ableiten ließ.

Neben den diluvialen Elephantenarten nehmen die gleichzeitigen Arten von Rhinoceros einen bedeutenden Raum ein. Man kennt drei derſelben. Neben **Elephas antiquus** findet ſich gewöhnlich **Rhinoceros Merckii**, neben **Elephas primigenius** (Mammuth), **Rhinoceros tichorhinus**, ein rieſiges langhaariges Nashorn, deſſen knöcherne Naſenſcheidewand zwei bis zu 80 Centimeter lange Hörner trug. Auch von dieſem Thier hat man mit Fleiſch und Haut bedeckte Skelette im Eis der ſibiriſchen Flußniederungen gefunden. Der Kopf und die Hinterfüße eines ſolchen wohlconſervirten Exemplares befinden ſich im Muſeum zu St. Petersburg; der ganze Cadaver wurde 1771 an einem Nebenfluſſe der Lena entdeckt. In den Schmelzfalten der Mahlzähne dieſes Thieres hat man Nahrungsreſte desſelben gefunden, welche abermals lehren, daß ſich die diluvialen Dickhäuter Sibiriens mit Vorliebe an den Coniferen einer keineswegs tropiſchen Gewächſe tragenden Landſchaft ſättigten.

Fig. 48, S. 170 (ſiehe auch Fig. 49, S. 171), zeigt uns einen Schädel von **Rhinoceros tichorhinus**, gefunden im Löß auf dem „Rothen Berg" bei Brünn in Mähren, derzeit in der geologiſchen Sammlung des k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeums zu Wien.

---

*) Auf 20.000 Stücke ſchätzt man die Zahl der Mammuthleichen, welche in den letzten 200 Jahren durch Aufthauen oder Auswaſchen des Bodens in Nordſibirien zum Vorſchein gekommen ſind.

in Transbaikalien zuweilen neben dem Renthier vorkommt. Auch der Löwe bewohnte im Alterthum theilweiſe noch nördlichere Gebiete als heute; nach den Angaben claſſiſcher Schriftſteller war er in Thrakien und Kleinaſien zu Hauſe, während ſeine einſtige Anweſenheit in Griechenland nur mehr von den Mythen und Sagen ſcheinbar feſtgehalten wird. Löwen ſollen nach Herodot in der thrakiſchen Landſchaft Päonien die Kameele des perſiſchen Heeres unter Xerxes angegriffen haben. In Nordgriechenland wären ſie, Ariſtoteles zufolge, einige Jahrhunderte ſpäter bereits ſehr ſelten und zur Zeit des Dio Chryſoſtomus auch in Makedonien, wo ſie Xenophon zu kennen vorgiebt, erloſchen geweſen. Die griechiſchen Sagen, in welchen Löwen und Löwentödter auftreten, ſind ſämmtlich orientaliſchen Urſprungs und fallen als locale Zeugniſſe nicht ins Gewicht. Aehnlich verhält es ſich mit der diluvialen *Höhlenhyäne* — **Hyaena spelaea** (Goldfuß) —, deren Knochen in engliſchen und franzöſiſchen Höhlen maſſenhaft gefunden werden. Man hält ſie für identiſch oder nächſtverwandt mit der gefleckten Hyäne Südafrikas (**Hyaena crocuta**), deren Verbreitungsgebiet heute nicht über den 17. Grad nördlicher Breite hinaufreicht. Aber dieſes gefräßige Raubthier beſitzt noch gegenwärtig eine ſo elaſtiſche Conſtitution, daß es ihm leicht wird, Eis und Schnee zu ertragen. Im Atlas trifft man Hyänen bis zu ſehr bedeutenden Höhen, wo der Winterfroſt ſeine ganze nordiſche Strenge entfaltet, und in den Hochgebirgen Abeſſiniens will man Hyänenſpuren bis zu 4000 Meter über dem Meeresſpiegel gefunden haben.

Zu dieſen ſüdländiſchen Formen des europäiſchen Diluviums gehören nach den Aufzählungen der Paläontologen noch der *Panther* und der *Leopard*, ſowie die *Kaffernkatze* und die *geſtreifte Hyäne*. Man hat früher nach Boyd Dawkins' Meinung vielfach angenommen, daß während der Diluvialzeit noch Landbrücken zwiſchen Afrika und Europa, ſowie zwiſchen England und dem europäiſchen Continent beſtanden haben müßten. So allein glaubte man ſich das Auftreten jener ſüdlichen Thiertypen in Europa erklären zu können; bei ſtarker Sommerhitze ſeien ſie nordwärts hinaufgezogen, und beim Eintritt der kälteren Jahreszeit wieder nach Süden heimgewandert. Aehnliche Thierwanderungen beobachtet man noch heute in den nördlichen Theilen Aſiens und Amerikas. Die Formen der arktiſchen Gruppe kommen im Winter nach dem Süden herab und weiden in Gegenden, welche Hirſch und Elen vor dem Beginne der Kälte verlaſſen haben, um im Frühjahr wieder dahin zurückzukehren. Was ſich ſo in den engen Grenzen der Jahreszeiten vollzog und noch heute vollzieht, geſchah in der Diluvialzeit auf viel weiteren Strecken auch zufolge der klimatiſchen Schwankungen zwiſchen den Zeiträumen ſtärkerer und ſchwächerer Vereiſung (Glacialzeiten — Interglacialzeiten). Daher ſtammt das bunte Bild, welches uns heute die Funde in diluvialen Knochenhöhlen entrollen. Aber wir haben noch eine Reihe wichtiger diluvialer Säugethiere näher ins Auge zu faſſen.

Da iſt vor Allem unter den *Wiederkäuern* der mächtige **Urochſe** oder **Ur** — **Bos primigenius, Bos urus priscus, Taurus primigenins** — eine intereſſante Erſcheinung. Er war ſehr verbreitet in Europa und erloſch verhältnißmäßig ſpät unter den Verfolgungen des Menſchen, der ihm als Jäger leidenſchaftlich gern zu Leibe ging. Cuvier, Rütimeyer und Andere, welchen neuerdings auch Nehring beigetreten iſt, haben angenommen, daß die großen gezähmten Rinderraſſen Nordeuropas von dieſem Thiere abſtammen, eine Meinung, welcher Owen entgegengetreten iſt. In Lund (Schweden) bewahrt man ein Skelet des Urochſen, an welchem ſich eine von einer Pfeilſpitze aus Feuerſtein herrührende Verletzung befindet. Ueber den Urochſen haben wir auch Berichte aus hiſtoriſcher Zeit; ſo von Julius Cäſar, der ihn im hercyniſchen Walde kennen gelernt. Er nennt ihn: an Größe wenig unter dem Elephanten ſtehend, ſtierähnlich von Geſtalt, Kopfform und Farbe, von ungeheurer Kraft und großer Schnelligkeit. Menſchen und Thiere nimmt er an, ſowie er ſie bemerkt; man fängt und tödtet ihn in Fallgruben, eine Jagdart, welche die germaniſche Jugend durch Mühſal ſtählt und den Tüchtigſten großen Ruhm verſchafft. Der Urochſe läßt ſich nicht zähmen, welche Mühe man ſich auch mit ihm geben möge. Seine Hörner ſind durch ihre Spannweite, Stärke und Form ſehr von denen unſerer Rinder verſchieden und gelten als geſuchte Jagdtrophäen, die man auch einzeln, mit einem Silberrand geſchmückt, als feſtliche Trinkgefäße verwendet. Einzelne Hörner vom Urochſen hat man in den Torfmooren Norddeutſchlands häufig gefunden. Ein mit Gold montirtes Exemplar aus der Beute ſeines getiſchen Krieges widmete Kaiſer Trajan dem Jupiter Caſius. In Silber gefaßt, dienten ſie auch als Blasinſtrumente den Spielleuten der römiſchen Auxiliartruppen; als Trinkhörner finden wir ſie wieder bei den deutſchen Gelagen des Mittelalters. 1429 erhielt Kaiſer Sigismund ein ſolches Stück, in Gold gefaßt, bereits als eine Seltenheit zum Geſchenk. Das Thier, von dem es ſtammte, war über hundert Jahre früher in den Wäldern Lithauens erlegt worden. Der Urochſe gehört bekanntlich auch zu dem edlen Wild, das die Nibelungen im Speſſart gejagt haben ſollen; aber dies beweiſt nichts für die Zeit, aus der das Gedicht in ſeiner jetzigen Faſſung ſtammt. Ueberdies berichtet ſchon Adam von Bremen aus dem 11. Jahrhundert, daß das Thier in Deutſchland erloſchen und nur mehr in Schweden lebend zu finden ſei. In einigen Jagdgärten Maſſoviens wurde es noch 1556

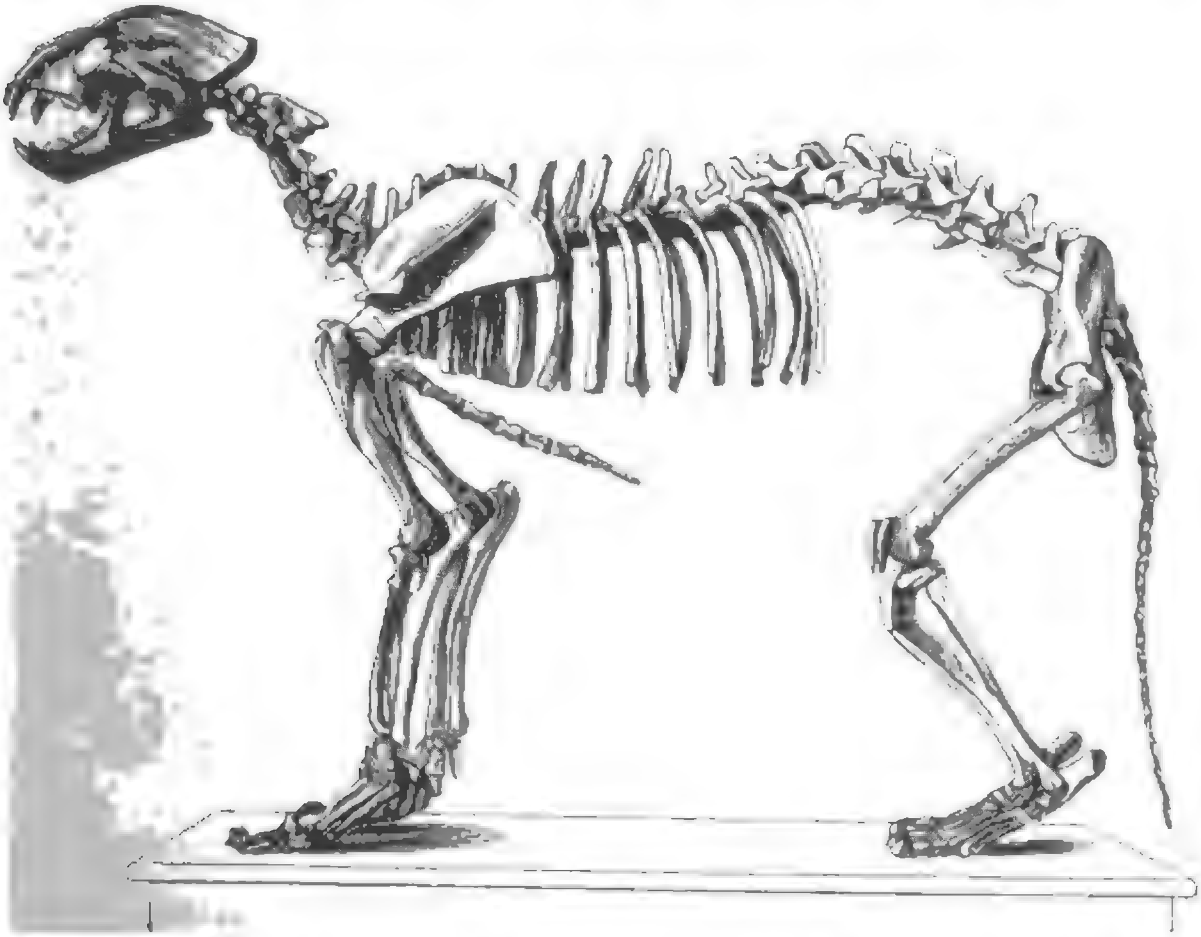


Fig. 50. Skelet des Höhlenlöwen (Felis spelaea) aus der Slouper Höhle in Mähren. (Text ſiehe S. 171.)

Trotzdem das Renthier jetzt einer ſpecifiſch nordiſchen Thierwelt angehört, kann man nicht ſagen, daß es ausſchließlich auf ſehr kalte Länder angewieſen iſt; denn es lebt auch heute noch zum Theil in gemäßigten Klimaten. Auch hat man wahrſcheinlich gemacht, daß ſeine urſprüngliche Heimat nicht in den Eiswüſten des hohen Nordens zu ſuchen ſei. Das Renthier war vielmehr ein Bewohner der Alpengegenden, zuerſt wohl Aſiens, dann Mitteleuropas, und wurde durch den Fortſchritt der Cultur aus dem Süden verdrängt. In Skandinavien iſt es noch heute ein Alpenthier; um Stockholm kommt es gegenwärtig nicht mehr fort, vermehrt ſich aber mit Leichtigkeit in Drontheim, welches, dank dem Golfſtrom, das gleiche Klima beſitzt wie Stockholm. Auf der Inſel Sachalin geht es bis zum 45. Grad nördlicher Breite herunter, im ebenen weſtlichen Sibirien iſt es dagegen ſüdlich vom 60. Breitengrad ſchon ſelten. Warme Sommer verträgt es nicht; aber die ſommerliche Temperatur ſcheint eben in der Diluvialzeit keine ſehr hohe geweſen zu ſein. Die Hauptnahrung des Renthieres bildet eine Flechte, Cladonia rangiferina, welche man aus den Alpen, Pyrenäen und anderen Standorten in Frankreich kennt. Wäre dieſe Pflanze in genügenden Mengen vorhanden, ſo könnte das ſkandinaviſche Renthier noch heute abermals in den Alpen heimiſch gemacht werden.

Es iſt durch Funde nachgewieſen, daß das Renthier ziemlich ſpät, jedenfalls erſt nach dem Diluvium, in Deutſchland völlig verſchwunden iſt. In den ſchweizeriſchen Pfahlbauten und den Kjökkenmöddingern Dänemarks fehlen zwar die Spuren dieſes Wiederkäuers; dafür hat man ſie in dem Pfahlbau der Roſeninſel (Würmſee in Bayern) entdeckt. Wahrſcheinlich hat ſich das Renthier nach Abſchluß der Eiszeit in nördlicher und nordöſtlicher Richtung, in welcher ſeine Knochen in den jüngeren diluvialen Ablagerungen immer häufiger werden, zurückgezogen. In Mecklenburg, Pommern und der Mark hat es aber ſicher noch viel länger gelebt, und wenn wir eine allerdings ſtrittige Stelle aus den Commentarien des Julius Cäſar auf das Renthier beziehen dürfen, ſo wäre dasſelbe im Schwarzwald noch um den Beginn unſerer Zeitrechnung bekannt geweſen.

Unter den diluvialen Hirſcharten nimmt der große irländiſche Hirſch oder Rieſenhirſch — Cervus megaceros oder euryceros, Megaceros hibernicus (ſiehe Fig. 53, S. 177) — die oberſte Stelle ein. Dieſes übergewaltige Thier iſt vor Allem durch die Koloſſalität ſeiner Geweihe, deren Endſpitzen 9 bis 12 Fuß auseinander ſtehen, ausgezeichnet. Man hat ſeine Reſte am häufigſten in irländiſchen Torfmooren gefunden; doch fehlen ſie auf dem Continente nicht ganz, und auch Italien hat Beiträge zur Kenntniß der Verbreitung dieſes Thieres geliefert. Der deutſch-ruſſiſche Paläontologe Brandt hat angenommen, daß der im Nibelungenliede erwähnte „grimme Schelch", welchen Andere für Bison europaeus oder für einen wilden Eſel genommen haben, mit Cervus megaceros identiſch ſei.

Häufiger iſt das Vorkommen der Reſte des Elenthieres oder Elchs — Cervus alces (Linné, ſiehe Fig. 54, S. 179) — in diluvialen Lagerſtätten. Nach Cäſar bewohnte dieſes Thier den hercyniſchen Wald in Deutſchland; ſeine Spuren ſind nachgewieſen in der Schweiz, Oberitalien, Oeſterreich-Ungarn und in Rußland bis zum Kaukaſus und im Nordweſten bis nach Großbritannien. Cäſar giebt eine Reihe fabelhafter Nachrichten über den Elch, ſo daß er ſich nicht niederlegen könne, ſondern ſtehend an Bäume gelehnt ſchlafe. Er werde gejagt, indem man die Baumſtämme, an welchen er zu ruhen pflege, bis auf einen kleinen Reſt durchſäge. Wenn er dann hinſtürze, könne er ſich nicht wieder erheben und werde mit Leichtigkeit erlegt. Pauſanias nennt den „Alkes" ein keltiſches Thier, deſſen Geſtalt die Mitte zwiſchen der eines Hirſches und eines Kameels einnehme. Schon die deutſchen Kaiſer Otto I. (943, das Thier wird in ſeinem Diplome „Elo" genannt), Heinrich II. und

[illegible]

[illegible]

acclimatiſiren, fehlgeſchlagen haben. Der Steinbock iſt bekanntlich im Begriffe, aus Europa ganz zu verſchwinden, und findet ſich nur mehr in den höchſten Regionen der piemonteſiſchen Alpen. Varietäten desſelben begegnen uns in den Pyrenäen, im Kaukaſus, in Sibirien, Arabia-Peträa, im Himalaya und ſonſt. Aus Tirol verſchwand er gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Einer größeren Verbreitung erfreut ſich die Gemſe, und es ſoll ſogar vorgekommen ſein, daß ſie in kalten Wintern bis in die Umgebung von München ſich verlief. Immerhin kennt man ihre ausſchließliche Vorliebe für hohe unzugängliche Berggebiete, und die Araber haben ein treffliches Sprichwort zur Bezeichnung nothwendig mißlingender Verſuche, denn ſie ſagen, es heiße „Strauß und Gemſe vereinigen wollen“.

Während dieſe letzteren Thiere gleichſam in verticaler Richtung ausgewandert ſind, haben ſich andere wieder in horizontaler Richtung zurückgezogen und ſind Einwohner kälterer, nördlicherer Gegenden geworden. Dies gilt namentlich von einer Gruppe kleinerer Säugethiere, deren Knochen im Diluvium Mitteleuropas häufig gefunden werden, vom Polarfuchs, Vielfraß, Murmelthier, vom Alpenhaſen und Pfeifhaſen, vom Lemming und der Zieſelmaus. Dagegen hat das Stachelſchwein den umgekehrten Weg eingeſchlagen und lebt heute nur im Süden, in Nordafrika, Italien und Sicilien, während es nach zahlreichen Höhlenfunden ehedem auch in Mitteleuropa zu Hauſe war.

Wir haben ſomit eine Reihe von diluvialen Thiertypen kennen gelernt, welche zum Theil auf ein kälteres, zum Theil auf ein milderes Klima hinweiſen als dasjenige, welches heute in Mitteleuropa herrſcht. Daneben finden wir noch ein erhebliches Regiſter von Säugethieren, welche auch heute die gemäßigten Zonen verſchiedener Erdtheile bewohnen und durch Verknüpfung jener getrennten Gruppen das Bild der diluvialen Fauna vervollſtändigen. Wir nennen den Edelhirſch und das Reh, das Wildſchwein, Wolf, Fuchs und Hund (eine noch nicht gezähmte Mittelart zwiſchen Wolf und Fuchs), den braunen Bären, Wildkatze, Biber, Dachs, Fiſchotter, Marder, Hermelin, Wieſel, Haſe und Kaninchen. Hierher gehören auch die wichtigſten, ſeither gezähmten Thiere, wie das Pferd, die Ziege, das Rind. Es entſteht aber da die ſchwer zu löſende Frage, ob die gezähmten Arten der Gegenwart directe Nachkömmlinge der diluvialen Wildarten ſeien, ob die Unterſchiede, die wir heute wahrnehmen, allmählich durch Veränderung unter dem Einfluß der verſchiedenen Lebensweiſe eingetreten ſeien. Zur Erklärung mancher Abweichungen, ſowie überhaupt der Exiſtenz eines großen und wichtigen Theiles der heutigen Thierwelt Europas, hat man die Annahme neuer Einwanderungen aus Aſien am Beginne der jüngeren Steinzeit herangezogen, eine Hypotheſe, auf die wir ſpäter noch zurückkommen werden. Wir wollen hier nur an einem Beiſpiele zeigen, mit welchen Schwierigkeiten dieſe Unterſuchung verknüpft iſt. Das Wildpferd ſpielt in der Diluvialperiode Frankreichs (Solutré) eine bedeutende Rolle; auch in gleichzeitigen Schichten Nordafrikas iſt es hinlänglich nachgewieſen, und in den älteren geologiſchen Epochen Amerikas haben die Equiden eine anſehnliche Vertretung. Dagegen gehört das Pferd am Beginn der neolithiſchen Periode in Europa zu den ſeltenſten Erſcheinungen; in der Heiligen Schrift wird ſeiner vor dem Auszuge der Iſraeliten aus Aegypten nicht gedacht, und auch die ägyptiſchen Monumente ſelbſt ſtellen es nicht vor der ſiebzehnten Dynaſtie (um 1700 v. Chr., Epoche der Vertreibung der Hykſos) dar. In Amerika aber war den ſo hochcultivirten Inkas und Azteken das Pferd bekanntlich bis zur Zeit der Conquiſtadoren völlig unbekannt, und wir haben hier einen Fall, wo wir uns einen dunklen prähiſtoriſchen Proceß nach dem Beiſpiel eines hiſtoriſch bekannten Ereigniſſes näher ausmalen können. Das Pferd als Jagdbeute, deren Fleiſch man genoß, ver-

[illegible]

[illegible]

Aufzählung der großen Dickhäuter geſehen haben, über das Klima der Diluvialzeit in einem Zweifel laſſen, welchen allein das Studium der Flora behebt. Im mittleren Tertiär beſaß die Schweiz Palmenhaine, und Island Beſtände an hochſtämmigen kaliforniſchen Fichten; gegen das Ende dieſer Epoche ſinkt das Klima, aber es war am Nordfuße der Alpen noch immer ſo milde, wie heute nur in der europäiſchen Mittelmeerregion. Dagegen zeigt die Flora des Diluviums ungemein nahe Anſchlüſſe an diejenige der Gegenwart und iſt nicht wie die Fauna dieſer Epoche bunt gemiſcht aus nordiſchen und ſüdlichen Typen. An der Küſte von Norfolk (forest-bed) hat man in Geſtalt verkohlter Baumſtrünke und dünner Lignitſtreifen die Fichte, die gemeine Bergföhre, die Eiche und die Haſelnuß, vereint mit Knochen von Elephas antiquus und Elephas meridionalis, von Rhinoceros etruscus und Rhinoceros megarhinus, ſowie von einem Flußpferde, mehreren Hirſchen und anderen Säugethieren nachgewieſen. In der Nordſchweiz wurden mehrfach (Utznach, Dürnten) unter ſchieferigen Braunkohlen neben Ueberreſten von Elephas antiquus und Rhinoceros megarhinus die obgedachten Pflanzen und überdies noch die heutige Lärche, die Eibe, die Weißbirke, der Bergahorn, einige Schilfarten, Binſen, Fieberklee und mehrere Mooſe gefunden, wie ſie ſämmtlich noch heute in derſelben Landſchaft lebend vorkommen.

Mit dem Eintritt der eigentlichen Glacialzeit verſchwanden die Pflanzenformen, welche dem rauheren Klima nicht gewachſen waren, und an ihre Stelle trat eine Flora, die wir heute nur in den Polargegenden, ſowie im Hochgebirge antreffen. Man hat mit Grund angenommen, daß aus dieſer Flora der Eiszeit unſere heutige Hochgebirgsflora hervorgegangen ſei, die wir aus zahlreichen iſolirten Verbreitungsgebieten in den Alpen, Karpathen u. ſ. w. kennen, und die ſo viele gemeinſame Elemente mit der nordiſchen Flora der Gegenwart aufweiſt. So leben von den heutigen Phanerogamen Skandinaviens etwa 80 Procent auch in den Alpen. Man erſieht daraus, daß dieſe Flora einſt ein großes einheitliches Verbreitungsgebiet beſeſſen hat, welches jetzt zu mehreren kleinen und getrennten Zonen zuſammengeſchmolzen iſt. Vollkommen ausgeſtorbene Pflanzenarten, wie die Mammutheiche, gehören zu den Seltenheiten.

Die deutſchen Forſcher legen mit Recht großes Gewicht auf einige gut beobachtete Fundſtellen in dem engen Raume zwiſchen der alpinen und der nordiſchen Gletſcherzone Mitteleuropas. Sie haben in dem Studium derſelben Anhaltspunkte für eine Chronologie des Diluviums gewonnen, die uns in Hinkunft erſt das volle Verſtändniß all der aus Knochenhöhlen und anderen Fundſchichten zu Tage tretenden Erſcheinungen erſchließen wird. Die Kalktuffe bei Taubach (Weimar) liegen über den Reſten einer früheren Glacialperiode, und eine ſpätere (nach Penck die letzte) iſt auf die Bildung dieſer Niederſchläge gefolgt. Wir haben es alſo hier mit den Ueberbleibſeln einer Zwiſcheneiszeit oder Interglacialperiode zu thun, und ſie lehren uns, daß während derſelben ein wärmeres Klima geherrſcht hat, als ſelbſt nach dem letzten Rückgang der diluvialen Gletſchermaſſen. Die Thiergeſellſchaft iſt bunt gemengt aus alterthümlichen und modernen Elementen. Zu den erſteren gehören Elephas antiquus, Rhinoceros megarhinus, Felis spelaea, Hyaena spelaea, zu den letzteren Bär, Wolf, Biber, Wildſchwein, Auerochs, Hirſch, Reh. Aber die arktiſchen Formen fehlen vollſtändig; kein Lemming, kein Renthier bringt nordiſches Colorit in dieſe Fauna, und zu dem gleichen Ergebniß hat die Unterſuchung der Mollusken dieſer Fundſtätte geführt.

Einer ganz anderen Epoche der Diluvialzeit gehört die Fundſtelle an der Schuſſenquelle bei Schuſſenried an. Sie liegt auf den Gletſchermoränen der oberſchwäbiſchen Hochebene, einer Hinterlaſſenſchaft der letzten Vereiſung, iſt alſo poſtglacial, nacheiszeitlich und verräth uns die Herrſchaft eines rein nordiſchen Klimas, wie es heute nur an der Grenze des ewigen Schnees im Hochgebirge oder unter einer entſprechend hohen nördlichen Breite (vom 70. Grad an) gefunden wird. Die Thier- und Pflanzenformen ſind faſt durchwegs nordiſch oder hochalpin: Renthier, Gold- und Eisfuchs, Singſchwan, Bär, Wolf u. ſ. w., lappländiſche und grönländiſche Mooſe, die bei uns nur mehr auf den höchſten Berggipfeln vorkommen. Nichts von der heutigen Fauna Oberſchwabens, nichts von erloſchenen oder ausgewanderten Formen, die einem milderen Klima zuneigen. So waren die klimatiſchen Verhältniſſe Europas nach dem Ende der letzten Eiszeit beſchaffen, und nur ein langſamer Uebergang hat gegen den Beginn der gegenwärtigen Erdperiode wieder einen Wandel zu höherer Temperatur hervorgebracht.

3. Der diluviale Menſch.

Damit ſind wir nun endlich genügend vorbereitet, das Erſcheinen des Menſchen unter den diluvialen Formen ins Auge zu faſſen. Wir haben es abgelehnt, die Frage nach Ort und Zeit zu behandeln, wo und wann der Menſch überhaupt zuerſt auf Erden aufgetreten ſei; wir beſchränken uns auf die nachgewieſenen älteſten Spuren ſeiner Exiſtenz, und da müſſen wir ſagen: es hat den Anſchein, daß der Menſch in Europa, dem einzigen anthropologiſch beſſer erforſchten Erdtheil, zuerſt während der letzten Interglacialzeit und der darauffolgenden letzten Glacialzeit anweſend war. Im älteren Diluvium hat man Anzeichen ſeiner Gegenwart bisher nicht entdeckt, die Fundplätze des Diluvialmenſchen in Mitteldeutſchland liegen häufig auf dem Gebiete der älteren Vergletſcherung, ſind demnach jünger als dieſe; ſie ſind aber zum Theile älter als die letzte Vergletſcherung, denn ſie finden ſich oft am äußerſten Rande der jüngſten Gletſchermoränen, eine bemerkenswerthe Thatſache, die nach A. Penck nur durch die Gleichzeitigkeit der letzten Gletſcherverbreitung und des Auftretens des Diluvialmenſchen erklärt werden kann. Er muß ſchon vor der letzten großen Vereiſung in Europa exiſtirt haben, denn ſonſt wäre nicht einzuſehen, warum er das Gebiet derſelben unbeſiedelt ließ, warum er ſich nicht an den Ufern der eben geſchaffenen Alpenſeen niederließ oder das norddeutſche Tiefland als Jäger durchſtreifte.

Wir haben oben zwei typiſche Fundorte angeführt, von welchen der eine (Taubach bei Weimar) einer wärmeren Zwiſcheneiszeit, der andere (Schuſſenquelle) der kälteren Nacheiszeit angehört. In beiden ſind die Spuren des Menſchen nachgewieſen. An erſterem lebte derſelbe nach dem Rückgang der älteren Gletſcher zuſammen mit den Thieren eines milden Klimas, an letzterem unter einem ſtrengen Himmel inmitten einer nordiſchen Thiergeſellſchaft. Die Fundſtätten, welche ſich dem letzteren der Zeit nach anſchließen, ſind zahlreicher als jene, welche mit dem erſteren correſpondiren. Der Menſch erſcheint im diluvialen Europa häufiger als Genoß des Renthieres, denn als ſolcher des Mammuth; aber das beruht vielleicht nur auf unſerer gegenwärtigen lückenhaften Kenntniß von ſo fernliegenden Dingen. Die deutſchen Fundſtellen bieten den Vortheil ſolcher ſtratigraphiſcher Beſtimmungen; andere Gebiete Europas, namentlich Frankreich, welche keine ſo weitreichende Eisbedeckung erfahren haben, ſind viel reicher an Rückſtänden des Diluvialmenſchen, gewähren aber nicht das gleiche, ſichere Bild einer wenigſtens in den Grundzügen feſtſtehenden Altersfolge.

Hier, wenn nicht ſchon früher, muß ſich dem Leſer die natürliche Frage aufdrängen: Wie alt iſt denn nun eigentlich das nachweislich erſte Auftreten des Menſchen? Wie weit entfernt liegt das Diluvium ungefähr — denn genaue Zahlen wird wohl Niemand erwarten — vor dem Beginne der hiſtoriſchen Zeit, welchen Zeitraum umfaßt es? Eine Antwort hierauf iſt einfach unmöglich. Die Zeit, in der man den Prieſterlegenden Glauben geſchenkt hat, iſt vorüber. Was nützt es uns heute zu wiſſen, daß nach den Exegeten der Bibel vier oder fünf Jahrtauſende von der Erſchaffung des Menſchen bis auf den Beginn unſerer Zeitrechnung verfloſſen ſeien; was ſollen wir uns bei den Berechnungen chaldäiſcher und indiſcher Prieſter, ägyptiſcher und chineſiſcher Gelehrter aufhalten? Aber auch die Wiſſenſchaft unſerer Zeit hat hier eine wahre Siſyphusarbeit vollbracht, der wir eine Strecke weit zuſehen wollen, um uns von ihrer Fruchtloſigkeit zu überzeugen. Horner ſchätzte das Alter gewiſſer Topfſcherben, welche 11·89 Meter unter dem Niveau des Nilthales gefunden wurden, auf 11.646 Jahre. Bennet-Dowler, der im Delta des Miſſiſſippi Bohrungen unternahm, ſtieß in beträchtlicher Tiefe auf Menſchenknochen, denen er nach ſeiner Berechnung der zur Bildung jenes Deltas erforderlichen Zeit ein Alter von etwa 57.000 Jahren beilegte. Ferry unterſuchte an den Ufern der Saône 3 bis 4 Meter hohe Lehmablagerungen, welche auf einem der Diluvialzeit angehörigen blauen Mergel ruhten und Ueberreſte aus verſchiedenen geſchichtlichen und vorgeſchichtlichen Perioden enthielten. An dieſem Chronometer fand er für die Spuren der Bronzezeit ein Alter von 3000 Jahren, für diejenigen der jüngeren Steinzeit ein ſolches von 4000 bis 5000, und für den blauen Mergel ein Alter von 9000 bis 10.000 Jahren. Das Anwachſen des Schuttkegels der Tinière, eines in den Genfer See mündenden Gießbaches, gab Morlot Anlaß zu ähnlichen Berechnungen. Er fand römiſche Alterthümer, die er um 1600 bis 1800 Jahre zurückverlegte, Bronzen und Topfſcherben, denen er ein Alter von 2900 bis 4200 Jahren gab, neolithiſche Reſte, welche er 4700 bis 7000 Jahre alt ſein ließ, während er für den ganzen Schuttkegel eine Bildungsdauer von circa 10.000 Jahren in Anſpruch nahm. Gillieron fand einen Maßſtab in dem Anwachſen des Landes an der Stelle, wo der Abfluß des Neuenburger Sees, die Zihl, in den nur wenig tiefer gelegenen Bieler See mündet. Zwiſchen 1090 und 1106 wurde die Abtei von St. Jean nachweislich am Ufer des Sees erbaut; heute, nach acht Jahrhunderten, iſt ſie von demſelben durch Anſchwemmungen getrennt. Aber noch weiter landeinwärts liegen die Ueberreſte eines Pfahlbaues, welcher dereinſt im See geſtanden haben mußte. Aus der Vergleichung der Landſtrecken hat Gillieron berechnet, daß dem Pfahlbau ein Alter von 6750 Jahren zukommt. Auf ähnlichem Wege fand Troyon, daß der Pfahlbau von Chamblon, welcher jetzt ziemlich weit vom Neuenburger See entfernt liegt, vor 3300 Jahren noch vom Gewäſſer desſelben umſpült geweſen ſei.

In neuerer Zeit hat man namentlich die mit Eifer beobachteten Hebungen und Senkungen der Erdrinde zu Grundlagen ſolcher Schätzungen gemacht. Charles Lyell nimmt für die Hebungsbewegung, in Folge welcher die Landmaſſe der Grafſchaft Wales über dem Meeresſpiegel erſchien, eine Dauer von 224.000 Jahren in Anſpruch. Nach ſeiner Meinung hing während eines großen Theiles dieſer Zeit England mit dem Continent zuſammen, ſo daß der Menſch und das Flußpferd, Elephant und Rhinoceros ungehindert zwiſchen dem Feſtlande und dem heutigen Inſelreiche verkehrten. Vivian hat die Bildung der Stalaktitenſchichten in der Kenthöhle zu Hilfe genommen. Dieſelbe erforderte zum Theil einen Zeitraum von 364.000 Jahren und vollzog ſich über den früher abgelagerten Knochen von Dickhäutern und anderen Säugethieren, ſowie über den Reſten menſchlicher Artefacte aus Feuerſtein. Boucher de Perthes ſtützte ſich auf das Wachsthum des Torfes und gelangte dazu, ſeinen Funden in tieferen Torfſchichten ein ungeheures Alter zuzuſchreiben, indem er annahm, daß ſich in jedem Jahrhundert nur ungefähr 3 Centimeter Torf bilden. Zur Entſtehung der Torfmoore Dänemarks wären nach Lyell 16.000 Jahre nothwendig geweſen, während nach Steenſtrup 4000 Jahre dazu genügten. Nichts iſt nachweislich unſicherer, als die Berechnungen aus dem Wachsthum des Torfes. Hat man doch ſchon römiſche Sachen an verſchiedenen Orten unter Torfſchichten von 1 bis 3, ja ſelbſt von 6 und 10 Meter Mächtigkeit gefunden. Aber die gleiche Unzuverläſſigkeit wohnt all den angeführten Berechnungen inne; gegen jede einzelne von ihnen laſſen ſich Einwendungen vorbringen, welche das Kartenhaus der mehr oder minder impoſanten Schlußziffern zum Einſturz bringen.

Croll, welcher als Urſache der Eiszeit eine Aenderung in der Excentricität der Erdbahn und des Vorrückens der Tag- und Nachtgleichen anſieht, verlegt die Periode der größten Gletſcherentwickelung zwiſchen 850.000 und 240.000 Jahre vor dem Beginn unſerer Zeitrechnung. Das Ende der Eiszeit läßt er um 80.000 vor Chriſti Geburt eintreten. Erinnern wir uns, daß der Diluvialmenſch nachweislich zuerſt in der letzten Interglacialperiode auftritt, ſo würden ſeine älteſten erhaltenen Spuren etwa ein Alter von 100.000 bis 200.000 Jahren beanſpruchen dürfen. Mortillet hält das Verwitterungsſtadium der durch die quaternären Gletſcher glatt polirten Kalkwände in Savoyen für den ſicherſten Chronometer und ſchätzt demgemäß das Alter des Menſchengeſchlechtes auf 230.000 bis 240.000 Jahre. Dieſer Gelehrte hat das Verdienſt, einer ſorgfältigeren Unterſuchung der älteſten Stein- und Knochengeräthe, ſowie einer Scheidung bisher nicht erkannter Perioden in ſeinem Werke „le Préhistorique, antiquité de l'homme" entſchieden Bahn gebrochen zu haben. Seine Folgerungen ſind, wie Schaaffhauſen mit Recht hervorgehoben hat, oft mehr kühn gedacht als ſtreng bewieſen. Dennoch gebührt ihm volle Anerkennung für ſein energiſches Eindringen in ein dunkles Gebiet, und da wir bei den Detailſtudien über die Diluvialzeit und die älteſten Spuren des Menſchen immer wieder mit Berichtigungen und Ergänzungen auf die Lehren Mortillet's zurückgeführt werden, erſcheint es zweckmäßig, dieſelben in einem raſchen Ueberblick nach Schaaffhauſen's kritiſchem Referat im Archiv für Anthropologie dem Leſer vorzuführen.

Wir haben eben geſehen, daß auch für Mortillet erſt mit der Diluvialzeit das Reich des Menſchen beginnt. Die intelligenten Geſchöpfe der Tertiärzeit, welche den Feuerſtein geſpaltet und Feuer geſchlagen haben ſollen, läßt er nun als Vorläufer des Menſchen gelten und giebt ihnen den Namen Anthropopitheci. Dieſe Bezeichnung läßt ſich, meint Schaaffhauſen, für das Weſen, welches Feuer gemacht und Steingeräthe geſchlagen habe, nicht rechtfertigen. Heute ſehen wir, daß die Anthropoiden weder das eine noch das andere thun. Auch können wir uns recht wohl den Menſchen denken, der noch kein Feuer kennt und den natürlichen Stein als Hammer gebraucht. Jene beiden Handlungen ſollte man als ein Vorrecht des Menſchen wie bisher betrachten und dem Affenmenſchen nicht zuſprechen. Auch ſind die tertiären Steingeräthe aus Frankreich und Portugal, wenn ſie überhaupt künſtlichen Urſprungs ſein ſollen, nicht ſo verſchieden voneinander, daß man ſie mehreren Arten des Anthropopithecus, wie Mortillet gewollt hat, zuſchreiben müßte.

Die Diluvialzeit zerfällt nach Mortillet in vier große Unterperioden, die er Chelléen, Mouſtérien, Solutréen und Magdalenien nennt. Urſprünglich gab er die Namen den verſchiedenen Formen der Feuerſteingeräthe nach einigen ihrer vorzüglichſten Fundorte. (Chelléen — vom Orte Chelles im Departement Seine-et-Oiſe — iſt identiſch mit Acheulien, allein Mortillet bevorzugt den erſteren Namen, weil die Funde von St. Acheul mehr gemiſcht ſind als die von Chelles). Folgendes wäre die approximative Zeitdauer der vier aufeinanderfolgenden Abtheilungen:

1. Chelléen	78.000	Jahre
2. Mouſtérien	100.000	„
3. Solutréen	11.000	„
4. Magdalenien	33.000	„
Summa	222.000	Jahre.

Rechnet man dazu die 6000 Jahre urkundlich beglaubigter Geſchichte von unſerer Zeit rückwärts bis zu den älteſten datirbaren ägyptiſchen Monumenten und etwa 10.000 Jahre, welche vom Schluß des Diluviums bis auf den Beginn der ägyptiſchen Civiliſation verfloſſen ſind, ſo erhalten wir eine Geſammtſumme von 230.000 bis 240.000 Jahren für die bisherige Lebensdauer des Menſchengeſchlechtes. Wir wollen unſer Urtheil über dieſe Aufſtellung kurz dahin formuliren, daß dieſelbe immerhin eine Möglichkeit enthält, aber auch nichts weiter. Sie kann nur dazu dienen, dem Neuling die Vorſtellungen näher zu bringen, mit denen er ſich vertraut machen muß, wenn er von Prähiſtorie und ihrem Verhältniß zur Geſchichte einen annähernd richtigen Begriff haben will. Weiter hat ſie keinen Werth. Es muß übrigens erwähnt werden, daß die Unterſcheidung von vier Typen paläolithiſcher Steingeräthe urſprünglich von Eduard Lartet herrührt. Dieſer Gelehrte ſtellte folgende Grundformen auf: die von St. Acheul, von Mouſtier, von Laugerie-Haute (Mortillet's Solutréen) und von Les-Eyzies (Mortillet's Magdalenien).

Mortillet charakteriſirt ſeine vier Unterperioden der Diluvialzeit nach Klima, geologiſcher Bildung, Flora, Fauna und Reſten oder Werkzeugen des Menſchen. Die älteſte (Chelléen) iſt voreiszeitlich, warm und feucht. Es bilden ſich die oberen Lehmablagerungen, die Thäler werden gefüllt, der Boden ſenkt ſich. An der Seine und in Cannſtatt wachſen Mittelmeerpflanzen; der Menſch von Neanderthal und der von La Naulette leben. Die Hirſche entwickeln ſich, das Flußpferd, das Rhinoceros Merckii (megarhinus) und der Elephas antiquus kennzeichnen die Fauna. Es giebt nur ein Steingeräth vom Typus Chelles, welches immer aus dem am Orte vorhandenen Material verfertigt wird. Es iſt im Allgemeinen mandelförmig, unten breiter, oben ſpitzig, zuweilen iſt eine Seite mehr gewölbt als die andere. Das größte von Boucher de Perthes gefundene Stück maß 26·5 Centimeter, das kleinſte nur 6·4 Centimeter. Im Mittel ſind dieſe flachen Steinkeile 11 bis 12 Centimeter lang. Oft iſt am breiten Ende ein Stück roh gelaſſen zum Anfaſſen. Das Mineral iſt meiſt Silex, ſeltener Quarzit, Jaſpis, Sandſtein, Chalcedon, Schiefer. Sie paſſen in die rechte, viel weniger in die linke Hand; ihre Form ſpricht dagegen, daß ſie als Beile oder Lanzenſpitzen geſchäftet geweſen ſeien. Mortillet möchte dieſes Werkzeug ſtatt hache: coup de poing nennen; der reichſte Fundort desſelben iſt St. Acheul, wo man in manchem Jahre bis zu 800 Stück erbeutete.

Mouſtérien, welches hierauf folgt, iſt die Periode der großen Vereiſung Europas mit kaltem und feuchtem Klima auch in den von der Vergletſcherung freigebliebenen Gebieten. Der Boden hebt ſich, die Thäler werden ausgehöhlt. Es lebt die Menſchenraſſe von Engis und von Olmo (Arnothal) mit dem Moſchusochſen, dem Höhlenbären, dem Rhinoceros tichorhinus und dem Elephas primigenius. Es giebt keine Knochengeräthe, die Steingeräthe ſind in typiſcher Weiſe von einer Seite bearbeitet.

Im Solutréen, der Nacheiszeit, herrſcht wieder milde Temperatur. Die Gletſcher ziehen ſich zurück. Das Wildpferd iſt zahlreich vorhanden, das Renthier weit verbreitet; das Rhinoceros iſt verſchwunden. Die Feuerſteine ſind auf zwei Seiten zugeſchlagen; ſehr häufig iſt die Form des Schabers.

Magdalenien iſt die jüngſte Phaſe der Diluvialzeit; ſie iſt kalt und trocken, bezeichnet durch die Bildung des rothen Diluviums, die Polarmooſe von Schuſſenried, das Ausſterben des Elephas primigenius. In dieſe Periode fällt der Menſch von Laugerie-Baſſe; außer einem ſtichelartigen Werkzeuge aus Feuerſtein findet man viele Knochengeräthe, die manchmal kunſtvoll geſchnitzt und gravirt ſind.

Mortillet leugnet alſo zwei Glacialperioden und läßt den Menſchen bereits in der Voreiszeit auftreten. Sein Erſcheinen fällt mit dem Beginn des Diluviums zuſammen. Die angeblich älteſten Schädelreſte, die wir vom Menſchen beſitzen, die aus Neanderthal, Cannſtatt, La Naulette, ſollen dieſer Zeit angehören doch ſoll die rohe Schädelform des Neanderthaler Menſchen in dem Typus von Cannſtatt ſich bereits gemildert zeigen. Durch Atavismus können auch in der Gegenwart (nach Bordier an Verbrechern) neanderthaloide Schädel beobachtet werden, ein Beweis, daß wir von jener Form abſtammen. Aus gewiſſen Erſcheinungen an der Kinnlade von La Naulette leitet er den Schluß ab, daß dieſem Menſchen die articulirte Sprache gefehlt habe. Schon King hatte aus dem Neanderthaler eine beſondere Art, den „homo Neanderthalensis“, gemacht, welcher die Sprache noch nicht beſeſſen haben ſoll. Mortillet meint, der älteſte Menſch habe nicht die Höhlen bewohnt; dieſe ſeien vielmehr damals die Zuflucht der wilden Thiere geweſen. Darum habe man ſo gut wie gar keine Werkzeuge dieſer Periode in den Höhlen gefunden, außer in Portugal und Nordafrika, wo jener vielleicht in denſelben Schutz gegen die Sonnenhitze geſucht habe. Vermuthlich ging der Menſch der „Cannſtatter Raſſe“ (wie Quatrefages und Hamy dieſe älteſte Gruppe nennen, während Mortillet und Schaaffhauſen den Ausdruck „Neanderthaler Raſſe“ paſſender finden) nackt einher, denn jener mandelförmige Steinkeil, welchen man ſo häufig in Chelles und St. Acheul findet, war nicht dazu geeignet, Häute zu bearbeiten.

Die Eiszeit (Mouſtérien, ſo benannt nach einer typiſchen Fundſtätte in der Dordogne) hat in allen nicht vergletſchert geweſenen Gebieten Frankreichs, ſowie in Italien und einigen Theilen Deutſchlands, Oeſterreichs und Polens charakteriſtiſche Spuren der Anweſenheit des Menſchen zurückgelaſſen. Die zunehmende, aber nicht exceſſive Kälte nöthigte unſer Geſchlecht, in Höhlen Zuflucht zu ſuchen und ſich aus Fellen Kleider zu bereiten. Dazu hatte man den Schaber nöthig, ferner das Meſſer zum Zerſchneiden und den Bohrer, um Löcher zu ſtechen. Aus dem einfachen Steinkeil von Chelles iſt daher ein ganzes Handwerkszeug entſtanden: Schaber, Spitzen, Sägen, Meſſerklingen. Das Steingeräth iſt kleiner und leichter geworden; der ſpitze Keil iſt nur auf einer Seite ganz zugeſchlagen, dagegen auf beiden Seiten fein retouchirt. Der Schaber hat eine flache Seite mit Muſchelbruch und einen gewölbten bearbeiteten Rücken; der kreisförmige Rand iſt fein zugeſchärft. Der Verfertiger dieſer Werkzeuge führte ein ſeßhaftes Leben; denn die Geräthe ſind meiſt aus einheimiſchem Geſtein erzeugt. In der Nähe von St. Acheul zeigt die Fundſtelle von Montières dieſe von den Fabrikaten der erſten Periode ganz verſchiedenen Artefacte. In den niederen Alluvionen von Paris kommen auf 100 Stück Feuerſteine vom Typus Mouſtier nur fünf vom Typus Chelles. Wenn Frankreich an ſolchen Funden einen beſonderen Reichthum entfaltet, ſo iſt das nicht nur den zahlreichen Sammlern zu danken, welche dort thätig ſind, ſondern auch dem häufigen Vorkommen des Feuerſteines, welches bewirkt hat, daß die Kunſt, dieſen Stein zu bearbeiten, bis auf die Anfertigung der Gewehrſteine, ja bis auf die Entſtehung gewiſſer Fälſcherinduſtrien, mit welchen ſchon Boucher de Perthes zu kämpfen hatte, lebendig blieb. Uebrigens iſt Mortillet's Kenntniß gleichartiger Funde in anderen Ländern ſehr lückenhaft, und ſein ganzes Syſtem faſt ausſchließlich auf franzöſiſche Verhältniſſe aufgebaut. Indeſſen müſſen wir ihm immerhin Dank wiſſen, daß er wenigſtens dieſes große und mannigfache Material fruchtbringend in Bewegung geſetzt hat.

In der auf die Eiszeit oder das Mouſtérien folgenden Periode von Solutré (Fundort im Departement Saône et Loire) verminderten ſich die Regen, die Gletſcher zogen ſich zurück, die Thäler änderten ſich wenig, ein größerer Unterſchied der Jahreszeiten machte ſich des klaren Himmels wegen geltend. Der Menſch verfertigt mit Vorliebe zwei Formen von Steingeräthen: eine lorbeerblattförmige (Dolch- oder Speer-) Spitze, die im Mittel 8 bis 11 Centimeter (die kleinſte 3, die größte 34 Centimeter) lang iſt, und eine kürzere Spitze mit einer Kerbe an der Seite. Damit hat die Arbeit in Stein während der Diluvialzeit ihren Höhepunkt erreicht. An Stelle des Schabers (racloir) tritt der Kratzer (grattoir) mit bogenförmiger Schneide, deſſen Gebrauch nicht genau bekannt iſt. Da die charakteriſtiſche Zuſchärfung manchmal an beiden Enden angebracht iſt, muß das Werkzeug ohne Faſſung in der freien Hand gehalten worden ſein. Werkzeuge aus Knochen, Hirſchhorn oder Elfenbein ſind dieſer Periode noch immer unbekannt, aber gegen das Ende derſelben ſtellt ſich bereits der Stichel (burin) ein, welcher ſpäter zum Graviren und Schnitzen verwendet wird. In der Grotte von Placard finden ſich die Geräthe vom Typus Solutré zwiſchen denen von Mouſtier und von Madeleine eingelagert, ſo daß die oben angegebene Zeitfolge der Perioden nicht bezweifelt werden kann. In Frankreich ſind etwa 40 Fundſtellen dieſer erſten nacheiszeitlichen Cultur bekannt, die meiſten im Thal der Vezère; in Belgien, England und Italien kommen ſie nur vereinzelt vor. Das Rhinoceros fehlt dieſer Periode, nicht aber das Mammuth, der Bär findet ſich nur in den älteren, der Edelhirſch nur in den jüngſten Ablagerungen derſelben. Das verbreitetſte Thier des Solutréen iſt das Pferd, deſſen Exemplare an dem eponymen Fundort nach den erhaltenen Reſten von Touſſaint auf 40.000 geſchätzt worden ſind. Es beſaß einen größeren Kopf und ſtärkere Zähne als das heute lebende Pferd, und wurde des Fleiſches wegen eingefangen und geſchlachtet, nicht aber gezüchtet. Die Individuen, deren Knochen ſo maſſenhaft erhalten ſind, hatten meiſt ein Alter von 4 bis 7 Jahren erreicht; wären es Hausthiere geweſen, ſo hätte man zur Schlachtung jüngere auserſehen; auch iſt eine Zähmung des Wildpferdes ohne Hund nicht wohl denkbar.

Als Repräſentanten der letzten diluvialen Unterperiode hat Mortillet die Anſiedelung von La Madeleine in der Dordogne (6 Meter oberhalb der Vezère) auserſehen. An dieſem von Lartet und Chriſty erforſchten reichen Fundort überblicken wir die für die ſpäteſte Phaſe der diluvialen Cultur charakteriſtiſchen Formen von Knochen-, Horn- und Elfenbeingeräthen, welchen aus den früheren Stadien der menſchlichen Entwickelung nichts Gleiches oder auch nur Aehnliches an die Seite geſetzt werden kann. Die Artefacte aus Stein werden ſeltener; man bedient ſich mit Vorliebe anderer Stoffe, in welchen ſich eine größere Mannigfaltigkeit der Typen entfalten läßt. Jetzt zeigen ſich auch durchbohrte Muſcheln und Zähne als Anhängſel, Knochennadeln oft von ſehr feiner Ausführung, wie die aus einem Schulterblatt des Renthieres geſchnittenen aus der Gudenushöhle bei Krems in Niederöſterreich, Speerſpitzen und Angelhaken aus Renthierhorn, welche nicht nur zum Fiſchen, ſondern auch zur Jagd gebraucht wurden; ferner Dolche, Harpunen, Knöpfe und Glättwerkzeuge, ſowie ſchiffchenförmige Knochen mit Spalten an beiden

Enden, welche wohl zum Netzſtricken oder Weben gedient haben. Zu welchem Gebrauch die ſogenannten Commandoſtäbe beſtimmt waren, läßt ſich nicht entſcheiden.

Das Merkwürdigſte an dieſen Funden ſind aber die beachtenswerthen und durch nichts, weder in der vorausgehenden noch in der nachfolgenden Periode, unſerem Verſtändniß nähergebrachten Regungen des Kunſtſinnes, welche mit dem Diluvialmenſchen der Madeleine-Periode auftauchen und mit ihm wieder verſchwinden. Sie gehen neben der induſtriellen Schnitzarbeit in Bein, Horn und Elfenbein einher und ſind wohl auch in vergänglicherem Stoffe, namentlich in Holz, gleicherweiſe vorauszuſetzen. Wenn wir die oft überraſchend gelungenen Zeichnungen und Schnitzereien halbroher Naturvölker an verſchiedenen Punkten der Erde zum Vergleich heranziehen, ſo erſcheint in der relativen Vollkommenheit dieſer wie vom Himmel herabgefallenen Plaſtik und Reliefkunſt nichts Verdächtiges. Man unterſcheidet bloß eingegrabene Umriſſe, flach erhabene und runde Schnitzwerke. Aus dem Fehlen ſymboliſcher Zeichen, wie Kreiſe, Dreiecke, Kreuze, ſchließt Mortillet, daß dem Menſchen jener Zeit religiöſe Vorſtellungen gefehlt hätten — gewiß eine kühne Folgerung. Wir beobachten wohl, daß die Kunſt in ihren Anfängen und auch fernerhin ein gutes Stück Weges allerorten mit der Religion zuſammengeht; aber die Kunſtwerke der Bewohner Frankreichs zur Renthierzeit ſind inſofern keine Anfänge, als ſie keine Fortſetzung erlebt haben und ſomit überhaupt der kunſtgeſchichtlichen Betrachtung entzogen ſind. Uebrigens weiß man nicht einmal genau, was von den Stücken, die heute noch als echt vertheidigt werden, wirklich zweifellos alt iſt, da ſich nachweislich in früherer Zeit viele Fälſchungen eingeſchlichen haben.

Unter den dargeſtellten Objecten ſind Thierbilder, zumal von Säugethieren, häufiger als pflanzliche Formen. Richtige Umriſſe von Thiergeſtalten konnten mit Zuhilfenahme von Schattenbildern entſtehen, welche jedoch immerhin verkleinert werden mußten. Nach Mortillet enthält das Becken des Dordogne allein 35 Fundorte mit Ueberreſten der Culturſtufe von La Madeleine, alles im Allem kennt er 155 Stationen dieſer Epoche, Höhlen, Grotten und andere Zufluchtsſtätten. Als Begräbnißplätze werden die Höhlen noch nicht verwendet; dies geſchieht erſt in der nächſten Periode. Auch darin ſieht Mortillet einen Beweis für den Mangel religiöſer Regungen bei dem Diluvialmenſchen, daß man noch keine Grabſtätten desſelben entdeckt habe; denn in der Sorge für die Todten zeige ſich die erſte Spur der Religioſität. Aber fürs erſte iſt unſere Kenntniß menſchlicher Körperreſte aus dem Diluvium noch ſo gering, daß wir hierüber nichts ausſagen können, ob und wie der „vorſündfluthliche Menſch“ ſeine Todten beſtattet hat. Und fernerhin: Was folgt aus der Thatſache der Beſtattung? Wird man die menſchliche Leiche nicht ſchon aus anderen Gründen beerdigt oder irgendwie dem Anblick entzogen haben? Schaaffhauſen hält ſogar für möglich, daß der Neanderthaler Mann, der von Mentone und der von Laugerie-Baſſe wirklich beſtattet geweſen ſeien.

Von 59 Säugethieren der Madeleine-Epoche ſind nur vier erloſchen, das Mammuth, der Höhlenbär, das große Murmelthier und die zweifelhafte Capra primigenia, 18 ſind in kältere Gegenden entwichen, drei nach wärmeren ausgewandert. Letztere ſind der Löwe, der Leopard und die Hyäne, von denen wir aber wiſſen, daß ſie auch ſtrengere Kältegrade ertragen können. Das häufigſte unter den Thieren der letzten Diluvialzeit iſt das Renthier, nach welchem ſchon Lartet dieſe Epoche benannte. Das Klima mag etwa demjenigen geglichen haben, welches heute am Fluſſe Amur unter dem 45. Grad nördlicher Breite herrſcht. Dort findet ſich ein ähnliches Thierleben, wie im ſpäten Diluvium Frankreichs. Die mittlere

Jahrestemperatur mag + 4° R. betragen haben mit heißen Sommern und ſehr kalten Wintern.

Wir illuſtriren G. de Mortillet's paläolithiſches Syſtem durch eine Folge von Abbildungen nach dieſes Autors „Musée préhistorique" und Cartailhac's „Prähiſtoriſchem Frankreich".

Die beiden Figuren 55 und 56 unten zeigen, je von zwei Seiten, links eine der rohen mandelförmigen Aexte, welche Mortillet nach dem Fundort Chelles benennt und für ungeſtielte Fauſtwerkzeuge hält (das Stück ſtammt aus St. Acheul), rechts eine der dünnen blattförmigen Spitzen, welche auf einer Seite noch die natürliche Bruchfläche und die Schlagmarke zeigen und nach Mortillet ebenfalls in der freien Hand geführt wurden. Dieſe „Pointe Moustérienne" ſtammt ebenfalls aus der Gegend von Abbeville und iſt wie das erſtere mit der Sammlung Boucher de Perthes' in das Muſeum von St. Germain bei Paris gelangt.

Die ſechs Abbildungen Fig. 57 bis 62, S. 189, geben deutlich den Fortſchritt zu erkennen, welchen die Feuerſteinbearbeitung in der nach Mortillet ſo genannten Epoche von Solutré gemacht hat. Die drei erſten links ſind typiſche „Kerbſpitzen" (pointes à cran), wie ſie auch in donauländiſchen diluvialen Fundorten, z. B. im Löß von Willendorf in Niederöſterreich, häufig vorkommen. Die erſte ſtammt aus Laugerie-Haute (Dordogne), die beiden anderen aus einer Höhle bei Excideuil (ebenda). Aus derſelben Höhle ſtammen auch die drei übrigen Stücke: eine Klinge mit langer feiner Spitze (Stichel), ein doppeltgerundeter Schaber und ein dünnes doppeltſpitziges Werkzeug aus Achat. Den letzteren Typus nennt Mortillet die „lorbeerblattförmige Solutréſpitze".

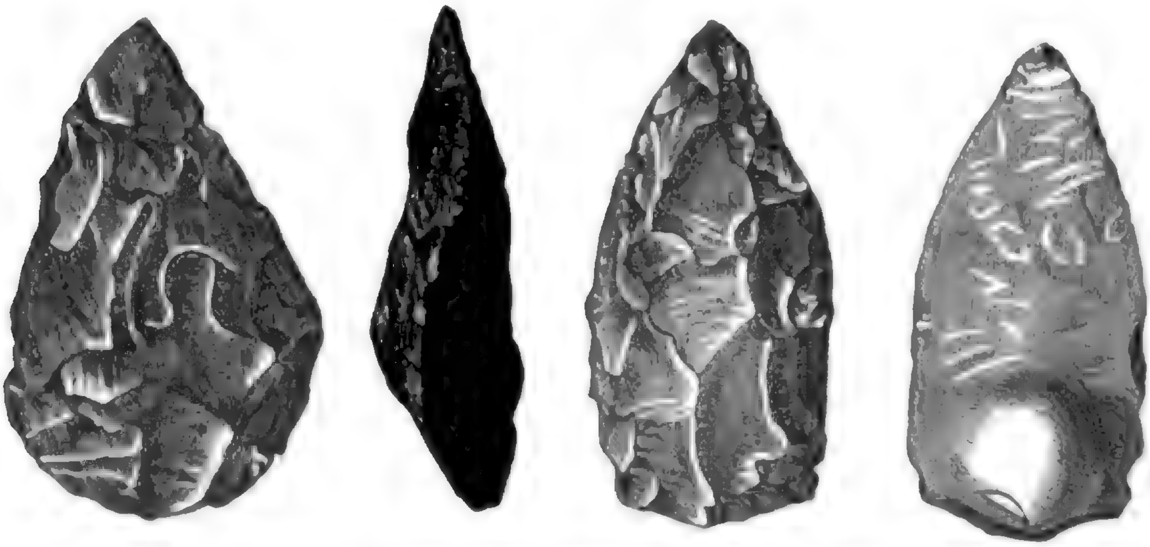


Fig. 55 und 56. Spitzige Feuerſteinwerkzeuge (Typen von Chelles und Mouſtier), unter $^1/_2$ n. Gr.

(Text ſiehe oben.)

Die Gegenſtände, welche in den ſieben Abbildungen Fig. 63 bis 69, S. 190, vereinigt ſind, charakteriſiren Mortillet's Epoche von La Madeleine, die letzte des franzöſiſchen Quaternärs. Links ſehen wir (in $^2/_3$ n. Gr.) einen der gewöhnlichen Schaber aus der Höhle La Madeleine bei Turſac (Dordogne). Er kann als Vertreter jenes Rückganges der Feuerſteinbearbeitung gelten, welchen Mortillet für den Schluß der Diluvialzeit annimmt. Rechts ſind (in $^2/_3$ n. Gr.) zwei Harpunen aus Renthiergeweih abgebildet; die Stücke ſtammen aus La Madeleine und Bruniquel.

gebäude, welchem man allzu oft die Unterſuchungen, die Beobachtungen und die Ergebniſſe blindlings einordnete. Andererſeits entwickelte ſich unter dem Druck der Thatſachen bei vielen Gelehrten eine Reaction, welche ſich wieder in Uebertreibungen erging. Cartailhac ſelbſt unterſcheidet (für Frankreich, wie er ausdrücklich bemerkt) ein älteres und ein jüngeres Diluvium (unteres und oberes Quaternär), erſteres mit mildem und feuchtem Klima, alluvialen Depots und einer beſonders durch Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii charakteriſirten Fauna —

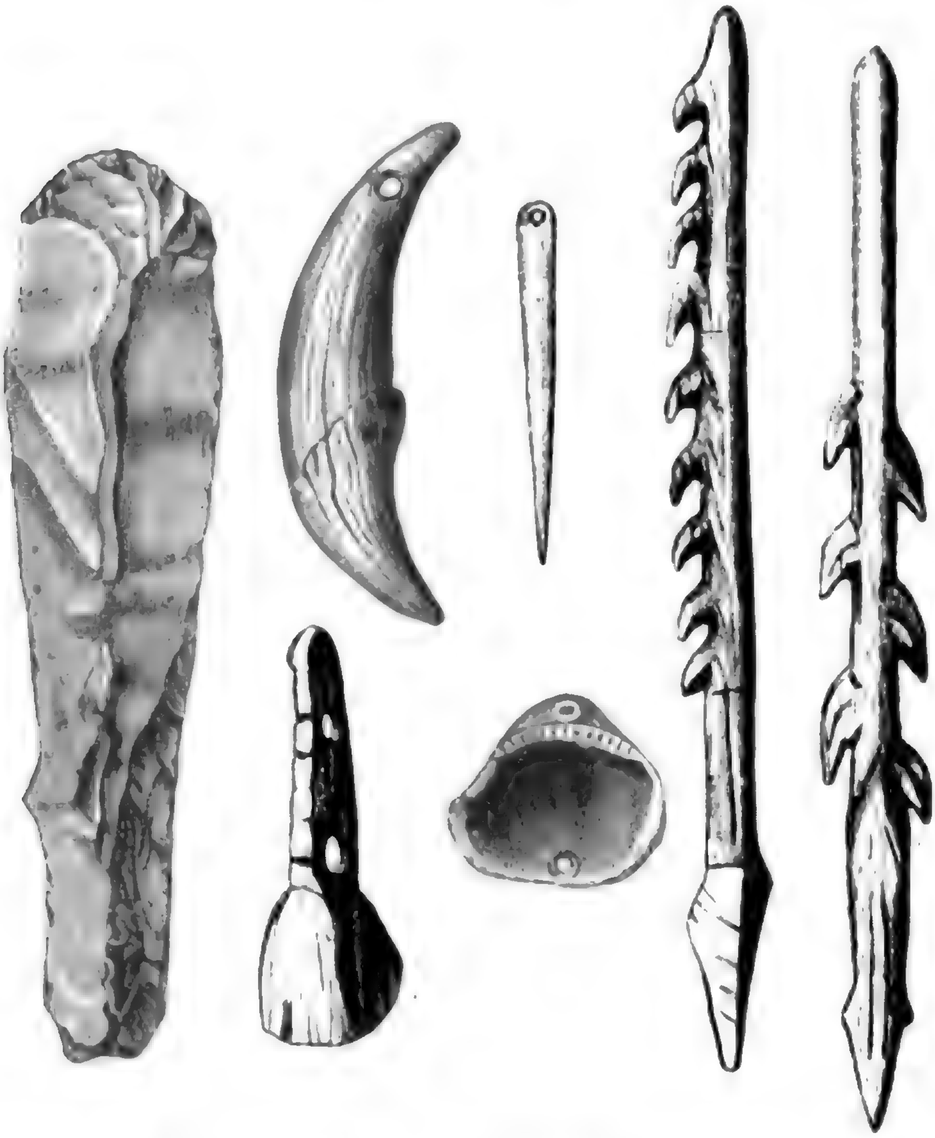


Fig. 63 bis 69. Feuerſteinwerkzeug, Schmuckſachen und Inſtrumente aus Bein und Horn (Typen von La Madeleine).

(Text ſiehe S. 188.)

letzteres mit kaltem und trockenem Klima, Höhlendepots und einer Fauna, unter welcher er Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Cervus tarandus und Saïga tartarica hervorhebt. Die Funde vom Typus St. Acheul oder Chelles, welche man übereinſtimmend in Frankreich, England und Amerika antrifft, ſtammen nach Cartailhac aus einer Interglacialperiode am Beginne des Diluviums. Ihre große Zahl in Frankreich beweiſt, daß die Thäler dieſes Landes ſich ſchon damals einer dichten Bevölkerung erfreuten.

Man nimmt gewöhnlich an, daß der von ſeiner Jagdbeute lebende Menſch zu ſeinem Unterhalte mehr Raum benöthige als der Viehzüchter, namentlich aber als der Ackerbauer. Aber in jener fernen Epoche war das Wildpret oder was man ſonſt als Nahrungsquelle aufſuchte, zweifellos in Maſſen wie ſpäter niemals wieder vorhanden, und es bedurfte keinerlei Aufwandes an Zeit und Mühe, um ſich damit zu verſehen.

Die Gewäſſer ſtrotzten von Fiſchen, die Wälder wimmelten von Jagdthieren; nach dieſer Seite hin war das Leben genugſam verſichert, gewiß in ganz anderem Maße als bei jenen Naturvölkern unſerer Tage, wo man gewöhnlich Beiſpiele für die Lebensformen der Urzeit ſucht. Es wäre ein Irrthum, unſere Vorfahren in dieſer Hinſicht mit den armſeligen Stämmen zu vergleichen, welche heute unter den ungünſtigſten Himmelsſtrichen, in öden, unwirthlichen Gegenden ihr Daſein friſten.

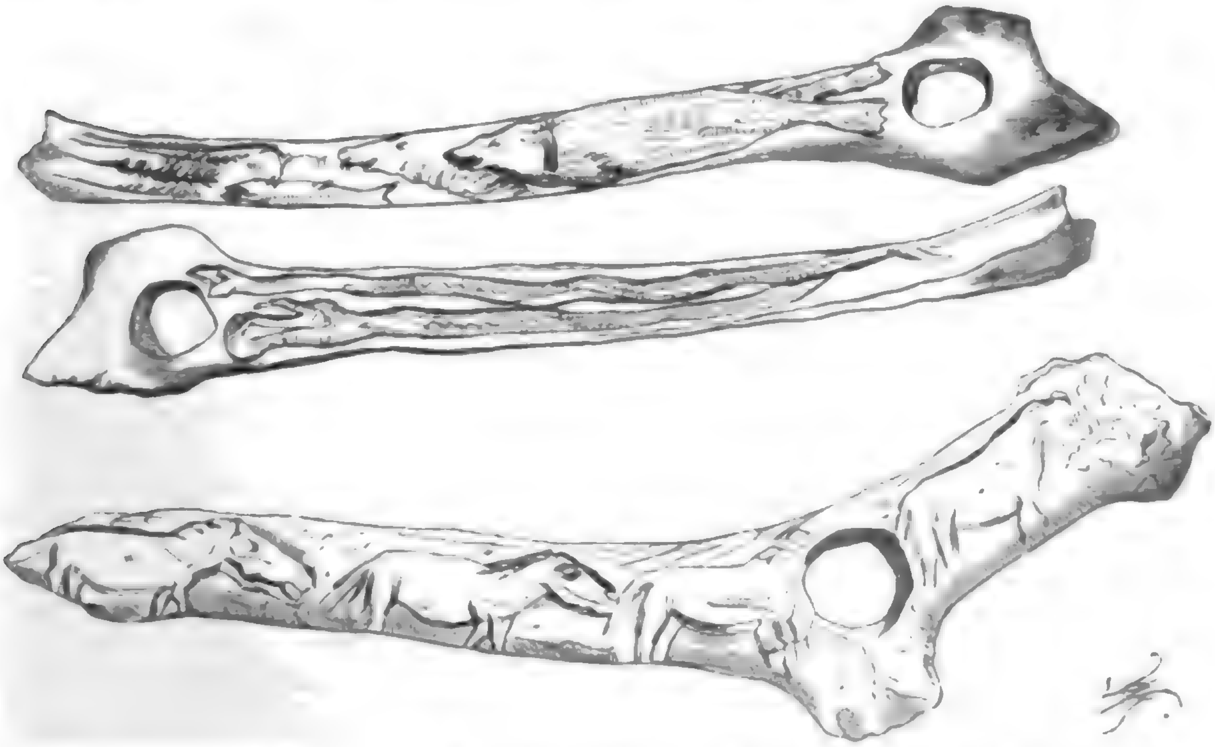


Fig. 70 und 71. Sogenannte „Commandoſtäbe" aus Renthiergeweih mit Thierfiguren, unter $1/2$ n. Gr.

(Text ſiehe S. 189.)

Aber Feldbau und Hausthiere waren vollkommen unbekannt; ſeßhaftes Leben, Grundbeſitz, Häuſer, Hütten, Heerden gab es nicht. Selbſt die einfache Kunſt, Thongefäße zu bereiten und zu brennen, war dem Diluvialmenſchen fremd. Seine Fertigkeit in der Erzeugung von Waffen und Werkzeugen beſchränkte ſich darauf, den Stein roh zuzuhauen und ihm durch Abſplittern ſeiner Partikelchen eine leidlich taugliche Form zu geben. Ihn zu poliren und zu ſchleifen verſtand er noch nicht.

Doch die Frage nach dem älteſten Zeugniſſe des Menſchen und der Dauer ſeiner Herrſchaft im Diluvium hat uns ſchon zu tief in die Betrachtung der Cultur dieſer Periode hineingeführt. Ehe wir darin (im nächſten Abſchnitte) fortfahren, widmen wir den *wichtigſten menſchlichen Knochenreſten aus dem Diluvium* eine kurze Aufzählung. Es handelt ſich faſt ausſchließlich um eine ganz kleine Zahl von Schädeln und Schädelfragmenten, von welchen man Notiz nehmen muß, weil ſie in den Schriften der modernen Anthropologen unausgeſetzt bald zu Gunſten dieſer, bald jener Lehrmeinung citirt und als Zeugen aufgerufen werden. Dieſer Aufzählung müſſen wir einige erklärende Bemerkungen vorausſchicken.

Der ſchwediſche Anatom Retzius war der Erſte, welcher (1842) die Kraniologie mit der Prähiſtorie in eine Verbindung brachte, aus der allerdings zunächſt nur unreife Früchte hervorgehen ſollten. Von der durch Nilsſon conſtatirten Verſchiedenheit zwiſchen den kurzköpfigen Lappländern und den langköpfigen Schweden ausgehend, ſtellte er die Behauptung auf, daß die europäiſchen Urraſſen brachycephal (kurzköpfig) geweſen ſeien und der dolichocephale (langköpfige) Typus erſt von den Ariern in der jüngeren Steinzeit nach Europa gebracht worden ſei. Die finniſch-lappiſchen und die baskiſchen Stämme hielt er für Reſte jener brachycephalen Urbevölkerung, welche von den eingedrungenen Dolichocephalen in ihre entlegenen Wohnſitze zurückgedrängt worden ſeien. Langſchädel nannte er jene, bei welchen der Längendurchmeſſer (von der Stirne bis zum Hinterhaupt) größer war als der Breitendurchmeſſer, Breitſchädel ſolche, bei denen beide Durchmeſſer einander ähnlich waren, wie dies bei den Finnen und Mongolen der Fall iſt. Das war eine ſehr glückliche Unterſcheidung, die eine reiche Fort-

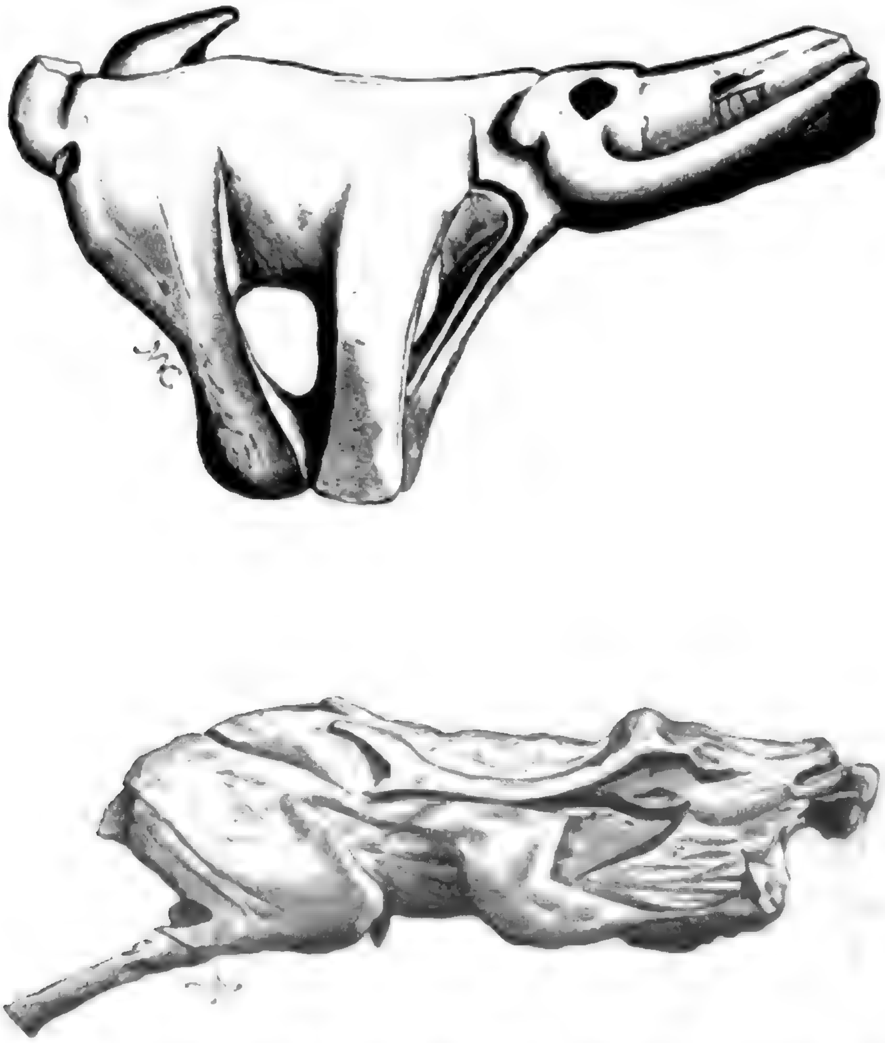


Fig. 72 und 73. Mammuth und Renthier, Horn- und Elfenbeinſculpturen aus Bruniquel, $^{2}/_{3}$ n. Gr.

(Text ſiehe S. 189.)

entwickelung gefunden hat; aber die Anwendung derſelben auf den Diluvialmenſchen und ſeinen neolithiſchen Nachfolger war durchaus verfehlt. Sie hat zwar als eine durch ihre Einfachheit beſtehende Idee ebenfalls Schule gemacht, und eine Zeitlang iſt man darauf ausgegangen, in den körperlichen Ueberreſten des Diluvialmenſchen Analogien mit allen möglichen minder civiliſirten Raſſen der Gegenwart aufzufinden. Man gab ihm in bunter Auswahl äthiopiſche, negroide, auſtraliſche, eskimoide, lappländiſche, mongoliſche Raſſenmerkmale. Dabei beſaß man blutwenig Material, Retzius ſelbſt z. B. nur zwei Schädel. Erſt der genaueren Analyſe und Claſſification des Stoffes gelang es, der ſchwelgeriſchen Deduction Einhalt zu gebieten. Dieſes Verdienſt iſt an die Namen Broca, Welcker, Virchow, Kollmann, Huxley, Thurnam, Quatrefages, Hamy und Andere geknüpft. Es zeigte ſich, daß die älteſten menſchlichen Schädel durchaus nicht ausſchließlich brachycephal ſind, daß vielmehr eher das Gegentheil den Thatſachen entſpricht. Dann ſtellte ſich mit Hilfe einer großen Anzahl von Meſſungen an alten und neuen Schädeln heraus, daß die diluvialen Typen, ſelbſt jene, welche man für äffiſch oder pithekoid erklärt hat, bis auf unſere Zeiten in der Menſchheit, und nicht nur in der außereuropäiſchen, wiederkehren, daß alſo die heutige Bevölkerung Europas theilweiſe durch Bande der Abſtammung mit jenen alten Bewohnern unſeres Erdtheiles verknüpft iſt. Die letzteren gehören überdies, wie man weiter bewies, keineswegs einer einzigen Raſſe an, ſondern zeigen ſo verſchiedene Typen, daß man ſich entſchließen muß, auch ſie ſchon als Ergebniß von Raſſenmiſchungen und -kreuzungen aufzufaſſen.

Man ſchickte ſich alſo an, ſtatt der einen, nicht nachweisbaren europäiſchen Urraſſe, die europäiſchen Urraſſen zu unterſcheiden, und die Verfaſſer der Crania ethnica (1873 bis 1882), Quatrefages und Hamy, machten hierzu den erſten Verſuch. Sie ſtellten drei Raſſen auf: die von Cannſtatt (mit langem, niederem Schädel, mittelgroß, eskimo- oder auſtralnegerartig), von Cro-Magnon (bei Les-Eyzies, Dordogne, Frankreich: langköpfig, hochgewachſen, den Guanchen und Kabylen ähnlich) und die von Furfooz (Grotte du Frontal, Provinz Namur in Belgien: meſocephal oder brachycephal, klein, lappländerartig). Aber auch dieſe neue Eintheilung lehrte nur, daß die Zeit der Syntheſe noch nicht gekommen ſei. Heute iſt ſie bereits überwunden, und dieſer raſche Wechſel der Anſichten verräth, daß die Wiſſenſchaft in ſtetem Fortſchritt begriffen iſt. Wir dürfen hier an ein Wort K. E. von Baer's erinnern. Er nennt es „ein großes Vorurtheil des allgemeinen Publicums, die Wiſſenſchaft habe nur immer aufzubauen. Sie hat oft viel mehr einzureißen, als ſie an die Stelle ſetzen kann, und von der vergleichenden Anthropologie gilt dies ganz beſonders, weil man in ihr ſich vielfach verſuchte, ohne über einen hinlänglichen Vorrath von Beobachtungen verfügen zu können und ohne lange Arbeit zu verwenden“.

Heute iſt man vorſichtiger, kühler, kritiſcher geworden. Ehedem glaubte man, daß jede Raſſe wie ihre eigene Sprache, ſo auch ihre eigene Schädelform beſäße. Jetzt lächelt man über die eine, wie über die andere Annahme. Man weiß nicht einmal, ob die Uniformität der Schädeltypen der Ausgangspunkt oder das Ziel der geſchichtlichen und ſocialen Entwickelungsphaſen iſt. Man hat vor Allem die vermeintlichen Schädel- und Skeletreſte des diluvialen Menſchen, ſowie die Fundumſtände derſelben einer ſtrengen Prüfung unterzogen, und das Ergebniß derſelben war, daß das hohe Alter der meiſten Funde, auf welchen ſich die prähiſtoriſche Kraniologie aufbaut, keineswegs über alle Zweifel erhaben ſei. Dies gilt zumal von den Höhlenfunden, deren Lage und Umgebung naturgemäß keine ſichere Gewähr für den diluvialen Urſprung derſelben bieten kann. Den Knochen diluvialer Säugethiere, welche in ſolchen Depots gefunden werden, den Ueberreſten von

Mammuth, Höhlenbär u. ſ. w. wird natürlich Niemand ihren fernzeitlichen Urſprung beſtreiten. Aber welchen Anhaltspunkt zu ſolcher Datirung gewähren uns menſchliche Knochen, wofern es richtig iſt, daß der Körperbau des Menſchen in jener Zeit kein anderer war als heute? Die Ablagerungen in den Höhlen ſind oft durch Einſchwemmung entſtanden, wodurch das bunteſte Durcheinander der organiſchen Einſchlüſſe hervorgerufen wurde; oder ſie ſind durch eindringende Waſſerfluthen aufgewühlt und in Unordnung gebracht worden. Endlich ſind die Höhlen in ſpäteren Epochen, namentlich in der jüngeren Steinzeit, gern als Begräbnißplätze aufgeſucht worden, wodurch abermals jüngere menſchliche Körperreſte dicht neben Zeugen einer älteren Erdperiode gebettet wurden. Die ernſteſten Bedenken hat aus ſolchen Gründen gegen die ſynthetiſchen Operationen mit angeblich diluvialen Höhlenfunden vom Menſchen der engliſche Höhlenforſcher W. Boyd Dawkins, Profeſſor der Geologie in Mancheſter, erhoben. Das Weſentliche ſeiner Ausführungen findet man wiederholt bei Ranke (Der Menſch, II, S. 448 f.). Seine Zweifel beziehen ſich namentlich auf die theils bereits erwähnten, theils noch zu erwähnenden Höhlen von Engis, Furfooz, Neanderthal, Gailenreuth, Aurignac, Bruniquel, Cro-Magnon, Cavillon bei Mentone und Grotta dei Colombi auf Palmaria. Wir laſſen nun einige der berühmteſten Schädel und Schädelfragmente, welche in der Frage nach den menſchlichen Urraſſen eine Rolle geſpielt haben, Revue paſſiren.

Der Schädel von Cannſtatt (bei Stuttgart in Württemberg), aus welchem Quatrefages und Hamy den eponymen Vertreter einer der europäiſchen Urraſſen gemacht haben, iſt ſchon 1700 angeblich in einer Lehmſchicht mit einer Anzahl quaternärer Thierreſte gefunden und 1835 von Jäger neuerdings für die Wiſſenſchaft entdeckt worden. Die Vorderhauptspartie dieſes fragmentirten Craniums iſt bemerkenswerth durch ihre ſtark vortretenden Augenbrauenhöcker, ſowie durch ihre flache und längliche Bildung. Durch dieſe Merkmale reiht ſich dasſelbe dem Neanderthalſchädel an, und wir dürfen ſagen, daß es demſelben Typus angehört wie dieſer. Für das diluviale Alter des Cannſtätter Schädelfundes giebt es kein mit Sicherheit beweiſendes Moment. Da aber bei dem genannten Orte ein Friedhof aus fränkiſcher Zeit exiſtirt, wo die Skelette in einer, Mammuthknochen enthaltenden Lehmſchicht gebettet ſind, ſo haben Fraas und Hölder die Meinung ausgeſprochen, daß auch jener Schädel viel mehr einem germaniſchen Krieger, als einem europäiſchen Urmenſchen zuzuſchreiben ſei.

Die Schädeldecke aus dem Neanderthal, deren Literatur allein ſchon eine kleine Bibliothek bildet (ſiehe Fig. 74, S. 195), wurde 1856 in einer 2 Meter dicken Thonſchicht am Eingang einer kleinen Höhle im Düſſelthal zwiſchen Düſſeldorf und Elberfeld (der Thalabſchnitt heißt „Neanderthal“), zuſammen mit einigen Skeletreſten desſelben Individuums, von Arbeitern aufgefunden. Der quaternäre Urſprung dieſer Knochentheile iſt durch nichts bewieſen. Da ſich nach Fuhlrott's Angabe zwei neolithiſche Steinbeile in derſelben Schicht befanden, könnte man auch jenes Skelet der jüngeren Steinzeit zuweiſen. Aber auch dafür fehlen ſichere Anhaltspunkte. Virchow hat die Anſicht aufgeſtellt, daß der Neanderthaler Menſch durch Krankheitszuſtände von Jugend auf in ſeinem Knochenbau pathologiſch beeinflußt geweſen und daher von der vergleichenden Betrachtung gänzlich auszuſchließen ſei. Rhachitis (die engliſche Krankheit) und ſpäter Arthritis deformans (Altersgicht) hätten dieſes Individuum, das trotzdem ein ſehr hohes Alter erreichte, im Leben geplagt und die typiſchen Formen ſeines Knochenbaues krankhaft verändert. Es iſt ein ausgeſprochen langer und niedriger Schädel, mit dem wir es hier zu thun haben, die Wandung von außerordentlicher Stärke, die Stirn flach und fliehend, die Augenbrauenbogen ungewöhnlich ſtark entwickelt; im Ganzen erkennt man trotz der obgedachten Affec-

Der Schädel von Olmo (im Arnothal), deſſen hohes Alter kürzlich von Pigorini angefochten wurde, lag bis 1863 15 Meter tief in einer compacten Thonſchicht unfern einer Lanzenſpitze aus Feuerſtein, eines Elephantenſtoßzahnes, einiger Kohlenreſte u. ſ. w. Er zeigt ähnliche Merkmale wie der Neanderthalſchädel, aber zum Theil in minder ſcharfer Ausprägung. Quatrefages und Hamy haben aus ihm den weiblichen Typus der Cannſtätter Raſſe gemacht.

Der Unterkiefer von La Naulette wurde 1865 von Dupont in einer Höhle am linken Ufer der Leſſe, zuſammen mit Knochen vom Mammuth, vom Rhinoceros und vom Renthier, aufgefunden. Er iſt nur fragmentariſch und ohne die Zähne erhalten. Das Merkwürdigſte daran iſt das ſtark zurücktretende Kinn, eine Erſcheinung, die man gewöhnlich an Negerſchädeln wahrnimmt. Pithekoide Charaktere, wie ſie Broca an dieſem Stück wahrzunehmen glaubte, zeigt es nicht. Dennoch wollte Mortillet auf Grund desſelben einen Diluvialmenſchen annehmen, der die Sprache noch nicht beſeſſen habe.

Der Unterkiefer von Moulin-Quignon wurde 1863 von den Arbeitern Boucher de Perthes' in einem Steinbruch von Abbeville 4·52 Meter tief ausgegraben. Man hatte gegen den unermüdlichen Forſcher das Bedenken geäußert, daß ſich keine Knochenreſte vom Menſchen neben den zahlreichen Feuerſteinwerkzeugen in den Alluvionen vorfänden. Die richtige Antwort wäre einfach die geweſen, daß ſo kleine und gebrechliche Knochen wie diejenigen vom Menſchen in den Alluvionen nicht zu erwarten ſeien, weil ſie ſich nicht erhielten. Statt deſſen ſetzte Boucher de Perthes einen beträchtlichen Preis auf die erſte Entdeckung eines menſchlichen Skeletreſtes, und dieſer fand ſich denn auch natürlich alsbald vor. Der engliſche Gelehrte Dr. Falconer beſtritt die Echtheit des Fundes, Quatrefages vertheidigte ſie. Eine gemiſchte engliſch-franzöſiſche Commiſſion ward eingeſetzt, begab ſich an Ort und Stelle und anerkannte, ſoweit ſie es vermochte, die Authenticität des Stückes. Indeſſen ließen ſich die einmal entſtandenen Zweifel nicht mehr zum Schweigen bringen. Der Fund bleibt verdächtig. Pruner-Bey, einer der eifrigſten Anhänger der Lehre vom mongoloïden Urſprung der Ur-Europäer, nahm die Bildung dieſes Unterkiefers als lappländerartig oder baskenartig in Anſpruch; die Verfaſſer der Crania ethnica ſind eher geneigt, ihn dem Typus von Furfooz anzureihen.

Das Unterkieferfragment aus der Šipka-Höhle bei Stramberg in Mähren, 1880 von Maška 1·4 Meter tief in ungeſtörter diluvialer Aſchenſchicht gefunden, iſt ein Mittelſtück mit drei Schneide-, einem Eck- und zwei Prämolarzähnen; die drei erſteren ſind vollkommen, die drei letzteren unvollkommen entwickelt, ein Stadium des Zahnwechſels, wie es bei dem normalen gegenwärtigen Menſchen zwiſchen dem achten und zehnten Lebensjahre eintritt. Im Widerſpruch damit weiſt das Bruchſtück im Uebrigen ſolche Dimenſionen auf, wie ſie gegenwärtig nur bei dem erwachſenen Menſchen vorkommen. Man hat daher aus dieſem minimalen Bruchſtück auf eine untergegangene diluviale Rieſengeneration geſchloſſen und nicht verfehlt, auch pithekoide Merkmale an demſelben wahrzunehmen. Dieſe Anſicht vertraten unter Anderen Schaaffhauſen und Quatrefages. Virchow verſuchte, das Räthſel jener Bildung durch Annahme einer pathologiſchen Heterotopie zu löſen, und kam nach eingehender Unterſuchung zu dem Schluſſe, daß der Šipka-Kiefer aus der Mammuthzeit, und zwar von einem Erwachſenen herſtamme, der an Zahnretention litt und, ſoweit das erhaltene Stück eine Folgerung zuläßt, keine „äffiſchen“ Charaktere beſaß.

Der Schädel von Engis wurde 1835 von Schmerling in einer Höhle an der Maas (Provinz Lüttich) ausgegraben. Die Knochenſchicht der Engishöhle

enthielt die Reſte von drei menſchlichen Skeletten nebſt Knochen des Mammuth, des Nashorn, des Pferdes, der Hyäne und des Höhlenbären. Der Schädel gehörte einem Erwachſenen, er iſt dolichocephal, aber verſchieden vom Cannſtätter Typus; Quatrefages und Hamy haben ihn dem Typus von Cro-Magnon angereiht. Schmerling fand an ihm äthiopiſche, Vogt auſtraloïde und eskimoïde Merkmale; zuletzt erkannte man nach Huxley's Vorgang, daß es ein ganz normaler Schädel ſei, der ein gutes Durchſchnittsgehirn enthalten habe. Das diluviale Alter desſelben iſt übrigens nicht nur von Boyd-Dawkins, ſondern auch von Mortillet beſtritten worden, welcher annahm, daß die Grotte von Engis in der jüngeren Steinzeit zur Leichenbeſtattung benutzt worden ſei.

Die Skelette von Furfooz, 16 an der Zahl, ausgegraben 1872 von Dupont in einer Trou du Frontal genannten Grotte bei Namur, bildeten eine der anſehnlichſten Bereicherungen unſeres Schatzes an alten menſchlichen Knochenreſten. Man nimmt an, daß ſie von einem Begräbnißplatz aus der Zeit am Ende des Diluviums oder am Beginn der neolithiſchen Periode ſtammen. Die Schädelformen ſind von den Typen aus der Engishöhle (Cro-Magnon) und dem Neanderthal gänzlich verſchieden, aber auch untereinander nicht durchaus gleich. Sie ſind brachycephal bis meſocephal und bildeten ſomit eine Stütze für die Annahme jener Gelehrten, welche wie Pruner-Bey, Nilsſon und Dupont die Brachycephalen für das ältere Element in Europa hielten. Bei der Zeitſtellung, die ihnen wahrſcheinlich zukommt, dürfen ſie jedoch eher als Belege für die gegentheilige Anſicht angeführt werden. Broca hielt die Menſchen von Furfooz für das Ergebniß einer erſten Kreuzung zwiſchen den reinen Brachycephalen vom Typus Grenelle (aus den Sandgruben im Seinebecken bei Paris) und der dolichocephalen Urbevölkerung Belgiens. Dem berühmten Fundort haben wir eines unſerer Vollbilder gewidmet.

Die Skelette von Solutré lagen zum Theil zwiſchen rohen Steinplatten, was ſchon auf eine jüngere Epoche hinweiſt, in einer offenen Station (nicht Höhle), welche ſeit 1866 von de Ferry und Anderen erforſcht worden iſt. Man erbeutete zwanzig Schädel, welche theils ſubbrachycephal ſind und dem Typus von Furfooz naheſtehen, theils dem von Cro-Magnon ſich anſchließen. In Folge dieſer Bildung traf auch ſie das Schickſal, als Stütze der Finnenhypotheſe herangezogen zu werden.

Die Skelette von Cro-Magnon (beim Dorf Eyzies an der Vezère, Dordogne) wurden 1868 beim Bahnbau von Limoges nach Agen gefunden. Zwei männliche und ein weiblicher Schädel bilden den Hauptbeſtandtheil dieſer Ueberreſte, welche — urſprünglich fünf Leichen — auf der nackten Erde unterhalb einer Felswand lagen und von Steingeröll verſchüttet waren. Bei genauerer Unterſuchung fand man unterhalb der Leichenlagerſtätte mehrere durch Steingeröll getrennte Brandſchichten mit Knochen und Feuerſteinen. Eine uralte Anſiedelung war hier in eine Grabſtätte verwandelt und dann verlaſſen worden. Boyd-Dawkins und Mortillet haben das diluviale Alter dieſer Skelette beſtritten; ſie räumen ihnen einen Platz in der neolithiſchen Periode ein. Cartailhac will ſie noch ans Ende des Quaternärs ſetzen. Quatrefages und Hamy machten aus den Schädeln von Cro-Magnon ihre zweite dolichocephale Urraſſe, die vom Thale der Vezère aus eine ungemein weite Verbreitung gewonnen habe. Den gleichen Typus ſoll man erkennen in den Höhlenfunden von Paviland (England), Engihoul, Engis und Furfooz in Belgien, dann in Holland, in einem Dutzend franzöſiſcher Funde, darunter jenen von Grenelle, Laugerie-Baſſe, Bruniquel, Solutré, in Italien, Südſpanien u. ſ. w. Gegenwärtig lebe dieſe Raſſe, aus Europa verſchwunden, gleich anderen Vertretern der quaternären Fauna, wie dem Löwen und der gefleckten

Hyäne, in Afrika. Hamy hat ſie mit den Basken (Iberern), mit den Kabylen und mit den Guanchen der Canariſchen Inſeln in Verbindung gebracht, ja er glaubt denſelben Typus auch bei den Dalekarliern Skandinaviens wiederzufinden.

Die Menſchen von Cro-Magnon waren hochgewachſene, faſt athletiſch gebaute Leute; das zeigt ſchon das weibliche, namentlich aber das männliche Skelet eines Greiſes. Die Schädel bieten nur geringe Anzeichen einer inferioren Bildung, dagegen ſichere Merkmale einer ſtarken Gehirnentwickelung, ſo daß man die Troglodyten der Vezère wohl als Barbaren, nicht aber als Wilde bezeichnen darf.

4. Die Cultur der älteren Steinzeit.

Der Zeitraum von dem erſten Erſcheinen menſchlicher Spuren bis zum Ausgange des Diluviums wird — culturhiſtoriſch oder archäologiſch geſprochen — als paläolithiſche Periode oder ältere Steinzeit bezeichnet. Die Franzoſen nennen ihn auch Epoque de la pierre taillée, „Zeitalter der geſchlagenen Steingeräthe“, weil die Steinwerkzeuge dieſer älteſten Zeit bloß durch Zuſchlagen und ähnliche einfache Proceduren, nicht wie in der jüngeren Steinzeit, auch durch Poliren und Schleifen geformt und geſchärft wurden. Die Namen „paläolithiſch“ (*παλαιὸς, λίϑος*) und „neolithiſch“ (*νέος, λίϑος*) ſtammen von Sir J. Lubbock (Der vorgeſchichtliche Menſch, 1866) und haben allgemeine Aufnahme gefunden. Nicht ſo die Bezeichnung „eolithiſch“ (*ἕως, λίϑος*), welche Mortillet für die angeblichen Steinartefacte der Tertiärzeit vorgeſchlagen hat, und der Terminus „meſolithiſch“ (*μέσος, λίϑος*, mittlere Steinzeit), welchen man auf die Kjökkenmöddingerfunde Dänemarks wegen ihrer Stellung zwiſchen der älteren und der jüngeren Steinzeit anwenden wollte.

Die paläolithiſche Steinmanufactur verwendet gewiſſe Varietäten von Quarz und Quarzit, ſeltener Hornſtein, Jaſpis, Sandſtein und Kalkſtein. Den ausgedehnteſten Gebrauch macht ſie aber vom Feuerſtein (silex oder Flintſtein) nicht nur in jenen Gegenden, wo derſelbe natürlich vorkommt, ſondern auch an anderen Orten, wohin derſelbe durch eine Art von Handel gelangt ſein muß. Kreidefelſen und Geſchiebe lieferten das Material in Form von Knollen verſchiedener Geſtalt und Größe, die im Innern graulichbraun oder ſchwarz und außen von einer weißlichen, erdigen (aus Kieſelerde beſtehenden) Rinde überzogen ſind. Oft enthalten die Knollen verkieſelte organiſche Reſte, zumal Kieſelſpongien, welche vermuthlich einen großen Theil der Kieſelſubſtanz geliefert haben. Meiſt findet man ſie lagenweiſe geordnet in großer Stetigkeit nebeneinander; auch in Schichtenform, der Kreide eingebettet, wird Feuerſtein zuweilen angetroffen.

Die alten Proceduren der Bearbeitung des Feuerſteines lernen wir bei einigen Naturvölkern kennen, welche ſich desſelben noch heute zur Anfertigung ihrer Werkzeuge bedienen. Sie beſtehen vorzugsweiſe in zwei Stufen der Behandlung, von welchen die erſtere auch ohne die zweite angewendet werden kann: im Behauen aus dem Groben und in der ſogenannten Retouche. Das Herabſchlagen eines zur Verwendung als Werkzeug beſtimmten Bruchſtückes geſchah mit einem geeigneten Schlagſtein, meiſt ebenfalls einem Silex; das Stück, der ehemalige Knollen, von welchem Bruchſtücke herabgeſchlagen wurden, wird Nucleus genannt. Die weitere Bearbeitung, durch welche feine Theilchen, meiſt von den Rändern des Werkzeuges, abgehoben wurden, geſchah durch Druck mit einem hölzernen oder beinernen Gegenſtand. Dieſe oft ſehr zarten Spuren beabſichtigter Formgebung, welche man nicht mit den (zuweilen ähnlichen) Abnutzungsſpuren und Scharten ſchneidender Klingen verwechſeln darf, heißen Retouchen. Wenn beſſere

Merkmale fehlen, erkennt man die von Menſchenhand abgeſchlagenen Feuerſteinſtücke gewöhnlich an der ſogenannten Schlagmarke und der Schlagabſplitterung. Als Kennzeichen des hohen Alters betrachtet man den durch vielfache Reibung des Objectes eingetretenen Luſtre, die ſogenannte Patina oder Oberflächenveränderung durch atmoſphäriſche oder anderweitige mineraliſche Einflüſſe, die Verſinterung oder die Bildung von Dendriten, d. h. kleinen braunen Kryſtallen, welche die Steinflächen in dichter Verzweigung überziehen. Keiner dieſer Charaktere iſt jedoch untrüglich, und bei der Einfachheit dieſer Geräthe hat man unausgeſetzt vor Fälſchungen wie vor anderweitiger Täuſchung auf der Hut zu ſein.

Die Frage, ob und wie die paläolithiſchen Waffen und Werkzeuge an Stielen oder Schäften befeſtigt waren, iſt ſchwer zu beantworten. Mortillet hat vorſchnell angenommen, daß die Keile vom Typus Chelles in der freien Hand geführt worden ſeien, und nennt ſie daher coups-de-poing. An manchen Stücken erkennt man, daß ſie zum Gebrauch in freier Hand geeignet waren, bei anderen war eine Schäftung unerläßlich. Wir werden uns dieſelbe auf verſchiedene Weiſe ausgeführt, wie bei den heutigen Naturvölkern, vorzuſtellen haben. Das geſpaltene oder ausgehöhlte obere Ende eines Holzſtieles mochte den Rücken des Beiles aufnehmen, welches wahrſcheinlich überdies mit Thierſehnen feſtgebunden war; ein Harzkitt konnte die Verbindung vervollſtändigen.

Etwas Mißliches hat auch die Bezeichnung der paläolithiſchen Steinſachen mit den uns geläufigen Namen von Waffen und Werkzeugen. Jene ſind offenbar mannigfacher Geſtalt und haben mannigfachen Zwecken gedient, die wir aber nur hypothetiſch aus dem, was uns die Formen zu ſagen ſcheinen, erſchließen können. Mortillet hat zwar angenommen, daß die Periode von Chelles (nach ſeiner Chronologie die erſten 78.000 Jahre der Exiſtenz des Menſchen) nur ein einziges ungeſtieltes Werkzeug gekannt habe, welches zu allen Verrichtungen des Urmenſchen gleicherweiſe habe dienen müſſen. Aber Kenner der Sammlung des Herrn d'Acy in Paris, welche an Funden von Chelles und St. Acheul reicher ſein ſoll, als ſelbſt das Muſeum von St. Germain mit den berühmten Collectionen Boucher de Perthes', verſichern uns, daß unter den Steinſachen jenes typiſchen Fundortes große Mannigfaltigkeit herrſcht. Außer dem vorherrſchenden mandelförmigen Beile gebe es da Haumeſſer, kleine Meſſer, Schaber, Dolche. Manche Beile ſeien ſo wunderbar ſorgfältig ausgeführt, daß man ſie für Prunkwaffen oder vielleicht gar für Sinnbilder der Gottheit (Fetiſche) halten dürfe. Andere ſind viel einfacher, ſo daß man ſie kaum als Werkzeuge erkennt, es ſind vielleicht unfertige Stücke.

Die gleichen Typen und Varietäten findet man außer Europa (Frankreich, England, Spanien, Portugal, Belgien, Deutſchland, Oeſterreich, Italien) in Nordafrika (Algerien und Aegypten), Indien (Dekhan) und im weſtlichen Nordamerika. Sie ſcheinen die Früchte einer traditionellen Erfahrung zu ſein, welche man überall an den local vorkommenden, zugleich härteſten und brauchbarſten Geſteinsarten gemacht hat. In all den genannten Gebieten gehören ſie gleichalterigen Schichten an, und es darf als eine ſchwerwiegende culturgeſchichtliche Thatſache betrachtet werden, daß die Menſchheit auf einem großen Theil der Erdoberfläche in demſelben geologiſchen Zeitraum die gleiche Phaſe induſtrieller Entwickelung durchgemacht hat.

Der Feuerſtein erſcheint in dieſer Periode als Culturmineral, wie uns ſpäter die Bronze und noch ſpäter das Eiſen als Culturmetalle entgegentreten. Die Feuerſteinlager in der Kreide des Sommethales waren von größter Bedeutung für den relativ raſchen und hohen Aufſchwung, den wir an der vorgeſchichtlichen Bevölkerung Frankreichs wahrnehmen. Vergleicht man Serien paläolithiſcher Funde aus Frankreich mit ſolchen aus Deutſchland oder Oeſterreich, ſo ſpringt uns dieſe, rein in der Gunſt der geographiſchen Lage und dem Reichthum des Bodens wurzelnde Ueberlegenheit ſofort in die Augen. Die Steingeräthe von Abbeville und Amiens (St. Acheul und Chelles) ſind größer, wuchtiger, vollkommener als diejenigen aus der gleichalterigen Fundſchicht von Taubach bei Weimar, aus der Umgebung von Stramberg und der Byčiſkálahöhle in Mähren. In Taubach hat man nur kleine Meſſer und Splitter aus Kieſel, Kieſelſchiefer und Quarzporphyr geſammelt, deren Material aus dem Diluvialſchutt des Ilmthales ſtammt. Es koſtete viel Zeit, Geduld und Mühe, mit dieſen ziemlich formloſen, kleinen Werkzeugen das Gleiche auszurichten, was mit einem oder zwei Hieben von der ſchweren franzöſiſchen Steinaxt vollbracht wurde. Die Zeit und Mühe, welche der Beſitzer eines beſſeren Hausrathes bei ſeinen täglichen Arbeiten erſparte, konnte er nutzbringend auf die Verbeſſerung ſeiner materiellen Lage und die Verſchönerung ſeines Daſeins verwenden. Dieſe einfache Folgerung findet ſich in den ferneren Leiſtungen der diluvialen Bewohner Frankreichs vollauf beſtätigt.

Eine Steinzeit iſt natürlich nur dort möglich, wo es Steine giebt. Und Steine giebt es nicht überall, am allerwenigſten überall in gleicher Qualität und tauglicher Bereitſchaft für die Bedürfniſſe des Menſchen. Das müſſen wir im Auge behalten, um die verſchieden ſtarke Vertretung und Entwickelung der Steinmanufactur in verſchiedenen Ländern zu würdigen. „Sobald der Amazonas oder ſeine gewaltigen Nebenſtröme aus den Abhängen der Cordilleren heraustreten, durchziehen ſie eine Niederung, eben wie eine Tafel mit faſt unmerklichem Gefälle, wo ſich kein Geſchiebe mehr findet; denn Modererde lagert klaftertief über fein zermalmtem Lehm oder Thon. Könnten wir uns alſo denken, daß alle Erdfeſten jenen ſüdamerikaniſchen Ebenen glichen, ſo hätten die Menſchen nie zum Steinzeitalter ſich erheben können, ſondern bei Holz und Horn verharren müſſen" [Peſchel].*) Ein Gegenbild zu dieſer Stromlandſchaft, wo die Natur dem Menſchen die erſte Mitgift zur Erhebung auf eine höhere Culturſtufe verweigert, bietet uns die Betrachtung des nordfranzöſiſchen Sommethales.

Das Sommethal in der Picardie, dieſer claſſiſche Boden einer vorweltlichen Cultur, durchſchneidet einen Bezirk von Kreide, in welchem die eingebetteten Steinſchichten faſt horizontal verlaufen. Die Kreidehügel, welche das Thal einfaſſen, erheben ſich faſt durchwegs zu einer Höhe von 200 bis 300 Fuß. Oberhalb ihrer Abhänge dehnt ſich ein meilenweites, nur wenig coupirtes Plateau, welches ohne Unterbrechung mit einer 5 Fuß dicken, verſteinerungsleeren Schicht von Lehm oder Ziegelerde bedeckt iſt. Von der einſtigen Bedeckung der Kreide mit tertiärem Sand und Thon ſieht man nur hin und wieder einzelne Flecken; dieſe Decke iſt durch Waſſergewalt hinweggeführt worden und mit ihr die Steinwerkzeuge und die Knochen diluvialer Thiere, welche man jetzt unten in der Kiesſchicht zu beiden Seiten des Thales antrifft. Die Anſchwemmung des Sommethales bietet nach Lyell nichts Außergewöhnliches, weder in ihrer Lagerung oder äußeren Erſcheinung, noch in der Art ihrer Zuſammenſetzung oder in ihren organiſchen Ueberreſten; in allen dieſen Beziehungen mag ſie hundert anderen Thälern in Frankreich oder England gleichkommen. Merkwürdig iſt nur die außerordentliche Menge uralter

---

*) „Wie weit wären," ſagt derſelbe Forſcher an anderer Stelle, „ſämmtliche altmexikaniſchen Völker Mittelamerikas zurückgeblieben, wenn ſie nicht den Obſidian oder das Itzli unter den Laven ihrer Vulcane gefunden hätten? Ein Mineral, das bei jedem geſchickten Hammerſchlag, wir möchten ſagen, in lauter Meſſerklingen zerſpringt, ſo ſcharf, daß noch lange nach der Eroberung die Spanier ſich von einheimiſchen Barbieren mit Obſidianſcherben raſiren ließen."

rechts eine dünne blattförmige Spitze, die zum Schneiden und Stechen gedient haben kann.

Vor eine Reihe der ſchwierigſten und verwickeltſten Probleme der Urgeſchichte ſtellen uns die Ergebniſſe der Höhlenforſchung. Gleich am Anfange der Betrachtung entſteht hier die Frage: wohin ſollen wir die auf ſolchem Wege gewonnenen Thatſachen ſtellen? Iſt es recht und erlaubt, die Höhlen, ſoweit ſie nachweislich dem Diluvialmenſchen als Unterkünfte gedient haben (mit Oskar Fraas), für bloße Winterwohnungen deſſelben anzuſehen, oder ſollen wir, wie namentlich franzöſiſche Forſcher gewollt haben, eine Epoque des cavernes, ein Zeitalter der Höhlenbeſiedelung als zweite Phaſe der Diluvialzeit gelten laſſen? Fraas nimmt an, daß die Sommerwohnungen der diluvialen Jägerſtämme Europas Fellzelte geweſen ſein mögen. Solcher fliegender Hütten bedienen ſich noch heute die arktiſchen Bewohner Aſiens und Amerikas, und dieſe leben ja unter ähnlichen klimatiſchen Verhältniſſen, wie der diluviale Menſch in Mitteleuropa. Beim Eintritt der rauhen Jahreszeit verkrochen ſie ſich, wo die Natur ihnen dieſen Schutz darbot, in Höhlen, und mochten dieſelben auch wohl ab und zu für kürzere Zeit als Obdach und Zuflucht gegen die Unbill der Witterung aufgeſucht haben.

Die franzöſiſchen Urgeſchichtsforſcher, in deren Heimat die zahlreichſten und glänzendſten Höhlenfunde gemacht worden ſind, neigen der Anſicht zu, daß der Menſch erſt in der eigentlichen Renthierzeit, d. h. in der Eiszeit und Nacheiszeit, die Höhlen — und zwar als ſtändige Wohnſitze — aufgeſucht habe. In dieſer Periode, im „Höhlenzeitalter“, ſei eine Entwickelung der Induſtrie vor ſich gegangen, die wir beſſer überblicken können, als das Leben und Treiben der Leute, welche uns ihre Spuren in den Alluvionen der Flüſſe hinterlaſſen haben. Gegenüber den diluvialen Anwohnern des Sommethales waren die Höhlenmenſchen ein vorgeſchrittenes Geſchlecht. Das Thier, welchem ſie ihre Hauptnahrung verdankten, und das überhaupt in ihrer materiellen Cultur die größte Rolle geſpielt hat, war das Renthier, und es währte auch nicht lange, bis ſie ſich der Knochen und Geweihe deſſelben zur Anfertigung von Werkzeugen bedienten. Dieſe theilweiſe Emancipation vom Stein als dem bisher allein oder nahezu ausſchließlich üblichen Material der Induſtrie bedeutet ohne Frage einen namhaften Fortſchritt, den man zumal dann erkennt, wenn man auf die Ziele dieſer Entwickelung hinblickt. Das Vorkommen zahlreicher Nadeln, Pfriemen, Schaber beweiſt, daß der Höhlenmenſch Häute zu präpariren und zu Gewandſtücken zu verarbeiten wußte.

Die Höhlen, welche namentlich im Kalkgebirge häufig vorkommen, verdanken ihre Entſtehung atmoſphäriſchen Niederſchlägen, welche ſich unter der Erde geſammelt und einen Ausweg gegen die Thalwände gefunden haben. Als älteſte Wohnſtätten des Menſchen kennt man ſie nicht nur in Frankreich, England, Italien, Spanien, Deutſchland, Belgien, Oeſterreich, ſondern auch in Südamerika, Südafrika, auf den Philippinen u. ſ. w. Aber die urſprüngliche Beſchaffenheit des Bodens iſt zumeiſt durch eingetretene Wäſſer verändert worden. Vom Sickerwaſſer, das der Decke unaufhörlich entträufelt, ſind die Wände mit Stalaktiten umzogen und der Grund mit harten Tropfſteinplatten überdeckt worden; Felstrümmer und Felsſtücke ſind im Innern herabgeſtürzt, oder die verwitternde Wölbung hat ein feines graues Pulver herabfallen laſſen, das auf dem Boden zu einer oft ſehr mächtigen Schicht emporwuchs. Dieſe, theils harten, theils weichen Lagen müſſen mit Vorſicht entfernt werden, wenn man das Niveau kennen lernen will, auf welchem die alten Troglodyten wandelten. Erſt unter der Sickermaſſe, unter dem Höhlenlehm findet man die Ueberreſte der Vorzeit, die meiſt zerſpaltenen oder zerbrochenen, mitunter auch benagten, geſchnittenen oder zerſägten Knochen der Jagdthiere, die oft kaum ſtreng voneinander zu ſcheidenden Ueberreſte roher Mahlzeiten und einer kindlichen Induſtrie, bearbeitete Steine, Knochen und Bruchſtücke von menſchlichen Skeletten, die nicht immer den Höhlenbewohnern angehört haben müſſen, ſondern auch von geſchlachteten Gefangenen herrühren und von kannibaliſchen Gewohnheiten zeugen können.

Soviel man erſehen kann, bildeten Jagd und Fiſchfang die Hauptbeſchäftigung des Menſchen im diluvialen Höhlenzeitalter. Unter dem Jagdwild ſteht das Renthier an Bedeutung weit voran; aber auch Pferde und Vögel wußte er zu erlegen. Muſcheln, die zum Körperſchmuck dienten, und gewiſſe Steine, die man zu Werkzeugen verarbeitete, trifft man in den Höhlen mitunter ziemlich weit von dem Ort ihres natürlichen Vorkommens. Mit dieſen geſuchten Artikeln muß eine Art Handel getrieben worden ſein, oder die Höhlenbewohner ſelbſt waren umherſtreifende Nomaden ähnlich den Rothhäuten Amerikas. Die bearbeiteten Feuerſteine von Schuſſenried ſtammen aus einem Fundorte, der mindeſtens 100 Kilometer von der genannten Station entfernt liegt.

Spuren eines durch Reinlichkeit und Behaglichkeit verſchönerten Daſeins darf man in den Höhlen nicht ſuchen; wohl aber findet man ſchon dort unwiderlegliche Zeugniſſe der menſchlichen Vorliebe für Putz und Zierath. Zu den Gehängen aus Raubthierzähnen, Elfenbeinplatten, Konchylien und bunten Steinen, deren Reſte wir auffinden, geſellte ſich wahrſcheinlich die Bemalung und Tätowirung des Körpers. Thierhäute wurden mit dem Feuerſteinmeſſer enthaart und mit Thierſehnen genäht, als Kleidungsſtücke getragen. Als Waffe iſt der Speer gebräuchlicher, dann Bogen und Pfeil. Aus Horn und Knochen verſtand man Speerſpitzen mit Widerhaken herzuſtellen. Renthiergeweih ſtand auch unabhängig von den Ergebniſſen der Jagd in genügender Menge zur Verfügung, wenn man den alljährlich von den Thieren abgefegten Hauptſchmuck ſammelte.

Die Höhlen, in welchen man Spuren des Diluvialmenſchen angetroffen hat, haben ihren Ausgang meiſt nach Süden. Bei dem vorherrſchend kalten Klima erſcheint es begreiflich, daß man dieſe Lage vorzog. Umgekehrt hat ſchon der griechiſche Schriftſteller Diodor bemerkt, daß die Höhlenwohnungen der Troglodyten am Arabiſchen Golf ſämmtlich nach Norden geöffnet ſind, weil in den nach Süden gewendeten Grotten unter jenem Himmelsſtrich eine wahre Backofenhitze herrſcht.

Aus den unter den Höhlenfunden erhaltenen Renthiergeweihſtücken kann man die Jahreszeit beſtimmen, in welcher die Thiere erlegt wurden. Auf dieſem Wege hat man den Schluß gezogen, daß die Höhlen nicht bloß als Winterwohnungen gedient haben, ſondern zu verſchiedenen Jahreszeiten als Obdach benutzt worden ſind. Zwiſchen den Schichten, welche von der Anweſenheit der Renthierjäger zeugen, liegen aber auch ſolche, in welchen keine Spur von der Exiſtenz des Menſchen zu finden iſt. Es darf daher angenommen werden, daß ſolche Höhlen vorübergehend, vielleicht durch mehrere Jahre, beſiedelt waren und dann eine Zeitlang leer geſtanden ſind, um endlich wieder neuen Ankömmlingen Schutz und Schirm zu bieten.

Im Renthier- oder Höhlenzeitalter gehört das Mammuth zu den ſelteneren Erſcheinungen. Man darf aber nicht vergeſſen, daß dieſes große Rüſſelthier ein Bewohner der Ebenen war und in der Region der Felshöhlen überhaupt nicht ſehr häufig vorkam. In geeigneten Gegenden, wie in Turkeſtan und Sibirien, mag es dagegen ſogar die Diluvialperiode überdauert haben, während es aus Europa gegen das Ende derſelben völlig verſchwindet. Für das an mehreren europäiſchen Fundorten beobachtete Vorkommen maſſenhaft beiſammen liegender Mammuthſkeletreſte hat man den Untergang von ganzen Mammuthheerden durch Schneeſtürme als wahrſcheinliche Erklärung angeführt.

Im Großen und Ganzen machen die Steinwerkzeuge, welche man namentlich in franzöſiſchen und belgiſchen Höhlen geſammelt hat, den Eindruck von Erzeugniſſen einer jüngeren Culturſtufe gegenüber jenen, welche man aus den Alluvionen des Sommethales kennt. Das Mammuthzeitalter, eine wärmere Zwiſcheneiszeit, mit hochalterthümlichen, aus freien Wohnplätzen auf den Ebenen ſtammenden Artefacten und dann das Renthierzeitalter mit ſeinem kalten Klima und ſeinen beſſer entwickelten, in Höhlen geſammelten Werkzeugformen — es ſcheint in der That, als ob die beiden Perioden der Diluvialzeit in dieſer Weiſe aufeinander gefolgt ſeien. Aber es iſt auch ganz gut möglich, daß dieſe beiden Phaſen, ſoweit ſie die menſchliche Cultur betreffen, theilweiſe gleichzeitig geweſen ſind, daß wir die Ergebniſſe localer, geſonderter Entwickelungen vor uns haben, in welchen die Anwohner der Ströme und die Inſaſſen der Höhlenbezirke, jedes Element für ſich, die Vermehrung ihres Culturbeſitzes anſtrebten. Denn, wie ſchon erwähnt, ſind die Steinwerkzeuge aus den Alluvionen der Flüſſe keineswegs durchgehends von geringerem Werthe als die Höhlenfunde, und viele von jenen zeigen ebenſo ausgebildete, vorgeſchrittene Formen wie dieſe.

Engliſche und franzöſiſche Forſcher (Boyd-Dawkins, Lubbock, Dupont, Bertrand) haben ſich die Frage vorgelegt, wohin die Renthierjäger des Höhlenzeitalters während der nachfolgenden Perioden gekommen ſeien, und ſie ſind zu der Annahme gelangt, daß jenes Volk auf den Spuren ſeines Lieblingsjagdthieres ſich nach Norden zurückgezogen haben. Der Eintritt wärmerer Zeiten veranlaßte das Renthier zur Auswanderung, ihm ſeien die Renthierjäger gefolgt. Auch ſei mit der Veränderung des Klimas eine andere Bevölkerung in Europa eingezogen, welche geſchliffene Steinwerkzeuge, Hausthiere und noch manch anderes Erbſtück höherer Cultur mitgebracht habe. In den Lappländern und Eskimos der Gegenwart hätten wir die Abkömmlinge der diluvialen Höhlenbewohner Mitteleuropas zu ſehen; bei jenen äußerſten Nordvölkern ſeien noch die charakteriſtiſchen Kennzeichen der urzeitlichen Cultur zu finden, welche einſt im Périgord und in Belgien geherrſcht hat. Dagegen hat ein anderer franzöſiſcher Alterthumsforſcher, S. Reinach, mit Recht eingewendet, daß eine Bevölkerung, bei der wir eine ſo entſchiedene Anlage zum Culturfortſchritt erblicken, nicht Tauſende von Jahren auf einer primitiven Entwickelungsſtufe, wie ſie die heutigen Eskimos und Lappländer einnehmen, ſtehen geblieben ſein kann. Derſelbe Gelehrte hat auch darauf hingewieſen, daß ſich die Sitte, in Höhlen zu wohnen, keineswegs auf die ältere und die Anfänge der jüngeren Steinzeit beſchränkt; die Schriftſteller des claſſiſchen Alterthums haben uns hinlängliche Beiſpiele von höhlenbewohnenden Volksſtämmen aufbewahrt. Die Kyklopen Homer's gehören der Dichtung an, obwohl man auch an ihnen ſieht, wie ſich die Alten Mühe gaben, das Bild einer rohen Urraſſe mit einzelnen treffenden Zügen auszuſtatten. Aber Xenophon kennt Troglodyten in Perſien, Virgil und Pomponius Mela in Skythien, Strabo im Norden des Kaukaſus, in Aethiopien, Mauretanien, Dardanien, in der Pontuslandſchaft und auf der Inſel Sardinien. Am meiſten wußten die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller von den Höhlenſtämmen Arabiens und Aethiopiens, Anwohnern des Rothen Meeres und des Arabiſchen Golfes; ſie ſeien ſo gewandt, daß ſie das Wild im Laufe einholten. Diodor erzählt von den fiſcheſſenden Höhlenbewohnern Karamaniens und Gedroſiens (h. Beludſchiſtan), von den baleariſchen Troglodyten und überliefert auch, daß in ferner Vorzeit Kreta von Höhlenmenſchen bewohnt geweſen ſei. Gleiches nimmt Juvenal von den älteſten Anſiedlern Latiums an.

Mittelalter und Neuzeit liefern uns weitere Beiſpiele von einer gleichſam anachroniſtiſchen Verwendung der Höhlen als menſchlicher Wohnplätze. Wir erinnern nur an den beliebten Aufenthalt weltſcheuer Anachoreten, an die Höhlenklöſter, an das typiſche Obdach der Räuber, Flüchtlinge und Verſchwörer. Höhlenbeſiedelung in neuerer Zeit iſt nachgewieſen aus Marokko, Algerien, Tunis, Tripolis, ſowie aus dem mittleren und dem ſüdlichen Afrika, aus Paläſtina, Kleinaſien und Ruſſiſch-Aſien. Als die Spanier gegen das Ende des 15. Jahrhunderts nach den Canariſchen Inſeln kamen, fanden ſie daſelbſt eine Bevölkerung (die Guanchen), welche ohne Kenntniß der Metalle in Höhlen wohnte. Auch in civiliſirten Ländern ſtehen heute noch viele Höhlen theils als Unterkünfte der Hirten für kurze Zeit, theils als Aufbewahrungsorte in Verwendung.

Mit dieſen Thatſachen hat auch die Höhlenforſchung zu rechnen. Sie kann zu den angeführten Beiſpielen neue hinzufügen und muß vor Irrthümern, zu welchen die mannigfache Zuſammenſetzung ihres Fundmaterials leicht verführt, ſtets auf der Hut ſein. In zahlreichen belgiſchen Höhlen (z. B. im Trou des Noutons) finden ſich geſchlagene und polirte Steinwerkzeuge, wie auch römiſche und fränkiſche Alterthümer. Man hat nicht nur neolithiſche und ſpätere prähiſtoriſche, ſondern ſogar römiſche Grabſtätten in Höhlen angetroffen. Münzen finden ſich in denſelben gar nicht ſelten. In der „Räuberhöhle“ bei Regensburg waren die Spuren des Diluvialmenſchen vermiſcht mit Reſten aus allen ſpäteren Perioden bis in die Gegenwart, und es hat ſich herausgeſtellt, daß ein bei dem Baue der nahen Eiſenbahn beſchäftigter Arbeiter in der Höhle zu übernachten und zu kochen pflegte. Ranke führt an, daß in den tiefſten Lehmſchichten einer der fränkiſchen kleinen Höhlen, deren Inhalt er unterſuchte, neben den vom Diluvialmenſchen geſpaltenen und bearbeiteten Knochen vom Renthier, vom Rieſenhirſch und vom Höhlenbär, auch Knochen von Hausthieren und neben zahlreichen Scherben irdener Gefäße aus ſpäterer Zeit auch die Trümmer eines gußeiſernen Topfes zu finden waren. Was einmal in den feuchten Höhlenlehm gerathen iſt, ſinkt darin allmählich unter, und die ſchwerſten Stücke erreichen die größte Tiefe, ſo daß die Lagerung der Funde keinen Aufſchluß über die Dauer ihrer Anweſenheit gewährt.

Als Regel kann angeſehen werden, daß die Höhlen dem Menſchen zuerſt als Häuſer dienten, dann gelegentlich zu Begräbnißplätzen verwendet wurden, und daß dann — abgeſehen von jener anachroniſtiſchen Benutzung als Obdach — ein Zeitraum folgt, in welchem ſich allerlei abergläubiſche Vorſtellungen an dieſe Felsbildungen knüpfen. Das mag mit der Benutzung als Grabſtätten, mit der Auffindung menſchlicher und vorweltlicher thieriſcher Knochen, bei anderen mit dem Ausſtrömen ſchädlicher Gaſe, mit dem düſteren, unheimlichen Anblick der Höhleneingänge zuſammenhängen. Bei den Griechen und den Römern hielt man gewiſſe Höhlen und Erdſchlünde für Sitze der Orakelgötter oder der Nymphen, für Zugänge zur Unterwelt. Jüngere Legenden verſetzen ihre Rieſen oder Zwerge, ihre wunderwirkenden Feen oder greulichen Ungeheuer in Höhlen, und überall, wo das Gebirge ſolche aufweiſt, findet man die mythenbildende Kraft im Volke thätig, den Berg mit koloſſalen Unholden oder einem Geſchlecht kluger Kobolde zu bevölkern. Schon die Namen der Höhlen erzählen davon: die Hexengrotte, Feengrotte, Höllengrotte, Teufelshöhle, Drachenhöhle und wie ſie ſonſt noch heißen mögen. Weit verbreitet iſt auch der Glaube an große Schätze, die in den Höhlen verborgen ſeien. Die Herrſchaft dieſer Idee reicht in Europa von den Pyrenäen bis zum Balkan, und ich kenne z. B. einen bosniſchen Mohammedaner, der ſich gern und gut zu Aufſichtsdienſten bei archäologiſchen Ausgrabungen verwenden läßt, jedoch abſolut nicht von der Ueberzeugung abzubringen iſt, daß in einer Höhle bei Sarajevo ein rieſiger Schatz verborgen ſei. In dieſer Höhle hat er jahrelang allein und mit unendlicher Mühe gearbeitet, um ſich durch den Blocklehm einen Weg zu bahnen. Vergebens ſind alle Vorſtellungen, alles Zureden, daß ſich ſeine Hoffnung niemals erfüllen könne; denn wer könne einen Schatz in jenem Höhlengange ſo tief vermauert haben, ohne daß auch Andere davon Kenntniß erhalten hätten? Der Gläubige lächelt nur dazu und ſetzt ſeine Arbeit fort. Er weiß auch, was er mit einem Theil des Goldes anfangen wird, wenn er es aufgefunden hat. Er wird davon eine katholiſche Kirche und eine Moſchee bauen laſſen. Er iſt glücklich in ſeinem Wahne. Eigentlich iſt er zu beneiden.

Um die wiſſenſchaftliche Höhlenforſchung und ihre Ergebniſſe an einem Beiſpiel kennen zu lernen, betrachten wir nun die Unterſuchung einer dieſer Fundſtellen und wählen hierzu die ſehr wichtige, aber wenig bekannte Gudenushöhle im niederöſterreichiſchen Kremsthal. Sie liegt im kryſtalliniſchen Kalk eines hügeligen Hochlandes, das von den Thälern der großen und der kleinen Krems durchſchnitten wird, in einer ſchwer zugänglichen, ſenkrecht abfallenden Felswand am Fuß der maleriſchen Ruine Hartenſtein und iſt 1883 von Pfarrer L. Hacker gründlich durchſucht worden. Sie bildet einen knieförmig gebogenen Gang, deſſen Spitze in der Tiefe des Felſens liegt, während die beiden Enden an der Felswand münden. Wir haben es demnach mit einer Durchgangshöhle zu thun. Die Länge derſelben iſt etwa 22 Meter; die Breite betrug 2 bis 3, die Höhe 0·9 Meter. Nach Beendigung der Arbeiten war der Gang ſtellenweiſe über 2·5 Meter hoch und hatte auch an Breite erheblich zugenommen. Der ſüdliche Ausgang der Höhle war durch die Grabungen nicht ſehr verändert worden, da hier der Felsgrund faſt ganz zu Tage trat. Dieſer niedrige und enge Ausgang mochte, wie P. Hacker meint, den Bewohnern günſtig erſcheinen, denn hier war die Höhle ganz leicht zu verbauen. Der nördliche, etwas kürzere Schenkel des Höhlenganges war viel enger und niedriger als der ſüdliche Theil desſelben. Durch die Wirkung des Waſſers, welches die Höhle durch Eroſion gebildet, waren hier mächtige Blöcke von der Höhlendecke losgelöſt und mußten herausgeſchafft werden, ehe die Arbeit beginnen konnte.

Schon auf dem kleinen Vorplatz der Höhle, deren beide Mündungen man auf unſerem Vollbilde deutlich wahrnimmt, ergab ſich eine bemerkenswerthe Schichtung: zuerſt 10 bis 15 Centimeter Humuserde mit einigen Topfbruchſtücken jüngerer und jüngſter Zeit, Glasſcherben, eine Auſterſchale (Ostrea edulis L.), Feuerſteinſplitter, Kohlenſtückchen, Zähne vom Pferd, Rind, Fuchs, Schwein, mitten entzweigeſchlagene Oberarm- und Schenkelknochen vom Rinde, aber auch Fragmente von Renthierknochen. Darunter lag eine 70 bis 80 Centimeter ſtarke Schicht Schutt, welcher von dem überhängenden Felsvorſprunge herabgefallen war. Nebſt einigen wenigen Thierreſten lag hier nur eine fein zugeſchlagene Pfeilſpitze aus Bergkryſtall. Es folgte dann eine circa 20 Centimeter dichte Lage von feſtem gelben Thon mit Kalk- und Amphiboliſchieferſtücken, welche unmittelbar auf dem Felſen aufruhte.

Zwiſchen dem Vorplatz und der Wand rechts vom Höhleneingang erſtreckte ſich eine 0·5 Meter breite und 4 Meter lange Aſchenlage, welche einen Elfenbeinknopf, eine Menge ausgeglühter Wiederkäuerknochen und Meſſer aus verſchiedenen Steinarten enthielt. In der Höhle ſelbſt ergaben ſich folgende Schichten: 1. Eine recente Ueberlagerung von Erde, Steinen, Aſche ꝛc. (7 Centimeter); 2. die Culturſchicht mit Artefacten und zerſchlagenen Knochen (28 Centimeter); 3. Höhlenerde (6 Centimeter), dann aus einer der Anweſenheit des Menſchen vorausliegenden Epoche; 4. Höhlenlehm mit ganzen Knochen von diluvialen Thieren (26 Centimeter); 5. Höhlenlehm ohne ſolche Einſchlüſſe (28 Centimeter); 6. leerer Wellſand (65 Centimeter); 7. Höhlenlehm mit Kalk und Amphibol (22 Centimeter). Die recente Ueberlagerung (1.) fehlte an manchen Stellen; vereinzelt waren in den oberſten

beiden Schichten Bruchſtücke von Thongefäßen (Drehſcheibenarbeit), eiſerne Nägel, Glasſcherben und recente Knochen vorhanden. Stalaktiten fehlten durchaus, und auch kleine Sintergebilde waren nur ſpärlich vertreten. Die Culturſchicht (2.) enthielt an mehreren Punkten Feuerſtellen, welche durch Holzkohlenreſte, rothgebrannte Lehmſtücke, calcinirte Knochenſtücke und ebenſolche Steingeräthe gekennzeichnet waren.

Weitaus die Mehrzahl der Artefacte (über 1200 Stück) ſind Steingeräthe. Die Nuclei und Abfälle beweiſen, daß ſie an Ort und Stelle zugeſchlagen ſind. Das Material derſelben ſtammt aus der nächſten Umgebung; wir finden Bergkryſtall, Rauchtopas, Mergeljaſpis, Kieſelſchiefer, Hornſtein, Chalcedon, Achate, Halb-, Holz- und Jaſp-Opale, Carneol. Die vielleicht vom Manhartsberge hergeholten Feuerſteine ſind ſchneeweiß patinirt; es ſcheint, daß man dieſes Material am höchſten ſchätzte, und mehrere ganz kleine Nuclei beweiſen, daß man mit demſelben ſparſam umging. Aus Feuerſtein ſind über 40 zierliche Meſſerchen, ein halbes Dutzend Ahlen und ein Schaber.

Beſondere Erwähnung verdienen zwei längliche Speerſpitzen aus Bergkryſtall, ein 9 Centimeter langes Meſſer aus Carneol, mehrere ganz durchglühte Quarzgerölle, welche als Kochſteine zum Siedendmachen des Waſſers verwendet worden ſind, einige Polirſteine, welche zur Anfertigung der Beingeräthe gedient haben, etwas Röthel (wohl zum Bemalen des Geſichtes), Harz (als Kitt bei der Schäftung der Steinklingen verwendet), namentlich aber die zahlreichen Werkzeuge und Geräthe aus Knochen- und Geweihſtücken.

Unter den letzteren ragen die zierlichen Nähnadeln aus Bein an Bedeutung hervor. Sie ſind an einem Ende mit ſteinernen Spitzen durchbohrt und, wie man an einem der Fundſtücke deutlich ſieht, aus den Schulterblättern vom Renthier herausgeſchnitten. Die Länge ſchwankt zwiſchen 3·7 und 7·2 Centimeter. Andere Bein- und Hornſachen ſind der Form nach Stichel, Pfriemen, Ahlen, Dolche und Lanzenſpitzen, welche letzteren aus Geweihſtangen gefertigt wurden. Dieſe Fabrication lehrt uns ein erhaltenes Geweihſtück, an welchem noch die verfehlten Schnitte mit dem Steinmeſſer ſichtbar ſind.

Reihen von kurzen Einſchnitten oder Kerben ſind an den Knochenſtücken häufig vorhanden; auf einem ſolchen hat man ſogar die eingravirte Figur eines Renthieres zu erkennen geglaubt. Aus einem 4 Centimeter langen Stück Röhrenknochen wurde eine ſchrilltönende Pfeife verfertigt. An Schmuckſachen fanden ſich durchbohrte Eckzähne vom Wolf, Fuchs, Hirſch, ein durchlochtes Elfenbeinplättchen und mehrere Muſcheln.

Die Knochen der Thiere, welche dem Menſchen zur Nahrung gedient haben, waren faſt ausnahmslos der Länge nach aufgeſchlagen; ſie ſtammten zumeiſt vom Renthier, vom Pferde und vom Schneehaſen. In der unteren knochenführenden Schicht (4.), wo die Spuren des Menſchen fehlen, ſind unter den Thieren Hyäne, Wolf, Mammuth, Rhinoceros und Steinbock vorherrſchend. Es iſt klar, daß der Höhlenhyäne und dem Höhlenwolf auch das Auftreten der Reſte anderer Thiere, welche nie in Höhlen gewohnt haben, zuzuſchreiben iſt. Jene Räuber waren hier die Vorläufer des Menſchen und haben zu ihrer Lagerſtätte geſchleppt, was ihnen zum Fraß diente.

Das kleine Tableau von Funden aus der Gudenushöhle, welches wir in Fig. 78, S. 208 bringen, enthält: zwei dünne Späne (Meſſer) und einen dickeren Schaber aus Hornſtein, in der Mitte ein Schulterblatt vom Renthier, aus welchem Nähnadeln geſchnitten wurden, und einige von dieſen fein geöhrten Nadeln, darunter eine Lanzen- oder Pfeilſpitze aus Renthiergeweih, darüber zwei Anhängſel aus

die in dem großen Werke Reliquiae Aquitanicae von den Genannten herausgegeben ſind.

Die fundreichen Grotten und überhängenden Felswände des Périgord liegen an den Ufern der Dordogne und ihres Nebenfluſſes, der Vezère, manche nicht ſehr hoch über dem Flußlauf, ſo daß wir erkennen, daß die Waſſermenge dieſer Thäler in alter Zeit von der gegenwärtigen nicht weſentlich verſchieden war. Die landſchaftliche Scenerie iſt reizend. Zwiſchen üppigen Wieſenfluren, angeſichts alter walloniſcher Burgen, zu welchen Buchsbaum und Epheu hinaufklettern und immergrüne Eichen ihre Wipfel erheben, ſchlängelt ſich die ſchiffbare Vezère hinab und beſpült bald am linken, bald am rechten Ufer den Fuß ſenkrechter oder überhängender Felswände, an welchen die uralten Höhlen und Niſchen ihre engen Schlünde aufthun und ihre mächtigen Portale wölben.

Den Erſten, welche jene von der Natur erbauten Veſtibule, Corridore, Gemächer und Säle mit kundigem Blick durchforſchten, bot ſich ein wunderbarer Anblick. Boyd-Dawkins vergleicht den tiefen Eindruck, welchen er hier emfing, mit der Wirkung, welche Herculanum und Pompeji auf den Beſucher hervorbringen. Man ſchritt auf dichten Lagen, welche aus den Knochenbruchſtücken erlegter Jagdthiere, Kohlen und verbrannten Steinen, Flintſpänen ohne Zahl, Meſſern, Pfriemen, Sägen, Lanzenſpitzen, Hämmern aus Feuerſtein und Hornſtein, Nadeln, Pfeilſpitzen, Harpunen und Dolchen aus Knochen, Schnitzarbeiten aus Renthierhorn u. ſ. w. gebildet und oft durch Kalkſinter zu einer feſten Maſſe zuſammengebacken waren, die ſich nur in größeren Stücken vom Boden ablöſen ließ. Unter den Jagdthieren erkannte man den Höhlenbären, den Rieſenhirſch, die Saiga-Antilope, den Steinbock und den Moſchusochſen, weitaus am häufigſten aber Renthier, Pferd und Wiſent. Namentlich das Renthier muß über alle Maßen zahlreich in jenem Theile Frankreichs geweidet haben und für den Menſchen die reichſte Quelle von Fleiſchnahrung, Knochen- und Geweihmaterial gebildet haben.

Der Haushund und damit auch das Mittel zur Zähmung der Thiere fehlte; es fehlte alles Thongeſchirr, Spinnwirtel, die Kenntniß der Textilpflanzen und überhaupt alles, was den Menſchen der jüngeren Steinzeit als einen bevorzugten Kämpfer im Lebenswettſtreit erſcheinen läßt. Die Höhlenbewohner des Périgord ſtanden ſomit ungefähr auf derſelben Culturſtufe, auf der wir die Eskimos, Feuerländer und Auſtralneger bei unſerem erſten Bekanntwerden mit ihnen angetroffen haben.

Die Steinmanufactur wurde in den Höhlen ſelbſt betrieben; davon zeugen die maſſenhaft vorhandenen Abfallſpäne, mißlungenen Stücke und die Kernſteine (Nuclei), von welchen die Werkſtücke herabgeſchlagen wurden. Unter den Formen erkennt man einige beſonders häufig wiederkehrende Typen, die ſich auch klar über den Gebrauch, den man von ihnen gemacht hat, ausſprechen. Es ſind hervorzuheben: die Meſſer, prismatiſche Späne mit einer bis zu zwei und drei Rückenkanten und zwei meiſt ſcharfen Schneiden, häufig gekrümmt, wie es der Schlag an dem meiſt rundlichen Steinkern ergab; die Schaber, runde oder längliche dickere Späne, welche an einem oder beiden Enden durch Entfernung kleiner Splitter ſteil abgeſtumpft erſcheinen. Mitunter ſind ſie an einem Ende ſchmäler geformt, um in einen Griff eingeſetzt zu werden. Die Lanzen- und Pfeilſpitzen ſind ähnlich bearbeitet wie die Schaber, d. h. ſie beſtehen ebenfalls aus dickeren, an den Kanten abgeſchrägten Spänen; häufig geht die Bearbeitung über beide Seitenflächen hinweg, ein mühſames, aber treffliches Mittel, dem Stein jede gewünſchte Form zu geben. Dieſes Mittel erhält ſich in der neolithiſchen Zeit theilweiſe unverändert, theilweiſe dient es als Vorarbeit der weiteren Formgebung durch das Poliren. Solche Spitzen findet man auch an einer oder beiden Seiten unten eingekerbt, woraus ſich ſchließen läßt, daß ſie an einem Schafte feſtgeſchnürt wurden; bei anderen iſt das untere Ende gleichfalls ſpitzig oder leicht abgerundet, was darauf hindeutet, daß ſolche Klingen in einen geſpaltenen Schaft eingeſetzt worden ſind. Unter den Lanzen- und Pfeilſpitzen aus Renthiergeweih finden wir häufig ſolche mit mehreren, theils an einer, theils an beiden Seiten angebrachten Widerhaken, dieſelben ſind meiſt mit eingeſchnittenen Furchen verziert, welche man hin und wieder als Giftrinnen anzuſehen verſucht iſt. Die Nähnadeln, oft ſo fein und zierlich, als wären ſie Erzeugniſſe der modernen Induſtrie, ſind nicht, wie wir es in der Gudenushöhle bei Krems gefunden haben, aus Schulterblättern vom Renthier geſchnitten, ſondern aus den dichten Mittelhand- und Fußknochen dieſes Thieres herausgeſägt und durch Poliren auf einem Steine vervollkommnet.

Aber all dieſer Fortſchritt induſtrieller Art überraſcht uns nicht ſo ſehr wie die wirklichen Kunſtleiſtungen der diluvialen Höhlenbewohner Frankreichs. Es iſt ein Rieſenſprung von dem feinſt geglätteten Werkzeug aus Bein oder Geweih zur überraſchend ähnlichen Umrißzeichnung von Menſch und Thier, von der ſorgfältigſt zugeſchlagenen Feuerſteinſpitze zur geſchnitzten Beinfigur. Dieſe Arbeiten könnten hundertmal roher ſein, und ſie würden uns immer noch in Verwunderung verſetzen. Nun aber ſind ſie trotz aller genialen Flüchtigkeit in der Ausführung, trotz der offenbaren Hemmniſſe des techniſchen Materials — ungeſchickt begrenzter, unebener Flächen, ſteinerner, ſchwer zu handhabender Werkzeuge — meiſt lebensvoll, treu und wahr. Welcher Drang nach Wiedergabe des Geſchauten, welches elementare, außerordentliche Talent, welche ſcharfe Beobachtung der Natur ſprechen aus dieſen oft trefflich gelungenen Verſuchen, die den raſch hingeworfenen Skizzen bedeutender Künſtler, welchen vorübergehend beſſere Zeichenmaterialien fehlten, ähnlich ſehen! Da iſt nichts von conventioneller Steifheit, wie ſie ausgebildeten alterthümlichen Stilgattungen eigenthümlich zu ſein pflegt, nichts von ſtrenger Compoſition in dem gegebenen tektoniſchen Rahmen, mit dem man ſich in langer Uebung abzufinden gelernt hat. Wir haben es mit einem jener Räthſel zu thun, welche nicht die Kunſtgeſchichte, nur die Völkerkunde zu löſen im Stande iſt. In der That giebt uns die Ethnographie hier trefflichen Beſcheid. „Das Talent, ſchnell charakteriſirende Zeichnungen zu entwerfen,“ ſagt Richard Andree, „iſt unter den Naturvölkern viel weiter verbreitet, als man gewöhnlich annimmt; und bei den meiſten braucht bloß eine Gelegenheit gegeben zu werden, um die ſchlummernde Gabe zu wecken.“ Bei den Eingeborenen an der Humboldt-Bai (nördlich von Neu-Guinea) beobachteten die Holländer eine ganz beſtimmte Anlage zur Zeichenkunſt. Wenn man ihnen Bleiſtift und Papier in die Hand gab — Dinge, welche ſie nie zuvor geſehen hatten — ſo zeichneten ſie mit feſter, gewandter Hand einen Fiſch oder Vogel in einer Weiſe, die Jedermanns Bewunderung hervorrief. Die Eingeborenen auf Murray-Island (Torresſtraße) zeichneten einem Mitgliede des Expeditionsſchiffes „Fly“ in ein von ihm zurückgelaſſenes Notizbuch ſeine eigene Caricatur mit Hut und Tabakspfeife. Aehnliches berichtet Stanley von den innerafrikaniſchen Wagandas, Dr. v. d. Steinen von den Indianern Südamerikas, Irving Roſſe von den Eskimos, Wallace von den Papuas. Andree bemerkt jedoch, daß bei den Naturvölkern die Beherrſchung des Ornamentes mit der figuralen Darſtellung keineswegs immer Schritt halte. Bei den einen finden wir Thierzeichnung (und Sculptur) entwickelt, den Sinn für Ornamente aber verſchloſſen. Dies iſt auch der Fall bei den Höhlenbewohnern des Périgord. Bei anderen führt das Ornament die unbeſtrittene Herrſchaft. So zeichnen die Buſchmänner, die Eskimos, die Auſtralier und die Indianer Nordamerikas nur

Thier- und Menſchenfiguren, während bei den neuſeeländiſchen Maoris, wie auch bei den Fidſchi-Inſulanern, die Kunſt nahezu völlig im Ornament aufgeht. Letzteres iſt der Fall bei den prähiſtoriſchen Völkern ſpäterer Entwickelungsſtufen, wo — wie wir ſehen werden — die plaſtiſche und figurale Kunſt vor der ſtark ausgeprägten Neigung für ornamentale Decoration faſt ganz zurücktritt.

Die auſtraliſchen Schwarzen zeichnen ausgedehnte, figurenreiche Bilder von köſtlicher Friſche und Originalität der Auffaſſung auf die ſeltſamſten Stoffe: rauchgeſchwärzte Baumrindenſtücke, auf welchen der Daumennagel den Dienſt des Stiftes verſieht, auf die Innenſeiten von Opoſſumfellen, wo die eingeritzten Linien mit Fett und Holzkohle geſchwärzt werden, an Höhlen- und Felſenwände mit Pfeifenthon, Oker und Holzkohle. Von einer einſamen Gemäldegalerie inmitten des Oceans, auf der Depuch-Inſel, berichtet Stokes. Generationen von Fiſchern, welche zu beſtimmten Zeiten dieſe Station beſuchten, haben in ihrer freien Zeit daran gearbeitet, die geglättete Felſenfläche in vier bis fünf Farben mit Bildern von Menſchen, Vögeln, Fiſchen, Krabben, Käfern u. ſ. w. zu bedecken. Auf den Bambusſtöcken, welche die Kanaken Neu-Caledoniens mit eingravirten Zeichnungen zu überziehen pflegen, ſieht man z. B. die ſpitzdachigen Hütten der Häuptlinge, Schildkröten, Geflügel, Eidechſen und dazwiſchen Scenen aus dem Leben der Eingeborenen. Ein Mann prügelt ſeine Frau; Andere ſchießen ihren Bogen ab, wieder Andere ſtehen in Reih und Glied, faulenzend, den cylinderförmigen Strohhut auf dem Haupt, welchen Cook beſchrieb, der aber heute ſchon faſt ganz verſchwunden iſt. Wahren Humor entfaltet der afrikaniſche Neger in ſeinen Wandmalereien und Elfenbeinſchnitzereien. Er verſieht Elephantenzähne mit ſpiralförmigen Figurenreihen, in welchen wir Matroſen, Seeofficiere, brillenbewaffnete und ſchmetterlingfangende Gelehrte, aufgeputzte Häuptlinge, Thiere u. ſ. w. abwechſeln ſehen, wie ſie das neugierige Künſtlerauge angezogen und ſeine Luſt an caricirender Darſtellung geweckt haben.

Die Zeichnungen und Malereien der Buſchmänner Südafrikas, an den Flächen zahlloſer Felsblöcke, an Höhlenwänden oder in Felsniſchen angebracht, verrathen eine treffſichere Hand, Auffaſſung des Charakteriſtiſchen und ſcharfe Naturbeobachtung. Sie ſtellen Kämpfe und Jagden, Hausthiere und alle möglichen Wildarten, auch erotiſche Scenen von ſtarker Ungezwungenheit dar, niemals Pflanzen; das Ornament fehlt. Gemalt wird mit Roth, Ocker, Weiß und Schwarz, gezeichnet mit harten Steinen auf weichem Schiefer.

Zu den kunſtſinnigſten Wunderkindern der Natur gehören die Polarvölker Aſiens und Nordamerikas: Lappen und Samojeden, Jakuten, Tſchuktſchen, Korjäken, Eskimos und Grönländer. Ihnen allen iſt ausgeſprochenes Zeichentalent gemeinſam; auch gewahrt man eine ſehr gleichmäßige und übereinſtimmende Ausführung der Arbeiten; es iſt hier, ſagt Andree, ein gewiſſer Stil vorhanden, der ſich namentlich bei der Zeichnung der Renthiere offenbart, alſo desjenigen Thieres, das am meiſten mit dem Haushalt und dem Leben jener nordiſchen Völker verknüpft iſt. Auch bei ihnen tritt das Ornament in den Hintergrund, und figurale Darſtellung iſt entſchieden vorherrſchend: Scenen aus dem Alltagsleben, wie Jagd, Fiſchfang, Schlittenfahrt. Die Zeichnungen der Tſchuktſchen, welche Nordenſkiöld noch ſo gut wie im Steinzeitalter antraf, waren wohl grob ausgeführt, verriethen aber eine gewiſſe Sicherheit in der Darſtellung von Hundegeſpannen, Walfiſchen, Eisbären- und Walroßjagden, Fiſchen, Haſen, Vögeln, Renthieren, Seehunden, Boten, Zelten u. ſ. w. Auch ihre Schnitzereien aus Walroßzahn waren ſehr charakteriſtiſch und naturgetreu ausgeführt.

Genug der Beiſpiele. Die Beingravirungen und Schnitzereien der Renthierjäger aus den Höhlen des Dordognethales und der Pyrenäendepartements ſtehen keineswegs als vereinzelte, unerklärliche Erſcheinungen da. Wir müſſen anerkennen, daß die Natur ihren Kindern manchmal auch dieſes Wiegengeſchenk mit auf den Lebensweg giebt. Es iſt ein Lächeln der Mutter und Ernährerin, das in guten Stunden ihre Züge verklärt — anderen Sprößlingen hat ſie es verſagt. Man kann dieſe Arbeiten fruchtlos, kann ſie bloße Spielereien nennen, da ſie zu nichts Weiterem geführt haben. Aber auch die Blüthe ſchmückt den Baum; Freude und Gefallen hat auch dies müheloſe Gelingen erweckt, und wenn wir näher zuſehen, ſo finden wir, daß die Kunſt auch noch in anderem Sinne ſich dem Leben dienſtbar erwieſen hat. Jene Naturvölker haben ſich gewiß oft genug bei dem Mangel der Schrift mittelſt Zeichnungen verſtändigt, wenn ſie auch von einer eigentlichen Bilderſchrift noch weit entfernt waren. Oft genug haben ſie das eigene Gedächtniß mit ſolchen „Aufzeichnungen“ unterſtützt, und wer kann ſagen, wie viel von den erwähnten Producten, wenn ſie in ungeſtörter Abgeſchloſſenheit ohne Veranlaſſung des wißbegierigen Europäers erzeugt worden ſind, als Kerbhölzer angeſehen werden müſſen?

Sollte das nicht auch von den diluvialen Horn- und Knochenſchnitzereien aus den Höhlen Frankreichs theilweiſe gelten dürfen? Was ſehen wir an dieſen Objecten? Betrachten wir zuerſt die Gravirungen. Die Ornamente ſind ebenſo ſelten als unbedeutend: Lagen von Strichlein, die manchmal über Eck geſtellt ſind und eine Art von Fiſchgrätenmuſter bilden, Zickzacklinien, die ſich paarweiſe kreuzen, wodurch Reihen quadratiſcher Felder entſtehen u. dgl. einfache Motive. Dennoch iſt, wie Cartailhac mit Recht hervorgehoben hat, etwas Ungewöhnliches in dieſer Verzierungsweiſe. Das Pflanzenreich hat nur ſehr beſcheidenen Antheil an der Kunſt des Höhlenzeitalters: eine Blume, ein Zweig erſchöpfen die Formen, welche man von daher entlehnt hat. Dagegen kennt man mehr als 300 Thierdarſtellungen, welche faſt ausnahmslos keinen Zweifel über die Art und das Geſchlecht der dargeſtellten Individuen zulaſſen. Vögel ſind ſehr ſelten — es mag den Höhlenbewohnern doch ſchwer geweſen ſein, Federwild zu erlegen — Fiſche dagegen ziemlich häufig. Man erkennt vollkommen die Forelle, den Hecht und andere Arten. Auf einer Renthiergeweihſtange der Station Montgaudier (Charente, vgl. oben Fig. 70, S. 191) ſieht man in köſtlicher Ausführung zwei nebeneinander ſchwimmende Seehunde, einen kleineren Fiſch und zwei Aale. Ein Hirſchgeweihſtück aus der Höhle von Lortet in den Pyrenäen zeigt eine Reihe von Hirſchfiguren; zwiſchen den Beinen derſelben ſind Fiſche angebracht.

Man hat ohne Zweifel auch auf vergänglicherem Material, z. B. auf Holz, gezeichnet oder gravirt; aber die Spuren ſolcher Arbeit ſind uns verloren gegangen. Jetzt finden wir die meiſten Darſtellungen auf Bruchſtücken von Schulterblättern, Rippen, Röhrenknochen, namentlich aber auf Geweihſtücken. Zeichnungen auf Stein ſind ſeltener; ein gut ſkizzirter Seehund iſt auf einem durchbohrten Bäreneckzahn angebracht.

Wir ſehen, es ſind zumeiſt lange, krumme und ſchmale Flächen, mit welchen ſich die originellen Künſtler begnügen mußten. Daher finden wir häufig reihenweiſe hintereinander geordnete Thierfiguren, manchmal nur die Köpfe ſtatt der ganzen Thiere, und häufig Geſtalten, die man erſt bei einer Drehung des runden Stückes nacheinander ganz zu Geſicht bekommt.

Die große Säugethierfauna des Höhlenzeitalters iſt ziemlich vollſtändig vertreten, weitaus überwiegend jedoch das Renthier, Pferd, Rind, der Hirſch, der Steinbock, die Gemſe. Von Fuchs, Wolf, Luchs, Bär, Antilope und anderen kennen wir nur je eine bis zwei Darſtellungen. Vom Mammuth exiſtirt eine ausgezeichnete und berühmte Abbildung auf einer großen Elfenbeinplatte von Les

Enzies. Die mächtigen, aufwärts gekrümmten Stoßzähne dieſes diluvialen Elephanten, ſeine langen herabwallenden Haare ſind mit wunderbarer Treue wiedergegeben. Dieſer Fund Lartet's erſchien 1864 im Augenblick der lebhafteſten Debatten über das Alter des Menſchen. Man kann ſich denken, mit welchem Eifer dieſes Beweisſtück von der einen Seite ins Feld geführt und von der Gegenſeite verworfen wurde. In Deutſchland zweifelt man noch heute hin und wieder an der Echtheit dieſes Stückes. Mammuthknochen ſind in der Culturſchicht der franzöſiſchen Höhlen ſehr ſelten; dennoch muß der Menſch jener Zeit das Thier — vielleicht auf einer ſeiner weiten Streifungen nach Oſten, der Rückzugslinie desſelben — noch geſehen haben. Das Erſcheinen des Seehundes ſtellt uns vor ein noch ſchwierigeres Problem. Um aber unſeren guten Glauben nicht ohne Noth aufzugeben, müſſen wir uns erinnern, daß Profeſſor Gervais die Saïga-Antilope früher aus einer Höhlenzeichnung erkannte, als die Knochen dieſes Thieres in den Höhlen aufgefunden wurden.

Auf einem Stück Schulterblatt ſieht man ein trabendes Pferd gezeichnet. Die Umriſſe des Rumpfes, namentlich aber der Beine, ſind mehrfach gezogen, ſo daß man deutlich ſieht, wie der Künſtler an ſeinem Entwurf beſſerte, wie er einer Vorſtellung nachſtrebte, die es ihm nicht geglückt war, im erſten Anlauf zu erreichen.

Die Darſtellungen menſchlicher Figuren, welche viel ſeltener ſind, erſcheinen durchwegs weniger gelungen als die Thiergeſtalten. Aus Laugerie-Baſſe ſtammt ein Schulterblattfragment, das uns dieſen Vergleich geſtattet. Es iſt nur der Theil einer Renthiergeſtalt erhalten; unter derſelben iſt, wie auf dem Rücken liegend, eine unbekleidete, aber mit Armringen geſchmückte weibliche Figur dargeſtellt, welche ſchwanger zu ſein ſcheint. Dieſelbe Grotte hat ein Stück Renthiergeweih geliefert, auf welchem ein prächtig ausgeführter Urochſe mit geſenktem Kopf und erhobenem Schwanze vor einem liegenden Manne flieht. Der Jäger iſt bis auf die mißlungenen Arme leidlich gezeichnet; ſein Körper iſt mit kleinen Strichen bedeckt, die man für Haare gehalten hat, die aber wohl lediglich zur Hervorhebung der Figur durch Ausfüllung des Umriſſes dienen ſollen.

Auf einem anderen Stück ſieht man einen nackten Mann mit einem Stock oder einer Lanze auf der Schulter nach rechts ſchreiten. Nach links gewendet, erſcheinen hinter ihm die Köpfe zweier Wildpferde, welche gegen einen niedergebogenen hochſtämmigen Baum gerichtet ſind. Hinter dem Baume ſieht man horizontale Strichlagen, welche als eine Hürde gedeutet worden ſind. Ob hier nicht eine Vorrichtung zum Fang der Wildpferde dargeſtellt ſein ſoll, bei welcher der niedergebogene, in einem gewiſſen Moment emporſchnellende Baum eine Rolle ſpielt? Die Bildung der Wildpferde auf einem anderen Knochenſtück — der plumpe große Kopf, die kurze, ſtruppig emporſtehende Mähne und der ſtarrende Schwanz des Thieres — iſt ſo charakteriſtiſch, daß an der Echtheit dieſer Zeichnung wohl nicht gezweifelt werden kann.

Warum ſollen wir dieſe und ähnliche Jagdſcenen und Thierdarſtellungen nicht als Hilfsmittel zur Erinnerung an das erbeutete Wild, an überſtandene Abenteuer anſehen? Zufrieden mit ſeinem Erfolg, ſatt vom Fleiſche des erlegten Thieres, kauerte der müßige Höhlenjäger unter der Eingangswölbung ſeiner Grotte und grub in eines der rings umherliegenden Knochen- oder Geweihſtücke die Zahl und das Ausſehen der flüchtigen Waldbewohner, die ſeinen Pfeilen erlegen waren. Er ſchrieb ſie auf ſein Kerbholz. Stolz ſetzte er, wenn ſeine Fähigkeit ſo weit reichte, auch ſeine eigene Figur darauf. Dieſe primitive Jagdchronik aufzubewahren, ſie gelegentlich wieder vorzunehmen und ſeine Trophäen zu überſchauen, mochte ihm nicht mindere Befriedigung gewähren, als dem modernen Waidmann ſeine Sammlung von Rehkrikeln, Hirſchgeweihen und anderen Jagdtrophäen. Jenem war es nicht möglich, mit ſolchen Dingen zu prunken, ſie dienten zu anderem Zwecke, waren profane Gebrauchsdinge. Auch hätten ſich die Reliquien, mit welchen unſere heutigen Nimrode Staat machen, zur Aufbewahrung bei der Lebensweiſe der Höhlenmenſchen wenig geeignet. Die Knochen- und Geweihſtücke mit Zeichnungen waren leicht transportabel, und man ſieht noch heute, wie ſie häufig an einem Ende durchbohrt waren, um auf einen Stock geſteckt oder angehängt zu werden. Seltſamerweiſe geht die Schnitzarbeit oft ſpäter vor ſich als die Gravure und nimmt keine Rückſicht auf dieſe, ſo daß Theile der Zeichnung beſchädigt oder ganz weggeſchnitten wurden.

Die Ausführung runder Schnitzfiguren ſteht um ein Erhebliches hinter der Vollendung der Umrißzeichnungen zurück. Die plaſtiſche Darſtellung eines Elephanten aus der Station Bruniquel (ſiehe oben Fig. 72, S. 192) läßt ſelbſt bei weitgehender Nachſicht Vieles zu wünſchen übrig. Dasſelbe gilt von der kopf- und armloſen Elfenbeinſtatuette eines Weibes aus Laugerie-Baſſe. Etwas beſſer ſind jene Thiergeſtalten, welche als Dolchgriffe gedacht ſind und ſich der beſtimmten Form des Geräthes nicht ohne Geſchick anſchmiegen. So haben wir zwei Renthiere, das eine (Bruniquel) aus Elfenbein, das andere (Laugerie-Baſſe) aus einem Knochen geſchnitten, bei welchen gleicherweiſe das Geweih auf den Rücken gelegt, die Vorderbeine eingeknickt und die Hinterbeine lang ausgeſtreckt ſind. Köpfe und ganze Figuren ſind manchmal von einer überraſchend ſorgfältigen und naturgetreuen Ausführung.

S. Reinach nennt die Kunſt des Höhlenzeitalters „ein Kind ohne Mutter, eine Mutter ohne Kind“ (proles sine matre creata, mater sine prole defuncta), eine Erſcheinung, deren Räthſel ihr entwickelungsfreies Auftauchen und ſpurloſes Untertauchen in der Flucht der Zeiten ſei. Dem Kunſthiſtoriker wird ſie immer ſo erſcheinen; der Archäologe muß hier den Ethnologen zu Rathe ziehen, und das ſcheinbare Räthſel wird in eine Reihe wohlbekannter, keiner weiteren Erklärung bedürftiger Wahrnehmungen zurücktreten.

Einige Gelehrte (Ecker, Schaaffhauſen, Bertrand) haben die Blüthe der diluvialen Höhlenkunſt auf uralte Beziehungen Südfrankreichs zu den Mittelmeerländern zurückzuführen geſucht. Aber es fehlt jede Stütze für eine ſolche Annahme. Ein Handelsverkehr mit dem Orient hätte noch andere Spuren in den Höhlen hinterlaſſen, als dieſe Schnitzarbeiten. Dieſe ſelbſt geben ſich klar und deutlich als von den Eingeborenen herrührend und im Lande ſelbſt ausgeführt zu erkennen; in den Küſtengebieten des Mittelmeeres hat man noch nie ähnliche Funde gemacht. Auch zeigt der Stil dieſer Kunſt keinerlei fremdländiſche Einflüſſe, er iſt ausſchließlich aus der freien Beobachtung und Nachahmung der Natur hervorgegangen.

Dadurch unterſcheidet er ſich aufs ſchärfſte von jenen im Sinne der Griechen „barbariſchen“ Kunſtzweigen, mit welchen wir uns in ſpäteren Abtheilungen dieſes Buches auseinanderzuſetzen haben, Zweigen, die von einer höher entwickelten, in anderen Ländern errungenen Kunſtſtufe abgeleitet ſind, wie die figurale und ornamentale Decorationsweiſe der Hallſtätter Periode und die Stempelſchneidekunſt der Kelten.

Es iſt experimentell nachgewieſen, welches Verfahren die Höhlenkünſtler bei der Ausführung ihrer Zeichnungen anwendeten. Graf G. Wurmbrand hat 1877 auf dem Congreß zu Conſtanz eine der ſchwierigſten, als Fälſchungen angezweifelten Figuren aus dem Funde von Thayngen, das ſogenannte „weidende Renthier“, mit einem Feuerſteinſpan auf friſchem Knochenſtücke nachgezeichnet. Man handhabte längliche Splitter mit ſchräg abgeſchnittenem Ende, welche eine widerſtandsfähige Spitze beſaßen. Die Arbeit kann nur auf einem friſchen Knochen gelingen.

Das Périgord und die benachbarten Departements der Pyrenäen umfaſſen den claſſiſchen Boden der Höhlenkunſt. In Belgien ſind ihre Aeußerungen ſehr ſelten, in England iſt bisher nur ein einziges hierhergehöriges Stück gefunden worden. Dasſelbe gilt für gewiſſe, nur mit großer Sorgfalt und Geſchicklichkeit herzuſtellende Inſtrumente, wie die vielzackigen Harpunen und die ſogenannten Commandoſtäbe, die im Périgord ſehr häufig ſind und in Belgien nahezu fehlen. Die Culturblüthe der Höhlenzeit war nicht über das ganze Gebiet der Renthierjäger gleichmäßig verbreitet.

Oeſtlich von Frankreich iſt nur ein Fund bekannt geworden, der ein gewiſſes Aufſehen erregt hat. Es war derjenige aus dem Keßlerloche bei Thayngen zwiſchen Conſtanz und Schaffhauſen in der Schweiz. Bei der Entdeckung in dieſer Felſengrotte hat ſich leider die Fälſcherinduſtrie eingemiſcht und Arbeiten untergeſchoben, die vielleicht noch heute nicht ganz von der gelehrten Betrachtung ausgeſchieden worden ſind. Für mehrere derſelben — Darſtellungen eines Bären, eines Fuchſes — gelang es Ludwig Lindenſchmit, den Beweis zu erbringen, daß ſie nach einem Spamer'ſchen Kinderbuche hergeſtellt waren, und der Fälſcher wurde der gerichtlichen Beſtrafung zugeführt. Auf anderen, ſo dem vielgenannten „weidenden Renthier", laſtet der Verdacht ähnlichen Urſprungs, obwohl Graf Wurmbrand den ſchon erwähnten praktiſchen Nachweis liefert, daß zur Ausführung dieſer Gravuren nicht, wie man gemeint hat, ein metallenes Werkzeug gedient haben müſſe. Mit den berufenſten Kennern prähiſtoriſcher Alterthümer ſind wir der Meinung, daß wohl eines oder das andere jener nach Hunderten zählenden Werke des Grabſtichels von Fälſcherhand eingeſchmuggelt ſein mag, daß aber die geſchilderten Thatſachen eines merkwürdigen und reſpectablen Kunſtvermögens im Höhlenzeitalter dadurch keinerlei Abbruch erleiden.

Viertes Capitel.

Die jüngere Steinzeit.

> „Was freut denn Jeden? Blühen zu ſehn
> Das von innen ſchon gut geſtaltet;
> Außen mag's in Glätte, mag in Farben gehn,
> Es iſt ihm ſchon voran gewaltet."
>
> Goethe.

1. Definition.

Alles, was wir im weiteſten Sinne Geſchichte nennen können, widerſpricht ſeiner ganzen Natur nach dem Begriff des Wunderbaren. Nur der unreifen Betrachtung erſcheinen in der Hiſtorie der letzten Jahrtauſende, in der Prähiſtorie oder in der Erdgeſchichte Verwandlungen, die urplötzlich mit einem Donnerſchlage vor ſich gegangen ſind. Revolutionäre Vorgänge, die ohne jede organiſche Vorbereitung wie eine Theatermaſchine das Beſtehende über den Haufen werfen und etwas durchaus Neues, Unerwartetes an die Stelle desſelben ſetzen, hat es nie gegeben, einfach weil es ſolche nicht geben konnte. Tendenziöſe Anſchauung kann, mit ſpielendem Wortwitz verbrüdert, derlei Vorgänge für den Laien glaublich ans Licht zu ſtellen ſuchen, aber die wahre Wiſſenſchaft muß darnach ſtreben, dieſe ſenſationellen Vorſtellungen mit allen Mitteln zu bekämpfen und auszumerzen.

Selbſtverſtändlich bieten die vorliegenden Thatſachen nicht überall die Mittel, Umwandlungen, die ſich conſtatiren laſſen, mit gleicher Sicherheit als nothwendige und natürliche in ihrem Hergang verfolgen zu können. Wir haben das ſchon bei einem der Cardinalprobleme unſerer Wiſſenſchaft, bei der Frage nach der Abſtammung des Menſchen geſehen. Die Zwiſchenglieder, welche den Menſchen als höchſtes Glied an die Entwickelungsreihe der übrigen Lebeweſen knüpfen ſollen, fehlen bisher; dennoch iſt es uns nicht eingefallen, den Menſchen durch einen Act überirdiſchen Einfluſſes aus dem Nichts ins Leben treten zu laſſen. Bei der Betrachtung des Ueberganges von der älteren zur jüngeren Steinzeit geht es uns theilweiſe nicht anders. Es klafft da ein „Hiatus", eine gähnende Spalte, zu deren Anfüllung mit Material erſt hie und da der erſte Schritt geſchehen iſt.

Die wichtigſten Merkmale und Charakterzüge der jüngeren Steinzeit oder neolithiſchen Periode — des Zeitalters der geglätteten Steinwerkzeuge — ſind in Kürze folgende: Flora und Fauna ſind dieſelben wie heute (wir befinden uns, geologiſch geſprochen, in der gegenwärtigen erdgeſchichtlichen Epoche), ebenſo das Klima; es iſt gegenüber dem kalten und trockenen der Renthierzeit ein gemäßigtes, welches aber ganz allmählich eintritt. Das Mammuth iſt verſchwunden, das Renthier und andere Vertreter der diluvialen Fauna ſind nach Norden, Gemſe, Murmelthier und Steinbock nach den höheren Bergregionen ausgewandert. Gezähmte Thiere erſcheinen im Gefolge des Menſchen, welcher mehr und mehr den Hang zu ruheloſem Umherſtreifen ablegt und ſich an eine ſeßhafte Lebensweiſe gewöhnt. Wie ein Kindlein in der Wiege, ſchwach und hilflos, aber hoffnungsvoll und erfreulich, erſcheint der Ackerbau unter den Nahrungsquellen der Menſchheit. An die Stelle der bloß zugeſchlagenen Steinwerkzeuge treten ſolche, an welchen die Schneide oder auch die ganze Oberfläche polirt und die erſtere ſorgfältig zugeſchliffen iſt. Nicht alle Inſtrumente aus Stein ſind in dieſem Zeitalter polirt und zugeſchliffen; aber auch die Herſtellung der bloß zugeſchlagenen erreicht eine viel höhere Stufe als im paläolithiſchen Zeitalter.[*] Man formt und brennt Gefäße aus Thonerde, eine früher unbekannte Kunſt. Man beſtattet die Todten in der Erde, in Höhlen oder in rohen Steinbauwerken; man errichtet den Verſtorbenen Denkmäler und den Göttern umfriedete Opferſtätten.

Kein Anzeichen hat in der vorausgehenden Periode auf dieſe Fortſchritte als bevorſtehende hingewieſen. Aber auch ein Verluſt iſt zu verzeichnen. Wir meinen nicht den Höhlenbären oder das Renthier, ſondern den eigenthümlich entwickelten Kunſtſinn der Männer, welche dieſe Thiere gejagt haben. Dieſer neue, der zweite Act in der Urgeſchichte der Menſchheit, überraſcht zunächſt durch eine völlig geänderte Decoration.

Die ſpäteren Zeitalter der Prähiſtorie werden nicht in ſo ſcharfer Trennung, wie durch ein Niederſinken und Emporrauſchen des Vorhanges, abgeſchnitten. Die Uebergänge von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit, von dieſer zur Eiſenzeit ſcheinen viel überzeugender, allmählicher eingetreten. Das Metall erſcheint zuerſt in geringen Spuren, dann in ſteigender Menge neben den Fundſachen aus Stein, Horn, Knochen in den Pfahlbauten und Gräbern; die Menſchheit bereichert ſich und ihre Cultur mit dem Zuwachs, der ihr — wir erkennen die Richtung — durch ſüdliche und ſüdöſtliche Einflüſſe vermittelt wird. Strenge Scheidelinien zu ziehen wird ſchwer und immer ſchwerer. Das entſpricht dem natürlichen Hergang der Dinge; nur auf den Höhepunkten der jeweiligen Culturphaſe erſcheinen die Charakterzüge derſelben rein und feſt beſtimmt; gegen die Grenzen hin werden ſie ſchwankend und löſen ſich auf.

Anders ſtellt ſich uns die Grenze zwiſchen der älteren und jüngeren Steinzeit dar. Vor Allem fehlt es nahezu gänzlich an Uebergangsfunden, gemiſchten Stationen, wo aus zweifellos gleicher Zeit etwa geſchliffene Steinwerkzeuge und bearbeitetes Renthiergeweih auf uns gekommen wären. Die unbedeutenden Ausnahmen werden wir an ihrer Stelle kennen lernen. Im Gegentheile: wenn an demſelben Fundort, wie es in Höhlen häufig der Fall iſt, paläolithiſche und neolithiſche Schichten vorhanden ſind, ſo erſcheinen ſie häufig durch eine Lage todten Gerölls oder mächtiger Kalkſinterbildungen getrennt, woraus ſich ergiebt, daß nach dem Abzug der diluvialen Bewohner ein langer Zeitraum verging, ehe der Platz in der jüngeren Steinzeit wieder Anſiedler erhielt. In den Alluvionen der Saône, welche Arcelin auf das genaueſte ſtudirt hat, iſt der blaue Mergel, welchen die Quartärzeit hinterlaſſen hat, durch eine ſterile Schicht von 3 Meter Stärke von den Ueberreſten der jüngeren Steinzeit getrennt. Arcelin ſchließt daraus, daß Jahrtauſende (er vermuthet 3000 bis 4000 Jahre) vergangen ſein mußten, ehe dem paläolithiſchen Anwohner der Saône der neolithiſche gefolgt ſei. Die beiden Steinzeitalter wären demnach durch ein Intervall von größerer Ausdehnung getrennt als jenes, welches uns ſelbſt von unſeren neolithiſchen Vorläufern in Europa ſcheidet. Dieſer Autor konnte ſomit, für Frankreich wenigſtens, die neolithiſche Cultur nur als ein aus der Fremde eingeführtes Gewächs bezeichnen.

---

[*] Von den in Fig. 83 bis 86, S. 221, als Proben abgebildeten Steinſachen iſt der lange Meißel in Niederöſterreich, die beiden durchbohrten Aexte in Serbien und die gezähnte Feuerſteinklinge in Galizien gefunden worden.

Gleicher Anſicht waren einige der hervorragendſten Prähiſtoriker Frankreichs, Englands und Belgiens: de Mortillet, Cartailhac, Evans und Andere. Abweichende Meinungen vertraten Cazalis de Fondouce, Dupont, Lartet, Bertrand, Broca. Kurz, die Frage des „Hiatus“ zwiſchen der älteren und der jüngeren Steinzeit iſt mit außerordentlichem Eifer, namentlich im weſtlichen Europa, erörtert worden. Beſteht er? Beſteht er nicht? Beſteht er in den Thatſachen oder nur in unſerer Kenntniß von denſelben? S. Reinach giebt in ſeinen jüngſt erſchienenen Antiquités nationales ein ausführliches Reſumé dieſer Discuſſion. Er findet für die Löſung derſelben drei Möglichkeiten gegeben:

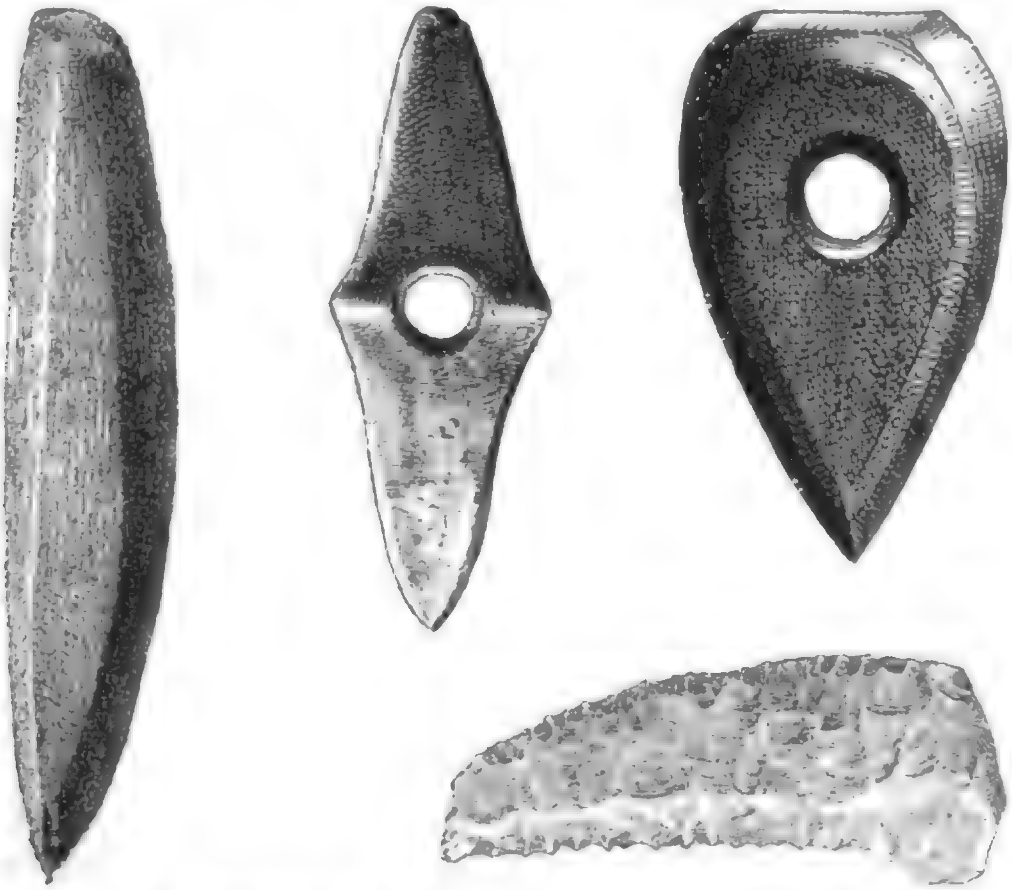


Fig. 83 bis 86. Neolithiſche Steinwerkzeuge, 1/2 n. Gr.
(Text ſiehe S. 220.)

1. Die Bewohner Europas im Höhlenzeitalter, der jüngeren Phaſe des Diluviums, ſind ſammt ihrer Cultur vollſtändig erloſchen. Auf ihr Verſchwinden folgt ein Zeitraum, in welchem Weſteuropa gänzlich unbewohnt war. Dieſe Periode erreicht ihr Ende mit der Ankunft der neolithiſchen Bevölkerung.

2. Die diluvialen Höhlenbewohner ſind, ihrem Jagdwild, dem Renthier folgend, theilweiſe nach Norden ausgewandert. Ihre Cultur, aber nicht ihre Raſſe,

erloſch und wurde erſetzt durch diejenige der neolithiſchen Einwanderer, welche mit den übrig gebliebenen Troglodyten, den Abkömmlingen der diluvialen Bewohner, zu einer neuen Völkerſchaft verſchmolzen.

3. Die Cultur der Renthierzeit (oder des Höhlenzeitalters) hat ſich unter dem Einfluß neuer Zuwanderer allmählich zur neolithiſchen Cultur entwickelt. Wir ſehen: ohne fremde Eindringlinge geht es nicht ab. Eine andere Erklärung für den gewaltigen Fortſchritt der neueren Steinzeit iſt in der That kaum anzunehmen. Nur das Ausmaß, welches man dem Einfluß dieſer Fremdlinge zutheilt, iſt ſchwankend. Quatrefages, der den diluvialen Raſſen eingehende Studien gewidmet hat, iſt der bedeutendſte Vertreter der zweiten unter den oben angeführten Theorien. Er hat den Menſchen vom Typus Cro-Magnon (ſiehe oben S. 197) in der Höhle Duruthy bei Sardes in den Pyrenäen (unterſucht 1874 von L. Lartet und Chaplain Duparc) in zwei getrennten Schichten gefunden, von welchen die untere außerdem Reſte vom Höhlenbären und Höhlenlöwen, die obere neolithiſche Steinwerkzeuge enthielt. In Grabgrotten der Lozère fand man Skelette vom gleichen uralten Typus, deren Knochen von neolithiſchen Pfeilſpitzen durchbohrt waren. Daraus ſchließt Quatrefages, daß die Raſſe von Cro-Magnon auch nach der diluvialen Zeit in ihren Wohnorten, wenigſtens theilweiſe, zurückgeblieben ſei und um den heimiſchen Boden mit einrückenden Fremdlingen gekämpft habe. Die wachſende Abnahme des Wildſtandes, hervorgerufen durch das Zurückweichen der nordiſchen Formen, wurde die Urſache zahlreicher Auswanderungen in der Richtung jenes Rückzuges der Jagdthiere. Dadurch mußten viele Thäler, ja ganze ausgedehnte Landſtriche ihre menſchliche Bevölkerung gänzlich einbüßen. Die klimatiſchen und zoologiſchen Umwandlungen, welche den Uebergang vom Quartär zur geologiſchen Gegenwart bezeichnen, vollzogen ſich vor der Ankunft der jüngeren Steinzeitmenſchen, und ſo darf man wohl ſagen, daß für gewiſſe Gebiete der „Hiatus“, vor welchem die prähiſtoriſche Archäologie heute rathlos ſteht, thatſächlich exiſtirt hat. Nur will Quatrefages davor warnen, dieſer Thatſache eine allgemeine Ausdehnung zu geben und ſo in die erſte der oben bezeichneten Hypotheſen zu verfallen.

Mortillet legt das größte Gewicht auf die klimatiſchen Veränderungen am Beginn der gegenwärtigen erdgeſchichtlichen Epoche, auf das Aufhören der kalten und trockenen Periode, welche der Eiszeit in der quartären Formation zuletzt gefolgt iſt. Das Lieblingswild der Jäger des Höhlenzeitalters mußte bei ſeinem Aufgeben der alten Standorte jene erpichten Verfolger nach ſich ziehen und in nordiſche Regionen hinaufführen. Daher am Beginn der jüngſten geologiſchen Epoche eine gewaltige Verminderung der Volkszahl Mitteleuropas, welche ſich erſt in der jüngeren Steinzeit wieder erholt hat. Daher jene Erſcheinungen, wie in der Grotte Placard, wo eine 70 Centimeter ſtarke Geröllſchicht die quartären und neolithiſchen Funde trennt, oder in Laugerie-Haute, wo der todte Boden zwiſchen beiden 1·30 Meter Mächtigkeit hat, oder in der „Kuhgrotte“ (Ariège), wo ſich eine Stalagmitlage von 45 Centimeter Dicke zwiſchen den Ablagerungen der älteren und der jüngeren Steinzeit gebildet hat. Mortillet vergleicht die Wirkung der neolithiſchen Einwanderung in Frankreich mit dem Effect der ſpaniſchen Invaſion in Amerika während des 15. Jahrhunderts. Sitten und Induſtrien der älteren Einwohner verfielen dem Untergang, aber die Raſſe erhielt ſich wenigſtens theilweiſe und erſcheint auf dem Wege des Rückſchlages (Atavismus) unter der neolithiſchen Bevölkerung wieder. Der „Hiatus“ zwiſchen den beiden Steinzeitaltern iſt kein thatſächlicher, ſondern nur ein ſcheinbarer; er iſt nicht in dem wirklichen Hergang der Dinge, ſondern nur in dem mangelhaften Stande unſerer Kenntniſſe begründet.

Durch den Rückgang der großen diluvialen Gletſcher wurde ein namhafter Theil Europas zuerſt für den Menſchen bewohnbar. Die ſkandinaviſche Halbinſel, Dänemark und die baltiſchen Küſtenländer wurden eisfrei. Dorthin ging der Zug der arktiſchen Thiere, dorthin, vermuthet man, auch die Wanderung der Troglodyten, die ſich früher bis zu den Pyrenäen ausgebreitet hatten. In den Oſtſeeländern hat ſich eine eigenthümliche Vorſtufe der neolithiſchen Cultur ausgebildet. Die ſogenannten „Kjökkenmöddinger" (Küchenabfallshaufen) an den däniſchen, norddeutſchen und ſüdſchwediſchen Küſten zeigen unter ungeheuren Mengen von Nahrungsreſten, meiſt Muſchelſchalen, die unſcheinbaren Induſtrieproducte einer Bevölkerung, welche noch einen weiten Weg zurückzulegen hatte, ehe ſie die volle Blüthe der jüngeren Steinzeit Skandinaviens erreichte. Hier wie im ganzen Norden Europas fehlt aber die ältere Steinzeit gänzlich. Auf dieſen Sachverhalt iſt die Theorie Karl Penka's aufgebaut. In den Kjökkenmöddinger-Funden, welche wir noch näher zu betrachten haben werden, ſieht er die geſuchte Zwiſchenſtufe zwiſchen der Cultur des älteren und des jüngeren Steinalters, die Brücke, welche uns über den paläo-neolithiſchen „Hiatus" hinwegführen ſoll. Penka nimmt an, daß die Quartärmenſchen der Raſſe von Cannſtatt (oder Neanderthal), die wir als eine eminent langköpfige kennen gelernt haben, auf den Spuren des flüchtigen Renthieres nach Skandinavien gelangt ſeien. An ihrer Stelle habe die iberiſche Raſſe von Cro-Magnon in Mitteleuropa Verbreitung gefunden. Die Auswanderer nach Skandinavien hätten ſich dort zu einer ſpecifiſch nordiſchen, blonden, blauäugigen und weißhäutigen Raſſe entwickelt. Dies ſeien die nachmaligen Arier. Ihre älteſte Stufe in der neuen Heimat ſei durch die Kjökkenmöddinger-Funde repräſentirt. Später im vollen Beſitze der neolithiſchen Cultur ſeien ſie in wiederholten Wanderzügen aus Skandinavien wieder hervorgebrochen und hätten der Bevölkerung Mitteleuropas ein neues höheres Element beigemengt. Es muß aber bemerkt werden, daß aus den Kjökkenmöddingern weder Spuren der Zeichenkunſt, wie ſie die Troglodyten Frankreichs beſeſſen, noch Reſte des Renthieres, welches dieſe gejagt haben, zu Tage gefördert worden ſind.

Die Meinung Anderer geht dahin, daß die Welle der neuen Anſiedler, welche den Stein zu ſchleifen, Getreide und Textilpflanzen zu bauen, Thongefäße zu fertigen wußten, aus Aſien über Europa her gefluthet ſei. Der große völkerreiche Continent, an welchen unſer Erdtheil nur wie ein weſtlicher Vorſprung, eine rieſige, reichgegliederte Halbinſel ſich anlehnt, hat ja von jeher ſeinen Ueberſchuß an beweglichen Elementen nach den wärmeren Gegenden in der Nähe des Atlantiſchen Oceans entſendet. Wenn wir aber damit auch die Richtung kennen ſollten, aus welcher ein neuer befruchtender Strom ſich über Europa ergoß, ſo bleibt noch immer die Frage offen, wie wir uns dieſe Erneuerung der Steinzeit zu denken haben. S. Reinach hat mit Recht darauf hingewieſen, daß ein Paar Muſter von importirten neolithiſchen Steinbeilen hingereicht haben könnten, um die Induſtrie eines ganzen Landes in neue Bahnen zu lenken. Ebenſo konnten einige Paare von Zuchtthieren genügen, die bisher unbekannte Domeſtication auf einem weiten Gebiete allmählich einzuführen.

Zur Erklärung jenes vielſeitigen Fortſchrittes bedarf es ſomit nicht der Annahme eines gewaltigen Einbruches neolithiſcher Stämme, einer ungeheuren Völkerbewegung. Man kommt auch mehr und mehr davon zurück, die Ausbreitung neuer Culturen an große Wanderungen privilegirter Träger derſelben anzuknüpfen. Es genügte die Einwanderung einiger mit höherer Civiliſation ausgerüſteter Stämme, welche einen ſo hohen Einfluß auf die Eingeborenen ausübten, daß dieſe ſehr bald völlig unter jenen aufgingen. Dabei erſcheint es durchaus nicht nothwendig, daß die neolithiſchen Culturträger einer und derſelben ethnologiſchen Einheit angehörten. Es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß ſie aus ſehr verſchiedenen Gruppen und aus weit voneinander getrennten Wohnſitzen hervorgegangen ſind und daß ihnen nichts gemeinſam war, als ein gewiſſer Fonds an Kenntniſſen und Gebräuchen. So hat ja auch die Neue Welt in ſpäteren Jahrhunderten ihre Civiliſation aus den Händen verſchiedener europäiſcher Völker empfangen, die untereinander ſehr ungleich waren, aber den Barbaren des Weſtens gegenüber als eine culturelle — nicht ethnologiſche — Einheit aufgetreten ſind.

Bei dieſer naheliegenden Annahme würde ſich auch manche Verſchiedenheit in den induſtriellen Erzeugniſſen und in den religiöſen Gepflogenheiten der jüngeren Steinzeitmenſchen erklären. Die archäologiſchen Provinzen der jüngeren Steinzeit weiſen in ihren charakteriſtiſchen Merkmalen erhebliche Unterſchiede auf, wie ſich aus der Betrachtung jener Merkmale, welche den größeren Theil dieſes Capitels füllen ſoll, ergeben wird. Hier ſei nur beiſpielsweiſe erwähnt, daß wir durchaus berechtigt ſind, den Erbauern der ſteinzeitlichen Pfahlbauten Oeſterreichs und der Schweiz die Fähigkeit zur Errichtung von Dolmen abzuſprechen. Wir leugnen daher jedes engbegrenzte Centrum für die Ausbreitung der neolithiſchen Cultur in Europa und können nicht zugeben, daß dieſe Cultur mit all ihren in verſchiedenen Ländern beobachteten Merkmalen jemals — ſei es in Europa oder in Aſien — Eigenthum eines einzelnen Volksſtammes geweſen ſei.

Was ſpeciell die Kunſt, den Stein durch Reibung auf einer rauhen Fläche zu poliren und zu ſchleifen, betrifft, ſo liefert die Natur in den Geſchieben der Flüſſe ausreichende Vorbilder, um eine nach verwandten Zielen gerichtete Thätigkeit des Menſchen leicht begreiflich erſcheinen zu laſſen. Dieſe Kunſt bedarf ſchon gar nicht einer weiten Herleitung. Sie kann an vielen Punkten der Erdoberfläche ſelbſtſtändig erfunden worden ſein. Und bei dieſer Gelegenheit müſſen wir thatſächlich weitere Umſchau halten und uns fragen: Was bleibt denn von dem Begriff der jüngeren Steinzeit, wenn wir uns bloß an dieſes Merkmal halten? Wie das neolithiſche Europa in ſeine archäologiſchen Provinzen mit ihren ſtarken Abweichungen zerfällt, ſo ergeben ſich unendliche Variationen, wenn wir auf all die anderen Erdräume hinblicken, in welchen ſich der Menſch des geglätteten Steines ſtatt der Metalle bediente oder noch bedient. Hier ſei nur erwähnt, daß halb Oceanien die Töpferkunſt nicht kannte, daß ganz Amerika keine Hausthiere beſaß. Geglättete Steinbeile finden ſich in Afrika, in Vorderaſien, China, Indien, auf den Inſelgruppen zwiſchen Aſien und Amerika, in den beiden Hälften der Neuen Welt. Wem wird es da einfallen zu behaupten, daß die Kunſt, den Stein zu ſchleifen, eines Tages irgendwo, etwa im Orient, erfunden worden ſei und von da ihren Weg um die ganze Erde genommen habe?

In bevorzugten Erdräumen, welche die Weltſonne früher und heller beſchien als andere, wohnten große und tüchtige Völkerſchaften, welche einander das Erbgut der Cultur übertrugen und auch den benachbarten Barbarenſtämmen reichliche Abfälle von ihrem Tiſche zukommen ließen. Bei dieſen Fackelträgern der Civiliſation und bei ihren nächſten Grenznachbarn erloſch das Zeitalter der polirten Steinwerkzeuge lange vor dem Anbruch der Geſchichte. In entlegeneren Gebieten währte es ungeſtört fort. So haben ſelbſt die Römer der Kaiſerzeit noch Steinzeitvölker in Europa kennen gelernt, und in fernen, außereuropäiſchen Länderräumen, weit abſeits von dem Wege des induſtriellen und wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes, haben wilde Stämme dieſe Culturphaſe bis auf den heutigen Tag eintönig fortgeſponnen.

Bei all dieſen Stämmen entſteht die Frage: Wie viel haben ſie von ihrer primitiven Cultur ſich durch eigene Erfindung angeeignet; wie viel verdanken ſie fremdem Einfluß? Und wenn wir auf die Spuren fremder Einflüſſe ſtoßen, ſo müſſen wir weiter fragen: Sind das Anzeichen einer Einwanderung oder bloß einer Uebertragung von Volk zu Volk? Bei einer ſo einfachen Sache, wie es der Beſitz geſchliffener Steinwaffen iſt, müſſen alle dieſe Möglichkeiten reiflich erwogen werden; denn für jede derſelben ſprechen von vornherein gewiſſe triftige Gründe, für jede laſſen ſich gut ſtudirte Beiſpiele anführen. Von oben herab, aus dem Zeitalter der Metalle, betrachtet, erſcheint die neolithiſche Periode als ein ziemlich gleichmäßiger, indifferenter Untergrund, auf welchem ſich der ſpätere Fortſchritt aufgebaut hat. Von unten her angeſehen bietet ſie den Anblick eines wechſelnden Niveaus voll dunkler Räthſel.

Aus dieſem Grunde müſſen wir uns auf die Betrachtung geographiſcher Einheiten (archäologiſcher Provinzen) beſchränken und es der Zukunft überlaſſen, welche Form der Löſung ſie aus dem Studium der Einzelheiten des Problems gewinnen wird. Wir beſchäftigen uns zunächſt mit den älteſten neolithiſchen Schichten auf dem Boden Europas.

2. Torfmoore und Kjökkenmöddinger.

In Dänemark bezeichnen die Torfmoore und die Küchenabfälle die Zeit des erſten Erſcheinens des Menſchen im Lande, nachdem daſſelbe durch den Rückgang der Gletſchermaſſen bewohnbar geworden war. Die Torfmoore ſind in gewiſſer Hinſicht noch lehrreicher als die Kjökkenmöddinger, indem ſie uns einen prähiſtoriſchen Kalender liefern, welcher freilich die Zeitmaße und Zeitabſchnitte nur in ſehr allgemeinen Umriſſen erkennen läßt.

Die am genaueſten (von Japetus Steenſtrup) unterſuchten Torfmoore Dänemarks liegen auf der Inſel Seeland nördlich von Kopenhagen in einer Moränenlandſchaft zwiſchen niederen Hügelrücken von glacialem Sand und Lehm. Die Hügel, auf welchen noch hie und da mächtige Geſchiebeblöcke an das Wirken der alten Gletſcher mahnen, tragen Feld und Wald und umſchließen kleine Ebenen und Moorlachen, die entweder rund geformt ſind oder Ketten bilden und durch Bächlein, die dem nahen Oereſund zuſtrömen, miteinander verbunden ſind.

Die Bodenſenkungen, in welchen die Moore liegen, ſind ſteil und tief; ihre Bedeckung bildet Waſſer oder — auf Seeland häufig — eine Vegetationsſchicht. Man unterſcheidet Waldmoore (Skavmoſer), Wieſenmoore (Kjaermoſer) und Heidemoore (Lyngmoſer), von welchen nur die erſteren für uns in Betracht kommen.

Aus den Tiefen der Torfmoore ſtammen die Zeugniſſe für den Vegetationswechſel, welchen Dänemark in ungezählten Jahrhunderten durchgemacht hat. In den Augen der Anwohner iſt der Inhalt dieſer Niederungen ein geringwerthiges Brennmaterial, der Torf, entſtanden durch ein Gemenge von Sumpf- und Kriechpflanzen, Heidekräutern, Aſtmoos und Waldbäumen, welche ſich unter ſeichtem Waſſer nebeneinander gebettet, übereinander geſchoben, mannigfach verſchränkt und theilweiſe zerſetzt haben. Wenn die Arbeit des Torfſtechers unter den Augen und der Anleitung des aufmerkſamen Urgeſchichtsforſchers unternommen wird, gewährt ſie uns einen Einblick in die vergangenen Vegetationsperioden, der manchmal überraſchende Thatſachen enthüllt.

Die oberſten Torfſchichten enthalten Ueberreſte von Waldbäumen, welche noch jetzt in Dänemark wachſen, wie Erle, Weide, Birke. Tiefer hinab wechſelt der amorphe breiartige Torf mit Schichten von Süßwaſſerkalk, in welchen Schalen noch heute lebender Konchylien vorkommen. Gegen den Grund des Beckens hinab folgen dann Schichten von Sumpfpflanzen. Renthierknochen hat man in den tiefſten

Mooriſchichten gefunden, einmal auch das Skelet eines Auerochſen (Bos primigenius). In den ſeitlichen Schichten der Einſenkung hat man den eigentlichen Kalender zu ſuchen. Hier finden ſich nur am Rande Ueberreſte der Buche (Fagus silvatica), welche heute die wundervollen Waldbeſtände Dänemarks bildet, tiefer liegt die Erle, noch weiter abwärts die Eiche, dann erſtrecken ſich von dem größten Theile der Seitenflächen Fichten gegen das Innere des Keſſels, und den unterſten Platz nehmen Reſte der Zitterpappel ein. Dieſe Waldbäume ſind, wie deutlich zu erkennen iſt, umgeſtürzt und liegen mit den Wurzeln gegen den Rand des Moores, während die Wipfel nach dem Grunde des Beckens weiſen. Sie ſind ſo regelmäßig geſchichtet, daß man ſie für künſtlich hergeſtellte Holzſtöße halten möchte.

Dieſe Schichten haben eine Mächtigkeit von 5 bis 7 Metern. Nach Steenſtrup mag die Bildung derſelben und das mit ihr verbundene Kommen und Gehen der verſchiedenen Arten von Waldbäumen eine Dauer von 10 bis 12 Jahrtauſenden beanſprucht haben.

Die Fichte fehlt heute in Dänemark vollſtändig. Während des größten Abſchnittes in jenem langen Zeitraum war ſie aber der herrſchende Baum auf däniſchem Boden. Ihr Verſchwinden muß mit einer Aenderung in der Beſchaffenheit dieſes Bodens zuſammenhängen. Pinus silvestris liebt ein feuchtes, humusarmes Land, und das muß Dänemark damals geweſen ſein. Heute entſpricht es den Exiſtenzbedingungen der Buche, welche nur in fettem, fruchtbarem Erdreich ihr Gedeihen findet.

In dem Waldmoor Lillemoſe bei Rudesdal fand ſich der ganze öſtliche Abhang 20 Meter hoch mit Fichtenreſten bekleidet; meiſt war es ein dicker Filz von zuſammengeballten Fichtennadeln, dazwiſchen Haufen von Fichtenzapfen und die Stämme, trefflich erhalten mit ihrer Borkenhülle und den Gängen der dieſelbe bewohnenden Inſecten. Manchmal war das Holz angebrannt, was nur auf den Menſchen und ſein beliebtes Mittel, Bäume durch Feuerſetzen zu fällen, zurückgeführt werden kann. Daß er aber auch die Anwendung der Steinaxt nicht ſcheute, lehrt der Fund einer ſolchen, welche Steenſtrup ſelbſt aus dem Stamm einer im Moor liegenden Waldfichte herauszog.

Wie der obgedachte Skeletfund von der Inſel Moen lehrt, lebte der Auerochſe in den prähiſtoriſchen Fichtenwäldern Dänemarks und nährte ſich von den Nadeln dieſes Baumes. Ballen ſolcher Nadeln wurden in der Magengegend des Thieres gefunden. In anderen Mooren Jütlands und Finnlands hat man Knochen vom Auerochſen gefunden, in welchen noch die Steinpfeilſpitzen der neolithiſchen Jäger ſteckten. Aber die Wirkung dieſer Schüſſe war nicht hinreichend geweſen, die gewaltigen Thiere zu tödten; die Knochenverletzungen ſind mit einer Wucherung umgeben, welche den Heilungsproceß begleitete. Ein anderes Thier, das in den verſchwundenen Fichtenwäldern Dänemarks hauſte, war der Auerhahn. Auch ſeine Ueberreſte finden ſich in den beſchriebenen Torfmooren. Als die Fichte erloſch, war auch ſeines Bleibens nicht länger, da er in den jungen Sproſſen jenes Baumes ſeine Nahrung zu finden gewohnt war.

Kein einziger Menſchenknochen iſt noch in den Torfmooren Dänemarks gefunden worden. Dennoch lehren ſie uns menſchliche Paläontologie. Die Fichte giebt ſich als der Baum der jüngeren Steinzeit zu erkennen. Dem Bronzealter gehört die Eiche an; auch das iſt durch Funde beſtätigt; und in der Eiſenzeit wuchſen jene herrlichen Buchen empor, welche ſeitdem mit ihrem grünen Kleide das Feſtland und die Inſeln Dänemarks zieren.

Einen Blick in die Zeit vor dem erſten Auftreten der Fichtenvegetation gewährt uns der blaue, ſandige Thon auf dem Grunde der Waldmoore. Derſelbe zeigt beim Aufbrechen Zweige, Blätter und Blüthen hochnordiſcher Pflanzen (Weidenarten, Zwergbirke, Silberwurz, Steinbrech), ſomit Reſte einer arktiſchen Flora, welche der Fichtenzeit voranging. In den Lehm- und Sandſchichten, welche die Torfmoore umgeben, treten zuweilen Mammuthknochen auf. Man erkennt ſonach deutlich, wie die zunehmende Milderung des Klimas eine Thier- und Pflanzenwelt anlockte, welche allmählich auch den Menſchen nach ſich zog und für eine längere Dauer feſtſetzt, als ihr ſelbſt vergönnt war. Der Wuchs der Fichten iſt anfangs kümmerlich. Ihre Jahresringe ſind ſo eng, daß man deren 70 auf Daumenbreite zählt. Man ſieht, daß der neue Standort ihrem Fortkommen urſprünglich nicht ſehr günſtig war. Dennoch erreichten einzelne Individuen ein Alter von 300 bis 400 Jahren. In den höheren Schichten läßt ſich deutlich erkennen, wie der Baum allmählich proſperirte; er bringt es zu Stämmen von 1 Meter Durchmeſſer und darüber; die Beſtände werden dichter und dichter, und verdrängen alle anderen Baumarten aus ihrem Bereich.

Man darf alſo für Dänemark das neolithiſche Zeitalter auch das Fichtenzeitalter nennen. Seine Dauer mag bis zur Mitte des zweiten Jahrtauſends vor unſerer Zeitrechnung (1500 v. Chr.) angeſetzt werden. Um dieſe Zeit begann, etwa gleichzeitig mit dem Bronzealter, die Herrſchaft der Eiche, die nach weiteren anderthalb Jahrtauſenden, um den Beginn unſerer Zeitrechnung, der Buche, dem Waldbaum der Eiſenzeit, das Feld räumte. Die Herrſchaft der letzteren währt jetzt neunzehn Jahrhunderte. Beide Perioden ſind kurz zu nennen im Vergleich mit dem langen Zeitraum der Fichtenherrſchaft.

Da die angeführten Pflanzen zu ihrem Gedeihen ſehr verſchiedene Bedingungen erfordern, muß ſich während der Bildung der verſchiedenen Schichten in den Torfmooren Dänemarks das dortige Klima mehrfach geändert haben. Die Urſachen dieſer Schwankungen ſind für uns räthſelhaft.

Aehnliche Unterſuchungen, wie Steenſtrup an den däniſchen Torfmooren, hat Axel Blytt im ſüdlichen Norwegen angeſtellt und in den dortigen Torfmooren die gleiche Schichtenfolge beobachtet. Er fand, daß nach dem Ende der Eiszeit, welches etwa vor 80.000 bis 90.000 Jahren erfolgt ſei, nacheinander verſchiedene Floren von ſehr differentem Charakter in Norwegen eingewandert ſeien. Als ſolche bezeichnet er: 1. die arktiſche, 2. die ſubarktiſche, 3. die boreale, 4. die atlantiſche, 5. die ſubboreale und 6. die ſubatlantiſche Flora. Alle dieſe ſechs Floren haben ſich in verſchiedenen Gegenden Norwegens bis auf den heutigen Tag mehr oder minder rein in ihren Elementen erhalten. Uebereinander geordnet, erſcheinen die Ueberreſte dieſer Floren in den Schichten der Torfmoore, welche ſomit auch hier einen Kalender des Pflanzenwuchſes und zugleich der Exiſtenzbedingungen für das verſchiedene Pflanzenleben darbieten. Zur Erklärung dieſer Thatſache nimmt Blytt an, „daß das Klima ſäcularen Veränderungen unterworfen ſei in der Weiſe, daß Zeiträume mit einem feuchten und milden Klima abwechſeln mit Zeiträumen, in welchen trockenes und mehr continentales Klima herrſcht".

Durchſticht man ein Torfmoorbecken des ſüdlichen Norwegen, ſo findet man über dem die Eiszeit und die Herrſchaft eines feuchten Klimas bezeugenden unterſten Grunde zunächſt Lehm mit arktiſchen Pflanzen, welche jetzt hauptſächlich in Nordgrönland, Spitzbergen und anderen Gegenden zu Hauſe ſind. Sie bekunden für die erſte nacheiszeitliche Periode ein continentales Klima, das in Folge der abnehmenden Niederſchläge die Gletſcher zum Weichen brachte. In Norwegen findet ſich dieſe Flora heute fern von den Küſten, deren Klima ſie ſcheut, auf Schiefer, im Süden des Landes nur in den Gebirgen. Ueber dieſer Bodenſchicht liegt Torf mit Blättern der Zitterpappel und einer Birkenart, darüber Torf mit hineingeſtürzten Fichtenſtämmen, Wurzelſtöcken und Waldreſten. Während der Bildung der beiden letzteren Schichten wanderte die ſubarktiſche Flora ein, welche das Küſtenklima, ja ſelbſt ſehr feuchte Standorte nicht ſcheut und noch jetzt über ganz Norwegen verbreitet iſt.

In der folgenden Schicht von unten trifft man die Eiche und andere die Wärme liebende Laubhölzer, ſo den Haſelſtrauch, welcher jetzt viel ſeltener iſt als damals. Am Beginn der Bildung dieſer Schicht wanderte die boreale Flora in Norwegen ein; dieſe ſcheut das Küſtenklima und bevorzugt trockene, warme Standorte. Sie gedeiht heute mit Vorliebe auf den Schuttablagerungen der inneren Fjordenregion, wo ſie ein lichtgrünes Gebüſch von Haſel, Ulme, Linde, Eſche, Ahorn, Eiche, Roſen und anderen wärmeliebenden Sträuchern — im inneren Sognefjord ſogar einen Ulmen- und einen Vogelkirſchenwald, dergleichen man ſonſt in Norwegen nirgends antrifft — bildet. In gleicher Höhe findet man in der Mitte der Moore bereits eine Torfſchicht mit den Zeugniſſen für die Einwanderung der atlantiſchen Flora. Dieſe lebt heute in den weſtlichſten und feuchteſten Gegenden Norwegens, fehlt aber gänzlich in den inneren Fjorden; ſie beſteht aus der Stecheiche, Eibe, dem rothen Fingerhut und anderen Pflanzen.

Die darauffolgende nächſthöhere Randſchicht rührt von dem Eindringen der ſubborealen Flora her, deren Arten continentalen Charakter beſitzen und trockene warme Standorte (die niedrigſten Küſtengegenden am Kriſtianiafjord und Skiensfjord bis 75′ über dem Meere) lieben. In der gleichhohen Mittelſchicht, deren Torf gewöhnlich aus loſem Sphagnum beſteht, ſind noch Steingeräthe gefunden worden. Man beobachtet das Auftreten der ſubatlantiſchen Flora, welche jetzt nur in den ſüdlichſten Gegenden Norwegens, in feuchten Standorten, welche dieſen Küſtenpflanzen zuſagen, angetroffen wird. Ueber dieſem Niveau liegt die Heide- und Waldſchicht der Gegenwart. Die Moore ſind heute größtentheils trocken; aber die Wurzelſtöcke und Waldreſte der Jetztzeit ſtehen bereit, um als Material zu neuen Torflagern zu dienen, ſobald eine neue Regenzeit beginnen ſollte.

Zu ähnlichen Ergebniſſen wurde Geikie durch die Unterſuchung der ſchottiſchen Torfmoore, Fliche durch die Erforſchung derjenigen in der Champagne geführt. In anderen Fällen wurden umgekehrt, wohl nicht ohne Mitwirkung des Menſchen, Eiche und andere Laubbäume durch Kiefer und Fichte zurückgedrängt; ſo in Mittelſteiermark, Weſtpreußen und Rußland. Aber die Thatſachen der Pflanzengeſchichte und Pflanzengeographie dürfen uns hier nur inſoweit beſchäftigen, als ſie ein bedeutſames Nebenſpiel der menſchlichen Urgeſchichte darſtellen.

In die Anfangsperiode des Fichtenzeitalters gehören die däniſchen „Kjökkenmöddinger“ oder Küchenabfälle, ausgedehnte Reſte von den Mahlzeiten einer verſchollenen Bevölkerung, welche vorwiegend an den Küſten ſeßhaft war und vom Ertrag des Meeres lebte.

Auſtern (**Ostrea edulis**), Miesmuſcheln (**Mytilus edulis**), Herzmuſcheln (**Cardium edule**) und Strandſchnecken (**Littorina littorea**) wurden von dieſen rohen Menſchen mit Vorliebe aufgeſucht und genoſſen. Nach Millionen zählen die Schalen dieſer und anderer Molluskenarten, aus welchen jene Anhäufungen emporgewachſen ſind. Dazwiſchen findet man Gräten vom Häring (**Clupea harengus**), Dorſch (**Gadus cellarias**), Aal (**Muraena anguilla**) und von der Glahrke (**Pleuronectes limanda**), ſowie allerlei Säugethier- und Vogelknochen.

Hirſch, Reh und Wildſchwein ſind da am häufigſten vertreten. Die Muſchelſammler und Fiſcheſſer waren auch tüchtige und keineswegs wähleriſche Jäger. Neben jenen beliebten Fleiſchlieferanten nahmen ſie ab und zu auch mit anderen Species vorlieb. Man findet die Knochen vom Hund, Wolf, Fuchs, Bär, Luchs, Marder, Igel, Seehund, Biber, ſowie von der Katze, Waſſerratte und Maus.

Von Vögeln erlegten ſie außer dem Singſchwan den jetzt ausgewanderten Auerhahn und den nur mehr ſelten vorkommenden großen Alk (Alca impennis).

Die Kjökkenmöddinger ſind oft ſehr flach, nur 1 Meter hoch bei circa 100 Meter Länge und 50 Meter Breite (es finden ſich aber auch ſolche von 3 Meter Höhe bei 300 Meter Länge); ſie liegen ſtets an niedrigen Küſtenſtellen, und man hat deren an der däniſchen Oſtſeeküſte ungefähr ein halbes Hundert gezählt. Es ſind alte Küchenplätze, an welchen in geradem Gegenſatz zu den modernen ſanitären Principien die craſſeſte Unreinlichkeit und eine unvergleichliche Sorgloſigkeit in Betreff der Rückſtände der Mahlzeiten herrſchte. Die friſche Seeluft und das unſtete Leben im Freien mochten dieſen Uebelſtand weniger fühlbar machen. Aber immerhin kann man von den Wirthen und Gäſten dieſer Herdplätze mit den Worten unſeres großen Dichters ſagen, daß ſie

„Gekauert ſaßen in verjährtem Wuſt
Verzehrend, was der vorige Tag gebracht,
Und erntend, was der nächſte ſoll verzehren,
Für alles Andre blind und taub ....“

Die Speiſereſte ſind durchſetzt mit Aſche und Kohlen, mit Topfſcherben, Feuerſteinwerkzeugen, Geräthen aus Knochen und Hirſchhorn. Keine Spur von Metall, kein Anzeichen des Feldbaues. Die Hausthierzucht befindet ſich auf der allerniedrigſten Stufe; ſie hat nur den Hund zum Genoſſen des Menſchen gemacht, und auch das iſt faſt ausſchließlich erwieſen durch die Art und Weiſe, in welcher die Säugethierknochen benagt oder halbverzehrt ſind, und welche dem Hunde eigenthümlich iſt. Dieſe Knochen ſind häufig auch des Markes wegen geſpalten.

Es iſt offenbar ein trauriges Zeichen für den Menſchen, wenn er auf Erden nichts hinterläßt als Kehrichthaufen. Das, was wir heute ſorglich, wenn auch nicht immer geſchickt, aus den Städten wegführen, erſetzte damals die Städte; denn jene Kehrichthaufen waren ſicherlich die Plätze, in welchen ſich der Menſch am behaglichſten und ſicherſten fühlte, wo er Werkzeugmaterial, genießbare Abfälle u. dgl. am bequemſten zur Hand hatte und ſo gegen die tägliche Noth am beſten geſchützt war. Wenden wir uns aber nicht mit Verachtung von dieſen Menſchen hinweg. Die Fiſche, welche ſie fingen, lebten im hohen Meere, und ſie mußten in ihren Einbäumen weit hinaus auf die See, um dieſe Nahrungsquelle zu faſſen. Sie kannten die Töpferei. Sie hatten Hammerbeile aus Hirſchhorn, Nadeln aus Knochen, ja ſogar vierzackige Beinkämme, die vielleicht zum Zertheilen der Sehnen, mit welchen man nähte, gedient haben. Ihre Steinwerkzeuge gleichen zum Theil wohl denen der Quartärzeit, d. h. ſie ſind rundumher grob zugehauen und nicht weiter bearbeitet. Andere aber zeigen neue Formen, und wir müſſen beſonders hervorheben, daß bei denſelben auf die Breite und Schärfe der Schneiden ein ſtarkes Gewicht gelegt wird. In Neuſeeland hat man noch in dieſem Jahrhundert Aexte verfertigt und brauchbar gefunden, welche denen aus baltiſchen Kehrichthaufen täuſchend ähnlich ſehen.

Die vier Figuren 87 bis 90, S. 230, zeigen uns charakteriſtiſche Formen der Feuerſteinwerkzeuge aus däniſchen Küchenabfallshaufen. Namentlich die Typen der beiden Beile links mit ihren breiten und ſcharfen, durch einen einzigen geſchickten Schlag hergeſtellten Schneiden ſind ſehr häufig unter dieſen Funden. Durch viele kleine Abſplitterungen (Retouchen) iſt dagegen die rundliche Schneide der Klinge rechts oben erzeugt. Die länglichen dünnen Klingen (Späne) von der Art unſeres vierten Stückes zeigen verſchiedene Grade der Bearbeitung an den Rändern, je nachdem ſie zum Schneiden, Schaben, Sägen oder anderen Verrichtungen dienen

zum Behauen oder Zerquetſchen anderer Materialien gedient hat. Der Flintſpan rechts iſt ein Meſſer einfachſter Form, wie es durch einen einzigen Schlag auf den Nucleus erzeugt wurde. Der Behauſtein, von dem wir eben ſprachen, wird auch zum Herabſchlagen ſolcher Meſſer gedient haben; wenigſtens iſt er dazu vortrefflich geeignet. Nach Sophus Müller, einem der beſten Kenner nordiſcher Funde, hätte auch das abgeſägte ſtumpfe Hirſchgeweihende, das mit jenen Objecten abgebildet iſt, zur Bearbeitung von Steinſachen gedient. Natürlich konnte man damit durch den Schlag keinen Effect erzielen, wohl aber durch ſanften Druck, wenn es ſich um das Abſprengen kleiner Feuerſteinpartikelchen handelte. Von dieſer neolithiſchen Technik ſoll noch weiter unten bei der Beſprechung der Schweizer Pfahlbaufunde ausführlicher die Rede ſein.

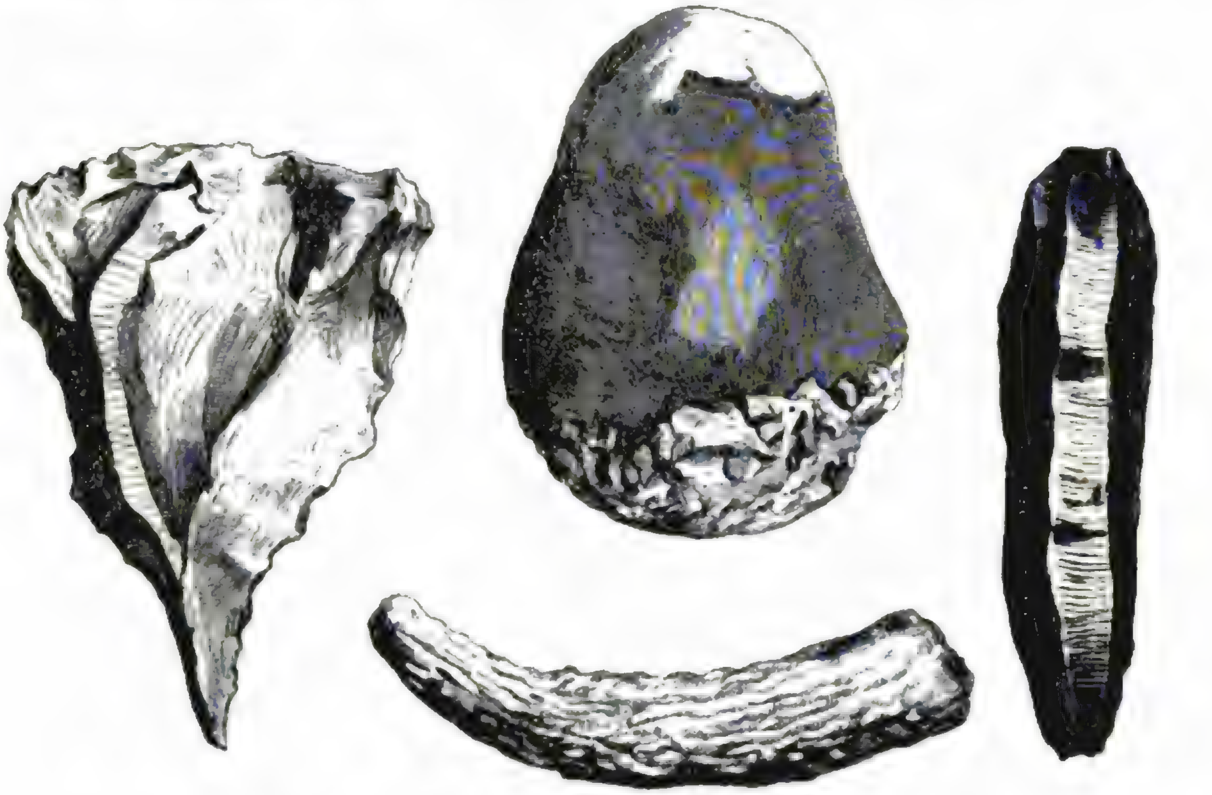


Fig. 91 bis 94. Typiſche Werkzeuge aus den Kjökkenmöddingern Dänemarks, $\frac{1}{2}$ n. Gr.

(Text ſiehe S. 230.)

Man hat verſucht, das Alter der däniſchen Kjökkenmöddinger zu berechnen und hat es auf 7000 Jahre angeſchlagen. In dieſelbe entlegene Zeit wollte man auch die älteſten Pfahlbauten der Alpenländer verſetzen; aber wir haben ſchon bei einer anderen Gelegenheit geſehen, daß derlei Calculationen ein ſehr geringer Grad von Verläßlichkeit innewohnt. Japetus Steenſtrup, der emſigſte Erforſcher der däniſchen Muſchelhaufen, hält ſie für gleichzeitig mit den plumpen megalithiſchen Bauten Frankreichs und Skandinaviens, den ſogenannten Dolmen, von welchen bereits in einem der früheren Capitel die Rede war. Das Dolmenvolk, welches in ſeinen verſchiedenen Wohnſitzen jene dauerhaften, aus koloſſalen Steinplatten zuſammengeſetzten Kammern und Gänge zurückgelaſſen, wird von Steenſtrup auch für die Entſtehung der Kjökkenmöddinger verantwortlich gemacht. Dieſer Anſchauung ſind Quatrefages, Deſor und namentlich Worſaae entgegengetreten. Der hochverdiente däniſche Prähiſtoriker Worſaae hat nachdrücklich darauf hingewieſen, daß die Küchenabfallshaufen an den Küſten Dänemarks dem Anfang der neolithiſchen Periode zuzuweiſen ſind, während die Dolmen theilweiſe an das Ende derſelben gehören und theilweiſe noch jüngeren Urſprungs ſind, wie — außer den zahlreichen Hausthierknochen — die in denſelben gemachten Metallfunde lehren.

Die Anſiedelungsſtätten, deren Ueberreſte jene Kehrichthaufen ſind, waren das ganze Jahr hindurch bewohnt. Die Rehgeweihe, welche man dort häufig findet, zeigen alle Stadien des Wachsthums, welche ſie in den verſchiedenen Jahreszeiten durchlaufen, und auch die Knochen des Singſchwanes, der nur im Winter Dänemark beſucht, lehren uns, daß man jene Wohnſtätten nicht etwa in der rauhen Jahreszeit verließ. Neben den Thierreſten, die eine ſo beredte Sprache führen, treten die pflanzlichen Ueberreſte gänzlich zurück. Außer verbranntem Holz hat man nur noch eine ſchwarze, ſtark manganhaltige Aſche entdeckt, welche wahrſcheinlich von der Verbrennung einer Seepflanze (Zostera marina) herrührt, die eine brauchbare Salzkruſte liefern mochte.

Dänemark mit ſeinen Inſeln iſt das claſſiſche Land der Kjökkenmöddinger; dort hat man zuerſt (um die Mitte unſeres Jahrhunderts) erkannt, daß dieſe Muſcheldämme nicht natürliche, vom Auswurf des Meeres herrührende Anhäufungen, ſondern Nahrungsreſte des Menſchen, alſo künſtlichen Urſprungs ſeien. Ihr Vorkommen reicht aber weit über dieſes kleine Gebiet hinaus. Man findet ſie häufig auch in Irland, Sardinien, Portugal und Frankreich, und man würde ihnen zweifellos noch viel öfter begegnen, wenn das Meer ſie nicht an vielen Punkten mit ſeinen Fluthen bedeckt oder hinweggeſchwemmt hätte.

In franzöſiſchen Abfallshaufen hat man hin und wieder noch die großen Steinplatten gefunden, auf welchen die alte Bevölkerung ihre Muſchelnahrung zu röſten pflegte. Hier iſt auch einmal ein menſchliches Skelet angetroffen worden. Häufiger finden ſich menſchliche Knochenreſte in den Kjökkenmöddingern Portugals bei Mugem an einem kleinen Zufluſſe des Tajo. Die Töpferei und zahlreichere Säugethierknochen erſcheinen hier erſt in den oberen Abfallsſchichten. Die Jagd ſcheint in dieſem Gebiete den Fiſchfang als Hauptnahrungsquelle verdrängt zu haben; die Induſtrie hebt ſich nur ſehr allmählich aus ganz unbedeutenden Anfängen.

Mitten unter den hügelartig aufgehäuften Nahrungsreſten liegen zahlreiche Skelette von Männern und Frauen der verſchiedenſten Altersſtufen, ausgeſtreckt oder zuſammengekrümmt, manchmal in natürlicher Lage, manchmal ſo, daß es ſcheint, man habe die Knochen erſt zuſammengelegt, nachdem ſie von den Weichtheilen entblößt waren (ſiehe das Bild Fig. 95, S. 233). Mitunter ſind die Röhrenknochen in einer Weiſe gebrochen, welche nicht durch die darauf ruhende Erdlaſt erklärt werden kann. Cartailhac, welcher den prähiſtoriſchen Zeiten der Pyrenäenhalbinſel ein umfangreiches Werk gewidmet hat, ſteht nicht an, dieſe Funde auf einen eigenthümlichen Gräberritus zurückzuführen, für den uns der Norden allerdings kein Beiſpiel darbietet. Wie in den Grotten von Mentone, wo Aehnliches beobachtet worden iſt, ſeien die Todten zuerſt auf Skelette reducirt und dann an den Wohnſtätten der Ueberlebenden beigeſetzt worden. In ſomatiſcher Beziehung wären die ſolchergeſtalt in den Küchen beſtatteten Portugieſen der Urzeit nahe Verwandte der franzöſiſchen Renthierjäger und könnten als eine Varietät der Raſſe von Cro-Magnon bezeichnet werden.

Quatrefages findet in den Kjökkenmöddingern Portugals zwei menſchliche Raſſentypen vertreten, einen kurzköpfigen und einen langköpfigen, welche genau mit denſelben Proportionen in den Höhlenwohnungen und Grabſtätten der rein-neolithiſchen Periode wiederkehren. Er geht noch einen Schritt weiter und nimmt an, daß jene atlantiſchen Küſtenſtriche zuerſt von einer (dolichocephalen) Raſſe bevölkert geweſen ſeien, welche nur zugeſchlagene Steinwerkzeuge kannte. Dieſer hätten ſich ſpäter brachycephale Zuwanderer geſellt, welche die Kunſt des Glättens und Polirens der Steine ausübten und ſich mit jenen älteren Anwohnern vermiſchten.

Aſien und die beiden Hälften Amerikas ſind reich an Kjökkenmöddingern. An den Seeufern Maſſachuſetts und Georgias lagen ſolche Muſchelhaufen mit ihren Einſchlüſſen an Steinwerkzeugen unfern den Orten, wo die Rothhäute ihre Wigwams beſaßen. In den Schalenhügeln Floridas und Omoris (in Japan) hat man auch Menſchenknochen gefunden. Man ſchloß daraus auf Anthropophagie; aber nach Cartailhac handelt es ſich auch hier um die eigenthümliche Beſtattungsform auf der Oberfläche der Erde, an dem Wohnorte ſelbſt, wo allmählich durch die fortdauernde Benutzung desſelben eine Bedeckung der Skelette mit Erde, Nahrungsreſten und Abfällen menſchlicher Artefacte eintrat.

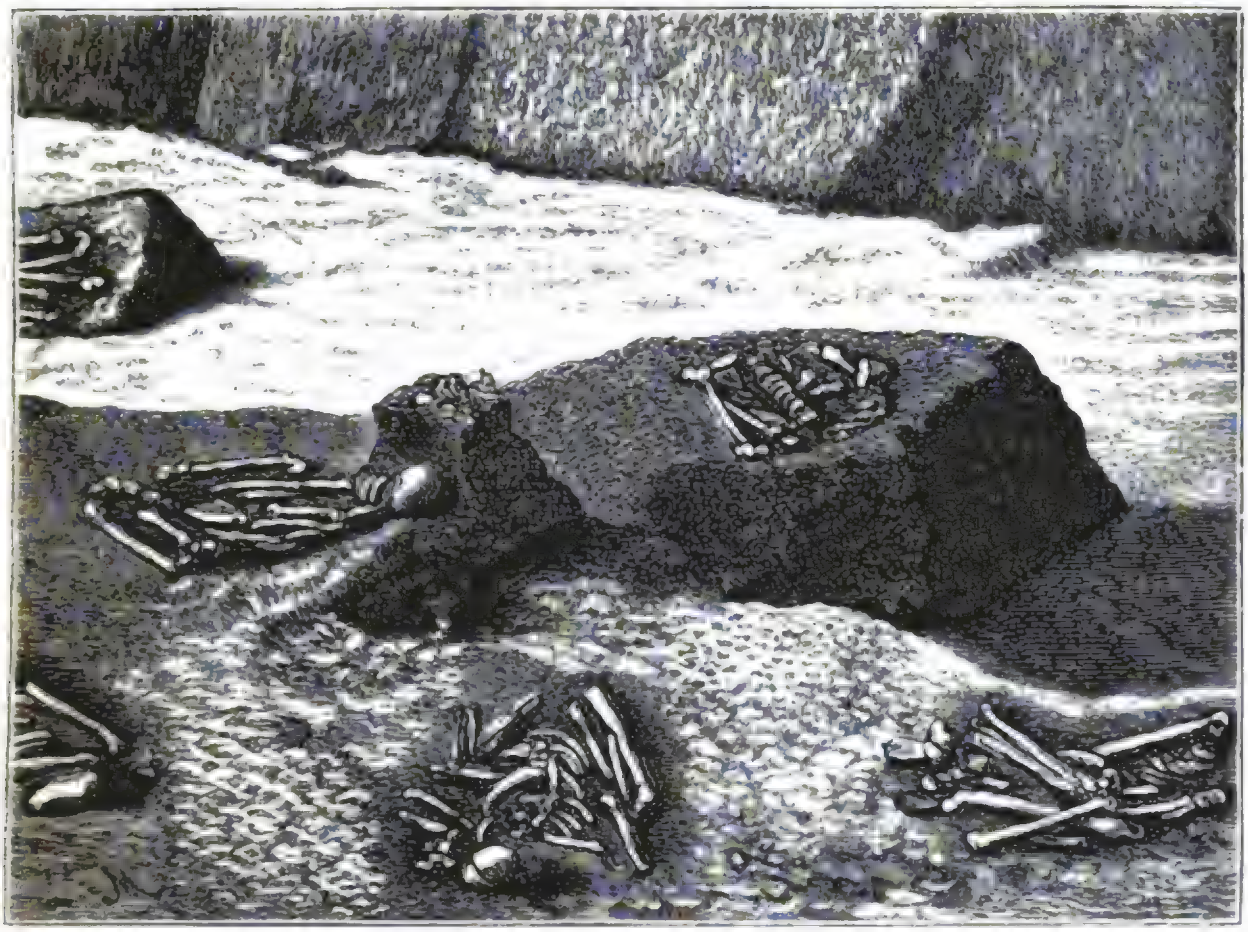


Fig. 95. Menſchliche Skeletreſte, aufgedeckt in einem Muſchelhaufen bei Mugem (Portugal). (Text ſiehe S. 232.)

Der Leſer wird von ſelbſt auf die Bemerkung kommen, daß den Anwohnern des Meeres und der Flüſſe von der Natur andere Lebensbedingungen vorgeſchrieben ſind, als den Bewohnern der Binnenländer. Das Land nährt anders als die Fluth, ſowohl auf den primitiven, als auf den höheren Stufen des menſchlichen Daſeins. Noch heute kann man bei ackerbautreibenden Stämmen, welche in der Nähe fiſchreicher Meere hauſen, aber dieſelben nicht benutzen, wegwerfende Aeußerungen über die Fiſcherdörfer auf irgend einem benachbarten Geſtade hören. „Die Fiſche ſind nackt,“ heißt es da wohl, „und die Fiſcher bleiben es auch“. So ſpottet z. B. der Iſtrianer des Chioggioten, der ihm die Gaben der See vor der Naſe wegfiſcht, und tröſtet ſich damit, daß ihm andere, beſſere Künſte zu Gebote ſtünden. Man könnte denn auch verſuchen, mit ſolchen Gründen die Anſicht von dem höheren Alter der Kjökkenmöddinger innerhalb der jüngeren Steinzeit zu bekämpfen. Dieſe Ichthyophagen, könnte man ſagen, lebten gleichzeitig mit anderen, in der Civiliſation vorgeſchrittenen Völkern, mit welchen ſie jedoch trotz ihrer Nachbarſchaft wenige Beziehungen unterhielten.

Eine genauere Unterſuchung und Vergleichung lehrt jedoch alsbald, daß dem nicht ſo ſein könne. Für Dänemark iſt es durch die fauniſtiſche Forſchung vollkommen ſichergeſtellt, daß die Kjökkenmöddinger älter ſind als die übrigen neolithiſchen Denkmäler. In der Bretagne findet man ſie häufig ganz in der Nähe von Dolmen, und dann geben ſie ſich dieſen gegenüber mit voller Klarheit als archaiſche Ueberreſte zu erkennen. In Portugal liegen ſie ziemlich weit landeinwärts, ſo daß wir annehmen müſſen, der Tajo ſei in der Urzeit viel breiter geweſen, und die Fluth beträchtlich tiefer ins Land eingedrungen als heute. Auch mehren ſich ſchon die Anzeichen, daß die Culturſtufe der Kjökkenmöddinger nicht auf die Seegeſtade beſchränkt war. Die charakteriſtiſchen Formen der Steinwerkzeuge aus den Muſchelhaufen werden immer häufiger in binnenländiſchen Theilen Englands, Frankreichs, Belgiens und Spaniens gefunden und es herrſcht jetzt allgemein die Neigung, dieſe Typen an den Beginn der jüngeren Steinzeit zu ſetzen.

3. Pfahlbauten.

Eine neue Eintheilung der jüngeren Steinzeit hat kürzlich Philippe Salmon vorgenommen. Er ſtützt ſich dabei faſt ausſchließlich auf franzöſiſche Fundſchichten. Die drei Unterperioden, welche er unterſcheidet, ſind folgende: 1. Epoche von Campigny (Seine-Inférieure); 2. Epoche von Chaſſey (Saône-et-Loire, einer Landanſiedelung) und Robenhauſen (dem bekannten Schweizer Pfahlbau); 3. Epoche von Carnac (Morbihan).

Aus der Epoche von Campigny ſtammen, außer einer Anzahl franzöſiſcher und belgiſcher Fundplätze, die Kjökkenmöddinger Dänemarks. Die Steininduſtrie dieſer Zeit ſoll außer den bekannten Typen jener Küchenabfallshaufen auch die zahlreichen Beile hervorgebracht haben, welche man gegenwärtig für halbfertige, zur Glättung vorbereitete Stücke anſieht, welche aber nach Salmon nicht zur Politur beſtimmt waren. Aus dieſer Epoche ſollen auch die Felsſchachte herrühren, mittelſt welcher man in Frankreich den Feuerſtein gewann. Es erſcheinen die erſten plumpen Arbeiten der Töpferei, deren Ueberreſte namentlich Campigny in guten Proben auf uns gebracht hat. Die Menſchen wohnten damals in Höhlen und Grotten, aber auch in ſchützenden Bodenvertiefungen (Herdgruben), welche ſie zuweilen, jedoch nicht immer, mit einem Geflecht von Zweigen umſtellten und bedeckten. Gräber aus dieſer Frühzeit der neolithiſchen Aera ſind bis jetzt noch nicht entdeckt worden.

Die zweite oder mittlere Periode hat ſowohl Pfahlbau-, als Landfundſchichten hinterlaſſen. Die Kunſt der Steinglättung entwickelt ſich, man verwendet bei derſelben große ruhende Polirſteine; man wählt verſchiedene locale oder von auswärts bezogene Steinſorten und vervielfältigt die Zahl der Werkzeuge. Es erſcheinen Sägen, die in gefalzte Griffe eingeſetzt ſind, und Hohlmeißel. Man verſteht den Stein zu ſägen und zu durchbohren. Die Flachbeile werden in Hirſchhorn gefaßt. Die Töpferei verfeinert ſich; Henkel und vielfältige Verzierungen werden angebracht.

Die Gefäße vergrößern ſich derart, daß ſie nachgerade den Umfang kleiner Vorrathsmagazine erreichen. Aus Thon werden auch Löffel geformt. Man verſteht, Pfahlroſte in Seen zu errichten und Gewäſſer in Kähnen zu befahren. Man beſitzt Netze und Netzgewichte, Angelhaken und Schwimmer für den Fiſchfang, geflochtene Körbe, Spinnwirtel, gewebte Stoffe, Bogen, Schleudern und Lanzen. Viehzucht, Baumzucht und Ackerbau werden getrieben, die Feldfrucht gemahlen, Brot, Butter, Käſe und gegohrene Getränke bereitet. Man wohnt noch zum Theil in Höhlen und Grotten, aber auch bereits in Seedörfern und anderen Pfahlwerken. Auch auf dem Lande werden Hütten errichtet, deren Wände aus Flechtwerk oder Zeltſtoffen beſtehen. Die Beerdigung findet ſtatt in Höhlen oder auch in dem bloßen Boden; ſie iſt mit Beigaben für den Todten verbunden und iſt die älteſte Form der Beſtattung, ſowohl im weſtlichen als im nördlichen Europa.

Der dritten oder Schlußperiode des neolithiſchen Zeitraumes gehören alle Localitäten an, wo ſich megalithiſche Bauten (Dolmen) und künſtliche Grabgrotten, wie jene der Champagne, gefunden haben. Solche Fundorte giebt es zahlreich in Frankreich, Skandinavien, Spanien, Portugal, Corſica. Hierher gehört auch der megalithiſche Grabbau von Auvernier. Die Steinglättung erreicht ihren Höhepunkt; die Beile erſcheinen in künſtleriſch ſchwungvollen Formen, wir finden ſogar durchbohrte Aexte mit einer Art Tülle für den Stiel. Man verwendet ſchillernde und koſtbare Steinſorten, wie Gagat, rothen Quarz, Steatit u. ſ. w. Es äußert ſich eine ſtarke Entwickelung des Schmucktriebes auch in der Kunſt der Steinbearbeitung. Alle Induſtriezweige der beiden früheren Epochen erfahren Verbeſſerungen, zumal die Töpferei. Zum erſtenmale erſcheint auch etwas, das den Namen Architektur verdient. Wir finden Menhirs (einzelne aufgerichtete Steinpfeiler) und Cromlechs (Steinkreiſe), Steinalleen, bedeckte Gänge aus Steinplatten und vierſeitige Denkmäler (Dolmen). Außerdem werden große Tumuli errichtet, Gravirung und Sculptur geübt; ſogar die Anfänge der Plaſtik ſind wahrnehmbar. Man verſucht ſich auch in der Chirurgie und bringt es bis zur Trepanation. Die Wohnſitten der vorausgehenden Periode werden beibehalten, aber vervollkommnet. Dazu kommt der Anfang der Terramara-Bauweiſe in Italien. Als Begräbnißſtätten dienen Dolmen, bedeckte Galerien, künſtliche Grabgrotten und Steinkiſten in Tumulis. Als Grabbeigaben verwendet man Votivbeile, die entweder ganz gelaſſen oder, einem ſepulcralen Ritus gemäß, zerbrochen werden, Schädelamulette und andere Gegenſtände von ſymboliſcher Bedeutung. Die eifrige Sorge für die Todten drückt ſich auch darin aus, daß man Lebensmittel neben denſelben im Grabe beiſetzt.

Die Eintheilung Salmon's, welche eine Reihe weſentlicher Züge gewiß an ihrem richtigen Platze anführt, beruht übrigens faſt ausſchließlich auf franzöſiſchen Localſtudien und kann im beſten Falle nur für Frankreich Geltung gewinnen. Sie iſt in Tabellenform gegeben, was zwar ſehr ſtreng und gelehrt ausſieht, aber nach meiner Anſicht beſſer für die Wiedergabe von Schädelmaßen paßt, als für die Darſtellung eines culturhiſtoriſchen Proceſſes, in welchen man das geiſtige Band nicht durch horizontale und verticale Striche erſetzen kann. Auch Mortillet, der Vater dieſer Darſtellungsmethode, hat jüngſt kleine Erweiterungen in ſein Schema aufgenommen und hofft, daß in dem Rahmen desſelben, dank den Fortſchritten der Prähiſtorie, noch weitere Einſchaltungen Platz finden werden. So unterſcheidet er jetzt, theilweiſe Salmon's Vorgänge folgend, in der jüngeren Steinzeit, die bei ihm früher nur aus einer Epoche, der von Robenhauſen, beſtand, zwei ſolche, die Epochen von Campigny (früh-neolithiſche, Kjökkenmöddinger-Stufe) und von Robenhauſen (voll-entwickelte jüngere Steinzeit), während er vorläufig noch zögert, eine Epoche von Carnac als Schlußglied dieſer Aera anzunehmen.

Wir ſtellen aus methodiſchen Gründen unter allen Hinterlaſſenſchaften der entwickelten jüngeren Steinzeit die Pfahlbauten voran. Es iſt eine Gunſt des Schickſals, daß wir es in den Anfangsperioden der menſchlichen Urgeſchichte mehr mit Anſiedelungsreſten als mit Gräbern zu thun haben. Was da aus dem Grundſchlamm der Seen und Moore gehoben wird, glänzt nicht und reizt das Auge nicht; es giebt kein Zeugniß von Prunkſucht und koſtbarem Beſitz wie das Inventar vieler Grabſtätten aus ſpäterer Zeit; aber es iſt lehrreicher als dieſe, weil es ein treues, wenn auch verdunkeltes Spiegelbild vom Leben und Treiben jener Leute entrollt, welche zuerſt über ſchimmernden Seeflächen ihr behagliches Heim errichtet haben.

Hier finden wir zugleich in engem örtlichen Rahmen eine unanfechtbare Chronik des menſchlichen Culturfortſchrittes. An die Pfahlbauten der Steinzeit ſchließen ſich, in demſelben von Wald und Berg anmuthig belebten Voralpengürtel, die gleichartigen Anſiedelungen der erſten Metallperiode, und noch die vorgeſchrittene Eiſenzeit von La Tène erhält den Namen und die vorbildliche reichliche Typenſerie von einem Schweizer Pfahlbau in demſelben fundreichen Seebezirk. Die ganze Entwickelung der prähiſtoriſchen Cultur in den Pfahlbauten kann man als ein gutſtudirtes Muſter anſehen, welches mit Nutzen bei der Unterſuchung anderer Anſiedelungen auf trockenem Boden ſtets im Auge behalten wird. Die Pfahlbauforſchung hat nicht nur im Allgemeinen belebend und anregend auf die Urgeſchichtsforſchung überhaupt eingewirkt, ſondern ihr auch eine fortlaufende Reihe claſſiſcher Beiſpiele zur Beſtimmung anderweitiger Funde an die Hand gegeben.

Vor Allem ſind die Ergebniſſe der Pfahlbauforſchung beweiſend für die heute noch vielfach angezweifelte Dreitheilung der europäiſchen Urgeſchichte in die Perioden des Steines, der Bronze und des Eiſens. Dieſe Tripartition iſt zuerſt von den nordiſchen Archäologen auf Grund ihrer einheimiſchen Localforſchungen aufgeſtellt worden und hat ſpäter im Herzen Europas die glänzendſte Beſtätigung erfahren. Dann ſind ſie höchſt lehrreich für das Studium der Uebergangsſtufen, das erſte Auftreten des Kupfers, der Bronze und des Eiſens. Durch die Fragen, welche die Pfahlbauten als Ganzes, als eine ſeltſame, unſeren heutigen Wohnungsanlagen ſo ſtricte zuwiderlaufende Erſcheinung anregten, haben ſie endlich einen Kreis von Thatſachen erhellt, in deſſen Mittelpunkt ſie ſtehen, deſſen Peripherie aber zeitlich und örtlich weit über die europäiſche Urgeſchichte und das Verbreitungsgebiet der ſchweizeriſchen und öſterreichiſchen Seedörfer hinausreicht.

Am Beginne des neolithiſchen Zeitalters war ganz Europa ein großer Wald. Die wandernden Stämme ſchlugen ſich mit unendlicher Mühe durch das unwegſame Dickicht. Raubthiere bedrohten den Einzelnen an ſeinem Ruheplatz; feindſelige Einwohner des Waldes die lagernde Fremdlingshorde. Sumpf und Fels ſpotteten des ſuchenden Blickes, der eine Stätte zur Niederlaſſung gewahr zu werden wünſchte. Tiefe Schluchten, Geröllhalden und reißende Gewäſſer hemmten den Verkehr auf trockenem Boden. Da zeigte der glatte weithingedehnte Alpenſee den Wanderern, die an ſeine Ufer kamen, ein anderes Geſicht als heute. Im Abſtich gegen ſeine ſchaurige Umgebung lockte er zur Anſiedelung, zum Verbleib und Verkehr auf ſeiner ſchimmernden Fläche. Sicherheit bot er als Gaſtgeſchenk, Wegſamkeit und Nahrung für den Fiſcher und Jäger; denn auch das Wild der umher ſtarrenden Wälder mußte zum Seeſpiegel herabkommen, um hier ſeinen Durſt zu löſchen, und erlag leicht dem Pfeilſchuſſe des im Boot herangeſchwommenen Pfahlbaubewohners.

Da ſtürzten denn die ſchlanken Laub- und Nadelhölzer am Seeufer reihenweiſe zur Erde hin. Das geſchliffene Steinbeil vollendete, was mit einer Feuerſetzung an dem Stamme begonnen worden war. Man erbaute ſich eine Plattform auf eingerammten Pfählen und darauf die Hütten, in welchen man fortan friedlich und glücklich wohnte. Ein hinlänglich breiter Waſſerſtreif trennte das Pfahldorf vom Ufer und gab jenem eine unangreifbare Lage, wie ſie in viel ſpäterer Zeit die Feſtungen Mantua und Komorn beſaßen.

Bei der Errichtung eines Pfahldorfes wählte man mit vieler Umſicht eine windgeſchützte Stelle von geringer Tiefe des Waſſers, 40 bis 90 Meter vom Ufer entfernt. Die Piloten beſtanden in ganzen, ungeſchälten Stämmen, deren Enden am Feuer ſpitz gebrannt waren. Mit ſteinernen Schlegeln trieb man ſie nicht ohne große Mühe bis zu 5 Fuß Tiefe in den Seegrund ein. Die oberen Enden mochten 4 bis 6 Fuß über den Waſſerſpiegel emporragen. Wenn der Grund zu hart war, um die Pfähle tiefer einzutreiben, ſicherte man ſie durch angehäufte Steine vor dem Umfallen.

Auf den Piloten wurde ein Fußboden aus langen Balken errichtet, auf dem ſich die runden, aus Holz und Lehm erbauten und mit Stroh gedeckten Pfahlbauhütten erhoben. Ein Steg, den man leicht abbrechen konnte, vermittelte den Uebergang auf das Feſtland, Kähne die Verbindung mit entfernteren Uferſtellen oder mit anderen Pfahlbauten in demſelben See. Denn die Dörfer waren auf einem See in Mehrzahl vorhanden, wie an dem Rand einer fruchtbaren Ebene. Manche Seen hatten bis zu 40, ja bis zu 100 Pfahlbauten an ihren Ufern. Die Zahl der Pfähle geht bei einzelnen Dörfern über Hunderttauſend hinaus.

Heute ſind dieſe romantiſchen Anſiedelungen natürlich von der Oberfläche der Gewäſſer verſchwunden. Das bewegte Element hat ihre Reſte, ſoweit ſie der Verlaſſenheit und dem Verfalle getrotzt, oft bis an den Seeboden hinweggenagt. In anderen Fällen hat es Stümpfe der Piloten übrig gelaſſen, die den Fiſchern viel Aergerniß bereiteten, wenn ihre Netze daran hängen blieben. Und dennoch hat ein für die Wiſſenſchaft günſtiger Stern über dieſen Anſiedelungen gewaltet. Nicht nur die Spuren der Pfahlreſte ſelbſt und der auf ihnen erbauten Hütten ſind uns, von Schlamm und Sand bedeckt, erhalten geblieben; auch aller Wegwurf, der ſich im Laufe der Zeiten geſammelt und viele, durch Zufall oder bei der Zerſtörung ſolcher Bauten verlorene werthvolle Objecte ſind in unverſehrtem Zuſtand auf uns gekommen. Das Waſſer oder die im Schlamm enthaltenen Säuren conſervirten ſelbſt die organiſchen Stoffe, ſo daß wir nicht nur die Getreidekörner und mannigfachen Sämereien, ſondern auch die Früchte des Waldes, die man genoß, das Brot, das man bereitete, ferner Gewebe und Geſpinnſte, Fiſchernetze und andere Flechtarbeiten, welche die Pfahlbauern zu verfertigen wußten, wieder auffinden, ſtudiren und in unſeren Muſeen aufbewahren können. Dazu kommt noch, daß auch die phyſiſche Beſchaffenheit der Pfahlbaumenſchen unſerer Anſchauung nicht ganz entzogen iſt, da ſich auf dem Seegrund manchmal die Schädel und Knochen ertrunkener oder im Kampf erſchlagener Menſchen gefunden haben.

Das Wohnen in Pfahldörfern über dem Waſſer iſt eine Thatſache, welche von der ſchriftlich überlieferten Geſchichte des Alterthums keineswegs gänzlich verſchwiegen wird. Der Arzt Hippokrates berichtet in ſeinem Tractat „über die Luft, die Wohnſitze u. ſ. w., daß die Kolchier ihre Gebäude aus Holz und Rohr mitten in den Gewäſſern errichteten. Weit anſchaulicher ſchildert Herodot den Pfahlbau der Päonier am See Praſias in Thrakien. Der perſiſche Feldherr Megabazos verſuchte dieſe Leute zu unterwerfen; allein es gelang ihm nicht, weil ſie eben in ihrer Waſſerburg ſicher ſaßen. „Mitten in dem See,“ ſagt Herodot, „ſtehen zuſammengefügte Gerüſte auf hohen Pfählen, und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Und die Pfähle, auf denen die Gerüſte ruhen, richteten in alten Zeiten die Bürger insgeſammt auf, nachher aber machten ſie ein Geſetz, und nun geſchieht alſo: für jede Frau, die Einer heiratet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirge, das da Orbelos heißt, und ſtellt ſie unter; es nimmt ſich aber ein Jeder viele Weiber. Daſelbſt nun wohnen ſie auf folgende Art. Jeder hat auf dem Gerüſt eine Hütte, darin er lebt, und eine Fallthür durch das Gerüſt, die da hinunter geht in den See. Die kleinen Kinder binden ſie bei einem Fuß an mit einem Seil, aus Furcht, daß ſie herunter fallen. Ihren Pferden und ihrem Laſtvieh reichen ſie Fiſche zum Futter. Deren iſt eine ſo große Menge, daß wenn Einer die Fallthür aufmacht und einen leeren Korb an einem Strick herunterläßt in den See und zieht ihn nach kurzer Zeit wieder herauf, ſo iſt er ganz voll Fiſche.*) Der Fiſche aber ſind zwei Arten, die nennen ſie Paprax und Tilon.“

Pfahlbauten waren in hiſtoriſcher Zeit die alten Städte Spina und Hatria in der Mündungslandſchaft des Padus, ſowie die Dörfer der Veneter, von welchen Strabo berichtet, daß ſie in Gewäſſern und Sümpfen errichtet waren. Von Ravenna erzählt derſelbe Geſchichtſchreiber ausdrücklich, daß es ganz aus Holz erbaut, von Waſſer durchſtrömt und nur mittelſt Brücken und Gondeln gangbar geweſen ſei. Nach Vitruv beſtanden die Pfahlwerke Ravennas aus Erlen-, die Gebäude ſelbſt aus Lärchenholz. Auch Venedig iſt nichts Anderes als ein veredeltes, in die höchſten Sphären menſchlicher Kunſt und Prunkliebe erhobenes Pfahldorf.

Die älteſten Pfahlbauern, von denen uns die Seeunterſuchungen in der Schweiz, in Oberöſterreich und Krain (Laibacher Moor) Kenntniß verſchafft haben, waren Hirten, welche eine Reihe der wichtigſten Hausthiere — Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Hund — beſaßen und nebenher in beſcheidenem Maße auch Ackerbau trieben. Weizen, Gerſte und Flachs ward auf engen, mit ſchlechtem Geräth mühſam beſtellten Feldſtreifen gewonnen. Wahrſcheinlich oblagen nur die Frauen dieſem Geſchäft, wie der weiteren Verarbeitung der Vegetabilien zu Brot, Bier und Geſpinnſten. Die Männer huldigten neben der Viehzucht hauptſächlich der Jagd und Fiſcherei. Der Wald lieferte ihnen Beeren und wildes Obſt, die wilden Thiere Felle zur Bekleidung. Aber dieſe Jäger und Fiſcher hatten das Nomadenleben der Vorzeit längſt aufgegeben und die Annehmlichkeiten der Seßhaftigkeit kennen gelernt. Sie genoſſen die Vortheile der getheilten Arbeit, welche den Menſchen allein für das Opfer des Zuſammenwohnens mit vielen Geſchöpfen ſeines Gleichen entſchädigen können. Sie verſtanden, ſich einem von Geſetzen regierten Gemeinweſen unterzuordnen, und mit Recht nennt ſie Herodot „Bürger“ des Sees, auf welchem ſie mit vereinter Anſtrengung ihre Wohnſitze aufgeſchlagen hatten.

Man hat den Pfahlbauten der Steinzeit ein Alter von 5000 bis 7000 Jahren zugeſchrieben. Jedenfalls ſind ſie Jahrhunderte hindurch bewohnt worden, ehe eine neue Culturphaſe die Exiſtenzbedingungen der Bewohner von Grund aus veränderte. In der öſtlichen Schweiz und in Oberöſterreich erreicht die Periode der Pfahlbauten mit dem erſten Erſcheinen des Metalles ein plötzliches Ende; in der Weſtſchweiz geht ſie hingegen durch das ganze Bronzealter bis in die Eiſenzeit hinein. Die ſteinzeitlichen Pfahlbauten der Weſtſchweiz ſind zahlreicher, aber kleiner als die der Metallzeit; ſie liegen näher am Ufer als dieſe, welche oft 200 bis 300 Meter von demſelben entfernt ſind.

Victor Groß, der treffliche Schüler und Nacheiferer des claſſiſchen erſten Pfahlbauforſchers Ferdinand Keller, unterſcheidet drei Unterperioden innerhalb des Steinzeitalters der Pfahlbauten. In der älteſten ſind die Steinäxte klein, ſchlecht polirt und ohne Auswahl aus dem nächſtliegenden Materiale

---

*) Die Umgebung des Pfahlroſtes war offenbar, wegen der reichlichen Abfälle, der fiſchreichſte Theil des ganzen Gewäſſers.

(meiſt Serpentin, Diorit, Sauſſurit) geformt. Auch die übrigen Werkzeuge zeigen geringe Sorgfalt in der Ausführung. Das Thongeſchirr iſt grob, cylindriſch, Ornamente fehlen gänzlich. In der zweiten Unterperiode, welcher die weitaus größte Zahl der ſteinzeitlichen Pfahlbauten angehört, erſcheinen die Waffen und Werkzeuge in vollendeterer Geſtalt; die Hammerbeile mit kunſtvoll gebohrtem Stielloch imponiren zuweilen durch ihre Größe. Das Material der Steinſachen beſteht zu 5 bis 8 Procent aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit, deren natürliches Vorkommen im Verbreitungsgebiet der Artefacte noch lange nicht genügend aufgehellt iſt, und welche in den Stationen der erſten und der dritten Unterperiode gänzlich fehlen. Auf den Thongefäßen zeigt ſich ſchüchtern das erſte Ornament; es beſteht aus geſtreiften Dreiecken (dem ſogenannten „Wolfszahnornament“) und Punktreihen. Daneben treten verſchiedene einfache Henkelformen und durchbohrte Anſätze auf.

In den Pfahlbauten der dritten Unterperiode, welche bereits von dem Morgenroth der Metallzeit beſtrahlt werden, erſcheinen die durchbohrten Steinhämmer in reichlicher Zahl. Die Werkzeuge aus Holz und Hirſchhorn ſind von mannigfacher Geſtalt und ſtets gut geformt, die Thongefäße mit Zierathen verſehen; die Henkelformen zeigen große Mannigfaltigkeit. Nephrit- und Jadeitbeile fehlen; dafür treten zum erſtenmale ſolche aus Kupfer auf. Victor Groß nennt dieſe Unterperiode die Kupferzeit der Schweizer Pfahlbauten.

Die Seedörfer der Steinzeit haben ungeheure Mengen von Thierknochen geliefert. Man hat daraus an 70 Arten beſtimmt: Fiſche (10), Reptilien (4), Vögel (26) und Vierfüßer (30). Der Vergleich der älteſten Pfahlbaufauna mit der Thierwelt der nächſtgelegenen diluvialen Stationen (Thayngen u. ſ. w.) iſt ſehr intereſſant. Es fehlt der erſteren der Löwe, das Mammuth, das Rhinoceros, Renthier, Vielfraß und Eisfuchs. Sie beſitzt dafür fünf bis ſechs Hausthiere: Hund, Schwein, Ziege, Schaf, Rind und vielleicht auch das gezähmte Pferd.

Das Pferd, welches im diluvialen Höhlenzeitalter zu den häufigſten Erſcheinungen gehört, wird in den älteſten ſteinzeitlichen Pfahlbauten plötzlich ein ſeltener Gaſt; in den ſpäteren Seedörfern iſt es nahezu unbekannt, und man gewinnt ſo den Eindruck, als ob es einer jener wilden Arten angehört habe, welche unter dem Einfluß des Klimas und menſchlicher Nachſtellungen allmählich verſchwunden ſind. Auch in den Landanſiedelungen der jüngeren Steinzeit fehlt es ganz oder faſt ganz, und erſt in einer etwas ſpäteren Epoche erſcheint es wieder, diesmal unzweifelhaft als Hausthier und treuer Genoſſe des Menſchen. Woher es nun zum zweitenmal gekommen, ob man das einheimiſche Wildpferd gezähmt hat oder ob eine fremde Art aus fernem Oſten an der Hand neuer Anſiedler ihren Einzug gehalten, das erkennt man heute noch nicht mit voller Klarheit.

Eines der verbreitetſten Thiere, ſowohl in den älteſten Pfahlbauten, wie in allen neolithiſchen Anſiedelungen, iſt der Hirſch. Man ſchätzte nicht nur das Fleiſch dieſes Jagdthieres, ſondern ganz beſonders auch ſein Geweih als ein Werkzeugmaterial, welches ſeiner Qualität nach gleichſam in der Mitte zwiſchen dem Holze und dem Steine ſtand und bei den beliebten Beilfaſſungen aus Hirſchhorn factiſch die Vermittelung zwiſchen dieſen beiden Materialien bildete. Unter den zahlreichen Rindern erkennt man Bos primigenius (den Urſtier) und Bison europaeus (den Auerochſen). Bos frontosus, eine noch heute in der Schweiz und in Nordeuropa lebende Art, erſcheint erſt in der Bronzezeit. Auch die in den Seedörfern häufige Form Bos longifrons oder brachyceros hat ſich in Skandinavien bis auf unſere Zeit erhalten. Dagegen iſt Sus scrofa palustris, eine den Pfahlbauten und den gleichzeitigen Landanſiedelungen eigenthümliche Schweineraſſe, erloſchen, und unſer Hausſchwein erſcheint erſt in den jüngſten prähiſtoriſchen Schichten. Unter den Knochen verſpeiſter Thiere findet man in den älteſten Pfahldörfern auch ſolche vom Fuchs. Der Hund iſt anfangs ſelten; die Raſſe glich unſeren Dachshunden und blieb von der Gefräßigkeit ihrer Herren verſchont. In den Seedörfern wie in den Kjökkenmöddingern fehlt der Haſe gänzlich; man muß eine Abneigung gegen das Fleiſch desſelben empfunden haben. Von kleineren Thieren fehlt noch die Maus, die Ratte und die Katze, von größeren und wichtigeren der Eſel und das Huhn. Rütimeyer's Verzeichniß der Schweizer Pfahlbaufauna zählt 32 Säugethiere, circa 20 Vogel- und 10 Reptilien- oder Fiſcharten auf.

Der allmähliche Fortſchritt in der Gewinnung von Hausthieren, der langſame Zuwachs ihres Beſtandes bis zur vollen Zahl, die dann allerdings vom Ausgange der jüngeren Steinzeit bis auf die Gegenwart weiter keine epochemachende Bereicherung erfahren hat, lehrt uns die neolithiſche Periode nicht als einen völligen und plötzlichen Decorationswechſel auf der urgeſchichtlichen Bühne anzuſehen. Auch erkennt man noch nicht mit wünſchenswerther Klarheit, wie viel von jenem Beſtand an Hausthierraſſen als Einfuhr aus der Fremde, und wie viel als Ergebniß localer Entwickelung zu betrachten ſei.

Zu einem ähnlichen Reſultat führt das Studium der Flora der Pfahlbauten. Sie iſt in gründlicher Weiſe von O. Heer unterſucht worden und zeigt wenige Abweichungen von der gegenwärtigen Pflanzenwelt der Schweiz. Hauptſächlich auf Grund der Funde von Robenhauſen im Pfäffiker See und von Wangen im Bodenſee hat Heer folgende Liſte aufgeſtellt:

1. Feldfrüchte: Gemeiner Weizen, Emmer, Einkorn, ſechszeilige Gerſte, zweizeilige Gerſte.

2. Baumfrüchte: Aepfel (zwei Varietäten, eine wilde und eine veredelte), Birne, Kirſche, Pflaume.

3. Geſpinnſtpflanzen: Flachs.

4. Eßbare Waldfrüchte: Haſel, Buche, Himbeere, Brombeere, Erdbeere, Schlehe.

5. Andere Pflanzen, die vielleicht als Nahrung gedient haben: Ahlkirſche, Waſſernuß, Eibe, Heckenkirſche, weiße Teichroſe, gelbe Teichroſe, kleine Teichroſe, Seebinſe, Fichte, Zwergkiefer.

Aus anderen Stationen kann man dieſer Liſte noch anfügen: den Flieder, ägyptiſchen Weizen, Spelt, Roggen, Hafer, die Hirſe, Bohne, Erbſe und Linſe.

Die Pfahlbaumenſchen erfreuten ſich eines geſegneten Appetits und eines guten, nicht wähleriſchen Magens. Sie aßen alle Baumfrüchte und Beeren, welche die Natur ihrer Umgebung ihnen darbot. Von Feldfrüchten erſcheint in den älteſten Stationen zunächſt **Triticum vulgare antiquorum** (Heer), eine heute erloſchene Varietät, welche daher mit Recht den Namen „Pfahlbauweizen" erhielt. Die Körner ſind klein, aber mehlreich. In den bronzezeitlichen Stationen tritt dann der Dinkelweizen auf (**Triticum vulgare compactum muticum**, Heer), ein ſeiner ſteifen Halme wegen witterungsbeſtändiges Getreide, welches noch heute in der Weſtſchweiz gebaut wird. Die zweizeilige und die ſechszeilige Gerſte (**Hordeum distichum und hexastichum**) zeigen ſich ſchon in der Steinzeit als hervorragend cultivirte Anbaupflanzen. Unſere gegenwärtige Hauptvarietät von Gerſte läßt ſich erſt in einer ſpäteren Periode blicken. Roggen, Hafer, Linſe und Bohne kommen nicht vor der Bronzezeit vor. Selten und merkwürdig iſt das Vorkommen des ägyptiſchen Weizens (**Triticum turgidum**), einer großkörnigen Varietät, die aus den Mittelmeerländern zu ſtammen ſcheint. Auch der Flachs der Pfahldörfler iſt nicht unſere heutige Textilpflanze, ſondern eine Varietät mit ſchmalen Blättern (**Linum angusti-**

folium), welche im Mediterrangebiet zu Hauſe iſt und dort wildwachſend angetroffen wird. Der Hanf war unbekannt.

Angebaut wurde im Frühling, geerntet im Herbſt, Winterfrucht nicht gezogen. Der Wuchs der Getreidepflanzen läßt noch in der Bronzezeit auf mageren, noch nicht lange gerodeten Waldboden ſchließen. Lager von Schaf- und Ziegenmiſt wurden in Robenhauſen gefunden und ſcheinen auf Düngung der Felder hinzuweiſen. Ackergeräth vorgeſchrittener Art beſaß man nicht und behalf ſich ſtatt desſelben wahrſcheinlich mit krummen Baumäſten, Hirſchgeweihäſten, an welchen man eine Wurzelſproſſe ließ, und dergleichen elenden Werkzeugen. Ueberhaupt haben wir uns den ganzen Feldbaubetrieb recht erbärmlich zu denken — wohl auch vorwiegend in den Händen der Weiber — und in ſeiner Art dem Fiſchereibetriebe der Kjökkenmöddingsleute vergleichbar.

Die Samen der Getreidearten und anderen Baufrüchte ſtammen wahrſcheinlich aus drei verſchiedenen Quellen: aus Aſien, woher ſie durch Einwanderer gebracht ſein müſſen; aus dem Mittelmeergebiet, mit welchem die Bewohner Centraleuropas zu allen Zeiten der gegenwärtigen erdgeſchichtlichen Aera einen Verkehr von allerdings ſehr ungleicher Stärke unterhalten haben; und aus Mitteleuropa ſelbſt, deſſen einheimiſche Gattungen von der Entwickelung zu Culturpflanzen natürlich nicht ausgeſchloſſen bleiben konnten.

Bei der Unterſuchung der älteſten in den Pfahlbauten vertretenen Culturphaſe, welche man zufolge einer heute ſehr verbreiteten Lehrmeinung zugleich für die älteſte Stufe indogermaniſcher Cultur auf europäiſchem Boden hält, hat man mit gutem Grund die Zahl der Seedörfer, aus welchen man Beweismaterial herbeiholt, ſehr erheblich eingeſchränkt. O. Schrader legt ſeiner Revue der indogermaniſchen Steinzeit die Pfahlbaufunde aus einigen wenigen Schweizer Seen — Mooſeedorfer See, Bodenſee (Wangen), Pfäffiker See (Robenhauſen) — ſowie die Funde von Niederwyl und Wauwyl (einem Packwerkbau etwas abweichender Conſtruction) zu Grunde. In den zwei erſtgenannten Seedörfern, ſowie in Wauwyl, iſt keine Spur von Metall gefunden worden. Dagegen gewann man aus dem von Mooſeedorf mehr als 3300, aus dem von Wangen 5800 und aus dem Packwerkbau von Wauwyl circa 500 Stück Artefacte aus Stein, Horn oder Knochen. Auch Robenhauſen gehört nahezu ganz der Steinzeit an; doch hat man dort ſchon ein kupfernes Beil und einen Schmelztiegel gefunden. Aehnlich ſteht es um die Pfahlbauten Oberöſterreichs — im Gmundener-, Atter- und Mondſee — und Krains (im Laibacher Moore). Man findet hin und wieder ein Stück Metall, Kupfer oder Bronze, meiſt kleinere, durch den Import hereingekommene Objecte; aber die große Maſſe der Funde fällt mit aller Entſchiedenheit in die Wagſchale der neolithiſchen Periode. Dieſes Verhältniß iſt ſehr lehrreich. Jene verſchwindend ſeltenen Objecte aus Metall: Pfriemen, Nadeln, Angelhaken, Pfeilſpitzen, Dolche, zeigen nur eben, daß hier keine Entwickelung zu ausgedehnter Metallbenutzung, wie ſie in anderen Pfahlbauten glänzend vorliegt, ſtattgefunden hat. Man war auf den Stein und einige vegetabiliſche Subſtanzen angewieſen. Sehen wir zu, was man daraus zu machen verſtanden hat.

O. Schrader hat es ganz in Uebereinſtimmung mit dem Ergebniß linguiſtiſcher Unterſuchungen über die Urzeit der Indogermanen gefunden, daß in den älteſten Pfahlbauten als Kriegs- und Jagdwaffen, ſowie als Werkzeug Pfeil und Bogen, Keule, Hammer, Axt, Meißel, Schleuderſteine, Lanze und Beil vorkommen. So fand man in Wauwyl 43 Steinäxte, meiſt aus Serpentin, 86 Feuerſteinpfeilſpitzen, 200 Flintſpäne (Lanzenſpitzen, Schaber und Meſſer), 20 Schlag- und 85 Schleuderſteine. Eichene Keulen lieferten Wangen, Robenhauſen, Meilen; Pfeilbogen aus Eibenholz (3½ und 5 Fuß lang) hat uns Robenhauſen bewahrt; dagegen iſt uns das Eichenholz von 6 bis 8 Schuh langen Lanzenſchäften nur aus der Bronzezeit (Nidau) erhalten geblieben.

Der Feuerſtein, welchen wir in der älteren Steinzeit als weitaus bevorzugtes Werkzeugmaterial angetroffen haben, und der in Nordeuropa auch die neolithiſche Periode noch ziemlich ſouverän beherrſcht, tritt in den ſteinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz vor den anderen Geſteinsarten etwas zurück. Nicht als ob ſeine Rolle etwa ausgeſpielt wäre; wir müſſen vielmehr annehmen, daß er bei der Herſtellung der anderen Inſtrumente in faſt unerſetzlicher Weiſe zur Verwendung kam. Aber man wendete ihm nicht mehr die gleiche Sorgfalt der Bearbeitung zu wie früher, und als Material der polirten Beile und Meißel wählte man mit Vorliebe Serpentin, Diorit, Gabbro und Sauſſurit in der Form von Geröllſteinen, wie ſie überall, namentlich am Seeufer und an Flußrändern, zur Hand lagen. Die grüne Farbe ſcheint einen Vorzug des Materials zu Steinklingen gebildet zu haben. Man nahm, wie die unvollendeten Stücke lehren, gern ein länglich-rundes Exemplar jener Geröllſteine und ſägte es in der Mitte quer durch, wobei man ſich nebſt einer gezähnten Feuerſteinklinge des befeuchteten Sandes bediente. So erhielt man zwei Stücke vom ſogenannten Typus der undurchbohrten oder Flachbeile, von welchen jedes den Rücken und die Schneide ſchon vorgebildet beſaß. Die Sägerinne brauchte nicht durch den ganzen Stein zu gehen; wenn ſie auf beiden Seiten begonnen war, genügte ein kräftiger Schlag, um die Hälften zu trennen. Was der rohen Form noch fehlte, konnte durch Zuſchlagen mit einem harten Stein bei einiger Geſchicklichkeit leicht erreicht werden; dann wurde das halbfertige Stück auf einer Schleifſteinplatte vollends geglättet und geſchärft. Die Schneiden dieſer Flachbeile ſtehen manchmal unſeren Zimmermannsäxten an Schärfe nicht viel nach. Auch die Härte des Materials läßt ſie neben dieſen zum Theile noch recht wohl beſtehen; nur ſind ſie eben in der Regel um ein Vielfaches kleiner als dieſe, und nicht wieder herzuſtellen, wenn ſie einmal ſchartig oder zerbrochen waren. Ihre Länge durchläuft eine Scala von 2 bis zu 20, in einzelnen ſeltenen Fällen ſogar bis zu 30 Centimeter. Demgemäß war auch die Zeit und Mühe, welche die Herſtellung dieſer Inſtrumente erforderte, verſchieden. Doch iſt es experimentell nachgewieſen, daß man zur Anfertigung eines polirten undurchbohrten Steinbeiles mittlerer Größe vom Typus der Pfahlbauäxte etwa eine fünfſtündige Arbeit brauchte.

Die Steinklingen waren auf verſchiedene Weiſe geſchäftet. Einfaches Einſetzen in einen zur Aufnahme des Beilrückens durchbohrten knittelförmigen Holzſtiel kommt in der Schweiz ſeltener vor, als eine Beilfaſſung aus dem zähen und widerſtandsfähigen Hirſchhorn, welche einerſeits zur Aufnahme des Beiles ausgehöhlt und andererſeits in den durchbohrten Holzknittel eingefügt war. Auch ganze Beilſchäfte aus Hirſchhorn kommen vor. Im Laibacher Moor treten die geſchärften Steinklingen vor einer durchbohrten, mit Holz geſchäfteten Hammeraxt aus Hirſchhorn zurück, deren Schneide doch wohl keine ſehr weitgehende Verwendung gefunden haben kann. In die eleganten, gekrümmten oder geſchweiften, manchmal auch verzierten Hirſchgeweihſproſſen ſind häufig am unteren Ende ſchneidende kleine Klingen eingeſetzt, welche ohne weitere Schäftung in Holz als Schneidewerkzeuge gebraucht worden ſein können.

Fig. 96 bis 99, S. 243, zeigen uns vier beil- oder meißelförmige Nephritklingen in Hornfaſſung, d. h. in die ausgehöhlten unteren Enden von abgeſägten Hirſchgeweihſproſſen eingeſetzt. Dieſe Werkzeuge konnten ebenſo leicht und bequem zum Schneiden in der Hand geführt werden, als man ſie, um damit zu hauen, in einen quer durchbohrten Holzſtiel einſetzen mochte. Der Fundort iſt die Pfahlbau-

Brauch barbariſch, wie es uns barbariſch vorkommt, wenn wir in Albanien heute noch Jedermann mit Handžar und Piſtolen im Gürtel ausgerüſtet ſehen.

Die durchbohrten Steinbeile haben das Schaftloch meiſt etwas nach rückwärts ſitzen, die Schneide iſt ſtets nicht ſehr ſcharf, das rückwärtige Ende als Hammerfläche oder als Knauf behandelt. Doppelſchneidige Exemplare ſind ſelten. Das Doppelbeil, welches die Griechen ihren Amazonen in allen Darſtellungen geben, kommt im prähiſtoriſchen Europa weder aus Stein noch aus Metall vor. Die wahrſcheinlich ziemlich jungen doppelſchneidigen Kupferäxte mit Stielloch ſind ganz anders geformt, und dasſelbe gilt von den einſchneidigen ungariſchen Zierbeilen aus Bronze, einem Typus, der ſonſt zuweilen von claſſiſcher Schönheit iſt.

Die Durchbohrung der Steinbeile geſchah, nach den erhaltenen unvollendeten Stücken und zahlreichen Bohrzapfen zu ſchließen, mittelſt eines hohlen Cylinders aus Horn-, Holz- oder Knochenſubſtanz und feuchten Sandes, der dem in wechſelnder Rotation befindlichen Rohre untergeſchoben wurde. Metallene Bohrinſtrumente waren zum mindeſten überflüſſig. In anderen Fällen wurde ein compacter Bohrer verwendet. Ein Bogen und eine Schnur werden auf alle Fälle dabei unerſetzliche Dienſte geleiſtet haben.

Abbildung 100, S. 245, ſtellt einen von Graf Gundaker Wurmbrand conſtruirten Apparat vor, wie er in den neolithiſchen Pfahlbauten der Oſtalpen zum Durchbohren der Steinäxte gedient haben kann. Wir ſehen (a, a) ein Geſtell, beſtehend aus zwei verticalen Aeſten von Hirſchgeweih, welche in einer Holzunterlage eingezapft und oben durch einen Querarm verbunden ſind. In einer verticalen Durchbohrung des letzteren läuft ein drehbarer hölzerner Stab (b, b), an deſſen geſpaltenem unteren Ende ein Kreisbohrer aus einer Endſproſſe von Hirſchgeweih (c) eingeſetzt und feſtgeſchnürt iſt. An derſelben befindet ſich unten eine Rille, in welcher die Sehne eines Bogens läuft, vermittelſt welchen die ganze Stange in abwechſelnder Rotation erhalten werden kann. Ein ſolches Hirſchgeweihende ſehen wir z. B. in unſerer Pfahlbaufundgruppe aus dem Atterſee (Fig. 107, S. 254) abgebildet, und Graf Wurmbrand's Conſtruction iſt zugleich eine Hypotheſe zur Erklärung dieſes und anderer kleiner Fundſtücke aus Pfahlbauſchichten. Das zu durchbohrende Beil iſt natürlich auf der Unterlage mit Holzſtiften feſtgemacht. Das eigentliche Agens iſt befeuchteter Quarzſand, welcher während der Arbeit unaufhörlich zwiſchen den Bohrer und das entſtehende Bohrloch geſtreut wird.

Mit dieſem Apparate hat Graf Wurmbrand nach der Methode F. Keller's wiederholt harte Geſteine, wie Serpentin u. dgl. durchbohrt. Er fand das Ergebniß ſeiner Experimente (das Ausſehen der Ränder, der Mittelzapfen, ja ſelbſt das Eintreten kleiner Mißlichkeiten, wie das Abbrechen des Bohrers an der Umlaufrille) genau dem Reſultat der alten Arbeiten entſprechend, wie es ſich uns in vielen echten, fertigen und halbvollendeten Stücken zeigt. Graf Wurmbrand hat dadurch ſchon 1875 den Nachweis erbracht, daß die Durchbohrung der Steinſachen ohne Anwendung von Metall geſchah. In ganz ähnlicher Weiſe hat derſelbe Forſcher auch die Erörterung einer anderen Frage, welche die Prähiſtoriker vielfach beſchäftigte — ob zur Verzierung der nordiſchen Bronzen die Anwendung des Eiſens, reſpective des Stahles nothwendig war? — durch praktiſche Verſuche weſentlich gefördert.

Was bei dem durchbohrten Stein an Leichtigkeit der Schäftung gewonnen wurde, ging an Haltbarkeit des Beiles verloren. Und gewiß war das Zuſchleifen des Beilkörpers von der naturgemäß ziemlich dicken Mitte bis zur Schneide keine leichte Mühe. Unter den durchbohrten Steinbeilen, welche unſere prähiſtoriſchen Sammlungen bewahren, iſt ſtets nur ein kleiner Theil wohl erhalten. Weitaus die

Schäftung nur mehr eines ganz einfachen Holzſtieles bedarf, ſich als zweckmäßig hatte erweiſen können. Die älteſten metallenen Beile, kupferne und bronzene Flachklingen ſind daher ganz direct aus der Form des ſteinernen Flachbeiles, das ſie erſetzen wollten, hervorgegangen. Später entſtehen in einer ganz überſichtlichen, für Jedermann klar vorliegenden Entwickelung aus den Anſätzen und Vertiefungen, welche vielleicht hin und wieder auf natürlichem Wege aus dem längeren Gebrauche des Flachbeiles hervorgehen oder ſich ſonſt als nothwendig erwieſen und im Guß leicht herzuſtellen waren, jene Typen, die wir Palſtäbe, Hohlkelte u. ſ. w. nennen, und welche zumal unter erſterem Namen eine lange Formenreihe durchlaufen.

Die neolithiſche Steinmanufactur glänzt in der Erzeugung polirter Beile, welche man lange nachher nicht für Producte von Menſchenhand gelten laſſen wollte, ſondern als Naturſpiele oder Donnerkeile anſah. Den Ruhm der kunſtvoller zugeſchlagenen Steinſachen, namentlich Lanzenſpitzen und Dolche, muß die Schweiz dem Norden laſſen, wo man auch in erſtaunlichen Mengen und reſpectabler Größe geglättete Beile aus dem dort ſo häufigen Feuerſtein hervorbrachte. Die Pfahlbauern der Alpenſeen erhielten ihren Feuerſtein vielleicht ebenfalls aus nördlichen Fundorten in Geſtalt großer nierenförmiger Knollen. Kleinere Kugeln von dieſem Material und dem ähnlichen Hornſtein bot ihnen auch die Umgebung ihrer eigenen Wohnſitze.

Die Bearbeitung des Feuerſteines geſchah mit denſelben Mitteln wie in der älteren Steinzeit, nur mit etwas mehr Ausdauer und Formſinn. Haarſcharf ſchneidende Klingen von beträchtlicher Länge fielen bei geſchickter Application eines Steinſchlages vom Nucleus herab. Sie waren dazu tauglich, Fleiſch zu ſchneiden, oder allenfalls ſich auch den Bart abzunehmen; bei anderweitigem Gebrauch wurden ſie aber leicht ſchartig. Durch ſymmetriſches Abſtumpfen etwas dickerer Klingen erzeugte man Schaber, welche nicht ſo leicht unbrauchbar wurden, oder Waffen, bei welchen die Wucht der Führung die fehlende Schärfe erſetzte, als Dolche und Lanzenſpitzen. Viele Sorgfalt wendete man den Pfeilſpitzen zu. Sie ſind meiſt an allen Flächen und Kanten durch Zuſchlagen geformt und dreieckig oder rhombiſch, die feinſten mit Widerhaken oder mit Stielanſatz und Widerhaken verſehen. Zur Befeſtigung an den Schäften kam hie und da Harz zur Verwendung, ſeitliche Kerben deuten auf ein Anſchnüren mit gehecheltem Flachs oder einer Binſenſchnur. Dolchgriffe ſind mitunter aus einem Augenſproß vom Hirſchgeweih gemacht. Daß, wie im Norden, Griff und Klinge aus einem Stück Feuerſtein beſtehen, kommt in der Schweiz und den angrenzenden Pfahlbaugebieten nicht vor. Zu den mühſeligſten Producten gehören Hirſchhornſtücke, welche rinnenförmig ausgehöhlt ſind, und mit einer Reihe ſcharfer, durch Harzkitt befeſtigter Feuerſteinſplitter beſetzt waren. Derlei Sägen ließen ſich ausbeſſern, was bei anderen, aus einem einzigen Stück geformten nicht der Fall war. Man konnte das rinnenförmig gekerbte Holz oder Hirſchhornſtück auch in einen Stiel auslaufen laſſen, ſo daß es ſich leichter handhaben ließ.

Seitdem Kinder des Feuerlandes in Berlin vor den Augen des Publicums nach heimiſcher Sitte Pfeilſpitzen aus Glas und Obſidian herſtellten, und ſeitdem man die Inſtrumente kennt, deren ſich zu gleichem Zwecke die Malemutten-Eſkimos in Alaska (Nordamerika) bedienen, weiß man auch etwas mehr über die neolithiſche Steinmanufactur Europas. Das Inſtrument der Malemutten beſteht nach Tiſchler in einem gebogenen, hinten abgeplatteten Griff von foſſilem Elfenbein, in welchem ein platter, vorn abgerundeter Vorſtoß aus Renthierhorn eingeſetzt iſt. Der Griff wurde an die Schulter geſtemmt, der Vorſtoß auf die Kante des Feuerſteinſpanes geſetzt und dann durch Druck ein kleiner Splitter abgeſprengt. Durch richtiges und geſchicktes Anſetzen und Drücken gelingt es allmählich, die allerfeinſten Formen herzuſtellen. Jedermann kann ſich davon noch heute durch eine Probe überzeugen, doch werden bei Feuerſtein diejenigen Stücke ein beſſeres Ergebniß liefern, welche noch die natürliche Bodenfeuchtigkeit haben. „Faſt alle Nachrichten,“ ſagt O. Tiſchler, „über Völker, die von ihren Entdeckern noch im Gebrauche von geſchlagenen Steininſtrumenten gefunden wurden — bis in die Neuzeit hinein — weiſen darauf hin, daß ſie dieſe oft überaus zierlichen Kunſtwerke von Obſidian oder Feuerſtein oder ähnlichem Material durch Drücken fertiggeſtellt haben, nicht durch Schlag, ja man hat ſogar in Mexiko die langen Obſidianſpäne vom Kern (Nucleus) durch Druck abgeſplittert, was wohl bei dem widerſpenſtigen Feuerſtein ſchwerer gehen würde.“

Um die großen Lamellen oder meſſerförmigen Späne von den Feuerſteinknollen herabzuſchlagen, bediente man ſich der Klopfſteine. Dieſe ſind ganz verſchieden von den polyëdriſchen Kornquetſchern und meiſt länglich geformt und in der Mitte verengt, ſo daß ſie bequem zwiſchen den Fingern liegen. Die weitere Bearbeitung geſchah dann mittelſt Druck.

Auch in die Benutzung der prähiſtoriſchen Steinwerkzeuge hat man durch neuere Verſuche und Beobachtungen moderner Naturvölker tiefere Einblicke gewonnen. Seheſted in Dänemark hat mit Feuerſteininſtrumenten äußerſt leicht Holz bearbeitet, Kieferſtämme in kurzer Zeit gefällt u. ſ. w. Es gelang ihm ſogar, bloß mit Steinwerkzeugen in relativ geringer Zeit ein ganzes Häuschen zu zimmern. Es blieb jedoch fraglich, ob man auch mit den ſtumpferen Aexten aus kryſtalliniſchen Geſteinen, namentlich aus Diorit, ähnlich arbeiten könne. Da hat uns nun die Erforſchung eines der letzten Steinzeitvölker, der Bakairi am oberen Schingu im ſüdcentralen Braſilien (durch Dr. C. v. d. Steinen) mit einem Stamme bekannt gemacht, welcher keine Steinmeſſer kennt, aber mit Dioritäxten, ähnlich den neolithiſchen Europas, zu arbeiten pflegt und damit thatſächlich dicke Baumſtämme fällt. Auch alles Holzgeräth dieſes Stammes iſt ausſchließlich mit ſolchen Aexten zugerichtet und zeigt ſehr kurze Hiebſpuren. Die letzte Fertigſtellung der Holzſachen erfolgte bei dem Mangel an Steinmeſſern durch Abſchleifen auf Steinen und durch Behobeln der Flächen mit durchbohrten Muſchelſchalen. Daraus dürfen wir ſchließen, daß auch die Dioritäxte im europäiſchen Alterthum vielen Anforderungen des täglichen Lebens genügten, zu welchen ſie uns heute nicht mehr recht tauglich ſcheinen wollen.

Mit der Steinmanufactur der Pfahlbaubewohner hängt für uns die vielfach beſprochene Nephrit- und Jadeitfrage zuſammen. Dieſelbe iſt erſt vor ungefähr zwölf Jahren aufgetaucht und ein Kind der Verſtändigung zwiſchen Prähiſtorie und Mineralogie. Die Mineralogen und Petrographen haben der Urgeſchichtsforſchung durch Unterſuchung des ſteinzeitlichen Werzeugminerals vielfach unter die Arme gegriffen. Speciell das Studium der neolithiſchen Beile hat ergeben, daß dieſelben gewöhnlich aus Diorit, Amphibolit, Diabas, Serpentin, Gabbro, Eklogit, Baſalt oder kryptomerem Gneis angefertigt waren. Seltener nahm man dazu gewöhnlichen Gneis, Granit, Porphyr, Trachyt, Phonolith, und in äußerſt wenigen Fällen poröſe Lava. Keineswegs ganz ſelten ſind aber unter den Beilklingen der zweiten neolithiſchen Pfahlbauperiode ſolche aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit, deren Vorkommen ein großes, bis jetzt noch nicht völlig gelöſtes Räthſel bildet.

Bis zur Entwickelung der neueſten mineralogiſch-petrographiſchen Unterſuchungsmethoden war dieſes Verhältniß keineswegs klar erkannt. Nephrit- und Jadeitbeile wurden häufig für Serpentin-, Artefacte aus dem letzteren Geſtein umgekehrt für Jadeit oder Nephrit genommen. Auf mikroſkopiſchem Wege iſt, namentlich ſeit dem Auftreten Fiſcher's in Freiburg i. B., das Subſtrat der Unterſuchung klargeſtellt, und gleichzeitig hat der genannte Forſcher mit unermüdlichem Eifer allen Bezugsquellen jener ebenſo ſeltenen als beliebten Geſteinsarten nachgeſpürt, wie auch die Verwendung derſelben bei prähiſtoriſchen und neueren (außereuropäiſchen) Völkern in ihren Einzelheiten verfolgt.

Man vindicirte dem Nephrit früher eine ausſchließlich aſiatiſche Herkunft (aus China, Tibet, Turkeſtan) und wußte auch, daß dort, in ſeiner vermeintlichen einzigen Heimat, die uralte Verwendung desſelben ſich auf die verſchiedenſten Gegenſtände des Schmuckes und Gebrauches erſtreckt. Neuere Reiſende haben die aſiatiſchen Fundgebiete des Nephrits im Kuenlün (Oſtturkeſtan) und in Sibirien nachgewieſen. In erſterem Bereich wurde er mehrfach anſtehend, in letzterem nur in Geſtalt von loſen Blöcken von bis zu tauſend Pfund Gewicht als Flußgerölle, oft tief im Sand vergraben, angetroffen. Anſtehender Nephrit iſt ſodann auf der Südinſel Neuſeelands an drei Stellen der Weſtküſte gefunden worden. Auch dort iſt er ein in hohem Grade beliebtes Werkzeug- und Prunkmaterial, aus dem namentlich die mühevoll erzeugten Handbeile der Häuptlinge, die ſogenannten „Mere-Punamu“ (Punamu iſt die Maoribezeichnung des Nephrits) in jahrelanger Arbeit hervorgehen. Aber auch auf Neuſeeland vereinfacht man ſich die Ausleſe und Gewinnung des Materials durch Aufſammeln der Geſchiebe und Gerölle, welche die Flußbetten und das Meerufer darbieten. Außerdem ſoll noch Neucaledonien anſtehenden Nephrit beſitzen.

Dieſe Sachlage brachte es mit ſich, daß man alle auf europäiſchem Boden in Beilform gefundenen Nephrite einfach für importirt erklärte. Das war eine mächtige Triebfeder für die Phantaſie und Combination. Einwandernde Völker mußten dieſes Geſtein roh oder bearbeitet aus dem fernen Aſien mitgebracht haben, oder der vorgeſchichtliche Handel ſandte ſchon in der jüngeren Steinzeit ſeine Karawanenzüge auf ſo weiten Strecken von einem Welttheil zum anderen. Fiſcher ſtarb in dieſer Ueberzeugung, und bis zum Jahre 1879 wurde ſie ziemlich allgemein feſtgehalten.

Eine Anzahl jüngerer Forſcher ſetzte jedoch die Unterſuchung in immer größerem Maßſtabe und mit Berückſichtigung aller thatſächlichen Anhaltspunkte fort, und da ergab ſich, daß zwiſchen den Nephriten verſchiedener Provenienz Unterſchiede in der Structur beſtehen, welche eine Herleitung des verarbeiteten europäiſchen Materials von den aſiatiſchen oder neuſeeländiſchen Fundſtätten einfach unmöglich erſcheinen laſſen. Dazu kam, daß man anſtehenden Nephrit endlich auch in Europa, nämlich bei Jordansmühle im Zobtengebirge (Schleſien), und rohe Nephritgeſchiebe auch in Steiermark fand. Wenn nun auch der Nephrit von Jordansmühle wahrſcheinlich eine Benutzung in prähiſtoriſcher Zeit nicht erfahren hat, ſo iſt der Ort und die Art ſeines Vorkommens wohl geeignet, uns die Entdeckung von Nephrit in den kryſtalliniſchen Schiefern der Alpen als bevorſtehend erſcheinen zu laſſen.

Zu dieſer Erwartung ſind wir namentlich durch den eng begrenzten Fundbezirk der europäiſchen Nephritbeile berechtigt. Derſelbe umfaßt, von einem süditalieniſchen Stücke abgeſehen, das Schweizer Seengebiet, dann den Bodenſee, Starnbergerſee bei München und ein Vorkommen auf dem Lande zwiſchen Freiburg und Baſel. Außerhalb dieſes Bezirkes iſt noch in keinem Lande Europas ein Nephritbeil gefunden worden.

Mit dem Jadeit ſteht es nicht viel anders. Das Rohmaterial Oſtaſiens ſtammt aus Hinterindien (Birma), von wo es über China maſſenhaft in den Handel kommt. Auch zur Aufſtellung des Jadeits als einer ſelbſtſtändigen Mineralart diente nur ein verarbeitetes Stück. Eine dunkelgrüne, eiſenreiche Abart des

Jadeits iſt der Chloromelanit, welcher nur in verarbeitetem Zuſtande bekannt geworden und ziemlich ſelten iſt. In Europa kennt man den Jadeit bisher nur unter der Form von polirten Steinbeilen; es hat ſich aber gezeigt, daß eine ſubſtantielle Verſchiedenheit zwiſchen dem Material dieſer Artefacte und dem aſiatiſchen Jadeitvorkommen beſteht. Letzteres zeigt ſtets eine durchaus homogene Maſſe, während die europäiſchen Jadeite überaus reich an Einſchlüſſen anderer, begleitender Mineralien ſind. Auch das Kryſtallkorn der europäiſchen Jadeite iſt von dem der aſiatiſchen verſchieden.

Das Fundgebiet des Jadeits in Europa iſt nicht ſo eingeſchränkt wie dasjenige des Nephrits. Man kennt Jadeitbeile aus Ungarn, Mähren, Süd- und Mitteldeutſchland, Südtirol, der Schweiz, Frankreich und Italien. Die Mineralogen neigen heute der Anſicht zu, daß man ein natürliches Vorkommen dieſer Geſteinsart in verſchiedenen Bezirken anzunehmen habe, und daß man dasſelbe nicht allzuweit von dem Fundort des verarbeiteten Materials ſuchen ſolle.

Etwas anders verhält es ſich mit dem Bernſtein, der als Schmuckmaterial ſchon gegen das Ende der Steinzeit auftritt und in der Bronzeperiode, noch mehr in der Hallſtattzeit, ſich unter den Funden recht ſtattlich bemerkbar macht. Er kam gewiß auf Handelswegen von den Küſten der Oſtſee nach Mitteleuropa und weiterhin nach dem Süden unſeres Continentes. Die Art ſeines Vorkommens lehrt, daß auch große, unverarbeitete Stücke Eingang fanden, und daß man nach Maßgabe des Geſchmackes und der Werthſchätzung mit dem immerhin koſtbaren Materiale verfuhr.

Als Beweisſtücke neolithiſcher Schnitzkunſt ſind uns aus den Pfahlbauten, welche hierin mit den Landanſiedelungen vielfach übereinſtimmen, namentlich Artefacte aus Hirſchgeweih erhalten geblieben. In dieſem zähen Material konnte viel mehr geleiſtet werden, als in dem ſpröden Stein; das Hirſchhorn iſt in gewiſſem Sinn der Vorläufer der Bronze, und zum Theile wenigſtens decken ſich auch die Formenreihen, welche aus dieſen beiden Stoffen hervorgegangen ſind. Das Hirſchhorn muß maſſenhaft zur Verfügung geſtanden haben; das lehren außer den zahlloſen verarbeiteten Stücken die vielen angeſchnittenen oder abgebrochenen Geweihäſte, Sproſſen und Stummeln in allen Größen. Die dicken Axtköpfe als regelmäßige Verbindung zwiſchen Steinbeil und Holzſtiel wurden ſchon erwähnt. Ein unteres Stück Geweihaſt mit ſitzen gebliebener Augenſproſſe mußte als Feldharke dienen. Kunſtvoller ſind die ein-, zwei- oder vielzinkigen Harpunen, die Nadeln, Pfriemen, Dolche, Meſſergriffe, Pfeilſpitzen, Anhängſel, Perlen, verzierten Knöpfe u. dgl. geſchnitzt. Man brachte es bis zur Anfertigung von Angelhaken, obwohl die Fiſcherei in den ſteinzeitlichen Pfahlbauten noch nicht recht ſchwunghaft betrieben wurde.

Sieben Stück Schnitzereien aus Hirſchhorn ſehen wir Fig. 101 bis 107, S. 250. Es ſind fünf Pfeilſpitzen, Haken und Harpunen, darunter zwei mit Durchbohrungen an den unteren Enden, ferner zwei ebenfalls an den Enden durchbohrte verzierte Werkzeuge undeutlicher Beſtimmung. Die Originale befinden ſich in der prähiſtoriſchen Sammlung des k. k. Hofmuſeums zu Wien.

Aehnliche Verwendung wie das Hirſchhorn fand der Knochen. Aus Rippen und Kinnladen fertigte man Glättwerkzeuge, aus Röhrenknochen Spatel, Pfriemen und lange ſpitze Dolche, welche eine Abmarkung von Griff und Klinge nicht erkennen laſſen. Nadeln, Kämme, Pfeil- und Lanzenſpitzen, ſowie vieles Andere wurde aus Bein geſchnitzt. Von animaliſchen Subſtanzen lieferten noch Thierzähne einen anſehnlichen Beitrag zum Arbeitsmaterial der neolithiſchen Pfahlbauern. Eberhauer dienten als Glättinſtrumente; Wolfs-, Bären- und Hundezähne wurden durchbohrt und als Schmuck getragen.

von Dauerhaftigkeit zu geben. An manchen Orten zogen ſie es vor, ſtatt des Pfahlroſtes Faſchinenlager anzuwenden. So beſteht die Unterlage des Seedorfes von Niederwyl im Thurgau aus Schichten von kreuz und quer gelegten Knüppeln, zwiſchen welchen Lehm- und Kiesſchichten lagern. Verticale Pfahlreihen ſchützten dieſe Aufdämmung vor dem Zerfall. Doch war dieſes Verfahren nur in kleineren, heute zu Torfmooren gewordenen Seebecken möglich, wo der Wellenſchlag nicht ſo zerſtörend wirken konnte, wie in größeren Gewäſſern. Nach etwas anderer Methode iſt der Unterbau des Seedorfes von Wauwyl im Canton Luzern errichtet. Er beſteht aus ſenkrecht eingerammten Pfahlreihen, zwiſchen welchen wagerechte Holzſchichten und Lagen von Lehm- und Baumzweigen eingebettet ſind. Verſchieden von dieſen Packwerkbauten ruhte das Seedorf von Wangen im Bodenſee bloß auf lothrechten Pfählen; aber es waren ihrer 30.000 bis 40.000, die einen oblongen Grundriß von 700 Schritt Länge und 120 Schritt Breite ausfüllten. Der neolithiſche Pfahlbau von Robenhauſen im Pfäffiker See hatte, nach den Pilotenreſten zu ſchließen, eine Ausdehnung von 13.000 Quadratmetern.

Man muß es der Phantaſie überlaſſen, ſich die Form und Einrichtung der Pfahlbauhütten in genaueren Umriſſen vorzuſtellen. Die Pfahlbauten ſind zumeiſt durch Feuer zugrunde gegangen und von dem, was bis zuletzt über dem Waſſerſpiegel lag, iſt nur wenig auf uns gekommen. Man nahm daher ſeine Zuflucht zu den noch jetzt beſtehenden Pfahldörfern, welche in verſchiedenen Welttheilen willkommene Analogien zu den Schweizer Seeanſiedelungen der Urzeit darbieten, und ſchuf z. B. ideale Reconſtructionen der letzteren auf Grund deſſen, was die Eingeborenen Neuguineas in ähnlichem Stile hervorgebracht haben. Sicherer leitet uns doch mancher heimatliche Fund, wie etwa die Pfahlhütte, welche man im Moore bei Schuſſenried (Schwaben, in der Nähe des bekannten diluvialen Fundortes an der Schuſſenquelle) mit ihren Seitenwänden und ihrem Fußboden ziemlich wohlerhalten angetroffen hat. Dieſe Hütte bildet ein Rechteck von 7 und 10 Meter Seitenlänge und zerfiel in zwei Gemächer, von welchen das eine wahrſcheinlich Küche und Verſammlungsraum, das andere vielleicht Schlafzimmer war. Das erſtere hatte ſeinen Ausgang nach Süden gegen die Brücke hin, welche den Pfahlbau mit dem Lande verband. Die Thüre war 1 Meter breit, der ganze Raum 6·5 Meter lang, 4 Meter breit. In einer Ecke befand ſich eine Art Pflaſter, worauf man gekocht zu haben ſcheint. Eine Innenthür führte in das zweite Gemach, welches 6·5 Meter Länge und 5 Meter Breite maß und keine Thüre ins Freie hatte. Als Fußboden dienten Rundhölzer, welche auf mehreren mit Rundholzlagen abwechſelnden Lehmſchichten ruhten; die Wände waren aus längsgeſpaltenen Eichenpfählen, welche mit der Rundung nach außen ſahen, gebildet. Die Fugen hatte man mit Lehm verſchmiert. Das Dach ruhte auf ſenkrechten Pfoſten, welche bis in den Seegrund hinabgetrieben waren.

Es iſt noch zu erwähnen, daß auch von den Sproſſenleitern, welche von der Plattform zum Waſſer hinunterführten, ein Exemplar, und zwar in einem der älteſten Pfahlbauten gefunden worden iſt. Es beſteht in einem Eichenpfahle, welcher zur Aufnahme der Leiterſproſſen in regelmäßigen Abſtänden durchbohrt iſt.

Außer der Bearbeitung des Steines und Hornes, von der auch die erhaltenen Abfälle der Werkſtätten Zeugniß ablegen, außer der Schnitzkunſt in Holz und Knochen trieb man in den Pfahlbauhütten noch manche andere ſchätzbare Fertigkeit. Vor Allem wußte man Thongefäße zu formen und zu verzieren. Ohne Kenntniß der Töpferſcheibe verſtand man, breite Schüſſeln, flache Teller, hohe henkelloſe Töpfe, engmündige Henkelkrüge, ſowie allerlei Näpfe und Näpfchen aufzubauen, mit ſymmetriſch geordneten Linien und Punkten zu verzieren und zu brennen. In manchen derſelben hat man noch Reſte vom Inhalt gefunden, mit welchem ſie gefüllt waren, als ſie im Seeſchlamm verſanken. Andere laſſen am Boden und an den Wänden in Geſtalt einer dicken Rußſchicht die Wirkung des Herdfeuers erkennen, welchem ſie ausgeſetzt waren. Das Material iſt meiſt ein ſchlecht präparirter, mit Geſteinkörnern durchſetzter Lehm, welcher beim Brennen am offenen Feuer innen und außen vom Rauch geſchwärzt wurde. Die Beimengung von kleinen Steinchen geſchah abſichtlich, um die Zerbrechlichkeit der Gefäße zu vermindern, und war ein Nothbehelf, da die Härtung durch den Brand nur in ſehr unvollkommener Weiſe gelang. Die Gefäße ſind daher dickwandig und im Vergleich zu den keramiſchen Erzeugniſſen geſchichtlicher Culturepochen auffallend mürbe. Dagegen iſt das Ornament, namentlich an kleineren Gefäßen, frühzeitig nicht ohne Feinheit und Geſchmack. Zickzack- und mäanderartige Motive wechſeln mit Bogenlinien in mannigfacher Führung; die Decoration beſteht durchgehends in vertieften Linien oder Punkten, welche zuweilen zur Aufnahme einer weißen Maſſe zellenartig erweitert werden. Beſonders nett verzierte Thongefäße hat der neolithiſche Pfahlbau im Laibacher Moor geliefert. In dieſer Seeanſiedelung fertigte man aus Thon auch cylindriſche hohe Unterſätze, deren Beſtimmung unbekannt iſt, ſowie menſchliche Figürchen, die man als Idole angeſprochen hat. Die Schweiz bietet dazu einige Analogien; doch iſt die Plaſtik in Thon während der Aera der Pfahlbauten, wenn überhaupt von ihr die Rede ſein darf, auf der allerunterſten Stufe ſtehen geblieben.

Eine der älteſten Künſte der Menſchheit iſt das Flechten und Weben, und die Pfahlbauern der Steinzeit werden dieſelbe ſchon geübt haben, ehe ſie in der Alpenregion die uns bekannten Wohnſtätten errichteten. Unter dem Thierfell, das ſie als wärmere Hülle überwarfen, trugen ſie Gewänder aus gewebtem Leinen. Die im Wald geſammelten Früchte brachten ſie in ſchön geflochtenen Körben nach Hauſe. Mit Baſtſtricken feſſelten ſie ihre Heerdenthiere und knüpften ihre Kähne an den Pfahlroſt. Aus Flachs fertigten ſie Angelſchnüre und Netze zum Fiſchfang. Ihre Weiber waren geſchickte und fleißige Spinnerinnen. Die Leinwandſtücke, welche man zuerſt bei Robenhauſen fand, ſchienen den Entdeckern ſo trefflich gewebt, daß man es kaum wagte, ſie in die gleiche entfernte Periode zu verſetzen, wie die mitgefundenen Artefacte aus Stein und Knochen. Der Webſtuhl der Pfahlbauweber war ein ſenkrechtes Gerüſte, welches den Weberbaum mittelſt zweier an den Enden gabelig geformter Pfähle trug. Von dieſem hingen die (etwa 40 Fäden ſtarken) Gänge der Reihe nach bis zum Boden herab und waren am unteren Ende durch thönerne Gewichte von ſphäriſcher oder pyramidaler Geſtalt angeſtrafft. Dieſer Webſtuhl mit verticaler Kette iſt der alteuropäiſchen Cultur eigenthümlich, während in Südaſien und Nordafrika von altersher ein Webſtuhl mit wagrechter Kette gebräuchlich war.

Außerdem iſt durch Funde erhärtet, daß man aus Baſtſtreifen Matten flocht. Unverarbeiteten Flachs hat man in Wangen und Robenhauſen, Bündel von Garn und Faden an letzterem Orte entdeckt. Spinnwirtel und Webſtuhlgewichte gehören zu den häufigſten Funden in Pfahlbauten und neolithiſchen Landanſiedelungen. Eines der einfachſten, wohl noch ohne Webſtuhl gefertigten Linnenzeuge beſchreibt F. Keller wie folgt: „Es beſteht aus parallel nebeneinander liegenden dünnen Schnüren von Flachs (Zettel), die aus zwei Fäden zuſammengedreht ſind. Quer durch dieſe Schnüre ſchlingen ſich ähnliche Schnüre von Flachs (Eintrag), je eine von der anderen in einem Abſtande von $^1/_2$ Zoll. Das Ganze bildet zwar nicht ein dichtes, ſtraffes, aber deſſenungeachtet ſehr zähes Geflecht.“ Andere Gewebe ſind wieder viel kunſtvoller und zeigen verſchiedene gefällige Muſter.

Obwohl das Schaf zu den älteſten Hausthieren der Pfahldörfler gehörte, hat man doch keine Wollenzeuge unter ihrer Hinterlaſſenſchaft gefunden. Es folgt aber daraus nicht, daß ſie keine ſolchen beſeſſen haben; vielmehr ſcheint es, daß die Vergänglichkeit der Wolle an dem Fehlen jenes Zeugniſſes Schuld trägt, da wenigſtens die Indogermanen nach linguiſtiſchen Belegen von der früheſten Zeit an neben Linnenzeug auch Wollengewänder zu tragen pflegten. Auch auf dem Salzberg bei Hallſtatt hat man in vielen Hundert Skeletgräbern keine Spur von Wollſtoff angetroffen, obwohl die unverbrannt beſtatteten Leichen, nach der Lage der Fibeln und nach den Gürteln zu ſchließen, ſicher bekleidet geweſen ſind. Die Funde im „Alten Mann" desſelben Salzberges (in den prähiſtoriſchen Schachten) ſind jedoch durch ihre Imprägnirung mit Salz der Fäulniß entgangen, und unter ihnen haben ſich nicht nur Hölzer, Leder, Felle u. dgl., ſondern auch Wollſtoffe in reichlichen Ueberreſten erhalten.

An die Pfahlbauten der Oſtſchweiz, die wir als typiſche Vertreter neolithiſcher Seedörfer vorangeſtellt haben, ſchließen ſich diejenigen Oeſterreichs als gleichalterige Beiſpiele derſelben Gattung vorgeſchichtlicher Wohnſtätten an. Hier hat die Unterſuchung des Atterſees im Salzkammergute Oberöſterreichs eine ganze Reihe ſolcher Stationen ergeben: bei Seewalchen, Kammer, dem Dorfe Atterſee, bei Aufham, Weyeregg und Puſchacher. Stein, Horn, Knochen und Thon bilden auch hier die materiellen Grundlagen der Induſtrie. In Seewalchen ſind zwei Bronzenadeln und zwei Kupferpfriemen gefunden worden. Die Station Weyeregg lieferte zwei bronzene Dolchklingen, daneben aber viele Dutzende von kleinen Meißeln aus Knochen und Hirſchgeweih und von ſpitzen Knochenwerkzeugen. Eine Anzahl gabelförmiger Beininſtrumente wird für Weberwerkzeuge angeſehen. Als Schmuck trug man durchbohrte Schweins- und Bärenzähne, ſowie Perlen aus Kalk und Holz.

In der Gruppe Fig. 108, S. 254, haben wir eine Anzahl typiſcher Fundſtücke aus den Pfahlbauſtationen des Atterſees zuſammengeſtellt. Das rohe Töpfchen mit Buckeln und eingeſtochener Punktverzierung ſtammt aus Puſchacher, der tief ausgehöhlte Reibſtein, die wellenförmig gekrümmte, bronzene Schmucknadel und der kleine kupferne Pfriem aus Seewalchen. Die übrigen Gegenſtände ſind bei Weyeregg ausgebaggert, wir ſehen da: ein großes gabelförmiges Werkzeug aus einem Knochen, das, wie man glaubt, bei der Webearbeit gedient hat, ein bearbeitetes krummes Hirſchgeweihende und einen Flachmeißel aus Hirſchhorn, dann zwei Schmuckſachen: einen durchbohrten Eckzahn vom Bären und eine Schnur Kalkſteinperlen, zwei Hornſteinartefacte: eine flache Klinge (Schaber) und eine Pfeilſpitze, endlich eine bronzene Dolchklinge mit drei Nietlöchern für den Griff.

Das Pfahlwerk am Ausfluſſe des Mondſees erſtreckte ſich über eine Fläche von 3000 Quadratmetern und lag an einer auffallend tiefen Seeſtelle. Unter den Thongefäßornamenten überwiegt die Zickzack- und Halbkreislinie, erſtere mit ſchraffirten Dreiecken, letztere meiſt in mehreren Parallelen auftretend. Von Metallbenutzung zeugen nicht nur die Funde kupferner Beile, Dolche, Pfriemen, Angelhaken und Spiraldrähte, ſondern auch das Vorkommen von Schmelztiegeln mit Kupferreſten. Mancherlei Anderes vom Pfahlbauleben erzählen die Hitzſteine zum Kochen, die Herd- und Eſtrichſtücke, ſowie von Hunden benagte Knochen in der 4 bis 5 Meter unter dem Seeſpiegel liegenden Culturſchicht.

An der Stelle des Laibacher Moores in Krain dehnte ſich einſt ein fiſchreicher See mit waldigen, von Wild wimmelnden Ufern. Hier lag bei dem heutigen Orte Brunndorf eine der merkwürdigſten Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit. Von Stein iſt wohl nicht allzuviel gefunden worden. Es wiederholen ſich auch hier die herkömmlichen Formen des Meſſers und Schabers, der Lanzenſpitze und

hammer und die kleine Pfeil- oder Speerſpitze mit Widerhaken und Nagelloch; aus Bein iſt ein ſpitzer Dolch oder Pfriem mit natürlichem Gelenkende, und aus Feuerſtein eine Lanzenſpitze vorhanden.

Manche Dinge, die in den Schweizer Pfahlbauten der Steinzeit unſer beſonderes Intereſſe erwecken, wie die Gewebereſte und die Baufrüchte, fehlen alſo in den Seedörfern Oeſterreichs. Es iſt möglich, daß ſie nicht wie jene durch Feuer zugrunde gegangen ſind, wodurch das conſervirende Verkohlen der vegetabiliſchen Stoffe entfiel und dieſe der Verweſung anheimfielen. Mit dem Anbruche der Metallzeit mußten die Pfahlbürger das Wohnen über dem Waſſer ſatt bekommen und andere Siedelarten bevorzugt haben. Ungeſucht ſtellt ſich hier der Vergleich mit jenen Geſchlechtern ein, welche in viel ſpäterer Zeit ihre hochgelegenen unbequemen Burgen verließen und ſich behagliche Paläſte und Landſitze im ebenen Land errichtet haben. Aber der Proceß vollzog ſich keineswegs raſch und plötzlich. „Je nach ihrer Stellung in der Völkerreihe," ſagt Hehn (Culturpflanzen und Hausthiere, S. 463), „erhielten die einzelnen Stämme früher oder ſpäter von Süden her bronzene, d. h. durch Miſchung von Kupfer und Zinn gehärtete Meſſer und Schwerter; aber daß dieſe Umwandlung plötzlich geſchehen ſei, wäre eine aller Erfahrung und der Natur widerſprechende Annahme. Es dauerte gewiß Jahrhunderte lang, ehe in Krieg und Jagd, bei Fällung und Spaltung der Baumſtämme, beim Schlachten der Thiere u. ſ. w. die ſteinerne Axt der Concurrenz des bronzenen Meſſers wich und endlich ganz außer Gebrauch kam. Gewohnheit, ererbte Fertigkeit und Uebung, das Beiſpiel der Vorfahren, Mythus und religiöſer Aberglaube, die natürliche Stumpfheit entlegener Naturvölker, dies alles entſchied für das Stein- und Beingeräth, und die einzelnen bronzenen Schwerter, die in das innere Land drangen, werden lange Zeit nichts als Schmuck und Spielzeug der Häuptlinge geweſen ſein."

Mit den Anſichten Derjenigen, welche, von unheilbarer Sucht nach abſoluten Altersbeſtimmungen getrieben, die ſteinzeitlichen Pfahlbauten Oeſterreichs und der Oſtſchweiz in die Periode der römiſchen Republik ſetzen, wollen wir uns hier nicht weiter befaſſen. Wie die Natur den leeren Raum, ſo ſcheinen dieſe Kurzſichtigen die Länge und Ferne der Zeitſtufen zu ſcheuen, zu welchen ſie nun einmal hinabſteigen müſſen, um zur Urgeſchichte zu gelangen. Sie ſeufzen dann über das „ſchrankenloſe Expanſionsverfahren der modernen Prähiſtoriker" (Chr. Hoſtmann) und vergeſſen, daß der pythagoreiſche Satz, der Menſch ſei das Maß aller Dinge, nicht ſo weit Anwendung finden darf, daß man die fernſten Dinge nur in jenen Abſtand rückt, der unſeren geläufigen Vorſtellungen entſpricht. Ein Princip, das in der Kunſt paſſend erſcheint, hat in der Wiſſenſchaft keine Geltung; wir werden ihm mit der gleichen Ablehnung in unſerem nächſten, vom erſten Auftreten der Metalle handelnden Capitel zu begegnen haben.

Auch von den Pfahlbauten nehmen wir vorläufig Abſchied. Wir wollen uns nur merken, daß ein Theil derſelben, in Oeſterreich und der Oſtſchweiz, mit dem erſten ſpärlichen Auftreten des Metalles jählings an dem Ende ſeines Daſeins angelangt iſt. Dieſes plötzliche Abbrechen iſt ſehr bedeutungsvoll und hat den vollen Werth eines hervorragenden geſchichtlichen Ereigniſſes. Offenbar fanden die letzten Inſaſſen dieſer Seedörfer, daß es unter den geänderten Verhältniſſen, welche die reichlichere Zufuhr des Metalles und bald auch die eigene Anfertigung von Metallobjecten mit ſich brachte, beſſer ſei, die alte Wohnart aufzugeben und auf dem trockenen Lande zu wohnen. In anderen Gebieten, namentlich in der Weſtſchweiz, hat der Anbruch der Metallzeit dieſe Wirkung nicht hervorgerufen. Dort blühen die Pfahlbauten auch noch während der Bronzezeit und liefern reichliche und inſtructive Beiträge zur Kenntniß dieſer Periode.

4. Landanſiedelungen.

Kjökkenmöddinger und Pfahlbauten, die beiden charakteriſtiſchen Erſcheinungen der jüngeren Steinzeit, welche wir bisher betrachtet haben, ſtehen in den engſten Beziehungen zum Waſſer, jene zum Meer, dieſe zu binnenländiſchen Seebecken. Jene verdanken dem Nahrungsreichthum der Seeküſte ihre Entſtehung, dieſe beruhten auf der Sicherheit des Wohnens und der Leichtigkeit des Verkehrs, welche der im Waſſer gelegene Pfahlroſt den Anſiedlern gewährte. Beide Formen des Verhaltens der Menſchheit zum flüſſigen Element gehen durch alle geſchichtlichen Zeiten hindurch. Ein Fiſcherneſt wie Chioggia zeigt die höchſte Schwellung des an den baltiſchen Küſten angeſchlagenen Tones, und eine im engen Binnenmeere gelegene Seekönigin wie Venedig iſt gleichſam die erhabenſte Verkörperung der Idee, welche den erſten Pfahlbauern das Beil zur Fällung der Baumſtützen am Seeufer in die Hand drückte. Die Adria iſt ja nur eine Bucht in dem rings umwohnten Seebecken des Mittelmeeres, und es iſt ſpäter wieder eine Zeit angebrochen, in welcher die Schranken der Cultur weit hinausgerückt wurden, und Herrſcherinnen des Mittelmeeres, wie Venedig und Genua, ihre Rolle an andere Heldinnen abtreten mußten, die für eine größere Bühne geſchaffen waren.

Wenn wir uns auf den Höhepunkt ſtellen, den die Glanzzeit Venedigs am Ausgange des Mittelalters bedeutet, ſo ſcheint unſer Blick weit genug zu reichen, wenn er einerſeits auf den gegenwärtigen Verfallszuſtand dieſer herrlichen Stadt, und andererſeits auf die Gründungsperiode derſelben in den Stürmen der Völkerwanderungszeit hinfällt. Und doch hat dieſer märchenhafte Platz, deſſen Erſcheinung einem Traumbild, deſſen Geſchichte einer phantaſtiſchen Dichtung gleicht, uns in jüngſter Zeit noch die Ausſicht auf zwei Jahrtauſende ſeiner vorgeſchichtlichen Vergangenheit eröffnet. Nach unſerem fernen Verweilen an wüſten Kjökkenmöddingern und verſunkenen Pfahlbauten ſcythiſcher Regionen kann kein lehrreicherer Ruhepunkt gefunden werden, als die Stätte, wo Michele Sammicheli den Palaſt Grimani erbaut und Jahrhunderte den Markusdom zu einem heiteren Wunder weſtöſtlicher Baukunſt geſtaltet haben.

Bei der Reconſtruction alter Bauwerke Venedigs iſt man wiederholt auf urgeſchichtliche Ueberreſte geſtoßen. So traf man 4 Meter unterhalb des Fondaco dei Turchi eine Lage ſchlammiger Erde mit Einſchlüſſen aus der römiſchen Kaiſerzeit. Unter dieſer Schlammſchicht lag in der Ausdehnung von 20 Quadratmetern eine 0·15 Meter ſtarke Thonſchicht, die aus vegetabiliſchen Subſtanzen, Meermuſcheln und Fiſchreſten gebildet war. In dieſer Schicht fanden ſich mehrere bearbeitete Hirſchgeweihe, zugeſchlagene Pfeilſpitzen aus Diorit und Kieſel, eine Thonſchüſſel mit emporſtehenden Handhaben, ferner Armringe aus Bronze und andere Kleinigkeiten. Auch bei einer Renovirung des Palaſtes Tiepolo bei Sant' Apollinare wurden in einer Tiefe von 4 Metern große Mengen von bearbeitetem Hirſchgeweih, dann ein mandelförmiges Beil aus ſchwarzem Diorit, ein Bronzekelt und ein Zierſtück aus Bronze aufgefunden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß lange vor dem flüchtenden Feſtlandsvolk, das auf dieſen Inſeln Sicherheit fand, lange vor den römiſchen Dörfern, die ſie dort angetroffen haben mögen, eine neolithiſche Bevölkerung von Fiſchern und Jägern am Canal Grande ihre Wohnſitze hatte.

Neben den Bewohnern der Meeresküſten und der ſtillen Landſeebuchten gab es in der jüngeren Steinzeit auch Menſchen, die zum Waſſer in keinem anderen Verhältniß ſtanden, als daß ſie eine trinkbare Quelle benöthigten, einen Bach oder Fluß, wie er ſich darbot: Höhlen- und Hüttenbewohner, die zum Theil in den Geleiſen ihrer paläolithiſchen Vorläufer zu leben fortfuhren, zum Theil andere, moderne Siedelungsarten bevorzugten. Wir ſchenken zunächſt den Troglodyten der jüngeren Steinzeit unſer Augenmerk.

Der Gebrauch der Höhlen als menſchlicher Wohnſtätten iſt naturgemäß beſchränkt auf jene Gebiete, in welchen zahlreiche günſtig gelegene unterirdiſche Räume gleichſam zur Benutzung einladen. Wie die Beſitzergreifung derſelben durch Thiere früher dem quaternären Menſchen einen lehrreichen Fingerzeig gegeben, ſo hat die Beſiedelung der Höhlen durch ältere menſchliche Generationen dem neolithiſchen Nachfahr als Beiſpiel gedient. In vielen Stücken mußte ſich demnach die Lebensweiſe der diluvialen und der poſtdiluvialen Troglodyten gleichen, in anderer Hinſicht zeigt ſie ſo auffallende Unterſchiede, daß wir den letzteren leicht als einen vorgeſchrittenen Culturmenſchen erkennen. Einfache Menſchen haben noch keine ſo tiefe Grenzlinie zwiſchen Barbarei und Geſittung gezogen, daß ſie ſich gleich von allen Schauern der Wildheit umweht fühlen, wenn ſie in einer Felſengrotte ihr Feuer anzünden und ſich zum Schlaf hinſtrecken. Die Architektur der prähiſtoriſchen Bewohner Europas war nicht ſo glänzend, daß ſie ſich erlauben durften, die von der Natur ſelbſt erbauten Steinhallen zu verſchmähen und mit romantiſchen Empfindungen, wie wir ſie vielleicht hegen, an ihnen vorüberzugehen.

Von beſonderer Bedeutung für die prähiſtoriſche Höhlenforſchung ſind die nordſlaviſchen Länder Oeſterreichs, namentlich das fundreiche Höhlengebiet im devoniſchen Kalk um Brünn in Mähren, dann einige Felſenſpalten Böhmens und die in jüngſter Zeit unterſuchten Grotten der Umgebung von Krakau in Galizien. Dieſe „Höhlenprovinz" iſt zumal darum für die Urgeſchichte von höchſter Wichtigkeit, weil man hier theilweiſe einen directen Uebergang von der älteren zur jüngeren Steinzeit zu erkennen glaubt, weil die Artefacte zu zeigen ſcheinen, daß die höhere Cultur der letzteren hier im Wege einer langſamen, ruhigen Fortentwickelung an die Stelle der paläolithiſchen Incunabeln getreten ſei. Der Faden ſcheint hier nicht, wie in anderen Ländern, gewaltſam abgeriſſen, ſondern beharrlich fortgeſponnen, ſo daß man immerhin denken darf, es ſei hier wenigſtens keine völlige Verdrängung der älteren Einwohnerſchaft, geſchweige denn eine lange Pauſe in der Anweſenheit einer menſchlichen Bevölkerung vorgekommen. Hier hätten wir alſo eine Art Ausfüllung des „hiatus entre le quaternaire et l'actuel", wie G. de Mortillet die klaffende Lücke zwiſchen den beiden von ihm als Magdalenien (jüngſte paläolithiſche) und Robenhauſien (neolithiſche) bezeichneten Culturſtufen nennt.

Als Belege hiefür laſſen wir das Fundinventar einiger Höhlen aus dem erwähnten Gebiete Mährens Revue paſſiren. Die beiden erſteren gehören der diluvialen, die beiden letzteren der actuellen geologiſchen Epoche an.

1. Žitny-Höhle bei Kiritein (paläolithiſch): Bearbeitetes Renthiergeweih, geglättete Knochenwerkzeuge, Knochennähnadeln, Werkzeuge und Splitter aus Bergkryſtall, Meſſer, Schaber und Spitzen aus Hornſtein und Jaſpis. Bernſtein.

2. Byčiskála-Höhle bei Adamsthal (paläolithiſch): Renthiergeweih und Knochen bearbeitet, Knochennähnadeln, Knochenahlen, Meſſer, Spitzen und Späne aus Hornſtein, Jaſpis und gemeinem Quarz.

3. Pekarna oder Diravica bei Mokrau (neolithiſch): Zerſchnittenes Renthiergeweih, Lanzen- und Pfeilſpitzen aus Renthierhorn, mehrzackige Harpunen aus demſelben Material, Knochennadeln. Allerlei Schmuckſtücke aus Knochen, Muſcheln, Zähnen, Elfenbein, Bernſtein. Topfſcherben mit verkohlten Speiſereſten; Thonnäpfchen; Spinnwirtel. Bergkryſtall roh und zugeſchlagen. Meſſer, Spitzen und Schaber aus Hornſtein; fein zugeſchlagene Pfeilſpitze aus Jaſpis. Feuerſteinwerkzeuge mit Handgriffen aus Horn oder Knochen. Meſſer, Schaber und Spitzen aus Hornſtein.

Dieſe Fundliſten zeigen in denkbar kürzeſter Form den Fortſchritt und die Bereicherung der menſchlichen Cultur in einem engbegrenzten Gebiet. Von ſtarken äußeren Anſtößen zeugt nur die Fauna: in der Pekarna beſteht ſie aus Rind, Ziege, Schwein, Pferd (von wilden Thieren Fuchs und Schneehaſe), in der Vypuſtekhöhle kommt noch die Hauskatze dazu. Die Thongefäße, welche wir unbedenklich als die älteſten uns erhaltenen Typen anſehen dürfen, ſind entweder ganz kleine Näpfchen, Nachahmungen der aus dicken Knochen oder Geweihſtücken geſchnitzten Näpfe einer früheren Periode, oder plumpes Geſchirr mit Punkt- oder Strichreihen verziert und mit kleinen Henkeln oder durchbohrten Anſätzen verſehen. Die Außenflächen der Töpfe ſind entweder mit dem Spatel geglättet oder abſichtlich mit den Fingern gerauht. Natürlich iſt alles Freihandarbeit aus ſchlecht geſchlemmtem Thon. Beſonders charakteriſtiſch ſind bombenförmige Gefäße mit nach innen gewölbtem Rand und nabelförmigen Anſätzen, recht vierſchrötige Töpfe, deren Verzierung in auf und ab ſteigenden Reihen von Eindrücken mit den Fingerſpitzen beſteht. Ein anderes Muſter, das in dieſen Höhlen, aber auch in offenen Landanſiedelungen Niederöſterreichs und Mährens meiſt an feingeglätteten ähnlich geformten Töpfen vorkommt, und das ich der früheſten neolithiſchen Periode zurechnen möchte, beſteht in auf und ab ſteigenden einzelnen Linien, auf welchen ſich theils an den Enden, theils in der Mitte, wie Notenköpfe, ſpärliche Punkte angereiht finden. Sehr große, plumpe und rauhe Vorrathsgefäße zeigen auch einen kurzen Hals mit ausladendem Rande, wie die ſpäteren Urnen der Bronzezeit. Die Zahl der eingegrabenen Ornamentmotive, Anſatz- und Henkelformen iſt bei aller Einfachheit nicht ganz gering.

Als weiteres Beiſpiel einer neolithiſchen Höhlenwohnung führe ich die Thereſienhöhle im Hirſchpark zu Duino bei Monfalcone im Küſtenlande Oeſterreichs an. Ihr Inventar beſteht aus folgenden Objecten: Meſſer und Schaber aus Hornſtein; fein zugeſchlagene Pfeilſpitzen aus Stein; querſchneidige Pfeilſpitzen (dieſe Specialität kommt auch in den Kjökkenmöddingern und in den künſtlichen Grabgrotten der Champagne vor), Schleif- und Klopfſteine, Schaber aus Eberzähnen, Knochenwerkzeuge, Beinſpatel mit Oehr, viele Beinpfriemen, benutztes Hirſchgeweih, Obſidian, geſchliffene Steinmeißel, ein Meißelchen aus Kupfer, Spinnwirtel, Thonſiebe, thönerne Becher mit Fuß, Näpfchen, flache, thönerne Zierſtücke, ein Thonſtempel mit geometriſchem Ornament, Hundezähne und Auſternſchalen als Anhängſel, Röthel, fein verzierte, ſogar bemalte Thongefäße neben plumpem, wenig decorirtem Geſchirr. Die eingegrabenen Ornamente erinnern an die Verzierungen der Töpfe in neolithiſchen Pfahlbauten (Laibacher Moor). Die Fauna beſteht aus: Rind, Schwein, Hirſch, Ziege, Torfhund (Canis palustris, Rütimeyer), dann der Ortslage gemäß aus einer langen Reihe mariner Konchylien, deren Ueberreſte theils vom Mahl zurückgeblieben ſind, theils auch als Körperſchmuck gedient haben mögen.

In der Maszycha-Höhle bei Ojców unweit Krakau in Galizien liegt eine Uebergangsſchicht mit geſchnitzten und gravirten Beinſachen, aber ohne Topfſcherben und Hausthierknochen, unmittelbar unter einer charakteriſtiſchen, neolithiſchen Culturſchicht mit zugeſchärften Knochen, abgeſchnittenen und durchbohrten Hirſchgeweihſtücken, Spinnwirteln und roh verziertem Thongeſchirr. Die polniſchen Höhlen in dem Juragebirgszuge zwiſchen Krakau und Czenſtochau ſind namentlich dadurch berühmt geworden, daß ſich in ihnen unter anderen zahlloſen Objecten aus Bein und Horn (Pfriemen, Nähnadeln, Weberſchiffchen, Anhängſeln u. ſ. w.) namentlich primitive menſchliche und Thierfiguren, rund in Knochen oder Kalkſinter geſchnitzt, gefunden haben. Es iſt immer eine mißliche Sache um die prähiſtoriſche „Plaſtik“, zumal wenn ſie in älteren Perioden auftreten ſoll. Einerſeits iſt ſie nie recht vor dem Verdacht der Fälſchung ſichergeſtellt — und dieſe kränkende Annahme iſt auch den neolithiſchen Statuetten Polens nicht erſpart geblieben — andererſeits iſt es ein recht zweifelhafter Gewinn für die Wiſſenſchaft, wenn ſich ja einmal unwiderleglich herausſtellt, daß da oder dort wirklich unförmliche Zerrbilder der Menſchen- oder Thiergeſtalt, Anfänge, die zugleich das Ende in ſich ſchließen, ans Licht getreten ſind. Es fehlt dann nie an hoffnungsvollen Gemüthern, welche dieſe Dinge untereinander in Vergleich ſetzen und das grenzenlos Rohe, weil es überall dieſelben Züge zur Schau trägt, als Anhaltspunkte zur Aufſpürung geheimnißvoller Beziehungen benutzen. So iſt man mit den polniſchen Männchen und Thierchen bis nach Oberitalien hinab, und bis an die Oſtſee hinauf gegangen, um ſie mit ihren vermeintlichen Verwandten zu confrontiren. Ich gebe gerne zu, daß es eine dem Menſchen auf der kunſtloſen Vorſtufe ſeines geſchichtlichen Daſeins nachbildungsweiſe erreichbare Grundform der lebenden Geſtalt giebt, und dieſe wurde in der jüngeren Steinzeit an verſchiedenen Ecken und Enden Europas zur glücklichen Erſcheinung gebracht. Mehr vermag ich dieſen ſo gerne geſehenen Zeugen nicht abzufragen. Die ähnlichen, rund gearbeiteten Figuren aus der Diluvialzeit fallen unter denſelben Geſichtspunkt.

Ein anderes gut unterſuchtes Höhlengebiet Mitteleuropas iſt das der fränkiſchen Schweiz zwiſchen Baireuth und Bamberg in Bayern. An den Flüſſen und Bächen, welche die Thäler des fränkiſchen Juraplateaus durchrieſeln, ſtreiften ſchon die Troglodyten der Quartärzeit und ſtellten mit ihren armſeligen zugeſchlagenen Steinwaffen dem Höhlenbären und der Höhlenhyäne nach. Aber auch die jüngere Steinzeit ſah hier eine menſchliche Bevölkerung, welche den Hirſch und das Reh, den Eber und den Biber jagte und außerdem noch Rinder, Pferde, Hunde beſaß oder benutzte. Dieſe Menſchen, Zeitgenoſſen der älteſten Pfahlbauern, gewannen des Lebens Nothdurft auf gleiche Art wie dieſe, und kannten dieſelben Fertigkeiten einer beſtimmten Cultur: das Glätten der Steine, das Weben und Flechten, die Töpferei, den Anbau gewiſſer Feldpflanzen. Der Wildreichthum ihrer anmuthigen Umgebung verſchaffte ihnen nicht nur leckere Fleiſchkoſt in Hülle und Fülle, ſondern auch reichliches Material zu Schnitzereien in Horn und Knochen. Namentlich Hirſchgeweih finden wir wieder ſehr beliebt zur Anfertigung von Nadeln, Pfriemen, Dolchen, Pfeilſpitzen und größeren Inſtrumenten. Große Nadeln und Dolche machte man auch aus den falſchen Rippen vom Pferd. Ob dieſes Thier gezähmt war, iſt nicht mit Sicherheit zu ermitteln; doch ſcheint es ſo, da die Knochen bloß von alten Individuen herſtammen. Pferde- und Hundezähne trug man als Anhängſel. Eberhauer dienten als Meſſer. Wenigſtens einige Stationen laſſen als wahrſcheinlich erkennen, daß man Rind, Pferd, Schaf und Hund als Hausthiere beſaß.

Die Steinſachen ſind äußerſt dürftig an Zahl und Beſchaffenheit. Nuclei, Schaber und Meſſerchen ſind aus Hornſtein und geradezu von winzigen Dimenſionen. Dennoch wurde mit den letzteren alle Schnitzarbeit in Horn und Knochen ausgeführt, wie man an den Schnitt- und Schabſpuren deutlich erkennt. Zu den geſchliffenen Steinſachen nahm man Gerölle aus dem Fichtelgebirge und fertigte daraus die gewöhnlichen Meißel und Flachbeile. Charakteriſtiſch für dieſes Fundgebiet ſind Flachbeile, die in der Mitte der Breitſeite zur Aufnahme eines Stieles durchbohrt ſind und vielleicht als Ackerwerkzeuge gedient haben, ferner eigenthümliche Meſſer mit ſchräger Schneide aus flachen Schieferſtücken, vielleicht Lederſchneidemeſſer. Solche Meſſer kommen auch aus Knochen vor; mitunter ſind ſie am unteren (Griff-) Ende zum Anhängen durchbohrt.

Aus Knochen ſchnitzte man Harpunen, löffel- und gabelförmige Werkzeuge, Nadeln u. dgl., meiſt am Ende durchbohrt; manche Objecte ſind auch mehrfach, zuweilen mit einer ganzen Reihe von Löchern beſetzt, ſo daß ſie wie Beſchläge ausſehen. Groß iſt die Zahl der Pfeilſpitzen, welche mannigfache, in den einzelnen Höhlen verſchiedene Formen zeigen; ſie ſind, wie die Lanzenſpitzen, meiſt aus den koniſchen Enden der Hirſchgeweihzacken verfertigt und für verſchiedene Arten des Anbindens oder Aufſetzens auf den Pfeilſchaft vorbereitet. Beim Anblick dieſer primitiven Waffenbeſtandtheile ſtaunt man darüber, daß es mit ſo unvollkommenen Geſchoſſen möglich war, eine ſolche Menge edlen Wildes zu erlegen.

Während der bogenbewehrte Schütze durch Gebüſch und Wälder ſchlich, der Fiſcher im kleinen Kahne vorſichtig dem Flußrande entlang hinfuhr, um mit ſeiner knöchernen Harpune größere Lachsforellen, Biber oder Fiſchottern zu ſpießen, wirkten fleißige Hände in der Höhlenbehauſung an Netzen und Gewändern, die ſie mit knöchernen Häkelnadeln ſtrickten und mit knöchernen Weberſchiffchen an dem ſenkrechten Webſtuhl zu fertigen wußten. Thönerne, beinerne und hörnerne Spinnwirtel ſind neben Knochennähnadeln und thönernen Webſtuhlgewichten häufig in dieſen Höhlen gefunden worden.

Auch den Schmuck fertigte man zum Theil aus Horn und Knochen. Bemerkenswerth ſind einige durchbohrte, runde, ſechseckige oder oblonge Platten aus Stein und Bein, welche mit vertieft geſchnittenen geradlinigen Ornamenten verſehen ſind. Röthel zur Hautmalerei kommt daneben vor, wie in den diluvialen und neolithiſchen Höhlenwohnungen Oeſterreichs. Die Thongefäße ſind kleine, aus einem Klumpen Lehm durch Aushöhlung geformte Näpſchen, wie ſie auch in den mähriſchen Höhlen der jüngeren Steinzeit auftreten, oder größere Gefäße, die man nach dem Zeugniß der ungeſchwärzten, mit deutlichen Flechtwerkabdrücken überzogenen Außenſeite innerhalb einer geflochtenen Form zu bilden und zu brennen pflegte. Die Flechtform beſtand aus Binſen oder Carexſtengeln und wurde innen mit Lehm bis zur gewünſchten Stärke ausgekleidet. Beim Brennen ging ſie zugrunde, verhinderte aber die Rauchſchwärzung der Außenſeite. Man fertigte Töpfe, flache Schalen und tiefe Schüſſeln aus Material von ſehr verſchiedener Feinheit.

Die fränkiſchen Höhlenfunde bilden eine ſehr beachtenswerthe geographiſch abgeſchloſſene Specialität innerhalb des großen neolithiſchen Culturbildes. Für jede ſolche Varietät iſt zum weſentlichen Theile die Beſchaffenheit des Bodens, auf welchem die Anſiedelungsgruppe lag, als Erklärerin maßgebend. Doch zeigen ſich andererſeits hinlängliche Analogien mit anderen Fundorten, um für das Maß der Heranziehung der Bodenproducte den Menſchen und ſeine jeweilige Eigenart, alſo die Zeit, die relative Culturperiode verantwortlich zu machen. Dieſe fränkiſchen Horn- und Knochenſachen mit dem im Hintergrunde ſtehenden Agens des ſcharfſplitterigen Hornſteines vertreten die gleiche, von der neolithiſchen Cultur der Schweizer Pfahlbauten etwas abweichende, ihr gegenüber ziemlich rüde, vom Ackerbau faſt unberührte Stufe, wie die chocoladebraunen Fundmaſſen aus dem Laibacher Moor und die weißlichen, angeſinterten Objecte aus den mähriſchen Höhlen der jüngeren Steinzeit. All das ſtammt im Großen und Ganzen aus derſelben Periode und iſt, unter local verſchiedenen Exiſtenzbedingungen, von denſelben Menſchen, deren Abſtammung und Zunge wir nicht kennen, gemacht.

Es iſt müßig, in beliebter Weiſe zu recapituliren und zu ſagen: jene Menſchen hatten Dies und Das, und Jenes hatten ſie nicht. Es giebt ja ſo Vieles, was ſie beſtimmt beſaßen, und deſſen Farbe und Geſtalt wir abſolut nicht kennen. Ich ſage das nur, damit der Leſer nicht etwa glaubt, wir ſeien ganz glücklich und zufrieden, zu wiſſen, daß hie und da ein paar Hundert Menſchen oder ein paar

Tauſend Menſchen ohne Kenntniß der Metalle und der Töpferſcheibe, aber doch ſchon mit Hausthieren und gewiſſen nicht zu verachtenden Praktiken, ihr kümmerliches Daſein friſteten. Leider ſteht es ſo, daß wir heute nicht viel mehr von ihnen ausſagen können; aber wir ſind weit entfernt, darüber ein Triumphlied anzuſtimmen und — wie es in populären Darſtellungen von halben oder ganzen Laien ſo häufig geſchieht — ſtolz zu ſagen: Nun haben wir auch das herausgebracht! Die Prähiſtorie gleicht in dieſer Beziehung noch einigermaßen den römiſchen Knaben aus guten Häuſern, welche den latus clavus, den ſenatoriſchen breiten rothen Streifen am Saume ihres Mantels trugen, bis ſie beim Eintritt in das öffentliche Leben beſcheidentlich die Toga mit dem engeren Streifen anlegten.

Der Pfahlbau und die bewohnte Höhle ſind im gewiſſen Sinne die beiden Grundtypen menſchlicher Behauſungsart in den prähiſtoriſchen Zeitläuften. Wir haben es mit Variationen derſelben zu thun, wenn wir die Landanſiedelungen der jüngeren Steinzeit in ihren weiteren Erſcheinungsformen verfolgen. Dieſe Formen ſind diejenigen der (meiſt auf Pfählen etwas über dem Erdboden erhabenen) Holzhütte und der in die Erde gegrabenen Wohnmulde.

Zur Reconſtruction der erſteren liegen uns nur wenige Behelfe vor. Dennoch muß ſie eine außerordentlich weite Verbreitung gehabt haben, und man wird in den auch heute dichter bewohnten Gegenden Mitteleuropas kaum eine Tagereiſe haben zurücklegen können, ohne eine oder mehrere Gruppen ſolcher Hütten anzutreffen. Dieſe Ueberzeugung ſchöpfen wir aus den vielen, neben rohen Topfſcherben und Artefacten aus Stein, Horn und Knochen erhaltenen Flechtwerk- und Langholzabdrücken in gebranntem Lehm, welche ſicherlich von der Wandverkleidung ſolcher Hütten herrühren.

Wenn die Wohnhütten der Pfahlbauten erhalten wären, würden ſie uns ſicher Modelle aller gebräuchlichen Arten von Feſtlandhütten überliefert haben; denn zweifellos baute man auf trockenem Boden nicht anders, als über dem gezähmten Waſſerſpiegel. Es ſcheint, daß es unter den Pfahlbauhütten ſowohl runde als viereckige gegeben habe. Eine der letzteren haben wir oben kennen gelernt. Im Uebrigen ſchreibt F. Keller über die Form der Pfahlhütten: „So viel iſt gewiß, daß die Wände derſelben aus ſenkrecht geſtellten, mit Ruthen durchflochtenen Stangen beſtanden, und daß zur Abhaltung von Wind und Regen die Innen- und Außenſeite dieſes Flechtwerkes mit einer 2 bis 3 Zoll dicken Schicht von Letten beſchlagen wurde. Daß der Kreis die Grundform vieler Hütten war, iſt unzweifelhaft.“ Und weiter: „Auf dem Wohnboden innerhalb der Hütte wurde ebenfalls Letten ausgebreitet, welcher eine Art Eſtrich und einen guten Verſchlag nach unten bildete. In der Mitte der Hütte befand ſich ein aus rohen Sandſteinplatten verfertigter Herd. Das Dach, welches bei den runden Hütten eine koniſche Form hatte, beſtand ohne Zweifel aus Baumrinde, Stroh und Binſen, wovon ſich Ueberreſte an mehreren Orten im Schlamm erhalten haben.“

Zum Studium der Geſchichte des alteuropäiſchen Hauſes hat man auch die ſogenannten „Hausurnen“ herangezogen, Thongefäße, welche die Form der irdiſchen Menſchenwohnung nachahmten, und welche dazu beſtimmt waren, die Brandaſche Verſtorbener aufzunehmen. Solche Urnen wurden in Dänemark, Deutſchland und Italien gefunden; ſie zeigen manche Verſchiedenheit in der Form, ſind aber ſtets mit einer viereckigen, durch eine quere Verſchlußſtange von außen zu ſichernden Thüröffnung verſehen. Die Hausurnen Latiums (Gräberfeld von Alba Longa) ſtellen nach Helbig rundliche Hütten dar, deren Wände man ſich aus Lehm, Reiſig oder anderen vergänglichen Stoffen hergeſtellt denken muß. „Das Dach ſcheint aus Lagen von Stroh oder Rohr beſtanden zu haben und wird durch Rippen zuſammengehalten, die in der Wirklichkeit offenbar aus Holz gearbeitet waren. Es entbehrt des für das ſpätere italiſche Wohnhaus bezeichnenden Compluviums" (der Licht-, Rauch- und Regenöffnung für den Kochherd und die im Innern befindliche Ciſterne). „Vielmehr diente, um das Licht in den inneren Raum herein- und den Rauch aus demſelben herauszulaſſen, die Thüröffnung und außerdem bisweilen eine kleine dreieckige Luke, welche einige dieſer Aſchengefäße an dem vorderen wie an dem hinteren Abfall des Daches erkennen laſſen."

Wir ſind mit Liſch (und neuerdings Schrader) der Anſicht, daß die italiſchen und die deutſchen Hausurnen ſelbſtſtändige Schöpfungen der beiden Völkergruppen vorſtellen und den aus der Urzeit ererbten Typus der europäiſchen Hütte zum Ausdruck bringen. Auch hinſichtlich der deutſchen Hausurnen meint Liſch, daß die rundliche Form derſelben die urſprüngliche geweſen ſei und daß ſie überhaupt in ihrer mannigfachen Bildung die Entwickelung des alten Wohnhauſes darſtellen. Die älteſte Form dürften jene wiedergeben, welche die Thür im Dache haben, wie es bei rohen Völkern zuweilen vorkommt. Vorgeſchrittenere runde Urnen haben die Thür an der Seite, und eine Form, welche nach Liſch das letzte Ergebniß dieſes Proceſſes zeigt, ſtellt uns ein viereckiges Haus mit hohem ſteilen Strohdach, „ein überraſchendes Vorbild der jetzigen geringen Landhäuſer" vor Augen. Die Barbarenhäuſer auf der Siegesſäule Marc Aurel's in Rom ſind runde, ſtrohgedeckte Hütten ohne Fenſter und mit ſchmalen, hohen Thüröffnungen, gleichen ſonach der zweiten Form der Mecklenburgiſchen Hausurnen.

Von den Hausurnen iſt nur ein Schritt zu den Tholosbauten der griechiſchen Vorzeit, den runden Kuppelgräbern von Mykenä, Orchomenos, Menidi u. ſ. w., welche man wohl mit Grund als koloſſale Nachbildungen einer uralten Form der menſchlichen Wohnung betrachtet hat. Wir haben aber auch directe literariſche Zeugniſſe für die Rundform des Hüttenbaues bei vorgeſchichtlichen Völkern Mitteleuropas. So ſchreibt Strabo von den Belgen: „Ihre Häuſer machen ſie geräumig aus Brettern und Weidengeflecht, kuppelförmig (θολοειδεῖς) mit einem hohen Dach." Dieſes keltiſche Volk trieb mit beſonderem Erfolg die Schaf- und Schweinezucht, ſchlief auf der Erde und nahm, auf Pölſtern ſitzend, ſeine aus Milch und Schweinefleiſch beſtehende Nahrung zu ſich. Den Ausgangspunkt der runden Hüttenform darf man wohl in dem Filzzelt des Nomaden erblicken. Wenn ſich dieſer Typus im Tempelbau bei den Römern erhalten hat, ſo ſpricht auch das für die unauslöſchliche Ehrwürdigkeit und das hohe Alter desſelben.

Neben der Rundhütte, die wir uns häufig auf Pfählen mit ihrem Boden über der Erde erhoben denken müſſen, gab es eine andere Art runder Wohnbauten, wobei der Erdboden theilweiſe oder ganz zur Wandbereitung herangezogen wurde. Das ſind die halb oder völlig unter der Erde liegenden Grubenwohnungen, über welche uns einige werthvolle Schriftſtellerzeugniſſe erhalten ſind.

Vitruv beſchreibt den Hüttenbau der barbariſchen Völker des Alterthums mit folgenden Worten: „Zuerſt errichtete man Gabelhölzer (furcae, vgl. die Illuſtration 37 auf S. 129), flocht Reiſer dazwiſchen und bekleidete die Wände mit Lehm. Darauf trockneten Einige Lehmſtücke und erbauten davon mittelſt Fachwerkes Wände, welche ſie zum Schutz vor Regen und Sonnenhitze mit Schilf und Laube bedeckten. Als aber nachmals während des Winters dieſes flache Dach den Regen nicht abhielt, errichteten ſie Giebel (fastigia), überzogen dieſe mit Lehm und leiteten, indem ſie die Dächer ſchräg machten, die Traufe ab."

„Daß die erſten Gebäude wirklich den hier angegebenen Urſprung gehabt haben mögen, läßt ſich daraus abnehmen, daß noch heutigentags bei auswärtigen Völkern die Häuſer aus ſolchen Stoffen erbaut werden; ſo in Gallien, Spanien, Luſitanien, Aquitanien .... Die Phrygier hingegen, welche in Ebenen wohnen, wo an Wäldern Mangel iſt, wählen natürliche Hügel, höhlen dieſe im Mittel aus, graben Eingänge (itinera) hinein und geben dem inneren Raume ſo viel Ausdehnung, als es immer die Beſchaffenheit des Ortes zuläßt. Oben darüber errichten ſie aus verbundenen Pfählen eine Kegelſäule (meta), welche ſie mit Stroh oder Schilf decken und mit Erde überhäufen. Bei dieſer Einrichtung ihrer Häuſer wohnen ſie im Winter ſehr warm, im Sommer angenehm kühl.“

Auch andere Völker Kleinaſiens hatten im Alterthum ſolche Wohnungen. In Armenien traf Xenophon einen Volksſtamm, von welchem er ſchreibt: „Seine Behauſungen waren unter der Erde, am Eingang eng wie ein Brunnenloch, nach unten aber geräumig. Die Eingänge fürs Vieh waren durch einen Graben hergeſtellt; die Menſchen aber ſtiegen auf Leitern hinunter.“

Für die Germanen bezeugt Tacitus die doppelte Art der Behauſung: lehmverkleidete Hütten und Wohngruben. Er ſagt: „Bruchſteine und Ziegel gebrauchen ſie nicht, ſondern ungeſchlachte Baumaterialien, die weder Anſehen noch Schönheit haben. Doch ſtreichen ſie einige Stellen ſorgfältig mit feinem und glänzendem Thone an, ſo daß es ausſieht, wie Malerei und Farbenſtreifen.“

„Sie pflegen auch Gruben in der Erde auszuhöhlen und die Oeffnung oben mit vielem Miſt zu belegen, als Zuflucht im Winter und zur Aufbewahrung der Früchte, weil ſich da die ſtrenge Kälte mildert und der etwa einbrechende Feind, wenn er das flache Land plündert, das in der Tiefe Verborgene nicht kennt oder, wenn er es ſucht, nicht findet.“

In Erdlöchern, beim Feuer hauſend, dachte ſich auch der Dichter der Georgica die nordiſchen Völker Europas.

> „Aber der Scythe verlebt tief unter der Erd' in gegrabnen
> Höhlen geruhig die Zeit, und geſchichtete Klötze mit ganzen
> Ulmen zum Herde gewälzt wirft er in die Flamme, verbringt dort
> Spielend die Nacht. Zum Gelag nachbildet er Rebengetränke
> Fröhlich aus gährendem Saft und ſäuerlich ſchmeckendem Spierling.“

Solche Grubenwohnungen kennt man nun aus Mittel- und Nordeuropa ſchon in zahlloſen Beiſpielen und hat ſich durch Funde überzeugen können, daß ſie bis in die jüngere Steinzeit zurückreichen. Zuerſt wurden ſie ſchon vor drei Jahrzehnten in Mecklenburg ſtudirt. An einem halben Hundert guter Beiſpiele erkannte man den kreisförmigen Grundriß der 1·60 bis 1·70 Meter tiefen Wohngrube, auf deren Grund ſich neben Herdſteinen und Kohlen namentlich zahlreiche Topfſcherben, zerſchlagene Thierknochen und Steinwerkzeuge fanden. Die ſüdbayeriſchen Wohngruben ſind ebenfalls kreisrund und, bei einem Durchmeſſer von 11 bis 15 Metern, 2 bis 4 Meter tief. Unten ſind ſie keſſelartig ausgebaucht, das Dach lag über der Erde auf niederen Pfählen. Andere ſind in der Tiefe trichterförmig erweitert. Man kennt ſolche unterirdiſche Hauslöcher jetzt in Deutſchland, Oeſterreich-Ungarn, in Frankreich, der Schweiz und England. Theilweiſe wurden dieſelben gewiß gleichzeitig mit den älteſten Pfahlbauten angelegt und bewohnt. Namentlich in Niederöſterreich nördlich der Donau, ſowie in den angrenzenden deutſch-ſlaviſchen Kronländern Oeſterreichs ſtammt die große Maſſe der neolithiſchen Funde aus ſolchen und ähnlichen Wohngruben, welche von eifrigen Localforſchern zu zahlreich conſtatirt ſind, als daß man eine Aufzählung auch nur der wichtigſten Fundorte verſuchen könnte.

Wir geben vielmehr aus dieſem uns näher bekannten Gebiete eine Liſte der gewöhnlichſten neolithiſchen Fundſtücke, die faſt ausſchließlich von ſolchen Land-

reichs. Gut gearbeitete Steinbeile, die undurchbohrten an nordiſche Funde erinnernd, die durchbohrten häufig von beſonderer Wucht und Größe. Viel bearbeitetes Hirſchgeweih; zahlreiche Webſtuhlgewichte. Anhängſel aus Stein und Eberzahn. Stein- und Knochenartefacte ſonſt wie überall.

Niederöſterreich. Hier iſt namentlich das für eine prähiſtoriſche Bevölkerung anziehende Gebiet nördlich der Donau, in welchem bereits Jägerſtämme der paläolithiſchen Zeit viele Spuren ihrer Anweſenheit in Höhlen und Lößſchichten zurückgelaſſen haben, überreich an neolithiſchen Landanſiedelungen, an Wohngruben, Hüttenreſten und Funden aller Art. Die Umgebung der Städte Horn und Eggenburg iſt ein claſſiſcher Boden für das Studium der jüngeren Steinzeit und ihres typiſchen Hausrathes. Außer den ſchon mehrfach genannten Formen findet man da: viele fein zugeſchlagene Hornſteinpfeilſpitzen mit und ohne Widerhaken; Sägen, Schaber und Meſſer aus Stein; zahlreiche kleine polirte Beile von dreieckiger Grundform; Hammerbeile und viele Bohrzapfen von ſolchen; Klopfſteine; Löffel mit Stielröhre, Siebe, Perlen, Wirtel und Gefäße aus Thon; Wandlehm von Reiſighütten.

Das Viertel unter dem Manhartsberge, der nordöſtliche Theil Niederöſterreichs, glänzt in mehreren privaten und öffentlichen Sammlungen Wiens durch ſeinen Reichthum an großen, manchmal rieſigen Gefäßen, deren Bruchſtücke ſich oft in reſtaurirbarem Zuſtande in Wohngruben der jüngeren Steinzeit (oder der erſten Metallzeit; es iſt das meiſt nicht ganz ſtreng zu trennen) gefunden haben. Kleinere Gefäße von ſingulären Formen ſind zuweilen an der Außenſeite dicht mit ſpitzigen Warzen überzogen. Zahlreich finden ſich Reſte bombenförmiger, linear verzierter Töpfe, wie in den neolithiſchen Höhlen Mährens, vielleicht die einzigen, bei welchen die nähere Zeitbeſtimmung keinem Zweifel unterliegt. Roth und weiß bemalte Prunkgefäße (Schüſſeln) ſind ebenfalls nahe Verwandte mähriſcher Funde. Charakteriſtiſch ſind körbchenförmige, oben und unten offene Thonſiebe von unklarer Beſtimmung, wie ſie auch in Ungarn (Lengyel) gefunden worden ſind. An manchen Orten ſteht die Gefäßdecoration derjenigen aus Schweizer Pfahlbauten nahe. Aus Thon findet man noch viele Wirtel, Löffel oder Lampen, glockenförmige Anhängſel. Stein und Knochen ſind wie überall in dieſem Ländergebiet vertreten; außerdem durchbohrte und geglättete Metatarſen vom Pferd als Schlittknochen zum Eislaufen. Reichliche Verwendung hat auch das Hirſchgeweih gefunden.

Die Abbildung 112, S. 268, vereinigt in einer Gruppe Gegenſtände aus verſchiedenen, untereinander nahe verwandten und enge zuſammengehörigen Fundorten des Viertels unter dem Manhartsberge in Niederöſterreich. Die Mehrzahl derſelben (eine große, ſtark benutzte Mahlſteinplatte, ein Stößel oder Quetſchſtein, mittelſt welchem die Körner auf ſolchen Platten zerrieben wurden, ein Thonwirtel, dann die drei kleineren Objecte im Vordergrunde: ein Feuerſteinſpan, ein Glättwerkzeug aus einer Rippe und ein kleiner Bronzedolch mit drei Griffnieten, ſowie ein kantiger Bronzepfriem weiter rückwärts) ſtammen vom Haslerberge bei Schotterlee, einem guten Beiſpiele der Höhenbeſiedelung unſerer neolithiſchen Ahnen, an welchem man zugleich erkennt, wie ſich das Metall mit zerſtreuten Vorboten unter die Maſſe der jüngeren Steinzeitfunde eindrängt. Aus Dürnſtein bei Krems iſt die große ſchwarze Steinaxt mit verhältnißmäßig dünnem Bohrloch; aus Glaubendorf bei Kirchberg am Wagram ſtammt der viereckig durchbohrte Hirſchhornhammer, und aus der Gegend von Horn ein fragmentirter Thonlöffel. Sämmtliche Gegenſtände befinden ſich in der prähiſtoriſchen Sammlung des k. k. Hofmuſeums zu Wien.

Niederöſterreich ſüdlich der Donau iſt viel ärmer an neolithiſchen Anſiedelungen; in Schwechat bei Wien, in der Umgebung von Göttweig und an einigen anderen Orten ſind jedoch ganz dieſelben Funde gemacht worden, wie im Norden

bung der Orte, wo ſolche fleißige Perſonen ſeßhaft ſind, zu dichten Maſſen gruppiren, während andere Gebiete, welche gewiß nicht ärmer ſind, leer und weiß bleiben. Das betrifft ebenſowohl einzelne Gegenden innerhalb der beſſer erforſchten Culturländer, als ganze Länder und Ländergruppen innerhalb eines Welttheiles wie Europa.

So erhebliche Beiträge zum Culturbild der neolithiſchen Periode von den Alpenländern Oeſterreichs durch Pfahlbaureſte geliefert werden, ſo wenig verlautet von gleichalterigen Landanſiedelungen aus dieſem weiten Gebiet. Die Steiermark hat in einiger Anzahl flache, namentlich aber dicke, durchbohrte Steinbeile und glatte, als Hämmer durchbohrte Geſchiebe geliefert. Gleiches gilt von Oberöſterreich, Kärnten, Krain.

In Oberöſterreich verdient aber ein Punkt Beachtung, der vielleicht in Beziehung zu den nahegelegenen Pfahlbauten ſtand. Es iſt dies der mehrfach umwallte Götſchenberg an der Einmündung des Mühlbach in das Salzachthal, wo in großer Zahl fertige und unfertige Steinbeile, zumeiſt aus Serpentin, dann Abfallmaterial von der Werkzeugfabrication, Thongefäße gleich jenen in den Pfahlbauten, Klopf-, Schleif- und Mahlſteine, Feuerſteinſplitter und Thierknochen gefunden wurden. Hier wurde eine offenbar über den eigenen Bedarf hinausgehende Erzeugung von polirten Steinwerkzeugen betrieben, und da ſich in den Pfahlbauten des Mond-, Atter- und Traunſees faſt keinerlei Anzeichen einer dort anſäſſigen Steinmanufactur gezeigt haben, ſo erſcheint es ziemlich glaubhaft, daß jene Pfahldörfler ihre flachen und durchbohrten Steinbeile aus ſolchen umwallten Landanſiedelungen, vielleicht geradezu von derjenigen auf dem Götſchenberge, bezogen haben. M. Much, der dieſe Idee vertritt, hat auch darauf hingewieſen, daß das Beilmaterial in der Zone der oberöſterreichiſchen Pfahlbauten, die zwiſchen dem Kalkſtein- und dem Flyſchgürtel der Voralpen liegen, ein ortsfremdes iſt, da es aus dem Urgebirge ſtammt, woher es von der Salzach in Menge mitgeführt und auf den Schuttbänken des Fluſſes abgelagert wird.

Gut unterſuchte neolithiſche Anſiedelungen ſind eine Seltenheit; doch haben wir aus den letzten Jahren einige muſterhafte Ausgrabungen ſolcher Siedelſtätten in Böhmen (Gebiet der Uslawa, eines Nebenfluſſes der Beraun bei Pilſen) zu verzeichnen. Wir führen nur einige der Hauptergebniſſe an. Die Wohnplätze von Bzy und Lopata bei Stiahlawitz geben ein umfaſſendes Bild der älteren neolithiſchen Periode, in welcher das Anfertigen durchbohrter Steinbeile noch eine unbekannte Kunſt war. Die Funde ſind: prismatiſche Flintmeſſer, geſchliffene Steinbeile und Meißel, durchbohrte und zugeſchliffene Hirſchgeweihſtücke, Knochenwerkzeuge, ſchön zugeſchlagene Pfeilſpitzen, Lanzenſpitzen und Sägen aus Stein, Wurf-, Schleif- und Behauſteine, Thonwirtel, Topfſcherben, gebrannter Wandlehm mit Abdrücken von Stäben. Thierknochen ſind verhältnißmäßig ſelten. Es ſcheint, daß der Menſch nach Verbrennung ſeiner Hütten gewaltſam von dieſer Stätte, welche in ſpäterer Zeit nicht mehr bewohnt war, vertrieben worden ſei. Seine Anweſenheit muß eine geraume Zeit gedauert haben, da ſich die Reſte von über 2000 Thongefäßen allein auf Bzy erhalten haben. Die Formen derſelben waren einfach, die Verzierungen beſtanden in gekerbten Wülſten, geometriſchen Strichſyſtemen, Eindrücken, Schnürabdrücken und Anſätzen. Auch Abdrücke von Weizenkörnern haben ſich gefunden, welche für den neolithiſchen Menſchen im ſüdweſtlichen Böhmen den Betrieb des Feldbaues außer Zweifel ſtellen.

Die Lopata iſt eine tief im Walde auf einem Lyditfelſen gelegene Burgruine aus dem 13. Jahrhundert; 15 Meter hoch lag hier der Schutt ſpäterer Zeiten über der ungeſtörten neolithiſchen Culturſchicht, welche 3 Meter ſtark war und in

keine Knochenwerkzeuge. Die geglätteten Steinwerkzeuge ſind weder aus ſo hartem Material noch ſo ſorgfältig polirt, wie jene von Bzy und Lopata. Auch die Thongefäße ſind in Form, Material und Färbung ſo weit von den Funden der beiden letztgenannten Orte verſchieden, daß ſich keinerlei Entwickelung aus jenen älteren Typen erkennen läßt. Wir beobachten alſo hier ein unvermitteltes Auftreten der jüngeren neolithiſchen Cultur, deren Träger in der Wahl und Einrichtung ihrer Wohnſtätten und in der Anfertigung ihres Hausrathes von ganz anderen Geſichtspunkten ausgingen als ihre Vorgänger.

Aehnliche Verhältniſſe wie in Oeſterreich herrſchten in Frankreich. Dieſe beiden im Oſt und Weſt an die Schweiz angrenzenden großen Länder gleichen ſich darin, daß ſie mit ihrer alpinen Region an der Erſcheinung der Pfahlbauten participiren, daß aber die weitaus größere Zahl nachgewieſener neolithiſcher Anſiedelungen auf dem trockenen Lande liegt. Frankreich hat ſeine Seedörfer in Savoyen und im Jura (See von Clairvaux); ſeine Landanſiedelungen erſtrecken ſich über einen viel größeren Raum. Selten findet man noch, wie auf den Plateaus von Campigny (Seine-Inférieure) und Chaſſey (Saône-et-Loire), die Grundfeſten der Wohnhütten, kreisrunde, beckenförmige Gruben, in deren Mitte man die Steine und die Aſchenlage des Herdes, ſowie den Abfall der Mahlzeiten und der induſtriellen Thätigkeit erkennt. Die beiden genannten Localitäten hat, wie oben (S. 234) erwähnt, Salmon als eponyme Fundorte der älteren und der mittleren neolithiſchen Epoche Frankreichs hervorgehoben.

Außer den einfachen Wohnplätzen hat man in Frankreich mehrfach die Werkſtätten neolithiſcher Steinarbeiter nachgewieſen. Der Culturcharakter dieſer Periode brachte es mit ſich, daß gute Feuerſteinlager eine ſtarke Anziehungskraft ausüben mußten. Das wichtigſte Culturmineral der jüngeren Steinzeit war Gegenſtand eines regen induſtriellen und commerciellen Betriebes. Ohne Zweifel handelte man theils mit dem Rohmaterial, theils mit ganz- oder halbfertigen Stücken. So verſah der Fundort Grand-Preſſigny (Indre-et-Loire), deſſen reichlicher Feuerſtein beſonders lange ſchneidende Klingen liefert, nahezu ganz Frankreich mit ſeinem trefflichen Product. Man kannte auch bereits das Princip der Arbeitstheilung. Es gab Werkſtätten, wo man die Steinbeile nur aus dem Groben für die Glättung vorbereitete und andere, wo man ſie auf Schleifſteinplatten polirte. Solche Platten mit becken- oder furchenförmigen Vertiefungen, die von langem Gebrauche zeugen, haben ſich in beträchtlicher Anzahl erhalten. An manchen Orten wurde ausſchließlich dieſer, an anderen jener Waffen- oder Werkzeugtypus angefertigt.

An einigen Orten Frankreichs (Bas-Meudon bei Paris; Petit Morin, Marne; Nointel, Oiſe; Mur-de-Barrez, Aveyron), Belgiens (Spiennes) und Englands (Cißbury) hat man die Punkte aufgefunden, wo die neolithiſche Bevölkerung in bergmänniſcher Weiſe dem geſchätzten Feuerſteinvorkommen nachgegangen iſt. Man hat tiefe Schachten in den Boden getrieben, um die entlegenen Gänge dieſes Minerals auszubeuten. Die Schachte von Mur-de-Barrez (ſiehe Fig. 113, S. 270) liegen in den Süßwaſſerſchichten am Ufer des Goult, eines Zufluſſes der Truyère und weiterhin des Lot, in einem Terrain, das zahlreiche horizontale Feuerſteinbänke enthält. Sie wurden in einem Kalkſteinbruche theilweiſe bloßgelegt und zeigten ſich an der Mündung etwas verbreitert, in ihrem Verlauf aber nicht ganz vertical. Minderwerthige Bänke wurden einfach durchgegraben und eine tiefere Lage aufgeſucht, deren große flache Feuerſteinknollen alle wünſchenswerthen Eigenſchaften beſaßen.

Am Fuße der Schachte waren ſchmale Stollen angelegt, in welchen man, um einem Zuſammenbruche vorzubeugen, den Flintſtein häufig pfeilerförmig ſtehen ließ. Hier fanden ſich Hammerbeile aus Hirſchhorn, welche den Minengräbern als Werkzeuge dienten, zwiſchen den Steinen eingekeilt oder durch den Einſturz der Decke zermalmt. Auch die Arbeitsſpuren dieſer Beile hat man an allen Wänden dieſer Minen wahrgenommen. Außerdem wurde Feuerſetzung angewendet, um größere Blöcke zu ſprengen. Ja ſelbſt die Rinnen der Stricke, mit welchen die Steine aus der Tiefe emporgezogen wurden, hat man an den Rändern der Schachte noch bemerken können. Das Material wurde nicht, wie in Spiennes, an Ort und Stelle verarbeitet, ſondern, wie es heute bei den Metallbergwerken gewöhnlich geſchieht, als Rohproduct weiter vertrieben.

In vielen Ländern hat man die Beobachtung gemacht, daß die neolithiſchen Wohnplätze häufig auf iſolirten, zur Vertheidigung gut geeigneten Anhöhen gelegen waren. Solche vor Ueberfällen geſicherte und ausſichtsreiche Punkte fand man überdies häufig auch noch mit Wällen und Gräben verſchanzt. Dieſe Rundwälle hat man früher ohneweiters ſämmtlich für Vertheidigungswerke erklärt. Heute iſt man hierin ſkeptiſcher geworden und neigt der Anſicht zu, einen Theil derſelben als Opferſtätten gelten zu laſſen. Wir müſſen einige typiſche Beiſpiele neolithiſcher Höhenbeſiedelung Revue paſſiren laſſen, um zu zeigen, wie unſer Urtheil von Fall zu Fall durch den Einzelbefund beſtimmt werden muß. Die Beiſpiele wählen wir aus Italien, Frankreich und Oeſterreich-Ungarn (eines der letzteren haben wir ſchon in dem Götſchenberge an der Salzach kennen gelernt).

Bei Imola liegt in einer Krümmung des Rio Fondazza der Hügel Caſtellaccio, deſſen breite Oberfläche einer neolithiſchen Bevölkerung den ſicherſten und geräumigſten Wohnplatz darbot. Sein Plateau zeigt ſich bedeckt mit Spuren eingerammter Holzpfähle, übereinander liegenden Feuerſtellen und Herdgruben; hie und da ſind auch Skelette (ſpätere Beiſetzungen) zum Vorſchein gekommen. Die Pfahlſtellungen verrathen die Grundriſſe zahlreicher, meiſt runder, ſeltener viereckiger Hütten. Die Artefacte dieſer „fondi di capanne" bezeugen eine Culturſtufe, welche in Mitteleuropa etwa durch die Pfahlbaufunde im Laibacher Moor vertreten iſt, jedoch mit Anſätzen zur Cultur der Terramaren, welche aus jener älteren Stufe in Italien durch Berührung mit einer höher entwickelten Völkerſchaft hervorgegangen iſt. Beſonders inſtructiv für die Vergleichung mit den älteren, mitteleuropäiſchen Pfahlbaufunden ſind die Formen und Ornamente der Gefäße und kleinen Utenſilien aus Thon, der Geräthe aus Knochen und Hirſchhorn, ſowie das ſpärliche Vorkommen von Bronze. Es iſt hier wie in den öſterreichiſchen Pfahlbauten der Beginn eines Ueberganges von der neolithiſchen zur Bronzezeit gegeben, d. h. von der Cultur der Höhlen und Erdhütten zu jener der Terramaren oder, anders ausgedrückt, von der Zeit, in welcher der Menſch in Italien vorwiegend Berglandſchaften bewohnte und von der Jagd- und Viehzucht lebte, zu derjenigen, in welcher er die Ebenen beſiedelte und Feldbau trieb.

Abbildung 114, S. 273, vereinigt ein Dutzend Fundſtücke vom Caſtellaccio bei Imola. Es ſind kleine Thongefäße und abgebrochene Henkel von größeren Vaſen, ein verzierter Spinnwirtel aus Thon, ein paar Knochenpfriemen, ein nadelförmiges Beinwerkzeug und ein durchbohrter Spitzhammer aus Hirſchgeweih, endlich ein paar Feuerſteinſpitzen und eine zum Anhängen durchbohrte Muſchelſchale — alles Gegenſtände, wie ſie in den „fondi di capanne", den Hüttenböden der jüngeren Steinzeit Italiens, häufig gefunden werden.

In Italien werden die Höhlenfunde gewöhnlich den namenloſen Ureinwohnern, die „fondi di capanne" (Hüttengruben) den Ligurern, und die Terramaren, mit welchen wir uns in der Folge zu beſchäftigen haben werden, den Italikern zugerechnet.

Der Caſtellaccio von Imola zeigt keine Umwallung; andere in neolithiſcher Zeit bewohnte Anhöhen von mehr oder minder feſter Lage ſind umwallt oder wenigſtens gegen die in ebener Flucht anſtoßenden Nachbarhügel durch einen Wall abgeſchloſſen. Dies iſt bei den Caſtellieri Iſtriens, welche in jüngſter Zeit ſo namhafte Funde nach Parenzo, Trieſt und Wien geliefert haben, häufig der Fall. Nur bedarf es immer einer ſpeciellen Unterſuchung, um zu ermitteln, aus welcher Zeit die Wallanlage ſtammt; denn es hat ſich zu öfterenmalen herausgeſtellt, daß dieſe Befeſtigungen viel ſpäteren Urſprungs ſind, als die Hauptmaſſe der Funde in dem umwallten Raum und deſſen Umgebung. Es erſcheint dies ſehr natürlich, wenn man bedenkt, daß eine günſtige Ortlage lange vorher Niederlaſſungen auf ſich gezogen haben kann, ehe man — vielleicht unter dem Druck unruhiger Zeiten — umfaſſende Anſtalten zur Vertheidigung des Platzes traf. Ein Ringwall mit neolithiſchen Funden iſt darum noch lange kein Ringwall aus neolithiſcher Zeit, und

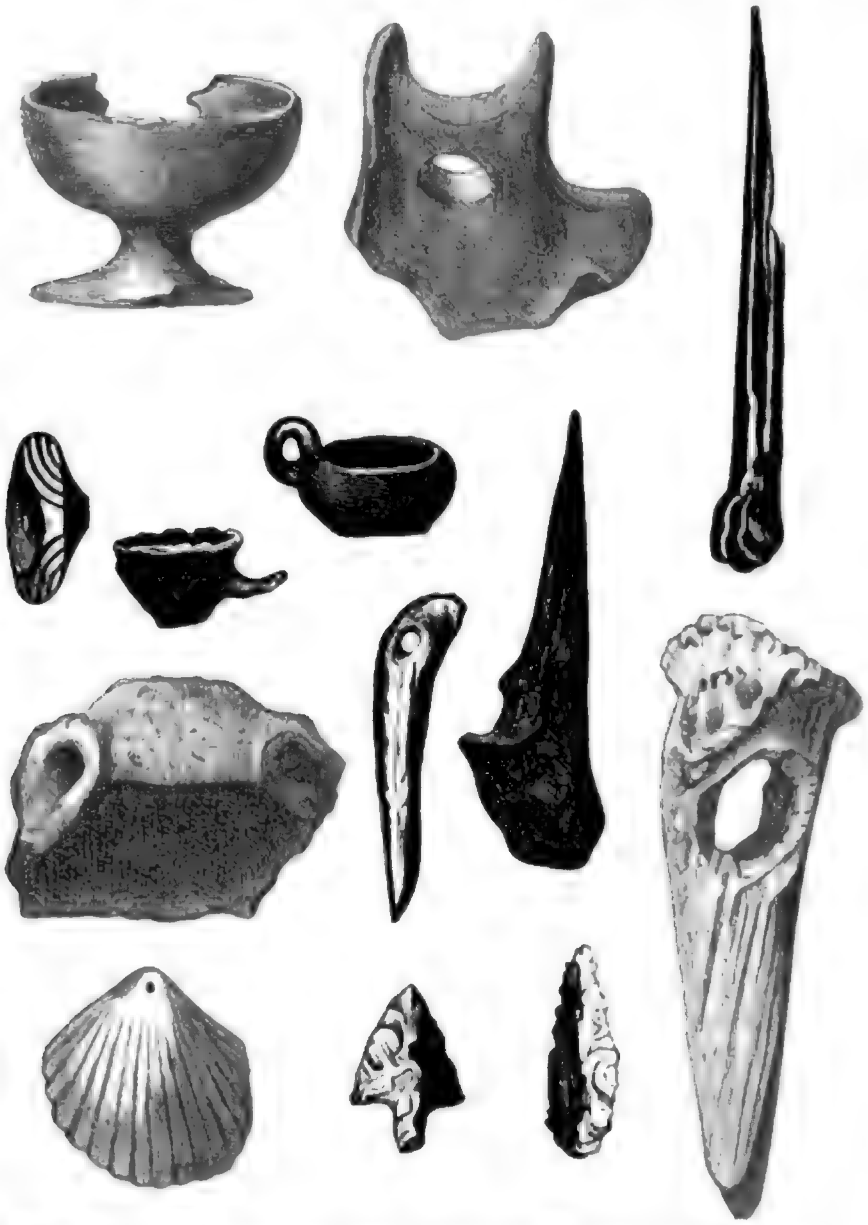


Fig. 114. Neolithiſche Funde von dem Hügel Caſtellaccio bei Imola, $^1/_3$ n. Gr. (Text ſiehe S. 272.)

das Gleiche gilt für die Wallburgen, in deren Umkreis oder Nachbarſchaft, wie es häufig (in Ungarn, Bosnien, Iſtrien und ſonſt) der Fall iſt, Grabhügel oder Flachgräber der Hallſtattperiode liegen.

Ein gut ſtudirtes Beiſpiel von neolithiſcher Höhenbeſiedelung bietet der Hügel Peu-Richard bei Thenac (Charente-Inférieure) in Frankreich. Er iſt von einem doppelten Wall und Graben umſchloſſen; der äußere Wall hat vier, der innere nur einen Eingang. Dieſe fünf Pforten haben gepflaſterte Schwellen und ſenkrechte, aus unbehauenen Steinen aufgerichtete Thürpfeiler. Die ganze Anlage erſtreckt ſich über einen Flächenraum von ungefähr 6 Hektaren. Der Innenraum, welchen das Plateau des Hügels bildet, iſt 143 Meter lang und 100 Meter breit. Ueberall auf dieſem befeſtigten Hügel, namentlich aber in den Gräben, findet man Maſſen von zugeſchlagenen und polirten Feuerſteinſachen, Topfſcherben, Knochenwerkzeuge zum Glätten und zum Stechen, endlich Thiergebein von den hier abgehaltenen Mahlzeiten (Rind, Schaf, Hirſch, Reh, Schwein, Eber, Haſe, Dachs), und Handmühlen, welche den Verbrauch von Cerealien bezeugen. Andere als neolithiſche Reſte haben ſich nicht gefunden. Die Thongefäße haben weite oder ſehr enge Henkel und mannigfache Verzierungen mit concentriſchen Kreiſen, Zickzacklinien (das ſogenannte „Wolfszahnornament") u. dgl.

Namentlich im nordöſtlichen Frankreich ſind umwallte Höhen ſehr häufig. In den Vogeſen gab man den ſteil zum Thal abfallenden Berggipfeln nur flache Umwallungen ohne Gräben, welche der Felsboden nicht geſtattete. Der Umfang dieſer Anlagen beträgt 1 bis 4 Hektare. Oberſtlieutenant de La Noë, der die franzöſiſchen Ringwälle genau ſtudirt hat, iſt nicht geneigt, ihnen fortificatoriſche Abſichten zuzuerkennen. Er findet ſie zu klein, um eine genügende Anzahl Vertheidiger aufzunehmen, übrigens wegen des Waſſermangels unbrauchbar, und glaubt, daß religiöſe Zwecke für die Anlage derſelben maßgebend waren.

Zwiſchen dem Manhartsberge und der March in Niederöſterreich liegt eine große Zahl zugänglicher Anhöhen mit breiten, ausſichtsreichen Plateaus, auf welchen unüberſehbare Mengen urgeſchichtlicher Objecte theils von fleißigen Sammlern aufgeleſen worden ſind, theils mit leichter Mühe gewonnen werden können. Einige wenige ſind umwallt, die meiſten offen. Steinerne Flachbeile und Hämmer, Knochen- und Hirſchhornwerkzeuge, Mahlſteinplatten, Kornquetſcher u. ſ. w. bezeugen immer wieder, daß eine neolithiſche Bevölkerung hier den ſpäteren Anſiedlern, von welchen man vereinzelte Spuren antrifft, in ziemlich dichter Maſſe vorangegangen ſei.

In dem raſchen Ueberblick dieſer Gegend müſſen wir den Spuren M. Much's folgen, welcher dieſelbe zuerſt in liebevoll eingehender Weiſe für die urgeſchichtliche Wiſſenſchaft dargeſtellt hat. Der ganze Oſtabhang des Manhartsgebirges iſt einförmiges, welliges Ackerland, aus welchem die ſanft geböſchten und meiſt iſolirten Berge kryſtalliniſchen Gefüges hervortreten. Es ſind trockene, häufig mit Gneisblöcken überſäete Anhöhen, welche inſelartig aus den üppigen Ackerfluren emporſteigen, ſo wie ſie einſt im tertiären Meere eine lange Inſelkette von der Donau bis zur Thaya gebildet haben. Alle ſind nur wenig über 1000 Fuß hoch und ihre Namen daher in einem halbwegs weiteren Kreiſe völlig unbekannt. Auf den höchſten Punkten des ganzen Maſſivs, das ſich bis zu 1710 Fuß erhebt, ſind bisher nur verſchwindend geringe Funde gemacht worden, und auch in den Thälern liegen nur einzelne Spuren, welche den Anſchein erwecken, als ob ſie zufällig dahin gekommen wären.

Die reichlichſte Fundſtätte war der Vitusberg und die Heidenſtatt bei Limberg. Hier lagen zahlreiche Flachbeile aus Serpentin, Granit, Schiefer, durchbohrte Steinhämmer (auch durchbohrte runde Schlegel, vielleicht Streitkolben), nicht wenige unfertige Stücke der letzteren Art, Meſſer, Pfeil- und Lanzenſpitzen, ſowie viele Nuclei und Abfälle von ſolchen zugeſchlagenen Feuerſteinſachen. Es fanden ſich ferner Schleif- und Polirſteine aus feinkörnigem Sandſtein, Porphyr, Granit u. ſ. w., Mahlſteine und Kornquetſcher, welche Getreidebau bezeugen. Die Töpfe waren theils dickwandige, große Vorrathsgefäße aus dem bekannten, mit Quarzſand bis zu erbſengroßen Körnern gemengten Thonmaterial, theils kleinere Koch- und Trinkgefäße aus reinem Thon, alle im Innern gut geglättet, die erſteren aber außen oft mit den Fingern oder mit einem Holzſtäbchen von unten nach oben rauh zugeſtrichen. Häufig ſind durchbohrte Anſätze, welche zum Aufhängen der Gefäße in den Hütten gedient haben; doch ſind die Gefäßböden niemals rund, ſondern ſtets eben und zum Aufſtellen eingerichtet. Die ungeheure Maſſe von Gefäßen findet vielleicht auch darin ihre Erklärung, daß man auf den waſſerarmen Anhöhen ſtets einen gewiſſen Vorrath trinkbarer Flüſſigkeit in Bereitſchaft haben mußte.

Frei herumliegend oder nur wenige Zoll tief unter der Erdoberfläche fanden ſich ferner Spinnwirtel, Webſtuhlgewichte, thönerne Anhängſel oder Perlen und Reſte vom Lehmbewurf der hölzernen Hütten. Durch Knochen waren Rind, Pferd, Reh, Wildſchwein, Hirſch und Hund — am häufigſten die beiden erſtgenannten — vertreten. Manches Bronzegeräth von typiſcher Form, welches zugleich mit den neolithiſchen Sachen gefunden wurde, deutet darauf hin, daß einige dieſer Anſiedelungen bis in die Metallzeit hinein beſtanden haben.

Einzelne Höhen dieſes Fundgebietes ſind ſicher ſchon vor dem Beginne der Metallzeit verlaſſen worden; bei anderen, z. B. dem Vitusberge, geſchah dies etwas ſpäter. Vielleicht hat Uebervölkerung, eher noch die Zunahme des Ackerbaues, die Einwohner veranlaßt, ſich in die fruchtbaren Ebenen hinabzuziehen. Auch wäre es immerhin denkbar, daß ſie von fremden Einwanderern gezwungen wurden, ihr freies Hirtenleben auf den Bergen aufzugeben und im Thale der Herrſchaft eines fremden Zwingvolkes zu fröhnen. Die Höhenanſiedelungen ſelbſt ſcheinen dem Feuer zum Opfer gefallen zu ſein; wenigſtens ſind alle Lehmbewurfſtücke von den Hütten ſtark gebrannt. Während der Lehmbewurf in den neolithiſchen Pfahlbauten der Schweiz, z. B. in Robenhauſen, nur die Verdichtung nebeneinander geſtellter zwei- bis dreizölliger Hölzer darſtellt, zeigt er in den niederöſterreichiſchen Landanſiedelungen den Abdruck eines wirklichen Flechtwerkes aus Zweigen; er war außerdem mit Fichtennadeln und einer Art Häckerling gemengt, um die Maſſe zäher und haltbarer zu machen. Von dem total verbrannten dünnen Flechtwerk der Hütten dürfte ein großer Theil der ausgedehnten aſchenartigen Culturſchichten herrühren.

Räthſelhafte Denkmäler in dieſem Fundgebiet ſind die mehrfach vorkommenden *Steinſetzungen*, welche keine Aehnlichkeit mit den Hünenbetten Norddeutſchlands und den Steinkreiſen engliſcher Grabſtätten, geſchweige denn mit den megalithiſchen Grabbauten Skandinaviens und Weſteuropas aufweiſen. Auf dem Stoizenberge bei Stoizendorf finden ſich zwei aus Gneisblöcken errichtete Steinreihen, welche ſich circa 400 Schritte lang von der Ebene bis zum Gipfel des Berges hinanziehen. Andere aufgerichtete Steine in der Umgebung von Eggenburg bilden keine Allee, ſondern umgrenzen einen größeren Raum, in welchem zahlreiche neolithiſche Fund gemacht wurden. Es lagen da 30 geglättete Beile und Meißel, darunter ein Hohlmeißel von 27 Centimeter Länge, 10 Pfeilſpitzen, einige Lanzenſpitzen und Schaber, circa 100 Meſſer aus Feuerſtein, Fragmente von Steinäxten u. dgl. Die mühſam aufgerichteten Steinblöcke waren ſorgfältig durch eingeklemmte kleinere Steine vor dem Umfallen geſchützt. Einige zeigten künſtliche ſchalenförmige Vertiefungen, welche bei der Vornahme von Opferhandlungen gedient haben mögen. Ueberhaupt ſcheint es, daß die erwähnte Steinſetzung den Hügelzug zwiſchen den prähiſtoriſchen Fundplätzen Roggendorf und Vitusberg zu einer Art geweihtem, für religiöſe Handlungen reſervirtem Bezirk ſtempelte. Auf dem Gipfel des ſogenannten „Kogelberges“, der gegen den oberwähnten Stoizenberg zu in künſtlichen Etagen abgeſtuft iſt, ſteht ein kegelförmiger Steinblock mit einem horizontalen Vorſprung, in welchem eine ſchalenförmige Vertiefung von 20 Centimeter Durchmeſſer und 6 Centimeter Tiefe angebracht iſt.

Solche Anſiedelungspunkte auf Höhen ſind im Viertel unter dem Manhartsberge Niederöſterreichs, außer dem Vitusberge bei Eggenburg, der Leiſer Berg, Kronberg, Haslerberg bei Laa, die Höhenkuppen des Rohrwaldes, dann in der Nähe Wiens der Biſamberg, ſowie auch der dem letzteren am rechten Donauufer gegenüber liegende Leopoldsberg, der eine kleine neolithiſche Niederlaſſung trug. Das Viertel ober dem Manhartsberge, noch heute Waldviertel genannt, war in der jüngeren Steinzeit zweifellos von dichtem Urwald bedeckt und weiſt verhältnißmäßig wenige vormetalliſche Siedelſtätten auf.

Auch in Mähren ſind neben den Höhlenwohnungen der jüngeren Steinzeit, die namentlich im mittleren Theile des Landes lagen, Höhenbeſiedelungen häufig beobachtet worden. So auf dem Waiſenberge und auf dem Maidenberge (Pollauer Berge) bei Nikolsburg und auf dem Miſtkogel bei Mähriſch-Kromau, wo ſo zahlreiche neolithiſche Artefacte gefunden wurden und eine ſo lebhafte Nachfrage nach denſelben geſchah, daß ſich im Handumdrehen eine eigene Fälſcherinduſtrie in dem Orte etablirte. Auch in Oeſterreichiſch-Schleſien ſtammen die bisher nachgewieſenen neolithiſchen Anſiedelungsfunde von dominirenden, zuweilen umwallten Anhöhen; ſo von dem Burgberge und der Schellenburg bei Jägerndorf. Gleiches iſt von Böhmen zu bemerken, wo z. B. der Rubinberg bei Saaz im nordweſtlichen Landestheil und, in der Umgebung von Prag, die Anhöhen der Šárka lange Zeit dicht beſiedelt geweſen ſein müſſen. Eine rein neolithiſche Bergfundſtelle aus derſelben Gegend iſt die Zámka. Dieſes eine Fläche von circa 6 bis 7 Hektaren umfaſſende Hügelplateau bildet ein Dreieck, das an ſeiner Baſis ungefähr 250 Meter breit und bis auf eine 30 Meter lange Stelle von Schluchten umgeben iſt. Die letztere Stelle war durch einen Wall geſperrt. Die Funde beſtehen in Keilen und Meißeln aus Grünſtein, Aexten aus Serpentin, Diorit, Kieſel und Grünſtein, Meſſern und Pfeilſpitzen aus Feuerſtein, Gefäßbruchſtücken, Wirteln und Perlen aus Thon nebſt zahlreichen Thierknochen. Woldřich hält die Funde von der Zámka für charakteriſtiſche Vertreter der mittleren neolithiſchen Stufe in Böhmen. Dieſelbe ſoll durch das Hinzutreten durchbohrter Steinbeile (Aexte) zu den bisherigen Werkzeugformen, ſowie durch das Vorherrſchen der polirten Steingeräthe über die bloß zugeſchlagenen, und durch eine gefälligere Ornamentik der Thongefäße ausgezeichnet ſein. Für die älteſte neolithiſche Stufe Böhmens hält er die Funde von Riváč, Neu-Bidſchow, Solopisk. Dort findet man vorwiegend zugeſchlagene Steinwerkzeuge; die geſchliffenen zeigen nur geringe Glättung, die Thongefäße ein beſcheidenes, aus Strichen und Punkten gebildetes Ornamentſyſtem. Auf die mittlere oder Zámka-Stufe folgt dann, als jüngſte neolithiſche, eine ſolche mit ſchön geformten durchbohrten Steinäxten und noch weiter entwickelter Thongefäßverzierung. Woldřich glaubt an die Perſiſtenz der Bevölkerung Böhmens von der neolithiſchen Zeit an durch alle prähiſtoriſchen (und geſchichtlichen) Culturſtufen, eine Anſicht, die in den nordſlaviſchen Ländern Oeſterreichs von Vielen getheilt, aber für gewiſſe Landſtriche durch die Funderſcheinungen nachdrücklich widerlegt wird.

Wenn wir uns im öſterreichiſch-ungariſchen Länderkreiſe nach Oſten wenden, ſo finden wir in der **Bukowina** ein Gebiet, welches den echten Feuerſtein in größerer Menge und beſſerer Geſtalt liefert, als die übrigen Provinzen. Hier iſt denn auch ſofort von dieſem Culturmineral in anſehnlicherer Weiſe Gebrauch gemacht zu größeren undurchbohrten Beilen und fein zugeſchlagenen Schneide- und Sägeklingen, Typen und Proceduren, durch welche ſich die Bukowina als ſüdlichſtes Glied an den nordeuropäiſchen Culturkreis der neolithiſchen Periode anſchließt.

In **Nord-Ungarn** erregt wieder ein anderes Culturmineral unſere Aufmerkſamkeit. Es iſt dies der Obſidian aus der Hegyalja, welcher maſſenhaft zu Meſſern und Pfeilſpitzen verwendet wurde. Von Ungarn fand dieſes Material ſeine Verbreitung nach Niederöſterreich und Mähren. Aus Ungarn und Mähren ſind auch polirte Jadeitbeile bekannt geworden. Im Uebrigen ſind die Culturformen der jüngeren Steinzeit hier dieſelben, wie in anderen Theilen Mitteleuropas. Eine Specialität Ungarns werden wir erſt ſpäter in den Terramaren an der Theiß, ſowie in den Kupfer- und Bronzezeitfunden dieſes Landes kennen lernen.

Als Schlußbild der vorgeführten Reihe neolithiſcher Anſiedelungen betrachten wir einen Fundort, der in den letzten Jahren die gerechtfertigte Aufmerkſamkeit der Urgeſchichtsforſcher auf ſich gezogen hat. Es iſt dies das **Schanzwerk von Lengyel** (im Tolnaer Comitate in Ungarn), welchem kürzlich wieder R. Virchow eine eingehende kritiſche Würdigung gewidmet hat. Wir halten uns an die Beſchreibung dieſes kenntnißreichſten Beſuchers, den die alte Anſiedelung in dem Umkreis ihrer Wälle geſehen hat.

Die „Türkenſchanze“ von Lengyel liegt auf der Kuppe eines Höhenrückens, welcher weſtlich gegen das Kaposthal, öſtlich gegen ein hügeliges Vorland, hinter welchem ſich die weite Donauebene ausbreitet, ſteil abfällt. An dieſen Abhängen ziehen ſich beiderſeits Vorwälle hin, innerhalb welcher der Berg noch weiter ſtark anſteigt. Der Rand des Plateaus iſt je nach der Beſchaffenheit der Oberfläche mit einem Erdwall umgeben, der an beiden Enden höher aufgeworfen und mit Eingängen (ſiehe Fig. 115, S. 278) verſehen iſt, während er an den ſteilen Seiten zum Theil verſchwindet. Der Flächenraum der Kuppe beträgt 1464 Ar und iſt relativ eben. Die ſeit 1882 in dem umwallten Raume vorgenommenen Ausgrabungen ergaben zunächſt vorwiegend Wohnſtätten. In dem ſehr fetten und conſiſtenten Löß traf man **bienenkorbförmige Höhlungen** von 3 bis 4 Meter Tiefe bei einem Durchmeſſer von 2 bis 3 Meter, mit enger Einſtiegöffnung. Andere Gruben waren ebenſo tief, aber ſchmäler und an den Wänden mit Rohrgeflecht und Lehmanwurf bekleidet. Hier fanden ſich in ſehr großen Gefäßen verkohlte Feldfrüchte; dieſe Gruben haben ſonach als Vorrathskammern gedient. Außerdem ſtieß man auf beſondere Feuerherde mit mächtigen Aſchenſchichten und zahlreichen Küchenabfällen, namentlich Topfſcherben und Thierknochen. Hier ſchaltet Virchow eine kurze Bemerkung ein, welche von großer, praktiſcher Bedeutung iſt. Er ſagt, daß „die mehr hiſtoriſch gehaltenen Ausgrabungsberichte das genauere Verſtändniß ſehr erſchweren“. Jeder, der die große Maſſe der prähiſtoriſchen Literatur, die namentlich in Fundberichten unerſchöpflich thätig iſt, kennt und zu benutzen hat, muß ihm hierin leider Recht geben. Klare Geſammtbilder, welche leicht aufzunehmen und dem Gedächtniß einzuprägen wären, erhalten wir in der Regel nicht, dafür aber ausgedehnte Schilderungen des äußeren Herganges bei der Entdeckung und Aufdeckung neuer Fundorte, unweſentliche Erzählungen, die nur der Eitelkeit der Finder und Ausgräber wichtig ſcheinen und die Prähiſtorie mit einem Ballaſt moderner wiſſenſchaftlicher Afterhiſtorie beſchweren. Daher bieten auch urgeſchichtliche Darſtellungen größeren Umfanges nicht ſelten ein buntſcheckiges Bild, in welchem zeitgenöſſiſche Namen und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

werth, daß die „liegenden Hocker“ von Lengyel in dem weſtlichen Gräberfelde ſtets auf die rechte, in dem öſtlichen auf die linke Körperſeite gelegt waren. Außerdem ruhten die erſteren ſämmtlich mit dem Geſicht nach Süden, die letzteren alle mit dem Geſicht nach Oſten gewendet.

Die Schädel derſelben ſind nach Virchow durchaus von bemerkenswerther Größe (Capacität 1400 bis 1450 Kubikcentimeter), und ſoweit ſich die Form feſtſtellen ließ, vorwiegend dolichocephal. Kein einziges Stück weiſt darauf hin, daß hier eine Miſchraſſe oder einzelne fremde Elemente vorlägen. „Ueberall wiederholen ſich dieſelben Merkmale, nur bald mehr, bald weniger ausgeprägt.“

Unter den Beigaben der weſtlichen Nekropole wurde keine Spur von Metall bemerkt. Es fanden ſich: Meſſer aus Feuerſtein, flache und durchbohrte Steinbeile und Keulenknöpfe, Thongefäße, namentlich eine flache Schale mit hohem, röhrenförmigem Fuße, welche regelmäßig entweder vor dem Kopf oder vor den Beinen der Leiche ſtand. In der öſtlichen Nekropole wurden neben dieſen Objecten noch Schmuckſachen aus Muſcheln und zuweilen unter den aus Dentalien zuſammengeſetzten Perlenſchnüren auch einige Kupferperlen und aus ſchmalen Plättchen zuſammengebogene Kupferröhrchen angetroffen.

Aus den Wohnſtätten und den Gräbern zuſammen erhob man über zwölftauſend Gegenſtände, wovon mehr als ein Drittel aus Feuerſtein- und Jaſpismeſſern, -Schabern, -Nucleis und -Abfallſpänen beſteht. Obſidian kommt in einigen Hundert Stücken vor. Man zählte ferner 216 polirte Beile und Hämmer aus Stein, 833 Hämmer, Meißel, Glättwerkzeuge, Pfriemen u. dgl. aus Bein und Horn, 1266 „Webſtuhlgewichte“ aus Thon, 434 Wirtel, 394 Gefäße, 40 Mondbilder und bei tauſend Schmuckgegenſtände (Armringe, Anhängſel, Knöpfe, Perlen) aus Muſcheln und Dentalien.

Von beachtenswerther Geſchicklichkeit zeugt die Topfmalerei mit rothen, breit aufgetragenen Spirallinien; doch ſtammen die Proben davon nur aus Wohngruben, nicht aus den Gräbern. Gleicher Provenienz ſind Scherben ſchwärzlicher und rother Gefäße mit tief eingeſchnittenem und weiß ausgefülltem Linienornament, welches von reliefartig erhabenen Ornamenten (Zickzacklinien, kammartigen Vorſprüngen u. ſ. w.) begrenzt iſt. Virchow hat dieſer Keramik als einer ſolchen, die ſich auch in der älteſten Anſiedelung von Hiſſarlik findet, in ſeiner Abhandlung über alttrojaniſche Gräber und Schädel eine beſondere Erörterung gewidmet und ihre Verbreitung im Norden von Deutſchland wie faſt im ganzen übrigen Europa ausführlich dargelegt.

Die oben erwähnten „Mondbilder“ ſind aus Thon geformt, mit „Sonnen“ und Spiralen verziert und mit Füßchen verſehen. Nicht ganz unähnliche, aber fußloſe Stücke ſind in den Schweizer Pfahlbauten gefunden worden. Man hat ſie mit den Nackenklötzen verglichen, welche von afrikaniſchen und melaneſiſchen Wilden beim Ausruhen benutzt werden. Dieſe Deutung muß wohl aufgegeben werden, ſeit man die weniger zahlreichen, aber beſſer erhaltenen Mondbilder kennt, welche in Grabhügeln und Wohngruben der Umgebung von Oedenburg in Ungarn gefunden worden ſind. Dieſe ſind ſo zart gebaut und manchmal (wenn nur ein Füßchen vorhanden iſt) ſo labil, daß man ihnen keine andere Bedeutung zuerkennen kann, als die von Idolen oder Fetiſchen. Die beiden Enden der Mondſichel oder der Stierhörner (eines von dieſen beiden Dingen iſt wahrſcheinlich mit der Darſtellung gemeint) tragen zuweilen kleine Stier- oder Widderköpfe, wodurch der Gegenſtand als ein ſymboliſcher oder religiöſer noch mehr aus dem Dunkel hervortritt. Namentlich ſcheint mir aber ein Umſtand von beweiſender Kraft für den Charakter dieſer Thongebilde. Sowohl in Lengyel als (viel deutlicher) in Oedenburg giebt

[illegible]

[illegible]

[illegible]

dann in zahlreichen langen Nadeln, kleineren und größeren Hohlkelten; dazu kommt noch ein Schwertbruchſtück und ein Dolchmeſſer. Eine Armbruſtfibel und eine einfache Bogenfibel aus Draht, ſowie die erhaltenen ſpärlichen Eiſenſtücke müſſen wir der Hallſtattperiode zurechnen. Zahlreiche Thongefäße erinnern nach Virchow an den Stil der Terramaren und an Hallſtatt.

Unter den in Fig. 117, S. 282, abgebildeten Fundſtücken aus dem Lengyeler Schanzwerk erkennen wir zwei Steinbeile: ein Flachbeil in quer durchbohrter Hirſchhornfaſſung (rechts oben) und eine durchbohrte Axt (unten, Mitte), ferner zwei Bronzen: einen Hohlkelt mit Oehr und beſchädigter Schneide, ſowie eine Fiſchangel. Der Pfriemen links unten iſt aus einem Röhrenknochen gefertigt. Die übrigen Gegenſtände ſind aus Thon: ein Teller mit hohem röhrenförmigen Fuß und Wärzchen ($^{1}/_{6}$ n. Gr.), ein Henkeltöpfchen, deſſen eingeritzte Verzierungen mit einer weißen Maſſe ausgefüllt ſind, ein glockenförmiger Thonſturz mit ſiebartig durchlöcherter Wandung und ein Thonſtück mit aufgemalter Verzierung, welches Pfarrer Woſinsky, der Ausgräber des Schanzwerkes, für das Fragment eines Feuerherdes hält. Dieſes Ornament, welches auch auf dem Fuße hoher aufſatzförmiger Schalen wiederkehrt, iſt äußerſt wichtig, weil es eine ganze Gruppe prähiſtoriſcher Alterthümer namentlich in Oſteuropa beſtimmt charakteriſirt. Es beſteht aus Reihen mäanderartig fortlaufender Spiralen und bildet nicht nur Längszonen, ſondern auch ein flächenbedeckendes Muſter im engeren Sinne, indem die Spiralen ſich nach zwei Dimenſionen zugleich fortſetzen. Am bekannteſten iſt dieſes Muſter aus Mykenä, wo es auf Vaſen und Grabſtelen vorkommt. In Tiryns erſcheint es als Wandmalerei, in Koban (Kaukaſus) auf bronzenen Gürtelſchließen. Sophus Müller, der dieſes Ornament, wo es in Europa auftritt, auf ägyptiſch-phönikiſchen Einfluß zurückführt, erinnert daran, daß die Phönikier mit den Gegenden am Schwarzen Meere, ſowohl zur See wie zu Lande, in Handelsverbindungen geſtanden ſind.

Wir bemerken noch, daß der glockenförmige Thonſturz mit ſiebartiger Wandung auch in Niederöſterreich gefunden wird. Seltſamerweiſe kehrt dieſer Typus, doch mit undurchbohrter Wandung, unter den Funden der zweiten Anſiedelung auf Hiſſarlik, des ſogenannten „homeriſchen Troja“, wieder.

Aus der ſpäteren metallzeitlichen Periode des Lengyeler Schanzwerkes ſollen auch Skelette ſtammen, welche einzeln an verſchiedenen Punkten und ſtets in ausgeſtreckter Lage gefunden wurden. Einen vorzüglich erhaltenen Schädel aus einem dieſer Gräber fand Virchow in hohem Grade künſtlich deformirt, von geringer Capacität (1280 Kubikcentimeter) und ſehr ähnlich anderen deformirten Schädeln aus verſchiedenen Fundorten Ungarns und Niederöſterreichs. Die künſtliche Verunſtaltung des Schädels durch Einſchnürung desſelben in den Kinderjahren iſt eine Unſitte, welche von prähiſtoriſchen und neueren Völkern mehrfacht bezeugt iſt. So wurde ſie am Kaukaſus (bei Samthawro) ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit geübt und ſteht bei gewiſſen Gebirgsſtämmen derſelben Region noch heute in Uebung. „Niemand,“ ſagt Virchow, „wird daraus ſchließen dürfen, daß dieſelben Stämme während mehrerer Jahrtauſende an derſelben Stelle geſeſſen haben. Noch viel weniger dürfen wir annehmen, daß die nach gleichem Schema deformirten Schädel aus der Schweiz, vom Rhein und von England gleichfalls von Tataren oder einem anderen turaniſchen Stamme herrühren . . . Handelt es ſich um ein beſtimmtes geographiſches Gebiet wie um Ungarn und Niederöſterreich, ſo wird ſich die Frage nicht abweiſen laſſen, ob eine beſtimmte Sitte der Schädeldeformation hier nicht urſprünglich an einen beſtimmten Stamm geknüpft war, und ſich dann ſpäter, ſei es in demſelben Stamme, ſei es bei den nachkommenden

[illegible]

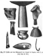


Fig. 377. [illegible]

[illegible]

Wir haben ſchon in Lengyel mit Gräbern Bekanntſchaft machen müſſen und betreten noch mehr „halb der Todten, halb der Lebenden Gebiet“, wenn wir uns nunmehr von Mitteleuropa hinweg und der nordiſchen Steinzeit zuwenden. Von den neolithiſchen Wohnſtätten Skandinaviens beſitzen wir die allergeringſten poſitiven Kenntniſſe, obwohl wir aus anderen Quellen (Gräbern, Votiv- und Einzelfunden) wiſſen, daß gerade dort die Cultur der jüngeren Steinzeit eine beſonders in die Augen ſpringende Stufe materieller Vollendung erreicht hat.

Als charakteriſtiſche Vertreter der vormetalliſchen Werkzeugfabrication des Nordens, und zwar der Steinmanufactur ohne Anwendung des Polirens, geben wir die fünf Figuren 118 bis 122, S. 284. Dieſe auf dem Wege einer älteren Technik hergeſtellten Objecte, ein Beil, eine Lanzenſpitze, einen Schaber, eine Säge und endlich ein kleines Meſſer mit Griffangel, ſämmtlich aus Feuerſtein, muß man mit Gegenſtänden ähnlicher Beſtimmung aus den Kjökkenmöddingern desſelben Landes (Dänemark, ſiehe unſere Figuren 87 bis 94, S. 230 f.) vergleichen, um den Fortſchritt zu erkennen, der in der Formgebung bloß mittelſt des Behauens und Retouchirens in der entwickelten jüngeren Steinzeit Skandinaviens erreicht worden iſt.

In Schweden wird angenommen, daß die neolithiſche Bevölkerung entweder in Fellzelten, ähnlich denen der Lappländer, oder in einfachen, aus Holz, Steinen oder Torf errichteten Hütten gewohnt habe. Die einzigen ſicheren Ueberreſte ſteinzeitlicher Wohnſtätten ſind die Feuerſtellen in den Kjökkenmöddingern und an verſchiedenen anderen Plätzen. Sie beſtehen aus loſe übereinander gelegten, durch die Einwirkung des Feuers bröckelig gewordenen Steinen und ſind mit Kohle, Aſche und Thierknochen bedeckt. Man hat ſie namentlich im Süden Schwedens häufiger angetroffen.

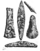
Die gewöhnlichſten Typen der Steinzeit Schwedens ſind Meſſer und Dolche, Sägen, Bohrer, Meißel und Aexte.

Zum Schneiden gebrauchte man lange, zweiſchneidige Feuerſteinſpäne, wie ſie von einem geeigneten Nucleus durch einen einzigen Schlag gewonnen werden konnten. Als Stichwaffen (Dolche oder Jagdmeſſer) hatte man lanzenſpitzenförmige Klingen, die mit dem Griff aus einem derberen Stücke Feuerſtein hergeſtellt und durch zahlloſe kleine Retouchen in ihre oft wunderbar, wenn auch einfach ſchöne und praktiſche Form gebracht worden ſind. Aehnliche Klingen, die einen Kreisabſchnitt darſtellen und an der geradlinigen Seite mit Sägezähnen verſehen ſind, werden auch wohl als Sägen gedient haben.

Die Schneide der polirten Meißel verläuft entweder in einer einfachen Curve, welche einen geradlinigen Schnitt hervorbringt, oder ſie bildet eine Höhlung, die einen krummen Schnitt erzeugt (Hohlmeißel). Die polirten Aexte Schwedens imponiren nicht ſelten durch ihre Größe, d. h. Länge und Breite; es giebt ſolche aus Feuerſtein, die bis zu 45 Centimeter lang ſind. Die Feuerſteinbeile ſind niemals durchbohrt, ſondern ſteckten in einem Holzſchaft, deſſen knotiges Ende eine Höhlung oder ganze Durchbohrung für die Klinge beſaß.

Die Schaber aus Feuerſtein ſtehen in Schweden wie anderwärts gleichſam in der Mitte zwiſchen den ganz unbearbeiteten Meſſern und den mit einem Ueberzug von Retouche verſehenen Artefacten, als Dolchen, Lanzen- und Pfeilſpitzen. Die ganze Form iſt ihnen durch Zuſchlagen gegeben; feinere Bearbeitung findet ſich meiſt nur an einem Theil des Randes. Mit dieſen Schabern wurden die Thierhäute zu Kleidern gereinigt und bearbeitet. Pfriemen und Nadeln aus Knochen dienten zum Durchlöchern und zum Zuſammennähen der Gewänder. Mit einem kammartigen Geräth aus Bein wurden, wie bei den heutigen Eskimos, die Sehnen, mit welchen man nähen wollte, zertheilt.

[illegible]



[illegible]

[illegible]

[illegible]

Als Schutzwaffen hatten die neolithiſchen Bewohner Schwedens vermuthlich nur Schilde; aber auch dieſe ſind, da ſie höchſtens aus einem mit Leder überzogenen Holzgeflecht beſtanden, längſt bis auf die letzte Spur vergangen. Als Angriffswaffen führte man Aexte und Streithämmer, Dolche und Lanzen, Pfeil und Bogen, ſowie hölzerne Keulen und Schleudern. Bogen, Keulen und Schleudern konnten ſich ſo wenig erhalten, als die Schilde. Speer- und Pfeilſpitzen waren aus Feuerſtein, ſeltener aus Knochen. Eine Beſonderheit bilden Pfeilſpitzen aus Knochen, welche beiderſeits Rinnen haben, in die man dünne ſcharfe Flintſplitter eingeſetzt hat. Ein ſolches Geſchoß mochte wohl zu koſtbar ſein, um häufiger Anwendung zu finden. Die Lanzenſpitzen ſehen bisweilen den Dolchen ſehr ähnlich; ſie ſind oft lorbeerblattförmig und manchmal bis zu 40 Centimeter lang. Die gewöhnlichen Pfeilſpitzen ſind entweder lange dreikantige Silexſplitter oder kürzere breite, meiſt mit Widerhaken verſehene Stücke. Querſchneidige Pfeilſpitzen — eine contradictio in adjecto, da es eben keine Spitzen ſind; man würde ſie richtiger Pfeilſchneiden nennen — ſind nicht ganz ſelten. Einen Haufen ſolcher entdeckte man auf einem ſandigen Gefilde am Seeufer ſüdlich von Kriſtianſtad, dem ſogenannten „Lindormabacken", wo eine rege Feuerſteinmanufactur geherrſcht zu haben ſcheint. Ein däniſcher Torfmoorfund zeigt die eigenthümliche „Pfeilſchneide" noch an ihrem Schafte ſitzend. In einem Ganggrabe bei Borreby auf Seeland hat man einen Schädel gefunden, in deſſen Augenhöhle noch die Feuerſteinpfeilſpitze feſtſaß, welche den Mann getödtet hatte. Auch Thierknochen, die durch Steinpfeile verletzt waren, kennt man aus Skandinavien; aber es bedarf dieſer Beweiſe nicht für die Thatſache, daß man ungefähr dieſelben Waffen im Kriege wie zur Jagd verwendet hat.

Zum Fiſchfang dienten Angelhaken aus Bein, an welchen in ſeltenen Fällen Spitze und Widerhaken aus Feuerſtein angeſetzt waren. Aus Knochen fertigte man auch Harpunen und Stechgabeln. Jagd und Fiſchfang lieferten aber nicht den ausſchließlichen Lebensunterhalb. Man hielt ja Rinder, Pferde, Schafe, Schweine, und man genoß auch Cerealien, wie die in Weſtergötland vorgefundenen Handmühlen beweiſen. Immerhin ſcheint es mit dem neolithiſchen Feldbau in Schweden nicht weit her geweſen zu ſein, da das letztere Geräth auffallend ſelten vorkommt.

Die Thongefäße der ſchwediſchen Steinzeit ſind häufig Hängetöpfe mit ſphäriſchem Boden und Löchern am Rande. Formen und Verzierungen ſind einfach, aber gefällig. Die letzteren beſtehen aus geradelinigen Muſtern, welche in den weichen Thon tief eingeſchnitten und durch Ausfüllung mit einem weißen erdigen Stoff, wahrſcheinlich Kreide, hervorgehoben wurden. Spiralen und andere krummlinige Ornamente kommen noch nicht vor. Thierbilder als Einritzungen auf Knochen ſind ebenſo roh, als ſelten.

Am dichteſten bevölkert war von allen Theilen Schwedens offenbar Schonen und beſonders die Küſtenebene dieſer ſüdlichen Landſchaft. Man kannte 1885 ungefähr 64.000 Steinſachen aus Schweden; davon waren mehr als 45.000 aus Schonen, während aus ganz Svealand und Norrland, dem mittleren und dem nördlichen Theile Schwedens, nur circa 4000 Stücke bekannt waren. Die weitaus überwiegende Mehrzahl dieſer Schonen'ſchen Funde (an 40.000 Stücke) iſt aus Feuerſtein, während dieſes Material in anderen ſchwediſchen Landſchaften, z. B. im Mälarthal, eine ſo geringe Rolle ſpielt, daß von 1500 Steinſachen aus Södermanland kaum mehr als 100 Stücke aus Feuerſtein waren.

Die Bevölkerung Schwedens in der Steinzeit war eine relativ wenig gemiſchte. Neben den Schädeln, welche denen der heutigen Lappen naheſtehen, trifft man in den Gräbern vorwiegend ſolche, welche ganz denen der gegenwärtigen Einwohner germaniſchen Urſprungs gleichen. Zudem iſt geſchichtlich erwieſen, daß ſeit der Steinzeit keine große Einwanderung eines neuen Volkes nach Schweden ſtattgefunden hat; es erſcheint ſonach ſehr annehmbar, daß die heutigen Schweden directe Nachkommen ihrer neolithiſchen Vorgänger im Beſitz des Landes ſind. Das Material an Gräberſchädeln, welches nicht dem ſkandinaviſchen Typus entſpricht, dürfte der vorariſchen Urbevölkerung des Landes angehören.

Montelius nimmt an, daß die Einwanderung der neolithiſchen Bevölkerung Schwedens im dritten Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung ſtattgefunden habe. Der Weg dieſer Einwanderer ging nach dem genannten Autor wahrſcheinlich von den Ländern am Schwarzen Meere und der unteren Donau nach Nordweſten durch Länder, welche in geſchichtlicher Zeit von Germanen bewohnt erſcheinen. Nichts ſpricht dafür, daß ſie von Oſten her über Rußland gekommen ſeien. Die im letzteren Gebiet erhaltenen Spuren germaniſcher Bewohner müſſen vielmehr durch ein Vordringen germaniſcher Horden vom Südrande der Oſtſee und durch Ueberſiedelungen aus Schweden erklärt werden.

Die große Maſſe der erhaltenen Denkmäler bezeugt eine lange Dauer der jüngeren Steinzeit in Schweden. Ihr Ende fand ſie wohl um die Mitte des zweiten Jahrtauſends vor Chriſti Geburt, aber eher vor als nach 1500.

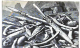
Die Dänen theilen ihre ſehr denkmälerreiche Steinzeit in zwei Perioden. Die eine laſſen ſie von 3000 bis 1500 vor Chriſti (in runden Jahreszahlen) reichen und nennen ſie das Zeitalter der Muſchelhaufen. Die andere heißt das Zeitalter der megalithiſchen Bauwerke und wird von 1500 bis um 1000 vor unſerer Zeitrechnung angeſetzt. Von der erſteren Periode haben wir ſchon geſprochen. Es wäre nur noch nachzutragen, daß man Artefacte dieſer Culturſtufe außerhalb der Kjökkenmöddinger oder Skaldynger (an den Küſten des Kattegat und des Großen Belt) auch im Binnenlande, zumal an den Ufern von Seen und Waſſerläufen, häufig antrifft.

Unter den Artefacten der jüngeren Steinzeit unterſcheidet man in Dänemark ältere Typen, welche ſich an die Kjökkenmöddinger-Stufe anſchließen und gewöhnlich nicht in Gräbern (oder nur in den älteſten) vorkommen, und jüngere Formen, welche in den ſpäteren ſteinzeitlichen Begräbnißſtätten vorherrſchen. Die erſteren gleichen ganz den neolithiſchen Funden Mittel- und Weſteuropas; die letzteren ſind dem Norden ausſchließlich eigenthümlich.

Die älteſte Gräberform iſt die der kleinen Kammer („Dyſſe", Dolmen) aus höchſtens fünf vertical aufgerichteten und einem horizontal darüber gelegten Steinblock. Jünger iſt der Typus der großen Kammer („Jaetteſtue", Rieſenkammer) mit einer größeren Zahl von Trag- und Deckſteinen; die jüngſte Form iſt die des Langgrabes ohne Gang („Kiſte"), ſie gehört dem Ende der Steinzeit an.

Im Vergleich zur Periode der Muſchelhaufen zeigt das Zeitalter der megalithiſchen Bauten große Fortſchritte in der materiellen Cultur. Es kommen nur mehr geglättete Steinbeile vor; die Ornamentik hat ſich kräftig entwickelt, eine Anzahl nach Stoff und Form neuer Objecte tritt auf. Das Meiſte kommt aus Gräbern, Einiges auch von alten Wohnſtätten. Vieles war in der Erde oder im Moor verſenkt, einzelne Gegenſtände oder ganze Serien gleichartiger Objecte. Man hat ſie als Opfergaben angeſehen, welche in dieſer Weiſe den Göttern dargebracht wurden. Die Formen der däniſchen Alterthümer aus der jüngeren Steinzeit ſind dieſelben, welche man in ganz Nordeuropa, d. h. im Süden Schwedens, dann von Weſtrußland bis Holland hin ohne beſtimmte Grenzen gegen Mitteleuropa verfolgen kann. Einzelne Typen ſind auch in einem weiteren Gebiete verbreitet.

Die Hauptgattungen dieſer Funde ſind folgende: undurchbohrte Steinbeile, meiſt aus Feuerſtein (eine ältere und eine jüngere Typenſerie; darunter viele auf-



[illegible]

fallend lange und ſchwere Stücke). Durchbohrte oder mit einer Schnurrinne verſehene Steinbeile (nur drei Typen aus Feuerſtein, die übrigen aus verſchiedenen Felsarten, im Ganzen fünf Typenſerien, von erſtaunlichem Reichthum an Variationen; daran ſchließen ſich die Beile aus Hirſchhorn und Knochen). Dieſe Beile ſind meiſt ſo gut wie unbenutzt, ſtellen alſo Waffen vor, und viele erkennt man an ihrer exceptionellen Geſtalt ſofort als koſtbare Prunkwaffen. Hämmer, d. h. durchbohrte oder mit einer Schnurrinne verſehene Geſchiebe, ſehr gewöhnliches Vorkommen; feiner gearbeitete Stücke ſind ſeltener. Meißel (ebenfalls eine ältere und eine jüngere Serie, die letztere den Grabbauten und den Moorfunden eigenthümlich) meiſt aus Feuerſtein, ſeltener aus Hirſchhorn und Knochen. Sägen mit mehr oder minder gezähnter Schneide und an einem oder beiden Enden geſpitzt, mit dem Rücken oder dem einen ungeſpitzten Ende in die Handhabe eingeklemmt (ſelten in Gräbern, häufiger in Moorfunden). Meſſer aus Stein und Eberzähnen, letztere an Wohnplätzen und in Gräbern nicht ſelten. Schaber von den verſchiedenen, in ganz Europa gebräuchlichen Formen. Dolche, Lanzen- und Pfeilſpitzen, zuweilen von feinſter Arbeit und nach ihrer Beſtimmung ſofort zu erkennen. Die älteren und ſelteneren, in den Gräbern nahezu nicht vertretenen Formen zeigen weder Griffe noch Stielanſätze, während die jüngeren meiſt mit ſolchen ausgeſtattet ſind. Außer dem Feuerſtein kommen zu dieſen Waffen andere Geſteinsarten, wie auch Knochen in Verwendung. Fiſchereigeräth (wenige Angelhaken aus Bein, Netzbruchſtücke, Netzgewichte aus löcherigen oder mit Rillen verſehenen Steinen, Doppelgabeln zum Netzſtricken); von den in Dänemark ausgegrabenen Einbäumen läßt ſich kein Stück mit Sicherheit der Steinzeit zuweiſen. Pfriemen, meiſt aus Röhrenknochen von Kleinvieh, ſeltener aus Vogelknochen. Allerlei Inſtrumente aus Bein, Hirſchhorn, Silex und Sandſtein, deren Gebrauch nur aus der Form höchſt unſicher erſchloſſen werden kann, darunter Geſchiebe mit zwei und mehreren ſchälchenförmigen Vertiefungen oder mit Rinnen. Deutlicher ſind die zur Herſtellung der polirten Steingeräthe verwendeten Reibeplatten (Unterlagen) und mit der Hand geführten länglichen Reibſteine, welche durch langen Gebrauch oft ſehr ſtark abgenutzt erſcheinen, die tragbaren, durchlochten oder auch verzierten Schleifſteine u. ſ. w.

Die vier beil- oder axtförmigen Werkzeuge, welche wir anbei in Fig. 123 bis 126 (S. 288), abbilden, ergänzen das Bild der neolithiſchen nordiſchen Steinmanufactur, indem ſie den oben gezeigten, bloß zugeſchlagenen Feuerſteinſachen eine Reihe geſchliffener Artefacte anfügen. Nur eines derſelben, das Hohlbeil links, iſt aus Feuerſtein und nicht durchaus geglättet; die anderen ſind aus weicheren Steinſorten, daher auch minder ſchlank, was übrigens auch für die Durchbohrung nothwendig iſt. Letztere iſt bei ſolchen Aexten häufiger, als die Anſchnürung an den Stiel vermittelſt Strickrinnen, welche wir an einem der Stücke wahrnehmen. Dieſer Typus iſt der amerikaniſchen Steinzeit ſehr geläufig, kommt aber, abgeſehen von unſerem Norden, auch in Mitteleuropa (Böhmen) zuweilen vor. Die durchbohrten Aexte zeigen zwei verſchiedene Typen. Die einfachere iſt gewiß eine Werkzeugform; ſie erſcheint ſehr häufig in Sandſtein und oft von enormer Größe und Schwere. Die andere iſt weit zierlicher, erſcheint auch meiſt in geringeren Dimenſionen und oft aus ſehr hartem Material, in welchem die Herſtellung derſelben viel Mühe gekoſtet haben muß. Unſer Stück iſt überdies noch durch eingeſchliffene Zickzacklinien verziert. Dieſe Doppeläxte waren vermuthlich nur Prunkwaffen, vielleicht Abzeichen hervorragender Perſonen, jedenfalls aber keine gewöhnlichen Gebrauchswerkzeuge.

Unſer Vollbild „Neolithiſche Funde aus Nordeuropa“ breitet endlich eine bunte Fülle nordiſcher Steinwerkzeuge und Steinwaffen, ſowie anderer Funde aus

[illegible]

[illegible]

[illegible]

urnenförmige von erſtaunlich guter Arbeit. Die Keramik iſt wie überall in der jüngeren Steinzeit von ſehr ungleichem Werth, oft roh und plump, oft fein und zierlich. Die Ornamente beſtehen aus Punkten und Geraden in mannigfacher Compoſition, häufig in Schnur- oder Muſchelabdrücken. Die Gefäße ſind hellgrau, braun oder ſchwarz, erſt in der jüngſten Phaſe der Steinzeit röthlich. Sophus Müller theilt ſie in mehrere Reihen, von welchen die älteſte auch im Süden außerhalb Dänemark (im Lande vorwiegend in Dolmen), die jüngeren ausſchließlich im Süden Skandinaviens (namentlich in den Ganggräbern) vorkommen. Nach den Formen unterſcheidet er Schalen und Taſſen, Töpfe und Krüge, endlich Hängegefäße. Als den älteſten Typus der Töpfe bezeichnet er eine henkelloſe, glockenförmige Vaſe, die von der Mitte des Bauches bis zum Rande mit eingeſtochenen Ornamenten verſehen iſt. Dieſe Form hat für uns darum ein etwas größeres Intereſſe, weil ſie in überraſchend ähnlicher Weiſe an vielen Orten Mittel- und Südeuropas wiederkehrt und anderwärts nach typengeſchichtlichen Unterſuchungen für das Ende der Steinzeit und den Beginn der Metallperiode charakteriſtiſch iſt. Wir kennen ſie z. B. aus Mähren, Frankreich, Italien.

Der Schmuck zeigt mannigfache Formen und beſteht ausſchließlich aus durchbohrten, alſo zum Anhängen beſtimmten Stücken. Man findet nicht ſelten beinerne Nadeln mit einfach gerundetem oder ſcheibenförmigem Kopf, länglich viereckige Beinplättchen mit Ornamenten, Schieferplättchen mit durchlochten Ecken, Hirſchgeweihenden, Beinringelchen u. ſ. w. Die älteſten (ſehr reichlichen) Bernſteinfunde ſtammen aus Torfmooren und zeigen das Material oft ziemlich unbearbeitet in ſeiner urſprünglichen zufälligen Form, daneben aber auch in mannigfaltiger abſichtlicher Geſtaltung und Verzierung als cylindriſche oder koniſche Perlen. Zur Vereinigung derſelben an mehreren parallelen Schnüren dienten mehrfach (bis zu 15mal) durchbohrte Stäbchen aus demſelben Stoff, ſogenannte „Perlenſchieber“. Die jüngeren Formen ſtammen zumeiſt aus Gräbern, wo ſie in großer Zahl vorkommen; ſie ſind kugelig, ſcheibenförmig, noch öfter doppelbeilförmig; ſeltener zeigen ſie die Halbmond-, doppelte oder einfache Knopfform.

Ehe wir von den Typen der nordiſchen Steinzeit Abſchied nehmen, müſſen wir der ſeltſamen Aufſtellungen gedenken, zu welchen ſich Chr. Hoſtmann durch das Vorkommen einiger, aus ſpäterer Zeit ſtammender Eiſenfunde neben den neolithiſchen Objecten und durch ſeine erbitterte Oppoſition gegen das nordiſche Dreiperiodenſyſtem verleiten ließ. Nach Hoſtmann giebt es überhaupt keine Steinzeit, da von Anfang an — und die Urgeſchichte beginnt bei ihm nicht ſehr früh — das Eiſen bekannt war. Die in den Steinkammern des Nordens ſo maſſenhaft erhobenen Steingeräthe will er nicht mit den „nordiſchen Syſtematikern“ als Repräſentanten einer factiſchen Steinzeit, ſondern vorherrſchend als Beweis für das Beſtehen einer eigenthümlichen Art von Steincultus anerkennen. Dieſe Anſchauung wurde bereits vor mehr als hundert Jahren von ſchwediſchen, däniſchen und deutſchen Gelehrten vertreten, und Hoſtmann hält ſich, „ſelbſt auf die Gefahr hin, darob als arger Rückſchrittler verſchrien zu werden“, für berufen, dieſelbe vollſtändig wiederherzuſtellen. Für ihn haben die ſteinernen Grabbeigaben ausſchließlich ſymboliſche Beſtimmung, aber er fragt ſich nicht, woher dieſe Symbolik ſtammen ſoll, wenn es eine reine Steinzeit überhaupt niemals gegeben. „Damit ſoll,“ meint Hoſtmann, „keineswegs geſagt ſein, daß nicht eine und die andere Art von Steingeräth im praktiſchen Leben auch noch neben dem Eiſen in Verwendung geſtanden hätte; wir wiſſen im Gegentheil ſehr gut, daß die Nutzung von Waffen und Geräth aus Stein in eine verhältnißmäßig ſehr ſpäte Zeit hinunterreicht. Und da wir endlich den Glauben an den kosmiſchen Urſprung gewiſſer Steingeräthe, ſowie deren abergläubiſche Verwendung gleichmäßig auftreten ſehen ſowohl bei keltiſchen, germaniſchen, ſlaviſchen Völkern, wie bei den Griechen, Römern und Indern, an eine ſpätere Uebertragung aber nicht gedacht werden kann, ſo iſt damit bewieſen (?), daß ſolche an gewiſſen Steingeräthen haftende Vorſtellungen ſchon dem indogermaniſchen Urvolke eigenthümlich ſein mußten; oder mit anderen Worten: bereits vor jener fernen Zeit ihrer Zerſtreuung hatte das Steingeräth bei den Indogermanen ſeine urſprünglich rein praktiſche Beſtimmung verloren und fand nur noch gelegentlich neben dem Metall als Werkzeug Verwendung. Der Begriff einer factiſchen Steinzeit iſt hiermit für den Bereich unſerer heidniſchen Gräber vollſtändig, auch in jenen Fällen negirt, wo keine Spur von Metall in Begleitung der Steingeräthe angetroffen wurde."

Wir werden auf die Hoſtmann'ſchen Anſchauungen, deren Vertreter heute, nach dem Ableben des Urhebers, L. Lindenſchmit geworden iſt, im nächſten Capitel noch einmal zurückkommen müſſen. Hier haben wir ſie nur geſtreift, um dem Leſer zu zeigen, mit welchen verkehrten Auffaſſungen ſich der Urgeſchichtsforſcher ſelbſt in ernſter Geſellſchaft herumſchlagen muß. Hoſtmann meint, daß die Indogermanen ſchon im Beſitze des Eiſens nach Europa eingewandert ſeien, wie dies andere für die Bronze und jüngſt M. Much für das Kupfer behauptet hat. Auf eine Entgegnung verzichten wir und ſagen nur, daß, wenn auch die von Hoſtmann regiſtrirten Eiſenſpuren aus neolithiſchen Depots in Nordeuropa wirklich derſelben Zeit angehören ſollten, wie die übrigen Funde, dies dennoch dem Begriff einer nordiſchen Steinzeit, wie ihn heute S. Müller für Dänemark, Montelius für Schweden, Undſet für Norwegen vertreten, keinerlei Eintrag thun und abſolut nicht hinreichen würde, uns eine nordiſche Eiſencultur mit megalithiſchen Bauwerken und ſymboliſcher Verwendung von „Donnerſteinen" u. ſ. w. vorzuſpiegeln.

5. Gräber.

Man hat es als einen Vorzug der neolithiſchen Bevölkerung Europas angeſehen, daß ſie ihre Todten ſorgfältig beſtattete und zumeiſt auch mit Liebesgaben für das (dem Erdendaſein ähnlich gedachte) Jenſeits ausrüſtete. Dieſer Brauch herrſcht dann durch alle Folgeperioden in einer ſolchen Stetigkeit und einer ſolchen Fülle von Modificationen, daß die Gräber, ihre Geſtalt und ihr Inhalt für den Prähiſtoriker immer wichtiger werden, je mehr er ſich den geſchichtlichen Zeiten nähert. Nichts berechtigt uns aber, dem quartären Menſchen, von dem wir ja ſo wenig ſichere Ueberreſte beſitzen, die Sitte der Todtenbeſtattung abzuſprechen und mit G. de Mortillet zu ſagen: er brachte es bis zu erſtaunlichen Kunſtleiſtungen, nicht aber bis zur einfachſten Form der Pietät gegen ſeine Verſtorbenen.

Während in den ſpäteren urgeſchichtlichen Perioden, namentlich ſeit dem erſten Auftreten des Eiſens in Mitteleuropa, Gräberfunde die Anſiedelungsreſte weitaus überwiegen, ſind neolithiſche und auch bronzezeitliche Begräbnißſtätten nicht überall zu finden, wo ſichere Spuren, ja die claſſiſchen Beiſpiele von Wohnſtätten aus jenen Perioden erhalten ſind. Wir müſſen daher zum Theile andere Fundorte aufſuchen als jene, in welchen wir uns bisher bewegt haben.

Doch ſei es geſtattet, zunächſt nachzutragen, was uns in den bisher berührten Gebieten an Gräbern aus neolithiſcher Zeit erhalten iſt. Wir ſahen bereits, daß die Kjökkenmödding-Leute in manchen Gegenden (Portugal) ihre Todten an derſelben Stelle beſtatteten, wo ſie ihre gemeinſamen Mahlzeiten und vielleicht auch ihre Opferfeſte hielten. So findet man die Skelette derſelben heute unter Muſchelſchalen, Knochen, Aſche, Herdſteinen und Wegwurf aller Art.

Die Pfahlbaubewohner ſcheinen ihre Todten am Ufer in der Erde, ebenfalls unverbrannt, beigeſetzt zu haben. Das Zeugniß, welches wir dafür beſitzen, gehört zwar nicht mehr rein der neolithiſchen Zeit, ſcheint aber auch für dieſe Geltung zu haben. Es beſteht in einer aus Granitplatten roh zuſammengefügten und mit Feldſteinen bedeckten Grabkammer von 1·90 Meter Länge, 1·12 Meter Breite und 1·80 Meter Tiefe, welche man beim Bau eines Hauſes zu Auvernier am Neuenburger See unfern zweier Pfahlbauten angetroffen hat. Die beiden Pfahlbauten ſind etwas verſchiedenen Alters, die eine gehört der neolithiſchen, die andere der Bronzezeit an. Um die Grabkammer war in der Erde noch ein Kreis von Granitplatten als Bannkreis gezogen; an der Südſeite der Kammer lag ein unbedeckter gangartiger Vorbau aus Steinen. Die Hauptkammer enthielt Reſte von mindeſtens zwölf Leichen, eine nach Norden gelegene Nebenkammer zwei Schädel und einige Knochen.

Als Beigaben fand man zwei Serpentinbeile, einige durchbohrte Zähne vom Wolf, Bär und Eber, einen kleinen Kupferring und einige unbedeutende Bronzeſachen (Knopf, Nadel u. dgl.). Der Fund ſcheint alſo aus einer Uebergangszeit zu ſtammen.

Immerhin fehlt uns aber noch viel zur Kenntniß der Gräber, welche zu den Pfahlbauten der Schweiz und Oeſterreichs nothwendig hinzugedacht werden müſſen. Um ſo beſſer iſt es für uns, daß uns ſtatt jener verſchollenen Todten andere, wahrſcheinlich verunglückte Menſchen in der Culturſchicht ſelbſt ihre Reſte hinterlaſſen haben. An dieſen ertrunkenen oder im Streit erſchlagenen Menſchen konnten die Anatomen ihre Studien machen, und den Unterſuchungen Virchow's verdanken wir folgendes auf die Pfahlbauſchädel des Berner Muſeums gegründete Ergebniß. Die reine Steinzeit der Schweizer Pfahlbauten hat uns nur brachycephale (kurze) Schädel überliefert. In der Uebergangszeit von der neolithiſchen zur Metallperiode erſcheinen ausgezeichnete Dolichocephalen (Langſchädel) mit Orthognathie (großem Geſichtswinkel), wahrſcheinlich auch mit Leptoproſopie und Leptorrhinie (ſchmaler Naſen- und Geſichtsform). In der guten Bronzezeit finden ſich endlich wieder dieſelben orthognathen Dolichocephalen mit Leptoproſopie und Leptorrhinie.

Die Beiſetzung ganzer Leichen in Höhlen iſt vielleicht die älteſte Beſtattungsform. Wenigſtens iſt ſie ſchon in der paläolithiſchen Zeit (Grotten von Mentone, wo allerdings keine Beerdigung, ſondern eine Art Aufbahrung von Mumien ſtattgefunden haben ſoll) bezeugt. Wir haben hier nachzutragen, daß man im fränkiſchen Höhlengebiet, an einer der reichſten Fundſtellen am Fockenſteine bei Pottenſtein, in einer Felsniſche das Grab eines Mannes entdeckt hat. Der Schädel war dolichocephal: die Beigaben beſtanden in einer hörnernen Lanzenſpitze und zwei flachen Zierſtücken aus Bein, die zum Anhängen durchbohrt und dürftig ornamentirt waren.

Andere Grabgrotten aus neolithiſcher Zeit lagen in den Bergen von Wales (England). Hier handelt es ſich beſonders um eine genau unterſuchte Gruppe von Höhlen, die zu einem naheliegenden großen Kjökkenmödding zu gehören ſcheint. Der Abfallshaufen enthielt vorwiegend Säugethierknochen. Die Liſte der bis aufs Mark verſpeiſten Thiere iſt lang: bos longifrons (das keltiſche Hausrind, die heutige Shorthornraſſe), Schaf oder Ziege, Schwein, Hund ſind am häufigſten, Reh, Hirſch, Haſe, Pferd, Dachs, Fuchs, Kaninchen, Adler ſeltener. Der Hund ſcheint als Hausthier gehalten, aber auch gleich anderen Hausthieren für die Küche geſchlachtet worden zu ſein. Von quartären Thierformen, auch vom Renthier hat ſich keine Spur gefunden. Faſt alle häufiger vorkommenden Knochen ſtammen von jungen Thieren, alſo wahrſcheinlich von Hausthieren, nicht von der Jagdbeute, die man ohne Auswahl einheimſt. Wir haben es alſo hier mit Menſchen zu thun, welche nicht mehr ein unſtetes Jägerleben führten, ſondern als Hirten und ziemlich ſeßhafte Leute einen großen Schritt auf der Bahn der Culturentwickelung bereits zurückgelegt hatten.

Unter den vorſpringenden Felſen der nahen Bergwände ergaben ſich Anzeichen gleichzeitiger Beſiedelung, Knochen derſelben Thiere, wie in dem großen Abfallshaufen. Aber die Felsniſche verengte ſich zu einem ſchmalen Gang, der mit Steinen und Erde gegen außen abgeſperrt war. Dieſe innere Höhle erwies ſich als eine Grabgrotte oder natürliche Krypta von 1 bis 1·67 Meter Breite und 1·37 Meter Höhe. In der 30 Centimeter hohen Erd- und Sandſchicht, welche den Boden bedeckte, lagen zahlreiche Skeletfragmente vom Menſchen, Holzkohlen, ein Steinmeſſer, Thierzähne und Thierknochen. Die hier beſtatteten Menſchen waren meiſt Kinder und junge Leute; die Zertrümmerung der Knochen hatte das von der Höhlendecke herabgefallene Geſtein beſorgt. Die Todten ſcheinen in kauernder oder ſitzender Stellung beigeſetzt worden zu ſein. Offenbar geſchah dies nicht auf einmal; auch wäre in dem tunnelartigen Gange gar nicht Raum für ſo viele ganze Leichen geweſen. Man iſt wiederholt zu der herkömmlichen, wahrſcheinlich einer Familie angehörigen Begräbnißſtätte zurückgekehrt, und die länger Verſtorbenen mußten zuſammenrücken, wenn ein neuer Ankömmling Aufnahmen finden ſollte.

Die Thierknochen ſind zum Theil von Hunden angenagt, woraus hervorgeht, daß man den engen Raum früher bewohnte, ehe man ihn als Grabſtätte benutzte und, wahrſcheinlich gegen das Eindringen fleiſchfreſſender Thiere, mit aufgehäuften Steinen verſchloß.

Wenige hundert Meter von dem erwähnten Abfallshaufen lagen noch vier andere Grabgrotten mit zahlreichen, ebenfalls kauernd beigeſetzten Leichen. Das Alter der ganzen Gruppe erhellt aus einem geſchliffenen Grünſteinbeil, einigen Flintmeſſern und vielen rohen, innen geſchwärzten Topfſcherben, welche neben den Leichen gefunden wurden. An den menſchlichen Schenkelknochen fanden ſich hin und wieder Bißſpuren vom Hund und Wolf, woraus ſich erkennen läßt, daß die Steinſetzungen am Eingange doch nicht hinreichten, dieſe Thiere von den friſchen Leichnamen abzuhalten. Aehnliche Gräberfunde ſind nach Boyd Dawkins übrigens auch in anderen Grotten und Höhlen Englands gemacht worden.

Zahlreiche Grabgrotten neolithiſchen Alters weiſt der Süden und der Oſten Frankreichs auf. Die berühmte Höhle von Aurignac, nordöſtlich von St. Gaudens (Haute Garonne), iſt nur eine kleine Felsniſche und enthielt 17 Skelette mit ſpärlichen Beigaben (Thongefäßen und kleinen Ringperlen aus Cardium, einer Meerkonchylienart). In der unteren Schicht dieſer Höhle fanden ſich diluviale Thierreſte und paläolithiſche Artefacte aus Knochen und Feuerſtein nebſt Aſche. Noch Eduard Lartet war (1861) nicht gewahr geworden, daß es ſich hier um zwei durch Jahrhunderte getrennte Zeiträume der Benutzung handelt. Er hielt die Menſchen der oberen Schicht für Zeitgenoſſen der Höhlenhyäne und des Höhlenbären, des Mammuths und Nashorns, deren Knochen ſich in der unteren Schicht gefunden hatten. Das war ein ebenſo großer Irrthum, als die anläßlich des Fundes im Lande verbreitete Meinung, daß man die Leichen einer Anzahl Ermordeter entdeckt habe, welche durch eine Falſchmünzerbande beſeitigt worden ſeien.

Die Grotte von Duruthy bei Sordes im Departement Baſſes Pyrénées zeigt an den Wänden ſtarke Rußſpuren von den einſt in ihr angezündeten Herdfeuern. Auch hier unterſcheidet man eine ältere diluviale und eine jüngere neolithiſche Schicht. In beiden ſind ziemlich gut beſtimmbare Skeletreſte vom Menſchen aufgefunden worden. In der älteren Schicht lagen ſie vermengt mit Knochen und Zähnen vom Renthier, Urochſen, Pferd, Löwen und Bären, mit Harpunen und

Pfriemen aus Bein und mit Steinmeſſern, alles der Magdalenien-Stufe de Mortillet's angehörig. De Quatrefages und Hamy ſtellten den diluvialen Menſchen von Duruthy zu ihrer Cro-Magnon-Raſſe. In der oberen Schicht derſelben Grotte lagen die Ueberreſte von 33 Leichen verſchiedenen Alters und Geſchlechtes mit neolithiſchen Beigaben. Es fanden ſich da Knochenpfriemen, runde, zweimal durchbohrte Beinplättchen und lange ſchmale, an den Rändern fein zugeſchlagene Feuerſteinklingen. Eine der letzteren iſt ſicher eine Lanzenſpitze; die Retouche geht über den ganzen Rücken wie bei den ſchönſten Waffen der nordiſchen Steinzeit, der Schweizer Pfahlbauten und der megalithiſchen Grüfte Frankreichs. Eine andere Spitze iſt noch feiner bearbeitet und war vielleicht eine Dolchklinge. Immerhin iſt die Zahl der Beigaben gering für 33 Todte; auch lagen die ſchönſten zu tiefſt in der Leichenſchicht. Aber die natürlichen und die künſtlichen Grabgrotten, wie auch die megalithiſchen Krypten enthalten oft nicht mehr an Schmuck und Waffen; zuweilen beſchränkt ſich die ganze Ausſtattung auf ein paar Topfſcherben, oder es finden ſich überhaupt keinerlei Beigaben. Der neolithiſche Menſch von Duruthy zeigt dieſelben Raſſenmerkmale wie ſein diluvialer Vorläufer, und es ſcheint demnach, daß er direct von dieſem abſtammte.

Der neolithiſche Menſch ſcheute nicht davor zurück, ſchwer zugängliche Höhen zu erklimmen, um im Schoß rauher Gebirge unter Felſendächern ſich eine Zufluchts-, ſeinen Todten eine ſichere Ruheſtätte zu gewinnen. Die Höhle von Pena-Blanque im Gebirgsmaſſiv von Arbas (Haute Garonne) mündet in einer Höhe von 800 Metern an einem ſteilen Abhang. In der breiteren Vorhalle wurden die Leichen, welche nach Cartailhac's Annahme ihrer Weichtheile ſchon verluſtig waren, zur Beſtattung niedergelegt. In den tiefen und niederen Gängen, welche ſich rückwärts in den Berg hineinziehen, hauſte ehedem der Höhlenbär und nach ihm der braune Bär. Noch ſpäter kam der Menſch und hielt hier ſeine verſteckten Mahlzeiten, ſicher vor jeder feindlichen Nachſtellung. Man fand zerſchlagene Knochen vom Rind und Schaf, vom Hirſch und der Ziege neben Topfſcherben und Werkzeugen aus Stein und Bein.

Aehnliche Verhältniſſe zeigt die ausgedehnte und weitverzweigte Grotte von Herm, 8 Kilometer öſtlich von Foix in Frankreich. In ihren Gängen hat man die Skelettheile von mehreren Hundert Höhlenbären, aber auch ſolche vom Höhlenlöwen und der Höhlenhyäne aufgeſammelt. In der geräumigen Vorhalle lagen die Gebeine von mindeſtens dreißig menſchlichen Individuen beider Geſchlechter und der verſchiedenſten Altersſtufen. Die Beigaben dieſer Todten beſtanden aus Werkzeugen und Schmuckſachen, zu welchen die Knochen vom braunen Bären, vom Hirſch, Ochſen, Schaf (oder der Ziege) verwendet worden waren, ferner aus Quarzitſpänen, Kalkſteinperlen, zwei polirten Steinbeilen und einem Schmuckring aus Kupfer oder Bronze. Demnach ſcheint dieſe natürliche Gruft auch noch in der Uebergangszeit zur Metallperiode belegt worden zu ſein. Alles zuſammen iſt wieder recht wenig für 30 Leichen, und wir können hier den Gedanken nicht abweiſen, daß man dieſe Grabgrotten ſchon in alter Zeit ausgeplündert hat, wenn ſie durch Zufall von irgend Jemand entdeckt wurden.

Berühmt ſind die Grabgrotten der Lozère in einer wildzerriſſenen Felslandſchaft mit ſchaurigen Abgründen, in welchen die Jonte und der Tarn hinſtrömen. Die „Höhle des Todten Mannes" (Caverne de l'Homme-Mort) iſt eine hochgelegene Galerie in dieſer von wenigen Tannen und verkümmerten Eichen belebten Dolomitwüſte. Hier lagen über 50 Skelette in einem feinen und trockenen Sande, der zu ihrer Erhaltung weſentlich beigetragen hat. Den Eingang verſchloß eine trockene Steinmauer. Beigaben fanden ſich nur in der Nähe dieſer Mauer: eine ſchöne Lanzenſpitze, die aus einem geſchliffenen Steinbeil hergeſtellt war, zwei ſpitze Knochenwerkzeuge und ein Schaber aus Feuerſtein.

Dieſer Fundſtelle gegenüber, am anderen Ufer des Tarn, der hier 400 Meter unter dem Plateau in einer engen Schlucht hinrauſcht, liegen die Grotten von St. Georges-de-Levejac. Das Thal bildet hier ein Knie, und von der Höhe überſieht man dasſelbe in einer Ausdehnung von 20 Kilometern. Dem Bergwanderer bietet ſich hier um Sonnenaufgang ein herrliches Naturbild. In den feuchten Grotten ruhten zahlloſe Skelette unter einem Bahrtuch von Stalagmiten. Um die weißen Knochenhaufen liegt Aſche und Kohle neben Thiergebeinen, Topfſcherben und einigen Feuerſteinſpänen. Die benachbarten Höhlen, genannt Baumes-chaudes, enthielten alle Ueberreſte einer neolithiſchen Wohnſtätte; in einem tieferen Theile derſelben ſchlummerten 300 Todte in eine Aſchenſchicht gebettet. Die natürliche Ordnung der Gebeine war durchaus geſtört; ſo lagen die Schädel abgeſondert in einer Reihe an der rechten Seitenwand. Von Beigaben fand man nur fünf Feuerſteinſplitter und vier Anhängſel aus Hirſchhorn.

Außer den genannten zählt Frankreich noch eine Menge natürlicher Grabgrotten mit ähnlichem Inventar. Man glaubte in den Beſtatteten derſelben die letzten Nachkommen der diluvialen Renthierjäger zu erblicken, welche im Kampf mit dem eindringenden Dolmenvolk allmählich zurückgedrängt und ausgerottet worden ſeien. Dieſe Vorſtellung iſt durch nichts erhärtet. Wohl aber weiſen viele Spuren darauf hin, daß man gegen das Ende der Steinzeit, als ſchon Metall in einzelnen Proben vorkam, mit Vorliebe die Todten in ſolchen Höhlen beiſetzte. Viele von den franzöſiſchen Höhlengrüften ſind in ſpäterer Zeit durch Umwühlung des Bodens der Forſchung halb entzogen worden, namentlich in der Provence, wo die Proteſtanten vor den Verfolgungen durch Ludwig XIV. in ſolchen Grotten Zuflucht ſuchten.

Während in manchen von den fundreichen Höhlen Frankreichs die Angehörigen der diluvialen und der darüber liegenden neolithiſchen Culturſchicht dieſelben Raſſenmerkmale zeigen, ſo daß man auf eine locale Fortdauer des gleichen ethniſchen Elementes auch nach dem Abſchluß der Quartärzeit geſchloſſen hat, zeigen ſich in anderen Gebieten ſtarke ſomatiſche Unterſchiede zwiſchen den paläolithiſchen und den neolithiſchen Bewohnern. Im Seealpengebiet z. B. enthalten die berühmten Grotten der Rochers Rouges (Baouſſé-Rouſſé im Patois der Anwohner) von Mentone zahlreiche, ſicher diluviale, menſchliche und thieriſche Reſte nebſt zugeſchlagenen Steinwerkzeugen und bearbeitetem Hirſchgeweih und Hirſchknochen. Die Menſchenraſſe, deren Skelette hier gefunden worden ſind, beſaß hohen Wuchs und dolichocephale Schädelbildung. In demſelben Departement Frankreichs liegen aber auch zahlreiche jüngere Grottenſchichten und Dolmen, welche durch geſchliffene Steinſachen, Topffragmente und einzelne Bronzeobjecte (Anhängſel, Perlen, Armreifen) chronologiſch näher beſtimmbar ſind. Die Skelette aus dieſen Schichten zeigen kleinen Wuchs und brachycephale Schädelbildung, woraus zur Genüge hervorgeht, daß das Seealpengebiet in zwei getrennten prähiſtoriſchen Epochen von zwei ganz verſchiedenen Menſchenraſſen bewohnt worden iſt.

Um den gegebenen weſteuropäiſchen Beiſpielen neolithiſcher Höhlenbeſtattung auch ein oſteuropäiſches anzureihen und damit zu zeigen, wie allgemein dieſe Sitte auf dem Boden unſeres Erdtheiles geübt worden iſt, wo nur immer die Verhältniſſe des erſteren dies möglich machten, führe ich den Leſer noch zu der wirren ungeheuren Knochenmaſſe, welche in der Baradla-(Aggteleker) Höhle bei Roſenau im Gömörer Comitat (Ungarn) aus Sand, Erdgeröll und Travertin herausgeſchaufelt worden iſt. Dieſe Höhle iſt eine der größten Europas und mißt mit ihren ſämmtlichen Nebenzweigen 7963 Meter Tiefe. Sie enthielt in dem ſogenannten „Fledermausgange“ unter einem gelblichen geröllführenden Sande Mengen von Höhlenbärenknochen, vermiſcht mit Kohle, Aſche und primitiven Steinwerkzeugen. Die Röhrenknochen der Bären waren ſämmtlich zur Herausnahme des Markes geſchickt geſpalten, die Schädel zertrümmert. Auch fand man häufig Unterkiefer, welche durch Abſchlagen des aufſteigenden Aſtes in der uns vom „Hohlefels“ her bekannten Weiſe zu Schlagwaffen umgeſtaltet waren.

Einem Seitengang dieſer Höhle gab man den Namen „das Beinhaus“. Dieſer Gang hatte in neolithiſcher Zeit offenbar als Begräbnißplatz gedient. Hier lagen, unter oder vielmehr hinter einer mächtigen Travertindecke in regelmäßigen Reihen geordnet, zahlreiche Menſchenſkelette, das Geſicht zur Erde gekehrt, den Kopf mit einer Steinplatte bedeckt. In der Nähe des Kopfes ſtand gewöhnlich ein Trinkbecher und ein Geſchirr mit verkohltem Getreide; zu beiden Seiten lagen Werkzeuge und Waffen aus Hirſchhorn, Knochen oder Stein, die letzteren waren meiſtens bloß zugeſchlagen, ſeltener geſchliffen. Die Skelette verrathen einen Menſchenſchlag von geringer Größe und ſchmächtigem Körperbau. Die Schädel boten eine ſo große Mannigfaltigkeit von Formen dar — von der ausgemachten Dolichocephalie (Index 70·9) bis zur vollen Brachycephalie (Index 83·6) — ſie waren zugleich ſo ſchwankend in den Höhenverhältniſſen, daß es Virchow, der dieſelben unterſuchte, nicht möglich ſchien, einen beſtimmten mittleren Typus feſtzuſtellen. Auch die Geſichtsindices fand derſelbe Anatom untereinander höchſt verſchieden.

Nahe dem „Beinhauſe“ fanden ſich, ebenfalls unter einer Travertindecke, maſſenhafte Küchenabfälle, welche nach der Anſicht Baron E. Nyáry's von den Todtenmahlzeiten herrühren ſollen. Wir ſchließen daraus nur, daß man hier, wie wir auch in Weſteuropa mehrfach geſehen haben, dieſelben Höhlen in neolithiſcher Zeit zu Wohnſitzen und zu Beſtattungsplätzen benutzt hat. Die Topffragmente aus den Küchenabfällen zeigen beſſere Arbeit und Verzierung als die Beigefäße der Skelette; auch die Steinſachen ſind meiſt geſchliffen. Dieſe Schicht könnte ſonach jünger ſein als die Gräberſchicht; es iſt jedoch ganz wohl möglich, daß man hier zu derſelben Zeit gewohnt und beſtattet, aber den Todten bloß minderwerthige Objecte als Beigaben gewidmet hat. Die Speiſereſte enthalten Knochen von mehreren Rinderarten (Bos urus, Bos taurus primigenius, frontosus, brachyceros), Schweinen (Sus scrofa domestica, fera, palustris), vom Pferd, Schaf, Hirſch, Reh, Wolf, Hund und Haſen. Die wildwachſenden Pflanzen, deren Samen gefunden wurden, zeigen keinen Unterſchied von denen der Gegenwart; dagegen ſind die Samen der Culturgewächſe, die, wie erwähnt, zum Theil als Beigaben in Thongefäßen neben den Skeletten gefunden wurden, faſt ſämmtlich bemerkenswerth kleiner als die entſprechenden unſerer Tage.

Die Aggteleker Höhle iſt auch in der Metallzeit wieder bewohnt worden. Ueber der Travertindecke des „Beinhauſes“ fanden ſich in der Erde Objecte der Bronzeperiode und am Eingang der Höhle Bronze- und Eiſenſachen (namentlich Pfeilſpitzen), mit Maſſen von Pferdeknochen vermengt, wohl die Hinterlaſſenſchaft einer viel ſpäteren Bevölkerung, welche Pferdefleiſch aß und vielleicht aus Hochaſien ſtammte.

Nächſt den Begräbnißplätzen in natürlichen Höhlen haben wir das — allerdings viel ſeltenere — Vorkommen künſtlicher Grabgrotten zu beachten. Wir müſſen hier den Unterſuchungen des Barons J. de Baye folgen, der ſolche Grotten in der Marne (Frankreich) in großer Zahl entdeckt und beſchrieben hat. Sie befinden ſich in einer mächtigen Kreidebank, welche ſpäter vielfach von Champagnerfabrikanten zur Anlage ihrer Weinkeller benutzt worden iſt. Je nach der Stärke und Haltbarkeit der Kreideſchichten ſind jene Höhlungen mehr oder minder tief, und man ſieht noch deutlich an den Spuren der Arbeit, wie ſie bloß mit Steinbeilen in dem weichen Material hergeſtellt wurden. Silexadern in der Kreide ſind ſtellenweiſe durchbrochen; wenn ſich ſtärkere Hinderniſſe einſtellten, gab man die Arbeit auf.

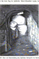
Vor der Grotte liegt in der Regel ein Gang, der bei größeren, ſorgfältiger ausgeführten Arbeiten eine anſehnliche Ausdehnung und ſtarke Benutzungsſpuren aufweiſt (ſiehe Fig. 127, S. 297). Bei geringeren, im Innern wenig regelmäßig geſtalteten Kammern iſt auch dieſer Zugang unbedeutend und ſcheint für gewöhnlich mit einer Steinplatte verſchloſſen geweſen zu ſein. In dieſen Kammern von geringerer Tiefe und minder ſorgfältiger Ausführung hat man zwei Beſtattungsweiſen beobachtet. Die Leichen liegen entweder zu beiden Seiten eines ſchmalen Mittelganges bis zur Decke aufgeſchichtet und durch Steinplatten oder Erde voneinander getrennt — in dieſem Falle Perſonen aller Altersſtufen und beider Geſchlechter bis zu 40 an der Zahl — anſcheinend zu verſchiedenen Zeiten nacheinander beigeſetzt — oder ſie ſind in einer nicht bis zur Decke reichenden Anhäufung ohne Zwiſchenlagen von Steinen oder Erde übereinander gelegt. In letzterem Falle waren es ſtets junge kräftige Leute männlichen Geſchlechtes. In einer dieſer Grotten lehnten zehn geſtielte Steinbeile an der Wand, und zugleich ſollen ſich zahlreiche Pfeilſpitzen mit querſtehender Schneide an verſchiedenen Skelettheilen gefunden haben. Der Entdecker nimmt an, daß alle dieſe Jünglinge, welche wahrſcheinlich in einem Kampf ihr Ende gefunden haben, zu gleicher Zeit beſtattet worden ſeien.

In den tiefer gelegenen, beſſer zugeſchnittenen Kammern fanden ſich trotz der Spuren häufigen Ein- und Ausgehens meiſt nur zwei bis fünf und höchſt ſelten mehr als acht Skelette, dafür aber zahlreichere und mannigfachere Beigaben. Eine dritte Claſſe dieſer Kreidegrotten iſt durch Vorkammern ausgezeichnet, zu welchen man durch einen breiteren, nach abwärts führenden Gang bequem gelangt, von welchen aber erſt ein engerer, noch mehr nach abwärts führender Gang in der Krypta mündet. Die Stufen und der Boden ſind durch Abnutzung ſtark geglättet; auch die Wände ſind wie polirt. Es ſind Vorrichtungen angebracht, um das Eindringen des Waſſers zu verhindern. Alles deutet darauf hin, daß dieſe ausgezeichneten Grüfte lange Zeit offen geſtanden ſind oder wenigſtens häufig geöffnet und beſucht wurden. Am Eingang der Krypta ſieht man eingeſchnittene Stellen, in welchen ſich eine Thüre bewegt haben kann, und ſolche, die zum Vorlegen eines Schutzbalkens gedient haben mögen.

Manchmal iſt in der eigentlichen Grabkammer ein von der Rückſeite vorſpringendes Stück Mittelwand ſtehen gelaſſen. Luftlöcher, welche ſenkrecht zu Tage führen, finden ſich hin und wieder; auch Vorſprünge, welche manchmal beckenförmig ausgehöhlt ſind. Auf Stufen und Etagen lagen Pfriemen, Meſſer und andere kleine Objecte. Die Wände ſind oft kreuz und quer geſtreift.

Dieſe kunſtvoller angelegten Grabgrotten enthielten die meiſten Funde, aber nur wenige Leichen. Sie ſind manchmal ſo groß, daß mehr denn 200 Todte in ihnen hätten Raum finden können, wenn ſie in der Art der einfacheren Krypten benutzt worden wären; und doch bargen ſie nur je zwei oder drei (in einem einzigen Falle acht) Skelette. De Baye hat angenommen, daß dieſe Anlagen urſprünglich Wohnbauten geweſen ſeien; Cartailhac hält dies mit Recht für irrig und denkt vielmehr an gewiſſe Gebote des Gräberritus, welche einen häufigen Beſuch dieſer Krypten gefordert haben mögen. Er erinnert daran, daß ſich bei den Howas auf Madagaskar ſolche Gebräuche finden. Dort giebt es Familiengräber in Geſtalt geräumiger unterirdiſcher Kammern, die von den Angehörigen der Todten von Zeit zu Zeit pflichtſchuldigſt beſucht werden. Die Ceremonie, welche „Mamadika“ heißt,

[illegible]



[illegible]

[illegible]

Mannes eingenommen hatte, und deshalb entfernte man ſie aus dem Grabe desſelben und brachte ſie zu ihrer endgiltigen Ruheſtätte. Cartailhac meint, daß wir uns alle Thatſachen, die in den Grabgrotten der Champagne beobachtet ſind, mühelos erklären können, wenn wir ähnliche Sitten für die neolithiſchen Bewohner dieſer Landſchaft gelten laſſen.

In den künſtlichen Krypten der Marne ruhten die Todten auf einem aus Steinplatten zuſammengeſetzten Lager, einzeln oder zu Zweien. Auch Fälle von Leichenverbrennung ſind beobachtet worden, ſowie ſolche, in welchen über verbrannten Leichen unverbrannte beigeſetzt waren. Eine Krypte war ganz erfüllt mit Leichenbrand und Aſche; auch die Beigaben, Steinbeile, waren vom Feuer angegriffen. In anderen fand man den Leichenbrand in Häufchen vertheilt auf der Erde; einmal war derſelbe auch in einer Urne beigeſetzt. Immerhin war die Leichenverbrennung viel ſeltener als die Beſtattung der ganzen Körper. Die bisher aufgefundenen Skelette aus den Kreidegrüften der Marne berechnet man auf 2000 Stücke. Dabei kann nicht genug Gewicht darauf gelegt werden, daß dieſe Krypten keinerlei Umwühlung und Verletzung erfahren haben. Sie waren nach den Angaben des Entdeckers abſolut jungfräulicher Boden, als die Wiſſenſchaft ſich ihrer bemächtigte.

In den Schädelhöhlen Erwachſener fanden ſich nicht ganz ſelten Kinderknochen und andere Beigaben, Muſchelſchalen, ein Anhängſel, eine Feuerſteinpfeilſpitze. Wir können den Grund dieſer Erſcheinung nicht angeben; aber jedenfalls ſind die Sachen von den Hinterbliebenen der Todten in die Hirnſchale hineingeſtopft worden. Cartailhac erinnert daran, daß die Andamanen ihre Todten zuerſt in ſitzender Stellung begraben. Wenn man annimmt, daß die Weichtheile verweſt ſeien, gräbt man die Skelette wieder aus, und jeder Angehörige nimmt ſich ein Stück von den Knochen. Die Witwe des Verſtorbenen nimmt den Schädel, trägt ihn an einer Schnur um den Hals und benutzt ihn, um kleine Gegenſtände darin aufzubewahren. Wer denkt hierbei nicht der Königin Margarethe in Shakeſpeare's Heinrich VI., die den Schädel ihres geliebten Suffalk mit ſich herumträgt und über demſelben trauert? Bei den Andamanen werden auch die übrigen Knochenſtücke von den Angehörigen am Halſe oder am Gürtel getragen. Cartailhac hält auch die Grabgrotten der Marne für Beſtattungsplätze zweiter Ordnung, welche dazu beſtimmt geweſen ſeien, die Ueberreſte nach der erſten, zur Macerirung dienenden Beerdigung aufzunehmen.

Bei ſieben, in verſchiedenen Gruppen dieſes merkwürdigen Höhlengebietes vertheilten Krypten findet man Reliefſculpturen an den Wänden der Grabkammern. Sie ſtellen entweder geſchäftete Steinbeile oder eine weibliche Figur, wahrſcheinlich irgend eine Gottheit, dar. Manchmal ſind beide Darſtellungen vereinigt. Beile erkennt man entweder im Innern der Krypta zu beiden Seiten des Einganges oder in der Vorgrotte neben dem Eingang zum eigentlichen Grabgemach. Die weibliche Figur erſcheint regelmäßig links von dem Eintretenden, einmal im äußeren Corridor, ſonſt in der Antigrotte. Wir ſagen: weibliche Figur, obwohl dieſe Arbeit in halb vertieftem, halb erhöhtem Relief doch nichts weiter iſt, als die Nachahmung eines ſchrecklich rohen Idols, eines oben gerundeten Steinblocks, an welchem hie und da einige menſchliche Geſichts- und Körpertheile (Augen, Naſe, Mund, Brüſte) mehr nothdürftig angedeutet, als kenntlich ausgeführt ſind. Solche Klötze aus Stein, Holz und Thon muß man zur Zeit der Anlegung jener Felsgrüfte wirklich beſeſſen haben, und ihre Geſtalt entſpricht allerdings den Vorſtellungen, die wir uns von Götterbildern aus neolithiſcher Zeit allenfalls machen dürfen. Dieſe Felſenzeichnungen (ſo wird man ſie richtiger nennen) haben alſo die

[illegible]

[illegible]

[illegible]

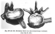
Kreide, Schiefer, Quarz und Aragonit; Türkis und Bernſtein kam in einigen Körnern vor. In einem Falle lagen die Muſchel- und Schieferperlen derart über dem Kopfe ausgebreitet, als wenn ſie ein Haarnetz gebildet hätten. Durchbohrte Zähne fanden ſich vom Bären, Wolf, Fuchs, Schwein, wie auch vom Pferd und vom Ochſen. Ueberdies gab es mehr als 30 kreisrunde Steinplättchen, welche häufig zweimal durchbohrt waren. Von Thongefäßen wurden 23 ganze und zahlreiche Fragmente entdeckt; dieſelben ſtammen ſtets aus „Familien-", nie aus den Maſſengräbern; ſie ſind faſt immer äußerſt roh gearbeitet und ſchlecht gebrannt. Es ſind henkelloſe, nie über 27 Centimeter hohe Töpfe, welche außer etlichen, mit dem Fingernagel eingedrückten Vertiefungen, keinerlei Ornament aufweiſen. Noch iſt zu bemerken, daß ſich manche der Schädel mit einer am lebenden Menſchen oder nach dem Tode ausgeführten Trepanationsöffnung behaftet zeigten.

Fig. 129 und 130, S. 301, vergegenwärtigen uns das mörderiſche Endergebniß der Kunſt unſerer neolithiſchen Vorfahren, Pfeile mit Feuerſteinſpitzen auf ihre Nebenmenſchen abzuſchießen. Dieſe menſchlichen Wirbel, in welchen die Pfeilſpitzen ſo tief eingedrungen ſind, daß man ſie noch heute nicht entfernen kann, ohne ſie abzubrechen, ſind von Baron de Baye in den Stationen von Coizard und Villevenard in Frankreich gefunden worden. Die Pfeilſpitzen ſind meſſerförmige vierſeitige Prismen mit außerordentlich ſcharfer Spitze. Solche Funde ſind übrigens keineswegs ſehr ſelten, und auch ſteinerne Pfeilſpitzen von anderen Formen kommen zuweilen in menſchlichen und thieriſchen Knochentheilen feſtſitzend vor. Die gewöhnlichen Formen neolithiſcher Pfeilſpitzen, theils mit, theils ohne Schaftdorn und Widerhaken, haben wir in den fünf folgenden Figuren 131 bis 135, S. 303, nach Originalen aus Irland, die ſich in der prähiſtoriſchen Sammlung des Wiener Hofmuſeums befinden, zuſammengeſtellt.

Außer den natürlichen Grabhöhlen und den künſtlichen Kreidegrüften finden wir in der jüngeren Steinzeit noch Felſengräber, die aus zuſammengeſtellten beweglichen Steinblöcken errichtet ſind: die ſogenannten megalithiſchen Grabkammern. Unförmliche Steinplatten von gewaltiger Größe wurden auf dem ebenen Boden zu einem Bauwerk kindlich primitiver Art zuſammengeſtellt und die Zwiſchenräume der Blöcke mit kleineren Steinen vermauert. Ein koloſſales Felsſtück diente als Dach oder Decke. Umher wurde häufig Erde oder Steinſchutt aufgethürmt, bis die Form des plumpen Todtengehäuſes unter einem Tumulus verſchwand. Dieſe Verkleidung iſt im Laufe der Zeit oft wieder hinweggewaſchen worden, die Grüfte ſind eingeſtürzt, die Wandblöcke umgeſunken; die Dolmen und Ganggräber präſentiren ſich heute in allen Stadien des Verfalles und der Zerſtörung.

Dieſe Art von Denkmälern iſt weit verbreitet durch Theile Europas, Aſiens und Afrikas. Indien, die Krim und der Kaukaſus, Syrien, Nord- und Weſteuropa, ſowie Algerien beſitzen ſolche bizarre Bauwerke, die man früher als Hinterlaſſenſchaft eines einzigen, von Aufgang nach Niedergang hingezogenen Volkes aufgefaßt hat, welches Europa als Bogenbrücke zwiſchen Aſien und Nordafrika benutzt haben ſollte. Die Wandblöcke ſind in der Regel an der Innenſeite flach gearbeitet, was keine beſondere Mühe koſtete; die übrigen Seiten ſind völlig uneben und unbehauen. Nur in ſeltenen Fällen (Morbihan, Frankreich) findet man die Platten geglättet und ſogar mit ſculpirtem Schmuck (Ornamenten aus Parallellinien, Umrißzeichnungen von Beilen) überzogen. Mit Hebeln und Walzen wurden die Monolithen herbeigeſchafft und aufgerichtet. Wenn die Wandblöcke geſtellt waren, häufte man im Innern und in der Umgebung der Kammer proviſoriſch Stein- und Erdſchutt auf, um über die außen entſtandene ſchiefe Ebene mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit den Deckblock an ſeine Stelle zu bringen. Dann entfernte man das Füllmaterial

[illegible]



[illegible]

[illegible]

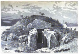
Unſer Vollbild „Tumulus mit Ganggrab" zeigt die äußere Anſicht der Rieſenkammer (Jätteſtue) von Uby im Holbaek-Amt (Seeland, Dänemark). Das Denkmal hat einen Umfang von 100 Metern bei über 4 Meter Höhe und war mit einem Steinkreis umgeben, deſſen Material jedoch von Landleuten zum Bau ihrer Häuſer weggeſchleppt worden iſt. Die Kammer im Innern iſt über 4 Meter lang und $2^{1}/_{2}$ Meter breit; ihre Wände beſtehen aus neun großen Steinblöcken, welche an den Fugen erſtaunlich knapp aneinanderſchließen. Wo dies nicht der Fall war, ſind die Zwiſchenräume mit kleineren Steinen ausgefüllt. Die Decke wird von den beiden Stücken einer geſpaltenen rieſigen Steinplatte gebildet. Die Grabkammer iſt von Oſt nach Weſt orientirt; der Eingang liegt im Süden, der offene Corridor, welchen derſelbe bildet, mißt an 6 Meter Länge, 70 Centimeter Breite und 1·70 Meter Höhe. Schon hier fanden ſich, als man das Grab 1845 ausräumte, Menſchenknochen und Feuerſteinwerkzeuge. Die Grabkammer war bis zu einer Höhe von 60 Centimetern erfüllt mit Sand und Steinen, unter welchen neben den Knochen eines mittelgroßen Individuums Steinartefacte und drei kleine Thongefäße gefunden wurden.

Wir überlaſſen es der Völkerkunde, die Dolmenerbauer Madagaskars, des Dekhan, der Ufer des Brahmaputra, Syriens und des Kaukaſus, welche zu einem Theile noch der Gegenwart angehören, um das Geheimniß ihrer Kyklopenarbeit zu befragen. In Amerika ſcheinen dieſe Bauwerke gänzlich zu fehlen. In Europa finden wir die erſten, wenn wir von Oſten herkommen, bei Odeſſa und in der Krim. Man entdeckte in denſelben die Knochen einer brachycephalen Menſchenraſſe, Perlen oder Wirtel aus blauem Glas, etwas Thongeſchirr. Auf der Balkanhalbinſel und in ganz Oeſterreich ſind Dolmen bisher nicht bekannt geworden.

Auch in Deutſchland kommen ſie bis zum rechten Ufer der Oder nicht vor; in geringer Zahl trifft man ſie zwiſchen Oder und Elbe; die Mehrzahl liegt jenſeits des letzteren Fluſſes, zumal in den Ebenen Hannovers. Ihr Verbreitungsgebiet erſtreckt ſich hier nach Süden kaum bis in die Mitte Europas. Sie gehören der Steinzeit an; außer ihnen giebt es aber noch andere, die von flacherer Geſtalt und mehr unter der ſchützenden Erde vergraben ſind. Dieſe letzteren ſind viel weiter verbreitet, auch in Pommern und Preußen, wo die eigentlichen Dolmen fehlen. Sie gehen aus der jüngeren Steinzeit unmerklich in die Metallzeit über. In Holland und Belgien ſind die Dolmen ſelten, weil dort das Material zur Errichtung ſolcher Bauwerke fehlte. Zahlreich ſind die „Hünenbetten" nur in der niederländiſchen Provinz Drenthe, welche jetzt im ganzen Staate Holland die geringſte Bevölkerung beſitzt.

Hier ſind 47 megalithiſche Gräber Eigenthum des Staates oder der Provinz und dadurch für alle Zeiten gerettet. Wie Tiſchler erzählt, hat man einige reſtaurirt, ein Verfahren, gegen welches ſich allerdings Bedenken erheben laſſen, weil doch der Willkür noch ein weiter Spielraum gegeben iſt. Die Träger wurden aufgerichtet, die Deckſteine wieder mit vieler Mühe hinaufgehoben. „Einen mächtigen Eindruck," ſagt der Genannte, „machen dieſe reichlich 3000 Jahre alten Denkmäler einer längſt verſchollenen Vorzeit, wenn ſie im Schein der Abendſonne in der einſamen rothblühenden Heide erglänzen." In der Regel ſind es zwei, oft über 20 Schritt lange Reihen hoher Steine, von gewaltigen Steinen überdeckt, das Ganze vielfach noch von einer weiteren Umfaſſung etwas kleinerer Steine umgeben. Meiſt ſind ſie zuſammengeſtürzt und von Schatzgräbern, die ſich natürlich ſehr enttäuſcht fühlten, durchwühlt.

Die Hauptfunde beſtehen in charakteriſtiſchen Thongefäßen gleich denen, welche in Hannover, Oldenburg, dem nördlichen Weſtfalen, kurz im Gebiete der weſtdeutſchen Rieſengräber gefunden werden. Die Ornamentlinien ſind durch tief ein-



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Flußufern und an den großen Seen des Binnenlandes. Eine einzige Gruppe befindet ſich unfern Falköping in Weſtergotland inmitten der ausgedehnteſten und fruchtbarſten Ebenen Schwedens. Die eigentlichen Dolmen, Grabkammern ohne Eingangsgalerie, erſcheinen auf die ſüdlichen und weſtlichen Küſtenſtriche beſchränkt, während die Ganggräber (Ganggrifter) und die umfangreicheren Zuſammenſtellungen von Steinblöcken theils mit, theils ohne einen tumulusförmigen Erdüberbau ſich oft bis auf weite Entfernung vom Meere in das Land hinein erſtrecken. Dieſe letzteren gehören der jüngſten Phaſe der nordiſchen Steinzeit an und ſind faſt in allen Theilen des Landes, welche damals von Menſchen bewohnt waren, zumal im ganzen öſtlichen Schweden, nachgewieſen. Auch die übrigen Funde dienen zur Beſtätigung, daß die neolithiſche Cultur in Schweden ihren Weg vom Südweſten nach Oſten genommen habe.

In Norwegen ſind die Gräber der Steinzeit ſpärlich vertreten; auch kleinere Einzelfunde aus dieſer Zeit ſind nicht häufig. Was vorhanden iſt, ſtammt zumeiſt aus dem ſüdlichen und litoralen Theile des Landes, weshalb man für Norwegen die erſte Beſiedelung aus Schweden und Dänemark kommen läßt. Eine eigene Gruppe von Steinzeitalterthümern bilden die arktiſchen Formen, welche vielleicht den Voreltern der heutigen Lappen angehören und zeitlich nicht ſehr hoch hinaufreichen. Der Feuerſtein kommt in dieſer Gruppe nicht vor; dagegen verwendet man zu Waffen und Werkzeugen von ganz beſonderer Geſtaltung Schiefermaterial und Renthierhorn. Die lappländiſche Steinzeit hat erſt mit dem Beginn unſeres Jahrhunderts ihr Ende erreicht. Wir wollen hier gleich anfügen, daß die Ueberreſte der Bronzeperiode in ganz Norwegen dünn geſäet ſind, was ſeine Erklärung vielleicht darin findet, daß in dieſem fernen Lande das Importmetall nur in geringem Maße Eingang fand und der Gebrauch von Steinſachen ſich länger erhielt als anderswo. Die älteſten Eiſenfunde ſtammen dann wieder aus dem Südoſten des Landes und verrathen ſchon den beginnenden römiſchen Einfluß. Ein ſpecifiſch norwegiſcher Kunſtſtil entwickelt ſich erſt in einer viel ſpäteren Periode (bis um 800 nach Chr.).

Wenn ſich allwärts Sagen und Legenden jüngeren Urſprungs an die megalithiſchen Bauwerke knüpfen, ſo werden wir den diesbezüglichen ſkandinaviſchen Erzählungen von Rieſen und Zwergen deshalb keine hiſtoriſche Bedeutung beimeſſen, weil es leicht wäre, die Zwerge mit den Lappen, der einzigen kleinen Raſſe Europas, und die Gothen mit den Rieſen zu identificiren. Sven Nilsſon hat auch die Aehnlichkeit zwiſchen den nordiſchen Ganggräbern und gewiſſen Winterwohnungen der Eskimos hervorgehoben. Dieſe Aehnlichkeit beſteht; ehe man aber daraus vorſchnelle Folgerungen ableitet, muß man ſich erinnern, daß im heutigen Wohngebiet der Lappen, Tſchuktſchen, Kamtſchadalen und anderer arktiſcher Völker megalithiſche Ganggräber nicht vorhanden ſind, daß dieſe Hyperboreer ganz andere Gräberformen haben, und daß andererſeits keinerlei Spur uns auf die Wohnſtättenform der Dolmenerbauer Skandinaviens zu leiten vermag. Wahrſcheinlich hatten ſie Pfahlhütten und Erdgruben wie die übrigen neolithiſchen Bewohner Europas.

Die megalithiſchen Bauwerke Großbritanniens ſind mannigfacher Art und zuweilen von anſehnlicher Größe. In Schottland iſt die einfache Steinkiſte (Dolmen) ſelten, dagegen finden ſich häufig Tumuli mit bedeckten Gängen von kreuzförmiger oder noch umſtändlicherer Anlage. Beide Typen begegnen ſich auf den Inſeln zwiſchen England und Irland wie auf den einander gegenüberliegenden Küſten dieſer beiden Länder. Am dichteſten liegen ſie in den Landſchaften Wallis und Cornwall. In England hat übrigens die Cultur der jüngeren Steinzeit und der älteren Bronzezeit eine ganz eigenthümliche Sonderentwickelung erfahren, was auch in dem Bau der megalithiſchen Gräber theilweiſe zum Ausdruck kommt.

In Frankreich gehören die Dolmen und dolmenartigen Denkmäler ausſchließlich dem weſtlichen Landestheile an. Sie fehlen gänzlich im Norden und ſind ſpärlich vertreten am linken Ufer des Rhône; in den franzöſiſchen Alpen findet man einige wenige zwiſchen der Schweizer Grenze und dem Var. In Italien iſt dieſe Denkmälergruppe noch wenig ſtudirt, doch kennt man Beiſpiele davon aus Toscana. Von den Inſeln des Mittelmeeres hat, ſo viel man weiß, nur Corſica Dolmen (ſiehe unſere Abbildungen Fig. 29, S. 100, und Fig. 30, S. 102). Dagegen iſt Spanien reich an ſolchen, zwar nicht im Pyrenäengebiet, aber in den Provinzen Algarve und Andaluſien, wo ſich ein ganz eigenthümlicher neolithiſcher Formenkreis mit ihnen vergeſellſchaftet. Dolmenreich ſind auch die ausgedehnten Ebenen Portugals und die oceaniſche Küſte der Halbinſel.

Aus Afrika hört man von Tag zu Tag mehr über megalithiſche Denkmäler. Ihr Vorkommen erſtreckt ſich von Marokko bis in die Umgebung von Kairuan und verdichtet ſich zu erſtaunlichen Maſſen an einzelnen Punkten Tuneſiens und Algeriens. Hier bilden ſie, meiſt einfache Steinkiſten, niemals Ganggräber, ausgedehnte Nekropolen in der Nähe anderer, dem Lande eigenthümlicher Denkmäler und künſtlicher Felſengräber. Da ſie nicht mehr der Steinzeit angehören — ſie enthalten, außer mannigfachem Thongeſchirr, Bronze- und Silberringe — fallen ſie in doppelter Hinſicht aus dem Kreiſe unſerer gegenwärtigen Betrachtung.

Die Franzoſen haben Tunis ſeit der Occupation dieſer Regentſchaft auch prähiſtoriſch gründlich durchforſcht und ſind dabei auf unzählige Ueberbleibſel einer lange währenden nordafrikaniſchen Steinzeit geſtoßen. Namentlich die Umgebung der Stadt Gafſa iſt auf engem Raume ungemein reich an Funden von zugeſchlagenen Steinſachen, welche mit Mortillet's Typen von Chelles und von Mouſtier übereinſtimmen, und welche, wie wir uns aus dem dritten Capitel erinnern, in Frankreich für den Beginn der paläolithiſchen Periode charakteriſtiſch ſind. In Tuneſien werden ſie wahrſcheinlich viel jünger ſein. Südweſtlich von der Stadt Tunis liegt eine faſt 1 Breitengrad lange Region der Dolmen, dann ſüdlich von Kairuan ein viel ausgedehnteres Gebiet mit zugeſchlagenen und polirten Steinwerkzeugen. Im ſüdlichen Theile der Regentſchaft hat der Gebrauch ſteinerner Geräthe (wir ſagen nicht: die Steinzeit) außerordentlich lange gewährt. Neben den Metallen, welche die Gätuler und Numidier von den Phönikiern und ſpäter von den Römern erhielten, finden ſich dort auch nach dem Falle Karthagos und der Aufrichtung der italiſchen Herrſchaft Feuerſteinwerkzeuge noch immer, und nicht etwa vereinzelt, ſondern ſehr zahlreich in den Händen der Bevölkerung. Von der ägyptiſchen Steinzeit, welche zahlreiche Ueberreſte (jedoch keine geſchliffenen Werkzeuge und keine Dolmen) hinterlaſſen hat, ſoll in anderem Zuſammenhang, im ſiebenten Capitel dieſes Buches, die Rede ſein.

Die Erſcheinung und Verbreitung der Dolmen und erdbedeckten Steingänge in Europa, ihr Auftreten an ſo verſchiedenen, aber zumeiſt küſtenländiſchen Orten und während einer und derſelben großen Culturepoche, dies alles bildet eine Reihe von räthſelhaften Thatſachen, deren Schlüſſel wir noch lange nicht in Händen haben. Man ſprach einſt von einem „Dolmenvolk", welches nacheinander auf ſeinem Zuge durch verſchiedene Länder alle dieſe Denkmäler errichtet haben ſollte (Bonſtetten). Dann bekannte man ſich zu einer „Dolmencultur", welche die Länder, in denen ſie herrſchte, als bevorzugte kennzeichnen ſollte; die Dolmenerbauer marſchirten gleichſam an der Spitze der neolithiſchen Civiliſation, in welcher die binnenländiſchen Stämme, denen megalithiſche Denkmäler fehlten, zurückgeblieben ſein ſollten (Lane Fox).

Alexander Bertrand glaubt, daß alle ſolchen Denkmäler auf einer gemeinſamen religiöſen Grundidee beruhen; er hält ſie auch, nach Nilsſon's Vorgang, für Nachahmungen der Wohnſitze Lebender und für Beweiſe des Unſterblichkeitsglaubens. Letzteren wollen wir den Dolmenerbauern auch ohne dieſen Beweis gerne zuerkennen. Mortillet nimmt an, daß die Dolmen und Ganggräber an Stelle der Höhlen, welche man früher als Begräbnißſtätten benutzte, getreten ſeien. Der Menſch habe ſich künſtliche Hohlräume erbaut, wo ihm natürliche fehlten und auch zur Anlage künſtlicher Höhlen im natürlichen Boden keine Gelegenheit geboten war.

Uebrigens iſt hier zu erinnern, daß auch nach bibliſchen Quellen die religiöſe Baukunſt mit unbehauenen Steinen zu arbeiten beginnt und an dieſem Material mit zäher Ehrfurcht lange Zeit feſthält. So läßt Moſes ſeinen Jehovah verkünden: „Wenn du mir einen Altar von Steinen machſt, ſo baue ihn nicht mit behauenen Steinen; denn haſt du dein Eiſen über ihn geſchwungen, ſo haſt du ihn entheiligt.“ Dieſem Gebote zufolge erbaut Joſuah dem Jehovah auf Ebal einen Altar „von ungehauenen Steinen, über die kein Eiſen geſchwungen war.“

Die Leichen wurden in den megalithiſchen Grabbauten ſtets unverbrannt beigeſetzt. Neben den liegenden oder ſitzenden Skeletten fanden ſich als Beigaben Waffen, Werkzeuge, Gefäße. Die Knochenreſte bezeugen, daß wir es keineswegs mit einer Menſchenraſſe von einheitlichem Typus zu thun haben. Quatrefages glaubte in einem franzöſiſchen Dolmen zwei verſchiedene Raſſen zu erkennen; Hamy gelangte zur Ueberzeugung, daß die neolithiſche Bevölkerung Frankreichs bereits ebenſo gemiſcht geweſen ſei, wie die heutige. Cartailhac findet, das Dolmenproblem ſei das Problem der neolithiſchen Cultur überhaupt oder nur mit dieſem zugleich lösbar. Wenn dieſe Cardinalfrage gelöſt ſein wird, dann werden wir auch wiſſen, ob die Einzelerſcheinung der Einwanderung eines fremden Volkes, ob ſie der durch Uebertragung fortwirkenden Kraft eines äußeren Einfluſſes zuzuſchreiben ſei. Vorläufig müſſen wir gelaſſen conſtatiren, daß auch in unſeren Tagen, unter unſeren Augen, verſchiedene Völker, welche kein gemeinſames Band untereinander verknüpft, Steindenkmäler errichten, die denjenigen unſerer prähiſtoriſchen Ahnen im nördlichen und weſtlichen Europa ähnlich ſind.

Die Abbildungen 136 und 137, S. 307, reproduciren zwei Schädel aus dem Dolmen von Meudon in Frankreich, jeden in der Seiten- und Scheitelanſicht (norma lateralis und norma verticalis). Der eine rührt von einem ausgeſprochen kurzköpfigen Menſchen her, während der andere auffallend lang iſt. Die häufige Wiederholung ſolcher Vorkommniſſe lehrt uns, daß Frankreich in der jüngeren Steinzeit keineswegs von einer einheitlichen Raſſe bewohnt war, ſondern ſchon damals, wie noch heute, dolichocephale und brachycephale Elemente unter ſeiner Bevölkerung zählte.

Noch haben wir eine Gräberform zu betrachten, welche die einfachſte ſcheint, die uns zugleich aus geſchichtlichen Zeiten am bekannteſten iſt, und welche doch in der jüngeren Steinzeit relativ ſelten vorkommt. Das iſt die Beſtattung in der bloßen Erde ohne einen Ueberbau oder Einbau von Steinen, ſo wie wir — abgeſehen von den Särgen und von Grüften — unſere Todten noch heute beiſetzen. Im Norden wie im Weſten Europas herrſcht während der neolithiſchen Periode die Beſtattung in megalithiſchen Gräbern. In Norddeutſchland bis Schleſien und Thüringen finden wir die gleichartige Erſcheinung der Hünenbetten oder Hünengräber faſt ausſchließlich vertreten. Südlich davon, ſowie weſtlich im Rheinland, iſt das Gebiet der einfachen Erdbeſtattung. In dieſem Gebiete fehlen zugleich die megalithiſchen Grabformen, während die Beſtattung in Höhlen, wie wir geſehen haben, auch hier, wo es möglich war, geübt wurde.

Einfache Erdbeſtattung haben wir ſchon auf dem Schanzwerke von Lengyel in Ungarn angetroffen. Es muß hier nochmals hervorgehoben werden, daß die jüngere Steinzeit, ſo wie ſie das Zeitalter der Skeletbeſtattung par excellence iſt, auch eine beſtimmte Körperhaltung der Leichen in den Gräbern entſchieden bevorzugte. Das iſt die Stellung mit angezogenen Gliedmaßen, wobei die Leiche entweder aufrecht ſitzt oder auf der Seite liegt. So gebettet finden ſich die Skelette in Dolmen, Ganggräbern, Höhlen und endlich auch in der nackten Erde, wobei man, von allen ſymboliſchen Ideen abgeſehen, den Vortheil hatte, daß der Körper den geringſten Raum einnahm. Die Hockerſtellung der Leichen beſchränkt ſich denn auch nicht auf die jüngere Steinzeit; ſie findet ſich ſchon in den als Grüften benutzten Höhlen der Diluvialmenſchen, wie auch in ſpäteren metallzeitlichen Perioden.

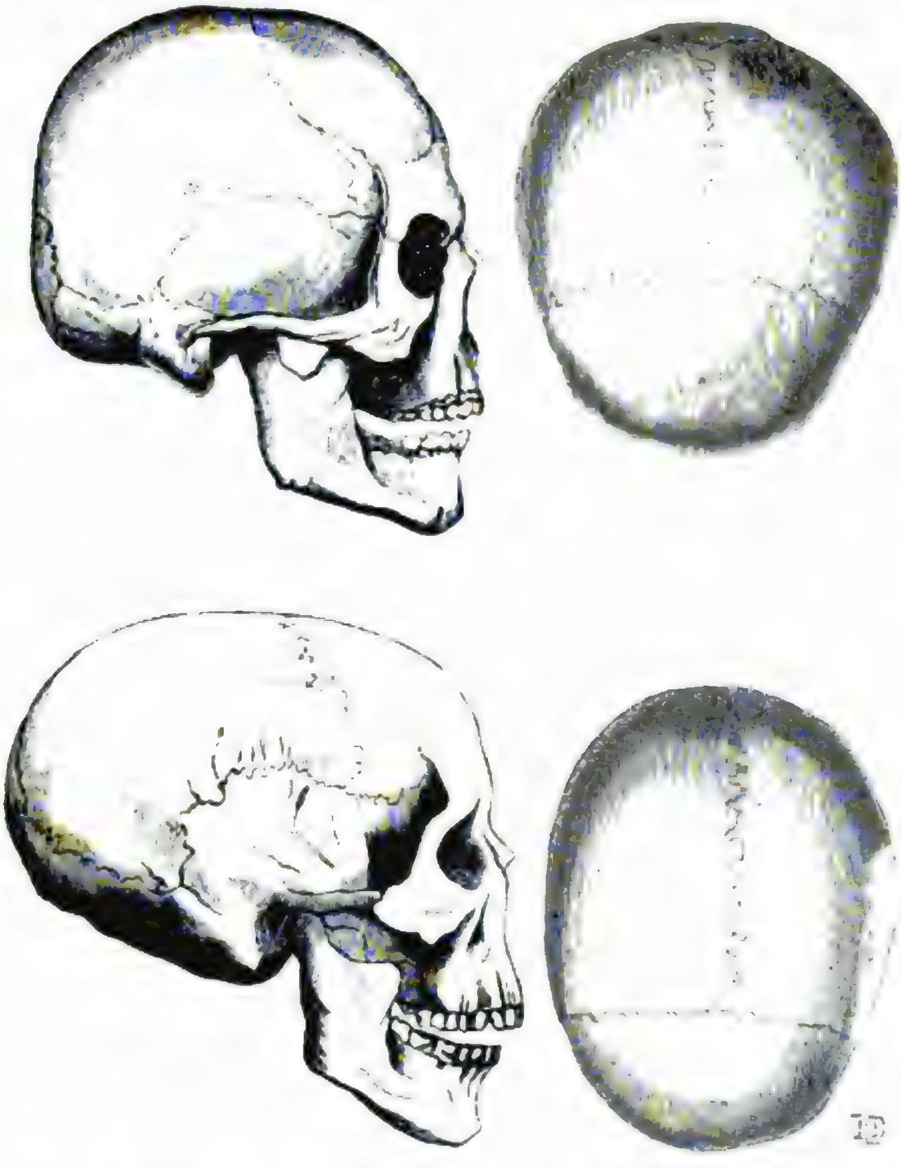


Fig. 136 und 137. Zwei Schädel aus einem franzöſiſchen Dolmen.
(Text ſiehe S. 306.)

Auch auf dem berühmten neolithiſchen Gräberfelde am Hinkelſtein bei Monsheim im Rheinlande waren die Todten in ſitzender Stellung beerdigt. Dieſe

Nekropole liegt an der Pfrimm in einem anmuthigen Hügelgebiet, welches, außer den neolithiſchen, auch römiſch-germaniſche und fränkiſche Gräber bewahrt hat. Dem fränkiſchen Friedhof gegenüber lag der ſteinzeitliche an einer ſonnigen Thallehne. An ſeinem Nordende, auf dem Scheitel der Höhe ragte ein 3 Meter hoher Kalkſteinmonolith, ein unbehauener Pfeiler von der Claſſe der Menhirs, der vielleicht einſt die Rolle ſpielte, welche heute auf Anhöhen gelegenen Kirchen zukommt. Wahrſcheinlich ſtand das Gräberfeld zu ſeinen Füßen in inniger Beziehung zu dem uralten Wahrzeichen, das den Platz, auf dem es ſtand, weithin als einen heiligen kenntlich machen ſollte.

Die Nekropole umfaßte 200 bis 300 zumeiſt in Reihen geordnete Gräber, eine erſtaunlich große Zahl, die jedenfalls von einer gewiſſen Blüthe und Volksdichtigkeit der Landſchaft in vormetalliſcher Periode Zeugniß ablegt. Alle Gräber waren ſo angelegt, daß die Todten mit dem Antlitz nach Südoſt gekehrt waren. Die Entfernung zwiſchen den einzelnen Gräbern betrug $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter. Die Skelette waren nahezu gänzlich zerbröckelt und verwittert; nur einige Schädel konnten ſoweit erhalten werden, daß man ſie als ausgeſprochen dolichocephal (oder meſocephal mit ſtarker Hinneigung zur Dolichocephalie) erkannte. Es zeigte ſich eine auffallende Aehnlichkeit mit der typiſchen Schädelform der Franken, Alemannen, Thüringer und Bayern der Völkerwanderungsperiode (Schädeltypus der Reihengräber), ſo daß J. Ranke an der Zugehörigkeit auch jener neolithiſchen Menſchen zur ariſchen oder indogermaniſchen Raſſe nicht zweifeln will.

Die Beigaben waren ſehr gleichmäßig vertheilt. Aus Feuerſtein, den die Gegend ſelbſt nicht darbietet, fanden ſich nur kleine Meſſer und Späne, dagegen zahlreiche Beile, Hämmer und Meißel aus den in der Umgebung vorkommenden Geſteinsarten: Kieſelſchiefer, Syenit und Diorit. Auch Mahl- und Schleifſteine aus Sandſtein fanden ſich in den meiſten Gräbern. Auffallend iſt der Mangel von Pfeil- und Lanzenſpitzen; aber auch die geſchliffenen Steinſachen zeigen gegenüber der nordiſchen Typenreihe eine gewiſſe Monotonie in den Formen, welche an die ermüdend eintönigen neolithiſchen Funde aus den nordſlaviſchen Ländern Oeſterreichs erinnert. Die Schmuckſachen beſtehen aus durchbohrten oder ringförmig zugeſchnittenen Muſchelſtücken. Artefacte aus Bein und Horn fehlen vollſtändig. Auch die Thongefäße zeigen bei aller Verſchiedenheit im Detail ziemlich einfache, ſchwachgebauchte und weitmündige Formen. Sie ſind faſt ausnahmslos durch ein ſphäriſches Bodentheil charakteriſirt, ſo daß ſie ohne Zuhilfenahme eines Unterſatzes nicht zum Stehen gebracht werden können. Dieſen keſſelförmigen Boden, den wir auch an vielen Töpfen der bronzezeitlichen Pfahlbauten finden, haben wir oben als charakteriſtiſches Merkmal der aus der jüngeren neolithiſchen Periode ſtammenden Anſiedelung von Stiahlawitz in Böhmen, beziehungsweiſe der dort gefundenen Thongefäße, kennen gelernt. In dieſe Epoche weiſt auch die von den Leuten am Hinkelſteine bereits ausgiebig geübte Steinbohrung. Auch die Verzierung der Thongefäße jenes Grabfeldes iſt eine vorgeſchrittene. Sie zeigt geometriſche Muſter in der Form von Zickzacklinien und ſchräg gegeneinander geſtellten Strichlagen, auch palmettenförmige Motive, ausgeführt mittelſt eingegrabener (oder punktirter) Linien, welche mit weißer Maſſe ausgefüllt waren. Auch dieſe Decorationstechnik gehört in Mitteleuropa dem Ende der Steinzeit an. Wenn alſo die zu Füßen des Hinkelſteines bei Monsheim im Rheinlande beſtatteten Menſchen bereits Indogermanen waren, ſo folgt daraus wenigſtens nicht, daß wir auch während der ganzen, ungezählte Jahrhunderte währenden jüngeren Steinzeit Menſchen indogermaniſcher Raſſe als Träger der Cultur Mitteleuropas anzuſehen haben.

Fünftes Capitel.

Das erſte Auftreten der Metalle.

> „Haſt du an Stein und Felſen dann genug,
> Gleich werden dich Metalle reizen,
> Nach denen Kunſt, Gewalt und Trug
> Mit unverwandter Mühe geizen.
>
> Du findeſt in der Erde Schoß
> Mit ſtillen, ahnungsvollen Freuden
> Das Gold als ein metalliſch Moos
> Sich wachſend von dem Steine ſcheiden.
> Das Silber als Geſträuch, das Kupfer als Geſtrüppe.
> Verwundrung ſtammelt deine Lippe,
> Und neue Schätze werden bloß.
>
> Wenn geometriſch Zinn und Blei
> In Fläch' und Ecke ſich beſchränken,
> So wird das Eiſen oft ſich frei
> In Zapfen tropfend niederſenken . . .“
>
> Goethe.

1. Zur Archäologie der Metalle.

Als der Menſch zuerſt die Holzkeule ſtatt der bloßen Fauſt zum Schlage ſchwang, hat er gleichſam neuen Stoff in die alte Form gegoſſen. Daſſelbe geſchah, als er am Ende des Stockes ſtatt des geſchnitzten Knorrens den zugeſchlagenen oder polirten Steinhammer wirken ließ. Und wieder nichts Anderes vollzog ſich, als der Steinhammer oder Steinkeil durch die metallene Axt erſetzt wurde. Aber jede ſolche Nachfüllung brachte hohen Gewinn, ſei es, daß die Holzkeule gegen den Gebrauch unempfindlich war, während die unbewehrte Fauſt den Schlag ſchmerzlich empfand, ſei es, daß der Steinhammer die Form behielt, indes der hölzerne ſich leicht abnutzte, ſei es, daß die zähe Metallaxt vor dem Zerſpringen geſchützt war, welches dem ſpröden Steinwerkzeug oft ein jähes Ende bereitete, oder ſei es endlich, daß die erſtere geſtattete, ihr eine neue Schärfe aufzuſetzen, wenn die alte ſtumpf geworden war, während man an dem abgeſtumpften Steinmeißel eine ſolche Erneuerung nicht oder nur ſchwer vornehmen konnte.

Der „neue Wein für den alten Schlauch“ hatte aber immer noch einen anderen Vorzug; er übte ſeine Rückwirkung auch auf die Form, indem er geſtattete, dieſelbe klarer, beſtimmter, zweckmäßiger herauszuarbeiten. So brachte der erſte Fortſchritt, die Verwendung der Keule ſtatt der bloßen Fauſt, zunächſt eine Verlängerung des natürlichen Werkzeuges. Im Stein zerlegen ſich ſchon die Formen zu ſtumpf, ſpitz und ſchneidig zuſchlagenden Werkzeugen; dieſe werden nach Wunſch leichter oder wuchtiger. Die Schneide wirkt in der Richtung des Stieles oder ſenkrecht auf dieſelbe; auch Hohlmeißel mit gerundeter Schneide kommen ſchon vor. Aber der Stein iſt noch ein plumper Geſelle; man hat ihm hin und wieder abſonderliche Formen abgerungen, gleichſam den bäuriſchen Knecht in Lakaienlivrée gehüllt. Das ſind jedoch Ausnahmsfälle, die aus beſonderen Anläſſen hervorgegangen ſind. Erſt das Metall iſt der glänzende, gewandte Diener der Menſchheit, der geſchmeidige Stoff, welcher die alte Form bald ſo graziös zuſammenzieht, bald ſo gewaltig ausdehnt, daß die Typen der Vergangenheit als Urväterhausrath allmählich in die Rumpelkammer wandern müſſen.

Freilich koſtet es auch mehr, eine vielleicht nach vielen Proben glücklich erfundene Metallmiſchung zu bereiten, dieſelbe in eine mühſam hergeſtellte Form zu gießen, den Guß — ſei es ein Schwert oder ein Beil — abzuputzen, dann zu verzieren, wie es ſich gehört, und endlich zu ſchärfen, als es einſt gekoſtet, einen Stock vom Baume zu brechen. Der kluge, geſchickte und vornehme Diener kommt höher zu ſtehen als der boshafte, halbwilde Sklave, dem man einſt zu vertrauen gezwungen war. Aber Jener leiſtet auch mehr. Ohne Bild: die Arbeit des Menſchen wächſt mit jedem Fortſchritt in der Cultur; aber dadurch, daß er auf die Producte ſeiner Arbeit mehr Thätigkeit überwälzen kann, wird das Gleichgewicht wieder hergeſtellt. Und dabei ſtellt ſich im Laufe der Geſchichte als eine natürliche Sache bei dieſer Theilung heraus, daß ſich der Menſch, deſſen Körperkraft ihre natürlichen Grenzen hat, immer mehr und mehr auf das Gebiet der geiſtigen Arbeit zurückzieht und diejenigen Kräfte, welche er zu ſeinem Willen gezwungen hat, die phyſiſche Leiſtung verrichten läßt.

So läßt der rohe Jägersmann und Hirte der Urzeit das ſchwache Weib nach unſeren Begriffen unwürdige Arbeit verrichten. Bald muß ihm zu gleichem Zweck der kriegsgefangene Sklave dienen. Er adelt dann ſein Geſchlecht, indem er Thiere bändigt, den Stier vor den Pflug ſpannt, dem Eſel Laſten aufbürdet. Aber lange Zeit iſt das Weib und der Sklave von einer nichtswürdigen Gleichſtellung mit den niederen Seelen der Laſt- und Zugthiere noch nicht emancipirt. Die Befreiung des größeren Theiles der Menſchheit hält Schritt mit dem Wachſen der geiſtigen Producte. Ehedem galt es für die höchſte geiſtige Leiſtung des Menſchen, das Wild zu beſchleichen und zu tödten. Je höher er ſich das Ziel ſeines Nachdenkens ſteckt, in deſto tieferen Schichten findet er den Erſatz für die rohe Körperkraft, welche er, der König der Schöpfung, dem Culturwerke entziehen muß. Und er findet ihn zuletzt in den Metalladern der Berge. Er hat damit angefangen, ein Stück rohes Kupfer ſtatt des ſteinernen Flachbeiles an den Axtſtiel zu ſtecken, und er hat es dahin gebracht, ſtatt Hunderttauſenden mühſelig keuchender Sklaven Eiſenkoloſſe, fühlloſe, dampfende Maſchinen für ſich arbeiten zu laſſen.

Das iſt das Ziel, an welchem die Entwickelung heute ſteht. Weit vor dieſem Punkte bleibt die Urgeſchichte ſtehen; aber ſie muß ihn im Auge behalten, wenn ſie den Fortſchritt, welchen die metalliſche Zeit gebracht hat, in ſeiner ganzen geſchichtlichen Tragweite erkennen will. Das iſt nicht ſo, als wenn der Feuerſtein in älterer Zeit als Beilklinge, in einer jüngeren am Flintenſchloß verwendet wird. Das Beſtreben, andere, minder brauchbare Stoffe durch Metall zu erſetzen, geht in conſtantem Zug durch die ganze Culturhiſtorie, und wir ſehen es noch unter unſeren Augen faſt täglich neue Kreiſe ziehen.

Die metalliſche Zeit iſt weder mit einem Schlage, noch bei allen Völkern gleichzeitig angebrochen. Sie läßt ſich weder bei den älteſten Raſſen, die wir im Beſitz der Metalle finden, nach ihrem Anfange, auch nur ungefähr, chronologiſch beſtimmen, noch zeigt die ganze Menſchheit hier eine gerade Fortſchrittslinie, die wir verfolgen könnten. Auch hinſichtlich dieſes Culturmittels zerfällt unſer Geſchlecht in Gruppen, welche getrennte Bahnen gewandelt ſind, bis Völkerbewegungen ſtiller oder gewaltſamer Art die Culturkreiſe durchbrachen und fruchtbare Vermittelungen hervorriefen, wie ſie in entlegenen Räumen des Erdballes noch heute vor ſich gehen.

Die ganze Völkergruppe der Südſee muß von der Betrachtung dieſes Fortſchrittes ausgeſchloſſen werden; ſie iſt ohne den erſten Beginn desſelben auf der Bahn ihrer Entwickelung zurückgeblieben. Ihre vulcaniſchen und Koralleninſeln boten dem Menſchen keine Metalle. Dagegen finden wir die verſchiedenſten Stufen der autochthonen Metallbenutzung bei den Indianern Amerikas, bei den afrikaniſchen Negerſtämmen und endlich bei den aſiatiſch-europäiſchen Völkern.

Die nordamerikaniſchen Indianer fanden gediegenes Kupfer mühelos, zuerſt gewiß zufällig, an den Küſten der Hudſonbai und des oberen Sees. Neugierig und einem urmenſchlichen Spieltrieb gehorchend, prüften ſie das Verhalten der rothbraunen ſchweren Maſſe mit Fingernagel und Stein und ſie entdeckten, daß ſie ſich hämmern ließ. Ihr Verhalten im Feuer blieb ihnen unbekannt. So zerhackten ſie denn Kupferſtücke mit Steinäxten und formten durch Hämmern daraus Schmuckſachen, ja ſie brachten es bis zur Herſtellung von Ringen als Körperzier. Als Werkzeugmetall fanden ſie es neben dem Steine nicht concurrenzfähig. Indes machten ſie doch auch hier einen Anfang und formten, immer ohne das Metall zu ſchmelzen, kupferne Aexte, Meißel, Grabſtichel, Dolche, Pfeil- und Lanzenſpitzen.

In Afrika iſt das Kupfer wohl auch einigen Stämmen bekannt. So verſtehen die Bergdamaras in Südafrika Kupferkieſe zu verhütten und formen aus dem Metall zwiſchen zwei Steinen, welche als Hammer und Amboß dienen, Ketten, Ringe und Armbänder, wofür ſie als Tauſchobjecte von ihren Nachbarn Lebensmittel erhalten. Denn ihr eigenes Land iſt arm, und ſie haben weder Viehzucht noch fruchtbaren Ackerboden. Aber die afrikaniſchen Völker verdienen in der Geſchichte der Metallurgie einen anderen Platz; denn bei ihnen blüht vor Allem das Ausbringen und Schmieden des Eiſens. Vor dem Eiſen war in vielen Gegenden des dunklen Continents kein anderes Metall bekannt. Man iſt direct und frühzeitig vom Stein zum Eiſen übergegangen; aber der Uebergang war kein vollſtändiger, und die Cultur hat daraus nicht den Nutzen gezogen, der ihr unter anderen Umſtänden hätte erwachſen können.

Abbildung 138 auf S. 312 zeigt ein hervorragendes Stück afrikaniſcher Schmiedekunſt, wie ſie neuerlich aus dem Congobecken bekannt geworden iſt. Es iſt ein Schlachtbeil der Stämme vom Lomami, deſſen Eiſenklinge mit Kupfereinlagen kunſtvoll verziert erſcheint — nicht unähnlich jenen Kriegsbeilen, wie ſie bereits die alten Aegypter beſaßen. Die Araber, treffliche Waffenkenner, wiſſen dieſe Schlachtbeile der Congoneger ſehr zu ſchätzen und bringen ſie vielfach an ſich; die europäiſchen Sammler erhalten ſie nur aus ihren Händen.

Eiſenfundſtellen giebt es in Afrika genug, und der Reichthum mancher Gegenden an Eiſenerz, das in Knollen und Nieren an der Oberfläche liegt, erklärt hinlänglich, wie man da und dort ſelbſtſtändig auf die Ausſcheidung des Metalles verfallen iſt. Man brauchte nur aus den durch ihre Farbe und Schwere auffallenden Erzknollen einen Herd aufzubauen, und die unbeabſichtigte Wirkung des Feuers mußte ſowohl zur Kenntniß des Metalles als auch ſeiner Darſtellung und Behandlung führen. Ging der zu Tage liegende Vorrath aus, ſo war es leicht, dem Erzvorkommen in der Erde nachzugraben. Hammer und Amboß ſind einfache Steine; doch iſt ein primitiver Blaſebalg bald erfunden. Man ſchmiedet Lanzeneiſen, Hacken zum Feldbau, die in gewiſſer Form als Geldſtücke Curswerth genießen, oder andere als Scheidemünzen geltende Eiſenſtücke. Das Metall wird geſuchter Tauſchartikel, und die Leute, welche ſich mit der Herſtellung desſelben befaſſen, ſtehen in einem eigenen, zwiſchen Haß und Verehrung ſchwankenden Anſehen.

Auf dieſe Erſcheinung ſtoßen wir überall, wo ſich die Profeſſion des Schmiedes herausbildet, und dem Dorfſchmied wird noch heute mehr geglaubt, als beiſpielsweiſe dem Wagner oder dem Töpfer. Er hat ſich ein Reſtchen vom Reiz des Geheimnißbewahrers, des Beſſerwiſſenden bis auf unſeren Tag erhalten. Er iſt eine Figur aus alter Zeit, die man ſich gerne auch in vorgerückten Jahren und von ehrwürdigem Aeußern denkt. Eine Figur aus älterer Zeit iſt er ſehr frühzeitig geworden, und das hat ihm jenen Nimbus eingetragen. Schon in der graueſten Vergangenheit lebte er häufig als Fremder unter einem Volk mit anderer Sprache, anderen Göttern; nicht als Einer, der aus der Fremde gekommen, ſondern als Einer, der geblieben war, während alles umher ſich geändert hatte. Zugleich Metallurg, ſah er ſich an die Stelle gebunden, die ihn durch ihr Erzvorkommen ernährte. Die Anderen aber, die leichtherzigen Ackerbauer älteren Stils oder gar die wanderluſtigen Heerdenbeſitzer, die wechſelten den Platz, ſowie ihnen ein Stück Land anderwärts beſſer gefiel; oder ſie wurden vertrieben, und es kamen fremde Herren. Dieſe duldeten den Schmied, weil ſie ihn brauchten; es gab nicht viele, die ſolche Geſchicklichkeit beſaßen wie er. Aber er war ſtammfremd, und wurde daher mit Abneigung angeſehen. Er hatte andere Götter, die er in einer längſt nicht mehr üblichen Weiſe verehrte. Darum wurde er gefürchtet als ein Prieſter böſer Geiſter, die in der raucherfüllten Schmiede ihren Tempel hatten. Er war ein Zaubermann, ein Gegenſtand frommer Scheu, den man aber doch aufſuchen mußte, ſei es, daß man ſeiner Handwerkskenntniß bedurfte, ſei es, daß man es mit ſeiner geheimnißvollen Kunſt verſuchen wollte.

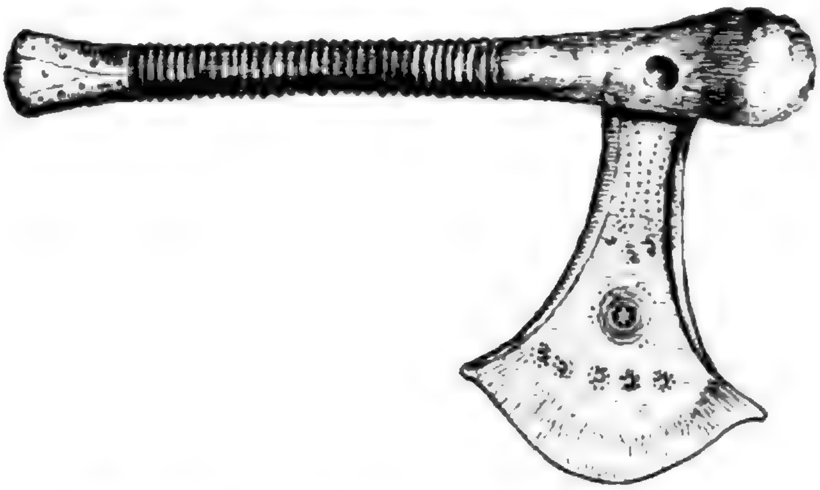


Fig. 138. Eiſenbeil mit Kupfereinlagen vom Congo.
(Text ſiehe S. 311.)

Im Norden Afrikas, bis über den Sudan hinaus, ſo weit fremde Herrſcherſtämme in den Negerwelttheil vorgedrungen, bilden die Schmiede, Reſte der vertriebenen ſchwarzen Urbevölkerung, beſondere Kaſten. So bei dem Wüſtenſtamme der Tubu, wo man nachher das Märchen erfand, daß ein Schmied den Propheten des Islams durch Verrath beleidigt habe. Dort ſind die Schmiede Parias, von jeder Zwiſchenheirat im Stamme ausgeſchloſſen, aber als Zauberer ſehr gefürchtet. Gleiche Schätzung widerfährt ihnen bei den chriſtlichen Abeſſiniern, welche ihre „Falaſcha“ jedoch zu Juden, d. h. zu Beleidigern des chriſtlichen Religionsſtifters machen. Auf dieſem Gebiete bis zum Tſchadſee hinab muß die ſchwarze Urbevölkerung der Eiſenſchmiedekunſt verſtändig geweſen ſein, während die rothweißen und dunkelweißen Eindringlinge aus Aegypten, Libyen oder Arabien vielleicht nur das Gießen anderer Metalle kannten. Sonſt würden ſie mit dem übrigen ſchwarzen Volke auch die Schmiede vertrieben und ihre eigenen an die Stelle derſelben geſetzt haben.

Aehnliche Zuſtände treffen wir nach der Bibel im Heiligen Lande zur Zeit der Eroberung desſelben durch die Iſraeliten. Dieſe waren, als ſie aus der Arabiſchen Wüſte kamen, ein Beduinenſtamm, welcher keine eigenen Schmiede beſaß. Wenn nun Jemand von ihnen ſeine Pflugſchar oder Haue, oder Beil oder Spaten wollte ſchärfen laſſen, mußte er zu den Kanaanitern hinab; denn dieſe hatten auch ihre Schmiede aus dem eroberten Theile des Landes zurückgezogen. Um dieſelbe Zeit gab es Schlachten, in welchen nur zwei Männer des jüdiſchen Heeres Schwerter beſaßen, nämlich Saul und ſein Sohn Isboſeth.

Wie die Juden in höchſt mangelhafter Vertrautheit mit dem Metalle dennoch über die metallkundigen kanaanitiſchen Stämme den Sieg davontrugen, ſo wäre nach der chineſiſchen Ueberlieferung das Volk der Mitte mit Steinwaffen in das Land gekommen und hätte die des Schmiedehandwerkes kundigen Alt-Tibeter beſiegt und verdrängt. Schon zwei Jahrtauſende vor unſerer Zeitrechnung ſollen die Chineſen mit einer Reihe der wichtigſten Metalle bekannt geweſen ſein; aber reichlichere Verwendung fanden nur Gold, Silber und Kupfer zu Schmuckſachen, die ja von jeher das bevorzugte Erzeugniß menſchlichen Kunſtfleißes bilden. Nur von den Tibetern ſollen ſie einiges Eiſengeräth als Zins erhalten haben. Unter der Dynaſtie Tſcheu (1123 bis 247 v. Chr.) wurde die Bronzemiſchung erfunden und wie im Weſten der Alten Welt begierig aufgegriffen. Auf einmal erſcheint alles, Waffen, Werkzeuge, auch Schmuckſachen aus dieſer brauchbaren und beliebten Legirung. Erſt im dritten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung fand die Eiſentechnik Aufnahme in einem der Kleinſtaaten, welche damals China bildeten, und um Chriſti Geburt ſoll ſie der Bronze gegenüber in Oſtaſien zur vollen Herrſchaft gelangt ſein.

Die Bronze hat zu allen Zeiten eine beſonders einſchmeichelnde Kraft beſeſſen. Sonſt wäre es nicht zu erklären, daß ſie das Eiſen ſo lange in einem unbeachteten Winkel zurückhält, und daß ſie ſich auch noch nach dem Hervortreten desſelben ſo lange in ihrer Vorzugsſtellung behauptet. Dabei iſt zweierlei zu berückſichtigen. Sie iſt erſtlich ſchöner als das Eiſen, und wir haben ſchon geſehen, wie namentlich der Naturmenſch immer zuerſt nach dem Gefälligen greift und das Nützliche liegen läßt. Für Bronze ſchwärmt noch heute mancher ſehr treffliche Mann auf der civiliſirten Erde, und ſeine Vorliebe hüllt ſich zuweilen in das Gewand des Sammlers von Münzen, Statuetten oder prähiſtoriſchen Antiquitäten aus dem ſo vielfarbig, zumeiſt ſchön grün, roſtenden Metall. Dann iſt die Bronze zwar ſchwerer herzuſtellen, aber leichter zu bearbeiten als das Eiſen. Sie iſt ein Gußmetall, und man brauchte von der Schmiedekunſt wenig zu verſtehen, um ſie zu bändigen. Auch konnten unbrauchbar gewordene Stücke in neuen Formen leicht wiederhergeſtellt werden, auch wo man die Bronzelegirung gar nicht verſtand. Mit einer zerbrochenen Eiſenwaffe aber wußte man nichts anzufangen; die blieb unbrauchbar.

Während die Indianer Nordamerikas nur gediegenes Rohkupfer auf kaltem Wege zu bearbeiten verſtanden und die Negerſtämme Afrikas frühzeitig unmittelbar zur Ausſchmelzung und Schmiedung des Eiſens gelangt ſind, iſt die europäiſch-aſiatiſche Metallvölkergruppe charakteriſirt durch die lange Vorherrſchaft der Bronze. Das Gebiet derſelben erſtreckt ſich, wenn wir vorläufig von Verſchiedenheiten der

Metallmiſchung und einigen Lücken in der Unterſuchung abſehen, von China bis zum Atlantiſchen Ocean und umſchließt in Afrika Aegypten, Libyen, Mauretanien. Wir werden noch mehrfach ſehen, wie ſich die einzelnen Länderräume zu dieſer Herrſchaft verhalten, wie die Grenzen derſelben laufen und wie ſich mehr oder minder deutliche Untergruppen bilden, deren genauere Erforſchung mit der Zeit dahin führen muß, Ausgang und Verbreitung der Bronzetechnik ſchärfer zu erkennen.

Man iſt gegenwärtig geneigt, das erzreiche weite Ländergebiet zwiſchen Ural und Altai für eine der Urſprungsgegenden der Metallurgie und Metallotechnik anzuſehen. Und wie man ehedem die Wanderung der Indoeuropäer nach Weſten für den Hauptmotor der Bronzeverbreitung in unſerem Erdtheile hielt, ſo läßt man gegenwärtig mit zweifellos beſſeren Gründen turaniſche Völker, deren Urſitze in jenem aſiatiſchen Länderraume lagen, als Verbreiter der Metallkunde auf ihren nach Süden gerichteten Zügen gelten. Ein turaniſcher Stamm, die Akkadier (Bergbewohner), erſchien, lange vor der Blüthe der chaldäiſchen Cultur, aus Hochaſien herabziehend, mitten unter der ſchwarzen, feldbautreibenden Bevölkerung der unteren Euphratlandſchaft. Aus dem im zweiten Capitel unſeres Buches beleuchteten Gegenſatz zwiſchen kriegeriſchen Nomaden und friedlichen Ackerbauern entwickelte ſich hier die älteſte Cultur Vorderaſiens. Denn, wo dieſer Gegenſatz zum Austrage kommt, zeitigt er oft die beſten Früchte. Die erobernden Hirtenſtämme bringen das Element ſtrammer ſtaatlicher Organiſation mit ſich, welches den friedfertigen älteren Anwohnern bisher gefehlt hat, und dieſe verſchaffen durch ihren mühſam erworbenen Culturbeſitz dem Staate ihrer Beherrſcher eine höhere moraliſche und materielle Grundlage. Jene Nomaden aus Hochaſien haben wahrſcheinlich das Roß zuerſt nach Meſopotamien gebracht, von wo es als Geſchenk an ägyptiſche Fürſten und durch anderweitige Verbreitung nach dem Nillande, nach Arabien und ferneren Gegenden kam, um dort eine ganz andere, höhere Würdigung und Behandlung zu erfahren, als im mütterlichen Steppengebiet.

Wahrſcheinlich iſt auf dieſem Wege auch das erſte Metall (Kupfer) zu den Völkern Vorderaſiens und Nordafrikas gelangt. Die Erfindung der Bronze wird aber erſt in feſten Wohnſitzen gelungen ſein. Sicherlich hatten jene Völker ein Steinzeitalter, und wenn wir zunächſt Babylonien ins Auge faſſen, ſo finden wir dort uralte Gräber, in welchen Steinwaffen neben Objecten aus Gold und Bronze auftreten. Auch das Eiſen erſcheint dort ſchon früh, aber es iſt anfangs ſo ſelten, daß es nur zu Schmuckſachen gebraucht wird. Die Bronze herrſcht entſchieden vor.

Die Aegypter arbeiteten in ihren Kupferminen auf der Sinai-Halbinſel noch mit Steinwerkzeugen. Alſo auch hier finden wir den Stein noch neben der Bronze in Verwendung. Denn der Kupferbau brachte den Hauptbeſtandtheil der Bronze in die Schmelzwerkſtätten des Nilthales, während das Zinn nur auf Handelswegen beſchafft werden konnte. Woher es bezogen wurde, wiſſen wir nicht. Es konnte aus der Gegend zwiſchen Armenien und dem Kaukaſus gebracht werden. Dort ſaßen im Alterthum berühmte, die Schmiedekunſt treibende Stämme, unter ihnen die Tibarener (Tubal), deren eponymer Meiſter Tubalkain in der Bibel als Begründer der Metallkunſt erſcheint. Alte Zinngruben beſaß der Parapamiſus Irans. In ſpäterer Zeit, als die Schifffahrt der Phönikier blühte, holte man Zinn aus dem fernſten Weſten von den Zinninſeln (Kaſſiteriden) Großbritanniens. Die ägyptiſchen Bronzen zeigen in ihren Formen nur geringe Aehnlichkeit mit den abendländiſchen.

Es war immerhin nicht leicht, ſich jederzeit nach Wunſch mit den Beſtandtheilen der Bronze zu verſehen, und dieſe blieb ein koſtbares, hochgeſchätztes Metall. Das zeigt einerſeits die reichliche Verwendung desſelben zum Schmuck, dann die Sparſamkeit mit der Bronze in der Anfertigung von Waffen und Werkzeugen.

Dieſe ſind faſt ſämmtlich auffallend durch ihre beſcheidenen Dimenſionen. Ein rechtſchaffenes Beil von gehöriger Wucht, wie man es aus Eiſen ſpäter gemacht hat, findet man nicht unter ihnen. Von einer Pflugſchar kein Gedanke. Dagegen unter den Schmuckſachen unendlich viel fadendünner Draht und papierdünnes Blech. Wo man nur ohne Bronze auskommen konnte, behalf man ſich mit Anderem. So waren die Schutzwaffen des Körpers zumeiſt nicht aus Metall, und den Griechen hat man es hoch angerechnet, daß ſie die Panoplie, die Bedeckung mit Helm, Harniſch und Beinſchienen, bei ihren Schwerbewaffneten einführten. Das war etwas ganz Beſonderes am Beginne des claſſiſchen Alterthums. Jeder Sammler von alten Waffen und Rüſtungen weiß, welchen Werth antike Helme, Panzer, Beinſchienen haben. Dieſe Seltenheit erſtreckt ſich auch auf die Schwerter, man muß ſie ſehr theuer bezahlen, während die gewöhnlichen Typen prähiſtoriſcher Beile, Meißel und Halsringe aus Bronze nicht allzuhoch im Preiſe ſtehen. Es iſt immerhin bemerkenswerth, daß ſolche Maſſen von Kelten, Palſtäben, Sicheln und namentlich offenen Halsringen (Torques) gefunden werden, während das edle Schwert ziemlich ſelten angetroffen wird. Ungefähr daſſelbe Verhältniß beſteht, wenn wir von den gegoſſenen auf die getriebenen Bronzeſachen hinblicken, zwiſchen Gefäßen und Schutzwaffen. Koniſche Eimer und gerippte Ciſten aus Bronzeblech ſind hundertmal häufiger als Helme und Panzer. Dabei möchte ich neben anderen naheliegenden Folgerungen auf Brauch und Sitte doch auch noch einen ferneren Erklärungsgrund berückſichtigen. Daß die Bronze in Beil-, Sichel- und Ringform mehr Eingang und Verbreitung fand, denn als Schwert, läßt wohl darauf ſchließen, daß man die einfachen Typen auch als gangbare Formen zum Umguß herſtellte. Ein Schwert, aus Griff und Klinge kunſtvoll zuſammengenietet und in der Regel fein verziert, mußte Schwert bleiben, wenn man nicht an der Façon viel von dem Werthe des Stückes verlieren wollte; ein Beil, ein glatter Halsring mochte ohne erheblichen Verluſt umgeſchmolzen werden. Wir erinnern daran, daß auch die eiſenſchmiedenden Negerſtämme das Metall in Beilform in Umlauf ſetzen, und daß es in dieſer Geſtalt als gangbarer Tauſchartikel gilt. Bronzeringgeld haben unſere prähiſtoriſchen Ahnen nachweislich beſeſſen; es war kleine Scheidemünze und hat ſich lange Zeit, auch neben der Einführung gemünzten Metalles, im Gebrauch erhalten. So erklären wir uns, daß man trotz der ſparſamen Verwendung der Bronze in Alt-Europa gewiſſe einfache Formen wie die genannten (Halsringe, Beile, Sicheln) viel ſeltener in Gräbern als in Verſteckgruben, ſogenannten Depotfunden, antrifft, wo irgend Jemand in grauer Vorzeit — es braucht nicht eben ein wandernder Schmied geweſen zu ſein — den werthvollſten und beweglichſten Theil ſeiner Habe vor Nachſtellungen ſicherte.

Fig. 139 bis 142, S. 316, zeigen uns einige der gewöhnlichſten Formen alteuropäiſcher Bronzebeile, links ein Flachbeil mit Randleiſten, dann einen „Hohlkelt" mit Oehr, hierauf zwei „Palſtäbe", von welchen der eine (links) der reinen Bronzezeit, der andere (rechts) bereits dem erſten Eiſenalter angehört. In Fig. 143 bis 146, S. 318, ſehen wir links ein Bronzeſchwert ungariſcher Form (mit ſchälchenförmigem Knauf; das Stück ſtammt aus Nahořan in Böhmen, $^1/_4$ n. Gr.), daneben in vergrößerter Wiederholung ($^1/_2$ n. Gr.) den verzierten Griff deſſelben Schwertes. Die lange eiſerne Lanzenſpitze rechts ($^1/_4$ n. Gr.) und das Bruchſtück eines eiſernen Schwertes in verzierter Bronzeſcheide (daneben links, $^3/_4$ n. Gr.) gehören der zweiten (keltiſchen) Eiſenperiode Europas an und ſind in Mitrovitz an der Save gefunden worden.

Die zunehmende Kenntniß der Menſchen von der Vertheilung der wichtigſten Metalle in den Ländern der Alten Welt hat den Verkehr mächtig gehoben. Die

Metalle ſind die mächtigſten Lockmittel für den Handelsgeiſt. So heißt es in der Odyſſee:

„Jetzo kam ich hieher mit dem Schiff, wie auch mit Genoſſen,
Fahrend über das Meer zu andersſprachigen Menſchen;
Erz aus Temeſa hol' ich und führe blinkendes Eiſen."

So fuhren phönikiſche Kauffahrer nach dem indiſchen Ophir um Gold, nach dem ſpaniſchen Tarſis um Silber; Karthager ſegelten an der atlantiſchen Küſte Europas aufwärts nach den Zinninſeln. Frühzeitig erkannte man auch die Brauchbarkeit der Metalle als Werthmeſſer, nicht nur des Goldes und Silbers, ſondern auch des Eiſens und der Bronze. Eine Zeitlang gingen ſie als gewöhnliche Tauſchmittel neben den älteren Objecten dieſer Art, Rindern und Sklaven, gleichmäßig her. So wird in der Ilias erzählt, wie am Schiffslager der Griechen lemniſche Kauffahrer mit Wein anlaufen:

„Dort nun kauften des Weines die hauptumlockten Achaier;
Einige brachten Erz und Andere blinkendes Eiſen,
Andere dann Stierhäut' und Andere lebende Rinder,
Andre Gefang'ne der Schlacht, und bereiteten liebliche Feſtſchmaus."

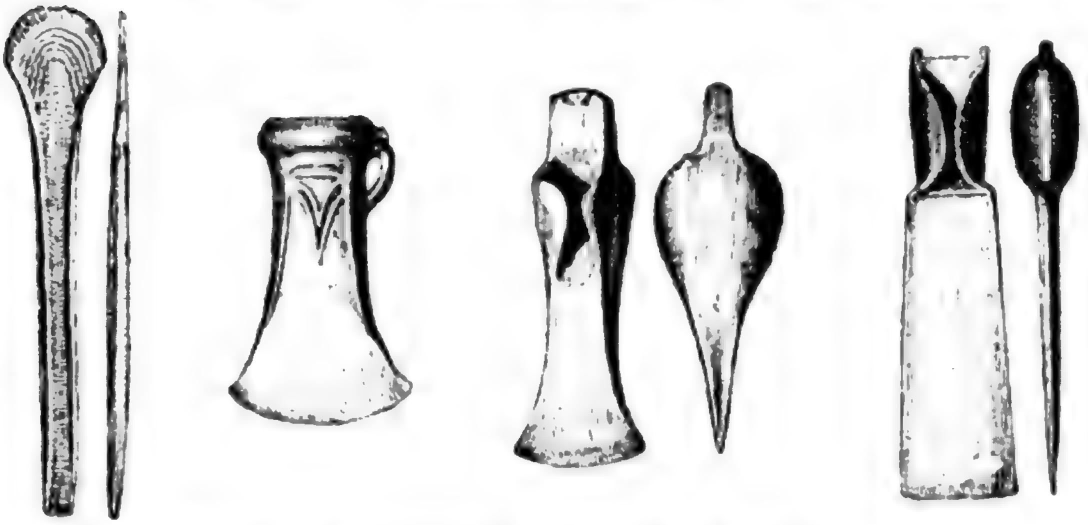


Fig. 139 bis 142. Alteuropäiſche Beilklingen aus Bronze, $^1/_4$ n. Gr.
(Text ſiehe S. 315.)

Bei den Römern iſt der Uebergang vom älteren zum jüngeren Zahlungsmittel beſonders deutlich ausgeprägt. In ihren älteſten Geſetzesartikeln werden die Eigenthumsbußen nach Rindern und Schafen bemeſſen. Neben dem Vieh erſcheint dann das Kupfer (aes) als gangbarer Tauſchartikel, und wenn wir das veraltete Lehnwort „äſtimiren" gebrauchen, ſo ſagen wir damit noch immer, daß man einſt die Dinge nach ihrem Werth in Kupfer (aes) abſchätzte. Urſprünglich in wechſelnder Barrenform zugewogen (aes rude), erhält es ſpäter im Staate regelmäßige Geſtalt, und es iſt bezeichnend, daß die Marke anfänglich ein Rind, ein Schaf oder ein Schwein darſtellt. Erſt um die Mitte des 5. Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung wird die runde Münzenform und das Werthzeichen, welches die Wage entbehrlich macht, eingeführt.

Die werthvollſten Aufſchlüſſe über Kenntniß und Verbreitung der Metalle bei den verſchiedenen Völkern des Alterthums verdanken wir der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft, und in beſonders dankenswerther Weiſe hat ſich O. Schrader

(Sprachvergleichung und Urgeſchichte, linguiſtiſch-hiſtoriſche Beiträge zur Erforſchung des indogermaniſchen Alterthums) bemüht, das reiche Material zuſammenzuſtellen und in Fluß zu bringen. Er weiſt nach, daß bei den indogermaniſchen Völkern ein Geſammtname für die unterirdiſchen Metallſchätze lange Zeit gefehlt hat. Wenn man genöthigt war, eine Geſammtheit von Metallen auszudrücken, ſo gebrauchte man ſtatt des mangelnden Gattungsnamens den Namen desjenigen Metalles, welches eine beſondere Bedeutung in der jeweiligen Epoche beſaß. Der Grieche ſetzte dafür „Chalkos", der Römer „Aes", der Deutſche „Erz", der Slave „Ruda". „Metallon" bedeutet im Griechiſchen anfangs bloß die Erzgrube, das Bergwerk, und nimmt die Bedeutung Metall erſt in der ſpäteren Literatur an. Schon in den älteſten Denkmälern der europäiſch-aſiatiſchen Culturvölker — in ägyptiſchen und aſſyriſchen Inſchriften, in der Bibel, den indiſchen Veden und bei Heſiod — findet man eine feſte Reihenfolge der Metalle, deren Hauptpunkte Gold, Silber, Kupfer, Eiſen ſind. Es drückt ſich darin die Werthſchätzung der verſchiedenen Metalle aus, und es iſt charakteriſtiſch, daß das Schmuckmetall, par excellence Gold in der Reihe voranſteht, während das ſpecifiſche Nutzmetall Eiſen an letzter Stelle kommt. In dieſem Sinne hat auch die Sage von den vier Weltaltern, dem goldenen, ſilbernen, ehernen und eiſernen, ihre Berechtigung, ſofern nämlich in der Urzeit Freude an Putz und Tand ohne energiſche Bemühung den erſten Platz einnimmt und die ernſte Arbeit nicht ohne manche Vorſtufe ſich Raum verſchafft. Myſtiſches Gefallen an der Identification überirdiſcher und irdiſcher Dinge, eine weitere Stufe in dem Proceß, der mit dem Anthropomorphismus der Himmelserſcheinungen ſeinen Anfang nimmt, hat dann dahin geführt, die ſieben Planeten alchymiſtiſch mit Metallnamen zu bezeichnen und man ſetzte für Sonne: Gold, für Mond: Silber, für Mercur: Queckſilber, für Venus: Kupfer, für Mars: Eiſen, für Jupiter: Zinn, für Saturn: Blei. Die alte Reihenfolge iſt trotz der Einſchiebung von drei anderen Metallen ſichtlich aufrecht erhalten.

Das Schmiedehandwerk hat auch bei den indogermaniſchen Völkern ſeine altersgrauen Heroen. Wie im Alten Teſtament Tubalkain als erſter Meiſter in allerlei Erz- und Eiſenarbeit erſcheint, ſo finden wir im Rigveda Tvaſhtâ, der dem blutigen Indra den Donnerkeil ſchmiedet, bei den Griechen Hephaiſtos, den kunſtreichen Bildner von Waffen und ehernen Kunſtwerken, bei den Römern Vulcanus. Aus der Verſchiedenheit der Worte, womit die Indogermanen den Schmied bezeichnen, ſcheint ſich zu ergeben, daß ſie das Handwerk desſelben vor ihrer Trennung nicht gekannt haben. Dieſe Worte werden entweder von Metallnamen oder vom Verbalbegriff des Zuſchlagens (Hämmerns) oder endlich vom Subſtantivbegriff des Kunſtarbeiters abgeleitet. Im Albaneſiſchen, Neugriechiſchen und Spaniſchen geht der Name für Schmied auf den Begriff des Zigeuners zurück, welcher im Orient und Occident häufig das Gewerbe des Kaltſchmiedes ausgeübt hat und theilweiſe noch ausübt. Auch die Schmiedewerkzeuge führen in den indogermaniſchen Sprachen Namen verſchiedenen Urſprungs; doch zeigt die Häufigkeit ſolcher Namen, welche aus dem altindogermaniſchen Worte für Stein hervorgehen (darunter das althochdeutſche hamar = Hammer), daß die Werkzeuge des Schmiedes urſprünglich aus Stein gefertigt waren.

Hephaiſtos iſt der Feuergott der Griechen, als Schmied der Gegenſatz des wandernden zigeuneriſchen Kaltſchmiedes, an ſeine Werkſtatt gefeſſelt, daher hinkend. Dem nomadiſchen oder zum Nomadenthum neigenden Urmenſchen erſchien der in ſeiner Bewegungsfreiheit irgendwie gehemmte ſeßhafte Handwerker als Krüppel. Darum iſt Hephaiſtos durch einen Sturz aus dem Olymp erlahmt, darum hat dem Schmied Wieland der germaniſchen Sage ein nordiſcher König die Sehnen an den Beinen durchſchnitten, und wenn Jener ſich, gleich dem helleniſchen Daidalos auf Flügeln in die Lüfte erhebt und ſo der Gefangenſchaft entrinnt, ſo iſt das ein Triumph ſeiner Kunſt über die Mißlichkeit ſeiner Lage; es iſt eine Befreiung, wie ſie uns Allen zu Theil wird, wenn wir uns auf Flügeln des Geiſtes aus dem Kerker emporſchwingen, in den uns die Cultur unſerer Zeit eingeſchloſſen hat.

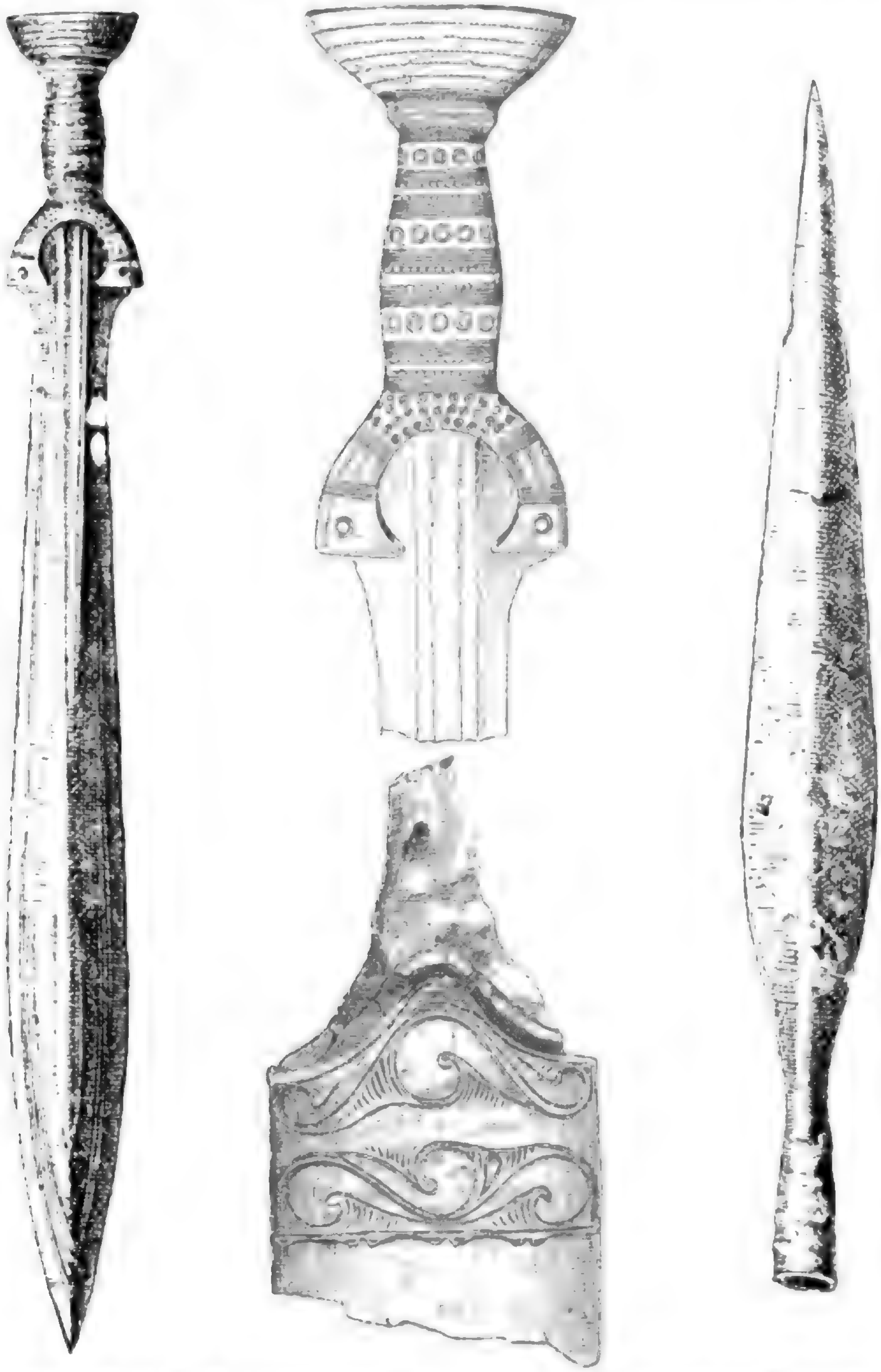


Fig. 143 bis 146. Prähiſtoriſche Metallwaffen aus Ungarn und Böhmen.
(Text ſiehe S. 315.)

Fremdartige übermenſchliche Weſen ſind es, welche ſowohl nach der nordiſch-germaniſchen, als nach der claſſiſch-antiken Sage das Schmiedehandwerk erfunden haben oder mit beſonderer Kunſtfertigkeit ausüben: im Norden Zwerge, Berggeiſter, die natürlichen Hüter und Verwalter der unterirdiſchen Metallſchätze, im Süden — nach einer namentlich an vulcaniſchen Oertlichkeiten haftenden Faſſung der Sage — Rieſen, die Kyklopen, welche Zeus den Donnerkeil ſchmieden, oder aber räthſelhafte metallurgiſche Dämonen, wie die Daktylen, Telchinen, Kabiren, Korybanten, die (ſehr bezeichnend) auf der Inſelbrücke zwiſchen Vorderaſien und Griechenland zu Hauſe ſind.

Dem Urmenſchen ſchien es nicht ohne Zauberei möglich, daß das harte kalte Metall im Feuer ſeine Natur ſo ganz aufgeben müſſe und weich, ja flüſſig werde. Dazu die fremdartige Natur des von einer älteren, fortgewanderten Bevölkerung her zurückgebliebenen Schmiedes, des ſchweigſamen, andere Götter verehrenden, an die Scholle gefeſſelten Menſchen — iſt es da ein Wunder, wenn uns auch bei indogermaniſchen Völkern dieſelbe abergläubiſche Scheu vor dem Schmiede begegnet, die wir bei nordafrikaniſchen Wüſten- und Gebirgsſtämmen antreffen? In Irland verwahrt ſich St. Patrick durch Anrufung von allerlei Tugenden gegen die „Zauberſprüche von Weibern, Schmieden und Druiden“ (letztere die Prieſter der heidniſchen Kelten). In ruſſiſchen Volkserzählungen ſind wieder heilige Männer wie Demian und Kuzma geſchickte Aerzte, zauberkundige Schmiede und Schlangentödter. Berühmte Schwerter können natürlich nicht ohne Zauberei hergeſtellt werden, und bei der Seltenheit dieſer Waffe in der erſten Metallzeit haftete vielleicht jedem ſolchen Stücke die Idee einer übernatürlichen Entſtehung an. Bei den Scythen wurde ja auch ein vom Himmel gefallenes eiſernes Schwert göttlich verehrt, und die Römer hatten wenigſtens einen vom Himmel gefallenen Schild (Ancile), der im Cultus der ſaliſchen Prieſter die Hauptrolle ſpielte, da ſein Beſitz die Erhaltung Roms verbürgte. Bemerkenswerth ſind auch die auf griechiſchem und deutſchem Boden heimiſchen Vorſtellungen von unſichtbar arbeitenden Schmiedemeiſtern, welchen man ein unbearbeitetes Stück Eiſen hinlegt, um es am anderen Tage als fertiges Schwert wieder in Empfang zu nehmen. Das mahnt an den verſchwiegenen, verſchloſſenen und verdroſſenen Verkehr, den die Völker der Vorzeit mit ihren ſcheu gemiedenen Metallarbeitern gehabt haben mögen. So wird von den Veddahs auf Ceylon berichtet, daß ſie ein Stück Fleiſch und ein ausgeſchnittenes Blatt von der Form der gewünſchten Waffe zur Nachtzeit in die Werkſtätte des Schmiedes trugen; die fertige Waffe holten ſie dann ebenſo ab, und wenn ſie ihren Wünſchen entſprach, ſo brachten ſie noch mehr Fleiſch zur Stelle.

Bosheit und Zaubertrug werden den Schmieden auch bei indogermaniſchen Völkern gern zur Laſt gelegt. Hephaiſtos erſinnt in der griechiſchen Göttergeſellſchaft allerlei trugvolle Werke, und die grauſamſten Ränke gegen ſeine Widerſacher „ſchmiedet“ der nordiſche Wieland. Ihre höchſte Kunſt beſteht darin, beſeelte Werke zu ſchaffen, wie die goldenen Mägde des Hephaiſtos oder die nordiſchen Heldenſchwerter, welchen, wie lebenden Weſen Eigennamen (Balmung, Mimung u. ſ. w.) beigelegt werden. Das hohe Anſehen, in welchem die Schmiedekunſt, namentlich die Kunſt, Waffen zu ſchmieden, ſteht, äußert ſich bei den Germanen auch darin, daß berühmte Helden (Siegfried, Alboin und Andere) ihre Schwerter ſelbſt ſchmieden. Der Vandalenkönig Geiſerich erhob einen geſchickten Schmied in den Grafenſtand, dieſer Handwerker muß wohl auch ein trefflicher Schwertſchwinger geweſen ſein; wo aber der Schmied ein Knecht bleibt, wird wenigſtens auf die Tödtung desſelben eine höhere Strafe geſetzt, als auf die eines anderen Handwerkers.

Wir betrachten nun (nach Schrader's linguiſtiſch-prähiſtoriſchen Ausführungen) die Alterthümer der einzelnen Metalle bei den indogermaniſchen Völkern in der oben erwähnten Reihenfolge, welche dem Golde den erſten Platz einräumt.

Das Gold dürfen wir in gewiſſem Sinne als Vorbild der Bronze anſehen. Ohne die hohe Schätzung des erſteren hätte dieſe Legirung vielleicht nicht ſo raſch Aufnahme und die weiteſte Verbreitung gefunden. Das Gold empfahl ſich zuerſt durch ſein reines Vorkommen im Sand der Flüſſe und in den Adern der Berge, durch Glanz und Farbe und durch die Leichtigkeit der Behandlung. Die Verwünſchungen der Moraliſten und der Poeten, die es „beſſer nicht entdeckt" und „ſchädlicher als Eiſen" genannt haben, zielen auf die Schattenſeiten einer ſpäteren Culturſtufe. Allerdings finden wir ſchon in dem älteſten geſchichtlich bekannten Culturlande Aegypten ein bedenkliches Zuſammenſtrömen von Goldſchätzen. Aethiopen und andere Südvölker bringen vom Rothen Meere und vom Arabiſchen Golf, Aſſyrier, Chetiter und mannigfache Stämme Syriens aus ihrer vorderaſiatiſchen Heimat nach dem Zeugniß der Abbildungen und Inſchriften reichen Goldtribut in Geſtalt von Beuteln, Ringen, Platten, Stangen und Ziegeln nach dem Pharaonenlande. Man unterſchied Berggold und Flußgold. Beides war im Alterthum viel leichter erreichbar als heutzutage. So ſollen aus dem Goldſand iberiſcher Flüſſe (in Spanien) zuweilen halbpfündige Stücke des edlen Metalles gewonnen worden ſein; bei den Tauriskern (in Steiermark) traf man 2 Fuß tief unter dem Erdniveau bereits abbaufähiges Gold, und im heutigen Bosnien wurde noch zur römiſchen Kaiſerzeit ein reiner und höchſt einträglicher Goldtagbau betrieben. In den altägyptiſchen Goldbergwerken waren Tauſende unglücklicher Zwangsarbeiter beſchäftigt, welche nackt, mit Lämpchen an der Stirne, mit Peitſchenhieben angetrieben ihren harten Frohndienſt verrichteten.

Die Geſchichte eines jeden Goldlandes iſt nach Sueß (Zukunft des Goldes) dieſelbe: zuerſt findet man loſes Gold, oft in großen Klumpen, dann werden reiche Lager entdeckt; doch bald iſt der Höhepunkt erreicht, der Ertrag ſinkt, man ſucht die Gänge auf, in denen mit wechſelndem Erfolg gearbeitet wird, bis man auch dieſe verläßt. Das iſt der Grund, warum die großen Productionsorte ſtets an den äußerſten Grenzen der Cultur liegen. Geographiſche Entdeckungen und Goldproduction gehen Hand in Hand, und man kann wohl behaupten, daß im Laufe der Jahrtauſende mehr als die Hälfte alles auf der Erdoberfläche verbreiteten Goldes durch die Hände der Menſchen gegangen iſt.

Den aſiatiſchen Ariern, Indern und Iraniern, war das Gold wahrſcheinlich ſchon in der Epoche ihres engeren geographiſchen Zuſammenhanges in der indoiraniſchen Urzeit bekannt. Viele von den Flüſſen, welche dem Hindukuſch und dem Himâlaya entſtrömen, führen Gold, und der Serafſchân, ein Nebenfluß des Oxus, hat ſeinen Namen („der Goldführende") von dieſer Eigenſchaft. Die Griechen haben jedoch das, was vom Nordweſten Indiens gelten konnte, auf das ganze Land ausgedehnt und dieſem einen überquellenden Goldſegen zugeſchrieben, den es nicht beſaß. Die „Goldinſel" und die „Silberinſel" (Chryſe und Argyre), welche Plinius vor die Gangesmündung verlegt, exiſtiren nicht; aber immerhin erwähnt ſchon das Rigveda Goldgruben und Goldwäſchen im Indusgebiet, und aus ſagenhaften Ueberlieferungen von goldgrabenden Ameiſen der Wüſte darf geſchloſſen werden, daß man von den ſandigen Ebenen Tibets her das dort reichlich vorkommende Gold in Indien einführte.

In Europa ſind nach den Berichten der Alten Spanien, Gallien, Helvetien, Noricum, Dalmatien, Makedonien hervorragend goldreiche Länder geweſen. Durch prähiſtoriſche und frühgeſchichtliche Goldfunde ausgezeichnet ſind Ungarn, Siebenbürgen und das Pontusland. Anderen Metallarbeiten beigemengt erſcheint das Gold in vielen alten Grabſtätten, ſo am Pontus und in Mykenä, aber auch in Hügel- und Flachgräbern des Donau- und Rheingebietes. Einige ſehr alte Goldfunde hat Niederöſterreich ergeben. In den Schweizer Pfahlbauten iſt das edelſte der Metalle höchſt ſelten. Jedenfalls ſpielt es bei den europäiſchen Ariern zuerſt im Südoſten des Continents eine bedeutendere Rolle, und die häufigere Verwendung desſelben bei den Nordſtämmen muß von dort ihren Ausgang genommen haben. Die ſüdöſtlichen Arier Europas werden aber den Gebrauch des Goldes von den ſemitiſchen Völkern Vorderaſiens gelernt haben. Doch weiſt die bei Herodot erhaltene Sage von den goldhütenden Greifen im Lande der Arimaſpen nach dem fernen turktatariſchen Nordoſten, nach dem Altaigebiete, wo thatſächlich Gold und Silber aus alten „Tſchuden"-(Scythen-)Gräbern in Menge gewonnen wurde. Auch die Nachrichten vom Goldreichthum des Kolcherlandes (Argonautenſage, goldenes Vließ) deuten auf eine andere nordiſche Bezugsquelle des Goldes bei den Griechen.

Die Kelten erſcheinen auf ihren nach 400 v. Chr. unternommenen Kriegszügen und Wanderungen als ein mit Gold prunkendes und nach Gold ſüchtiges Volk, was der Inhalt ihrer Gräber beſtätigt. Den Namen für das Metall haben ſie bezeichnenderweiſe in allen ihren Idiomen aus dem Lateiniſchen entlehnt. Gleiches gilt von den Illyriern; doch möchte ich nicht glauben, daß Kelten und Illyrier, wie Schrader anzunehmen ſcheint, das Gold erſt durch die Römer kennen gelernt haben. Immerhin mögen ſie demſelben erſt ſeit ihrer Bekanntſchaft mit claſſiſchen Culturvölkern höheren Werth beigelegt und bei dieſer Sinnesänderung auch den fremden Namen für das früher weniger beachtete Gold angenommen haben. So iſt das lateiniſche aurum entſprechend umgewandelt ſogar in das Altſkandinaviſche eingedrungen, wo es gemünztes Gold bedeutet und den alten Namen für ungemünztes „gull", das man in Ringform zu beſitzen liebte, nicht verdrängt hat.

Die indogermaniſchen Nordvölker bezogen das Gold lange Zeit nur aus dem Süden. Wenn es uns in nordiſchen Gebieten mit ſolchen Merkmalen künſtleriſcher Ausprägung entgegentritt, wie die, Fig. 147, S. 322, abgebildeten Zierſtücke aus dem Goldfunde von Vettersfelde in der Lauſitz, ſo kann uns weder Zeit noch Herkunft räthſelhaft bleiben. „Ob es gnädige oder zürnende Götter ſind, die ihnen Gold und Silber verweigert, will ich nicht entſcheiden," ſagt Tacitus von den Germanen. „Doch möchte ich nicht behaupten, daß keine Bergader Deutſchlands Silber oder Gold zeuge; denn wer hat das unterſucht?" Doch iſt die Verführung dieſer Völker durch fremdes Gold auf zwei Wegen gewandelt. Auf dem Wege der Beſtechung hat ſie vielfach Eingang gefunden und die guten Sitten der Nation untergraben. Auf dem Wege der Aufreizung zu Raub und Plünderung hat ſie ſpäterhin ihre eigene Schuld gebüßt und nicht wenig dazu beigetragen, den Strom der Nordvölker nach dem gleißenden Süden zu lenken. Die Germanen kamen von gleichem Golddurſt lechzend, wie viele Hundert Jahre früher die Kelten; aber ſie verkauften ihre Siege nicht, wie dieſe, um bloßes Gold. Den echt indogermaniſchen, urzeitlich frommen Gedanken, daß das Gold der Tiefe gehört und daß es in Menſchenhänden fortwirkenden Fluch erzeugt, hat das deutſche Nibelungenlied in unvergänglicher Weiſe künſtleriſch ausgeprägt.

Das Silber erſcheint in der Culturgeſchichte gewöhnlich erſt nach dem Golde, weshalb es häufig als „weißes Gold" bezeichnet wird. Dies erklärt ſich vielleicht dadurch, daß das Silber nur aus dem Gebirge, nicht aus Flußadern, und überhaupt ſchwieriger zu gewinnen iſt als das Gold. Vorübergehend wird es, dieſer ſeiner Seltenheit wegen, auch wohl einmal höher geſchätzt als jenes. Reiche

Funde auf der Oberfläche ſind ſelten; faſt alles ſtammt aus tiefen Bergwerken. Während Gold (nach Sueß, „Zukunft des Goldes") eine arbeitſame Demokratie heranwachſen läßt, erzeugt Silber nur Actiengeſellſchaften und Geldbarone. Während aber das Gold nach dem Centrum des Handels ſtrömt, erobert das Silber die Grenzen der Cultur. Silbermünzen dringen immer tiefer in Indien, China und Afrika ein und verdrängen den Tauſchhandel. Silber iſt vorwaltend an eruptives Geſtein gebunden; es giebt ertragreiche Gruben der Alten Welt, wenn auch Peru die reichſten beſitzt, und es bedarf nicht, wie beim Golde, geographiſcher Entdeckungen, um die Production zu vermehren.

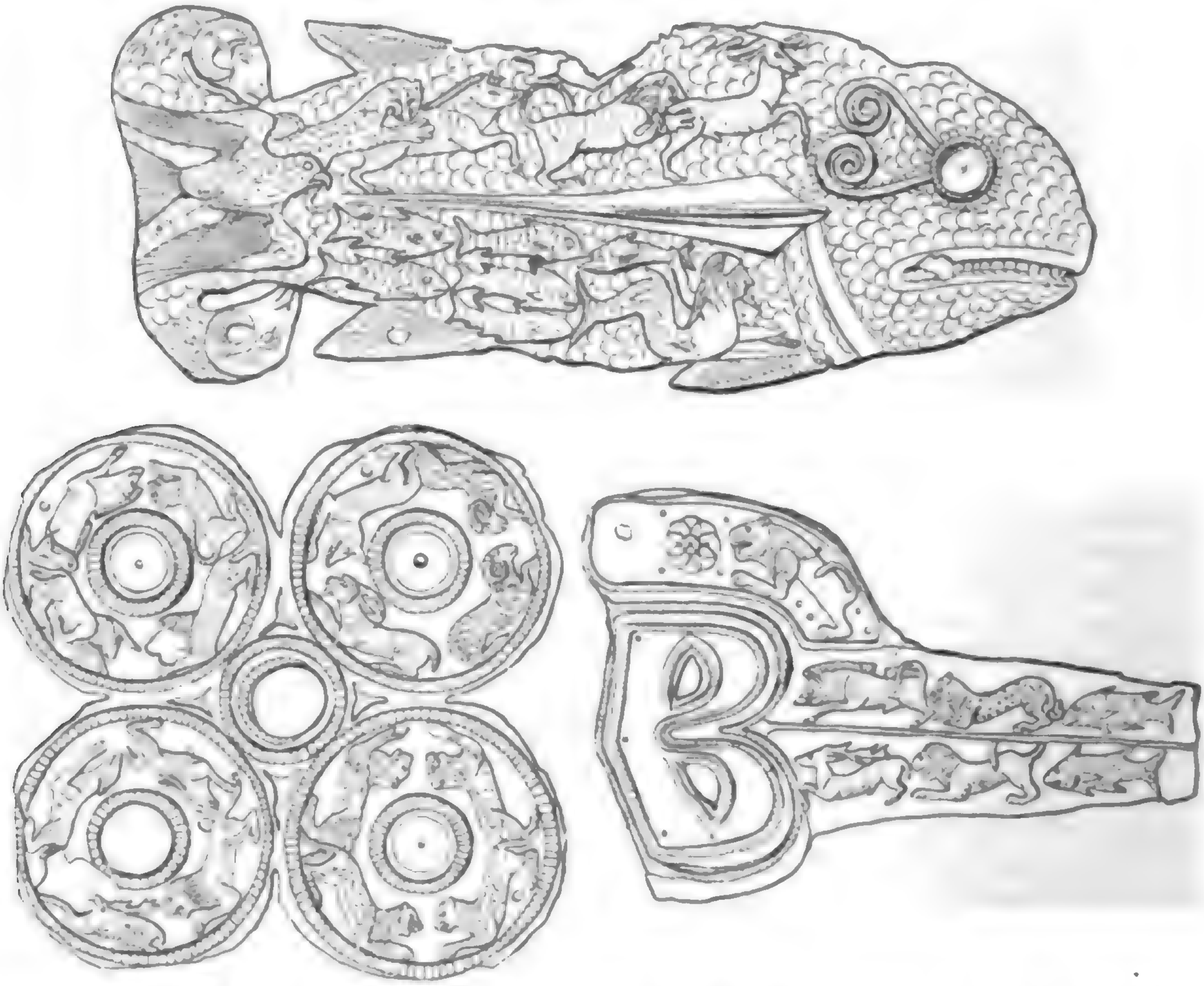


Fig. 147. Goldene Zierſtücke aus Vettersfelde (Nieder-Lauſitz), Fiſch in $^1/_4$, die beiden anderen Zierplatten in $^1/_3$ n. Gr.

(Text ſiehe S. 321.)

Faſt in allen Sprachen führen die Namen des Silbers auf den Begriff des Weißen, Hellglänzenden zurück. Zu den ſilberreichſten Ländern des Alterthums gehörte Armenien mit dem angrenzenden pontiſchen Küſtenlande. Sechstauſend Talente dieſes Metalles mußte König Tigranes von Armenien ſeinem Sieger Pompejus an Kriegsbuße entrichten, und noch zu Marco Polo's Zeit gab es in der Nähe von Trapezunt einträgliche Silberminen. Im Armeniſchen finden wir denn auch einen Namen für Silber,[1] welcher dem Lateiniſchen, wie dem Iraniſchen und Indiſchen nahe ſteht, ſo daß es wohl möglich iſt, daß die genauere Bekanntſchaft mit dieſem Metalle von Armenien ausging. Am Pontus lag auch die Stadt Alybe, nach Homer der „Urſprungsort des Silbers“. Die eigenen Silberſchätze Attikas wurden erſt kurz vor den Perſerkriegen ernſtlicher bergmänniſch in Angriff genommen. Nach einer Notiz des Plinius ſoll ein ſcythiſcher König zuerſt den Gebrauch des Silbers aufgebracht und der attiſche Heros Erichthonios denſelben von dort nach Athen verpflanzt haben. Doch war er lange Zeit ſpärlicher als derjenige des Goldes. Erſt als die Phönikier in größerem Maßſtabe die Silbergruben Spaniens aufſchloſſen, ſtrömte das Metall in Menge nach Griechenland und wurde der Name desſelben für Geld überhaupt gebraucht.

In prähiſtoriſchen Fundſchichten kommt das Silber lange Zeit nicht vor. Den Italikern in der Poebene, den ſpäter ſüdwärts abgezogenen Terramaraleuten Oberitaliens, war es unbekannt; desgleichen den prunkliebenden, durch Fernhandel mit Producten verſchiedenſter Zonen vertrauten Bergbaucoloniſten auf dem Hallſtätter Salzberg. Italien und Gallien ſind äußerſt arm an Silber; aber auch zu den Illyriern kam das römiſche Wort, obwohl ihr Land, wie an Gold- ſo auch an Silberſchätzen reich war. Doch müſſen wir annehmen, daß die Illyrier früher einen genuinen Namen für das Silber hatten, ſo gut wie die Basken oder Iberer, in deren ſilberreiches Gebiet unter weſtgothiſchem Einfluß der germaniſche Silbername (cilarra, baskiſch) Eingang gefunden hat.

Den pontiſchen Scythen, wie auch den öſtlicher wohnenden Maſſageten, war nach Herodot's Zeugniß das Silber und der Gebrauch desſelben unbekannt. In Deutſchland lernen wir das Silber zuerſt durch Cäſar als Beſchlag an Trinkhörnern kennen. Später beſaß man natürlich auch allerlei ſilbernes Geſchirr, wußte aber das Metall noch nicht im Lande ſelbſt zu gewinnen. Dies geſchah regelmäßig erſt zur Zeit Otto's des Großen im Harz.

Das Goldſilber oder Elektros wird ſchon auf ägyptiſchen Inſchriften genannt. „Allem Golde,“ ſagt Plinius, „iſt in verſchiedenem Gewichtsverhältniß Silber beigemengt, bald zu einem Neuntel, bald zu einem Achtel. Wenn der Silbergehalt bis zu einem Fünftel der Maſſe ſteigt, nennt man dieſelbe Goldſilber (Electrum).“ Dieſes Metall kennt ſchon Homer; es ſtrahlt in dem Herrſcherpalaſt des Menelaos neben Gold, Silber, Erz und Elfenbein. „Schau doch,“ ſagt Telemachos zu ſeinem Begleiter in der Odyſſee:

„Schaue doch, Neſtoride, du meines Herzens Geliebter,
Schaue den Glanz des Erzes umher in der hallenden Wohnung,
Und des Golds, des Elektros, des Silbers und Elfenbeines!“

Becher und Spangen aus Goldſilber hat Schliemann in der zweiten und dritten Schicht von Hiſſarlik-Troja gefunden. „Weißes Gold“ (wahrſcheinlich Goldſilber) kennt auch Herodot unter den Weihgeſchenken, welche Kroiſos nach Delphi ſandte.

Von den Schmuckringen aus Edelmetall, welche wir, Fig. 148 bis 153, S. 324, abbilden, iſt das Stück links oben Fragment eines keltiſchen goldenen Halsringes von Oblat in Böhmen ($^1/_2$ n. Gr., darunter in n. Gr. das abgerollte charakteriſtiſche La Tène-Ornament vom Ende des Ringes). Daneben erblicken wir einen ſilbernen Ohrring mit Filigranarbeit, deſſen körbchenförmiges Anhängſel blaue Glastropfen trägt (gefunden mit bronzenen Armringen, eiſernen Meſſern, Pfeilſpitzen, Perlenſchnüren u. ſ. w. in den germaniſchen Reihengräbern bei Igels nächſt Innsbruck in Tirol). Unten ſehen wir links einen ſilbernen römiſchen Fingerring, deſſen Siegelplatte eine glückverheißende Inſchrift trägt (aus einem Grabe bei

Unter-Semon nächſt Feiſtritz in Krain), rechts ein paar typiſche ſlaviſche Schläfenringe (n. Gr. aus Grabhügeln bei Libejic in Böhmen).

Die Kenntniß des Kupfers müſſen die Indogermanen bereits vor ihrer Scheidung in die ſpäter bekannten Völker und Völkergruppen erlangt haben. Es iſt das erſte der Metalle, welches ſich der Menſch aneignete, da es am häufigſten gediegen vorkommt; auch ſeine rothe Farbe mag dazu beigetragen haben, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Die Aegypter erhalten es als Tribut von aſiatiſchen Völkern; ſein figürliches Zeichen auf den Denkmälern des Nilthales ſtellt einen Schmelztiegel dar. Eine directe Erinnerung, daß vor allen anderen Metallen das Kupfer in Gebrauch geſtanden, lebt in der Volksüberlieferung der Finnen. Sibirien hat Reſte uralter Kupferbaue, die ſogenannten „Tſchudenſchürfe", welche ſeit dem Import des Eiſens der Vergeſſenheit anheimgefallen ſind. Bei allen europäiſch-aſiatiſchen Völkern ſind die Kupfernamen urheimiſch und ſehr alt. Auch das urindogermaniſche Wort, welches im Sanskrit ayas, im Zend ayanh, im Latein aes, im Gothiſchen aiz lautet, geht trotz ſeinem mitunter ſchwankenden Gebrauch auf die Bedeutung Kupfer zurück und lehrt uns, daß dieſes Metall bereits den ungetrennten Indogermanen bekannt war. Aber zwiſchen einer bloßen Bekanntſchaft, welche bis zur Namengebung führt, und ausgedehnter, in den Culturfortſchritt mächtig eingreifender

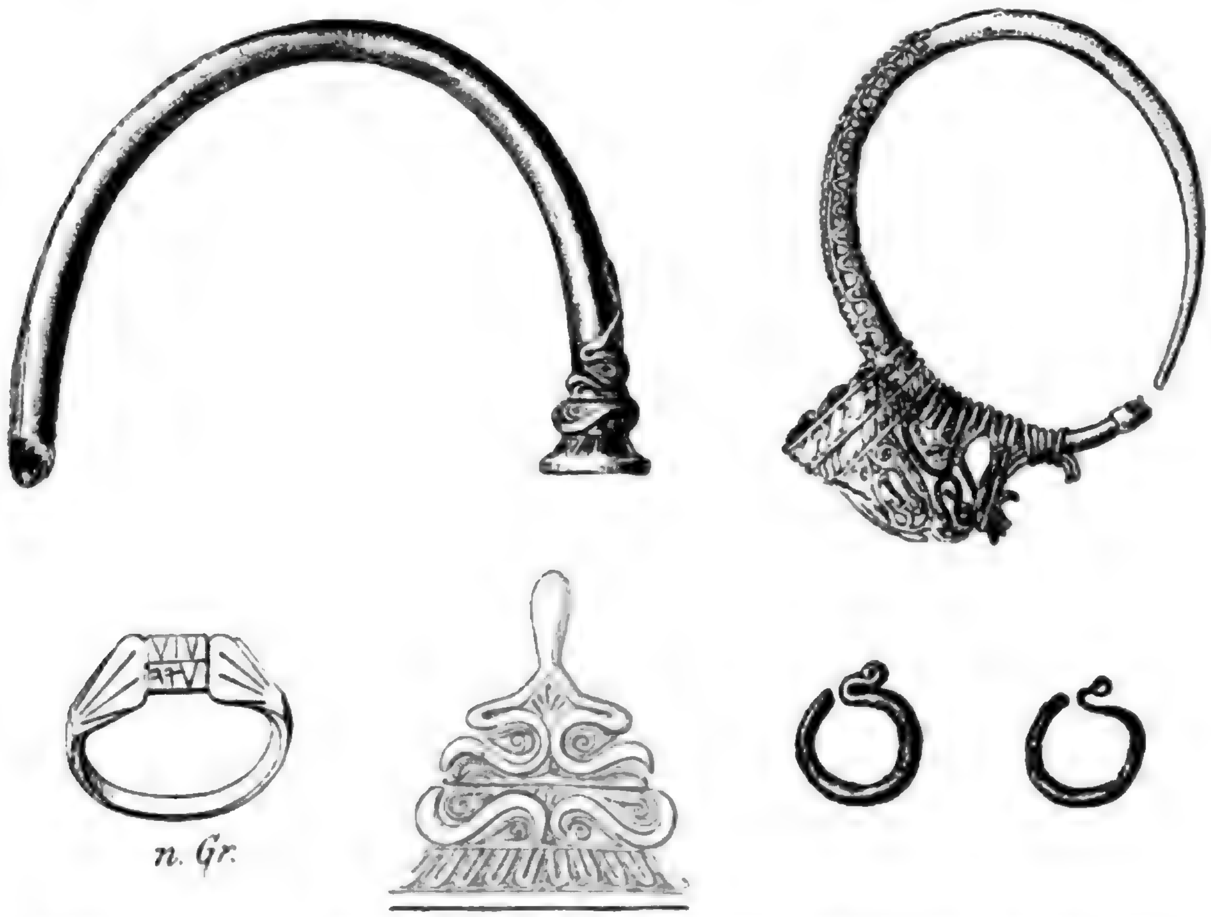


Fig. 148 bis 153. Goldener und ſilberner Ringſchmuck aus keltiſcher, römiſcher und nachrömiſcher Zeit.

(Text ſiehe S. 323.)

Verwendung beſteht doch ein gewaltiger Unterſchied, den wir hier nachdrücklich betonen müſſen. Zur Entſtehung der Schmiedekunſt hat die bloße Bekanntſchaft mit dem Kupfer nicht geführt; dieſes wurde lange Zeit bloß geſchmolzen und in Formen gegoſſen. Es gewann keinen Einfluß auf den Kampf ums Daſein und bildet mit ſeinen älteſten Documenten, den von M. Much behandelten prähiſtoriſchen Kupferfunden Europas, einen Beitrag zur genaueren Kenntniß der neolithiſchen Zeit oder richtiger einer unweſentlichen Vorſtufe der reinen Bronzeperiode.

Als man ſpäter die Bronze kennen lernte, benannte man dieſes Zinnkupfer mit dem einfachen Namen Kupfer; ſo die Aegypter, die Semiten, die Indogermanen. Nur im Sumeriſch-Akkadiſchen, dem Idiom der vorſemitiſchen Culturträger Meſopotamiens, giebt es für Kupfer und Bronze verſchiedene Namen. In dieſer Sprache beſitzen wir auch einen Hymnus, in welchem dem Feuergott Gibil die Miſchung von Kupfer und Zinn zugeſchrieben wird: die älteſte Stelle, welche von der Erfindung der Bronze handelt und welche zugleich an einer Gegend haftet, die wir wohl als Ausgangspunkt der altmittelländiſchen Bronzefabrication betrachten dürfen. Der ſumeriſch-akkadiſche Bronzename ging in die ſemitiſchen Sprachen über; die Erfindung aber wanderte viel weiter. Sie gelangte wahrſcheinlich von hier zu den Aegyptern, welchen nach dem Zeugniß ihrer Denkmäler Bronze und Kupfer von aſiatiſchen Völkern, namentlich den Aſſyriern, zugeführt wurden. Das zur Bronzebereitung nöthige Zinn konnte man ſich in Babylonien leicht aus den Zinnbergwerken des Paropamiſus verſchaffen, während dieſes Metall den Aegyptern viel ferner lag, wie denn auch ein eigentlicher Name für dasſelbe im Altägyptiſchen bisher nicht nachgewieſen iſt.

Als das altindogermaniſche Wort ayas im Sanskrit eine andere Bedeutung annahm, nannte man Kupfer einfach „das dunkle“ (Metall) oder (das Metall) „von der Geſichtsfarbe der Barbaren“. Das griechiſche „Chalkos“ (Erz, Kupfer) erweiſt ſich in jeder Hinſicht, dem Eiſennamen „Sideros“ gegenüber, als ein älterer Sprachbeſtandtheil. Nicht nur, daß es in Ableitungen und Zuſammenſetzungen ſchon in der epiſchen Literaturperiode eine wucheriſche Fülle entwickelt, daß von ihm der Name des Schmiedes („Chalkeus“) und ſeiner Werkſtätte gebildet wird, es läßt ſich in den homeriſchen Gedichten einfach durch Abzählung nachweiſen, wie der Gebrauch des Eiſens allmählich neben dem der älteren Erze zunahm. In der Ilias wird „Chalkos“ 270mal, „Sideros“ nur 23mal genannt, und da fallen noch die meiſten Erwähnungen des Eiſens in das jüngere Lied, welches die Leichenfeier des Patroklos ſchildert. In der Odyſſee, welche offenbar ſpäteren Urſprungs iſt, wird dagegen Erz 80mal, Eiſen 29mal angeführt, die Verwendung des letzteren hat alſo zugenommen; doch bemerkt man, daß häufiger von eiſernen Werkzeugen, als von Waffen aus dieſem Metall die Rede iſt.

„Chalkos“ kann bei Homer ſowohl Kupfer als Bronze bedeuten; offenbar hat es den erſteren Sinn, wenn es (einmal) „roth“ genannt wird, während eine Reihe anderer Epitheta, wie „funkelnd“, „glänzend“, „blendend“, welche viel häufiger ſind, auf Bronze deuten. Das Metall wurde dem kupferarmen Griechenland von Aſien zugeführt, zunächſt von dem metallreichen Kypros, der Kupferinſel, wohin ſchon achäiſche Fürſten, dieſes Imports wegen, ſegeln, dann, immer durch Vermittelung der Phönikier, aus den Gebieten des Kaukaſus, des Sinai, des Libanon, der Troas. Unmerklich ging der Name nach Maßgabe der eingeführten Waare vom rohen Kupfer auf die Bronze über. Mit „Oreichalkos“ (Bergerz) iſt urſprünglich wohl ein von fremden Beimiſchungen, namentlich Silber, noch nicht befreites Gold, alſo Goldſilber (Elektros) gemeint, ſpäter bedeutet das Wort Zinkkupfer oder Meſſing, welches in den Bergwerken roh gewonnen wurde.

Ebenſo wird im Lateiniſchen „aes“ für gemiſchtes und ungemiſchtes Kupfer verwendet, dann zur Unterſcheidung des letzteren der Name der Inſel hinzugefügt, deren Bergwerke das feine Product nach Italien lieferten: aes Cyprium, in der Volksſprache cuprum, woher unſer deutſches „Kupfer“. Daß die Illyrier das Wort frühzeitig von den Römern annahmen, zeigt die albaneſiſche Form kjiprea. Das italieniſche rame (franzöſiſch airain neben cuivre) ſtammt vom lat. aeramen, „Kupfergeſchirr“. Das moderne Wort „Bronze“ (zuerſt in der mittellateiniſchen Form bronzium auftretend) iſt noch unerklärten Urſprungs. Die Einen leiten es von dem urſprünglich deutſchen Adjectiv bruno (braun) ab und laſſen es aus brunitius (bräunlich) hervorgehen. Aber die Bronze iſt nicht von bräunlicher Farbe. Andere haben das mittellateiniſche Wort obryzum herangezogen; aber dieſes bedeutet „Gold, welches die Feuerprobe beſtanden hat“. Dasſelbe würde ſomit die Farbe, aber nicht den Gehalt des Metalles richtig bezeichnen. Anſprechender iſt eine kürzlich (1888) geäußerte Anſicht Berthelot's, der als die älteſte Wortform ein mittelgriechiſches „Bronteſion“ zu erweiſen ſucht und dieſen Namen von der Stadt Brundiſium (Brindiſi) herleitet, wo berühmte Bronzefabriken geweſen ſein ſollen.

Schon bei Homer heißt das Eiſen „mühevoll“ (πολύκμητος), und das kann ſich nicht auf die Arbeit mit demſelben beziehen, welche vielmehr im Verhältniß zur Arbeit mit Bronze-, Kupfer- oder Steinwerkzeugen eine leichte genannt werden muß. Wohl aber paßt es auf die Gewinnung und Bearbeitung des Metalles ſelbſt, welches, mit Ausnahme des Meteoreiſens, nur in vererztem Zuſtande vorkommt und ebenſo kräftiger als kundiger Hände bedarf, um im Haushalt des Menſchen die ihm gebührende Rolle zu ſpielen.

Nur barer Unverſtand wird ſich die Frage vorlegen, ob das Eiſen völlig unbekannt geweſen ſei, als man — in den verſchiedenen Länderräumen zu ungleicher Zeit — von der Bronze den ausgedehnteſten Gebrauch gemacht hat. Nur ſo kann die Frage geſtellt werden: ob Länder, welche Metall producirten, zur Zeit der ausgebreiteten Bronzefabrication neben dieſem Erzeugniß auch Eiſen in einem nennenswerthen Verhältniß erzeugten oder verwendeten, und ob andere Länder, welche Metall nicht erzeugten, neben der Bronze auch gleich Eiſen durch den Import erhielten. War der Gebrauch des Eiſens in jenen erſteren Ländern ein ſehr beſchränkter, für den allgemeinen Culturſtand nicht maßgebender und der Import des Eiſens nach jenen anderen Ländern aus eben dieſem Grunde ungebräuchlich, ſo entſteht die weitere Frage, wann und wie das als Culturmittel jüngere Metall neben der Bronze ſeinen Aufſchwung genommen und in Handel und Induſtrie neben ihr ſeinen Platz errungen hat.

Es iſt eine irrige Vermuthung O. Schrader's, daß zuerſt unter den Metallen das Eiſen einen bedeutenden Einfluß auf die Culturverhältniſſe des Nordens gewonnen habe. Er glaubt, dieſe Annahme auf linguiſtiſche Zeugniſſe ſtützen zu können und meint, die Archäologie ſei hier „in der ſchwierigen Lage, oft nicht entſcheiden zu können, ob das Fehlen des Eiſens in beſtimmten Culturſchichten der Unbekanntſchaft der Menſchen mit demſelben oder der zerſtörenden Macht der Zeit zuzuſchreiben ſei“. Dieſe Behauptung hört man häufig von Solchen, welche die Priorität des Eiſens vor der Bronze in Mittel- und Nordeuropa erweiſen möchten. Sie iſt aber ganz grundlos und beweiſt nur, daß die betreffenden Autoren prähiſtoriſche Fundſtätten entweder gar niemals oder wenigſtens nicht mit gehöriger Sorgfalt aufgeſchloſſen haben. Wohl conſerviren ſich die Eiſenſachen in der Erde viel ſchlechter als die Bronzeobjecte; ſie gewinnen häufig ein trauriges Anſehen von Zerſetzung und Zerbröckelung, aber niemals verſchwinden ſie ganz bis auf die letzten Eiſenknöllchen oder Roſtſpuren. Wer ſolche Anzeichen nicht beachtet, darf darum nicht der archäologiſchen Beobachtung überhaupt mißtrauen. Man pflegt gegenwärtig ſehr ſcharf zuzuſehen, und gerade die neueſten Unterſuchungen haben die Exiſtenz einer reinen eiſenfreien Bronzeperiode auch für ſolche Länderräume nachgewieſen, welchen man früher die Bekanntſchaft mit dem Eiſen gleich vom Beginn der Metallzeit an zuzugeſtehen geneigt war.

Unter dieſem Geſichtspunkt müſſen wir die Daten betrachten, welche uns von Hiſtorikern und Linguiſten über das erſte Auftreten des Eiſens bei den Indogermanen und ihren Nachbarvölkern beigebracht werden. Unter dem Namen „men“ erſcheint es in ägyptiſchen Inſchriften, in den Abbildungen kenntlich durch ſeine blaue Farbe und nach dem Zeugniß derſelben zu allerlei Waffen und Geräthen verwendet. Als ein Hauptgebiet der Eiſengewinnung wird in den ägyptiſchen Inſchriften Perſien genannt. Auch die Semiten müſſen mit demſelben ſchon in ſehr alter Zeit bekannt geweſen ſein, ſonſt hätte ſich in ihren Sprachen nicht ein gemeinſamer Ausdruck für das Eiſen feſtſetzen können. Immerhin iſt die Bronze im hebräiſchen Alterthum weit häufiger und erſcheint z. B. in den vier erſten Büchern Moſe 83mal (das Eiſen nur 4mal) genannt. Indien iſt reich an Eiſenerzen und alten Eiſenfunden, aber in literariſchen Denkmälern läßt ſich dieſes Metall erſt gegen den Ausgang der vediſchen Periode mit Sicherheit nachweiſen. Da heißt es „dunkelblaues Erz“ (ayas = Kupfer), ſowie umgekehrt die ſüdafrikaniſchen Kaffern das Kupfer „rothes Eiſen“ (das Gold „gelbes“, das Silber „weißes Eiſen“) nennen.

Auf antik-claſſiſchem Boden iſt eine eiſenloſe Culturperiode archäologiſch durch Schliemann's Entdeckungen in Hiſſarlik, eine „erſte Eiſenzeit“ oder jüngſte Bronzeperiode literariſch durch Homer bezeugt. Das veilchenfarbene, glänzende oder graue Eiſen ſteht bei den Griechen Homer's ſo hoch im Werthe, daß es als Tauſchartikel benutzt und in Schatzkammern aufbewahrt wird. Ein roh gegoſſener Eiſenklumpen, der den Bedarf eines Mannes auf fünf Jahre hinaus zu decken vermag, wird als einer der Preiſe bei den Leichenſpielen zu Ehren des Patroklos von Achilleus ausgeſetzt. Genannt werden eiſerne Werkzeuge, aber auch Waffen (Beile, Schwerter, Schlachtmeſſer, Keulen, Pfeilſpitzen), immer jedoch viel ſeltener als ſolche aus Bronze. Daß dem heroiſchen Zeitalter Bronzewaffen ſtatt eiſerner eigenthümlich waren, hat man durch das ganze Alterthum hindurch als ſichere Thatſache feſtgehalten. So hat man auf der Inſel Skyros angeblich die Gebeine des Theſeus ausgegraben. Neben dem rieſenhaften Skelet des Helden lagen eine Lanzenſpitze und ein Schwert aus Bronze. Andere Beiſpiele von Heroenwaffen aus Bronze, welche in Tempeln als Reliquien aufgehängt waren, citirt Pauſanias und vergißt nicht, das Zeugniß Homer's dafür geltend zu machen.

Noch um die Mitte des 6. Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung war die Kunſt Eiſen zu ſchmieden im Herzen Griechenlands etwas Seltenes, die Arbeit des Eiſenſchmiedes ein Gegenſtand des Staunens für die Beſucher desſelben. Ein vornehmer Spartiate, ſo erzählt Herodot, kam damals im Auftrag ſeiner Vaterſtadt nach Tegea (Arkadien) in eine Schmiede und ſah zu, wie das Eiſen gehämmert wurde, und verwunderte ſich, als er ſah, wie das gemacht ward. Und als der Schmied merkte, daß er ſo verwundert war, hielt er ein mit ſeiner Arbeit und ſprach: „Wahrlich, mein Freund aus Sparta, du würdeſt dich ganz anders gewundert haben, wenn du geſehen hätteſt, was ich geſehen, da du ſchon jetzt ein ſo groß' Wunder machſt aus der Schmiedearbeit.“ Und nun erzählt er dem Fremden, wie er in ſeinem Hofe beim Brunnengraben das Rieſenſkelet gefunden, von welchem wir ſchon im erſten Capitel dieſes Buches (ſiehe oben S. 10) als von einem der älteſten Objecte paläontologiſcher Betrachtung in Griechenland Erwähnung gethan haben. Dieſer Schmied verwendet nach Herodot's Zeugniß zwei Blaſebälge, Amboß und Hammer und wird „Chalkeus“ (Erzarbeiter) genannt, obwohl er bereits Eiſen ſchmiedet.

Bei dem Mangel an eigenen Erzlagern mußte Griechenland ſeinen Bedarf an Eiſen aus dem Orient beziehen. Auf welchem Wege dies geſchah, lehren uns die Mythen von metallſchmiedenden Dämonen, welche „das Eiſen erfunden haben“ ſollten und in der Waldöde öſtlicher Gebirge, bald auf Kreta, bald in Phrygien (jedesmal an einem „Ida“) heimiſch gedacht werden. Nach Kleinaſien weiſt auch der Umſtand, daß in Lykien Orts- und Perſonennamen vorkommen, welche aus dem Stamme Sidero (des griechiſchen Wortes für Eiſen) gebildet ſind. Aus einem indogermaniſchen Idiom läßt ſich der griechiſche Eiſenname nicht ableiten.

Geſtähltes Eiſen kennt bereits die Odyſſee; das ausgebrannte Auge des Polyphem ziſcht,

> „Wie wenn ein kluger Schmied die Holzaxt oder das Schlichtbeil
> Aus der Eſſ' in den kühlenden Trog, der ſprudelnd emporbrauſt,
> Wirft und härtet; denn dieſes erhöht die Kräfte des Eiſens.“

Unübertroffene Metallſchmiede, welche trefflichen Stahl herzuſtellen wußten, wohnten am Kaukaſus. Es iſt das vielbelobte Volk der Chalyber, welches bald nördlich des Kaukaſus, bald ſüdlich von demſelben, immer aber am Pontus angeſetzt wird. Der Ruhm ihrer Eiſenſchmelzen und Eiſenarbeiten geht durch das ganze Alterthum hindurch. Sein erſter Herold iſt Aeſchylos. Bei ihm heißt es in den „Sieben gegen Theben“ von den kämpfenden Brüdern Eteokles und Polyneikes: „Ihre Loſe ſchüttelt der chalybiſche Fremdling, der Ankömmling von den Scythen, das grimme Eiſen.“ In demſelben Drama wird das Eiſen noch zweimal „ſcythiſch“ und ein „überſeeiſcher Fremdling“ genannt. Die ſpäteren Tragiker folgten dieſem Beiſpiel. Gute eiſerne Waffen wurden alſo, wenigſtens für die Heroenzeit, als Import aus dem ſcythiſchen Norden angeſehen. In die Pontusgegend weiſt ſchon die bibliſche Nachricht von den nach Paläſtina Erz einführenden Tibarenern (Tubal) und Moſchern (Meſech). Jeremias läßt den Herrn ſprechen: „Meineſt du nicht, daß etwa ein Eiſen ſei, welches könnte das Eiſen und Erz von Mitternacht zerſchlagen?“ Stahl heißt bei den Griechen „Adamas“, das unbezwingliche Metall, das alle anderen Metalle zerſchlägt, und dieſes wird den Chalybern zugeſchrieben.

Wie den Griechen, ſo war auch den Italikern das Eiſen von Hauſe aus fremd. Die Reſte ihrer eiſenloſen Pfahlbauniederlaſſungen in der Poebene kennen wir durch Ausgrabungen, und aus Latium ſind uns altrömiſche Bräuche, welche das gleiche Zeugniß ablegen, bekannt. So durfte ſich der römiſche Flamen Dialis nur mit einem Bronzemeſſer den Bart kürzen; die Gründungsſtelle einer neuen Stadt mußte mit ehernem Pflug umzogen werden. Daß die Italiker raſcher als die Griechen den Gebrauch der Bronze zu Waffen und Werkzeugen aufgaben, läßt ſich aus zwei Gründen erſchließen. Erſtlich behielten ſie nicht den Erznamen zur Bezeichnung des Schmiedes, ſondern nannten ihn gleich Eiſenarbeiter, faber ferrarius. Zweitens hielten ſie die Ligurer im Nordweſten ihrer Halbinſel für ein Volk griechiſchen Urſprungs, bloß weil ſich dieſelben noch in hiſtoriſcher Zeit bronzener Lanzenſpitzen bedienten. Auf der Inſel Elba hatten ſie ausgedehnte Eiſenerzlager in größter Nähe. Erſchloſſen wurden dieſelben wahrſcheinlich zuerſt von den Phönikiern; ſchon die Griechen nannten dieſes Eiland „Aithale“, das rußige, und es iſt immerhin möglich, daß ſemitiſcher Einfluß die Völker an der Weſtküſte Italiens frühzeitig mit der Benutzung des Eiſens vertraut gemacht hat.

Noch ſicherer wird die Unkenntniß des Eiſens während einer langen urzeitlichen Epoche, wenn wir uns den Nordvölkern Europas, den Bewohnern des breiteren feſtländiſchen Gürtels unſeres Erdtheiles zuwenden. Zu den zahlreichen Thatſachen, welche durch archäologiſche Funde feſtgeſtellt ſind, treten hier auch hiſtoriſche Zeugniſſe aus relativ ſpäter Zeit. Noch Tacitus hebt die Seltenheit des Eiſens bei den Germanen hervor. Als Cäſar zuerſt den Fuß nach Britannien ſetzte, fand er dort ſeltſame Zuſtände. Die Inſel war außerordentlich dicht bevölkert; Vieh gab es in Ueberfluß, auch Geflügel, das man zum Vergnügen hegte, aber zu genießen für unerlaubt hielt. Anſtatt der Münzen gebrauchte das Volk Stückchen von Erz oder Eiſen beſtimmten Gewichtes. Im Innern des Landes wurde Zinn, an der Küſte Eiſen gewonnen. Die Ausbeute an letzterem war aber ſehr gering, und die Legirung des erſteren mit Kupfer verſtanden die Einwohner nicht, ſo mußten ſie ihre Bronze von auswärts beziehen (aere utuntur importato — viele Jahrhunderte nach dem Beginn des Zinnexportes!). Die damaligen Bewohner der Küſten Britanniens waren keltiſche Stämme, welche aus Abenteuerluſt, wie ſpäter die Angelſachſen und noch ſpäter die Normannen, aus Gallien und Belgien hinübergezogen waren und ihre heimiſchen Stammnamen beibehalten hatten. Sie oblagen dem Ackerbau; im Innern der Inſel wohnten eingeborene Völkerſchaften, welche kein Getreide ſäeten, ſondern von Milch und Fleiſch lebten und in Felle gekleidet gingen. Dieſes Culturbild, das wir dem größten Manne des Alterthums verdanken, zeigt uns, wie langſam die Aneignung fremder Errungenſchaften in entlegenen Gebieten der Alten Welt vor ſich ging, auch wenn es an den Bedingungen eines regeren Völkerverkehrs, wie hier durch den Beſitz der Zinngruben, nicht fehlte.

Noch ſchlimmer ſah es im Nordoſten Europas aus. Die Aeſtier, ein preußiſch-lettiſcher Stamm, bedienten ſich noch hundert Jahre nach unſerer Zeitrechnung ſelten des Eiſens, häufig der Holzkeule; die Finnen befeſtigten um dieſelbe Zeit knöcherne Spitzen an ihren Pfeilen, weil ſie kein Eiſen hatten (inopia ferri, Tacitus Germania). Eine höchſt merkwürdige, ſo gut wie unbeachtet gebliebene Nachricht überliefert der byzantiniſche Geſchichtſchreiber Simocatta aus der Zeit der erſten Ausbreitung der Slaven auf europäiſchem Boden (um 600 n. Chr.). Als der oſtrömiſche Kaiſer Mauritius im neunten Jahre ſeiner Regierung (591) bei ſeinem Heerzug gegen die Avaren an den Ufern des Marmarameeres lagerte, wurden ihm eines Tages drei unbewaffnete Männer fremdartigen Anſehens vorgeführt, welche außer einem lautenartigen Inſtrumente nichts bei ſich führten. Sie ſagten, ſie wären vom Volk der Slaven (deren ſüdliche Stämme damals ſchon im Donaugebiet an die Pforten des byzantiniſchen Reiches klopften) und hätten ihre Heimat an der äußerſten Grenze des „weſtlichen Oceans“ (wohl am Baltiſchen Meere). Sie ſeien als Geſandte zum Chan der Avaren gegangen, der auch ihren Stamm zum Kriegszug gegen Byzanz aufgefordert habe. Aber das wäre nicht nach ihrem Geſchmack; ihre Beſchäftigung ſei das Lautenſpiel; ſie verſtünden nicht den Körper mit Waffen zu belaſten. In ihrer Heimat kenne man das Eiſen nicht und bringe das Leben in Ruhe und Frieden hin. Aus dieſer Erzählung gewinnen wir Einblick in die Verſchiedenheit der Zuſtände bei den nördlichen und ſüdlichen Slaven während einer ſehr aufgeregten Zeit. Wir ſehen die Letzteren in den Strudel der Weltbegebenheiten hineingeriſſen, voll wilder Leidenſchaften, die letzte, aber auch die härteſte Geißel des europäiſchen Oſtens, weil ſie noch heute über demſelben ſchwebt; während die Erſteren angeblich noch nicht einmal das Eiſen kennen gelernt hatten und ſich für die Aufforderung zur Theilnahme an allen Greueln der Verwüſtung höflich unter Lautenſpiel bedankten. Bedenkt man das, ſo wird man vorſichtig zu ſagen: die Germanen, die Kelten oder die Slaven beſaßen um dieſe oder jene Zeit das eine oder andere Metall, oder ſie beſaßen es nicht. Denn ſo iſt es im Grunde mehr oder minder zu jeder Zeit geweſen. Als die Kelten nach 400 v. Chr. verheerend weite Länderſtriche Europas durchzogen, warfen ſie höhniſch ihr Schwert in die Wagſchale der zitternden Beſiegten, und ihr Eiſen gab einem großen Theile des Continents für Jahrhunderte das Geſetz. Dabei blühte eine ihnen eigenthümliche Schmuckinduſtrie und Metallſchmiedekunſt, deren Formen weit über die Grenzen keltiſcher Seßhaftigkeit hinaus zur Herrſchaft kamen. Und wenige Decennien vor dem Beginn unſerer Zeitrechnung heißt es von den Kelten Britanniens, wie wir oben geſehen haben: „Sie laſſen ſich ihre Bronze von auswärts beſorgen.“ Dadurch werden wir, wie ich glaube, hinlänglich belehrt, in archäologiſchen Fragen mehr auf Culturzonen als auf Völkergrenzen zu achten und den prähiſtoriſchen Fundthatſachen mehr zu vertrauen, als linguiſtiſchen Zeugniſſen.

Das Eiſen kam nach Mitteleuropa zuerſt im Gefolge der Bronze. Was man heute in den Länderräumen vom Atlantiſchen Ocean bis zum Schwarzen Meere als „erſte Eiſenzeit“ bezeichnet, hat man früher, nicht ganz mit Unrecht, jüngſte Bronzezeit genannt. Will man aber von zwei prähiſtoriſchen Eiſenaltern ſprechen, ſo iſt die Herrſchaft des einen, der paläoſideriſchen oder Hallſtattperiode, höchſt wahrſcheinlich vom Südoſten unſeres Erdtheiles ausgegangen. Sie reicht bis über die Mitte des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends herab und blüht namentlich in den Oſtalpenländern, ſowie in einigen angrenzenden Gebieten. Die letzten Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung werden in Mitteleuropa ausgefüllt von dem zweiten Eiſenalter, der neoſideriſchen oder La Tène-Periode, deren Herrſchaft vom Weſten ausgegangen iſt. Keltiſche Stämme haben in ihren Wohnſitzen zwiſchen dem Atlantiſchen und dem inneren Meere zuerſt die öſtliche Strömung der paläoſideriſchen Cultur bei ſich aufgenommen, bald aber eigene Formen den überkommenen beigemengt und zuletzt eine reinkeltiſche Eiſencultur ins Leben gerufen, deren Wurzeln ſich für uns in dunkle Nacht verlieren. Wir können nur vermuthen, daß etwa die alte und betriebſame Griechenſtadt Maſſalia unfern der Rhonemündung oder noch eher libophönikiſcher Einfluß dabei eine Rolle geſpielt. Auch hören wir von einem helvetiſchen Kelten, Helico, der nach Rom gegangen war, um dort die Schmiedekunſt zu erlernen. Nach Cäſar hatten die Gallier in ihrem Lande große Eiſenbergwerke und kannten und gebrauchten alle Arten von Minen, mit welchen man im Alterthum den unterirdiſchen Metalladern beizukommen wußte.

Eine unverkennbare Thatſache iſt, daß gleichzeitig mit den großen Heerzügen der Kelten nach Oſt und Südoſt eine vollentwickelte Eiſenculturperiode in Mitteleuropa anbricht. Fortan wird das noriſche Eiſen berühmt, die Bronze tritt in der Verwendung für Waffen und Werkzeuge, ja ſelbſt für Schmuckſachen zurück. Jetzt erſt lernen auch die eigentlichen Nordvölker germaniſchen Urſprungs in Europa das Eiſen kennen; ſie entlehnen ſelbſt den Namen von den Kelten; die Sache aber, das Metall, wird durch ſie erſt ihren öſtlichen Nachbarn, den finniſchen und ſlaviſchen Völkern, bekannt.

Zinn und Blei werden in einigen nordiſchen Sprachen gleich oder ähnlich benannt, und erſt bei vorgerückteren metallurgiſchen Kenntniſſen unterſchieden. Noch bei den Römern kommt plumbum album für Zinn neben plumbum nigrum für Blei vor. Die chemiſche Verſchiedenheit der beiden Metalle hinderte nicht, ſie wegen der Aehnlichkeit des Ausſehens, des Gewichtes und des Härtegrades, ſowie wegen der Beſchränktheit ihrer Verwendung eng zuſammenzuſtellen. Aus einer frühen ſprachlichen Unterſcheidung dieſer Metalle bei mehreren alten Culturvölkern geht alſo hervor, daß man ihres verſchiedenen Werthes bei denſelben ſich wohl bewußt war. So ſtellen die aſſyriſch-akkadiſchen Inſchriften Meſopotamiens in ihrer Reihenfolge der Metalle das Zinn regelmäßig zwiſchen Silber und Bronze, ſtets vor das Eiſen. Bei den Hebräern erſcheint es erſt am Ende der Aufzählung; die ägyptiſchen Inſchriften beſitzen dagegen keinen Ausdruck für das Zinn.

In den indogermaniſchen Sprachen ſind die Wörter für Zinn und Blei fremden Urſprungs. Das griechiſche „Kaſſiteros“ (Zinn) hält Schrader für ein urſprünglich akkadiſch-aſſyriſches Wort, welches von den Phönikiern nach der Entdeckung der reichen Zinngruben Weſteuropas ſammt der Ausbeute der letzteren verbreitet worden ſei. Aus Zinn ſind in der Ilias die Ornamente an Panzern, Schilden, Streitwagen, aber auch ganze Beinſchienen. Noch um die Mitte des fünften vorchriſtlichen Jahrhunderts wußte man von der Herkunft des Zinnes nicht mehr, als daß es vom äußerſten Weſten Europas nach Griechenland gebracht wurde. „Auch weiß ich nichts von den Zinninſeln (Kaſſiteriden), wo das Zinn herkommt,“ ſagt Herodot. Dieſe Heimat des Zinnes war nicht, wie die Römer glaubten, die Gruppe der Scillyinſeln, ſondern das heutige Cornwall an der Südweſtküſte Englands. Cäſar's Nachricht über dieſe Zinngruben haben wir oben kennen gelernt. Genauer beſchreibt Diodor den Abbau und Vertrieb des Metalles; er ſagt: „In der Gegend des Vorgebirges von Britannien, welches Belerion heißt, ſind die Einwohner gegen Fremde äußerſt gefällig und haben durch den Verkehr mit auswärtigen Kaufleuten mildere Sitten angenommen. Dieſe ſind es, die das Zinn bereiten, indem ſie die Erde, in der ſich dasſelbe erzeugt, auf eine künſtliche Art behandeln. Es iſt ein felſiger Boden, durch den ſich Erdſchichten ziehen; und aus dieſen gewinnen ſie durch Bearbeiten und Ausſchmelzen das reine Metall. Sie bilden daraus regelmäßig gewürfelte Stücke und bringen es auf eine Inſel Namens Iktis (Wight) in der Nähe von Britannien. Weil nämlich zur Zeit der Ebbe der Zwiſchenraum austrocknet, ſo kann man Zinn in Menge auf Wagen nach dieſer Inſel bringen .... Hier kaufen die Handelsleute das Zinn von den Einwohnern und führen es nach Gallien hinüber. Nun machen ſie den Weg zu Lande durch Gallien und laſſen die Waare durch Pferde tragen, bis ſie endlich nach ungefähr dreißig Tagen an den Ausfluß des Rhone kommen.“

Plinius weiß ſogar den Namen Desjenigen, der zuerſt Zinn von der Kaſſiteris-Inſel nach Griechenland gebracht. Er nennt ihn Midakritos, und man hat darin den Namen des phönikiſchen Sonnengottes Melkart, des Schutzpatrons der phönikiſchen Seefahrer, erkannt.

Eines der intereſſanteſten Metalle, deſſen Entdeckung in alten Culturſchichten Virchow verdankt wird, iſt das Antimon. „Zuerſt,“ ſagte Virchow darüber, „wurde es bekannt aus einem Gräberfelde in Transkaukaſien (Redkin-Lager) in Form ſonderbarer Knöpfe und Zierſcheiben, die als Schmuck getragen wurden. Sie ſehen aus wie Blei, Zinn oder Silber, erweiſen ſich aber als aus Antimon gefertigt. Dieſe erſte Beobachtung hat ſich nun durch eine ganze Reihe von Gräberfeldern wiederholt. Ja, es hat ſich herausgeſtellt, daß ähnliche auch nördlich in den Gräberfeldern des eigentlichen Kaukaſus vorkommen. Das war ein umſomehr überraſchender Fund, als in der Geſchichte der Metallurgie, wie ſie auf den Schulen gelehrt wird, die Meinung herrſchte, daß das reguliniſche Antimon erſt ſeit dem Mittelalter bekannt ſei; im Alterthum habe man nichts davon gewußt.“ Man kannte früher nur eine Schwefel-Antimonverbindung, welche im Alterthum zur Färbung der Augenlider und anderer Geſichtstheile benutzt wurde. Die Aegypter nannten dieſe ſchwarze Schminke Meſtem; als ein Surrogat derſelben wurde

Schwefelblei verwendet.*) Als ein Verbindungsglied zwiſchen Aegypten und Kaukaſien, aus welchem letzteren Gebiet vielleicht das Antimon nach dem Süden ausgeführt wurde, betrachtet Virchow den Fund von Tello, einer ſüdbabyloniſchen Stadtruine, deren Tempel circa 3000 vor Chriſto erbaut ſein ſoll. Es iſt zwar nur ein einzelnes Gefäß, welches ſich jedoch bei der chemiſchen Unterſuchung als reines Antimon erwies. Aus demſelben Ruinenorte ſtammt eine Votivfigur aus reinem Kupfer, welche Berthelot in eine Zeit verlegen will, welche das Zinn überhaupt noch nicht gekannt habe.

2. Die ſogenannte Kupferzeit in Europa.

Wir haben ſchon in der Darſtellung neolithiſcher Wohnſtätten und Begräbnißplätze die Aufzählung einzelner Metallfunde unter den Reſiduen der jüngeren Steinzeit nicht vermeiden können. Wir ſahen uns zu der Anerkennung gezwungen, daß bereits unter dem Zeichen des geglätteten Steinbeiles Metallobjecte — ausſchließlich Kupfer und Bronze — in geringer Zahl ihren Weg unter die Sachen der Steinaxtſchwinger und Steinpfeilſchützen gefunden haben. Es muß offen herausgeſagt werden, daß es uns wundern müßte, wenn dem nicht ſo wäre. Fällt es doch Niemandem ein, zu behaupten, daß das Zeitalter der geglätteten Steinwerkzeuge in allen miteinander verbundenen Ländern der Alten Welt genau dieſelbe Dauer gehabt habe. Wie aber auf einem Gebiet im Süd oder Oſt der Stern der Metallzeit aufgegangen iſt, kann es gar nicht fehlen, daß man ſeinen durch die Ferne getrübten Schimmer auch in anderen Regionen wahrnimmt. Nimmermehr aber können wir zugeben, daß jenen ſpärlichen Findlingen, die an dem allgemeinen Culturbilde, an dem augenblicklichen Stande der Lebensverhältniſſe gar nichts zu ändern vermögen, die Kraft zugeſchrieben wird, jene Schichten, in welchen ſie vorkommen, aus dem neolithiſchen in das Metallzeitalter hineinzurücken.

Die Pfahlbau-, Dolmen- und Höhlenfunde, unter denen wir einiges Kupfer oder Bronze — ein Ringlein, eine Nadel, einen Pfriemen oder Knopf — gewahren, laſſen wir alſo ruhig der neolithiſchen Zeit angehören, wenn ſie anſonſt die Herrſchaft des geglätteten Steines verrathen. Wir haben darum auch geſehen, daß Victor Groß die Kupferperiode der Schweizer Pfahlbauten zu einer Unterperiode der neolithiſchen Aera gemacht hat.

Die Kupferperiode, eine intereſſante Phaſe der jüngeren Steinzeit oder, wenn man will, eine Vorſtufe der Bronzezeit — welche erſtere wir, obwohl ſie ihren Namen von einem Metalle trägt, doch noch nicht zur Metallzeit rechnen dürfen, weil ihr hervorſtechendſtes Merkmal nicht mit zum Aufbaue einer neuen Cultur gedient hat — hat in den letzten fünf Jahren eine ſehr verſchiedene Beleuchtung erfahren. Am eingehendſten iſt ihr Subſtrat von M. Much unterſucht worden, deſſen Darlegungen wir hier zunächſt folgen müſſen.

Dieſer Forſcher geht von dem Gedanken aus, daß unſere geſammte Cultur auf den im neolithiſchen Zeitalter bereits vorhandenen Grundlagen des Ackerbaues und der Viehzucht beruht. Was ſie weiterhin gefördert hat, war nur das Hinzutreten neuer, treibender Elemente, namentlich der Metalle. Aber dieſe ſeien nicht etwa durch neu hereinkommende Völker mitgebracht worden, welche etwa die Bewohner der älteren Pfahlbauten und der gleichzeitigen Landanſiedelungen verdrängt hätten. Die alten Völker ſeien vielmehr, mit Ausnahme kleiner Verſchiebungen an ihren Grenzen, in ihren Wohngebieten ſeßhaft geblieben und durch friedlichen Verkehr oder kriegeriſche Errungenſchaft in den Beſitz der neuen treibenden Kräfte des Völkerlebens gelangt.

---

*) Launig ſagt Virchow darüber, er habe die ſchwarze Subſtanz, die ſich in altägyptiſchen alabaſternen Meſtem-Büchſen gefunden, unterſuchen laſſen, aber meiſt ſei Schwefelblei conſtatirt worden. „Für die Geſchichte des Antimons hat dieſe Unterſuchung alſo kein Reſultat ergeben, ſondern nur für die der Betrüger.“

Zu dieſer Anſchauung müſſen wir Folgendes bemerken. Mit Recht lehnt man die früher beliebte Erklärungsmethode ab, welche überall und immer, wenn ſich ein mächtiger Culturfortſchritt Bahn bricht, mit einem neuen Volke bei der Hand iſt, welches denſelben — man weiß nicht immer genau, woher? — mitgebracht und die Lebensformen der Urzeit mit einem neuen Stempel ausgeprägt habe. Aber ebenſowenig dürfen wir jene ſpeculative Vereinfachung der Urgeſchichte zum Princip erheben, welche darin beſteht, daß wir denſelben Völkern und Völkergruppen, die wir heute innerhalb gewiſſer Grenzen antreffen, dieſe Sitze auch für eine ferne Urzeit anweiſen, aus der uns kein Völkername geblieben iſt. Es liegt etwas Beruhigendes in dieſer Idee, wie in jeder einfachen Conſtruction; aber die Wiſſenſchaft hat nicht die Aufgabe der Kunſt, in klaren Umriſſen die Gemüther zu tröſten und zu erheben, ſondern Wahrheit zu bieten, wenn ſie auch zunächſt ins Dunkel und in Verwirrung hineinführen müßte.

Much zweifelt nicht daran, daß man viel wahrſcheinlicher ein allmähliches Eindringen der Metalle in den Kreis der neolithiſchen Cultur, als einen plötzlichen unvermittelten Hereinbruch der erſteren und einen dadurch bewirkten jähen Untergang der letzteren anzunehmen habe. Er wirft nur die Frage auf, ob nicht ſchon jene Menſchen, welche nach den Mammuth- und Renthierjägern mit ihren Heerden, Ackergeräthen und ſonſtigen Culturmitteln in Europa eingezogen ſeien, die Kenntniß der Metalle mitgebracht haben. Sie mögen desſelben immerhin in vielen Gegenden, wo die Rohſtoffe zur Selbſterzeugung oder Gelegenheiten zur anderweitigen Gewinnung fehlten, entbehrt oder ſich deſſen nur in ſpärlicher und unzugänglicher Quantität bemächtigt haben. Zur Beantwortung dieſer Frage unterſucht nun Much das Vorkommen, die Verbreitung und Beſchaffenheit der europäiſchen Kupferfunde.

Zunächſt ſtellt ſich heraus, daß in den öſterreichiſchen und ſchweizeriſchen Pfahlbauten als erſtes Metall das Kupfer in größerer Menge erſcheint, und zwar lange vor dem Aufhören des Gebrauches der Steingeräthe. Am kupferreichſten hat ſich in Oeſterreich der Mondſeeer Pfahlbau erwieſen. Er lieferte 29 Objecte, nämlich 14 Beile und Bruchſtücke ſolcher, 6 Dolche, 3 Spiralſcheiben aus Draht, 3 Pfriemen, 1 Fiſchangel und 1 formloſes Stück; außerdem Fragmente eines Dolches und einer Nadel aus Bronze, ſowie Gußſchalen aus Thon mit anhaftenden Kupfertheilchen und Schlackenüberzug. In der Schweiz ſtammen die meiſten Kupferfunde aus dem Pfahlbau von Finelz (Fenil), dann aus dem von St. Blaiſe im Neuenburger See, Lüſcherz im Bieler See, Sutz, Latrigen u. ſ. w. Wir haben ſchon geſehen, wie Victor Groß dieſe Stationen der dritten Periode der ſteinzeitlichen Pfahlbauten zurechnet und dieſe Periode als Kupferzeit (époque du cuivre) bezeichnet. Wenn man näher zuſieht, gewahrt man nun einzelne Fälle, in welchen das Kupfer (ſeltener die Bronze) ausnahmsweiſe in kleinen Stückchen auch ſchon vor dieſer Periode, gleichzeitig mit den für die zweite Periode charakteriſtiſchen Nephrit-, Jadeit- und Chloromelanitbeilen auftritt. Groß' Epoque du cuivre will alſo nur einen Zeitraum bezeichnen, in welchem das Kupfer bereits häufiger vorkommt.

Kupferfunde aus Landanſiedelungen ſind ſehr ſchwer auf ihre zeitliche Zugehörigkeit hin zu beſtimmen; doch ſcheinen ſie, ſoweit die Formen denen der Pfahlbaukupferfunde entſprechen, überall der jüngeren Steinzeit anzugehören. Much verzeichnet ſolche Vorkommniſſe aus Böhmen, Mähren, Nord- und Süddeutſchland, dem Rheingebiet, Italien, England, Belgien, Dänemark, Portugal und Frankreich.

Es ſind im Ganzen nicht allzuviele, nicht durchaus ſichere und oft nur vereinzelte Stücke. Am ſtattlichſten tritt hier Ungarn auf, doch ſind die Fundorte und Fundumſtände der ungariſchen Kupferſachen zumeiſt höchſt unſicher.

Außerhalb der Grenzen unſeres Welttheiles, vor den ſüdöſtlichen Thoren Europas, liegen zwei gut unterſuchte kupferreiche Fundgebiete, die ſich in den letzten Decennien eine wichtige Stellung in der Urgeſchichte der Menſchheit erobert haben: Cypern und Troja. Wir werden beide im ſiebenten Capitel dieſes Buches eingehender zu betrachten haben. In den Gräbern der ſogenannten „Kupfer-Bronzezeit" Cyperns kommen aus erſterem Metalle Flachbeile, Lanzenſpitzen, Sicheln, Doppelbeile und andere Objecte vor. Steinſachen fehlen allerdings; allein, ſo meint Much, „es iſt denkbar, daß man dieſe, einer Sitte zufolge, nicht zu Grabbeigaben verwendete oder, was wahrſcheinlicher iſt, daß die Bewohner Cyperns in Folge des Reichthums ihrer Heimat an Kupfer früher in der Lage waren, ſich der Steingeräthe zu entäußern". Den Schluß auf die Gleichzeitigkeit der cypriſchen und der europäiſchen Kupferfunde zieht der genannte Autor aus der großen Aehnlichkeit der einfachen geometriſchen Ornamente auf den Thongefäßen beider Fundgebiete und der in beiden herrſchenden Sitte, die vertieften Ornamente mit einer weißen kreidigen Maſſe auszufüllen.

Dieſelbe Aehnlichkeit der Keramik beſteht zwiſchen den neolithiſchen Pfahlbauten und den unteren Fundſchichten des Hügels von Hiſſarlik (Troja). Hier haben wir es, zu noch größerer Aehnlichkeit mit Centraleuropa, auch nicht, wie in Cypern, mit einer Kupfer-Bronze-, ſondern mit einer Stein-Kupferzeit zu thun. Die Kupferſachen beſtehen in Flachbeilen, Nägeln, Bolzen, Nadeln, Spangen, Meſſern, einem Armband und einem Ohrring. Neben dem Kupfer kommt hier, wie auf Thera, Theraſia und in einigen mitteleuropäiſchen Fundorten (z. B. Stollhof bei Wiener-Neuſtadt in Niederöſterreich) Gold vor.

Die Verwendung des Kupfers war eine ſehr mannigfaltige; am gewöhnlichſten erſcheint das Metall in der Form des undurchbohrten ſteinernen Flachbeiles, lang und ſchmal (als Meißel) oder kurz, nahezu quadratiſch, mit ebenen oder gewölbten Breitflächen, zuweilen von erſtaunlicher Größe. Die prähiſtoriſche Sammlung des Wiener Hofmuſeums beſitzt ein Stück von 15·5 Centimeter Länge und 10 Centimeter Breite, deſſen Dimenſionen diejenigen der größten ungariſchen Exemplare übertreffen.

Andere Kupferbeile, welche in der Form ungemein variiren, aber ſämmtlich durch das Vorhandenſein eines Schaftloches von den vorigen unterſchieden ſind, ſcheinen mir auch der Zeit nach mit jenen erſteren nicht zuſammenzugehen. Dieſe Typen ſind viel häufiger als jene von enormer Größe und Schwere.

Unbedenklich reihen wir dagegen den erſteren Beilen die Dolche mit kurzer, dünner und breiter Klinge an; das Blatt war am oberen Rande mit Nietlöchern zur Befeſtigung an dem Griffe verſehen, ſeltener lief es in eine Griffzunge aus. Zu den ſelteneren Formen gehören Meſſer, Lanzen- und Pfeilſpitzen, ſowie Fiſchangeln. An Werkzeugen findet man den dreiſeitigen pyramidal geformten Pickel, den Pfriemen, die Sichel und (ſelten) die Nähnadel; an Schmuck aus Draht: einfache und doppelte Spiralſcheiben, Armbänder und „Lockenhälter" aus Spiralwülſten, Ohrringe und Haarnadeln. Auch Perlen kommen vor.

Nicht ganz tauſend ſolche Stücke, darunter die wenigſten durch Analyſe als reines (unvermiſchtes) Kupfer erwieſen, und die ganze Zahl über Europa mit Einſchluß der ſüdöſtlich angrenzenden aſiatiſchen Fundgebiete zerſtreut, das genügt allerdings nicht, um von einer Kupferzeit zu ſprechen, in welcher auch nur ein hervorragender Bruchtheil, geſchweige denn der geſammte Bedarf an Werkzeugen, Waffen und Schmuck aus dieſem Metall gefertigt worden wäre. Wenn Much auch zugeben will, daß anfangs der Gebrauch von Steingeräth, ſpäterhin die Kenntniß der Bronze „nebenher gegangen“ ſei, ſo können wir uns doch nicht entſchließen, ſelbſt mit dieſer Einſchränkung die Exiſtenz einer Kupferperiode anzunehmen, da es uns vielmehr ſcheinen will, als ob gerade das Kupfer „nebenher gegangen“ ſei und ſich ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach nicht zum Range eines wirklichen Culturmetalles, des eponymen metalliſchen Genius einer ganzen Culturperiode, habe emporſchwingen können.

Much ſagt: „Es wird Niemand die hohe Bedeutung des erſten Auftretens des Metalles für die Cultur des Menſchen verkennen, und wie ſonſt ſo vielfach, muß auch in dieſem Falle nicht von einer ausſchließlichen, es darf von der *hervorragendſten Erſcheinung* die Bezeichnung entlehnt werden.“ „Aber das Auftreten des Kupfers,“ wendet J. Szombathy dagegen mit Recht ein, „iſt gerade *nicht* die hervorragendſte Erſcheinung der neolithiſchen Periode . . . Das Kupfer hat ſich in ſeinen Formen und in ſeinem Gebrauche enge an den polirten Stein (oder ſpäter auch an andere Muſter) angeſchloſſen und hat die auf die Stein- und Knochenwerkzeuge gegründete Cultur nicht um einen Schritt aus deren Sphäre gelenkt, geſchweige denn dieſelben verdrängt. Es hat — mit Ausnahme einer gewiſſen, wahrſcheinlich gar nicht direct in den Kreis dieſer Betrachtungen gehörigen Gruppe ungariſcher Kupferfunde (gemeint ſind hier die ſchweren Kupferbeile mit Schaftloch, deren frühes Alter wir oben zweifelhaft fanden) — kaum eine nennenswerthe Zahl von ſpecifiſchen Formen gebildet, ja es hat nicht einmal die beinernen Werkzeuge der damaligen Zeit, wie die Nadeln u. dgl., zu deren Erſatz und deren Verbeſſerung es vollkommen geeignet erſcheinen konnte, zu verdrängen vermocht. Dies alles gelang erſt der Bronze. Das iſt gewiß ſehr merkwürdig, und gerade darum glauben wir, daß wir gut thun werden, die neolithiſche Periode nach wie vor als die Periode des geſchliffenen Steines feſtzuhalten und den Namen Kupferperiode entweder ganz fallen zu laſſen oder ihn in dem Sinne von Groß anzuwenden für eine Unterabtheilung der neolithiſchen Periode, eine Art von Uebergangsſtufe zwiſchen der metallloſen Steinzeit und der Bronzezeit.“

Dieſe merkwürdige Thatſache möchten wir kurz als „*Ohnmacht des Kupfers*“ bezeichnen. Die Natur macht gleichſam einen Verſuch; aber derſelbe mißlingt. Das unlegirte Metall erweiſt ſich dem Stein gegenüber als ſchwächer, als unvermögend; und daher — nicht aus den anderen, von Much ſcharfſinnig beigebrachten Gründen — rührt die relative Seltenheit der Kupferſachen unter den Steinzeitfunden Europas. Das Kupfer dringt in die entlegenſten Gebiete Europas ein: nach Irland, Portugal, Skandinavien. Das iſt ſehr lehrreich für die Betrachtung der darauffolgenden Bronzezeit. Der Erdtheil ſteht in ſeiner Gänze dem kommenden Metalle offen; *er erwartet es gleichſam*. Er iſt bereit, es durſtig in Maſſen einzuſaugen und in Fleiſch und Blut einer neuen Cultur zu verwandeln. Aber das Kupfer kann ſeinem Bedürfniß nicht genügen; die Blutmaſſe bleibt unverwandelt. So wenig man auch mit dem Kupfer anzufangen wußte, ſo ſehen wir doch zugleich, welcherlei Metall jetzt am leichteſten Aufnahme finden und die prädeſtinirte Miſſion erfüllen konnte. Nicht das mühſam zu gewinnende, ſchwer zu verarbeitende, ungefällig ſtarre und dunkle *Eiſen*, ſondern die geſchmeidige, glänzende, dem Umguß und der Schmiedearbeit leicht ſich fügende *Bronze*, das in Maſſen bereitliegende, gleichſam vor den Thoren harrende Kupfer mit einem Zuſatz von wunderwirkendem Zinne.

Mit dieſer Einſchränkung wenden wir nun den europäiſchen Kupferfunden neuerdings unſere Aufmerkſamkeit zu. Man hat mit Recht als eine ihrer bemerkenswertheſten techniſchen Eigenthümlichkeiten hervorgehoben, daß ſie nicht durch Feilen und Schleifen überarbeitet (ciſelirt) ſind, ſondern ſtets noch die Gußhaut an ſich tragen. Guß (nicht das Treiben aus formloſen Klumpen wie in Nordamerika) iſt überdies als Herſtellungsart der Kupferſachen durch die aufgefundenen Schmelzſchalen und Kupferſchlacken erwieſen. Die erſteren ſind klein, eben für ein Beil hinreichend; auch ein noch in der Gußform ſteckendes Beil hat man (bei Sipplingen) gefunden. Die Schneide wurde häufiger durch Hämmern als durch Schleifen aufgeſetzt, was für ihre Haltbarkeit zuträglicher war.

Ferner dürfen wir nicht überſehen, daß den Kupferſachen, Beilen, Dolchen, Armſpiralen, ausnahmslos die Ornamentirung fehlt. Dadurch unterſcheiden ſie ſich aufs merklichſte einerſeits von der gleichzeitigen Keramik, andererſeits von den Bronzen der darauffolgenden culturhiſtoriſchen Periode. Zweifellos beſaß man noch nicht die Mittel, Verzierungen an der Oberfläche der gegoſſenen Objecte, ſei es durch Einzeichnung in die Gußform, ſei es durch nachträgliche Gravirung des erkalteten Stückes, hervorzubringen. Dieſe Stufe hatte die Metalltechnik noch nicht erreicht. Aus dieſen Umſtänden, ſowie aus der primitiven, den Steinbeilen nachgebildeten Form der undurchbohrten Kupferbeile ergiebt ſich mit voller Gewißheit ihre Zeitſtellung vor allen bekannten Typen der bronzenen Art.

Man hat allerdings auch eine ganz entgegengeſetzte Anſicht aufgeſtellt und den kupfernen Flachbeilen den letzten Platz am Ende einer vermeintlichen Entwickelungsreihe der prähiſtoriſchen Metallbeile angewieſen. Nach Gabriel de Mortillet kämen dieſe Beilformen der Bronze- und Eiſenzeit in folgender Reihe nacheinander zur Erſcheinung:

1. Beile mit Randleiſten (haches à bords droits).
2. Beile mit Abſatzkanten (haches à talons).
3. Beile mit Schaftlappen (Palſtäbe, haches à ailerons).
4. Hohlkelte (haches à douille).
5. Votivbeile mit Schaftrohr (der Eiſenzeit angehörig).
6. Flachbeile (noch jünger).

Zu den letzteren rechnet er ausdrücklich die undurchbohrten Kupferbeile als an Zahl weitaus überwiegende Vertreter dieſes Typus. Mit der Widerlegung dieſer Idee brauchen wir uns nicht aufzuhalten. Sie wurzelt in der auch von Evans verfochtenen Vorſtellung, daß das reine Kupfer nur aushilfsweiſe bei einem zeitweiligen Mangel an Zinn verwendet worden ſei. Aus typologiſchen und anderen Gründen können wir eine ſolche, immerhin denkbare Urſache nur für ein beſchränktes geographiſches Gebiet und für einen oder mehrere vorgeſchrittene Typen von Kupferſachen gelten laſſen. Jene Erklärung würde ſonach etwa auf die ſchon mehrfach berührte Formenreihe der Kupferäxte mit Stielloch, die ſich vorwiegend in Oſteuropa (Ungarn, Serbien u. ſ. w., vgl. Fig. 154, S. 337) finden, angewendet werden können.

Dieſe letzteren bilden heute noch ein completes Räthſel, ſowohl nach ihrer zeitlichen Herkunft, als nach ihrer Beſtimmung. Man kann zwei Grundtypen unterſcheiden: die Hammeraxt mit einſeitiger Schneide und dickem, kurzem Rücken (ſiehe Fig. 156, S. 339) und die Doppelaxt mit gleich langen Armen und entweder gleichſinnig oder in verſchiedener Richtung (parallel zum Schaft und ſenkrecht auf die Richtung desſelben) geſtellten Schneiden. Zu beiden Formen gehört ſchon eine viel höhere Entwickelung der Gußtechnik und des Formſinnes, als ſie die kupfernen Flachbeile verrathen, und wir würden uns ſehr wundern, aber vor der Macht der Thatſachen beugen, wenn ein ſolches in der Mitte geſtieltes Hammer- oder Doppelbeil aus Kupfer in einem ſteinzeitlichen Pfahlbau der Schweiz oder Oeſterreichs gefunden worden wäre. Das iſt aber nicht der Fall, und wenn auch einzelne Exemplare dieſer Typen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

klinge über das Stielloch charakteriſirt iſt, kehrt aus Eiſen in der Völkerwanderungszeit wieder. Es wäre ganz wohl möglich, daß dieſe geſammte Gruppe von Kupferäxten aus dem Beginne des Mittelalters ſtammte und von einer Gegend, wo man reichlich Kupfer gewann, ihren Ausgang genommen hätte. In einer ſolchen Gegend konnte man während einer drangvollen Periode leicht gezwungen ſein, dem Bedürfniß durch die Herſtellung von Streitäxten aus reinem Kupfer zu genügen. Von den Völkern Hochaſiens iſt es ebenſogut wie von den alten Vindeliciern bezeugt, daß ſie im Kriege wie im Frieden ſtets ihr Streitbeil zu tragen pflegten. Sofern das Sitte war, mochte es die Träger wenig ſtören, wenn das Attribut ihrer ſtreitbaren Männlichkeit ausnahmsweiſe aus Kupfer ſtatt aus Eiſen war. Mit dieſer Erklärung würde auch die Verbreitung der ſenkrecht geſtielten Kupferäxte, ihr zahlreiches Vorkommen in Oſteuropa und ihr vereinzeltes Erſcheinen gegen Weſten hin gut harmoniren.

Durch die Funde von Gußlöffeln und Schmelztiegeln iſt die locale Verarbeitung des Kupfers in den Pfahlbauten der jüngeren neolithiſchen Periode bis zur Evidenz erwieſen. Man war oder blieb aber in den Alpenländern nicht auf die ausländiſchen Bezugsquellen des Metalles angewieſen, ſondern durchforſchte ſelbſt die Gebirge, um Kupfererze aufzuſuchen und auszuſchmelzen. Auf dem Mitterberge bei Biſchofshofen in Salzburg wurde in circa 1500 Meter Meereshöhe ein 1500 Meter langer Zug verfallener und verſchollener Kupfererzgruben aufgefunden. Die alten Gruben ſtanden ganz unter Waſſer und hatten alle zurückgebliebenen Objecte (ſelbſt das Holz) ſo treu bewahrt, wie die Tiefen der Seen die Pfahlbaufunde. Es ergab ſich, daß die ganze Grubenarbeit, ſowie die Vorbereitung der Erze zur Verhüttung, mit ſteinernen und hölzernen Geräthen, neben welchen nur ein Paar kupferne und ein Bronzepickel zur Verwendung kamen, ausgeführt worden war. Ueberdies hatte man ſich, wie in den Feuerſteinſchächten Frankreichs und Belgiens, des Feuers zum Anbrechen der Erzgänge bedient. Von der ferneren Einrichtung des Bergwerkes zeugen Waſſerrinnen, Blockleitern, Bruchſtücke von Gerüſten, Trögen, Haſpeln, Fackeln u. ſ. w., von der Pocharbeit Steinſchlegel, Unterlagsplatten und Pochſteine. Das übliche Schmelzverfahren kennzeichnen die Reſte von Schmelzöfen und zahlreiche Schlackenmaſſen. Das Metall wurde in großer Reinheit producirt. Von Eiſen hat ſich in dieſem uralten Bergwerk keine Spur gefunden.

Ein ähnlicher Fundort, bei dem nur der Nachweis der Schmelzſtätten fehlt, iſt die Kelchalpe nächſt Kitzbüchel in Tirol. Sowohl hier wie auf dem Mitterberge iſt die Gleichzeitigkeit des Kupferbergbaues mit der Pfahlbaucultur in den nahegelegenen Alpenſeen auch durch die Knochen der von den Bergknappen verzehrten Hausthiere, ſowie durch die Formen und Verzierungen der von ihnen verwendeten Thongefäße erwieſen. Es iſt jedenfalls bemerkenswerth, daß die Pfahlbaubewohner Oberöſterreichs, wie die Gußſchalen und Gußſchlacken beweiſen, das Kupfer in ihren Seedörfern bearbeiteten, während ſich anſehnlichere Werkſtättenreſte von Steinmanufactur nicht gefunden haben. Es ſcheint vielmehr, daß ſie ihre Steinwerkzeuge aus Fabricationsplätzen bezogen haben, welche, wie der Götſchenberg (in der Nähe des Mitterberges), in der Region des Urgebirges lagen, wo auch die Kupfererze vorkommen. Den Leuten, welche im Salzachthale nach geeigneten Geſteinsarten zur Anfertigung geſchliffener Beile umherſpürten, konnte auch das Auftreten der Kupfererze nicht lange verborgen bleiben.

In vielen Fundſtätten, welche uns das vorige Capitel als neolithiſche kennen gelehrt hat, voran in den Pfahlbauten der Oſtſchweiz und Oeſterreichs, dann in zahlreichen Landanſiedelungsſchichten und Gräbern Mitteleuropas findet ſich aber auch

Bronze in ebenſo einfachen Formen und in noch geringerer Zahl als das Kupfer. Wer den Begriff einer metalliſchen Culturperiode recht erfaßt hat, wird erkennen, daß uns dieſe ſpärlichen Proben noch weniger als die Kupferfunde berechtigen, von dem Anbruch eines neuen Zeitalters zu reden. Nein, dieſe Funde beweiſen nur — was eines Beweiſes übrigens kaum bedarf —, daß die jüngere Steinzeit Mitteleuropas wenigſtens zum Theil in eine Periode fällt, die anderwärts bereits durch die Kenntniß und den ausgedehnten Beſitz der Bronze charakteriſirt iſt. Das muß ſo ſein, denn ſonſt hätte die Bronze, deren Miſchung und Verarbeitung nicht etwa in Mitteleuropa erfunden ſein kann, in der folgenden Periode nicht mit ſiegender Gewalt neben dem geglätteten Stein auftreten und denſelben völlig zurückdrängen können.

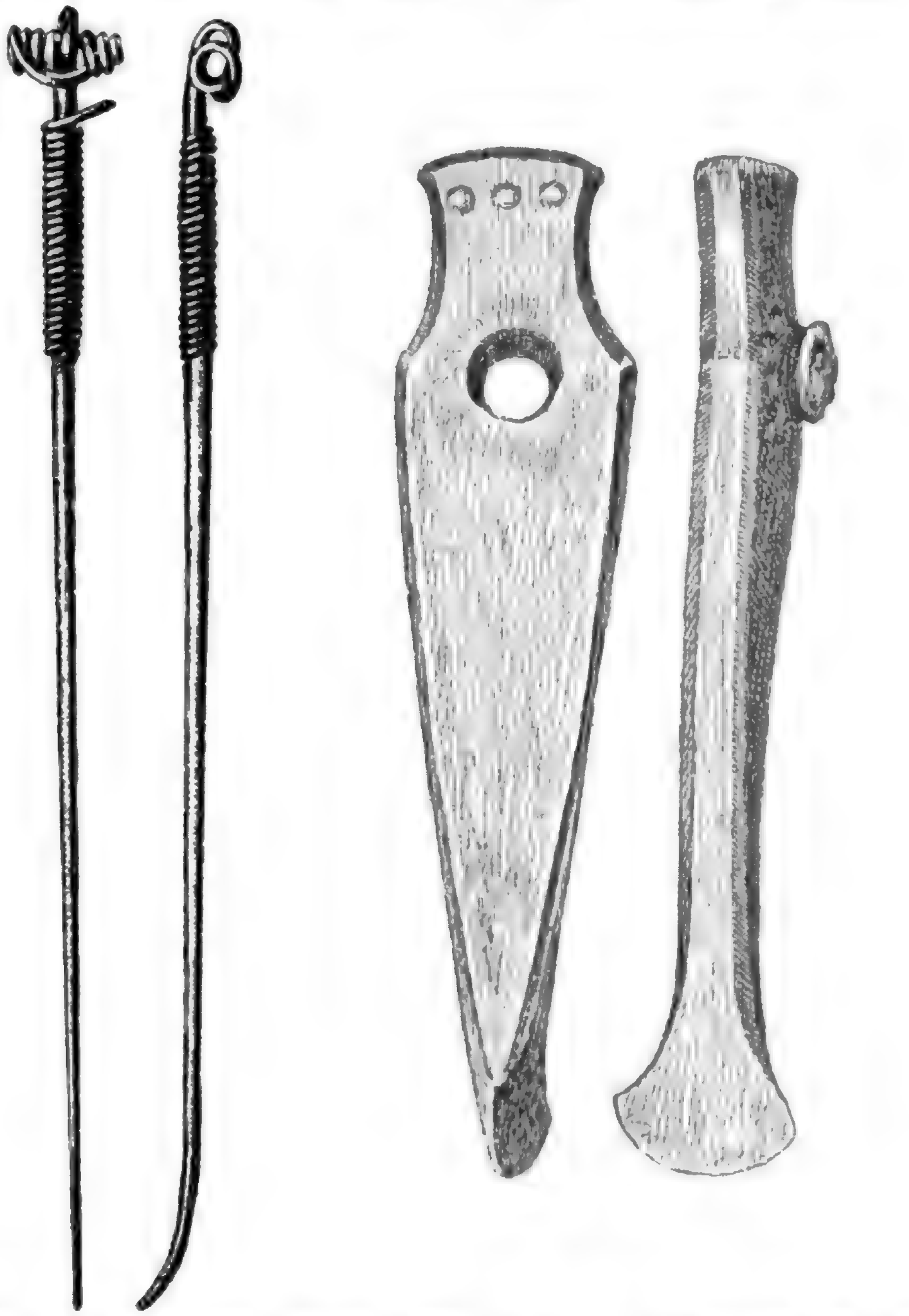


Fig. 155 und 156. Bronzenadel cypriſcher Form ($^3/_4$ n. Gr.) aus Böhmen und Kupferaxt unbeſtimmten Alters ($^3/_{10}$ n. Gr.) aus Ungarn. Jedes Stück in zwei Anſichten.

(Text ſiehe S. 336.)

Aus dem Erſcheinen einzelner Bronzeſachen in der jüngeren Steinzeit, alſo in der früheren Hälfte des zweiten Jahrtauſends vor Chriſti, erkennen wir nur, daß es ſich bei dem culturgeſchichtlichen Proceß, den wir zu ſchildern haben, nicht, wie bei der Entdeckung Amerikas, um getrennte, von der Natur ſtreng auseinander gehaltene, ſondern um verbundene Länderräume handelt. Das Kupfer kam und verzog ſich wie ein flüchtiger Regenſchauer, der die dürſtende Erde kaum zu näſſen vermag. Die Bronze erſchien anfangs als ein ſpärlich tröpfelnder Segen, der aber allmählich anſchwillt und ſich zu einer wahren Gewitterfluth erhebt.

Die älteſten Bronzefunde, Dolche, Beile, zeigen einfache urſprüngliche, aber den wirklich alten Kupferſachen gegenüber doch ſchon vorgeſchrittene Formen. Sie kamen einzeln, Stück für Stück, ohne gewaltſame Erſchütterung der beſtehenden Culturzuſtände, zu den Pfahlbauern und Landhüttenbewohnern der Mittelzone unſeres Welttheiles. Ihren Weg verrathen ähnliche Arbeiten in Bronze, welche die zweite und dritte Stadt von Hiſſarlik, dann namentlich die Gräber von Cypern (auch Mykenä) geliefert haben.

Much vertritt die Anſicht, daß die im Beſitze der europäiſchen Bevölkerung befindlichen Kupfergeräthe kein Gegenſtand des Waarenaustauſches mit fremden Völkern geweſen ſeien. Er erblickt in ihnen durchaus eigenes Erzeugniß jener Bewohner, wozu das Material aus ſelbſt betriebenen Kupfergruben und Erzſchmelzen gewonnen worden ſei. Er findet fernerhin die Möglichkeit gegeben, daß die Bevölkerung jener Zeit, welche der ariſchen Raſſe zuzuweiſen ſei, das Kupfer unabhängig von anderen Völkern entdeckt habe. Einiges Maß von Wahrſcheinlichkeit ſei dieſer Idee durch linguiſtiſche Ergebniſſe geſichert.

Dieſer Folgerung gegenüber müſſen wir auf das Erſcheinen ſpecifiſch cypriſcher Dolchformen in Ungarn, Albanien, Unter-Italien und der Schweiz hinweiſen. Noch merkwürdiger iſt die Uebereinſtimmung einer ſcharf charakteriſirten Nadelform mit kunſtvoll aus Draht gewundenem Kopfe (ſiehe Fig. 155, S. 339) in Deutſchland, Niederöſterreich, Böhmen und auf Cypern, woraus doch nur der Einfluß einer frühen oſtmittelländiſchen Metallcultur auf Centraleuropa gefolgert werden kann. Das ſind entſchieden „ſecundäre Formen“ im Sinne der gleich näher auszuführenden Unterſcheidung, während andere, immerhin entwickelte metalltechniſche Formen, wie die Schmuckſachen (Nadelköpfe, Armringe u. dgl.) aus Spiralſcheiben und Spiralcylindern gleichwohl unter demſelben Geſichtspunkte wie die kupfernen Nachahmungen ſteinerner Flachbeile als „primäre Formen“, d. h. als rein autochthone, von äußeren Einflüſſen unberührt gebliebene Entwickelungsergebniſſe angeſehen werden dürfen. Ich glaube, man muß unter den wirklich älteſten europäiſchen Kupferſachen zwei Gruppen unterſcheiden: ſolche, die ohne äußeren Einfluß am Ort ihrer Benutzung entſtanden ſein können, wie die Flachbeile und die eben erwähnten Schmuckformen, und ſolche, die auf einer im Süden, ſpecieller im öſtlichen Küſtengebiet des Mittelmeeres, vor ſich gegangenen Entwickelung, an welcher jedenfalls auch die Bronze ſchon ausgiebig betheiligt war, beruhen. Dahin gehören die cypriſchen Kupferdolche Mitteleuropas, ein ſcharf charakteriſirter Typus, der in ſeinem Urſprungsgebiete in Bronze ausgeprägt iſt und uns die Vermuthung nahelegt, daß wir in Mitteleuropa während der letzten Phaſe der jüngeren Steinzeit neben einheimiſchen Typen, *Formen einer ſüdlichen Bronzezeit in Kupfer ausgeprägt* vor uns haben.

Uebrigens dürfte ſich bei chemiſcher Analyſe typiſcher alter Kupferſachen vielfach herausſtellen, daß wir es dabei gar nicht mit reinem Kupfer, ſondern nur mit *zinnarmer Bronze*, einer Legirung, welche ſtatt 10 Procent Zinn nur 2 bis 5 Procent des letzteren Metalles enthält, zu thun haben. Sowie aber nur das geringſte Procenttheilchen Zinn in der Subſtanz eines Kupferartefactes nachgewieſen iſt, ſo liegt bereits eine künſtliche Legirung vor, da Kupfer das Zinn als natürlichen Zuſatz niemals enthält. Solche zinnarme Bronze kann aus der Zeit vor der Erfindung oder Ausbreitung des richtigen claſſiſchen Bronzereceptes ſtammen, ſie kann aber auch das Ergebniß eines wiederholten Umgußverfahrens ſein, bei welchem immer einige Procente Zinn verloren gehen.

Die Entſcheidung über das Alter und die Herkunft urzeitlicher Metallgeräthe fällt übrigens nicht ſo ſehr der chemiſchen Analyſe, als der typologiſchen Unterſuchung zu. Die *Formengeſchichte* der älteſten europäiſchen Metallfunde bildet heute ein eifrig gepflegtes Gebiet der Prähiſtorie. Hier müſſen wir mit Graf G. Wurmbrand zunächſt die wichtige Unterſcheidung zwiſchen *primären und ſecundären Formen* treffen. Primäre Formen ſind jene unmittelbar zweckmäßigen Typen, welche ſich durch den Gebrauch oder die Art der Verfertigung von ſelbſt ergeben. Secundäre ſind dagegen jene, die entweder von fremden Völkern entlehnt oder durch ſie beeinflußt wurden oder ſich endlich aus der primären Form ſtiliſtiſch ſelbſt entwickelt haben.

Die Aehnlichkeit der primären Waffen-, Geräth-, Schmuck- und Werkzeugformen bei vielen Völkern der Erde entſpringt aus der gleichen Arbeitsweiſe und den ähnlichen Lebensbedingungen dieſer Völker. Die Ueberreſte der altamerikaniſchen Culturen und der Hausrath afrikaniſcher Naturvölker ergänzen das Bild der urzeitlichen Gräberfunde und Pfahlbauten und zeigen, wie auch die ſcheinbar zufällige Einzelheit, die Decoration der Thongefäße, die Gewandſtickerei und die Waffenform allgemeinen Geſetzen unterworfen iſt, wofern nur im großen Ganzen dieſelben Bedingungen der Anfertigung und des Gebrauches gegeben ſind.

Eine Anzahl einfachſter Waffen- und Schmuckformen, deren Verwandtſchaft keine ſtiliſtiſche iſt, ſondern unmittelbar aus dem Bedürfniß oder der Technik der Verfertigung hervorgeht, betrachtet Graf Wurmbrand als *Gemeingut aller metallkundigen Völker*. Hierher rechnet er die Lanze, die Pfeilſpitze, das in den Schaft eingelaſſene Beil und die Axt mit Stielloch; ferner den Dolch, der ſich ſpäter zum Schwert verlängert. Dieſe Typen ſind bei allen Völkern der Erde ähnlich, weil ſie ſchon in den Steinwaffen vorgebildet waren. Von Schmuckſachen ſind namentlich die cylindriſchen Spiralringe hierher zu zählen, welche als Arm- und Beinſchienen dem unmittelbaren Bedürfniß des Körperſchutzes entſprechen und ſo zuerſt von dem Krieger getragen werden, worauf ſie als bloßer Schmuck auch den Frauen zukommen. Dieſe Armſpangen werden daher von kriegeriſchen Negerſtämmen nicht anders gefertigt und getragen, als wir ſie aus der europäiſchen Bronzezeit kennen. Ihr Vorbild können, wenn ich nicht irre, ſchmale lange Lederriemen geweſen ſein, mit welchen man die Unterarme und Unterſchenkel behufs beſſeren Schutzes umſchnürte.. Dieſe Lederriemen wurden dann in Bronze kunſtvoll nachgebildet, ſo wie man durch Guß das Metallbeil nach dem Muſter des Steinbeiles fertigte.

Wir glauben geſehen zu haben, daß die neolithiſche Bevölkerung Europas ſelbſtſtändig auf die Gewinnung des Kupfers verfallen ſei. In dieſem Metalle finden wir denn vor Allem eine Reihe primärer Formen ausgebildet: Flachbeile, Dolchklingen, Spiralcylinder. Andere Typen dieſer ſpätneolithiſchen Periode ſind vielleicht ſecundären Urſprungs; jedenfalls ſollte man genau zuſehen, was davon auf ein anderes Gebiet als Ausgangspunkt hindeutet.

3. Die Herkunft der alteuropäiſchen Bronzecultur.

Bevor wir in die Betrachtung der alteuropäiſchen Bronzezeit eingehen, drängt ſich eine Fülle von Lehrmeinungen an uns heran, welche ſich anheiſchig machen, das ausgedehnte und dunkle Fundmaterial zu unſerer vollen Befriedigung zu beleuchten. Zunächſt haben wir eine Reihe von Behauptungen abzuwehren, welche, aus dem Kampfe gegen das Dreiperiodenſyſtem hervorgegangen, in der Ableugnung einer reinen Bronzezeit überhaupt gipfeln.

Dieſe Behauptungen haben ſich eine Zeitlang großen Beifalles erfreut und ſind in dicken Büchern über die Urgeſchichte des Menſchen, welche wir leider nicht ungeſchrieben machen können, beſonders am Anfange des eben abgelaufenen Jahrzehnts, populariſirt worden. In wiſſenſchaftlicher Form finden ſie ſich dargeſtellt in einem kürzlich erſchienenen Buch, das ſich betitelt: Studien zur vorgeſchichtlichen Archäologie, geſammelte Abhandlungen von Chriſtian Hoſtmann mit einem Vorwort von Dr. L. Lindenſchmit (Braunſchweig 1890).

Wie in jeder Betrachtungsweiſe dunkler Probleme wenigſtens ein Körnchen Wahrheit ſteckt, ſo hat auch die Hoſtmann-Lindenſchmit'ſche Theorie eine gute Seite: ſie abſtrahirt von der Völkerverwandtſchaft und den Völkerwanderungen und legt das Hauptgewicht auf den internationalen Verkehr. Während die nordiſchen Archäologen und ihre Nachfolger mit Vorliebe den einwandernden Indogermanen beſtimmte Metallnamen an die Ferſen hefteten, haben jene Männer das erſte Auftreten der Arier in Europa nicht mit demjenigen der Metalle verflochten. Während die Erſtgenannten der eigenkräftigen einheimiſchen Entwickelung einen ſehr hohen Rang einräumen, haben Hoſtmann und Lindenſchmit die Selbſtleiſtungen der mittel- und nordeuropäiſchen „Culturträger" aufs tiefſte herabgeſetzt und dem Import aus anderen, in der Civiliſation vorgeſchritteneren Ländern die höchſte Bedeutung beigemeſſen.

Der Patriotismus und die ſubjective Vorbildung ſind bei den deutſchen Urgeſchichtsforſchern in ſehr verſchiedenen Theorien zum Ausdruck gelangt. Wir haben ſchon im einleitenden Capitel erwähnt, daß das Erſcheinen des „Leitfadens zur nordiſchen Alterthumskunde" (däniſch 1836, deutſch 1837) einen Markſtein in der Geſchichte der europäiſchen Archäologie bedeutet. Im zweiten Theile dieſer Arbeit hatte Thomſen eine kurzgefaßte Ueberſicht über Denkmäler und Alterthümer aus der Vorzeit des Nordens gegeben. Der Verfaſſer ſtellte hier die Eintheilung der Urzeit in das Stein-, Bronze- und Eiſenzeitalter auf, das berühmte Dreiperiodenſyſtem. Seine Behauptungen gingen dahin, daß die Bronze vor dem Eiſen im Gebrauch geweſen ſei, und daß die im Norden gefundenen Metallgeräthe größtentheils im Lande ſelbſt angefertigt ſeien.

Nicht ganz ſo präcis hatten zu gleicher Zeit auch einige andere Forſcher dieſe Anſicht geäußert. Liſch in Schwerin und Danneil in Salzwedel ſind unabhängig von Thomſen auf dieſelbe Idee gekommen; ſie lag gleichſam in der Luft und hat auch ſofort den größten Einfluß auf den Gang der Wiſſenſchaft genommen. Namentlich in den nordiſchen Reichen und in Mecklenburg wurde ſie der Aufſtellung einheimiſcher Alterthümer in den Muſeen zu Grunde gelegt, während im übrigen Deutſchland die Forſchung nicht genügend vorgeſchritten war, um das Fundmaterial mit dem Lehrgebäude in harmoniſchen Einklang zu ſetzen.

Die ſkandinaviſchen Gelehrten fanden daher, wenn ſie deutſche Muſeen beſuchten, daß die Ordnung derſelben noch viel zu wünſchen übrig laſſe. Solche Klage erhob 1846 der Däne Worſaae, 1866 der Schwede Hans Hildebrand. Dagegen begannen ſchon 1864 unter dem Einfluß der vom deutſch-däniſchen Kriege hervorgerufenen

Erbitterung von deutſcher Seite die Angriffe auf das Dreiperiodenſyſtem. Die Fehde wurde mit der Heftigkeit eines politiſchen oder religiöſen Streites geführt. Hören wir, wie ein Deutſcher, einer der namhafteſten unter den jetzt lebenden Urgeſchichtsforſchern darüber urtheilt. „In unberechtigter nationaler Aufwallung,“ ſagt Otto Tiſchler, „wurde das Syſtem als däniſche Beeinfluſſung und Ueberhebung angegriffen, eine Auffaſſung, welcher Liſch, der ganz unabhängige Mitſchöpfer des Syſtems, energiſch entgegentrat. Von nationaler Ueberhebung iſt, wenn man die ruhig und objectiv gehaltenen Schriften Worſaae's und der anderen ſkandinaviſchen Forſcher ſtudirt, wohl keine Spur zu finden; auch iſt es ja ein großer Theil des außerhalb Skandinaviens gelegenen Norddeutſchlands, das an dieſer beſtrittenen Cultur der Bronzezeit participirt, und die Skandinavier räumen ſelbſt ein, daß ihnen dieſe Cultur von Süden her zugegangen ſei .... Die eingehenden Forſchungen, welchen ſich die Entdeckungen in Süddeutſchland, Oeſterreich, der Schweiz, Italien anſchloſſen, haben dem Dreiperiodenſyſtem zu einem von dem größten Theile der Archäologen anerkannten Siege verholfen. Ueberall in Europa und auch über die Grenzen des Erdtheiles hinaus tritt die Bronze früher als das Eiſen auf, geht aber bei Waffen und Geräthen nachher noch längere Zeit mit dem Eiſen parallel. Ebenſo hat die genaueſte Kenntniß der Bronzen aus den Mittelmeerländern gelehrt, daß der bei weitem größte Theil der nordiſchen Bronzen nicht importirt, ſondern wirklich im Lande ſelbſt angefertigt worden iſt.“

Nach dem Erſcheinen der deutſchen Ausgabe von Hans Hildebrand's Arbeit über das heidniſche Zeitalter in Schweden (1873) erhob ſich 1875 Chriſtian Hoſtmann mit ſeiner angeblich vernichtenden Kritik des nordiſchen Dreiperiodenſyſtems. Es war ein totaler Rückfall in das an alten Ueberlieferungen herumtappende hiſtoriſirende Princip, deſſen Gefahren für die Prähiſtorie wir bereits im einleitenden Capitel dieſes Buches betont haben.

Nach Hoſtmann ſind die im vorigen Capitel beſprochenen megalithiſchen Denkmäler Norddeutſchlands und Skandinaviens nicht vor dem fünften Jahrhundert vor Chriſti von germaniſchen Stämmen errichtet worden und gehören einer ausgeſprochenen Metallzeit an. Er geſteht ſelbſt, auf dem Wege einer weitläufigen kritiſchen Betrachtung nur wieder zu demſelben Reſultate gekommen zu ſein, das bereits die deutſchen Antiquare des vorigen Jahrhunderts lediglich aus unbefangener Anſchauung der örtlichen Verhältniſſe gewonnen hatten. Die norddeutſche Tiefebene mit der cimbriſchen Halbinſel, Seeland, Schonen u. ſ. w. macht ihm weit mehr den Eindruck eines noch faſt jungfräulichen als den eines ſeit unvordenklichen Zeiten beſiedelten Bodens. Die Germanen ſollen als die zuletzt nach Weſten vorgeſchobenen Glieder der großen indogermaniſchen Sprachenfamilie nicht vor dem ſechſten vorchriſtlichen Jahrhundert von Norddeutſchland und Skandinavien Beſitz ergriffen haben und die Sitte der Errichtung megalithiſcher Bauwerke ſoll bis ins fünfte oder ſechſte nachchriſtliche Jahrhundert geherrſcht haben. Die Funde einiger Eiſenſtückchen und römiſcher Münzen, die gerade in ſolchen allezeit zugänglichen Grabkammern für die Zeitbeſtimmung völlig belanglos ſind, muß als Beweis für dieſe Datirung und für die „Vernichtung“ des Begriffes einer nordiſchen Steinzeit herhalten.

Aus dem glanzvollen Beſitz des Nordens an kunſtreichen und eigenthümlichen Bronzen wird nichts weiter gefolgert, als der rege Betrieb eines Metallimports von Süd nach Nord zu einer Zeit, als hier wie dort und überall das Eiſen, deſſen Kenntniß und Bearbeitung in unvordenkliche Zeiten hinaufreicht, die materielle Baſis der Civiliſation bildete. Allerdings haben ſich im nordiſchen Boden nicht ſelten Schmelzſtätten mit zerbrochenen Bronzeſachen, mit Tiegelchen, Gußzapfen, kleinen Meißeln oder Punzen und einzelnen beſchädigten Gußformen gefunden. Dieſe Ueberreſte bezeugen es, daß Bronze im Lande ſelbſt gegoſſen wurde. Aber Hoſtmann ſieht in ihnen nur Spuren fremder Handwerker, welche ſeit römiſcher Zeit das Land zu Handelszwecken und zum Anſammeln und Einſchmelzen alter Bronzen durchkreuzten. „Nur wandernde Gießer bedienen ſich feſter Gußformen aus Metall oder Stein; die angeſeſſene Gießkunſt aber bildet ſie aus Thon oder Sand.“ Durch den Verkehr mit dieſen ausländiſchen Handwerkern ſollen hie und da einzelne einheimiſche Eiſenſchmiede mit der einfachſten Behandlung des Bronzeguſſes vertraut worden ſein. Sie hätten die ihnen überlaſſenen kleinen Gußformen aus Bronze oder Stein zum Gießen ſogenannter Kelte und Palſtäbe, Sicheln, Ringe u. ſ. w. benutzt und mit Hammer und Zange namentlich ſolche Schmuckgeräthe gebildet, deren Herſtellung keine Kenntniß des eigentlichen Formens erforderte. Dahin rechnet Hoſtmann beſonders eine ganze Claſſe von offenen Arm- und Halsringen, die aus einem Bronzeſtab zuſammengebogen und mit geradlinigen Ornamenten verziert ſeien. Alles das ſeien Sachen von ſo untergeordneter Bedeutung, wie man ſie eben nur unter dem Geſichtspunkt eines Nebenbetriebes der einheimiſchen Schmiedekunſt in Eiſen zu ſchätzen vermöge. Und dabei ſei es verblieben; denn eine wirkliche Bronzeinduſtrie habe ſich niemals bei den altgermaniſchen Völkern eingebürgert.

„Jene den Stolz des nordiſchen Bronzereiches bildenden älteren Fabrikate, von denen ſelbſt Thomſen urtheilte, die Arbeit zeige eine ſolche Geſchicklichkeit, daß man vermuthen müſſe, zur Zeit ihrer Anfertigung ſei die Schrift bereits bekannt geweſen: die mächtigen, 6 Fuß langen, gebogenen, offenbar zur Tempelmuſik benutzten Schallhörner (däniſch Lurer), die wundervollen Schwertklingen und Dolche, die großen, maſſiv oder hohl gegoſſenen Streitäxte, die Lanzenſpitzen, die ſcheibenförmigen Buckeln mit eingravirten Spiralkränzen, die kleinen Meſſer mit dem bekannten Schiffsornament, die merkwürdigen, ſo reich decorirten Hängegefäße und alles, was ſonſt noch dieſen Gegenſtänden ſich ebenbürtig in Form, Verzierung und Technik anreiht, ſowie endlich ſämmtliche getriebene und gegoſſene Goldarbeiten können, wie auch Liſch einräumte, nichts Anderes ſein als *ſüdländiſche Fabrikate*, an denen die nordiſche Culturwelt keinen weiteren Anſpruch hatte, als den eines mehr oder weniger rechtmäßigen Beſitzes. *Sie gehören nicht in den Bereich der ſogenannten prähiſtoriſchen, ſondern im wahren Sinne des Wortes in den der claſſiſchen Archäologie* und entſtammen einer Zeit, die nicht nur bereits mit der Schrift vertraut war, wie Thomſen meinte, ſondern die namentlich in der bildenden Kunſt bereits eine bedeutende Entwickelung erreicht hatte.“

In dieſen Sätzen Hoſtmann's ſteckt dieſelbe methodiſche Verkehrtheit, wie in der zeitlichen Gleichſtellung der neolithiſchen Schweizer Pfahlbauten mit der römiſchen Republik. Freilich, wenn die norddeutſche Tiefebene und ganz Skandinavien erſt um die Mitte des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends von Menſchen überhaupt betreten wurde, wenn die hunderttauſend Steinſachen und die vermeintlich gleichzeitige, jedenfalls erbärmlich tiefſtehende Eiſenſchmiedekunſt jener alten Nordmänner ihr ganzes rechtmäßiges Eigen war — zu einer Zeit, als keltiſche Häuptlinge in Süddeutſchland und Frankreich bereits eigene Münzen prägten! — dann bleibt für die zahlloſen und wunderſchönen Bronzen Nordeuropas kein anderes Fach übrig, als das für Importwaare. Dann ſind ſie hiſtoriſche Zeugniſſe, und es geht nach dem Wunſche Derjenigen, welche bei ihren Ausgrabungen nur von dem einen Gedanken beſeelt zu ſein ſcheinen: die Prähiſtorie einzugraben und die Zeitſpanne der bezeugten Anweſenheit des Menſchen in beſtimmten Länderräumen abzukürzen. Wir haben ſchon einmal bemerkt, daß dieſer Wunſch aus einem gewiſſen dumpfen Unbehagen bei der Vorſtellung größerer Zeiträume, aus der Unfähigkeit, den Blick in weitere Ferne zu richten, als eine Art natürliche Reaction hervorgeht.

Es verlohnt ſich wirklich nicht der Mühe, dieſes Herabdatiren großer prähiſtoriſcher Fundgruppen in relativ ſpäte geſchichtliche Zeiten mit ernſter Miene zu widerlegen. Jede einzelne Localforſchung, die wir unternehmen, zeigt die ganze Haltloſigkeit jenes Syſtems. Die Meinungen Lindenſchmit's, Hoſtmann's und ihrer wortreichen Anhänger quetſchen die vorgeſchichtlichen Culturperioden Europas auf einen ſo engen Zeitraum zuſammen, daß einige von ihnen ganz aus der Reihe herausſpringen und auf fremden Boden fallen, wie die nordiſche Bronzezeit, andere völlig zermalmt und unkenntlich werden, wie die La Tène-Periode. Es ficht ſie wenig an, daß die Typen der nordiſchen Bronzezeit von denjenigen Italiens grundverſchieden ſind; denn „um alles genügend zu erklären" begnügen ſie ſich anzunehmen, jene Sachen ſeien aus zwei verſchiedenen, in demſelben Emporium, in derſelben Straße, aber unter verſchiedenen Hausnummern belegenen ſüdländiſchen Fabriken hervorgegangen.

Obwohl ſie alſo faſt bis auf die Hausnummern jene Werkſtätten anzugeben wiſſen, können ſie doch nicht recht das Land bezeichnen, von woher im Süden jener Tauſchhandel ſeinen Ausgang genommen haben ſoll. Es wird nur im Allgemeinen auf das Rhonebecken mit der phokäiſchen Colonie Maſſilia und auf das nördliche Etrurien hingewieſen. Auch wird nur angedeutet, daß vielleicht ein beträchtlicher Theil jener edleren nordiſchen Bronzen, darunter die Gefäße aus Bronzeblech, die ſchönſten Schwerter und Hängegefäße, die Schallhörner und Anderes, insbeſondere auch die getriebenen goldenen Opferſchalen und Flaſchen direct aus der Beraubung eines ſüdlichen Heiligthums herſtammen. Nach Hoſtmann gewinnt dieſe abenteuerliche Annahme dadurch an Wahrſcheinlichkeit, daß ſolche Gegenſtände in der Regel unter erratiſchen Blöcken oder auf dem Grunde alter Seen gefunden werden, „als ob man ſie ſpäter gleichſam als Sühnopfer dort niedergelegt hätte".

Die Funde aus der erſten Eiſenzeit Dänemarks ſind nach Hoſtmann römiſche Beuteſtücke, welche von den germaniſchen Siegern more majorum in Seen und Mooren verſenkt worden ſeien. Wer denkt dabei nicht an die rationaliſtiſch-hiſtoriſirende Erklärung, nach welcher die Funde diluvialer Mammuthknochen von den verendeten Elephanten des Hannibalzuges herrühren ſollten?

Die Gegner des Dreiperiodenſyſtems behaupten nicht etwa nur die Priorität des Eiſens vor der Bronze in Alteuropa, ſondern geradezu eine völlige Culturloſigkeit der vorgeſchichtlichen Bevölkerung unſeres Erdtheiles. Sie ſtehen noch auf dem Standpunkte jener Zeit, in welcher man nahezu gar keine prähiſtoriſchen Funde beſaß und die wenigen, welche man kannte, nach Gutdünken deutete. Auch ihnen gilt der Spruch des Archäologen Eduard Gerhard: „Wer ein Denkmal geſehen, hat keines geſehen, und wer ihrer tauſend geſehen, hat erſt eines geſehen."

Von den Gegnern des Dreiperiodenſyſtems wird den Thatſachen auf jede Weiſe Gewalt angethan. Das homeriſche „Chalkos" (Erz) ſoll Eiſen bedeuten, nur damit dieſes Metall auch im Süden der Bronze vorangeht, wie es der ſogenannte „geſunde Menſchenverſtand" haben will. Die Verzierungen der nordiſchen Bronzen ſollen ohne Eiſen nicht ausführbar geweſen ſein, was experimentell widerlegt iſt. Das Sanskritwort ayas ſoll im vediſchen Zeitalter nicht Kupfer, ſondern Eiſen bedeuten. Wenn die Philologen und Linguiſten das mit ihren eigenen Mitteln nicht finden können, ſo ſollen ſie einen Curſus in der mechaniſchen Technologie durchmachen. Ueberhaupt wird die „Natur der Dinge" angerufen, gegen welche das Dreiperiodenſyſtem ſtreiten ſoll, als ob ſich uns ſterblichen Menſchen die Natur der Dinge auf anderem Wege enthüllen könnte, als durch das vorurtheilsfreie Studium der Thatſachen und durch die Logik, die ſie enthalten!

In neuerer Zeit hat ſich beſonders Otto Schrader der von Lindenſchmit vertretenen Auffaſſung angeſchloſſen. Den Hauptbeweis für dieſelbe erblickt er in dem „Widerſpruch, welcher zwiſchen der Annahme einer hochentwickelten Bronzecultur bei den Nordvölkern und ihren durch unzweifelhafte Zeugniſſe beglaubigten niedrigen Culturverhältniſſen beſteht“.

Aber wo ſind dieſe Zeugniſſe, wenn man die archäologiſchen verwirft und, wie man nicht anders kann, von den Schriftquellen abſieht, welche um viele Jahrhunderte jünger ſind, als die Blüthe der nordiſchen Bronzezeit? Die Sätze Lindenſchmit's, welche Schrader für maßgebend hält, ſind die folgenden:

„Die Bronzen, welche diesſeits der Alpen ſofort in vollkommener Ausbildung der Form und der Technik erſcheinen, können ihrem ganzen Charakter nach nur als Erzeugniſſe einer hochentwickelten Induſtrie und als Handelsüberlieferung aufgefaßt werden, und zwar aus dem Süden von den Küſtenländern des Mittelländiſchen Meeres, insbeſondere von Italien, von welchem aus eine viel regſamere Vermittelung der älteſten Cultur nach dem Norden nachweisbar iſt, als von Oſten her aus den Ländern am Schwarzen Meere.“ Aber die Bronzen erſcheinen diesſeits der Alpen nicht ſofort in vollkommen ausgebildeten Typen, ſondern entwickeln ſich aus den älteren Formen zu denjenigen, welche wir überall als jüngere erkennen. Auch müſſen wir es als willkürlich bezeichnen, Verhältniſſe, die für eine ſpätere Periode, in welcher Italien allerdings Metallwaaren exportirt, Geltung haben, an das Ende der Steinzeit hinaufzurücken.

Ferner: „Der Gebrauch der Bronzen ſelbſt in Verbindung mit den vereinzelten, primitiven Verſuchen von Nachahmung derſelben konnten auf die Bildungsverhältniſſe des Nordens keine irgend bemerkbare Wirkung äußern, am allerwenigſten eine ſolche, für welche die Bezeichnung Bronzecultur nur im entfernteſten gerechtfertigt wäre.“

Endlich: „Die ſogenannte Bronzeperiode erſcheint damit nur als die Zeit eines belebten Verkehrs, des Handels und der Induſtrie der Mittelmeervölker nach dem Norden. Ihre dorthin gelangten Producte zeigen ſo wenig irgend welches Merkmal eines Aufwuchſes aus der Eigenthümlichkeit kelto-germaniſcher Anlage, einer Verwandtſchaft mit früheren heimiſchen Bildungen, als eine Fortentwickelung einen Nachwuchs im ſpäteren. Sie bekunden einen ſo fremdartigen und ſo überlegenen Culturſtand, ſowohl in Bezug auf die Gebilde der vorangegangenen Steinzeit, als der folgenden Eiſenzeit, daß ſie unmöglich als Zeugniſſe einer ſelbſtſtändigen Bearbeitung der Metalle, als Nachweis einer naturgemäßen Ausgangsſtufe nationaler Bildung älteſter und ſpäteſter Zeit in irgend einer Art zu betrachten ſind.“

Wir haben dieſe Sätze citirt, weil ſie uns zeigen, wie Hiſtoriker und Linguiſten in der Urgeſchichte unberechtigterweiſe deductiv verfahren, indem ſie in der Eigenthümlichkeit der kelto-germaniſchen Raſſe das Kriterium für die Herkunft der nordiſchen Bronzen ſuchen. Sie glauben den Culturſtand der Nordvölker in einer beliebig fernen Zeit a priori zu kennen, und an dieſem Probirſtein prüfen ſie nun die Stichhaltigkeit der von Anderen auf Grund reiner Fundthatſachen geſchöpften Urtheile. Wir müſſen aber nachdrücklich hervorheben, daß dieſes nicht der Weg iſt, auf welchem die Prähiſtorie zu ihren Erkenntniſſen gelangt. Als eine dieſer Erkenntniſſe ſtellen wir jener verkehrten Methode den Satz Wurmbrand's gegenüber, „daß bei allen Völkern, welche von der Steinzeit zum Gebrauche der Metalle vorgeſchritten ſind, nicht nur ein ähnlicher Vorgang der techniſchen Entwickelung platz gegriffen hat, ſondern auch ähnliche Formen benutzt wurden, ſo daß das Vorkommen der Bronze bei unſeren Voreltern nicht nur nichts Befremdendes hat, ſondern geradezu als eine natürliche Entwickelung des kunſtgewerblichen Lebens betrachtet werden muß.“

Auf anderem Wege als Hoſtmann und Lindenſchmit hat ſchon vor nahe einem halben Jahrhundert Nilsſon das Räthſel der nordiſchen Bronzezeit zu löſen verſucht. Auch er glaubte im Mittelmeergebiet den Ausgangspunkt dieſer Cultur zu erblicken; dort ſuchte er die Fabriken der oft ſo reizend ſchönen Bronzewaare, die uns, allerdings überraſchend genug, aus den Gräbern und Mooren Nordeuropas entgegenquillt. Aber er dachte an die Phönikier und ihre in dunklen Nachrichten bezeugten Verbindungen mit den Küſten der Nord- und der Oſtſee. Dem nordiſchen Zinn nachſpürend, kamen die Phönikier nach England; das Urſprungsgebiet des Bernſteins aufſuchend, ſollen ſie an die norddeutſchen und ſkandinaviſchen Küſten gelangt ſein. Es habe ihnen nicht genügt, das Product in wiederholten Beſuchen einzuheimſen; ſie hätten ſtändige Factoreien, ja Colonien angelegt, und ſo ſei die Bronzecultur durch jene braunen Fremdlinge aus dem fernen Süden unter die blondlockigen Nordmänner verpflanzt worden. Nach Nilsſon beweiſen die kurzgriffigen Schwerter, die engen Armringe der nordiſchen Bronzezeit, daß ihre Träger von kleinerer Statur und feinerem Gliederbau waren, als die derben ſtämmigen Germanen. Die Formſchönheit, der Linienſchwung und der feine Zierath der Waffen und Geräthe, der Gefäße und Schmuckſachen weiſe deutlich nach einem hochentwickelten Culturland, wie Phönikien, das in bibliſchen und homeriſchen Textſtellen als die Heimat kunſtreicher Erzarbeit geprieſen wird.

Dieſes „Phönikien an der Oſtſee“ war nur ein Traum des trefflichen Nilsſon; außer ihm ſelbſt bekannten ſich nicht Viele (darunter namentlich Fr. de Rougemont) zu dem handelsgeſchichtlichen Roman, den er geſchrieben hatte, und Müllenhoff bewies, daß die Phönikier ihre Seefahrten nie weiter als bis an die Nordſee ausgedehnt haben. Der baltiſche Bernſtein iſt nicht auf dem Seewege durch die Phönikier, ſondern über Land durch Zwiſchenhändler an die Mittelmeerküſten gelangt. Von den hiſtoriſchen Ueberlieferungen, an welchen die bisher berührten Hypotheſen kleben, haben ſich Jene losgeſagt, welche, wie Warſaae in Dänemark und Hildebrand in Schweden, ein Volk im Beſitz der Bronze aus Aſien kommend nach Nordeuropa einwandern laſſen. In der alten indogermaniſchen Völkerheimat Aſiens habe man zuerſt das Geheimniß der Bronzemiſchung und des Bronzeguſſes gekannt. Von dort ſeien die Stämme ausgezogen, um Europa zu beſiedeln; die Einen hätten ſich auf den ſüdlichen, die Anderen auf den nördlichen Halbinſeln des Erdtheiles niedergelaſſen, ein dritter Theil habe den centralen Feſtlandtheil beſetzt. Alle zuſammen hätten ein gewiſſes Erbtheil mitgebracht, das ſich unter verſchiedenartigen Einflüſſen zu den — im Grunde ähnlichen, aber in den Einzelformen divergirenden — Culturkreiſen der ſüdlichen, der mitteleuropäiſchen und der nordiſchen Bronzezeit entwickelt habe.

Dieſe Wanderung der Bronze mit den Völkern, die von Aſien nach Europa gekommen ſind, um unſerem Erdtheil den Stempel einer höheren Civiliſation aufzuprägen, hat lange Zeit Beifall gefunden, der Gedanke hat Glück gehabt; man iſt für die ur-indogermaniſche Herkunft der Bronze eingetreten. Aber die Herkunft der Indogermanen iſt eine Frage für ſich und darf mit derjenigen der Bronze nicht verquickt werden. Vorläufig müſſen wir die Frage der Wanderungen, welche eine eminent anthropologiſche iſt, von der Unterſuchung der Wege, auf welchen Cultureinflüſſe ſtattgefunden haben, trennen. Nur ſo erhält man ſich den Blick rein und ungetrübt für die archäologiſchen Thatſachen, welchen hier das erſte Wort zukommt.

Aus dieſem Grunde verhalten wir uns auch ſkeptiſch gegen die jüngſt wieder hervorgetretene (von den nordiſchen Forſchern längſt aufgegebene) Anſchauung, nach welcher der alteuropäiſchen Bronzecultur ein ſkandinaviſcher Urſprung zuzuſchreiben ſei. Dieſe Hypotheſe macht die Frage nach der Herkunft der Bronze in anderem Sinne als jene Wanderungsdoctrinen zu einer Raſſenangelegenheit, indem ſie ſich auf die (gewiß noch nicht hinlänglich begründete) Lehre von dem ſkandinaviſchen Urſprung der europäiſchen Arier ſtützt. Die Anhänger dieſer Idee berufen ſich nicht nur auf die lange Dauer der nordiſchen Bronzezeit, ſondern auch auf die ſkandinaviſchen Kupferbergwerke, welche jedoch nachweislich erſt im Mittelalter erſchloſſen worden ſind. Das Zinn ſoll aus Britannien direct nach Skandinavien gekommen und die Bronzecultur von dort, nicht durch den Handel, ſondern durch Auswanderungen, wie die ſpätere La Tène-Cultur nach dem übrigen Europa verbreitet worden ſein. Man ſieht, wir haben es hier mit einer einfachen Application der älteren Lehre von der mit den Indogermanen aus Aſien einwandernden Bronze auf das neuerdings von einer Anzahl Gelehrter in Skandinavien geſuchte Ausgangsgebiet der europäiſchen Arier zu thun. Wir wollen aber noch eher glauben, daß die Arier von Skandinavien ausgegangen ſind, als daß ſie dort ſelbſtſtändig die Bronze erfunden und die Kenntniß derſelben auf ihren Wanderungen zu den Steinzeitvölkern des übrigen Europas gebracht hätten.*)

Es hat uns geſchienen, als ob Europa ſchon während der jüngeren Steinzeit von indogermaniſchen Völkern bewohnt geweſen ſei. Sollen wir darum die Einführung der Metalle überall auf friedlichem Wege, durch den internationalen Verkehr, ohne Sturm und Wechſel der Bevölkerungen vor ſich gehen laſſen? Auch das wäre eine voreilige Schlußfolgerung. Wir werden in der Darſtellung der europäiſchen Bronzezeit hinlänglich ſehen, daß an vielen Orten Störungen eingetreten ſind, daß gründliche Aenderungen der Sitten und Bräuche ſtattgefunden haben, ja daß ſogar die phyſiſchen Merkmale der neolithiſchen Bevölkerung an derjenigen der Bronzezeit oft nicht mehr zu finden ſind. Für manchen Punkt, der eine genauere Unterſuchung erfahren hat, ſteht es außer Zweifel, daß die neolithiſchen Bewohner verdrängt, ihre Gräber zerſtört und beraubt, ihre Siedelſtätten von einem metallkundigen Volke eingenommen worden ſind.

Darum können wir heute ebenſowenig ſagen: „Die Bronzezeit iſt auf friedlichem,“ als „ſie iſt auf gewaltſamem Wege inaugurirt worden.“ Für manche Gegend wird das Eine, für manche das Andere richtig ſein. An dem einen Orte mögen ſich die Hirten und Ackerbauer der jüngeren Steinzeit ohne heftige Erſchütterung, ohne Mord und Brand und Unterjochung, zu Beſitzern metallener Werkzeuge und Waffen emporgeſchwungen haben; an anderen bahnte ſich der Fortſchritt ſeinen Weg vielleicht über Leichen und rauchende Trümmerſtätten. Man wird deshalb richtiger von einer Culturſtrömung, als von einem großen hiſtoriſchen Ereigniß ſprechen.

---

*) Virchow hat ſich darüber auf dem Wiener Anthropologencongreſſe in folgenden Sätzen ausgeſprochen: „Noch vertheidigen zwar viele Skandinavier jene Vorſtellung (von dem autochthonen Urſprung des nordiſchen Bronzeſtils) unter Hinweis auf die hohe Entwickelung, welche die ältere Bronze im Norden zeigt; allein Keiner von ihnen wird mehr daran zweifeln, daß die Bronze ſelbſt keine nordiſche Erfindung iſt, wenn auch die Art ihrer Verarbeitung im Norden manche Beſonderheit angenommen hat. In gleicher Weiſe nehmen wir chineſiſche Muſter auf und zeichnen ſie nach, aber durch weitere Ausführung kann der Stil ſchließlich ein deutſcher oder öſterreichiſcher werden, ohne daß deshalb ſein chineſiſcher Urſprung zweifelhaft werden kann. Bei uns glaubt wohl kaum noch Jemand, daß die Skandinavier die Bronze erfunden, den Bronzeguß zuerſt hergeſtellt und die Anfänge dieſer Cultur gelegt haben. Ich denke, daß man gegenwärtig annehmen darf, daß auch unſere ſkandinaviſchen Freunde ſich überzeugt haben, daß die Bronze als ein fertiges Ding zu ihnen gelangt iſt. Das Recept war fertig, als es nach dem Norden kam, und wenn ſich dann auch beſondere Eigenthümlichkeiten herausgebildet haben, wenn ſich auch die Kunſt der Bronzefabrication im Norden vielleicht ſelbſtſtändiger entwickelte, ſo werden ſie ſich doch dem Gedanken fügen müſſen, daß ihre Vorfahren nicht die Urheber dieſes Culturzweiges geweſen ſind.“

Es gilt alſo den Urſprung und die Wege jener Culturſtrömung zu ermitteln, wobei wir die äußere Erſcheinungsform derſelben: Wanderung, Waarenaustauſch u. ſ. w., als unzugänglich beiſeite laſſen.

Unter den Gelehrten, welche die Sache ſo aufgefaßt haben, ſind aus neuerer Zeit Ernſt Chantre und Rudolf Virchow zu nennen. Es muß aber bemerkt werden, daß auch die Betrachtungsweiſe jener Männer, welche auf rein archäologiſchem Wege das Ausgangsgebiet der Bronzecultur für Europa zu ermitteln ſtrebten, ſich zuweilen von der älteren Anſchauung nicht völlig emancipirt hat. Man hat doch mit Vorliebe den Urſprung oder wenigſtens die Verbreitung der Bronze bei ſolchen Völkern geſucht, welche den Europäern ethniſch nahe ſtanden, und hat jene uralten verſchollenen Beziehungen zwiſchen Europa und Aſien nach Maßgabe der Stammesverwandtſchaft zu reconſtruiren geſucht. Einen Reſt der überwundenen Anſchauung, welche den Kaukaſus zur Wiege der europäiſchen Völker gemacht hat, erblicken wir in der Theorie Lenormant's, welche die Bronzecultur von dort ihren Ausgang nehmen läßt.

Wir ſind allerdings der Anſicht, daß die bisherigen archäologiſchen Unterſuchungen im Kaukaſus einen ſtricten Gegenbeweis gegen die Lehre Lenormant's nicht erbracht haben. Allerdings ſind im Berggebiet zwiſchen dem Pontus und dem Kaſpiſee bisher nur geringe Spuren einer reinen Bronzezeit nachgewieſen worden. Gräberfelder aus dieſer Periode hat man noch nicht entdeckt, und was Chantre in ſeinem großen Werk „Archäologiſche Unterſuchungen im Kaukaſus" für die Exiſtenz einer eiſenfreien Bronzezeit beibringen konnte, beſchränkt ſich auf einige typiſche Einzelfunde und Gußformen. Dagegen ſind Nekropolen der erſten Eiſenzeit und mehrerer ſpäterer vor- und frühgeſchichtlicher Epochen in großer Zahl, Ausdehnung und Reichhaltigkeit aufgefunden und ausgebeutet worden. Darin erblicken wir aber keinen archäologiſchen Beweis dafür, daß die Bronzecultur von hier nicht ihren Ausgang genommen haben kann; denn jene reichlichen Gräberfunde (von Koban u. ſ. w.) ſind eben viel jünger und ſagen nichts darüber aus, was ſich in früheren Jahrhunderten hier ereignet haben kann. Auch iſt der Kaukaſus ein ſo ausgedehntes Gebiet — er erſtreckt ſich wie die mitteleuropäiſche Alpenzone über mehr als 750 geographiſche Meilen — und die Erforſchung desſelben iſt noch ſo jungen Datums und ſo ſporadiſch, daß man die archäologiſche Unterſuchung hier wohl noch nicht für abgeſchloſſen anſehen darf. Aber aus geographiſchen Gründen, welche hier als aprioriſche in Betracht kommen, wird man wohl darauf verzichten müſſen, in dieſem rauhen, wildzerklüfteten, unwegſamen Alpengebiet das Mutterland des größten Fortſchrittes zu erblicken, den die Alte Welt in den prähiſtoriſchen Zeitläuften erlebt hat.

Gegen den Kaukaſus als Urſprungsgebiet der Bronze iſt denn ſowohl Virchow als Chantre aufgetreten. Der Letztere hat dagegen, nicht ohne eine abermalige Anlehnung an die Stammesverwandtſchaft europäiſcher und aſiatiſcher Völker, ſeine Blicke nach dem ſüdlichen Indien geworfen. Von da läßt er die Kenntniß der Bronze auf verſchiedenen Wegen nach dem Weſten gelangen. Zuerſt hätte eine ſüdliche Strömung die Bewohner Meſopotamiens und des Nillandes in den Beſitz dieſes Metalles gebracht. Dieſe alten Culturgebiete ſeien Mittelglieder der Verbreitung des Bronzeguſſes nach Kleinaſien, Griechenland und Italien geweſen. So entſtand aus jenem ſüdlichen Strome für uns eine mediterrane Bronzeculturgruppe. Ein nördlicher Strom ging in jüngerer Zeit um die Nordküſten des Kaſpiſees und des Pontus herum und gelangte ſo in das Donaugebiet, von wo er, der Flußrichtung folgend, Mitteleuropa erreichte. Früher, in ſeinem großen Werk über die erſte Eiſenzeit, hat Chantre theilweiſe etwas andere Richtungen des nördlichen Stromes angenommen. Es war das vor ſeinen eigenen Unterſuchungen im Kaukaſus. Damals ließ er den nördlichen Strom in Kleinaſien eine beſondere Entwickelungsſtufe durchmachen. Von dort ſeien dann drei Zweige ausgegangen: einer über den griechiſchen Archipel nach Italien, Gallien und dem nordweſtlichen Europa, die beiden anderen zunächſt vereinigt über den Kaukaſus, dann getrennt der eine nach Norden (Rußland und Sibirien), der andere nach Weſten ins Dnjepr- und Donaugebiet, ſowie in nördlicher Richtung nach Skandinavien.

So hat dieſer Gelehrte alles, was von der zeitlichen Hegemonie der Bronze im ganzen Umkreiſe der Alten Welt mit Ausſchluß Oſtaſiens bekannt war, in eine große, faſt möchten wir ſagen dichteriſche Conception eingeſponnen und mit hiſtoriſchem Leben hypothetiſch beſeelt. Aber auch die Culturträger dieſer vielverzweigten Strömung hat er ſich leibhaftig vorgeſtellt und ſieht ſie in den Zigeunern, welche einſt, wie theilweiſe noch heute, als wandernde Handwerker, namentlich als Metallarbeiter, von Oſt nach Weſt gezogen ſeien und ſo durch das tragiſche Verhängniß des unſteten Zuges, der ihnen angeboren, unendlichen Segen über die Länder der ſinkenden Sonne gebracht hätten. Dieſe Zigeunertheorie iſt nicht ganz neu, und in das Syſtem der europäiſchen Urgeſchichte wurde ſie auch von Mortillet aufgenommen, welcher die Bronzezeit geradezu Période Bohémienne nennt, ſowie er die Hallſtätter Zeit als Période Étrusque und die La Tène-Zeit als Période Galatienne bezeichnet.

Durch beſonderen Scharfſinn hat ſich in der Behandlung der Bronzeurſprungsfrage von jeher Altmeiſter Virchow ausgezeichnet. Aber auch dieſer nüchterne Denker iſt der Gefahr einer großen poetiſchen Schöpfung, welche bei der Beſchäftigung mit jenem ebenſo intereſſanten, als dunklen Problem ſo nahe liegt, nicht ganz entronnen. Zuerſt hat er anläßlich der von ihm publicirten Kobanfunde „feſtgeſtellt", daß der Kaukaſus nicht das Ausgangsgebiet der Bronzeculturſtrömung ſein könne. Wir halten die Kobanfunde in dieſer Sache nicht für beweiſend, aber aus anderen Gründen ſind wir mit ihm der Meinung, daß man den Kaukaſus allerdings aus dem Spiele laſſen muß, wenn man Europa mit Aſien, der Bronze halber, in Verbindung bringen will.

Anläßlich der Kobanfunde hat jedoch Virchow eine großartige Idee entwickelt, welche noch weit über das Gebiet hinausgreift, welches Chantre's Hypotheſen umſpannen. Er findet in einigen Ornamenten jener kaukaſiſchen Alterthümer eine Vollendung, wie ſie in den Metallerzeugniſſen der Alten Welt höchſt ungewöhnlich und ſelbſt an Thongeſchirr ſelten, dagegen in Amerika ſchon ſeit früher Zeit ganz beſonders häufig iſt. „In prächtigſter Entfaltung ſehen wir ſie an Gebäuden und Vaſen der Ruinenſtädte von Mexiko und Centralamerika. Natürlich iſt an eine nahe Verkettung ſo entfernter Culturſtätten nicht zu denken, aber die ungewöhnliche Schärfe und Genauigkeit der Zeichnung, und zwar derſelben Zeichnung, wird uns doch zwingen, das zwiſchenliegende Gebiet, alſo vor Allem Centralaſien, immer ſchärfer ins Auge zu faſſen. Mir erſcheint wenigſtens die Löſung des Problems, das uns beſchäftigt, als die wahrſcheinlichſte, daß von Centralaſien — nicht von Indien aus — nach den verſchiedenſten Richtungen Culturſtröme ausgegangen ſind, welche bald hier, bald da zur Bildung neuer Culturcentren geführt haben. Ein ſolcher Strom iſt der altaiſche oder finno-ugriſche, der ſich bis tief nach Rußland hinein erſtreckt, aber nicht einmal die ſkandinaviſchen Länder mehr erreicht hat. Auch der Kaukaſus iſt davon nicht unmittelbar berührt worden, obwohl manche unverkennbare Analogien ſich finden, ja eine nähere Verwandtſchaft gerade in Beziehung auf die höchſten Leiſtungen der Metallurgie hervortritt. Der andere Strom iſt der ſüdkaſpiſche, der einerſeits die ſemitiſchen, andererſeits die ariſchen Völker Vorderaſiens in Bewegung ſetzte und in verſchiedenen Richtungen das Mittelmeer und ſpäter Europa erreichte. Zu dem ſüdkaſpiſch-ariſchen Stromgebiet, aber zu einer ſehr früh abgezweigten Nebenſtrömung, gehören nach meiner Auffaſſung auch die kaukaſiſchen Gräberfelder.“

Heute iſt Virchow eifrig weiterforſchend in dieſer Frage theilweiſe zu anderen Ergebniſſen gelangt. Er hat ſich darüber ausführlich, wenn auch vorwiegend kritiſch, auf dem Wiener Anthropologencongreß des Jahres 1889 geäußert, und dieſe Aeußerungen ſind von ſo hohem methodiſchen Werth, daß wir denſelben in ausgedehnter Weiſe unſere Beachtung ſchenken müſſen.

In poſitiver Hinſicht ſpricht ſich Virchow dabei mit großer Vorſicht aus. Er ſagt: „So weit ich ſelbſt mich in den alten Stätten menſchlicher Cultur bewegt habe und ſo viel ich aus der neueſten Literatur erſchließen kann, ſo ſcheint es mir, daß in Aegypten und weiterhin in Babylonien zahlreiche Funde ans Licht treten, welche mehr oder weniger zur Ueberzeugung zwingen, daß die Uranfänge unſerer Cultur nur zum kleinen Theile auf unſerem Boden aus jener Nothwendigkeit des einzelnen Individuums, aus dem Bedürfniß hervorgegangen ſind, worauf man ſo viel zählt, daß im Gegentheil ein Zuſammenhang auch unſerer Prähiſtorie mit jenen alten Culturen beſtand, und daß ſie dieſen ihre Richtung verdankt.“

Virchow weiſt namentlich darauf hin, daß nur eine geringe Zahl von Menſchen als Erfinder betrachtet werden kann. „Ueberall, wo wir der Geſchichte menſchlicher Cultur im Einzelnen nachgehen können, kommen wir darauf, daß nicht die Maſſenarbeit es war, welche die großen Züge der Cultur beſtimmt hat, ſondern daß es einzelne Perſonen und daher auch einzelne Stämme geweſen ſind, an welche ſich der Fortſchritt der Cultur knüpft.“ Er weiſt dann die kaukaſiſche Urſprungshypotheſe zurück und meint: „Jedenfalls muß die Erfindung an einem anderen Platze gemacht worden ſein. Wenn wir dann die verſchiedenen Länder und Völker durchgehen, ſo gelingt es nach und nach, daß wir, von Ort zu Ort fortſchreitend, das Terrain verkleinern. Endlich müſſen wir auch den Punkt des Anfanges finden. Den Erfinder werden wir wohl nicht mehr entdecken und ihm keine Ehre für ſeine That erweiſen können, wohl aber werden wir den Gang genau verfolgen lernen, den die Kenntniß der Bronzefabrication in der Menſchheit genommen hat.“

„Es iſt bis jetzt nicht gelungen, trotz aller Mühe, in der vorausgeſetzten aſiatiſchen Heimat jene Muſter für unſere Bronzen zu finden, die man hätte erwarten dürfen. Wenn zum Beiſpiel von Indien aus die Bronze nach dem Kaukaſus gekommen wäre, ſo müßte wenigſtens einigermaßen dasjenige, was man an der Secundärſtelle findet, in guten Muſtern auch an der Centralſtelle zu finden ſein .... Ich ſelbſt habe die äußerſten Anſtrengungen gemacht, um indiſche Originalbronzen zu erlangen; mir iſt es jedoch nicht gelungen, Typen zu erhalten, welche einen ſolchen Import bezeugen könnten. Nicht einmal der Nachweis iſt geliefert, daß das claſſiſche Recept der Miſchung von Kupfer und Zinn in Indien im Gebrauch war. Ungefähr 10 Theile Zinn und 90 Theile Kupfer, das iſt das claſſiſche Recept, das dem Bronzeguß zu Grunde lag, ein Recept, welches ebenſo conſtant geblieben iſt wie die Gewichts- und Längenmaße, die, wie ich denke, einen guten Grund dafür abgeben, daß man an eine continuirliche Uebertragung zu denken hat. Die indiſchen Bronzen ſind vorzugsweiſe Zinkbronzen, alſo Miſchungen, welche bei uns erſt der römiſchen Kaiſerzeit angehören, und von welchen vor der chriſtlichen Zeitrechnung keine ſicheren Beiſpiele in Europa vorhanden ſind."

Das Grundprincip, welches Virchow als Leitfaden in dieſer ſchwierigen Unterſuchung betrachtet wiſſen will, beſteht darin, daß wir dem internationalen Verkehr ſchon für die Anfangsperiode der metalliſchen Culturſtufe eine größere culturgeſchichtliche Bedeutung beilegen müſſen, als dies bisher der Fall war. Die Forſchung iſt daher ganz unabhängig von ethniſchen Beziehungen und hat vorzugsweiſe die geographiſchen Thatſachen, natürlich immer an der Hand der archäologiſchen Funde, ins Auge zu faſſen. Die Erfahrung auf dieſem ſo ſchwierigen Gebiete lehrt uns, daß wir nichts dankbarer zu begrüßen haben, als die Herbeiſchaffung neuen Materials, das Anwachſen der Erkenntnißquellen, welche namentlich durch Ausgrabungen immer weiter und weiter erſchloſſen werden. Die höchſte Bedeutung kommt dieſen Arbeiten dann zu, wenn ſie uns die archäologiſchen Verhältniſſe gewiſſer Zwiſchenländer klar legen. Allerdings iſt der vorderaſiatiſche Orient, um den es ſich hier zunächſt handelt, der Forſchung noch ſehr wenig zugänglich. Dagegen iſt der europäiſche Orient, dank den großartigen Arbeiten Schliemann's und den Unterſuchungen, welche das Deutſche Reich in Olympia ausführen ließ, heute viel tiefer und beſſer, in die älteren Culturſchichten hinab, bekannt, als es früher der Fall war. An die epochemachenden Entdeckungen in Mykenä und Olympia hat denn ſchon eine Reihe werthvoller Studien zur älteſten Culturgeſchichte Europas angeknüpft, unter welchen wir für unſeren gegenwärtigen Zweck eine däniſche Monographie beſonders hervorheben müſſen.

Nach Nilsſon's heute längſt aufgegebener Phönikiertheorie hat ſich im Norden insbeſondere Worſaae, und auf deſſen Studien weiterbauend Sophus Müller mit der für die ſkandinaviſchen Archäologen ſo wichtigen Bronze-Urſprungsfrage beſchäftigt. In einer grundlegenden Unterſuchung hat der Letztgenannte (1882) den Urſprung und die erſte Entwickelung der europäiſchen Bronzecultur durch die älteſten Bronzefunde im ſüdöſtlichen Europa zu beleuchten geſucht. Er betrachtet zu dieſem Behufe eingehend die Mykenägruppe, die Funde von Olympia, dann diejenigen aus dem übrigen Griechenland und aus dem ſüdöſtlichen Rußland.

Hinſichtlich der mykeniſchen Alterthümer, die einer orientaliſchen, nicht einer altgriechiſchen Kunſt angehören, findet Müller, daß ihr Beſtand an Bronzewaffen ganz andere Formen zeigt, als wir aus dem übrigen Europa kennen, und daß unſere Bronzen daher nicht aus einer Gegend eingeführt ſein können, wo die mykeniſche Cultur herrſchte. Ueberhaupt iſt die Verſchiedenheit zwiſchen der Mykenägruppe und der europäiſchen Bronzecultur ſo groß, daß hier von einer Ableitung nicht die Rede ſein kann. Die mykeniſche Kunſtinduſtrie verwendet außer der Bronze Silber, Glas, Porzellan, Elfenbein, Alabaſter, Bergkryſtall und Achat; ſie gebraucht Farben und künſtliche Metallmiſchungen, ſie erzeugt gravirte Steine, Thongefäße von hochentwickelten Formen, und vor Allem hat ſie ſich zur künſtleriſchen Darſtellung von Menſchen und Thieren erhoben. Wie tief ſtehen daneben die ausſchließlich aus Bronze gefertigten Waffen und Geräthe des Nordens, ſeine einfachen, unbemalten Gefäße und die erſten unbeholfenen Verſuche zur Menſchen- und Thierdarſtellung!

Neben dieſer allgemeinen Ungleichheit findet der Forſcher aber eine Uebereinſtimmung des nordiſchen Decorationsſyſtems, namentlich der fortlaufenden Spiralwindungen und Verbindungen von Kreiſen und verſchlungenen Bändern, nicht nur mit einzelnen Decorationselementen der mykeniſchen Kunſtſtufe, ſondern mit der vorherrſchenden Ornamentik in einem ſehr weiten Länderkreiſe, in Aegypten, Phönikien, auf den griechiſchen Inſeln, wo die Phönikier Colonien hatten, und faſt an allen Punkten, die von phönikiſchem Einfluſſe berührt worden ſind (Malta, Süditalien, Sardinien), ferner im Kaukaſus, und zwar überall unter Verhältniſſen, die auf ein hohes Alter hindeuten, aber andererſeits nie zuſammen mit Dingen, welche dem eigentlichen Bronzealter zugeſprochen werden können. Schon Worſaae hat dieſe Uebereinſtimmung hervorgehoben; Montelius erkennt in ihr griechiſchen Einfluß auf den Norden. Müller nimmt an, daß dieſes gemeinſchaftliche Ornamentſyſtem durch die Phönikier verbreitet worden ſei.

Ein anderes Zeugniß jener Einwirkung der ägypto-phönikiſchen Cultur auf Mitteleuropa und von dort weiter auf den Norden ſieht Müller in einer Schwertform mit flacher Griffzunge, welche gleichartig in Aegypten, Mykenä (je ein Exemplar) und ſehr zahlreich in Mittel- und Nordeuropa auftritt. Dieſe Schwertform iſt auch darum culturgeſchichtlich von Bedeutung, weil ſie einen der Haupttypen der Hallſtattperiode bildet und der Entwickelung des vorgeſchrittenen Hallſtätter Eiſenſchwertes zu Grunde liegt. Ferner rechnet er zu jenen Zeugniſſen die blauen Glasperlen des nordiſchen Bronzealters, welche ganz gleichartig in Aegypten vorkommen, dann gewiſſe ſiebenbürgiſche Goldringe und die bemalten oder mit Spiralen geſchmückten Thongefäße einiger Fundorte im öſtlichen Mitteleuropa. „Die Sachen ſelbſt,“ meint er, „kamen wohl nur ausnahmsweiſe ſo weit hinauf; öfter hingegen die künſtleriſchen Ideen, Formen, Ornamente, und zwar auch dieſe erſt, nachdem ſie im mittleren Europa bereits manche Wandlung erfahren hatten und langſam von Volk zu Volk weiter getragen waren.“

Die älteſten Schichten Olympias zeigen wenige Berührungspunkte mit dem allgemeinen europäiſchen Bronzealter (eine Lanzenſpitze, ein Schwert, wogegen die außerhalb Griechenlands ſo überaus zahlreichen Palſtäbe und Hohlkelte in dieſem großen Funde vollſtändig fehlen). Auch zwiſchen Mykenä und Olympia herrſcht die größte Verſchiedenheit. An letzterem Orte finden wir die Anfänge der echtgriechiſchen Kunſt außerordentlich zahlreich vertreten. Die orientaliſchen Formelemente treten hier vergleichsweiſe gänzlich zurück. Auch die Spiralornamentik fehlt, und es erſcheint an ihrer Stelle ein lineares Decorationsſyſtem, das auf dem Kreis und der geraden Linie beruht. Dieſe geradlinige Ornamentik mit ihrem Hauptmotiv, dem Mäander, erfuhr von griechiſchem Boden aus keine geringere Verbreitung, als der ältere orientaliſche Stil. Sie läßt ſich über Italien durch Mitteleuropa bis nach Skandinavien verfolgen in einer Serie von Funden, die jünger ſind als die Zeit, wo die Spirale und die Bogenlinie vorherrſchten. In höchſt bemerkenswerther Weiſe folgen dieſer neuen Ornamentik von Griechenland bis nach dem Norden beſondere neue Begräbnißbräuche, nämlich Leichenverbrennung und Urnenbeiſetzung ohne die Errichtung von Tumulis, wie ſie in der Bronzezeit üblich waren.

Die Bronzen aus anderen Theilen Griechenlands, unter welchen diejenigen der kleinen Inſel Amorgos an Zahl hervorragen, zeigen theils Aehnlichkeit mit mykeniſchen Funden, theils erinnern ſie an die Formen der mittel- und nordeuropäiſchen Bronzezeit. (Den cypriſchen Formen mißt Müller keine große Bedeutung für die Unterſuchung der alten Bronzewaffen und Geräthe Griechenlands bei. Er hält ſie für Localformen, die nicht in das zweite Jahrtauſend vor Chriſto zurückreichen, womit er ihnen jedoch wahrſcheinlich Unrecht thut.) Bronzen von gewiſſen primitiven Formen, die im übrigen Europa nachweislich einer reinen Bronzecultur angehören, ſind in Griechenland relativ ſelten, und die großen Fundſerien von ausgeprägt typiſchen Gegenſtänden, die in anderen Ländern reichlich vorliegen, fehlen hier noch gänzlich.

Griechenland kann daher nicht der Ausgangspunkt des Bronzeimports nach Norden geweſen ſein. Die ſicheren griechiſchen Einfuhrſtücke in mitteleuropäiſchen

Culturſchichten gehören einer ſpäteren Zeit an. Aber auch die gemeinſame Bronzecultur der ariſchen Nordvölker war es nicht, welche in Griechenland der Steinzeit ihr Ziel ſetzte und die Kenntniß der Metalle verbreitete. Aus den Abfallshaufen und Wohnſtättenfunden von Thera und Theraſia ergiebt ſich, daß die Steinzeit dort mit derſelben ägypto-phönikiſchen Cultur in Berührung kam, von welcher die mykeniſchen Funde Zeugniß ablegen. In Mykenä, wie auf jenen Inſeln, erſchienen Steingeräthe, namentlich aus Obſidian, neben Kupferſachen und bemalten Vaſen, die dem orientaliſchen Culturkreiſe der ſüdöſtlichen Mittelmeerküſten angehören.

Mit der Entſtehung einer europäiſch-aſiatiſchen Miſchcultur in Griechenland fand aber die Verarbeitung der Bronze zu Waffen und ſchneidenden Werkzeugen noch lange nicht ihr Ende, was vielleicht darauf zurückzuführen iſt, daß auch in den alten orientaliſchen Culturgebieten das Eiſen hierzu nicht verwendet wurde. Soweit ſcheinen uns die aſſyriſchen und ägyptiſchen Bronzen doch ſchon aufzuklären. Jene Benutzung der Bronze dauerte in Griechenland ſogar länger als im übrigen Europa, wo ſie nicht ſehr weit über die reine Bronzezeit hinausreicht. Auch währte ſie bei den einzelnen Waffenformen ungleich lang, z. B. länger bei den Speerſpitzen als bei den Schwertern, und bei den Pfeilſpitzen wieder länger als bei den Lanzenſpitzen.

Nachdem Müller die Vorausſetzungen für die allgemein europäiſche Bronzecultur unter den älteſten Metallfunden Griechenlands und ſeiner Inſeln, gleichſam auf der maritimen Uebergangsſtelle zwiſchen Aſien und Europa, vergeblich geſucht hat, wendet er ſich zur Landverbindung beider Continente, zu den öſtlichen Grenzgebieten unſeres Erdtheiles und betrachtet zunächſt jenes ſchon erwähnte Koban im nördlichen Kaukaſus. Die Funde in dieſem ausgedehnten Gräberfelde verrathen theilweiſe (in den Bronzeäxten) eine Verwandtſchaft mit älteren und einfacheren aſiatiſchen Typen, theils (in den Waffenformen, der häufigen Anwendung des Spiralornamentes und der Zuſammenſetzung des ganzen Culturapparates) eine unleugbare Aehnlichkeit mit jener griechiſchen Fundgruppe, die ſich auf die ägypto-phönikiſche Cultur zurückführen läßt. „Hier ſind keine Hohl- und Schaftkelte, keine bronzenen Meißel oder Nadeln und Ringe von primitiver Form, wohl aber Perlen von Glasfluß und harten Steinen, Carneol und Achat, Menſchen- und Thierbilder, Nadeln mit thierkopfförmigem Knopfe, Fibeln, Gürtelhaken und andere kunſtvollere Formen, die in der reinen Bronzezeit in Europa unbekannt ſind .... Die kobaniſche Gruppe kann daher nur inſofern auf die Bronzezeit zurückgeführt werden, als ſie eine große Menge von Bronzewaffen enthält und unzweifelhaft auf ältere Bronzezeitformen zurückweiſt; im Uebrigen gehört ſie einer höheren Entwickelung an, welcher derſelbe Einfluß zu Grunde liegt, der der mykeniſchen Gruppe ihren Charakter verlieh. Daß wir aber innerhalb einer Cultur, die keine Bronzealtercultur mehr iſt, nicht die Vorausſetzungen für die primitive Bronzecultur in Europa ſuchen dürfen, liegt auf der Hand.“

Das Gleiche gilt von den übrigen kaukaſiſchen Begräbnißplätzen. Die Dolche und Schwerter, welche ſich auf denſelben häufig gefunden haben, zeigen eine auffallende Aehnlichkeit mit den auf aſſyriſchen Denkmälern dargeſtellten Waffen. Die Einwirkung der aſſyriſchen Cultur erſtreckte ſich bekanntlich weit über die Grenzen des Reiches von Ninive, und hat in den ſcythiſchen Gräbern der Krim zahlreiche Spuren hinterlaſſen. Aber auch hier fehlt die Uebereinſtimmung mit den Formen der europäiſchen Bronzezeit.

Dagegen findet Müller eine große Aehnlichkeit zwiſchen manchen Formen der ſibiriſchen und der ungariſchen Bronzealtergruppe. Obwohl das ungariſche Fundgebiet auf den erſten Blick durch ſchönere und höher entwickelte Typen das Auge feſſelt, giebt es doch eine Reihe von Formen, die innerhalb der beiden

Gruppen, theils in ähnlichen, theils in völlig identiſchen Exemplaren vorliegen, nämlich (außer den weniger charakteriſtiſchen Objecten, als: Speerſpitzen mit Tülle, Flachmeißel, Pfriemen) namentlich der Kelt, gewiſſe einfache und Doppeläxte mit Schaftloch, Sicheln mit langer und gekrümmter Griffzunge, ſammt einſchneidigen Meſſern mit und ohne Griffdorn. Müller findet es außer Zweifel, daß da eine Verbindung in uralter Zeit beſtanden hat. Er theilt nicht die allgemeine Anſicht, daß die ſibiriſchen Bronzen ſehr jung ſeien, ſondern hält ſich durch die Uebereinſtimmung derſelben mit den europäiſchen Formen für berechtigt, ſie in die ferne Zeit zurückreichen zu laſſen, in welcher die Kenntniß der Bronzebearbeitung ſich zuerſt bis nach Europa ausbreitete. Er legt namentlich Gewicht auf die Verbreitung des kleinen Hohlkelts, deſſen Vorkommen, in Aſien bis nach Japan, China und Java, und nach Weſten bis ans Atlantiſche Meer, von Beziehungen zwiſchen den Bronzeculturen auf dieſen weiten Ländergebieten unbeſtreitbares Zeugniß ablegen ſoll. Wenn wir dieſe Form in Südrußland wiederfinden, in den ſüdöſtlichen Mittelmeerländern dagegen vergeblich ſuchen, ſo laſſen dieſe Thatſachen nach Müller darauf ſchließen, daß die erſte Kenntniß der Bronze über Ländergebiete im Norden des Schwarzen Meeres nach Mitteleuropa gekommen ſei. Wir ſtehen hier wieder vor der principiellen Frage, ob man einen Typus, wie den Hohlkelt, als primäre metalltechniſche Form anzuſehen berechtigt iſt. Dieſe Werkzeugform findet ſich auch in Amerika, und man wird heute wohl nicht wagen, ſie etwa von Oſtaſien dahin gelangen zu laſſen. Uebrigens gehört der Hohlkelt, wie wir noch ſehen werden, unter die Formen der jüngeren Bronzezeit Europas, ſo daß wir gerade aus der Verbreitung dieſes Typus keine Folgerungen auf die erſte Verbreitung des Metalles ſelbſt ableiten möchten.

In welchem Theile Aſiens die Wiege der Bronzecultur Sibiriens und Europas zu ſuchen ſei, wagt Müller nicht zu entſcheiden. Er findet keinen Grund zu der Annahme, daß die Verbreitung derſelben nach Europa gerade von der Gegend zwiſchen der Wolga und dem Baikalſee, wo die ſibiriſchen Bronzen vorzugsweiſe gefunden werden, ausgegangen ſei. Im Gegentheile iſt er geneigt, die ſibiriſche Gruppe nur als eine Ausſtrahlung nach einer Richtung zu betrachten, wie die europäiſche eine ſolche nach anderer Richtung darſtellt, beide von einer Cultur ausgehend, die in anderen ſüdlicheren Gegenden entſtanden und ausgebildet war.

Dieſen letzteren Schlußfolgerungen müſſen wir rückhaltlos beiſtimmen; nur hinſichtlich des Weges, den die Bronzecultur von Aſien nach Europa eingeſchlagen, ſind wir etwas abweichender Meinung. Nehmen wir alles zuſammen, was wir aus den Unterſuchungen ſo vieler Forſcher als einigermaßen feſtſtehend gewinnen können, ſo ſehen wir uns durch eine Reihe von Indicien auf die älteſte Metallcultur Vorderaſiens hingewieſen. Wir ſahen ſchon im einleitenden Abſchnitt dieſes Capitels, daß die älteſten Bronzefunde dem Boden Meſopotamiens angehören. „Die Sumero-Akkadier, Aſſyrier und Cheta waren die erſten Lehrmeiſter der Bronzemiſchung. Wir kennen die ſumeriſch-babyloniſchen Ausdrücke für Kupfer, Zinn und Bronze. Das Kupfer ſcheinen dieſe Culturvölker theils aus den Gebirgen der kaukaſiſchen und kuſchitiſchen Aboriginer, theils aus Mâkan in Arabien, das Zinn jedoch aus dem Lande Midian bezogen zu haben; die Zinngruben Georgiens waren damals noch nicht eröffnet“ (W. Tomaſchek). Von dieſer uralten Heimſtätte auf dem Boden Meſopotamiens iſt die Kenntniß der Bronzemiſchung zu den roſſezüchtenden Ariern übergegangen, welche von Norden her ins iraniſche Hochland eingedrungen waren und ſich (ſeit 800 vor Chriſto) bis zur meſopotamiſchen Ebene ausgebreitet hatten. Vorher kannten dieſe Arier nur Waffen und Geräthe aus reinem Kupfer.

Von den Maſſageten, einem wahrſcheinlich iraniſchen Nomadenſtamme, der im Norden des Jaxartes ſtreifte, berichtet Herodot, daß ihm Eiſen und Silber fehle, Gold und Kupfer aber in Fülle zu Schmuck und Waffen diene. Dieſe Metalle ſtammten nach Tomaſchek offenbar aus der altaiſchen Bergregion. Im weſtlichen und nördlichen Altai liegen uralte Bergbaudenkmäler, die ſchon oben erwähnten Tſchuden(Scythen-)ſchürfe. Auch findet man in Sibirien vom Jeniſſei bis zum Tobol und ſüdwärts bis zum Tſchuï prähiſtoriſche Flachgräber und Tumuli mit Beigaben aus Kupfer, Bronze und Gold. Tomaſchek hält die Beſitzer jener Metallgruben und die Erbauer jener Gräber nicht für Finnen und Ugrier, wie man früher annahm, ſondern für iraniſche Scythen, die von Meſopotamien aus mit der Metallurgie bekannt geworden ſeien und hier zwiſchen ugriſchen und hochaſiatiſchen Stämmen Fuß gefaßt hätten. Chineſiſche Einflüſſe auf die nordiſche Metallurgie ſind für die vorchriſtliche Aera nicht nachweisbar. Auch das Zinn ſcheint man in jenem Gebiete ſelbſt gewonnen und nicht von auswärts bezogen zu haben.

Nach dem genannten Autor bildet alſo ganz Vorderaſien ſammt dem weſtlichen Sibirien eine große und uralte Bronzeprovinz. Ein zweites, ebenſo uraltes und völlig abgeſchloſſenes Bronzegebiet enthüllt ſich uns in Oſtaſien. Eine Mittelſtellung zwiſchen den beiden Gebieten nimmt Vorderindien ein, welches für den Bezug des Zinnes urſprünglich vom Abendlande abhängig war, in der nachchriſtlichen Aera aber das hinterindiſche Product und die Metallſchätze des heutigen Siam kennen lernte.

Jene Ausſtrahlung der erſten Metallcultur Vorderaſiens, welche Weſtſibirien mit der Bronze bekannt gemacht hat, kann aber nicht die Richtung bezeichnen, in welcher ſich dieſe Kenntniß nach Europa fortgepflanzt hat. Die ganze Logik der geographiſchen Thatſachen ſtreitet gegen dieſen ungeheuren Umweg. Immerhin iſt die Aehnlichkeit der weſtſibiriſchen Bronzen mit nord- und weſteuropäiſchem Erzgeräth von großer Bedeutung, weil ſie auf einen fernliegenden gemeinſamen Urſprung der älteſten Typen hinweiſt. Wie alt oder wie jung die erſtgenannten Metallarbeiten im Vergleich zu den unſerigen ſind, kommt dabei nicht in Betracht.

Europa hat die Bronze wahrſcheinlich von demſelben Ausgangspunkt, aber auf anderen Wegen erhalten. Wir ſagen „auf anderen Wegen“, weil es zum mindeſten ein doppelter Weg iſt. Wir ſchließen das aus dem Fehlen gewiſſer Typen der mittel- und nordeuropäiſchen Bronzezeit im mediterranen Culturkreiſe. Es ſcheint alſo thatſächlich eine Strömung vorzuliegen, welche unabhängig von dem ſüdlichen Inſel- und Halbinſelgebiete des öſtlichen Mittelmeerbeckens die Bronze nach Europa gebracht hat. Wir brauchen aber deshalb nicht, wie einige Forſcher gewollt haben, um das Kaſpiſche Meer, ja nicht einmal um den Pontus nördlich herumzugehen. Der natürliche nördliche Weg, welchen uns die geographiſchen, geſchichtlichen und ethnographiſchen Thatſachen nahelegen, iſt ein ganz anderer.

Oberhalb Meſopotamiens, im ſüdöſtlichen Winkel des Schwarzen Meeres, welcher genau die Mitte zwiſchen Babylon und den Donaumündungen einnimmt, lag eines der erzreichſten, erzberühmteſten Länder der Alten Welt. Dort ſaßen unter anderen die Schmiedekunſt treibenden Stämmen die Tibarener (Tubal), welche dem bibliſchen Mythus den Heros der aſiatiſchen Metalltechnik, Tubalkain, geliefert haben. Kupfer iſt dort in Menge vorhanden, und zwiſchen Armenien und dem Kaukaſus ſoll (nach übrigens nicht unbeſtrittenen Nachrichten) auch das ſeltenere der Bronzeelemente, das Zinn, zu finden ſein. Wenn nach dem bibliſchen Zeugniß die Tibarener und Moscher aus dieſer Pontusgegend nach Paläſtina Metallwaaren lieferten,*) ſo iſt es wohl erlaubt, ihre Fabrikate ebenſoweit nach Weſten als nach Süden wandern zu laſſen, und damit gelangen wir, entweder zu Land oder vermittelſt der Küſtenſchifffahrt am Südufer des Schwarzen Meeres, nach jenem Theile Europas, den wir uns als erſten Fußpunkt des älteſten Metallimports für die mittleren Länder unſeres Welttheiles denken möchten, nämlich in das untere Donaugebiet.

Wir verlegen nicht, wie Alexander Bertrand gethan hat, die Erfindung der Bronze in die Gegend zwiſchen dem Taurus und dem Kaukaſus, ſondern wir ſuchen dieſen Ausgangspunkt vielmehr in Meſopotamien. Aber das uralte Bergwerks- und Metallfabriksgebiet zwiſchen dem Euphrat-Tigrislande und der Küſte des Schwarzen Meeres erſcheint uns als die einzig mögliche Mittelſtation und als das natürliche Verbindungsglied zwiſchen dem vorderaſiatiſchen Orient und dem mittleren Europa zu einer Zeit, als Griechenland und Italien dieſe Mittlerrolle noch nicht zu ſpielen begonnen hatten, ſondern — zumal in ihren nördlichen Theilen — ſelbſt noch auf keiner höheren Culturſtufe ſtanden, als Centraleuropa.

Virchow hat in flüchtigen Umrißlinien eine lichtvolle Schilderung dieſer Gebirgslandſchaft gegeben, die wir wiederholen, weil ſie in meiſterhaften Zügen den Charakter derſelben darſtellt. Er ſagt: „Von der Südküſte des Schwarzen Meeres her, wo der Taurus mit ſeinen Ausläufern hart an das Ufer tritt, zieht ſich parallel dem Kaukaſus ein zweiter Gebirgszug mit ſtarkem nördlichen Abfall gegen das Kaſpiſche Meer hin. Jenſeits Kutais verbinden ſich beide durch einen Querrücken, das altbekannte meſchiſche Gebirge; von da aus geht auf der einen Seite der Phaſis (Lion) ins Schwarze Meer, das Thal von Kolchis bildend; auf der anderen Seite tritt aus dem ſüdlichen Gebirge die Kura hervor, welche zum Kaſpiſchen Meere geht und das Thal von Georgien durchſtrömt. An das ſüdliche Gebirge, den ſogenannten Antikaukaſus, ſchließt ſich gegen Süden an ein Hochplateau, auf welchem der Ararat aufgerichtet iſt. Da es namentlich im Centrum und gegen Weſten von armeniſchen Stämmen bewohnt wird, ſo pflegt es als armeniſche Hochebene bezeichnet zu werden. Weiter weſtlich gegen das Schwarze Meer ſitzen andere Stämme, z. B. Lazen. Wo dieſes ſüdliche Gebirge das alte Kolchis begrenzt, namentlich in der Nähe des neuen und höchſt bemerkenswerthen Badeortes Abaſtuman, ſteigt ſein Steilrand ſo hoch an, daß man von demſelben weithin die gegenüberliegende Kette des Kaukaſus, namentlich den Elbrus mit ſeinen Eismaſſen, überblickt. In ſeinem öſtlichen Abſchnitte iſt der Antikaukaſus ſo reich an Erz, daß der alte Bayern (der eigentliche Entdecker der kaukaſiſchen Prähiſtorie) ihn in ſeiner poetiſchen Weiſe das Erzgebirge nannte. Alle möglichen Erze finden ſich hier. Das wußte man ſchon in alten Zeiten, denn das Alte Teſtament verſetzt an dieſe Stelle die Erfindung des Erzes. Da ſaßen die alten Moſech oder Meſech, die nach dem Propheten Ezechiel mit Javan und Tubal Erz auf die Märkte von Tyrus brachten. Weiterhin gegen die Südküſte des Schwarzen Meeres kommen Eiſenerze in dem Gebirge vor, und da die Erzfabrikanten, die im Alterthum Chalyben genannt ſind, hier wohnten, ſo hat ſich ſeit den claſſiſchen Zeiten die Meinung erhalten, daß gerade in dieſen Gegenden die Metallurgie ihren Anfang genommen habe.“

Wir können alſo für den Urſprung der europäiſchen Bronzecultur von allen weitaus greifenden Umwegen von ganz Nordaſien und dem europäiſchen Rußland ebenſogut abſehen, wie von Indien und von China, woran man früher gedacht hat. Der natürliche Weg, welcher die mittlere Zone unſeres Erdtheiles mit dem älteſten durch Bronzekunſt berühmten Gebiete Vorderaſiens verknüpft, iſt durch die ſüdliche Küſtenlinie des Schwarzen Meeres bezeichnet. Wir haben einen beſtimmten Urſprungsort und eine beſtimmte Verbindung mit unſeren Fundorten im Auge. In der Gegend von Trapezunt iſt, wie Fallmerayer berichtet, die Kupferinduſtrie noch heute ſo im Schwunge, daß aller Hausrath an Gefäßen aus dieſem Metalle beſteht. Die ganze Ausſteuer einer Neuvermählten wird in Kupfergeräth geleiſtet, welches zahlreich, auf dem Rücken von Saumthieren verpackt, wie es ſchon in prähiſtoriſcher Zeit üblich geweſen ſein mag, der Braut in das Haus ihres Gatten folgt.

---

*) Heſekiel, XXVII, 13: „... Tubal und Meſech haben mit dir gehandelt und haben dir leibeigene Leute und Erz auf deine Märkte gebracht.“

Eine Erinnerung an die uralte Verbindung Europas mit dem öſtlichen Ende des Schwarzen Meeres ſcheint in der Jaſonſage vorzuliegen. Nach der griechiſchen Ueberlieferung fällt der Argonautenzug nach Kolchis ein Menſchenalter vor den trojaniſchen Krieg. Sicherlich wurde er ſchon vor der Entſtehung der homeriſchen Epen häufig in Liedern beſungen; denn in der Odyſſee heißt das Schiff Argo „die vielbeſungene" (πασιμέλουσα). Den Kern der Sage dürfen wir wohl darin erblicken, daß ſchon im vorletzten Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung Griechen, ſpeciell die alten Minyer, um Metallſchätze zu holen, nach dem öſtlichen aſiatiſchen Ende des Pontus ſchifften. Aus der Bronze, welcher dieſe Seefahrten urſprünglich gegolten haben mögen, mußte die Sage natürlich Gold, und zwar ein ganz beſtimmtes verhängnißvolles Gold machen, zumal ja die Pontusgegenden in ſpäterer Zeit als goldreiche Landſchaften berühmt geworden ſind.

Der Argonautenzug enthält aber vielleicht noch eine andere tief verſchleierte Andeutung. Aus dem weſtlichen, europäiſchen Ende des Pontus öffnen ſich zwei Schiffspfade, von welchen der eine, der Bosporus, zu den ſüdlichen Randgebieten, der andere, die Donau, in das Herz unſeres Erdtheiles führt. Nach der Argonautenſage verfehlten die heimkehrenden griechiſchen Abenteurer den ſüdlichen Ausweg und gelangten in die Donau, aus dieſer in die Save und ſo in die Nähe des Adriatiſchen Meeres, welches ſie dann, entweder auf einem fabelhaften Mündungsfluß der Donau oder zu Lande, ihr Schiff auf den Schultern tragend, erreichten. Aus dieſer Sage ſcheint hervorzugehen, daß den Alten eine ſchiffbare Verbindung zwiſchen der öſtlichen Pontusküſte und den Oſtalpen, beziehungsweiſe dem Hinterlande im Norden der Adria, bekannt war. Es iſt dies der von der Natur vorgezeichnete Weg, auf welchem die früheſte Kunde der Metallbereitung und Metallarbeit von einer ihrer älteſten Blütheſtätten in Aſien bis nach Mitteleuropa gelangt ſein wird. Zugleich ſahen wir, daß dieſer Weg zum Theile derſelbe geweſen ſein kann, auf welchem, von ebendaher, Griechenland ſeine älteſte Metallzufuhr erhielt.

Natürlich kann für Südeuropa, das in den alten Zeiten ſo viel günſtiger lag als das Centrum unſeres Erdtheiles, dieſer Weg nicht der einzige geweſen ſein, auf welchem ihm die Kenntniß des Metalles vermittelt wurde. Kleinaſien, Phönikien, Aegypten, welche das wirthliche Meer im Oſten und Süden von Hellas umſchlingen, ſind ebenſoviele Arme, die das vom Euphrat-Tigrisgebiet Erhaltene dem europäiſchen Continent hinüberreichen mußten. So kam Europa durch zwei Culturſtrömungen, die nach den geographiſchen Grundlagen als nothwendige, vorausbedingte angeſehen werden müſſen, in zwei verſchiedenen Gebieten und auf verſchiedene Weiſe zur erſten Kunde des Metalles.

Die Auseinanderlegung der Elemente, welche dem einen und dem anderen Culturſtrom angehörten, bildet eine der ſchwierigſten und noch am wenigſten gelöſten Aufgaben der europäiſchen Urgeſchichtsforſchung. Denn die Wellen derſelben haben ſich vermengt und Miſchculturen hervorgerufen, denen wir zum Theil gerade die reichſten Fundſtätten prähiſtoriſcher Alterthümer verdanken. Der pontiſch-danubiſche Culturſtrom hat wohl hauptſächlich die nördlichen und centralen Gebiete Europas befruchtet, aber er iſt auch nach Süden vorgedrungen, und ſeine Einflüſſe ſind in den Terramaren Oberitaliens unverkennbar wahrzunehmen. Auch der mediterrane Culturſtrom iſt nicht auf die mittelländiſchen Halbinſeln unſeres Continents beſchränkt geblieben, ſondern hat ſich mit einigen Ausläufern nach Norden Bahn gebrochen.

In Weſteuropa localiſirt man dieſes Vordringen des ſüdlichen Bronzeculturſtromes im Hinblick auf zahlreiche Gußſtättenfunde mit Vorliebe längs der Rhone und des Rheins. Für Oſteuropa müſſen wir an die Ausführungen Sophus Müller's erinnern, welcher namentlich auf einige ungariſche und ſiebenbürgiſche Funde vorgeſchrittenen Culturcharakters hinweiſt. Dieſes Vordringen konnte ſchon darum nicht ausbleiben, weil der Süden Europas, gegenüber dem centralen und nördlichen Gebiete desſelben, ſchon frühzeitig, wenn auch nicht in dem Maße, wie ſpäter, während der erſten Eiſenzeit, eine gebende Rolle geſpielt hat. Nicht nur das Metall iſt wenigſtens theilweiſe zuerſt von dort zu uns gekommen (und hätte auch ausſchließlich von dort kommen können), auch die Feldfrüchte der Pfahlbauten, wie Gerſte, Weizen, Hirſe, Flachs, Mohn, und die Unkrautpflanzen, welche neben jenen gediehen, ſtammen aus einem mediterranen, ſüdeuropäiſch-afrikaniſchen Verbreitungsgebiet und legen Zeugniß ab von der uralten Verbindung der Alpenzone mit den Küſtenſtrichen des Mittelländiſchen Meeres.

Ueberhaupt müſſen wir uns, je weiter wir in der Urgeſchichte des Menſchen nach oben, geſchichtlichen Perioden entgegen, vordringen, die fortſchreitende Differenzirung der Länder, hervorgerufen durch den wachſenden Einfluß ihrer Weltlage, ihrer Grenzen und ihrer Nachbargebiete, vor Augen halten. In der Darſtellung der jüngeren Steinzeit mochte es noch angehen, die Art der Hinterlaſſenſchaft (Anſiedelungen, Gräber u. ſ. w.) zum Hauptprincip der Eintheilung zu erheben; fortan ſteht der Ort derſelben in erſter Reihe, und die Anordnung wird nothgedrungen eine geographiſche. Schon in der neolithiſchen, ja ſelbſt bereits in der paläolithiſchen Periode unterſcheiden ſich die einzelnen Länderräume nach Maßgabe ihrer natürlichen Bedingungen als Küſten- und Binnengegenden, Höhlen- und Seengebiete, feuerſteinreiche und feuerſteinarme Bezirke und was der primitiven Eintheilungsgründe mehrere ſind. Dennoch war das Leben der Urzeit damals gleichartiger in allen Theilen Europas. Jetzt aber müſſen wir einen Grundſatz proclamiren, den ein hervorragender italieniſcher Prähiſtoriker in folgende Worte gekleidet hat: „So wie jedes Land ſeine eigene Geſchichte, ſo hat es auch ſeine eigene Vorgeſchichte; denn jene iſt nur eine nothwendige Fortſetzung der letzteren. Die Vorgeſchichte Italiens iſt nicht diejenige Frankreichs, noch irgend einer anderen Landſchaft, und kann es nicht ſein. Nur Berührungspunkte laſſen ſich nachweiſen, aber keinerlei Identität. Nur für ganz beſtimmte und begrenzte Gebiete läßt ſich eine vorgeſchichtliche Chronologie mit ihren Haupt- und Unterabtheilungen feſtſtellen, die aber auch ſtreng auf dieſen Bezirk beſchränkt bleiben muß. Erſt wenn man die vorgeſchichtlichen Perioden aller Länder unſeres Welttheiles kennt, läßt ſich aus dem Synchronismus der verſchiedenen Gruppen ein Grundriß der Vorgeſchichte Europas bleibend feſtſtellen.“

Die nähere Betrachtung der Bronzecultur im folgenden Capitel wird uns zeigen, wie dieſe Erſcheinung in den verſchiedenen Länderräumen Europas mit ſehr ungleicher Stärke hervorgetreten iſt, und wie ſich in den einzelnen Gebieten ſehr namhafte Unterſchiede entwickelt haben, ſo daß man z. B. bei der Vorſtellung der ſkandinaviſchen, der ungariſchen, der ſchweizeriſchen, der engliſch-inländiſchen Bronzezeit ſehr ausgedehnte, farbenreiche Bilder erhält, während für andere Gebiete, z. B. für das Oſtalpenland und Frankreich, die Exiſtenz einer reinen Bronzezeit überhaupt geleugnet werden konnte. Bei einigem Eingehen auf die geographiſchen Verhältniſſe Europas enthüllt ſich hier der großartige Einfluß, welcher die Stellung und Configuration unſeres Erdtheiles auf die verſchiedene Ausprägung der älteſten Metallzeit ausgeübt hat.

Jene Länder, welche eine glänzende und hochentwickelte, d. h. mit anderen Worten eine langandauernde, von fremden Einwirkungen relativ unberührte Bronzezeit aufzuweiſen haben, ſind entweder ſehr entlegene Gebiete, wie Skandinavien und die großbritanniſchen Inſeln, oder es ſind mitteleuropäiſche Länderräume, welche beſonders ſcharf gegen Süden abgeſchnitten ſind. Die letzteren, mitteleuropäiſche Seitenſtücke zu Skandinavien und England-Irland, ſind die Schweiz und Ungarn. Dieſe beiden Länder ſind ja gewiß in ihrer Bodengeſtaltung ſo ungleich wie nur möglich; ſie beſitzen aber manche Aehnlichkeit in ihrer Weltſtellung. Beide Länder haben das miteinander gemeinſam, daß ſie jenſeits hoher trennender Gebirgsketten im Rücken der beiden großen Halbinſeln liegen, welche wir im Hinblick auf ihre größte geſchichtliche Rolle gewöhnlich die „claſſiſchen" zu nennen pflegen, welche aber auch in der europäiſchen Vorgeſchichte von eminenter Bedeutung geweſen ſind. Dieſe beiden Halbinſeln erſcheinen uns in der Urzeit nicht ſo ſehr als Mittelglieder zwiſchen Orient und Occident, denn als breite Vorbauten, welche die Macht der trennenden Balkan- und Alpenkette durch vorgelagerte Landmaſſen noch verſtärken und den Zutritt fremder Culturelemente hemmen. Der Breite dieſer Landmaſſen entſpricht denn auch die Ausdehnung des Gebietes, welches in Folge dieſer geographiſchen Bildung auf einer alterthümlichen Culturſtufe zurückgehalten wurde. Die ſchweizeriſche Fundzone hochentwickelter, reiner Bronzealterthümer iſt entſprechend der geringen Breite Italiens eine relativ engbegrenzte, während das Fundgebiet ungariſcher Bronzezeitdenkmäler, der vielfach größeren Breite der Hämushalbinſel gemäß, eine viel bedeutendere Ausdehnung beſitzt.

Schon dieſe Betrachtung der Bronzebezirke Europas zeigt uns gleichſam aus der Vogelperſpective, wie die Kenntniß der Bronze zuerſt ziemlich gleichmäßig über den Erdtheil verbreitet worden iſt, und wie ſich dann durch Differenzirung in ſehr früher Zeit Sonderentwickelungen angebahnt haben. Die hervortretenden Unterſchiede beruhen auf der verſchiedenen Ausſtattung der Länder mit natürlichen Metallſchätzen und auf der Verſchiedenheit ihrer Lage.

Die Kenntniß des Eiſens und ſeiner Verarbeitung iſt jedenfalls vom Süden her über das nördliche Europa verbreitet worden. Mit dem Eiſen iſt zugleich auch ein neuer Stil eingedrungen, den man Hallſtätter Stil genannt hat, ſo wie man den Bronzezeitſtil früher etwa als einen ſkandinaviſchen bezeichnete.

Worauf beruht es nun, daß dieſer Stil der erſten Eiſenzeit gerade dort ſo früh und ſo glänzend auftritt, wo die Bronzezeit ſo geringe Spuren hinterlaſſen hat? Doch einfach nur darauf, daß die Bronzezeit hier raſcher als anderwärts abgelöſt wurde, daß ſie vor der Cultur der Hallſtattperiode zurücktreten mußte, bevor ſie ſich zu einer reicheren eigenartigen Entwickelung aufſchwingen konnte.

Die Länder, in welchen dies geſchah, ſind Südfrankreich und Südöſterreich. Dieſe Gebiete ſind ein paralleles Länderpaar, welches ſich geographiſch mit jenem anderen, von der Schweiz und Ungarn gebildeten Paare verſchränkt, aber culturgeſchichtlich ein höchſt lehrreiches Gegenſtück zu demſelben darſtellt.

Wie die lange Dauer der Bronzezeit in jenem anderen Länderpaare (Schweiz und Ungarn) durch die ähnliche Stellung im Rücken einer Halbinſel, welche den frühen Völkerverkehr anzog und das Hinterland ziemlich unbeachtet liegen ließ, gleichſam geographiſch vorherbeſtimmt iſt, ſo finden wir auch die beiden Länder, welche durch die frühe und hohe Blüthe der Hallſtattcultur ausgezeichnet ſind, hinſichtlich ihrer Lage einander ähnlich.

Dieſe beiden Gebiete, Südfrankreich und Südöſterreich, beſitzen den Vorzug, daß ſie gleichſam um den Brennpunkt eines großen Golfes herumliegen. Der „Galliſche Meerbuſen“ (Golfe du lion) und der innere Halbkreis der Adria ſind für das Hinterland höchſt bedeutſame nördliche Abſchlüſſe des Mittelmeeres. In einer Zeit, welche Seehandel trieb und das Eiſen kannte, mußten ſie eben jene Wirkung üben, die uns in den Gräberfeldern des Rhonebeckens und des Oſtalpengebietes heute noch greifbar oder durch den Spaten zugänglich vorliegt.

Das ſind die Gebiete, in welchen ſich der Culturwechſel raſcher vollzog, während ein eigenſinniger Conſervatismus, wie er den alten Helvetiern und Pannoniern wohl zugetraut werden darf, das Zwiſchenland und die den Oſtalpen benachbarte Tiefebene noch jahrhundertelang in den Banden einer allerdings entwickelungsreichen Bronzecultur zurückhielt.

Außer der größeren Zugänglichkeit jenes golfbegabten Länderpaares kommt noch ein für die alten Verkehrsverhältniſſe ſehr wichtiger Umſtand in Betracht. Jene beiden nördlichen Abſchlüſſe des Mittelmeeres beſaßen an ihrem Geſtade die Depotſtationen für die beiden wichtigſten Rimeſſen, welche Nordeuropa dem Süden zu bieten hatte. Was die Küſten der nordiſchen Meere an Begehrenswerthem lieferten, wurde hier nach einem langen Ueberlandweg auf die Schiffe ſonnengebräunter fremder Handelsleute verladen: am Nordrand der Adria der baltiſche Bernſtein, und am Golf von Marſeille das britanniſche Zinn.

Dazu kommt noch, daß es eiſenreiche Länder waren, welche durch jene uralten Handelswege aufgeweckt und mit dem Süden in Verbindung geſetzt wurden. Der prähiſtoriſche Bergbau Südöſterreichs iſt ja durch das noriſche Eiſen im Römermunde weltbekannt geworden, und auch Frankreich nimmt heute noch in der Roheiſenproduction Europas die dritte Stelle ein.

In zwei Richtungen iſt, wie auch die modernen Linguiſten annehmen, die Kenntniß des Eiſens und ſeiner Bearbeitung nach dem europäiſchen Norden vorgedrungen: einmal von Südweſt über Gallien nach Nordoſt, das anderemal von Südoſt nach Nord und Nordoſt. Den Ausgangspunkt der einen Richtung bilden die Wohnſitze der Kelten. Dieſe verſtanden ſich in geſchichtlicher Zeit ſehr gut auf den Eiſenbergbau; beſonders berichtet dies Cäſar von den Biturigern, bei welchen ſich große „ferrariae“ befanden. In dieſem Zuſammenhang findet es Schrader auch bemerkenswerth, daß die keltiſche Bezeichnung des Rohmetalles (kymriſch mwyn, iriſch méin, mianach) in die romaniſchen Sprachen (franzöſiſch mine, italieniſch mina) übergegangen iſt. Die Germanen Nordeuropas haben nach linguiſtiſchen Ergebniſſen den Namen des Eiſens von den Kelten erhalten. Noch Tacitus nennt im Oſten, an den vorderen Karpathen ein galliſches Sklavenvolk der Germanen, die Cotini, welche zu ihrer größeren Schmach nebſt anderen Knechtesarbeiten auch den Eiſenbergbau trieben.

Im Oſten Galliens blieb die Schweiz von der Hallſtattcultur nicht unberührt; aber erſt die großen Keltenwanderungen um die Mitte des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends haben hier dauernd Wandel geſchaffen. Wir beſitzen von Plinius eine intereſſante Nachricht, welche uns lehrt, daß die Helvetier kurz vor den großen Keltenzügen nach Italien und nach den Donauländern das Bedürfniß fühlten, der Eiſenſchmiedekunſt auf ihrem Boden eine Stätte zu bereiten. Es heißt, daß Helico aus Helvetien „fabrilem ob artem“ in Rom geweilt habe, und daß er, heimkehrend, jene köſtlichen Südfrüchte über die Alpen gebracht habe, welche die Gallier zum Einfall nach Italien reizten.

Wir haben geſehen, daß für die Erklärung der Einzelerſcheinungen, welche die Bronzezeit Europas darbietet, drei Umſtände in Betracht kommen: die Weltſtellung der einzelnen Gebiete, die metalliſchen Bodenſchätze derſelben und der Handelsverkehr, welcher durch dieſelben hindurch ſtattgefunden hat oder ſie unberührt ließ.

Wir werden ſonach im folgenden Capitel vor Allem entwickelungsreiche und entwickelungsarme Bronzezeitgebiete zu unterſcheiden haben. Wir werden die erſteren als geſchloſſene, die letzteren als offene Länderräume kennen lernen. Die erſteren haben ihre Bevölkerung und alſo auch ihre Cultur längere Zeit ungeſtört feſtgehalten als die letzteren, welche vielfach ſogar den Charakter von Durchzugsgebieten, wenn ſchon nicht für Völker-, ſo doch für Culturſtrömungen an ſich tragen.

Die entwickelungsreichen Bronzezeitgebiete liegen in Nord- und Mitteleuropa (Skandinavien mit einem großen Theile Norddeutſchlands gehören zu einer Gruppe mit England-Irland; die Weſtſchweiz und Ungarn bilden den mitteleuropäiſchen Gebietsantheil der langen Bronzezeit), die entwickelungsarmen Bronzezeitgebiete in Mittel- und Südeuropa. Wir finden die letzteren in Spanien, Frankreich, Südöſterreich, Italien und Griechenland. Allen dieſen Ländern gemeinſam iſt die leichtere Zugänglichkeit vom Süden, namentlich vom Meere her. Das ſind die Länder der kurzen Bronzezeitdauer, auf welche erſt vom zweitnächſten Capitel an, in der Darſtellung der erſten Eiſenzeit, das Hauptgewicht der Betrachtung fallen wird.

Sechſtes Capitel.

Die Bronzezeit.

> „Wer nicht von dreitauſend Jahren
> Sich weiß Rechenſchaft zu geben,
> Bleib im Dunkeln unerfahren,
> Mag von Tag zu Tage leben.“
>
> Goethe.

1. Charakteriſtik und Eintheilung.

Aus unſerer bisherigen Darſtellung der Urgeſchichte Europas dürfte ſich dem Leſer Folgendes mit Sicherheit ergeben haben.

Am Ende des neolithiſchen Zeitraumes, etwa um die Mitte des zweiten Jahrtauſends vor Chriſto, war die europäiſche Menſchheit mit Hilfe einer trefflichen Anlage und ſehr beſcheidener Culturmittel ſo weit vorgeſchritten, daß ſie fähig und würdig ſchien, ſich der Metalle zu einem höheren Aufſchwung ihrer Civiliſation zu bedienen. Dieſe Qualität hatte ſie auf ihrer ganzen Völkerlinie ziemlich gleichmäßig erworben; es hatte ſich das Bedürfniß nach einem ſtärkeren Motor eingeſtellt, als ihn die bisherigen Werkzeugmaterialien bieten konnten. Das beweiſt der Verſuch, den man an vielen Orten mit dem Kupfer gemacht hat. Der Verſuch ſchlug fehl. Da erſchien die Bronze, eine auswärtige Erfindung, deren ſich fremde überſeeiſche und in entlegenen Landſtrichen wohnende Völker ſchon längere Zeit bedienten. Sie erſchien an den Thoren Europas und fand dieſe Thore weit geöffnet.

Die Bronze hielt ihren Einzug in Alteuropa nicht mit Trompeten- und Paukenſchall, wie eine moderne Erfindung, die mit den Wirkungen des Dampfes oder der Elektricität arbeitet; nicht durch eine Triumphpforte kam ſie herein, ſondern nach und nach; als aber einmal ihr Vortrab eingerückt war, konnte ihren Siegeszug nichts mehr hemmen. Der Menſch iſt viel mehr, als die Anhänger der zeitlichen Priorität des Eiſens glauben, ein nachahmendes, fremde Errungenſchaften ohne kritiſche Prüfung hinnehmendes, durch Aeußerlichkeiten beſtechliches Weſen. Man brachte ihm die Bronze, deren Legirung ein Menſch oder ein Stamm im fernen Südoſten erfunden oder zur Claſſicität vervollkommnet hatte, und er nahm ſie an, weil ſie ihm gefiel, weil ſie ihm geboten wurde. So viel Nachdenken, ſo viel reifliche Ueberlegung, als heute manche ſpeculative Urgeſchichtsforſcher an die Begründung ihrer Lieblingsideen wenden, hat er ſich die Sache nicht koſten laſſen.

Keiner meiner Leſer wird ſich die Bronzezeit ſo vorſtellen, daß etwa der europäiſche Menſch, ein anderer Midas, fortan alles, was er berührt, in Bronze verwandelt, alles, was er geſchaffen, aus dieſem Metall angefertigt hätte. Eine ſolche Vorſtellung ſcheint Heſiod gehabt zu haben, als er in den „Werken und Tagen" das eherne Zeitalter ſchilderte:

> „Wieder erſchuf ein drittes Geſchlecht viellautiger Menſchen
> Zeus, der Vater, aus Erz, ungleich dem ſilbernen völlig,
> Eſchen entſproßt, ein grauſes, gewaltſames, welchem des Ares
> Jammergeſchäft oblag und Beleidigung. Nicht auch der Feldfrucht
> Aßen ſie, nein, mit der Härte des Demants übten ſie Starrſinn
> Ungeſchlacht, und große Gewalt, und unnahbare Hände
> Wuchſen daher von der Schulter bei ungeheueren Gliedern.
> Dieſen war von Erz das Gewehr, von Erz auch die Wohnung,
> Und ſie beſtellten mit Erz, und nicht war dunkeles Eiſen."

Das iſt dichteriſche Phantaſie. In Wirklichkeit waren die Männer der Bronzezeit aufgeweckte Naturmenſchen, nicht unähnlich denjenigen, welche von europäiſchen Seefahrern am Ausgange des Mittelalters und in den erſten Jahrhunderten der Neuzeit auf den Inſeln und Küſten fremder Welttheile entdeckt wurden. In jener fernen Zeit — ſagen wir annähernd um die Mitte des vorletzten Jahrtauſends vor unſerer Zeitrechnung — wurde Europa von Aſien aus für eine höhere Cultur erobert. Dreitauſend Jahre ſpäter, um in runden Ziffern zu ſprechen — um die Mitte des zweiten nachchriſtlichen Jahrtauſends — wurde von Europa aus die Neue Welt für die abendländiſche Civiliſation gewonnen. „Ex Oriente lux" (vom Aufgang ſtrahlt das Licht) kann es in beiden Fällen heißen. Aber die beiden Vorgänge mußten, nach der verſchiedenen Geſtaltung der culturgeſchichtlichen Bühnen, naturgemäß einander unähnlich ſein. Die Eroberung der Neuen Welt war mit einer epochalen Entdeckung verbunden; — die Gewinnung Alteuropas für die morgenländiſche Civiliſation geſchah ſchrittweiſe auf dem Wege einer allmählichen Ausbreitung.

Daher kann man die Exiſtenz einer reinen Bronzezeit, wenn man will, ableugnen nach der ſubtilen Concluſion jenes Sophiſten, der keinen Unterſchied zwiſchen einem behaarten und einem Kahlkopf zugeſtehen will. Denn bei welchem Härchen, das man dem Scheitel entreißt, beginnt der Kahlkopf? Das wiſſen wir allerdings nicht zu ſagen. Im Anfang muß die Bronze ſpärlich aufgetreten ſein, lange Zeit muß der Stein (und die anderen neolithiſchen Materialien) neben ihr ſeine Herrſchaft behauptet haben; gegen das Ende hin muß das Eiſen in ſteigender Verwendung ſich geltend gemacht haben. Das alles geben wir nicht nur zu; wir fordern es ſogar als eine Nothwendigkeit. Aus dem Vorkommen neolithiſcher und Eiſenſachen neben reinen Bronzezeittypen würden wir alſo keine andere Folgerung ableiten, als daß uns der natürliche Hergang der Dinge ſolche Funde bieten muß.

Wenn wir uns aber auf die Höhe der Erſcheinung begeben, wenn wir von den Grenzgebieten abſehen, ſo ſtellt ſich in zweifelloſer Klarheit die Exiſtenz einer reinen alteuropäiſchen Bronzezeit heraus, das heißt einer Epoche, vor welcher die jüngere Steinzeit in das Dämmer eines Vorſpieles zurückſinkt, und in welcher dem Eiſen keine Rolle eingeräumt war.

Dieſe „Höhe der Erſcheinung" finden wir nach und nach bei der Ausbreitung unſerer Localſtudien in einer immer größeren Zahl von Ländern vertreten. Altbekannte Culminationspunkte der reinen Bronzezeit bieten die Pfahlbauten der Weſtſchweiz, Ungarn, dann England-Irland und die ſkandinaviſchen Länder mit Einſchluß großer Gebiete Norddeutſchlands. Man hat auch die oberitaliſche Bronzezeit näher kennen und beſſer würdigen gelernt. In Böhmen, in Niederöſterreich mehren ſich faſt von Tag zu Tag die Funde, welche mit voller Entſchiedenheit ſubſtanziell und ſtiliſtiſch eine ausgedehnte Mittelſtellung zwiſchen den Typen der neolithiſchen und der erſten Eiſenzeit beanſpruchen.

Es iſt mir amtlich vergönnt und theilweiſe zur Pflicht gemacht, dieſe letzteren Funde aus erſter Hand kennen zu lernen und mich intenſiv mit denſelben zu beſchäftigen. Die Ueberzeugung, welche ſie mir einflößen, iſt mir nicht um das geiſtreichſte und gelehrteſte Buch, nicht um die blendendſten neuen Theorien feil. Der Einſicht gegenüber, wie ſie exacte Ausgrabungen gewähren, gilt kein Einwand von der Art derjenigen, welche Hoſtmann gegen die Aufſtellung der Funde in den nordiſchen Muſeen gemacht hat. Hier heißt es: ſich vor den Thatſachen beugen, ob man es gern oder ungern ſieht, daß ſie alte Lehrmeinungen theilweiſe beſtätigen.

Es fällt uns von vornherein nicht ein, zu behaupten, daß die Bronzeperioden der Pfahlbauten und Skandinaviens, diejenigen der Terramaren am Po und der ungariſchen Fundtypen gleichzeitige Culturſtufen ſind. Dennoch verſuchen wir die Geſammtheit dieſer Culturſtufen, weil ſie etwas hervorragend Charakteriſtiſches miteinander gemeinſam haben, in dieſem Capitel darzuſtellen. Unſer erſter Vorbehalt iſt aber der: die abſolute und die relative chronologiſche Stellung der Formenkreiſe, mit denen wir uns hier beſchäftigen, ſoll durch die Anordnung des Stoffes keinerlei Präjudicium erleiden. Den Synchronismus der prähiſtoriſchen Culturphaſen kennen wir noch am allerwenigſten. Einiges wird ſich darüber gelegentlich — denn eine ausführliche Darſtellung verdient unſer derzeitiges Wiſſen darüber noch nicht — beibringen laſſen; Anderes, das Meiſte, müſſen wir der Zukunft anheimſtellen.

Gegenwärtig beſchränkt ſich die prähiſtoriſche Forſchung darauf, innerhalb der einzelnen Perioden für gewiſſe Fundgebiete oder archäologiſche Provinzen zeitliche Unterabtheilungen feſtzuſtellen, die Entſtehung und das Anwachſen der neuen Formen im Rahmen begrenzter localer Gebiete genauer kennen zu lernen. Es iſt das ein natürliches Erforderniß: einen Anfang und einen Höhepunkt muß jede organiſche Entwickelung aufweiſen.

Bei dieſer Unterſuchung hat ſich ſchon jetzt die merkwürdige Thatſache herausgeſtellt, daß der Anfang oder die älteſte Periode der Bronzezeit faſt überall in Europa durch die gleichen Erſcheinungen, durch dieſelben primitiven Typen charakteriſirt iſt. Der Beginn der Metallzeit darf alſo auf den Gebieten, wo dieſe Uebereinſtimmung conſtatirt iſt, in der That für gleichzeitig gelten. Ganz anders ſteht es um den Schluß der reinen Bronzezeit. Dieſer fällt in den verſchiedenen Gebieten auf verſchiedene Zeitpunkte. Die Bronzezeit hat in den Länderräumen Europas nicht überall dieſelbe Zeitdauer gehabt. In den Fundtypen, welche in verſchiedenen Gegenden den Schluß der Bronzezeit charakteriſiren, zeigt ſich aufs deutlichſte, wie das Eiſen allmählich in ſehr langſamem Fortſchreiten aus dem Süden unſeres Continents nach den nördlichen Ländern vorgedrungen iſt. Wir werden in der folgenden, nach Fundräumen gegliederten Darſtellung ſehen, wie Montelius für Skandinavien die reine Bronzezeit in ſechs Abſchnitte zerlegen konnte, wie Otto Tiſchler für Norddeutſchland mit drei ſolchen Unterperioden ausreicht, wie Mortillet für Weſteuropa nur zwei Unterabtheilungen aufſtellt, und wie wir in den oberen Donauländern, zumal in Niederöſterreich, wo heute eine Anzahl gut ſtudirter Funde vorliegt, noch nicht dazu gelangt ſind, verſchiedene Zeiträume innerhalb des reinen Bronzealters zu erkennen.

Dieſe Forſchungen, denen ſich heute eine Anzahl der eifrigſten und ſcharfſinnigſten Gelehrten widmet, ſind noch lange nicht abgeſchloſſen; aber ſchon ihr vorläufiges Ergebniß kann nicht anders erklärt werden, als durch die verſchiedene Länge der Bronzezeit in den einzelnen Unterſuchungsgebieten. Und dieſe Verſchiedenheit kann wieder keine andere Erklärung finden als eine ſolche, die ſich aus der

Weltlage, aus der Configuration und der natürlichen Ausſtattung der einzelnen Länderräume als Bronzezeitprovinzen ergiebt.

In Mitteleuropa finden wir offene, für den Durchzug der Völker und der Handelswaaren geeignete, und geſchloſſene für das Anwachſen einer dichten Bevölkerung günſtiger gelegene Länderräume. In den erſteren wird ſich ein raſcherer Wechſel der Culturſtufen vollziehen, in den letzteren werden ſich alterthümliche Stufen länger erhalten und eine höhere Ausbildung gewinnen.

Aus dieſer Verſchiedenheit der mitteleuropäiſchen Länderräume erklären ſich auch die ungleichen Schickſale, welche die Bronzecultur hier gefunden hat. In der Schweiz und in Ungarn haben wir ein langdauerndes, glänzend entwickeltes reines Bronzealter zu betrachten, während in Mitteldeutſchland, Frankreich und Spanien dieſe Periode relativ kurz gewährt und geringere Spuren hinterlaſſen hat. In den Oſtalpen ſcheint ſie ganz zu fehlen.

Halten wir nun in einem weiteren Kreiſe Umſchau, ſo finden wir, daß das gleiche Verhältniß in ganz Europa wiederkehrt. Entlegene Gebiete, Endpunkte des Verkehres, welche aber bereits in der Steinzeit ein ausgebildetes, ruhiges und glückliches Völkerleben entfaltet haben, bringen auch die Bronzecultur, namentlich dank ihrer ungeſtörten langen Dauer, zu einer ſehr reſpectablen Entwickelung. Solche Länderräume, gleichſam peripheriſche Abbilder der Schweiz und Ungarns, ſind Großbritannien und namentlich der ſkandinaviſche Norden. Vergleichen wir damit die noch übrigen Länder Europas, ſo ſtoßen wir auf einen Gegenſatz, wie er gar nicht ſchärfer gedacht werden kann. Wir müſſen Irland-England und Schweden-Dänemark einerſeits mit Griechenland und Italien andererſeits zuſammenhalten, um recht deutlich zu erkennen, wie verſchiedene Perioden wir unter dem Geſammtbegriff der europäiſchen Bronzezeit zu vereinigen haben.

Zweifellos beſaß auch die Balkan- und die Apenninhalbinſel ihr reines Bronzealter, und wie neuere Unterſuchungen höchſt wahrſcheinlich gemacht haben, iſt auch hier, wenigſtens in den nördlichen Theilen beider Gebiete, die erſte Kenntniß der Metalle auf einen von Mitteleuropa her, vom Donau- und Alpenland, geübten Einfluß zurückzuführen. In der Darſtellung der oberitalieniſchen Terramaren werden wir davon weiter zu reden haben. Aber dieſe ſüdeuropäiſche Bronzezeit war ein kurzlebiges niederes Geſtrüpp im Vergleich zu dem mächtigen, für ein Jahrtauſend gegründeten Stamme der ſkandinaviſchen Bronzeperiode. In den Pfahldörfern der Poebene zeigt ſich das älteſte Culturſtadium, welches die Italiker auf ihrer Halbinſel durchgemacht haben. Aexte und Pfeilſpitzen aus Stein, gegoſſene, nicht geſchmiedete Bronze, Unkenntniß des Eiſens und einer Anzahl ſpäter hervortretender Typen kennzeichnen dieſe Stufe. Aber ſchon als die Italiker den Apennin überſchritten, hatte die Steinmanufactur aufgehört, die Schmiedung der Bronze wie auch des Eiſens begonnen und die Zahl der Schmuckſachen eine erhebliche Steigerung erfahren. Ein bel-âge de bronze wie die Schweizer und Skandinavier haben die Italiker nicht erlebt. Sobald ſie dann an das Geſtade des Mittelmeeres gelangt waren, eigneten ſie ſich durch den Verkehr mit den Phönikiern oder Karthagern und mit den Griechen allmählich einen höheren Culturgrad an. Der ganze Unterſchied zwiſchen Coloniſtenländern und Eingeborenengebieten, wie er heute nur mehr in fremden Welttheilen beobachtet werden kann, kommt im prähiſtoriſchen Europa während der erſten Metallzeit zur Geltung: das iſt ein Hauptpunkt, den wir bei den nachfolgenden Darſtellungen fortwährend im Auge behalten müſſen.

Wir müſſen die Bronze als einen mächtigen, ſeiner Herkunft nach orientaliſchen Herrſcher anſehen, der ſich im Fluge auf europäiſchem Boden ein ungeheures Reich eroberte. Dieſes Bronzereich war, wie auch die großen politiſchen Gebilde der Vorzeit, eminent föderaliſtiſch geartet; der Zuſammenhang war mehr oder minder loſe, die einzelnen Provinzen ſchlugen ſeparate Entwickelungen ein. Nach und nach ſind ſie dann von ihrem Herrſcher abgefallen und haben ſich einem neuen, noch mächtigeren Dynaſten, der ein anderes ſtiliſtiſches Gefolge mit ſich brachte, dem Eiſen, zugewendet. Die Erſcheinungen der Blüthe und des Zerfalles, die wir in den folgenden Abſchnitten betrachten werden, gewähren das Bild eines großen geſchichtlichen Vorganges, der uns darum nicht weniger intereſſiren darf, weil Völker- und Perſonennamen in demſelben ſo gut wie gar keine Stelle finden.

2. Die entwickelungsreichen Bronzezeitprovinzen.

a) Die Pfahlbauten der Schweiz.

Da wir mit der reinen Bronzezeit gleichſam auf einem Scheitelpunkte der Urgeſchichte angelangt ſind, von wo der Blick auf das Vergangene und auf das Kommende zwar nicht gleich lange Zeiträume, aber ungefähr eine gleiche Fülle von Erſcheinungen umfaßt, ſo mag es uns geſtattet ſein, von hier aus ein Syſtem zu überſehen, welches in ſehr weſentlichen Partien auf Pfahlbaufunde gegründet iſt. G. de Mortillet hat die geſammte Urgeſchichte unſeres Continents der ſtrengſten Schematiſirung unterworfen, und obwohl er ſeine Claſſification zunächſt vorwiegend auf weſteuropäiſche Funde ſtützt, ſo leitet ihn doch das offenbare Beſtreben, dieſelbe für einen möglichſt weiten Länderkreis geltend zu machen.

Auf dieſes Syſtem findet der Satz Anwendung, daß die Wahrheit leichter über den Irrthum ſiegt, als über die Verwirrung. Fehler kann man jener franzöſiſchen Claſſification nachweiſen; aber daß ſie zur Klärung der Thatſachen weſentlich beigetragen, wird man nicht in Abrede ſtellen. Dadurch unterſcheidet ſie ſich auf das vortheilhafteſte von dem „deutſchen Syſteme" Hoſtmann's und Lindenſchmit's, das ſo viele Confuſion in die Behandlung der europäiſchen Urgeſchichte hineingetragen hat.

Mortillet unterſcheidet Zeiten (temps), Zeitalter (âges), Perioden und Epochen. Abgeſehen von der Trennung der geologiſchen und der actuellen Zeit, gliedert ſich die Urgeſchichte nach Mortillet in vorgeſchichtliche, frühgeſchichtliche (protohiſtoriſche) und geſchichtliche Zeiten. Die erſteren reichen bis zum Abſchluß der jüngeren Steinzeit, die frühgeſchichtlichen vom Erſcheinen der Metalle bis zum Beginn der Römerherrſchaft; Römerzeit und fränkiſche (merovingiſche) Periode bilden die hiſtoriſchen Perioden der Urgeſchichte. Die prähiſtoriſchen Perioden werden in hergebrachter Weiſe nach der Behandlung der Steine benannt; vom erſten Auftreten der Metalle angefangen, erſcheinen Völkernamen. Die reine Bronzezeit heißt Période Bohémienne, die vorrömiſchen Eiſenalter erhalten den Namen der etruskiſchen und der galatiſchen Periode. Es folgen die Römer und die merovingiſchen Herrſcher.

Die Perioden zerfallen in Epochen. Diejenigen der paläolithiſchen Aera oder des Zeitalters der geſchlagenen Steinwerkzeuge (Chelléenne mit Höhlenbär und Elephus antiquus, Moustérienne mit dem Mammuth, Solutréenne mit dem Renthier und dem Mammuth, Magdalénienne mit dem Renthier und Höhlenbewohner) haben wir bereits im dritten Capitel kennen gelernt und ihre Stichhaltigkeit geprüft. Die jüngere Steinzeit oder die Periode der geglätteten Steinwerkzeuge bildet nur eine Epoche: Robenhausienne, den Zeitraum der älteſten Pfahlbauten, des größten Theiles der Dolmen und des Auerochſen. Wir haben aber geſehen, wie ſich aus der Unterſuchung der ſteinzeitlichen Schweizer Pfahlbauten, der ſkandinaviſchen Küchenabfälle und der megalithiſchen Bauwerke, ja ſelbſt aus derjenigen böhmiſcher Landanſiedelungsreſte, mehrfache Unterabtheilungen der neolithiſchen Aera gewinnen laſſen, ſo daß es auch in Frankreich, wenn man nur ausländiſchen Forſchungen das nöthige Gewicht beilegt, möglich ſein wird, mindeſtens eine ältere und eine jüngere Epoche des Zeitalters der geglätteten Steinwerkzeuge zu unterſcheiden.

Die reine Bronzezeit oder Zigeunerperiode zerlegt Mortillet in die Époque Morgienne (nach dem Pfahlbaufundort Morges im Norden des Genfer Sees) und die Époque Larnaudienne (nach dem Depotfundort Larnaud im Juradepartement). In die erſtere, alſo an den Beginn der Bronzezeit, fällt der reſtliche Theil der Dolmen (ſoweit ſie nicht neolithiſch ſind) und ein kleinerer Theil von den Ueberreſten der zweiten Pfahlbauära. Die Epoque Morgienne umfaßt dann den größeren Theil der bronzezeitlichen Seedörfer.

Vorgeſchichtliche Eiſenperioden ſind: Hallstattienne (Étrusque) = erſte Eiſenzeit oder Periode der Tumuli, und Marnienne (Galatienne, Gauloise), die dritte Pfahlbauära. In den nächſtfolgenden Capiteln dieſes Buches wird der Leſer finden, daß wir die Bezeichnung Hallſtattperiode oder erſte Eiſenzeit in Ermangelung einer beſſeren allerdings anwenden müſſen, daß wir aber keine Urſache haben, von einem etruskiſchen oder (ausſchließlichen) Tumulus-Zeitalter zu reden. Statt Marnienne hat ſich für die zweite vorgeſchichtliche Eiſenzeit der Name La Tène-Periode eingebürgert; auch ſagen wir ſtatt galatiſcher oder galliſcher lieber keltiſche Periode, und auch das nur mit Vorſicht. Das Pfahlbauvorkommen iſt für dieſe Periode, obwohl La Tène zufällig (und nicht einmal unbeſtritten) ein Pfahlbaufundort iſt, noch weniger charakteriſtiſch, als für die jüngere Steinzeit und das Ende der reinen Bronzezeit.

Nach einigen hervorragenden franzöſiſchen Fundorten theilt Mortillet endlich auch die geſchichtlichen Perioden in eine Epoque Lugdunienne (gute Römerzeit), Champdolienne (römiſche Verfallszeit) und Wabenienne (fränkiſch-burgundiſch-germaniſche — in Deutſchland ſagt man kürzer „Völkerwanderungs“-Zeit).

Kehren wir zu Mortillet's Unterperioden der reinen Bronzezeit zurück, ſo erfahren wir weiter, daß Morgienne die Epoche des Erzgießers, Larnaudienne diejenige des Erzſchmiedes iſt. In alledem ſteckt ein guter Kern Wahrheit, nur iſt es faſt erdrückt durch die Centnerlaſt des ſtarren Schemas.

Der Beginn der Bronzezeit iſt durch eine Reihe von Typen charakteriſirt, die wir im Folgenden etwas näher betrachten müſſen. Voran ſtehen die Beile. Es ſind vorwiegend flache längliche Formen mit ſchwachen Randleiſten, welche meiſt bis zur Schneide herablaufen (haches à bords droits) und dem geſpaltenen Knieſtücke des Schaftes nur eine geringe Anlehnung gewähren (ſiehe Fig. 157 bis 161, S. 369). Die Schneiden ſind meiſt ſchmal, ſeltener halbkreisförmig verbreitert, die oberen Enden zuweilen halbmondförmig geſtaltet. Mortillet glaubt, daß dieſe Klingen oft nicht geſchäftet waren, ſondern wie Meißel mittelſt Schlegeln behandelt wurden.

Aus dieſem einfachen Typus ſoll ſich das „Abſatzbeil“ (hache à talon) entwickelt haben. Dieſes iſt dadurch charakteriſirt, daß die Randleiſten nur bis zur Mitte der Beilklinge herablaufen und hier durch eine Stufe (Abſatz, talon), welche der Schaftklammer als Stützpunkt dient, miteinander verbunden ſind. An dieſen Beilen finden ſich zuerſt hin und wieder angegoſſene Oehre, die zur weiteren Befeſtigung der Klinge an das Knieholz vermittelſt einer Schnur dienten.

Ferner gehören der Époque Morgienne die Dolche mit dreieckiger Klinge an. Dieſe Klingen (ſiehe z. B. Fig. 162, S. 375) ſind am oberen Ende geradlinig

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Stelle des Kopfes, deren ſchmäleres Ende eingerollt iſt. Dieſe ſeltene Form iſt jüngſt auch wieder in einem bronzezeitlichen Skeletgrab Niederöſterreichs (im Plexenthale bei Hippersdorf) mit einer dreieckigen Dolchklinge, einem Steinbeil und anderen Bronzeſchmuckſachen zuſammen gefunden worden. Die Armringe ſind geſchloſſen oder rücken mit den Enden dicht zuſammen, während die Periode von Larnaud offene Armringe bevorzugt. Neben dieſen leitenden Formen ſind einige Seltenheiten — goldene und bronzene Halsbänder, mit Goldplättchen incruſtirte Beil- und Dolchklingen, Doppelnadeln u. dgl. — bemerkenswerth.

Die jüngere Bronzezeit Mortillet's (Larnaudienne) führt den Namen von einem Verſteckfund von Erz (cachette de fondeur), welcher über 1000 Stücke enthielt. Aus einem ſolchen Beiſammenſein in den Händen eines wandernden Erzgießers folgt aber noch nicht die gleichzeitige Herrſchaft der betreffenden Typen. Die volle Entwickelung der Bronzecultur Mitteleuropas fällt in dieſe Periode.

Auf die Beile mit parallelen Randleiſten und jene mit quergeſtellter Abſatzſtufe folgen ſolche mit Schaftlappen (Palſtäbe, haches à ailerons). Dieſe flügelartigen, nach innen gekrümmten Anſätze, welche paarweiſe auf jeder Seite der Beilklinge das geſpaltene Ende des Knieholzes umfaſſen, ſind bald breiter, bald ſchmäler und nähern ſich einander bald mehr, bald weniger. Sie ſitzen in der Regel etwas oberhalb der Mitte der Beilklinge oder ganz am oberen Ende derſelben. Dieſes letztere iſt wieder häufig halbmondförmig ausgeſchnitten. Sehr oft findet man auch Oehre an dieſen Beilen.

Eine fernere, höchſt charakteriſtiſche Erſcheinung der jüngeren Bronzezeit ſind die Hohlbeile oder Kelte (haches à douilles). Man findet ſie in Frankreich faſt immer mit den Palſtäben zuſammen, ſo daß an der Gleichzeitigkeit derſelben nicht gezweifelt werden kann. Die meiſten derſelben haben Oehre zum Anbinden an den Schaft, aber — was ſehr bezeichnend iſt — die einen an der Schmalſeite, wie die älteren Beilformen, die anderen (ſeltener) an der Breitſeite, woraus hervorgeht, daß die letzteren nicht längs-, ſondern quergeſtellt waren. Uebrigens trifft man unter den Hohlkelten trotz der einfachen Grundform eine große Mannigfaltigkeit von Typen, und auch die meiſt erhobenen Verzierungen zeigen manche Variation. Neben den Kelten erſcheinen Schmalmeißel und Hohlmeißel, Sägen, Pfriemen und Sicheln. Die letzteren ſind ſehr verbreitet und nur etwas weniger häufig als die beiden gewöhnlichen Beilformen. Nach Mortillet gehört die Sichel mit flachem Endknopf der älteren Bronzezeit an; diejenige mit Griffzunge iſt nach ihm ausſchließlich der jüngeren Epoche desſelben Zeitraumes eigenthümlich. Beide Typen ſind ſtets aus einer einſeitigen Form gegoſſen und auf der Rückſeite vollkommen eben. Die Sichel mit Schaftdülle iſt eine große Seltenheit.

Viel feiner als die Sichel, mit zweiſeitigem Relief, in geſchmackvoller Form und mit mannigfacher Verzierung finden wir das Meſſer der jüngeren Bronzezeit ausgeſtattet. Eine Typenſerie dieſes Gegenſtandes überraſcht durch den gefälligen Schwung der Linien und die ſorgfältige Ausführung der Gravuren auf den Klingen und auf den Meſſerrücken. Zur Befeſtigung an den Stiel iſt gewöhnlich nur eine kurze Griffzunge da, ſeltener eine Tülle. Nicht ganz ſelten iſt Klinge und Griff zuſammen aus einer Form gegoſſen, und dann zeigen auch die Griffe eine ſehr variable, aber immer gefällige Geſtaltung.

Die Dolche der Epoque Larnaudienne zeigen gegenüber der conſtanten Dreiecksform der älteren Bronzezeit eine reiche Entwickelung. Sie haben meiſt blattförmige Klingen und Nieten an den unteren Enden; häufig iſt aber auch ein Griffteil mit Nietlöchern für die Schalen zugleich mit der Klinge gegoſſen. Die Schwerter zerfallen in zwei Gruppen: ſolche mit vollem Bronzegriff und ſolche mit einem bloßen Griffteil (Dorn oder Zunge), der eine Vervollſtändigung oder Umhüllung aus Knochen, Holz, Leder u. dgl. bedurfte. Die vollen Bronzegriffe waren in der älteren Bronzezeit gewöhnlich ſeparat gegoſſen und mit Nieten an die Klingen befeſtigt. In der jüngeren Bronzezeit pflegte man beides aus einer Form zu gießen, hat aber noch häufig die Nietköpfe im Guſſe nachgeahmt, als ob die Schwerter aus zwei Stücken zuſammengeſetzt wären.

Die Schwerter der zweiten Gruppe haben flache Griffzungen mit etwas verſtärkten Rändern und Nietlöchern zur Befeſtigung der Griffſchalen. Seltener ſind Stücke mit einem Griffdorn, der in den hohlen Griff hineingeſchoben wurde. Die Schwertſcheiden waren aus Holz und nur die Endbeſchläge oder Ortbänder, von denen man verſchiedene Formen kennt, aus Bronze.

Die Pfeilſpitzen waren entweder aus Bronzeblechplatten geſchnitten oder durch Guß hergeſtellt; erſtere haben nur Stielanſätze, letztere ſolche oder aber Tüllen für den Schaft. Die Lanzenſpitzen ſind dadurch ausgezeichnet, daß die Tülle hoch in das Blatt hinaufgeht, deſſen Mittelrippe ſie bildet, ſo daß ſie unterhalb des Blattes kurz erſcheint. Auch dieſe Waffenbeſtandtheile ſind zuweilen fein mit Gravirungen verziert und faſt immer edel geformt.

Schutzwaffen ſind auch in der ſchönen Bronzezeit ſehr ſelten. Man kennt aus Frankreich ein paar getriebene eherne Harniſche, die ſich der Form des Oberkörpers anſchmiegen und mit zwei Sternen und anderen Ornamenten auf der Bruſt und unterhalb derſelben verziert ſind. Aber ſowohl dieſe Stücke, als die etwas häufigeren Bronzehelme gehören wohl ſchon der Hallſtattperiode an. Dagegen findet man nicht eben ganz ſelten Ueberreſte von Pferderüſtungen, Stangen und Trenſen, welche der jüngeren Bronzezeit angehören. Großer Reichthum herrſcht an Schmuckſachen, namentlich Gehängegliedern, Zierknöpfen, Schmucknadeln und Armbändern. Die Formen ſind ebenſo mannigfaltig, als ein Ueberzug mit eingravirten Linien beliebt. Der Ornamentvorrath weiſt in ſo getrennten Gebieten wie in Frankreich und Skandinavien manche bemerkenswerthe Uebereinſtimmung auf. Mit den Typen der erſten Eiſenzeit ſind die Zierformen des „bel-âge de bronze" gar nicht zu verwechſeln. Hierin hat eben die Mode ſouverän geherrſcht, und wir dürfen uns noch heute ihres Triumphes freuen. Bei den Nutzgegenſtänden, wie Pincetten, Fiſchangeln, Nähnadeln, wird der Abſtand gleich geringer, wenn er nicht völlig verſchwindet.

An der eigenartigen Geſchmacksrichtung der Bronzezeitmode nimmt auch die Töpferei Antheil. Ihre Arbeiten zeigen ein feineres Profil und beſſeres Material als die neolithiſchen Producte (in Nordeuropa iſt das Umgekehrte der Fall). Namentlich die Ornamente ſind bei aller Einfachheit eleganter und ſorgfältiger ausgeführt. Doch ſcheint hier eine geradlinige, von außen wenig beeinflußte Entwickelung vorzuliegen, wie dies in der Natur der keramiſchen Fabrication liegen mag. An den Schalen und Schüſſeln ſind hohe Henkel mit Aufſätzen auffallend. Die Gefäßböden ſind häufig ſphäriſch geſtaltet, ſo daß die Gefäße ohne irgend einen kranzförmigen Unterſatz nicht aufrecht ſtehen können. Die Ornamentmotive beſtehen aus Zickzack- und Mäanderſyſtemen; beliebt ſind auch hängende Halbkreiſe, Kreuze und Strahlenkränze. Ausfüllung der vertieften Linien mit einer weißen kreidigen Maſſe iſt ungemein häufig angewendet. Drehſcheibenarbeit kommt hier noch ebenſowenig vor als in der folgenden Periode.

Der Bronzezeit und ſpeciell metallurgiſcher Verwendung ſchreibt Mortillet auch jene oft gewaltig großen Steinhämmer zu, welche mittelſt einer oder zweier flacher Umlaufrinnen an dem Schafte befeſtigt waren. Dieſe Hämmer kennt man (von Amerika abgeſehen, wo ſie eine ſehr gewöhnliche Form ſind) aus Spanien, Savoyen, Calabrien, Böhmen und Dänemark, alſo aus ſehr getrennten Gebieten Europas.

Mit richtigem Blick verweiſt Mortillet die ſchönen ungariſchen Beilformen, welche durch Stielröhren und eine von allem Herkömmlichen abweichende Geſtaltung der Klinge charakteriſirt ſind, ſowie die im vorigen Capitel mehrfach erwähnten und abgebildeten durchlochten Kupferäxte, in eine Zeit, welche ſchon das Eiſen kannte.

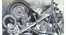
Es iſt hier vielleicht der ſchicklichſte Ort, zwei Tafeln (S. 376 und 379) einzufügen, welche eine Ueberſicht der geläufigſten prähiſtoriſchen Beilformen und ihrer Entwickelung darbieten. Die abgebildeten Exemplare ſind von einem Wiener Sammler, Herrn J. Spöttl, zuſammengebracht worden und ſtammen zumeiſt aus Ungarn, dann aus einigen Ländern Oeſterreichs (Böhmen, Mähren, Niederöſterreich, Krain, Tirol); gegenwärtig ſind ſie größtentheils im k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeum zu Wien ausgeſtellt.

Wie für die ſpäteren urgeſchichtlichen Perioden — Hallſtatt-, La Tène-, Römerzeit — die Fibel, ſo iſt für die älteren Zeiträume — paläo- und neolithiſche Periode, Bronzezeit — das Beil die eigentlich leitende Form. Es iſt kein Zufall, daß ſich die älteſten und einfachſten Culturſtufen durch die wechſelnde Bildung dieſes erſten und wichtigſten Werkzeuges unterſcheiden laſſen, während ſich zur ſchärferen Zeitbeſtimmung innerhalb eines vorgeſchrittenen Stadiums der europäiſchen Menſchheit ein abſchließender und ſchmückender Beſtandtheil der menſchlichen Tracht darbietet.

Die Beilformen der Steinzeit haben wir hinlänglich kennen gelernt; wir ſehen nun, daß auch diejenigen der Metallzeit an Mannigfaltigkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen. Von den Typen, welchen wir nachſtehend einige Worte widmen, haben wir einige bereits kennen gelernt; mit anderen werden wir uns noch ferner zu beſchäftigen haben.

Fig. 1 bis 6 ſind kupferne Flachbeile von der Art, wie ſie ſchon in Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit gefunden werden. Man erkennt, daß die Grundform derſelben bald (1 bis 3) oblong, bald (4 bis 6) mehr dreieckig iſt. Fig. 9 iſt ein Flachbeil aus Bronze mit Randleiſten und verbreiterter Schneide. Noch zeigt ſich an dieſem Typus keine Abſtufung in der Mitte der Klinge. Dieſelbe verläuft in einer Ebene von dem Rücken bis zur Schneide des Inſtruments. Erſt wenn der Hals der Klinge oberhalb der Schneide mehr zuſammengeſtaut, verdickt wird, um eine breitere Schneide zu gewinnen, entſteht in der Mitte ein Abſatz (talon), der entweder als das Ende einer flachen Rinne (Fig. 7, 8, 10, 11), als ſpitzwinkeliger (Fig. 12 bis 14) oder gerader (Fig. 15) Abſchluß des oberen oder Schafttheiles erſcheint. Fig. 16 und die folgenden zeigen recht ſchlagend den Uebergang von dieſen Formen zum eigentlichen „Palſtab“ oder dem Beile mit vier ſeitlichen Schaftlappen, das ſich in ſeiner mannigfachen Bildung bis Fig. 30 vor uns entwickelt. Wir ſehen, wie die charakteriſtiſchen Schaftlappen bald mehr an den mittleren, bald an den oberen Rändern des Beilkörpers ſitzen, wie ſie meiſt nur ein Drittel, ſelten die Hälfte der Länge des Beiles einnehmen, mitunter aber doch (Fig. 33) gleich den Randleiſten der alten Flachbeile ſich faſt über die ganze Länge des Werkzeuges ausdehnen. Fig. 29 iſt bereits aus Eiſen.

Fig. 31 bis 44 ſind Hohlbeile oder Kelte im engeren Sinne. Fig. 31 (mit der Seitenanſicht 31 a) iſt ein eiſernes Exemplar aus Watſch in Krain, ähnlich den in Hallſtatt vorkommenden Hohlkelten, und zeigt, verglichen mit den übrigen bronzenen Typen, die Formenunterſchiede, welche die Ausführung dieſes Gegenſtandes durch die Schmiedetechnik (gegenüber dem Bronzeguß, in welchem die



[illegible]

übrigen Exemplare hergeſtellt ſind) mit ſich gebracht hat. Dieſe Differenzen beſtehen in der ſchlankeren Bildung, in der Trennung der Tülle von der Schneide (durch einen Abſatz markirt, während bei den Bronzebeilen das Schaftloch bis in die Schneide hineinreicht) und im Verzicht auf die gratförmigen Verzierungen, mit welchen die gegoſſenen Bronzebeile ausgeſtattet ſind.

Der Querſchnitt der letzteren iſt bald viereckig (Fig. 32 und 32 a aus Frankreich), bald rundlich, d. h. rein oval oder viereckig mit abgerundeten Ecken. Die zur Anſchnürung der Klinge an das knieförmige Schaftholz beſtimmten Oehre treten hier häufiger auf als bei den Palſtäben (unter den abgebildeten Palſtäben iſt kein ſolcher mit Oehr). Die gratförmigen Verzierungen geben ſich manchmal (z. B. Fig. 34 bis 36, 38) als Andeutungen der Schaftlappen des Palſtabes zu erkennen. Manchmal (ſo Fig. 41) ſind ſolche unorganiſche Schaftlappen geradezu außen an der Tülle aufmodellirt; für dieſe Erſcheinung, wonach man die Hohlkelte im Allgemeinen für jünger anſieht als die Palſtäbe, giebt es noch viel ſchlagendere Belegſtücke als unſer citirtes Exemplar. Selten zeigen die Hohlkelte (Fig. 39 bis 42) einen mehr oder minder deutlichen Abſchnitt zwiſchen Tülle und Schneidetheil.

Während die Ränder der Hohlkelte gewöhnlich in einer Ebene liegen, kommen vereinzelt, zumal in Ungarn, auch ſolche vor, bei welchen der Mundſaum der Tülle an beiden Breitſeiten rundlich ausgeſchnitten iſt (Fig. 43). Dieſer elegante Typus tritt uns in höchſter Vollendung entgegen, wenn der Mundſaum der Tülle an der dem Oehr gegenüberliegenden Schmalſeite ſchneppenförmig emporſteigt (Fig. 44).

Fig. 45 bis 49 ſind Schmalmeißel mit Tülle, d. h. Werkzeuge, bei welchen das Princip des Hohlkeltes für die Schäftung maßgebend war. Fig. 48 iſt ein Hohlmeißel mit rinnenförmiger Schneide. Fig. 51 bis 58 und 61 zeigen Kupferäxte, ſämmtlich aus Ungarn, deren unſichere Zeitſtellung wir im vorigen Capitel beſprochen haben. Fig. 59 (mit der Seitenanſicht 59 a) iſt eine der typiſchen eiſernen Streitäxte aus dem jüngeren, bereits der La Tène-Zeit angehörigen Flachgräberfelde von St. Michael bei Adelsberg in Krain. Dieſe ſchlanken ſchönen Waffen bilden eine Specialität der genannten, wahrſcheinlich japudiſchen Nekropole. Ein Eiſenbeil von minder charakteriſtiſcher Form iſt Fig. 60 und 60 a. Fig. 62 und 63 (mit der Seitenanſicht 63 a) ſind wieder aus Bronze gefertigt und Typen der entwickelten ungariſchen Bronzezeit. Das erſtere Stück iſt mehr zum wirklichen Gebrauch geeignet als das letztere, welches mit ſeiner dünnen langen Schaftröhre, ſeinem tutulusförmigen Aufſatz und ſeiner langen ſchmalen Klinge mehr den Anſchein eines Stockbeiles oder kriegeriſchen Abzeichens, als den einer wirklichen Waffe erweckt. Thatſächlich kommt dieſer Typus auch in hohler Arbeit aus Bronzeblech vor, wodurch er ſeinen attributiven Charakter deutlich zu erkennen giebt.

Eine mehr als dreißigjährige Thätigkeit hat aus den Pfahlbauten der Schweiz eine enorme Menge von Alterthümern der Bronzezeit ans Licht gefördert. Der Stillſtand, welcher jetzt, namentlich im weſtlichen Theile des Landes, eingetreten iſt, ſcheint wirklich auf einer Erſchöpfung dieſer Stationen zu beruhen. Neues Material iſt wohl kaum zu erwarten, dagegen fehlt noch viel zu einer gründlichen Durcharbeitung des älteren Stoffes und zu einer allſeitigen Beleuchtung desſelben durch vergleichende Studien.

Welcher hohe Vorzug den Pfahlbaufunden, zumal durch ihre Mannigfaltigkeit innewohnt, iſt ſchon in einem früheren Theil dieſes Werkes (ſiehe S. 236) gebührend hervorgehoben worden. Eintrag erleidet ihr wiſſenſchaftlicher Werth nur dadurch, daß die Fundumſtände keinerlei chronologiſche Anhaltspunkte geben. Was wir als älter und was als jünger anzuſehen haben, kann nicht aus der Schichtung oder Trennung erſchloſſen werden. Die Pfahlbaufundmaſſe gewährt uns in der Regel ein fein ausgeführtes Culturbild, in welchem jedoch keinerlei Perſpective herrſcht und alle Gegenſtände wie auf einer einzigen Fläche vor uns erſcheinen.

Aus dieſem Grunde müſſen zur Altersbeſtimmung der Schweizer Pfahlbaufunde vergleichsweiſe die Typen anderer naheliegender Fundgebiete herangezogen werden. Hier iſt ſchon manches Ergebniß zu verzeichnen. Von beſonderem Werth iſt aber die Entdeckung von Gräbern in der Umgebung der Pfahlbauſeen. Hier läßt ſich von zukünftigen Funden noch namhafte Unterſtützung erhoffen, und ſchon jetzt iſt mancher wichtige Aufſchluß gewonnen worden.

Zur Vergleichung mit den Pfahlbautypen der Schweizer Bronzezeit bieten ſich insbeſondere die Terramarafunde Oberitaliens dar, von welchen in einem eigenen Abſchnitt am Schluſſe dieſes Capitels die Rede ſein ſoll. Was dieſen charakteriſtiſchen Stationen einer unentwickelten Bronzezeit weſentlich angehört, iſt auch in den Schweizer Seedörfern als älteres Formengut anzuſehen. Wir nennen hier: Flachbeile mit Randleiſten, dreieckige Dolchklingen mit Griffnieten, zweiſchneidige Raſirmeſſer, Nadeln mit einem Kopf aus zwei Spiralſcheiben, Doppelnadeln, kleine dicke Armringe.

Die eigenthümlichen Formen der entwickelten Pfahlbaubronzezeit ſind dagegen: verſchiedene Typen von Palſtäben und Hohlkelten, Dolche, deren breites Ende nicht kurz abgeſchnitten iſt, ſondern in eine lappenförmige Griffzunge ausläuft, Schwerter, von welchen noch weiter unten die Rede ſein ſoll, einſchneidige Raſirmeſſer, lange Meſſer mit geſchweiftem Blatt und vollgegoſſenem Griff oder einer Tülle oder Zunge für den letzteren, verſchiedene Ringformen, hufeiſenförmige, innen hohle Armbänder mit ſtollenförmigen Enden, Nadeln mit gegoſſenen, reich profilirten Köpfen, beſonders charakteriſtiſch, wenn ſie einen angeſchwollenen, vielfach gerieften Halstheil zeigen u. dgl.

Die vorhandenen, an Zahl freilich noch geringen Gräberfunde aus dem Pfahlbauſeengebiet beſtätigen dieſe Sonderung. Die älteren Bronzezeitgräber, deren Inhalt jetzt in den Muſeen zu Zürich, Bern, Freiburg und Lauſanne gefunden wird, ſind charakteriſirt durch Randkelte, dreieckige Dolchklingen mit oder ohne Griff, Nadeln mit oval breitgeſchlagenem Hals und umgerolltem Ende, dicke volle Armringe u. dgl. Es folgen dann der Zeit nach, wie ſich ebenfalls in den genannten Muſeen ſtudiren läßt, Gräber mit Palſtäben, Schwertern, Meſſern, Knopfſicheln, Nadeln mit maſſiven profilirten Köpfen und Armringe mit entwickelten Endſtollen. An den Schluß der Bronzezeit gehören zwei Gräber von Sitten und von Sitzenthal bei Egg, in welchen neben jüngeren bronzezeitlichen Beigaben halbkreisförmige italiſche Fibeln auftreten.

Alle dieſe Gräber, vielleicht mit Ausnahme des Fundes von Sitten, waren Flachgräber mit Skeletten, und der Umſtand, daß ſie durch keinerlei äußerliches Merkmal bezeichnet waren, beſtärkt uns in der Hoffnung, daß noch viele von ſolchen altersbeſtimmenden Funden der Aufmerkſamkeit bisher entgangen ſind, und uns in Zukunft erwünſchte Beihilfe bieten werden. Außer den Gräberfunden ſind übrigens noch Depotfunde und Gußſtättenfunde zu nennen, in welchen dieſelben Zeitunterſchiede merklich hervortreten.

Fig. 162, S. 375, bietet uns den Anblick einiger typiſcher Pfahlbaubronzen aus dem Neuenburger und dem Bieler See. Wir finden da ein Schwert mit rahmenförmig geſtaltetem Griff (die Einlage desſelben iſt verloren gegangen), ein verziertes vollgriffiges Meſſer, eine dreieckige Dolchklinge, eine Lanzenſpitze und einen Hohlkelt mit Oehr, dann von Schmuckſachen: eine Doppelnadel, eine Nadel mit Kettchen, deren kreisrunde Glieder durch zuſammengebogene Blechſtreifen miteinander verbunden ſind, ein Paar durchbrochene Anhängſel, einen offenen Armring mit den charakteriſtiſchen ſtollenförmigen Enden, ſchließlich ein Pferdegebiß mit gebrochener Stange. Fig. 163, S. 378, zeigt uns ferner in einer Gruppe mehrere Fundſtücke aus dem Pfahlbau von Auvernier am Neuenburger See. Wir erkennen ein abgebrochenes Schwert mit breiter Griffzunge, ein Meſſer mit kurzem Griffdorn, eine Lanzenſpitze und einen Hohlkelt, ferner ein meißelartiges Werkzeug mit Tülle, eine Sichel mit Schaftzunge, einen einfachen und einen doppelten Angelhaken, eine kurze und eine lange Schmucknadel, eine getriebene Zierſcheibe, einen offenen Armring, einen thönernen Wirtel, endlich ein Thongefäß und das Fragment eines ſolchen.

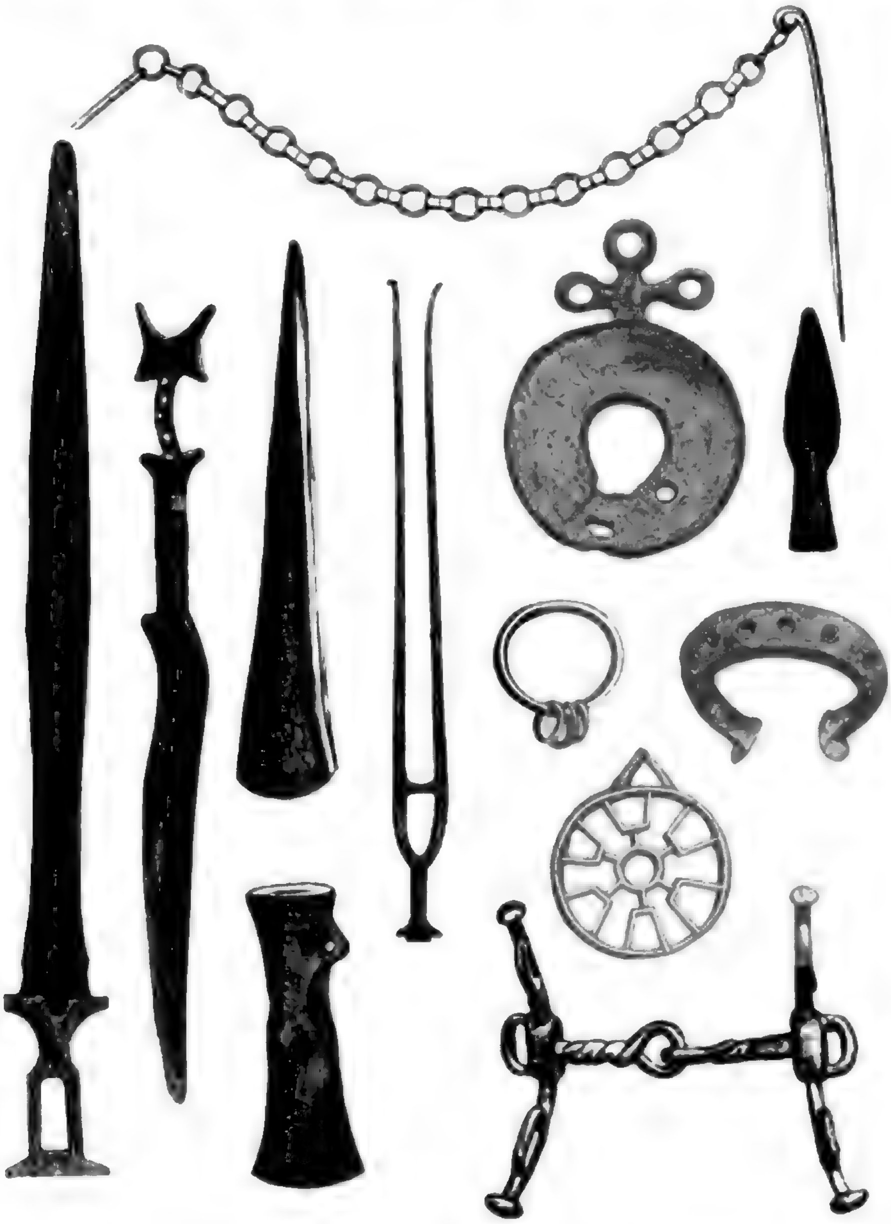
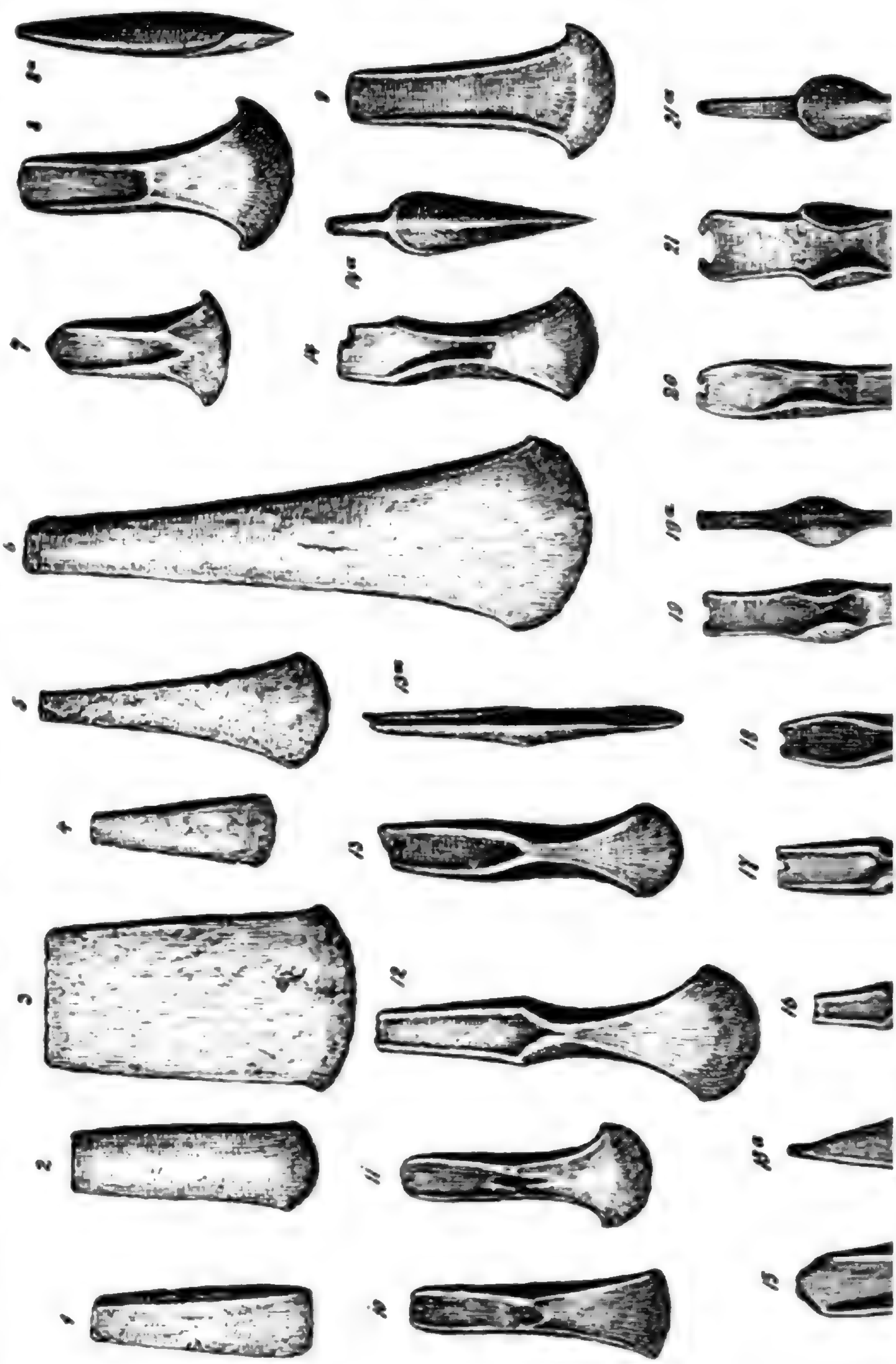


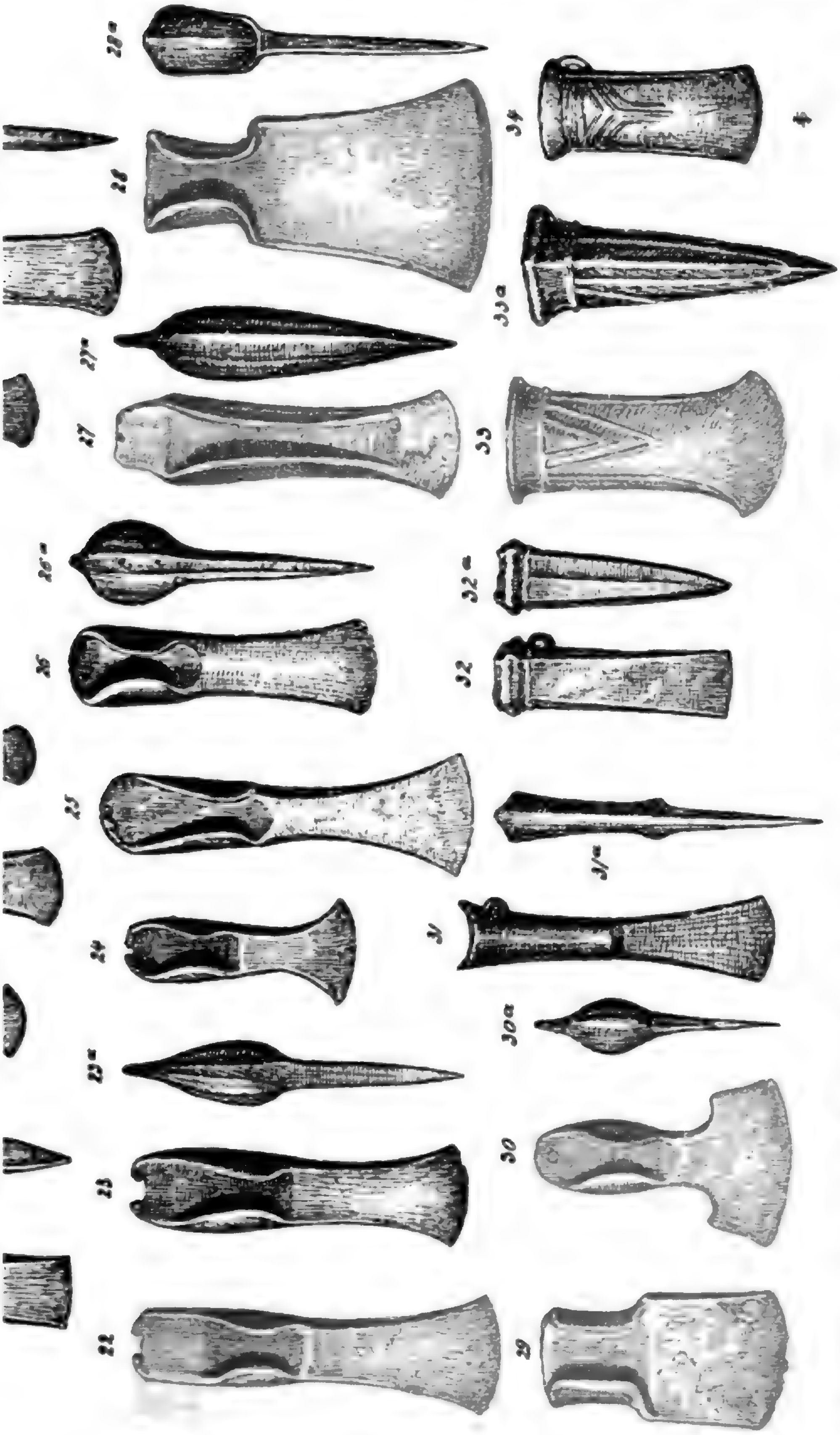
Fig. 162. Schweizer Pfahlbaufunde der Bronzezeit.
(Text ſiehe S. 374.)

Die bronzezeitlichen Pfahlbauten der Schweiz liegen zumeiſt im weſtlichen Landestheil, dem auch heute noch civiliſirteren und vorgeſchritteneren Gebiete der Eidgenoſſenſchaft, während die Oſtſchweiz die eigentliche Region der ſteinzeitlichen

Seedörfer iſt. Sie unterſcheiden ſich von den letzteren durch einige durchgehende Merkmale in der Anlage: größere Entfernung vom Ufer (200 bis 300 Meter), ſtärkere, oft viereckig behauene Pfähle, größere Ausdehnung, ſolidere, aus Holzbalken (nicht mehr bloß Reiſiggeflecht und Lehm) errichtete Hütten, Pferche für das Vieh, freie Plätze für Gußwerkſtätten. All das iſt durch genaue Unterſuchung der Culturſchichten nachgewieſen. Waren jene ſteinzeitlichen Pfahlbauten urzeitliche „Dörfer“, ſo dürfen wir die ähnlichen Anlagen der Bronzezeit „Flecken“ nennen. Auch die fahrende Habe ihrer Bewohner rechtfertigt dieſe Bezeichnung.



Werkzeuge aus Stein, Knochen, Hirſchhorn kommen nur mehr ſelten vor; in großer Menge beſitzen die Seeanſiedler den nordiſchen Bernſtein, der ihren ſteinzeitlichen Vorgängern nur ſpärlich zufloß. Auch das Gold findet man jetzt als Schmuckmetall in Verwendung, Zinn dient zur Verzierung der Thongefäße; ſogar Glas zeigt ſich unter den Funden. Und ſehr bemerkenswerth iſt, daß auch dem Eiſen, wo es zum erſtenmale erſcheint, die Rolle eines Schmuckmetalles (zur Verzierung der Schwerter und Putzartikel) zugewieſen wird. Das ſpricht ſchon mit voller Deutlichkeit gegen die frühere Bekanntſchaft dieſer Menſchen mit dem Eiſen, und wenn wir in die ſpätere Hallſtattperiode hinüberblicken, ſo finden wir, daß auch dort die Neigung, Bronze mit Eiſen, alſo das gewöhnliche mit dem ſelteneren Metalle, zu verzieren nicht ganz erloſchen iſt.



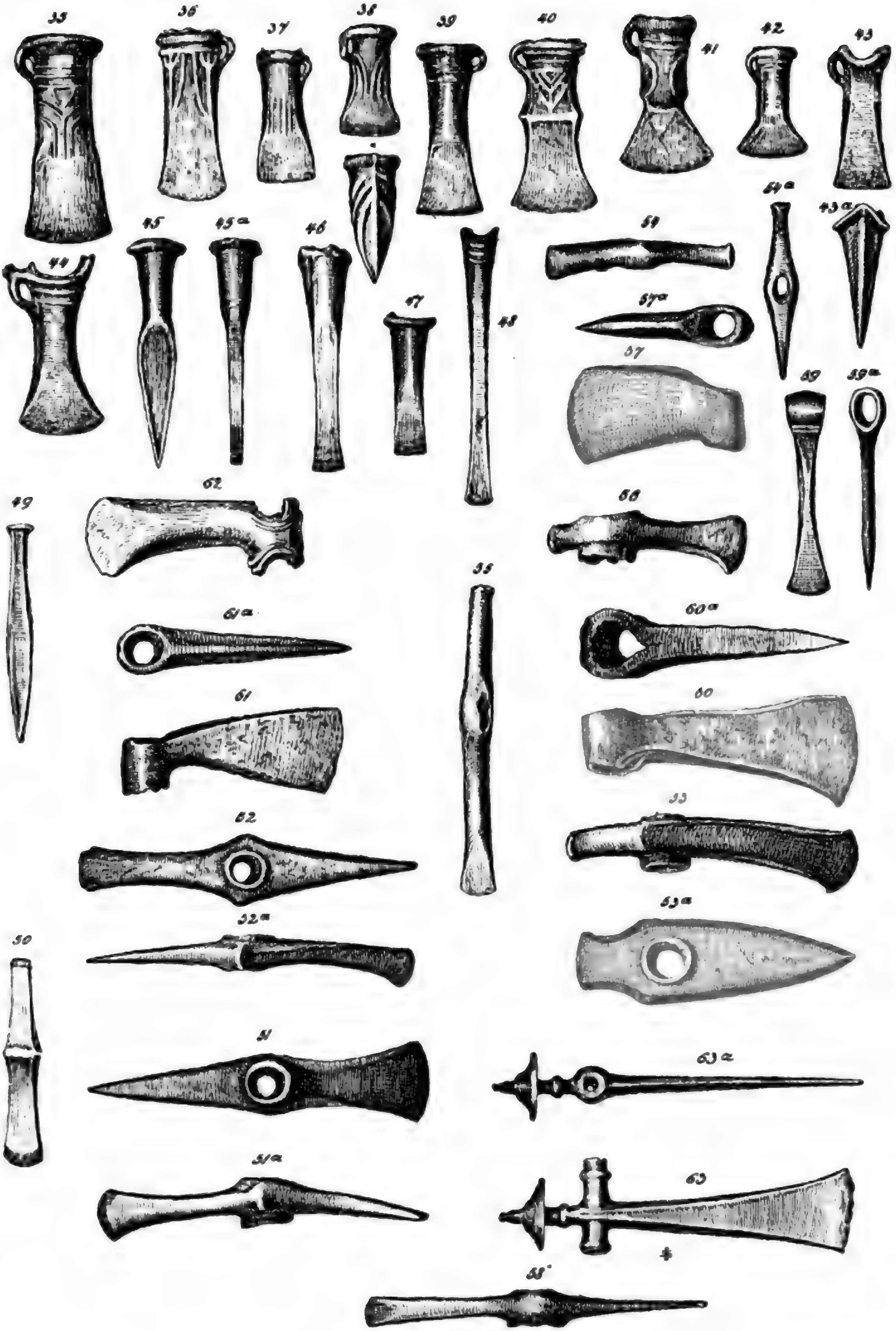
Die gemiſchten Stationen, welche von der Steinzeit in die Bronzezeit hinein bewohnt geblieben ſind, liefern natürlich chronologiſch kein ſo gut verwendbares Material wie die Pfahlbauten, welche erſt in der Bronzezeit gegründet worden ſind. Daß die letzteren zum Theil von einer fremden, in Beſitz des Metalles zugewanderten Bevölkerung errichtet wurden, iſt von vornherein wahrſcheinlich. Es iſt aber außer Zweifel geſtellt, durch die Unterſuchungen der Pfahlbauſchädel, die, wie wir ſahen, gezeigt haben, daß auf die ſteinzeitlichen Brachycephalen ſchon in der Uebergangszeit zur Bronzeperiode, wie auch in der letzteren ſelbſt, ausgezeichnete Dolichocephale mit ſehr großem Geſichtswinkel gefolgt ſind. Doch kann dieſer Aufeinanderfolge immerhin nur die Bedeutung eines local beſchränkten Ereigniſſes beigemeſſen werden.

Ueber die menſchlichen Skeletreſte aus den Schweizer Pfahlbauten hat ſich Virchow wiederholt mit großer Anerkennung der vorgeſchrittenen und harmoniſchen Körperbildung jener Seebewohner geäußert. „Nichts in den phyſiſchen Eigenthümlichkeiten dieſer Raſſe," ſagt er, „entſpricht

[illegible]

[illegible]

[illegible]


35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
45a
46
47
48
54
54a
43a
57a
57
59
59a
49
62
56
55
61a
60a
61
60
52
53
53a
52a
50
51
63a
51a
63
58'

ſteinzeitliche, ſehr nahe dem Ufer (Station de l'Église), eine ſolche des „bel-âge de bronze" oder der Époque Larnaudienne in größerer Entfernung vom Ufer (la Grande Station) und endlich eine ſolche der älteren Bronzezeit, etwas weniger entfernt vom Ufer (Station des Roseaux), welche Mortillet die Typen zur Aufſtellung der Époque Morgienne geliefert hat.

Die Grande Station liegt 400 bis 500 Fuß vom Ufer entfernt, und ihre Culturſchicht 8 bis 10 Fuß unter dem tiefſten Waſſerſtand. Die Pfähle, welche ganz unregelmäßig eingerammt ſind, occupiren einen Platz von 100 bis 150 Fuß Breite und 1200 Fuß Länge. Eiſen fehlt in der Culturſchicht gänzlich. Die Einwohner dieſer wie der anderen metallzeitlichen Pfahlbauten (mit Ausnahme einiger weniger, wie Corcelettes und Mörigen) müſſen alſo vor dem Beginne des Eiſenalters auf das trockene Land übergeſiedelt ſein.

Zur Ergänzung deſſen, was wir nach Mortillet oben als Culturbeſitz der jüngeren Bronzezeit angeführt haben, nennen wir noch einige Fundſtücke aus dem großen Pfahlbau von Morges: eine Bronzegußform für Palſtäbe, zahlreiche Thonringe als Unterſätze für Thongefäße mit ſphäriſchem Bodentheil, ein Steingewicht, Kornquetſcher aus Stein und Schleuderſteine, Spinnwirtel, ein vorn ſpitz zulaufendes Boot (Einbaum) und Knochen von Hirſch, Damhirſch, Pferd, Rind, Ziege, Schaf und Schwein.

Die Pfahlbauten der „ſchönen Bronzezeit" haben untereinander alle die größte Aehnlichkeit in den Fundtypen und ſcheinen mit geringen Ausnahmen ſämmtlich dieſelbe Folge von Ereigniſſen erlebt zu haben. Viele ſind durch Feuer zugrunde gegangen, ſo namentlich im Bieler und Neuchateler See. Häufig ſind unter den Ueberreſten der Seedörfer zahlreiche Exemplare eines und desſelben Gegenſtandes auf einem Haufen beiſammen gefunden worden. So lagen in einer Culturſchicht bei Eſtavayer (Stäffis) 290 nahezu ungebrauchte Schmucknadeln, in einer anderen bei Nidau 100 Angelhaken und 600 Haar- oder Schmucknadeln, in derjenigen von Morges 57 Haar- oder Schmucknadeln beiſammen. Das ſpricht wohl für ein raſches Preisgeben der Wohnplätze mitſammt den Vorräthen oder den Waarenlagern der Erzgießer.

Wenngleich die an Zahl geringeren Pfahlbauten der Weſtſchweiz an Bronzereichthum den Oſtſchweizer Seedörfern gegenüber unerreicht daſtehen — der Bieler und der Neuenburger See lieferten zuſammen bis 1883 19.599 Bronzen — ſo haben doch die Entdeckungen in der erſten Hälfte des letztverfloſſenen Jahrzehntes das Bild einigermaßen verändert und die öſtlichen Seeanſiedelungen den weſtlichen in mancher Beziehung näher gebracht. „Im Bodenſee," ſagt Forrer, „hat man Stationen conſtatirt, die in ihren Funden mit denjenigen der Bronzepfahlbauten des Zürichſees und der weſtſchweizeriſchen Gewäſſer übereinſtimmen. Ganz beſonders wichtige Ergebniſſe haben aber die Quaibau-Baggerungen im Zürichſee ergeben. Hier wurde eine Reihe von Stationen bloßgelegt, und unter dieſen befinden ſich nun ſolche, die nicht nur Stein- und erſte Metallzeit durchgemacht, ſondern noch bis in die Zeit der höchſten Blüthe der Bronzecultur fortbeſtanden haben. Hierher gehören die Stationen vom Großen Hafner und von Wollishofen bei Zürich. Beide Punkte haben zahlreiche Artefacte aus der Stein- und Kupferzeit geliefert; was ſie aber beſonders intereſſant macht, ſind ihre der Bronzezeit angehörigen Funde." Die Station von Wollishofen hat über 2000 Funde geliefert, die von Jakob Heierli in dem neunten und letzten der von F. Keller begonnenen und durch ihn berühmt gewordenen „Pfahlbauberichte" der Antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich publicirt ſind. Darunter ſind bemerkenswerth: Schwerter vom ſogenannten Möriger Typus (vollgriffig mit runder oder ovaler Knaufplatte), Meſſer auf die verſchiedenſte Art geformt und verziert, Schmuckſachen, wie gewöhnlich in Menge, Fragmente von Bronzekeſſeln (eine ſeltenere Erſcheinung in den Pfahldörfern, vielleicht Importſtücke), ein kleiner Goldring, Zinn in Rädchen und als Thongefäßzierath, Blei in Klumpen, Bernſtein und Glas in Perlenform, Kupfer in Geſtalt primitiver Beile, dann Gußformen, Bronzehämmer und Amboſſe, große Bronzemeißel, eine Bogenfibel und jene charakteriſtiſchen Mondbilder, welche man heute wohl als Idole anzuſehen geneigt ſein dürfte. Das Ende des Wollishofener Pfahlbaues fällt ſcheinbar mit demjenigen der Bronzezeit zuſammen; zahlreiche Brandſpuren weiſen darauf hin, daß es ein plötzliches und gewaltſames geweſen iſt. Ein Menſchenſchädel aus dieſer Anſiedelung iſt nach Kollmann's Beſtimmung meſocephal.

Das gewaltſame Ende vieler Bronzezeitpfahlbauten vor dem Beginne der Eiſenzeit kann aber möglicherweiſe immer nur eine Erſcheinung von beſchränkter localer Bedeutung geweſen ſein. In einigen anderen fand das Eiſen nicht nur als Schmuckmetall, ſondern auch als Waffe Aufnahme; ihnen war alſo wohl eine längere Lebensdauer beſtimmt. Doch finden wir, daß das (ſehr ſeltene) Eiſenſchwert der Pfahlbauten, welches im vollen angegoſſenen Griff und der weidenblattförmigen Klinge dem Möriger Typus naheſteht, aus dem Rahmen der Bronzezeittypen nicht heraustritt und in der Geſtaltung keinerlei Aehnlichkeit mit dem Schwerttypus der Hallſtattperiode zeigt. Eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem letzteren zeigt vielmehr gerade diejenige Schwertform der Pfahlbauten, welche Groß als die älteſte bezeichnet, übereinſtimmend mit Mortillet, welcher ſie ſeiner Époque Morgienne zuzählt, mit Montelius, der ſie in eine der älteſten ſeiner nordiſchen Bronzeperioden ſetzt, mit Sophus Müller, der ſie in Aegypten und Mykenä wiederfindet und als Zeugniß einer ſehr frühen ägypto-phönikiſchen Einwirkung auf Europa betrachtet, und endlich in Uebereinſtimmung mit J. Undſet, welcher ganz kürzlich die älteſten Schwertformen Europas zum Gegenſtand einer eingehenden Unterſuchung gemacht hat. Undſet hat ſchon früher die Entwickelung der bronzezeitlichen Schwerttypen von Norden her bis nach Ungarn verfolgt und innerhalb der ungariſchen Bronzezeitgruppe eine Form gefunden, die er als Stammform aller ungariſchen, ſowie der nordweſtlichen und nordiſchen Typen betrachtete. Bei weiterer Umſchau wurde er jedoch weit über Ungarn hinaus und über Griechenland und Cypern bis ins Nilgebiet geführt.

Jener Schwerttypus iſt charakteriſirt durch eine flache Griffzunge mit erhöhten Rändern, welche beiderſeits mit beinernen oder hölzernen Schalen belegt wurde. Umlaufende Bänder oder durchgehende Nieten befeſtigten dieſe Schalen an der Zunge und bildeten einen vollen Handgriff. Bei den jüngeren Typen wurde der Griff voll aus Bronze gegoſſen, aber die Erinnerung an die alte Befeſtigungsart der Schalen blieb in Geſtalt von erhabenen Bronzerippen oder Bronzeknöpfen, welche jetzt nur mehr den Werth von Ornamenten beſitzen. Aus dem häufigen Auftreten jener Stammform in dem Länderkreiſe des öſtlichen Mittelmeeres ſchließt Undſet heute, daß man bei Unterſuchungen über die Herkunft der urſprünglichſten Schwertform der europäiſchen Bronzezeit ſowohl mit der ägyptiſchen, wie mit der weſtaſiatiſchen Bronzecultur rechnen müſſe.

Der Nachweis ägypto-phönikiſchen Einfluſſes in den Schweizer Pfahlbauten, durch eine Schwertform der Bronzezeit hergeſtellt, wird uns weniger in Erſtaunen ſetzen, wenn wir an die Verbreitung gewiſſer Kupferdolche von exquiſit cypriſcher Form in Süd- und Mitteleuropa denken. Die Klingen dieſer Dolche haben die Form einer breiten Lanzenſpitze mit ſchmalem Grat, ferner einen am Ende umgebogenen Griffdorn. Solche Dolche fanden ſich in Hiſſarlik, in Albanien, Ungarn (fünf Stück), ſowie im Neapolitaniſchen (fünf Stück) und in der Schweiz (zwei Stück). Undſet ſchließt daraus, daß man, wenn es ſich um die Anfänge der metalliſchen Zeit in Europa handelt, auch dem Handel und der Schifffahrt der Phönikier in den Mittelmeerländern Rechnung tragen muß. Ungarn und die Schweiz zeigen auch darin eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit, daß ſie als hochentwickelte Gebiete von den Handelswaaren der Phönikier erreicht worden ſind. Von hier aus hat dann die weitere Entwickelung ſtattgefunden. Was auf einem anderen Wege aus Aſien nach Europa kam, können uns nur die entwickelungsärmeren Bronzezeitprovinzen lehren.

Am Beginne der Eiſenzeit finden wir, ſowohl in Bronze als in Eiſen, namentlich auf dem berühmten Hallſtätter Gräberfelde, eine Schwertform, welche ihre nächſten Verwandten, wie Undſet jüngſt nachwies, in Griechenland und Italien beſitzt und in letzter Linie, ohne die Zwiſchenſtufen der entwickelten mitteleuropäiſchen Bronzezeitformen zu berühren, auf die ägypto-phönikiſche Form, die wir aus Mykenä und Cypern kennen, zurückgeht. Wenn ſomit dieſelbe Form als Archetypus an der Spitze der bronzezeitlichen und der eiſenzeitlichen Entwickelungsreihe ſteht, ſo läßt ſich daraus folgern, daß die Ausgangspunkte der beiden Reihen örtlich und zeitlich nicht ſo weit voneinander getrennt liegen können. Wir erſehen daraus, daß der Stil der Hallſtattperiode im Süden, und zwar verhältnißmäßig früh ſeinen Urſprung genommen hat. Die erſte Eiſenzeit Mitteleuropas iſt in ſtiliſtiſcher Hinſicht keine Fortentwickelung der Bronzeperiode. In rein materieller Beziehung zeigt ſich ein ununterbrochenes Fortſchreiten zur immer ausgedehnteren Benutzung des Eiſens. Aber das iſt nicht der einzige Standpunkt, den wir einnehmen dürfen. Denn in formeller Beziehung erſcheint die Hallſtattperiode erſtaunlich unabhängig von den Schöpfungen der „ſchönen Bronzezeit". Das läßt ſich nur durch eine theilweiſe gleichzeitige Entwickelung in getrennten Gebieten erklären. Aehnlich wie am Beginn der Bronzezeit, in letzter Linie von Phönikien und Aegypten aus, die Bronzeculturen der Schweiz und Ungarns bereichert wurden, bereicherten Griechenland und Italien am Beginn der Eiſenzeit die ihrem Einfluß zugänglichen Bewohner der Oſtalpen und Südfrankreichs, zunächſt natürlich die Küſtenſtämme an der oberen Adria und am Golfe von Marſeille. Mit dem Beginne der Hallſtattperiode kam neuer ſüdlicher Einfluß nach Mitteleuropa, und es darf uns nicht wundern, wenn er theilweiſe ähnliche Formen mitbrachte wie diejenigen, welche wir ſchon am Anfange der Bronzezeit antreffen.

Abbildung 164, S. 383, veranſchaulicht die Hauptzüge des Stammbaumes der europäiſchen Schwertformen, ſowie derſelbe durch typologiſche Unterſuchungen bisher ermittelt wurde. a iſt die ägypto-phönikiſche Stammform. Das abgebildete Exemplar ſtammt aus Mykenä, wo es in einem „kyklopiſchen" Hauſe gefunden wurde. Aehnliche Stücke kennt man aus Cypern und Aegypten. Undſet ſetzt den Typus in die Mitte des zweiten Jahrtauſends vor Chriſti, was vielleicht etwas zu hoch gegriffen iſt. b iſt eine etwas jüngere griechiſche Form. Das Exemplar ſtammt aus einem Grabe der jüngeren mykeniſchen Stufe in Jalyſos auf Rhodos. Die nächſtverwandten Stücke ſind griechiſcher Herkunft. Während a als Ausgangspunkt der älteſten Schwertform in den Schweizer Pfahlbauten, (c) in Ungarn und Skandinavien erſcheint, dürfte b dem „Möriger Typus" der Pfahlbauten (d) als Vorbild zu Grunde liegen. Gegenüber a und c haben ſich nämlich in b und d die beiden Enden des Griffes zu einem Knaufe und einer Art Parirſtange entwickelt. e und f ſind typiſche Schwertformen der erſten Eiſenzeit Mitteleuropas, wie ſie zumal in dem Hallſtätter Gräberfelde häufig gefunden wurden. Sie gehen auf die ägyptiſch-phönikiſche Stammform, wie ſie in Griechenland und Italien ohne weſentliche Veränderung beibehalten wurde, zurück. g iſt ein ſogenanntes „Antennenſchwert“, eine dem Möriger Typus naheſtehende Form, welche ſowohl in den Pfahlbauten der Weſtſchweiz, als in dem Hallſtätter Gräberfelde gefunden wurde und ſonach eine Art Vermittelung dieſer ſtiliſtiſch getrennten Gruppen darſtellt. h iſt eine typiſch-nordiſche und i eine typiſch-ungariſche Bronzezeitſchwertform.

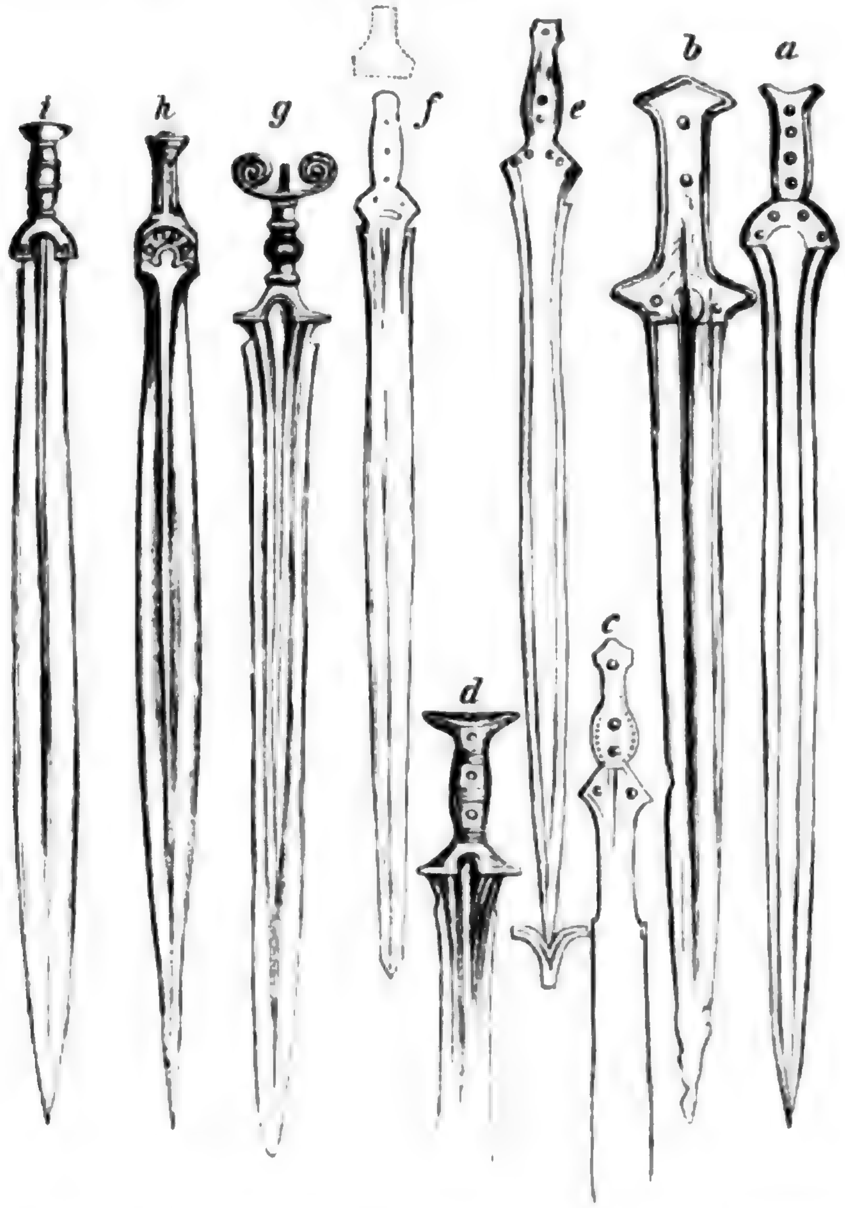


Fig. 164. Schwertformen der Bronze- und der erſten Eiſenzeit.
(Text ſiehe S. 382.)

Sowohl das Antennenſchwert (Schwert mit Volutenknauf), als das Möriger Schwert (in Italien Ronzanoſchwert genannt) ſind echte mitteleuropäiſche Bronzezeittypen, und wenn ſie in Italien hin und wieder in eiſenzeitlichen Gräbern vorkommen — ſo das Antennenſchwert in den Benaccigräbern bei Bologna und in der älteſten Nekropole von Corneto-Tarquinii — ſo ſind ſie dort wie in Hallſtatt als Fremdlinge aufzufaſſen, welche man als Beweis für den Synchronismus der Schweizer Bronzezeit und der italiſchen erſten Eiſenzeit anzuſehen hat.

Für die Uebereinſtimmung anderer Formen der entwickelten Bronzezeit und des erſten Eiſenalters wird ein ähnlicher Grund maßgebend ſein. Dieſe Formen ſind hauptſächlich der Palſtab, der Hohlkelt und das Meſſer mit geflammter Klinge. Da ſie in Südeuropa ganz oder nahezu gänzlich fehlen, können ſie nicht, wie die Urform des Schwertes, aus einer mediterranen Culturzone ſtammen. Sie ſind echt-mitteleuropäiſches Formengut, das ſich hier aus den Urſtufen, die wir nur mehr theilweiſe kennen (Flachbeile mit Randleiſten, die ſich ſpäter zu Schaftlappen erweitern ꝛc.), entwickelt hat. Die vorgeſchrittenen Formen, welche der jüngeren Bronzezeit angehören, unterſcheiden ſich von denjenigen der erſten Eiſenzeit nur inſoweit, als die Ausführung im Guß manche Verſchiedenheit von derjenigen durch die Schmiedetechnik mit ſich bringt.

Wir haben aber noch eine dritte Uebereinſtimmung zwiſchen Schweizer Pfahlbaufunden und Gräberfunden der erſten Eiſenzeit zu verzeichnen. Es ſind nämlich in den Seedörfern der Schweiz auch getriebene Bronzeblechſchalen und Fibeln gefunden worden, welche offenbar italiſcher Herkunft ſind und in jeder anderen Fundſchicht als Beweisſtücke für die Provenienz aus der erſten Eiſenzeit angeſehen werden müßten. Die Fibeln ſind allerdings nicht zahlreich (aus dem Bieler und dem Neuenburger See kennt V. Groß zehn Exemplare), aber ſehr charakteriſtiſch. Es iſt die halbkreisförmige Bogenfibel mit kurzem oder langem Nadelhalter und ſtabrundem oder geknotetem Bügel, welche hier als Fremdling unter den Bronzezeitſachen erſcheint. Noch ſeltſamer iſt das Auftreten von zwei La Tène-Fibeln unter dieſen Seefunden. Die La Tène-Periode iſt, wie wir in einem ſpäteren Abſchnitt ſehen werden, eine entwickelte Eiſenzeit, deren Herrſchaft in Mitteleuropa mit ziemlicher Sicherheit von 400 vor Chriſti bis gegen den Beginn unſerer Zeitrechnung datirt werden darf. Dürfen wir annehmen, daß der Pfahlbau von Mörigen, in welchem eine dieſer Fibeln gefunden wurde, ſo lange geſtanden? Dann hätte er die ganze Blüthezeit der Hallſtattperiode überdauert; denn jene Fibelform gehört nicht einmal dem Anfange der La Tène-Periode, ſondern einem mittleren Zeitraum derſelben an. Es iſt aber wahrſcheinlicher, daß dieſe beiden Stücke nicht aus der echten Pfahlbauſchicht ſtammen.

Wie dem auch ſei, wir werden daran feſthalten, daß die Hallſtattcultur und die „ſchöne Bronzezeit“ der Schweizer Pfahlbauten zum Theil gleichzeitige, aber räumlich getrennte Erſcheinungen ſein müſſen. Der Verkehr zwiſchen den Angehörigen beider Culturſtufen muß trotz ihrer geringen örtlichen Entfernung ſehr unbedeutend geweſen ſein, ungefähr ebenſo unbedeutend, wie mit den Vertretern der nordiſchen Bronzezeitgruppe, von der wir gleich zu ſprechen haben werden. Denn ſo wie von Italien her einige Bogenfibeln zu den Schweizer Pfahlbauern kamen, ſo beſaßen ſie auch einige typiſche Exemplare aus der nordeuropäiſchen Bronzeprovinz. Man kennt aus dem Pfahlbau von Corcelettes im Neuenburger See ein nordiſches Hängegefäß aus Bronze und die Hälfte einer nordiſchen Brillenfibel. Dieſe Stücke ſind in der Pfahlbaufundſchicht, aus welcher ſie gehoben wurden, abſolute Fremdlinge, während im Norden Hunderte von gleichen Exemplaren die eigentliche Herkunft derſelben bezeugen.

Es darf nicht verſchwiegen werden, daß die culturgeſchichtlichen Folgeperioden der reinen Bronzezeit in der Schweiz, außer durch jene einzelnen Pfahlbaufunde und die ſpäter zu behandelnde claſſiſche Seeſtation von La Tène bei Marin, auch durch Grabfunde und andere Landfunde gut vertreten ſind. Aus der erſten Eiſenzeit kennt man aus ſolchen terreſtren Schichten namentlich charakteriſtiſche Armwülſte in Tonnenform, Gürtelbleche, Fibeln und Schwerter vom Hallſtatttypus, aus der jüngeren (keltiſchen) Eiſenzeit galliſche Münzen, Glasringe, La Tène-

Fibeln u. dgl. Es unterliegt ſonach keinem Zweifel, daß die Pfahlbauwohnſitte trotz ihrer relativ langen Dauer ſchon in vorgeſchichtlichen Zeitläuften völlig aufgegeben wurde und daß am Beginne der geſchichtlichen Zeit längſt andere Bauweiſen platzgegriffen haben.

Man hat früher das Vorkommen römiſcher Fundſachen (Münzen, Thongefäßfragmente, eiſerner Werkzeuge u. ſ. w.) an einigen Pfahlbauſtellen, zumal im Züricher und Bodenſee, als Beweis für die Fortexiſtenz eines Theiles der Pfahlbauten bis in die Römerzeit angeſehen. Dieſe Folgerung hat zuletzt R. Forrer als unhaltbar zurückgewieſen und eine andere Deutung der römiſchen Funde aus dem Pfahlbaugebiet verſucht. Schon Ferd. Keller hat bemerkt, daß man bei den römiſchen Schriftſtellern nirgends eine Erwähnung der Schweizer Seedörfer finde, welche doch ſicher die Aufmerkſamkeit der Südländer erregt haben würden, wenn ſie zur Zeit der Ausbreitung des italiſchen Regimentes über die Alpenregion noch beſtanden hätten. Einen poſitiven Gegenbeweis findet man in einer Mittheilung Cäſar's aus dem galliſchen Kriege. Der Feldherr berichtet von den Helvetiern, daß ſie alle ihre Städte, etwa zwölf an der Zahl, ſowie 400 Dörfer ſammt den übrigen Einzelgehöften bei ihrem Auszug nach Gallien angezündet hätten. Wären unter dieſen Anſiedelungen auch Pfahldörfer geweſen, ſo müßte ſich der Zeitraum ihres Unterganges in den Funden ausprägen. Die lange Zwiſchenzeit von der reinen Bronzeperiode bis zum Anbruche der Römerherrſchaft müßte durch typiſche Fundſtücke der erſten und zweiten Eiſenzeit vertreten ſein. Das iſt aber nicht der Fall; die römiſchen Funde ſtehen ganz unvermittelt da.

Die mit Waffengewalt in ihre Heimat zurückgewieſenen Helvetier mußten ihre verbrannten Siedelungen auf Cäſar's Befehl wieder aufbauen. Auch bei dieſer Gelegenheit hören wir kein Wort von Seedörfern, und hier müßten wir einen ſolchen Hinweis doch beſtimmt erwarten, wenn es ſich um Waſſerwohnungen gehandelt hätte. Aber die keltiſchen Städte und Dörfer dieſer Periode waren eben gewiß Landanſiedelungen. Den Charakter derſelben kennen wir aus dem eigentlichen Gallien ziemlich genau, und auch für die Schweiz ſind Reſte ſolcher Siedelſtätten aus der erſten und zweiten vorgeſchichtlichen Eiſenzeit, wie aus der gallo-römiſchen Periode mit Sicherheit nachgewieſen.

Wenn nun doch hie und da im Waſſer der Schweizer Seen zum Theil über älteren Pfahlbauſchichten römiſche Funde gemacht worden ſind, ſo erklärt ſich dies dadurch, daß auf der Stelle jener ehemaligen Pfahlbauten ſpäter, in römiſcher Zeit, irgend welche andere Anlagen zu beſtimmten Zwecken errichtet worden ſind. Dieſe Anlagen waren nach Forrer entweder Fiſcherhütten, wie ſie auch aus dem Mittelalter und der Neuzeit von ſolchen Punkten bekannt ſind, oder öffentliche Poſten, die entweder aus ſtrategiſchen Gründen oder als Zollſtationen oder aber als Leuchtfeuerſtationen errichtet waren, wofür es ebenfalls an antiken und modernen Analogien nicht fehlt.

Ein Beobachtungspoſten war namentlich die berühmte, weiter unten zu behandelnde Pfahlbauſtation von La Tène am Ausfluſſe der Zihl aus dem Neuenburger nach dem Bieler See. Sie beherrſchte den Waſſerweg zwiſchen dieſen beiden Seen, deren langgeſtreckte Thalſenkung die natürliche Verkehrsader zwiſchen dem Rhonegebiet im Südweſten und dem Rheingebiet im Nordoſten der Weſtſchweiz bildete. Hier hatten ſchon die Kelten eine kleine Waſſerburg angelegt, welche ihren Zweck dadurch zu erkennen giebt, daß unter ihren Reſten faſt ausſchließlich Waffen und Rüſtungsſtücke und nahezu nichts von Hausrath und Ackerwerkzeugen gefunden wurde. Vor den einrückenden Römern haben die Helvetier dieſen Platz geräumt; unter Auguſtus' Kaiſerherrſchaft wurde er jedoch wieder beſetzt und blieb bis zur Zeit Trajan's der Standort einer kleinen Abtheilung der 21. Legion, welche ihr Hauptlager in Vindoniſſa (unfern der Habsburg im Aargau) beſaß.

3. Die entwickelungsreichen Bronzezeitprovinzen.

(Fortſetzung.)

b) Die nordiſche Bronzezeit.

Dem Bronzealter Nordeuropas geben die ſkandinaviſchen Gelehrten eine Dauer von 1000 Jahren, von der Mitte des vorletzten bis zur Mitte des letzten Jahrtauſends vor Chriſti Geburt. Da die eiſenfreie Metallzeit in Norddeutſchland, Dänemark, Schweden und Norwegen erheblich länger gewährt hat als in Mittel- und Süddeutſchland, ſo rechnen jene Forſcher viele Typen von Waffen, Schmuckſachen, Geräthen und Gefäßen in ihrem Fundgebiet der reinen Bronzeperiode zu, welche anderwärts bereits der erſten Eiſenzeit angehören. Da nun dieſe Typen ſüdlichen Urſprungs ſind, ſo bleibt uns keine andere Annahme möglich, als ſie ihren Verwandten in ſüdlicheren Fundgebieten chronologiſch mindeſtens gleichzuſtellen. Der Zeit nach müſſen wir alſo hier, in der Betrachtung nordiſcher Culturzuſtände, um Jahrhunderte über die Grenze der mitteleuropäiſchen Bronzezeit hinausgehen.

Wie iſt der Norden in den Beſitz ſeiner reichen Bronzealterthümer gekommen? Früher dachte man an eine neue, keltiſche oder germaniſche Einwanderung. Nilsſon ließ phönikiſche Handelscoloniſten die Nord- und Oſtſeeküſten beſiedeln und die Bronzecultur mitbringen. Wiberg und Lindenſchmit machten den etruskiſchen Handel für dieſe ganze Erſcheinung verantwortlich, Wibel ließ die Steinzeitvölker Nordeuropas ſelbſt ohne fremde Einflüſſe auf den Gebrauch der Metalle kommen.

Montelius, dem wir hier, namentlich für Schweden, folgen, hält dafür, daß der Beginn der Bronzezeit nicht mit der Einwanderung eines neuen Volkes zuſammenhänge, daß aber die Bewohner des Nordens allerdings durch die Berührung mit anderen Völkern gelernt hätten, die Bronze zu bearbeiten. Dem genannten ſchwediſchen Forſcher iſt es gelungen, durch ein genaues und umfaſſendes Studium der zahlreichen bronzezeitlichen Grabſtätten und Funde ſechs aufeinanderfolgende Unterperioden innerhalb der nordiſchen Bronzeperiode zu unterſcheiden. Dieſe ſechs Gruppen laſſen ſich, der Kürze wegen, auf zwei, eine ältere und eine jüngere, reduciren, deren Hauptmerkmale die folgenden ſind.

Die Arbeiten der älteren Bronzezeit zeigen als Ornamente feine, durch Tangenten verbundene Spiralſcheiben und Zickzacklinien. Die Formen der Objecte ſind von edlem Geſchmack und bezeugen eine hochgradige Geſchicklichkeit in der Metallbearbeitung, wodurch ſie im Allgemeinen die bronzezeitlichen Denkmäler faſt aller anderen Länder Europas übertreffen. Montelius hält die Gegenſtände aus dieſer Zeit faſt ausnahmslos für einheimiſches Fabrikat. In den Gräbern finden ſich gewöhnlich Skeletreſte; die Leichen wurden alſo in der Regel, wie auch in der jüngeren Steinzeit, unverbrannt beigeſetzt.

Auf den Fundſtücken aus der jüngeren Bronzezeit fehlen die mit dem Stempel eingeſchlagenen Spiralornamente; dagegen findet das Spiralmotiv in plaſtiſcher Ausführung aus Draht an den Enden der Schmuckringe, Meſſergriffe u. ſ. w. Verwendung. Als Flächendecoration gebraucht man Bänder aus parallelen Linien, welche mannigfache geſchweifte Muſter bilden. Man findet mäandriſche Motive, ſolche, die an den „laufenden Hund“ oder das Wellenband des ſüdländiſchen Decorationsſyſtems erinnern, hängende Halbkreiſe, Hakenkreuze, Figuren wie

Delphine, Schiffskiele u. dgl. In der Leichenbeſtattung herrſcht ausſchließlich die Sitte der Verbrennung.

Gegenſtände aus dieſen beiden Stilgruppen kommen nie vereinigt in demſelben Grabe vor. Und wenn ein Grabhügel, wie es häufig der Fall iſt, Beſtattungen aus den beiden Perioden enthält, ſo finden ſich die Gräber mit unverbrannten Leichen ſtets auf dem Grunde des Tumulus, während die Brandgräber in einer höheren Schicht des Hügels liegen, wodurch ſie ſich unzweideutig als jüngere Beiſetzungen zu erkennen geben.

Im Anfange der Bronzezeit herrſcht ferner der Bronzeguß vor, während der Schluß derſelben durch die häufige Anwendung des Hammers gekennzeichnet iſt. Dieſe Beobachtung hat Mortillet, wie wir ſahen, auch auf die mitteleuropäiſche Bronzezeit übertragen und dort eine Epoque du fondeur als ältere von einer Epoque du marteleur als der jüngeren unterſcheiden wollen. V. Groß hat ihm dort mit Rückſicht auf die Pfahlbaufunde, welche einen ſolchen Unterſchied nicht erkennen laſſen, widerſprochen. Aber thatſächlich iſt die Technik des Bronzeguſſes die ältere, während die Ausbildung der Schmiedearbeit die jüngere Erſcheinung iſt. Ihren Höhepunkt in prähiſtoriſcher Zeit erreicht die letztere erſt während der Hallſtattperiode. Man muß bei einer ſolchen Unterſcheidung nur nicht denken, daß man etwa in der älteren Zeit noch nicht zu ſchmieden, in der jüngeren nicht mehr zu gießen verſtanden habe. Es ſoll nur ein Vorwiegen und eine durch bevorzugte Anwendung hervorgerufene, beſondere Entwickelung des einen und des anderen metalltechniſchen Zweiges damit angedeutet werden.

Für die einheimiſche Erzeugung einer großen Anzahl nordiſcher Bronzen ſtellen die ſkandinaviſchen Forſcher directe und indirecte Beweiſe auf. Die letzteren beſtehen darin, daß man Typen wie diejenigen, welche ſie als beſonders charakteriſtiſch für die beiden Bronzealtersgruppen anſehen, bisher nirgendwo anders als in Nordeuropa gefunden hat. Ja, gewiſſe Formen ſind einzelnen kleineren Gebieten innerhalb des großen nordiſchen Bronzereiches ſpeciell eigenthümlich. So unterſcheidet man nicht ſelten ſchwediſche und däniſche Fabrikate, ja man findet gewiſſe Formen auf noch engere Fundgrenzen beſchränkt; wie auf der Inſel Bornholm und im ſüdöſtlichen Schonen ein Fibeltypus, den man anderwärts vergeblich ſucht, ſo gemein iſt, daß man ſeine Vertreter ohneweiters als dort angefertigt betrachten kann.

Directe Beweiſe für die locale nordiſche Bronzemanufactur ſind die zahlreichen, übrig gebliebenen Gußformen für Beile, Meſſer, Sägen, Armbänder u. ſ. w. Wenn nicht mehr als die heute vorhandenen Formenmodeln erhalten geblieben ſind, ſo muß man berückſichtigen, daß viele Stücke in „verlorener Form" oder aus ſolchen Formen gegoſſen wurden, deren Material der Zeit nicht widerſtand. Häufig fanden ſich auch halbfertige oder im Guß mißglückte Arbeiten. Ein ſchönverziertes Hängegefäß der jüngeren Bronzezeit war, als man es auf Fünen entdeckte, von ſeinem thönernen Gußkern noch nicht befreit. Durch ein großes Loch, das beim Gießen auf der einen Seite geblieben war, gab es ſich als ein mißrathenes Stück zu erkennen. Auch trifft man unter dem geſammelten Brucherz mitunter Gußzapfen, d. h. den abgefeilten Inhalt jener Canäle, durch welche das flüſſige Metall in die Form lief, und den kugelabſchnittförmigen Bodenſatz der gebrauchten Gußtiegel und Gußlöffel.

Reines Kupfer findet ſich unter den nordiſchen Alterthümern höchſt ſelten, reines Zinn iſt noch ſeltener. Die ſchwediſchen Kupferbergwerke entſtanden erſt ungefähr tauſend Jahre nach Chriſto; Zinn wird in Skandinavien überhaupt nicht von der Natur geboten. Die fertige Bronze, eine Legirung von 90 Procent

Kupfer und 10 Procent Zinn, wurde wahrſcheinlich in Barrenform importirt. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß auf dem Wege dieſer Einfuhr auch fertige Bronzeartefacte nach dem Norden importirt wurden.

Eine beſondere Fertigkeit beſaß man in Schweden darin, dünne Bronzehüllen (kaum $^1/_3$‴ ſtark) über einen Thonkern zu gießen und ſo nicht nur ſchöne Gefäße, ſondern auch Prunkwaffen (wie ein Paar in Södermanland gefundene prachtvolle Aexte mit halbmondförmiger Schneide, Stielröhre und Knöpfen) zu erzeugen. Die Löthkunſt verſtand man nicht und behalf ſich kümmerlich mit der Nietung der Bruchſtellen oder mit einem unſchönen Bronzeüberguß.

Sehr ſchön wußte man die Bronze, außer mit Gravuren, durch Einlagen aus anderem Material zu verzieren und das goldglänzende Metall, z. B. an Gefäßen, Schwertgriffen, Zierknöpfen u. dgl., mittelſt Bernſtein und einer dunkelbraunen Emailmaſſe, wahrſcheinlich einem Harze, in ſeiner Wirkung noch mehr hervorzuheben. Auch Goldblechüberzug wurde angewendet, und die Luſt an Prunk und Glanz that ſich gewiß auch noch in mancherlei Flitterwerk, das uns nicht erhalten iſt, Genüge.

Wir beſitzen noch eine ganz eigenthümliche Quelle zur Wiederbelebung des altnordiſchen Lebens der Bronzezeit. Das ſind die merkwürdigen Stein- und Felſenzeichnungen in Oſtgothland, Oſtſchonen und namentlich im nördlichen Theile von Bohuslän, einer an Norwegen angrenzenden Landſchaft Schwedens, ſowie in Smaalenene, dem benachbarten Theile Norwegens. Daß ſie der Bronzezeit angehören, lehrt die Uebereinſtimmung gewiſſer, in jenen Bildern dargeſtellter Formen, zumal der Schwerter und Beile, mit den leicht datirbaren Originalſtücken. Auch iſt das Fundgebiet jener Bilderſchriften reich an Gräbern und anderen Ueberbleibſeln der erſten Metallzeit, während das Fehlen von Runenſchriften auf jenen Bildſteinen dafür ſpricht, daß ſie nicht mehr der Eiſenzeit angehören, innerhalb welcher dieſe nordiſche Buchſtabenſchrift bereits aufgekommen war und auch auf Steinen häufig zur Anwendung kam.

Man nimmt an, daß die Nordmänner der Bronzezeit durch jene Felſenzeichnungen, wie durch eine Art hiſtoriſcher Gemälde, das Andenken wichtiger Ereigniſſe feſtzuhalten ſuchten. So ſind die „Hälleriſtningar", wie ſie genannt werden, Denkmäler im wahren Sinne des Wortes. Auch andere Völker, die ohne Kenntniß des Eiſens auf einer hohen Culturſtufe ſtanden, wie die Azteken Mexikos, hatten es, gleich den prähiſtoriſchen Schweden und Norwegern, zu keiner Buchſtaben-, wohl aber zu einer Bilderſchrift, welche die älteſte Erfindung des Schriftbedürfniſſes iſt, gebracht.

Die nordiſchen Felſenzeichnungen zeigen uns, wie man aus den Fig. 165, S. 389, abgebildeten Proben erkennen kann, Waffen und bewaffnete Männer, unbemannte und bemannte Schiffe, Schiffſchlachten, Zweigeſpanne mit Lenkern der zweiräderigen Wagen, Thiere im Kampf, feierliche Aufzüge, Opferhandlungen u. dgl., entweder in feierlicher Ruhe und Einförmigkeit oder in pathetiſchen Haltungen, zuweilen in wilder Bewegung. Deutlichkeit, die uns zu vollem Verſtändniß der dargeſtellten Handlung freilich nicht genügt, wird in dieſen Bildwerken natürlich weit vor die Schönheit, um von der Naturtreue ganz zu ſchweigen, geſetzt.

Man muß die Frage aufwerfen, warum die Leute, welche derlei an glatten Felſenwänden anzubringen wußten, ſolche Darſtellungen nicht auch, wie es ſpäter und ſelbſt gleichzeitig in anderen Ländern geſchah, zur Verzierung ihrer Gefäße, Waffen, Schmuckſachen verwendeten? Wenn wir darauf einfach antworten, daß es nicht Mode war, ſo will das ſo viel ſagen, daß der dumpfere Sinn jener Männer über die Vorſtellung, daß zur Verzierung nur gefällige Linien, todte Ornamente,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Geräth und Gefäß, auch in der mitteleuropäiſchen erſten Eiſenzeit nicht zurückgelegt worden. Was man aus Hallſtatt und verwandten Fundorten auf Gefäßen, Gürtelblechen u. ſ. w. an ſchematiſchen Darſtellungen der Menſchen- und Thiergeſtalt kennt, geht durchaus nicht über die Kunſtſtufe der ſchwediſchen Felſenzeichnungen hinaus. In den Umriſſen iſt es nicht um ein Haar beſſer, und an Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit bleibt es noch weit dahinter zurück. Wir werden alſo auch im nächſten Capitel wiederholen müſſen, daß die Nordvölker Europas, ob ſie nun keltiſchen, germaniſchen oder unbekannten Stammes waren, aus eigener Kraft nur ein ſehr geringes Maß von Kunſtſinn entfaltet haben.

Von den einzelnen Ausnahmen, welche hier wie überall zwar die Regel nicht beſtätigen, aber auf dieſelbe recht nachdrücklich aufmerkſam machen, ſoll an gehörigem Orte die Rede ſein. Für die Thatſache, daß die nördlichen Indogermanen bei großer Vorliebe für prunkvolle Decoration zu den höheren Kunſtarten keine Anlage mitgebracht haben, wird es gleichgiltig ſein, ob wir jene berühmten Ausnahmsſtücke als Importartikel aus dem glücklicher begabten Süden oder bloß als räthſelhafte Seltenheiten auffaſſen.

Montelius führt an, daß unter den circa 4000 Bronzeobjecten, welche Schweden aus ſeiner älteſten Metallperiode noch beſitzt, mehr als 1000 Kelte, d. h. Beilklingen ohne Schaftröhre, ſich befinden. Wir wollen die Typen derſelben und ihre Begleitung innerhalb der ſechs Perioden, welche der genannte Forſcher aufgeſtellt hat, etwas näher anſehen, weil uns ahnt, daß wir in dieſem, ſchon in Stein vorhandenen und von außen gewiß am wenigſten beeinflußten Gebrauchsobject noch am eheſten eine autochthone Entwickelung verfolgen können.

Erſte Periode. Flachbeile mit und ohne Randleiſten, wie in Mortillet's „Morgien“, daneben aber Aexte, d. h. dickere Beile mit Stielloch, den durchbohrten Steinbeilen nachgebildet und (einer Neigung folgend, welche auch dieſe ſchon bekunden) mit Gravirungen verſehen. Zugleich breite dreieckige Dolchklingen, Lanzenſpitzen und die merkwürdigen, nur im Norden vorkommenden „Schwertſtäbe“. Offene Schmuckringe aus doppelt genommenem Draht, dann rohe, zum Theil nach den Enden hin verjüngte Arm- und Halsringe.

Zweite Periode. Flachbeile mit Randleiſten, dann ſolche mit Rand- und Querleiſte (à talon) und Hohlkelte. Eine beſondere nordiſche Form ſind jene Beile, bei welchen die Querleiſte, der talon der Franzoſen, zu einem Knauf wird, der den im Schaftſpalt ſteckenden Theil des Beiles von der eigentlichen Klinge trennt. Dieſe Beile ſind in der Regel ſchön verzierte Waffen. Charakteriſtiſch für die Entſtehung aller dieſer Formen aus dem einfachen Flachbeil iſt der Umſtand, daß die erſte Verbeſſerung des letzteren, die Randleiſten, auf allen Typen, ſelbſt auf den Aexten mit Schaftrohr wiederkehren. Doch findet ſich in der ganzen nordiſchen Bronzezeit kein eigentlicher Palſtab, d. h. kein Flachbeil, bei welchem ſich die Randleiſten zu vier breiten, das Holz auf beiden Seiten umſpannenden Schaftlappen ausgebildet haben, wie dies in Mitteleuropa (jüngere Bronze- und erſte Eiſenzeit) ſo häufig der Fall iſt. Nebenformen: Schwert mit breiter, von Randleiſten eingefaßter Griffzunge und Nietlöchern für die Griffſchalen, dann Schwerter mit angenietetem, reich (mit Gravirungen oder Einlagen) verziertem Vollgriff. Beide Schwerttypen finden wir auch in Mortillet's älterer Bronzezeit Weſteuropas. Von Schmuckſachen: Zierſcheiben, Diademe, zweigliederige Fibeln, d. h. durchbohrte Gewandnadeln, die durch einen eingefügten Bügel zu Sicherheitsnadeln umgeſtaltet ſind, u. dgl.

Dritte Periode. Nur mehr Hohlkelte, aber ſtets mit einer Verzierung, welche die Entſtehung aus dem Flachbeil mit Randleiſten verräth. Schwerter mit dünner Griffangel und aufgeſtecktem, bandförmig verziertem Griff. Die Schmuckſachen denen der vorigen Periode ähnlich.

Vierte Periode. Nur mehr Hohlkelte, wie oben. Die Schwerter, treten an Schönheit der Form und Verzierung ſehr zurück. An den Fibeln beginnt eine mächtige Entwickelung der ſcheibenförmigen Bügelenden. Schön verzierte Hängegefäße und breite Armreifen treten auf.

Fünfte Periode. Nur mehr Hohlkelte, wie oben. Eine ſeltſam primitive Schwertform mit Griffdorn. Die Fibeln erſcheinen als große, durch einen Bügel verbundene Doppelſcheiben, neben welchen die Nadel an Bedeutung ſehr zurückſteht. Beſonderen Reiz entfalten die Bronzegefäße und die Deckel derſelben.

Sechſte Periode. (Uebergang zur Eiſenzeit.) Nur mehr der Hohlkelt. Daneben mannigfache Schmuckringe und Nadeln mit ſchwanenhalsförmig gebogenem Ende.

So viel zeigt eine Ueberſchau der von Montelius auf ſechs Tafeln zuſammengeſtellten Typen. Der Autor fügt noch hinzu, daß in England nach Evans drei Stufen der Bronzezeit zu unterſcheiden ſeien: die erſte mit Flachbeilen (mit Randleiſten oder ohne ſolche), die zweite mit ausgeſprochenen Leiſtenbeilen, die dritte mit Hohlkelten und Beilen „à talon". Dieſelben drei Stufen kehren, ebenſo charakteriſirt, in Italien wieder. Dort iſt, nördlich von den Apenninen, die erſte und die zweite Stufe der Bronzezeit durch die Terramaren, umwallte Pfahldörfer auf trockenem Boden, vertreten. Sowohl in dieſem Gebiet, als auch ſüdlich des Halbinſelgebirges iſt jedoch auch eine dritte Stufe der reinen Bronzezeit in den Funden ausgeprägt. In Ungarn und deſſen Nachbarländern unterſcheidet Montelius zwei Unterperioden der Bronzezeit, welche durch die nämlichen Beilformen wie in den vorgedachten Ländern charakteriſirt ſein ſollen.

Ueberall finden wir alſo den Hohlkelt am Ausgange der Bronzezeit ganz beſonders bevorzugt, und theilweiſe iſt auch, wie in Skandinavien, der Palſtab während der ganzen Dauer derſelben unbekannt; wo er jedoch erſcheint, wie in Mortillet's Epoche von Larnaud, gehört er keineswegs ausſchließlich dem Bronzealter an.

Montelius will jeder ſeiner ſechs Unterperioden der Bronzezeit eine Dauer von 100 bis 150 Jahren oder darüber einräumen. Er glaubt aber auch Anhaltspunkte für eine abſolute Chronologie der nordiſchen Bronzezeit finden zu können.

Jenes Land, welches wir zuerſt vor allen anderen Gebieten im Beſitz einer Bronzecultur antreffen, iſt Aegypten, wo dieſe claſſiſche Erzmiſchung ſchon dreitauſend Jahre vor dem Beginne unſerer Zeitrechnung bekannt war. Hier waren noch während des 13. Jahrhunderts vor Chriſti Geburt Bronzewaffen im Gebrauch, wie die Wandgemälde im Grabe Ramſes' III. durch ihre für verſchiedene Metallobjecte angewendeten Farben beweiſen. Möglicherweiſe wurde das Eiſen erſt im 16. oder 15. Jahrhundert vor Chriſti in das Nilland eingeführt. Im Grabe der Königin Aah-Hotep, welches aus dieſer Zeit ſtammt, fanden ſich mehrere Waffen aus Bronze, Gold und Silber, aber kein eiſerner Gegenſtand.

Sonach wäre die altägyptiſche Cultur größtentheils, wie Jahrtauſende ſpäter die altmexikaniſche, eine Bronzecultur geweſen.

In Kleinaſien hat die Bronzezeit wenigſtens bis ins 12. oder 11. Jahrhundert vor Chriſto gedauert, da ſich in den Stadtruinen, welche Schliemann auf dem Platze der homeriſchen Ilios ausgegraben hat, keine Spur von Eiſen fand. Weiter nordöſtlich währte die Bronzezeit noch länger; denn die Maſſageten Herodot's, ein iraniſches Scythenvolk, lebten noch im ſechſten Jahrhundert ohne Kenntniß des Eiſens.

In Griechenland ſcheint das Eiſen nicht vor dem Anbruch des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends bekannt geworden zu ſein; wenigſtens lieferten die ſogenannten Schliemann'ſchen Gräber von Mykenä, welche durch ihren Reichthum an Goldſchmuck berühmt geworden ſind, nur Waffen aus Bronze. Zu Olympia hat man dagegen ſchon in den älteſten Schichten Eiſen gefunden, und die Gedichte Homer's bezeugen, mindeſtens in ihrer gegenwärtigen Geſtalt, die Kenntniß und Verwendung dieſes Metalles, welche aber, wie wir ſehen, damals noch nicht ſehr ausgedehnt war.

Italien erhielt das Eiſen, wie die Ausgrabungen in Bologna-Felſina und Corneto-Tarquinii lehren, im 9. oder 8. Jahrhundert. Die reine Bronzezeit Italiens liegt alſo vor dieſem Zeitpunkt, und ihre älteren Stufen, namentlich die Reſte der Terramaren, ſtammen noch aus dem vorletzten vorchriſtlichen Jahrtauſend.

Die Ueberreſte des älteren Zeitraumes der Bronzeperiode zeigen große Aehnlichkeit in den verſchiedenen Ländern nördlich der Alpen und in Italien. Dasſelbe gilt von den Typen der jüngeren Bronzezeit. Es ſcheint ſonach, daß dieſe ganze Periode in den verſchiedenen Ländergebieten Europas ungefähr um dieſelbe Zeit angebrochen, und daß auch ihr Abſchluß ſowohl nördlich als ſüdlich der Alpen mehr, als man bisher annahm, ein gleichzeitiger geweſen ſei.

Die flachen dreieckigen Dolchklingen, welche in Italien der früheſten Bronzezeit angehören, finden wir auch in Mitteleuropa mit einheimiſchen Erzeugniſſen derſelben Stufe vereinigt. Zahlreiche Funde lehren, daß das Ende der Bronzezeit in Mitteleuropa mit dem Anbruche der erſten Eiſenzeit Italiens gleichzeitig ſei, alſo in das 9. oder 8. Jahrhundert vor Chriſto falle.

Montelius nimmt das Gleiche auch für Nordeuropa an; wir können ihm hierin nicht ganz beiſtimmen. Er ſtützt ſich auf die Schwertformen mit ovalem Knauf („Möriger Typus") und mit der aus Doppelſpiralen gebildeten Knaufverzierung („Antennenſchwert"). Dieſe Typen findet man in den Gräbern von Corneto und Bologna, welche dem Ende der italiſchen Bronzezeit angehören, in den „älteſten Gräbern von Hallſtatt" (aber welches ſind dieſe älteſten Gräber?) und in den Schweizer Pfahlbauten der jüngeren Bronzezeit. Einige Exemplare dieſer Typen kamen auf dem Wege des Imports nach Skandinavien, wo ſie mit Gegenſtänden der fünften Periode zuſammen vorkommen. Darnach läßt ſich beſtimmen, daß dieſe fünfte Periode circa 750 Jahre vor Chriſto angebrochen ſei. Rechnet man für die vierte und dritte zuſammen ungefähr 300 Jahre, ſo würde Nr. 2 dem 11. oder 12. vorchriſtlichen Jahrhundert entſprechen, wenn ſie nicht noch weiter zurückgeht. Die erſte Einführung der Bronze nach Skandinavien ſetzt Montelius in das 15. Jahrhundert. Dieſe Conjecturen ſind das Ergebniß eingehender vergleichender Studien; wir möchten ſie aber vorläufig noch nicht in den Text der europäiſchen Urgeſchichte aufnehmen, und haben ihnen deshalb bei den ſkandinaviſchen Alterthümern, von welchen ſie ausgegangen ſind, eine Stelle angewieſen.

Anknüpfend an Montelius' grundlegende Arbeit hat Otto Tiſchler (der unvergeßliche jüngſtverſtorbene Forſcher, deſſen allzufrüher Tod in dem Augenblicke, da ich dies niederſchreibe, mein Herz aufs tiefſte bewegt) den Verſuch gemacht, die Eintheilung der nordiſchen Bronzezeit in mehrere Altersſtufen weiter auszuführen und namentlich auch auf deutſche Funde anzuwenden. Die älteſte Periode der Bronzezeit (Montelius Nr. 1, Mortillet's „Morgien") nennt er Periode von Pile-Leubingen. Sie iſt im Norden nur durch Depotfunde vertreten und wurde aus einem ſolchen von Pile bei Malmö in Schonen durch Montelius beſtimmt. Leubingen bei Erfurt iſt der Fundort eines reichen Grabhügels, welcher Flachbeile mit Randleiſten, Dolche, die Klinge eines Schwertſtabes, goldene dicke

Nadeln mit gebogener ſtumpfer Spitze (ſogenannte Säbelnadeln) in das Provinzialmuſeum zu Halle geliefert hat. Die ſogenannten „Säbelnadeln" ſind häufig aus böhmiſchen Skeletgräbern bekannt, wo ſie mit Thongefäßen vorkommen, welche ſich durch mondförmige Henkelaufſätze (die ſogenannte ansa lunata), als zur älteſten Bronzezeit gehörig, zu erkennen geben. Die „ansa lunata" reicht weit nach Süden hinab und iſt namentlich aus oberitaliſchen Pfahlbauten der erſten Metallzeit bekannt. In allerjüngſter Zeit iſt ſie durch meine Unterſuchungen auch aus iſtriſchen und bosniſchen Caſtellieren, alſo aus dem nordweſtlichen Theile der Balkanhalbinſel, bekannt geworden. Die Säbelnadeln gehen noch viel weiter und verknüpfen die erſte Metallzeit Böhmens mit derjenigen Cyperns. So erſcheint die älteſte Bronzezeit in den ſüdlichen und den nördlichen Ländern Europas durch eine Reihe gleicher Erſcheinungen charakteriſirt.

Die Perioden 2 bis 4 von Montelius möchte Tiſchler zuſammenziehen und als bronzezeitliche Hauptperiode bezeichnen. Er nennt ſie „Periode von Peccatel" nach einem berühmten Grabhügelfundort in Mecklenburg. Als typiſch wird hierbei der Inhalt eines Grabes angeſehen, welches außer einem kleinen vierräderigen Keſſelwagen Reſte eines Lederpanzers mit Bronzenieten, Nadeln, eine Fibel, einen Fingerring, einen maſſiven goldenen Armring, eine Pfeilſpitze, zwei Schwerter, zwei Meſſer und einen Palſtab enthielt. Dieſe Periode ſetzt Tiſchler um den Beginn des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends und giebt ihr eine Zeitdauer von mehreren Jahrhunderten.

Die fünfte und einen Theil der ſechſten Periode Montelius' faßt Tiſchler als Uebergangszeit von der Bronzezeit zur Eiſenzeit zuſammen und möchte ſie um das fünfte Jahrhundert vor Chriſto anſetzen. Nach der Anſicht dieſes gewiegten Forſchers treten die älteſten Typen der Bronzegeräthe im größten Theile unſeres Continents gleichzeitig auf, während das Eiſen erſt nach und nach aus den Culturländern des Südens in den Norden vordringt.

Betrachten wir die nordiſche Bronzezeit nun wieder als ein Ganzes, ſo bleiben uns außer den führenden Typen der einzelnen Zeiträume noch zahlreiche, culturgeſchichtlich bedeutſame Funde zu erwähnen. So hat man in Gräbern wiederholt Kleiderzeuge gefunden, einmal in einer Steinkiſte einen 1·50 Meter langen und 60 Centimeter breiten Shawl aus braunem, gelbgerändertem Wollenſtoff, der über den Leichenbrand gebreitet war; ein anderesmal, in einem däniſchen Baumſarg, eine bekleidete männliche Leiche mit einem Bronzeſchwert und anderen Beigaben (Wollmütze, Hornkamm, Bronzemeſſer), die in einer doppelten runden Holzſchachtel verwahrt waren. Die Kleidung beſtand in einer hohen Mütze, einem weiten Radmantel, einem Hüftrock, Gamaſchen, alles aus Wolle, und ledernen Schuhen; ein Wollgürtel hielt den Rock zuſammen und fiel mit ſeinen befranſten Enden lang herab. Ein Wollſhawl lag, als Kiſſen zuſammengerollt, halb unter dem Haupte der Leiche, welche ganz zuletzt in eine Stierhaut eingewickelt war.

Als paſſendes Seitenſtück zu dieſem Funde entdeckte man bald nachher, wieder in einem Baumſarg, bei Aarhuus in Jütland eine vollſtändig bekleidete weibliche Leiche. Abermals war dieſelbe zuletzt in eine ungegerbte Rindshaut eingewickelt. Darunter trug ſie einen großen Mantel aus Wolle mit eingemiſchten Thierhaaren. Den Kopf bedeckte ein zierlich geknüpftes Netz; die langen, wohlerhaltenen Haare waren vermuthlich einſt mit dem Hornkamme, der ebenfalls im Sarge lag, aufgeſteckt geweſen. Außer dem Mantel hatte die Todte einen vollſtändigen Anzug auf dem Leibe, beſtehend aus einer kurzen Aermeljacke und einem langen Rock, der um die Taille mit einem gröberen Band und einem feineren, lang herabhängenden Quaſtengürtel zuſammengehalten war. Den Bruſtſchlitz der

Jacke oder aber den Mantel hielt eine im Sarge gefundene Bronzefibel zuſammen. An Bronzeſchmuck fand ſich außerdem bei dem Skelete ein Fingerring, zwei Armbänder und ein gewundener Halsring; dann zwei Zierplatten, die an dem Gürtel angebracht waren. Einigermaßen überraſcht war man, an der Seite dieſer weiblichen Leiche auch einen Bronzedolch mit hörnernem Griffe anzutreffen.

Da ſich in demſelben Grabhügel noch zwei andere Baumſärge mit ärmlich ausgeſtatteten Männerleichen fanden, ſo half man ſich zuerſt mit der Erklärung, es ſei nach dem Ausſterben der männlichen Mitglieder eines bronzezeitlichen Fürſtengeſchlechtes die Herrſcherwürde auf eine Frau übergegangen und dieſer auch die Inſignien der letzteren in das Grab mitgegeben worden. Allein bald konnte man bei einer genaueren Unterſcheidung männlicher und weiblicher Gräber über fünfzehn der letzteren nachweiſen, in welchen ſich Bronzedolche unter den Beigaben fanden. Eine gleiche Anzahl ſolcher merkwürdiger Funde hat kürzlich Fräulein Julie Meſtorf in Kiel für Schleswig-Holſtein nachgewieſen. Hier kamen nicht nur Bronze-, ſondern auch Feuerſteindolche in Frauengräbern vor, und mehrfach konnte beobachtet werden, daß ſie im Gürtel der Leiche ſteckten.

Waffen zu tragen war entweder ein Vorrecht edler Frauen des Nordens oder ein ſelbſtgewähltes Abzeichen kriegeriſcher Sinnesart. In letzterem Falle würde es an die Kampfrüſtigkeit germaniſcher Weiber erinnern, von welcher die römiſchen Hiſtoriker aus den Kimbern-, Markomannen- und Gothenkriegen ſo Manches zu berichten wiſſen. Noch Saxo Grammaticus meldet von nordiſchen Amazonen, die den Königen Sigurd Ring und Herald Hildetand in ihren Kämpfen zur Seite ſtanden. Die nordiſche Walküre wäre demnach mehr als dichteriſche Phantaſie, und wir dürfen uns, um in dieſer Erſcheinung nicht eine Specialität des europäiſchen Nordens zu erblicken, wohl auch an dasjenige erinnern, was wir im zweiten Capitel über die Gleichſtellung der beiden Geſchlechter auf niedrigen Culturſtufen, über die weiblichen Krieger, Herrſcher und Prieſter mancher Naturvölker beigebracht haben.

Die weibliche Tracht der Bronzezeit iſt ſonſt nahezu die gleiche, wie ſie noch heute in nordiſchen Gebieten auf dem Lande getragen wird. An der männlichen iſt das Fehlen der Beinkleider bemerkenswerth. Die Erhaltung dieſer koſtbaren Raritäten haben wir der Gerbſäure des Eichenholzes zu verdanken, aus welchem die Baumſärge gefertigt waren.

Wolle zu den Kleidern gaben die Schafheerden, welche man ſchon in der Steinzeit zu halten pflegte. In jüngeren Gräbern kommt ſehr ſelten auch feines Linnenzeug vor. Zum Nähen brauchte man Nadeln. Häufiger als Nähnadeln findet man aber jenes urſprüngliche Nähzeug, welches zum Verfertigen von Fellkleidern diente, nämlich Meſſer, Pfriemen und Pincetten. Mit dem Meſſer wurden die Häute zugeſchnitten, mit den Pfriemen Löcher gebohrt, und mit den Zängelchen zog man die dünnen Lederriemchen, welche als Nähfäden dienten, durch die Löcher. Scheren kannte man erſt in der Eiſenzeit.

Fig. 166, S. 395, zeigt uns (unten) den aus einem Eichenſtamm gefertigten Baumſarg eines Mannes, deſſen Leiche mit einem Wollenſtoffe bedeckt war (Treenhöi, Jütland), oben rechts Theile einer wollenen weiblichen Kleidung aus einem Baumſarge von Borum-Eshöi (Jütland), links zwei Frauenfiguren, wie ſie, nach der erhaltenen Ausſtattung der Leichenreſte, einſt in zwei offenen Baumſärgen holſteiniſcher Grabhügel beſtattet waren. Die eine der Leichen hatte neben dem Kopfe noch ein Thongefäß, in welchem ein Bronzepfriem mit Holzgriff lag. In ihrem Gürtel ſteckte ein Feuerſteindolch, während die andere Frau eine bronzene Dolchklinge an der Seite hatte.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

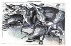
[illegible]

In der älteren Bronzezeit beſtattete man die Leichen unverbrannt, wie in der jüngeren Steinzeit, innerhalb einer aus Steinplatten errichteten und mit einer ebenſolchen Platte bedeckten Kiſte, über welcher dann der Grabhügel aufgeſchüttet wurde. Baumſärge an Stelle der Steinkiſten beobachtet man namentlich in Jütland. Die Steinkiſten ſind in der älteſten Zeit groß und mit mehreren Leichen belegt; ſpäter werden ſie kleiner (circa 1·75 Meter lang), und in der jüngeren Bronzezeit nach der Einführung der Leichenverbrennung ſchrumpfen ſie zu fußlangen Quadraten zuſammen oder verſchwinden gänzlich, indem eine Thonurne, anfangs innerhalb der Steinkiſte, ſpäter ohne dieſelbe, den Leichenbrand aufnimmt, wenn dieſer nicht ganz einfach in eine Erdgrube gebettet und mit einem Steine zugedeckt wird, wie es am Schluſſe der Bronzezeit üblich geweſen zu ſein ſcheint.

Regelmäßig aber wölbt ſich der Tumulus aus Erde oder Steinen über dem Grab oder über den Gräbern (denn häufig werden deren mehrere in einem Hügel angetroffen). Als Ort für ſolche Grabſtätten wählt man gewöhnlich eine Anhöhe mit freier Ausſicht auf das Meer oder einen Landſee. Mit den Beigaben war man in der jüngeren Bronzezeit ſparſamer, als am Beginne der erſten Metallzeit. Zumal Waffen finden ſich vorwiegend in den älteren Gräbern; dort trifft man neben den Skeletten und ihrer Körperzier auch Thon- oder Holzgefäße, die einſt wohl mit einer Wegzehrung für die Todten gefüllt waren. Die Urnen der jüngeren Bronzezeit ſind einfache, grobe Deckelgefäße. Zuweilen begegnet man in den nordiſchen Bronzezeitgräbern ſeltſam-bedeutungsvollen Dingen, die uns einen Blick in die Zauberküche jener fernen Vorwelt geſtatten. So hat man in einer Steinkiſte bei Kopenhagen neben Brandknochen und typiſchen Bronzeobjecten in einem Ledertäſchchen allerlei Gegenſtände gefunden, die man nicht anders, denn als Fetiſche deuten kann. Es lagen da beiſammen: eine fragmentirte Bernſteinperle, eine Mittelmeerſchnecke, ein Tannenholzwürfel, ein Schlangenſchwanz, eine Vogelklaue, ein Eichhörnchenunterkiefer, einige Steinchen, eine kleine Zange, ferner zwei mit Leder umwickelte Bronzemeſſer und eine in ein Darmſtück eingenähte Feuerſteinlanzenſpitze. Der Mann, der dieſe Koſtbarkeiten einſt beſaß, hat an die Wunderkraft derſelben entweder ſelbſt geglaubt oder wenigſtens von dem Glauben Anderer erwerbsmäßig Nutzen gezogen. Wir halten derlei Funde gewiß für ſehr werthvoll, aber nur als Beſtätigungen einer von der Völkerkunde gelehrten Ueberzeugung, von der wir, auch ohne das, die Nordvölker Europas und ihre erſte Metallperiode nicht ausſchließen dürften.

Wir haben wiederholt Moorfunde erwähnt. Dieſe ergänzen in höchſt willkommener Weiſe den Inhalt der Gräber und bilden neben den letzteren die zweite große Quelle zur Erkenntniß der nordiſchen Bronzezeit. Worſaae war es zuerſt, der ſie als Opfergaben an die Götter deutete. Einige Formenreihen der jüngeren Bronzezeit kennen wir vorwiegend aus ſolchen Erd- und Moorfunden, ſo die Schwerter, Hängegefäße, Haarreifen; während andere Serien von Gegenſtänden, wie die Meſſer, Nadeln, Pincetten, faſt ausnahmslos aus Gräbern ans Licht treten. Ein gleiches oder ähnliches Verhältniß iſt für die ältere Bronzezeit noch nicht conſtatirt worden.

Unſer Vollbild „Bronzezeitfunde aus Dänemark“ vereinigt in einer Gruppe (circa $^1/_3$ n. Gr.) Moor- und Grabfunde nach A. P. Madſen's großem Werke Afbildninger af Danske Oldsager og Mindesmaerker. Die große bronzene Henkelvaſe mit Stachelgürtel (der ſchon italiſch-hallſtättiſchen Einfluß verräth) und Vogelkopfverzierung ſtammt aus dem Moorfund von Lavindsgaard (Fünen), welcher außerdem noch elf getriebene Goldſchalen mit hohem Thierkopfhenkel, ähnlich dem von uns links vorne abgebildeten Exemplare, enthielt. Dieſes



[illegible]

[illegible]

[illegible]

wärts iſt ein goldenes Prachtſtück. Das hohe Henkelgefäß rechts verräth ſich durch Form und Zierathen als eine aus ſüdlichen Einflüſſen hervorgegangene Schöpfung. Im Vordergrunde gehören das ſchöne Hängegefäß mit nach innen gebogenem, durchbrochenem Rande und der umgeſtürzte Deckel zuſammen. Links ſehen wir noch einen kleinen Hohlkelt mit Oehr, rechts eine Sichel, beide aus Bronze.

Ueber den Urſprung der nordiſchen Bronzeperiode, ihre zeitlichen und örtlichen Gruppen hat in Dänemark Sophus Müller eingehende Forſchungen angeſtellt, welche Einiges näher ausführen, was wir bisher nur flüchtig berühren konnten. Dieſer Gelehrte ſieht als feſtſtehend an, daß dem nordiſchen Bronzealter eine fremde Cultur zugrunde liege, daß dieſelbe aber weder im öſtlichen Europa, noch in der reichentwickelten Bronzecultur Großbritanniens, ſondern in Mitteleuropa zu ſuchen ſei. Aus den Ländern zwiſchen Ungarn und der Schweiz ſei die ſpecifiſche Bronzezeitcultur über Deutſchland nach dem Norden gedrungen. „Während der ganzen Dauer der vorhiſtoriſchen Zeit,“ ſagt S. Müller, „ſtand der Norden in einem abhängigen und empfangenden Verhältniß zu den ſüdlicher gelegenen Ländern, welche, früher bewohnt und unter günſtigeren klimatiſchen Verhältniſſen, von den vom Oſten ausgehenden Culturſtrömungen ſtets unmittelbarer berührt wurden.“ Schon der Mangel an Metall in Norddeutſchland und Skandinavien ſpricht dagegen, daß die älteſte nordiſche Metallcultur aus einer ſelbſtſtändigen Entwickelung innerhalb der eigenen Grenzen hervorgegangen ſei.

Thatſächlich erkennt man unter den nordiſchen Bronzen zahlreiche ausländiſche Fabrikate, welche als Importſtücke von dem regen Verkehr mit ſüdlichen Ländern Zeugniß geben. Aber auch die im Norden ſelbſt gefertigten Objecte zeigen in den Grundtypen die größte Uebereinſtimmung mit ſüdlichen Funden, und vielfach kann man hier die Entwickelung aus fremden Vorbildern durch die nächſten Imitationen bis zu den allmählich ausgebildeten, ſpecifiſch nordiſchen Formen verfolgen. „Die fremden Motive werden einer durchgreifenden Umbildung unterworfen; es entwickelt ſich eine Formenſchönheit, eine reiche harmoniſche Ornamentik, welche einen Vergleich mit den Erzeugniſſen derſelben Culturperiode im ſüdlichen Europa nicht zu ſcheuen braucht.“

Für das Zahlenverhältniß der importirten zu den autochthonen Bronzefabrikaten iſt ein Blick auf die im Muſeum nordiſcher Alterthümer zu Kopenhagen aufbewahrten Schwerter und Meſſer belehrend. Unter vielen Hundert ſolchen Stücken trifft man dort nur vierzig vollgriffige oder mit Griffdorn und Knauf verſehene Schwerter und etwa fünfzig Meſſer, welche mit Sicherheit als importirt angeſehen werden dürfen. Wenn man der Herkunft dieſer Stücke nachgeht, gelangt man nicht weiter als bis Mitteleuropa. Italien und Griechenland dürften dem europäiſchen Norden nicht mehr als höchſtens einzelne wenige Sachen — nicht mehr als etwa Frankreich oder England-Irland — geliefert haben. Die Anknüpfung an die etruskiſche Cultur iſt deshalb ganz hinfällig. Italien gewinnt erſt in ſpäterer Zeit, als Mitteleuropa ſchon das Eiſen erhalten hatte, durch ſeinen Export Einfluß auf Nordeuropa.

Als Einfuhrswege der Rohbronze und der fertigen Bronzeartefacte dürfen wir die großen ſtraßenleitenden Flußläufe des Rheins, der Elbe, der Oder betrachten. Der Verkehr mit dem Süden ſcheint ſich auf dieſen Straßen während der ganzen Dauer der Bronzezeit erhalten zu haben. An die Einwanderung neuer Völker, welche die Bronzecultur nach Norden gebracht hätten, brauchen wir nicht zu denken; aber aus der Einführung der Leichenverbrennung, der Abſchaffung der ſteinzeitlichen

Begräbnißweiſe und namentlich aus der verſchiedenen Vertheilung der Bronzezeittypen in weſtlicher und öſtlicher Richtung ſcheint ſich, nach Sophus Müller, zu ergeben, daß die Bronzecultur wenigſtens im öſtlichen Skandinavien mit einem allmählichen Zuſtrömen neuer ethniſcher Elemente zuſammenhängt.

Aus der Anſchauung, daß die nordiſche Bronzecultur in der gleichartigen Civiliſationsſtufe Mitteleuropas wurzelt, ergiebt ſich, daß ſie jünger ſein muß als dieſe, und Sophus Müller nimmt daher, entgegen der Auffaſſung Montelius', welcher die italiſche, mitteleuropäiſche und nordiſche Bronzecultur für gleichzeitige Erſcheinungen hält, an, daß die Bronzezeit im Norden anhub, als dieſe Periode in Mitteleuropa bereits in ein ſpäteres Stadium getreten war. Er ſetzt ſie demnach zwiſchen die Jahre 1000 und 500 vor Chriſti Geburt.

Die jüngere Steinzeit hatte dem Auftreten der neuen Cultur kräftig vorgearbeitet. „Die neue Cultur fand den günſtigſten Boden in ſolchen Gegenden, wo tief ins Land ſchneidende Küſten mit guter Jagd oder zuſammenhängende fiſchreiche Gewäſſer und Vorhandenſein des zu Waffen und Werkzeugen erforderlichen Materials eine zahlreiche Bevölkerung geſchaffen und zu einer höheren Entwickelung den Grund gelegt hatten. Gleichſam als ein Erbtheil aus dieſer Periode erhält ſich der Gebrauch gewiſſer Steingeräthe durch die ganze Bronzezeit.“

Nur für den erſten Anblick erſcheint es ſeltſam, daß die Bronzecultur im Norden eine ſo glänzende Entfaltung gezeigt haben ſoll, während ſie in ihrem eigentlichen Ausgangsgebiet, in Mitteleuropa, durchaus nicht als eine ſo impoſante Erſcheinung daſteht. Hier wurde eben die Bronzecultur viel früher als im Norden verdrängt, und die Periode, in welcher dieſe Gegenden dichter bevölkert und durch eine langlebige prähiſtoriſche Metallcultur ausgezeichnet werden, iſt nicht die reine Bronzezeit, ſondern die Hallſtattperiode oder das erſte Eiſenalter.

Neben dem raſcheren Wechſel der Culturen in dieſem offenen Gebiet ſteht die Zähigkeit, mit welcher in abgelegeneren, geſchloſſenen Länderräumen die Bronzeculturſtufe feſtgehalten wird. Unter dieſen Geſichtspunkt fallen außer den nordiſchen auch noch die Bronzefunde Irlands, dann der Schweiz, Sardiniens und Ungarns. Je günſtiger für den raſchen Fortſchritt ein Land gelegen, deſto kürzer währt ſeine reine Bronzezeit, deſto geringer ſind ſeine Spuren dieſer Culturſtufe. So haben auch Italien und Griechenland ihre reine Bronzezeit beſeſſen; aber die Reſte derſelben ſind gering, denn dieſen Ländern wurde von Vorderaſien her frühzeitig das Eiſen und damit zugleich ein neuer Formenkreis vermittelt, der den alten, aus den Donauländern mitgebrachten, kleinen Formenvorrath raſch verdrängte. Zu den Gebieten, in welchen die reine Bronzezeit zeitig ihren Abſchluß fand, gehört auch das blühende, früh von Aſien und Afrika her beſuchte und coloniſirte Frankreich, wo deshalb Bertrand die Exiſtenz einer reinen Bronzezeit überhaupt in Abrede ſtellen wollte. Noch viel ſeltener ſind reine Bronzezeitfunde in Spanien, dem ſo frühzeitig von Phönikiern aufgeſuchten Thürriegellande zwiſchen Mittelmeer und Atlantis. Wäre an Nilsſon's nordiſcher Phönikierhypotheſe auch nur ein Fünkchen Wahrheit, ſo müßte es hier in zahlreichen, den ſkandinaviſchen gleichartigen Funden ſeine Beſtätigung finden.

Sophus Müller unterſcheidet zwei geographiſche Gruppen innerhalb des geſammten Culturkreiſes der nordiſchen Bronzezeit. Die eine, weſtliche, umfaßt in Norddeutſchland Hannover, Holſtein, Mecklenburg und breitete ſich von da über Jütland, Fünen, Seeland nach Bornholm und dem ſüdlichen Schweden aus. Die andere, die öſtliche Gruppe iſt auf deutſchem Boden in Brandenburg und Pommern zu Hauſe. Sie ſteht in engem Zuſammenhange mit Böhmen und Ungarn und gewann im Norden Raum über das öſtliche Skandinavien, Schweden, die engrenzenden Theile Norwegens und die benachbarten däniſchen Inſeln, wo die Miſchung der Formen am ſtärkſten fühlbar iſt, während Jütland und Schweden den Unterſchied derſelben am reinſten zeigen.

Die ſchleswig-holſtein'ſchen Bronzefunde, welche wir Fig. 170, S. 403, darſtellen, beſtehen aus einer getriebenen Henkelkanne (Grabhügelfund bei Bordesholm, einem ſpitzhutförmigen Hängegefäß, deſſen vertiefte Ornamente mit Kitteinlagen ausgefüllt ſind, einer röhrenförmigen Armſchiene mit Oeſen und Anhängſeln und einem diademartigen Hals- oder Kopfſchmuck. Dann ſehen wir auf dem Bilde noch ein vollgriffiges Schwert mit abgebrochener Spitze, einen Palſtab mit Oehr, zwei Bronzemeſſer, darunter eines, deſſen Griff eine menſchliche Figur bildet (gefunden in einer Urne bei Itzehoe), eine T-förmige Schmucknadel,*) eine Pincette, einen Kamm mit Vogelfiguren im Griff (aus einer Urne bei Flensburg) und einen Gürtelzierath mit Klappergehängen aus einem Grabe bei Albersdorf (Diethmarſchen).

Wenigſtens in einem Anhange dieſes Abſchnittes über die nordiſche Bronzezeit müſſen wir auch der Bronzecultur auf den Inſeln Großbritanniens gedenken. Nach den gründlichen Unterſuchungen, welche John Evans derſelben gewidmet hat, wurzelt die älteſte Metallcultur England-Irlands in dem unmittelbar gegenüberliegenden Theile des Continents, in Frankreich. Jenſeits des Aermelcanals müſſen die franzöſiſchen Archäologen die weitere Entwickelung ihrer einheimiſchen Bronzezeittypen ſuchen. Vielfach zeigt die Bronzezeit hüben und drüben ganz identiſche Formen, und nirgends vermißt man eine gewiſſe Familienähnlichkeit, wie ſie auch die ſkandinaviſchen Alterthumsforſcher zwiſchen ihren nationalen Denkmälern und den gleichartigen Funden Mitteleuropas conſtatirt haben.

John Evans unterſcheidet in der Bronzezeit Großbritanniens drei aufeinanderfolgende Stufen. Die erſte derſelben iſt charakteriſirt durch Flachbeile mit oder ohne Randleiſten und durch dünne Dolchmeſſer, welche in den Grabhügeln oft mit Waffen oder Werkzeugen aus Stein zuſammen vorkommen. In der zweiten Phaſe erſcheinen ſchwerere Dolchklingen und Dolche oder Lanzenſpitzen mit Schaftangel, ſowie Beile mit ausgeſprochenen Randleiſten, in der dritten endlich Palſtäbe und Hohlkelte, ſowie zahlreiche Waffen- und Werkzeugformen, welche man zumeiſt fragmentariſch in den Depots der alten Bronzegießer antrifft. Erſt auf dieſer Stufe finden wir das bronzene Schwert mit breiter Griffzunge und die bekannte Form der bronzenen Lanzenſpitze mit Schafttülle. Die große Zahl dieſer Depotfunde und die Formverſchiedenheit jener Schwerter und Lanzenſpitzen, ſowie jener Hohlkelte und anderen Werkzeuge berechtigen uns, der dritten großbritanniſchen Bronzezeitſtufe eine Minimaldauer von ungefähr vier bis fünf Jahrhunderten zuzumeſſen. Die beiden anderen Stufen werden zuſammengenommen wenigſtens die gleiche Zeitdauer in Anſpruch nehmen, ſo daß wir die Geſammtherrſchaft der Bronzecultur in Großbritannien etwa über acht bis zehn Jahrhunderte ausdehnen dürfen.

---

*) Dieſer Typus iſt, ſo viel ich ſehe, der nordiſchen Bronzezeit ausſchließend eigenthümlich, und auch unſer Vollbild „Bronzezeitfunde aus Dänemark“ zeigt ein etwas anders geſtaltetes (mit Scheibchen und Anhängſeln verſehenes) Exemplar deſſelben. Ich vermuthe, daß ſie unter denſelben Geſichtspunkt fallen, wie die Brillennadeln des bronzezeitlichen Pfahlbaues von Peschiera und der erſten Eiſenzeit Mitteleuropas, welche ihrerſeits wieder nahe Verwandte in kaukaſiſchen Gräberfeldern beſitzen. Eine ausgeſprochene T-förmige Nadel, deren horizontaler Balken aus zwei Spiralröhrchen gebildet wird (es iſt poſitiv kein Armbruſtfibelfragment), wurde ganz kürzlich, Sommer 1891, in einem der Grabhügel von Glaſinac in Bosnien entdeckt. Für mich iſt dieſer Fund ein neuer Beweis von dem typologiſchen Zuſammenhang der Hallſtattformen im Nordweſten der Balkanhalbinſel mit den Formen der reinen Bronzezeit, einer intereſſanten Thatſache, von welcher weiter unten noch mehr die Rede ſein ſoll.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

und 78 Brandgräber umfaßt, fanden ſich Bronzebeigaben in 4 Procent der erſteren und nur in $2\frac{1}{2}$ Procent der letzteren. Mit der Leichenverbrennung zeigt ſich alſo eine verminderte Neigung zur Ausſchmückung und Ausrüſtung der irdiſchen Ueberreſte der Verſtorbenen, was im Grunde ſehr wohl begreiflich erſcheint. „Eine Urne oder auch nur ein kleines Loch in der Erde genügte zur Aufnahme deſſen, was von dem größten Kriegshelden zurückgeblieben war, und die Waffen desſelben mochten ſich ſchlecht ausnehmen neben dem winzigen Häuflein calcinirter Knochen, welche das reinigende Feuer übrig gelaſſen hatte“ (Evans).

Vergleicht man die großbritanniſchen Bronzezeittypen mit denjenigen des Continents, ſo erkennt man hinlängliche Spuren fremden Einfluſſes. Aber zugleich zeigt ſich, daß die Bronzecultur in dieſem Gebiet eine eigene und ſehr anſehnliche Entwickelung erfahren hat. Nicht ohne Grund meint Evans, daß ſie, auch ohne jene fremdländiſchen Einwirkungen, wenn nur das Metall einmal bekannt war, einen von dem thatſächlich vorliegenden, nicht ſehr verſchiedenen Weg eingeſchlagen haben würde.

Zwiſchen den Bronzezeittypen Skandinaviens und denjenigen Großbritanniens beſtehen die gewichtigſten Unterſchiede. Einige charakteriſtiſche Formen des nordiſchen Halbinſelreiches (Streitäxte, Schwerter mit Griffangel und verziertem Vollgriff, Tutuli, Diademe, Fibeln, Kämme, Hängevaſen, Schmuckſpiralen und Spiralornamente) fehlen gänzlich in dem nordiſchen Inſelreiche; andere (Sicheln, Sägen, Meſſer, Raſirmeſſer, Hohlkelte und Palſtäbe) zeigen in den beiden Gebieten weſentlich verſchiedene Geſtaltung.

Zu demſelben Ergebniß führt eine Vergleichung der großbritanniſchen mit der ungariſchen Bronzezeit. Der erſteren fehlen die geſtielten Zierbeile und pickelförmigen Beilſtäbe, die halbkreisförmigen Sicheln, der Spiralſchmuck und die gravirten vollgriffigen Schwerter, durch welche die letztere glänzend hervorragt. Auch die Formen der Hohl- und Lappenbeile ſind verſchieden.

Directe Beziehungen zwiſchen Großbritannien und anderen continentalen Gebieten laſſen ſich dagegen mehrfach aus der Uebereinſtimmung der Typen nachweiſen. Für den Anfang der Bronzezeit liefert Frankreich und Italien in Flachbeilen und Dolchen, für eine ſpätere Phaſe Norddeutſchland in Hohlkelten und Sicheln verſchiedene Analogien. In letzterer Hinſicht kann die Berſteinausfuhr oder anderweitige Handelsbeziehungen zur Erklärung herangezogen werden.

Eine auffallende Verſchiedenheit herrſcht hinwieder zwiſchen den engliſch-iriſchen Bronzen und denjenigen der Schweizer Pfahlbauten. Chantre hat bereits darauf hingewieſen, wie ſich die Bronzefunde Südfrankreichs und Norditaliens enger an die Pfahlbaubronzen anſchließen, als die nordfranzöſiſchen Funde. Ebenſo abſeits von jener Gruppe, die ſich durch das Hervortreten der Schmuckſachen neben den Waffen und Werkzeugen charakteriſirt, ſteht Großbritannien, und hier, wie in Nordfrankreich, fehlt z. B. gänzlich das hohle, hufeiſenförmige Armband, welches in der Schweiz ſo häufig vorkommt.

Alte Beziehungen zu den Mittelmeerküſten verrathen die Funde von Glasperlen und Schmuckſachen aus Elfenbein, welche man in großbritanniſchen Bronzezeitgräbern gemacht hat. Zur weiteren Feſtſtellung der gleichzeitigen materiellen Cultur fehlt es an Quellen, wie ſie die Pfahlbauten für die Alpenländer geliefert haben. Die iriſchen Crannoges, künſtliche, mittelſt Pfählen und Steinen hergeſtellte Inſeln in Landſeen, zeigen wohl manche Aehnlichkeit mit den Schweizer Pfahldörfern, aber dieſe Waſſerburgen haben, wie die analogen Bauwerke in Pommern und Brandenburg, bis ins Mittelalter und darüber hinaus exiſtirt; keine davon iſt in früher Zeit durch Feuer zerſtört und nicht weiter bewohnt worden. Wir wiſſen alſo nicht, aus welcher Zeit die maſſenhaften Funde dieſer Anſiedelungs- und Zufluchtsplätze ſtammen.

Dennoch läßt ſich Einiges über die Civiliſation Großbritanniens im Bronzealter mit Sicherheit ausſagen. Die Einwohner beſaßen als Hausthiere den Hund, das Rind, das Schaf, die Ziege, das Schwein und das Pferd; ſie jagten das Reh, den Hirſch, den Eber und den Haſen. Ihre Pfeile waren mit Feuerſtein-, nicht mit Bronzeſpitzen bewehrt, und auch anderer Steinſachen, wie des Schabers, bedienten ſie ſich bis an das Ende der Bronzezeit. Sie ſpannen und webten und trieben Feldbau. Schmuck trugen ſie ſparſamer als andere Bronzezeitmenſchen; aber Hals-, Arm- und Ohrringe, ſowie Perlen und andere Anhängſel waren doch ziemlich beliebt. Holz und Horn ſchnitzten ſie ſehr geſchickt; Holz und Bernſtein wußten ſie ſogar recht fein mit Gold einzulegen. Auch im Gießen und Schmieden des Metalles leiſteten ſie Vorzügliches.

Alles in Allem hat die Bronzecultur auf engliſch-iriſchem Boden eine ganz eigenartige, lange und wechſelvolle Entwickelung gefunden, ſo daß wir dieſes Gebiet mit vollem Recht unter die an erſter Stelle zu betrachtenden Bronzezeitprovinzen einreihen dürfen.

4. Die entwickelungsreichen Bronzezeitprovinzen.

(Fortſetzung.)

c) Die ungariſche Bronzezeit.

Die ungariſche Bronzezeitprovinz iſt eine der belehrendſten Erſcheinungen in der Geſchichte des urzeitlichen Bronzereiches. Daß die Herrſchaft der Bronze hier ſo feſte Wurzeln ſchlug, iſt ein neuer Beweis dafür, daß jenes Reich von Oſten kam, und daß es auf ſeinem Eroberungszuge nach Europa weder das ſüdliche Rußland noch den Süden der Balkanhalbinſel, wo ähnliche Erſcheinungen fehlen, mit einer gleich mächtigen Strömung erfaßt hat.

Mit Staunen haben einſt die nordiſchen Archäologen bei ihren erſten Beſuchen dieſes verwandten Gebietes die vorgeſchichtlichen Bronzeſchätze Pannoniens begrüßt. „Das Land im Süden der Karpathen,“ ſchrieb Hildebrand, „iſt ein archäologiſches Wunderland; ſo groß iſt der Formenreichthum, mit welchem es uns überraſcht, ſo ſchwerwiegend ſind die Zeugniſſe, welche es zur Entſchleierung der prähiſtoriſchen Culturentwickelung Europas beiträgt.“ Als J. Undſet 1876 zum internationalen Congreß der Prähiſtoriker nach Budapeſt kam, fand er ſich angeſichts des im Nationalmuſeum und auf der Congreßausſtellung vereinigten Materiales, welches ſeitdem J. Hampel in Buchform herausgegeben hat, überraſcht und entzückt. Je tiefer er in dieſen reichen Stoff eindrang, deſto höher ſchien ihm die Wichtigkeit Ungarns für die vorgeſchichtlichen Culturphaſen im weſtlichen und nördlichen Europa. Er erinnerte ſich der alten geſchichtlichen Rolle Ungarns als eines Durchzugsgebietes der Völker, die aus Oſteuropa nach dem Herzen des Erdtheiles kamen, der Verbindung, welche die Donau zwiſchen Mitteleuropa und den Küſtenländern des Schwarzen Meeres und dadurch mit Kleinaſien und den alten Culturgebieten im Oſten des Mittelmeeres bildet.

Hätte er ſich zugleich erinnert, daß die Strömungen, welche Mitteleuropa mit neuen Culturelementen befruchteten, nicht immer und ausſchließlich von Oſten kamen, daß es eine vorgeſchichtliche Zeit gab, in welcher die Donauſtraße vorübergehend ihre alte Rolle nicht ſpielte und andere Einflüſſe das Bild der abendländiſchen Civiliſation beſtimmten, ſo würde er dem Räthſel der ungariſchen Bronzezeit noch um einen entſcheidenden Schritt näher gekommen ſein.

Ungarn iſt nämlich, je nach den allgemeinen Umſtänden, welche die Geſchichte unſeres Welttheiles beſtimmen, zugleich ein offenes und ein geſchloſſenes Gebiet. Es iſt in gewiſſen Perioden ein eminentes Durchzugsland, in anderen Phaſen iſt es ein Land des Verweilens, des thatkräftigen Beharrens, von welchem die jetzt herrſchende Nation der Magyaren unter unſeren Augen ein glänzendes Beiſpiel giebt. Eine ſolche Culturphaſe, wie ſie Ungarn unter magyariſcher Herrſchaft jetzt erlebt, hat es unter anderen Verhältniſſen ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit gehabt. Dazu war das von der Donau mitten durchſtrömte, aber von den kleinen und großen Karpathen, den transſylvaniſchen Alpen und den Ausläufern des Balkans und der Oſtalpen ſo wunderbar umrahmte, große und fruchtbare Gebiet gleichſam von der Natur ſelbſt vorher beſtimmt.

Von dem relativ hohen Culturſtande einer lange Zeit ſeßhaften, dem allgemeinen Charakter nach neolithiſchen Bevölkerung zeugt ſchon der Reichthum Ungarns an Kupferfunden, eine Qualität, worin ſich auf europäiſchen Boden nur die Schweiz an die Seite Ungarns ſtellen darf. Hier wie dort, in dem kleinen Hochgebirgs- wie in dem großen Tieflande, iſt die archäologiſche Eigenart ſomit nicht nur durch die reiche und langedauernde Entwickelung der Bronzecultur, ſondern ſchon vor dieſer durch die ausgiebige Aufnahme des Kupfers unter die neolithiſchen Culturelemente ausgeprägt.

Es iſt einheimiſches, oberungariſches Kupfer, das, wie die primitiven Werkzeugtypen beweiſen, ſchon vor der Einführung der Bronze, alſo während der jüngeren Steinzeit im Lande verarbeitet wurde. Die der Steinmanufactur entlehnten Formen bilden den Ausgangspunkt einiger bronzezeitlicher Entwickelungsreihen, während andere vollkommenere Typen erſt während der Bronzezeit, und zwar verhältnißmäßig ſpät, unvermittelt auftreten, alſo wahrſcheinlich ausländiſchen Muſtern nachgebildet ſind. Von den einfachen und doppelten Kupferäxten mit Schaftloch, deren Zeitſtellung noch unaufgeklärt iſt, wollen wir auch hier gänzlich abſehen. Sofern Ungarn als ein Hauptfundgebiet derſelben erſcheint, zeigen ſie nur, daß man das einheimiſche Kupfervorkommen auch in einer archäologiſch nicht näher bekannten Periode zur Anfertigung ſchwerer Streitäxte aus reinem Kupfer benutzt haben kann.

Jene Funde, durch welche die Bronzezeit Ungarns eigentlich berühmt geworden iſt, tragen einen beſtimmt ausgeſprochenen Stilcharakter und ſind, hinſichtlich ihres Urſprungs, neben Bronzen aus anderen Ländern größtentheils nicht zu verkennen. Die beſonders charakteriſtiſchen Stücke braucht man nur einmal gut angeſehen zu haben, um ſie aus jeder Umgebung ſofort herauszufinden. Als ſolche Typen nennen wir die Schwerter mit verbreiterter Klinge und ſchalenförmigem Knauf (vgl. oben Fig. 143, S. 318), die Fibeln mit ihrer federnden einſeitigen Spiralrolle, die Hohlkelte mit einem naſenförmig zulaufenden Randſtück, andere Hohlkelte mit einer Verzierung aus erhabenen Dreieckslinien, ſchöngeformte Streithämmer und Streitäxte mit einem manchmal röhrenförmigen Stielloch, eigenthümliche Dolche und Sicheln. Der hervorſtechendſte Zug in der Ornamentik dieſer Gruppe iſt die unermüdliche Verwendung der ſcheibenförmigen Drahtſpirale, welche bei den Fibeln und Schmuckringen an allen auslaufenden Enden, ſowie überdies häufig als Randgarnitur verwendet wird.

Dieſer decorative Zug, von welchem die erſte Eiſenzeit, ſo gut wie das Bronzealter, in weiten Gebieten beherrſcht wird, hat die nordiſchen Archäologen, die ſeine Aeußerungen in ihrer Heimat gut kennen, von jeher intereſſirt. Wir haben im vorigen Capitel geſehen, daß Sophus Müller die enorme Verbreitung der Spiraldisken in der Alten Welt auf Rechnung eines ägypto-phönikiſchen Einfluſſes ſetzt.

Undſet glaubt, ihren Urſprung in der Bronzezeit der Balkanhalbinſel zu ſehen, von wo ſie weſtwärts nach Unteritalien und nördlich ins Donaugebiet übergegangen wären, um aus dieſen Ländern ihre weitere Verbreitung zu finden. Auch er ſtützt ſich auf die Schliemann'ſchen Funde in Mykenä, welche dem Ende der griechiſchen Bronzezeit angehören; doch mit dem Unterſchiede, daß er ſie hier als primäre Form auffaßt, während ihnen Sophus Müller nur eine ſecundäre Bedeutung neben anderen Erſcheinungen aus dem ägypto-phönikiſchen Culturkreiſe beimeſſen will.

Die ungariſchen Bronzezeitfunde ſind nicht gleichmäßig über das ganze Land verbreitet. Der überwiegenden Mehrzahl nach entſtammen ſie den nördlichen und öſtlichen Comitaten, alſo den Landſchaften am Fuße der Karpathen und an der Grenze Siebenbürgens. Das Land im Weſten der Donau nimmt nur geringen Theil an dieſen Funden. Dieſes Verhältniß iſt offenbar darauf zurückzuführen, daß die ungariſche Bronzezeit ihre höhere Entwickelung in jenen Landſtrichen gefunden hat, welche der jüngeren ſüdweſtlichen Einwirkung, der Einwirkung von der Adria und Italien her, minder zugänglich war. Bekanntlich ſchneidet die Donau aus Ungarn ein ſüdweſtliches Stück heraus, das mit einem Rechteck oberhalb der Hauptſtadt endigt. Dieſes Stück gehört zu den entwickelungsärmeren Bronzezeitgebieten Mitteleuropas, d. h. zu den Gebieten, in welchen die erſte Kenntniß des Eiſens und des älteren Eiſenſtils früher Eingang fand. Der Norden und Nordoſten des Landes ſchließt ſich dagegen dem entwickelungsreichen Bronzegebiete Nordeuropas an, und hat ſeine typiſchen Formen auch über die Landesgrenzen, nach Böhmen, Mähren, Schleſien u. ſ. w., verbreitet. Auch iſt Oberungarn das Gebiet, wo ein reichliches Vorkommen von Kupfererzen die einheimiſche Bronzefabrication auf das kräftigſte unterſtützte.

Die ungariſchen Bronzealterthümer ſtammen größtentheils nicht aus Gräbern, ſondern aus Depotfunden, d. h. aus Anſammlungen von Gegenſtänden, welche — zumeiſt aus unbekannten Gründen — an beſtimmten Orten hinterlegt, geborgen worden ſind. Man nennt die Depotfunde daher auch „Schatzfunde", was noch darin ſeine Berechtigung hat, daß man faſt ausſchließlich Metallobjecte in dieſer Weiſe zu verwahren liebte. Dieſe Schatzfunde ſind verſchiedener Art. Zuweilen beſtehen ſie aus fertigen, unbeſchädigten Stücken und enthalten oft ganze Reihen von Exemplaren einer und derſelben Form. Hierher gehört der berühmte Fund von Hajdu-Böszörmény (Comitat Hajdu). Derſelbe enthielt unter Anderem zwanzig Bronzeſchwerter von verſchiedenen Formen und mehrere Bronzebecken mit doppeltem, an kreuzförmiger Ringvorrichtung befeſtigtem Tragreifen. Dieſe Becken ſind ein typiſches Requiſit der Hallſtattperiode in Italien und den Oſtalpen. Zweifellos unterliegen ſie auch in Ungarn derſelben abſoluten Zeitbeſtimmung, gehören alſo hier einer Periode an, welche in dem weſtlich angrenzenden Gebiete bereits als Eiſenzeit auftritt. Dadurch wird auch das hohe Alter der mitgefundenen Bronzeſchwerter einigermaßen zweifelhaft, und wir ſtehen nicht an, denſelben innerhalb des letzten Jahrtauſends vor Chriſto ihre Stelle anzuweiſen, d. h. ſie für beträchtlich jünger zu erklären, als das erſte Auftreten der Bronze in Mitteleuropa.

Der Schatzfund von Podhering im Bereger Comitate umfaßte 14 Bronzeſchwerter theils mit breiter Griffzunge, theils mit vollem Griff und ſchälchenförmigem Knauf. Derjenige von Zſujta (Comitat Abauj) enthielt vier Armringe, vier Lanzenſpitzen, einen Stabaufſatz mit Vogelkopf und elf vollgriffige Schwerter mit flachem Knauf. Der vielbeſprochene Schatz von Kurd im Tolnaer Comitat ſtammt aus dem Flußbette des Kapos und beſtand nur aus Bronzegefäßen, einem koloſſalen koniſchen Eimer, in welchem ſich vierzehn gerippte cylindriſche Eimer (**Ciste a cordoni**) befanden. Dieſe beiden Formen gehören ebenſoſicher der Hallſtattperiode an, wie die obgedachten Becken von Hajdu-Böszörmény. In Ungarn ſind ſie alſo mindeſtens wieder Bronzezeitſpätlinge; jedenfalls haben wir es mit importirter Waare zu thun, wenn es auch nicht gerade Etrurien ſein muß, woher dieſe Gefäße nach Ungarn geſchafft worden ſind. In Oberitalien, wo bis jetzt die meiſten gerippten Ciſten gefunden worden ſind, dienten ſie als Aſchengefäße in den Gräbern; zahlreich ſind ſie auf dem Flachgräberfelde von Hallſtatt zu Tage gefördert worden. Ueberhaupt hat dieſer Typus von Frankreich bis Poſen und Ungarn eine weite Verbreitung gefunden, und als ſeine Heimat wird mit ziemlicher Sicherheit Italien oder Griechenland, jedenfalls das ſüdeuropäiſche Ausgangsgebiet des Hallſtattſtiles angeſehen.

In anderen Schatzverſtecken (Rima-Szombat und Sajó-Gömör, Gömörer Comitat) lagen neben den Schwertern, Armſpiralen, Streithämmer, Lanzenſpitzen, Dolche, Gehängſchmuck, Nadeln u. ſ. w. Im Ganzen zählen die ungariſchen Archäologen 153 Depotfunde auf, die ſie als Schatzfunde bezeichnen.

Depotfunde anderen Charakters enthalten bloßes Sammelerz, zerbrochene Gegenſtände, Fragmente und Klumpen von Metall. Einer der größten derſelben und zugleich einer der bedeutendſten vorgeſchichtlichen Erzfunde, welche überhaupt jemals gemacht worden ſind, iſt derjenige von Hammersdorf in Siebenbürgen. Sein Geſammtgewicht betrug ungefähr 400 Kilogramm, wovon circa 300 Kilogramm aus Rohmetall, Kupfer und ſehr zinnarmer Bronze, dann etwas reinem Zinn beſtanden. Außerdem enthielt dieſer Fund 18 Schwerter, mehr als 100 Beile, über 70 Sicheln und eine Menge anderer Objecte, welche faſt alle zerbrochen und abgenutzt waren. Hier haben wir es ohne Zweifel mit der Hinterlaſſenſchaft eines vorgeſchichtlichen Metallhändlers zu thun.

Zahlreich ſind in Ungarn auch die Gußſtättenfunde, bezeichnet durch unfertige, eben aus der Form hervorgegangene Metallfabrikate durch abgefeilte Gußzapfen, durch mißlungene und zerbrochene Güſſe, dann durch Klumpen und Barren von Bronze. Einer der namhafteſten iſt der von Sárköz-Ujlak im Comitate Szabolcs; er enthält namentlich Streitäxte von dem ſpecifiſchen Typus der ungariſchen Bronzezeit mit langem Stielrohr und geſpitztem Knauf, Stücke, an welchen weder die Gußnähte, noch die Gußzapfen abgenommen waren. Hampel zählt in ſeiner Statiſtik der ungariſchen Bronzezeitfunde 43 Gußſtätten auf. Der Fund von Domahida im Szatmárer Comitate beſtand aus 357 Stücken, zumeiſt Barren und Fragmenten. Die fertigen Sachen hatten meiſt noch ihre Gußnähte und waren alſo nicht abgeputzt oder ciſelirt. Man bemerkt darunter zahlreiche offene Armringe mit verjüngten Enden, Sichelbruchſtücke, Hohlkelte mit Oehr und Naſe, einige Lanzenſpitzen, dann beſonders viele Streitäxte und axtförmige Waffen, die beiderſeits der Tülle in Stäbe auslaufen und wohl als Streithämmer angeſehen werden dürfen. Die Gußſtättenfunde hat nach ihrer Entdeckung häufig ein fatales Los ereilt; ſie wurden ihrer Metallmaſſe wegen geſchätzt und ſind entweder wieder eingeſchmolzen oder zerſtreut worden. So beſitzt das Nationalmuſeum in Budapeſt von dem großen Depotfunde von Bodrog-Keresztur im Zempliner Comitate heute 278 Stücke, welche in zwei Partien von einem Kupferſchmiede und einem Antiquitätenhändler erworben ſind. Wie viele daneben verloren gingen, weiß kein Menſch zu ſagen. Nur hie und da tauchen in Privatſammlungen oder öffentlichen Muſeen Stücke oder Serien auf, welche zu demſelben Funde gerechnet werden. Aber auch dieſe Zuweiſung entzieht ſich der Controle. Der Fund von Bodrog-Keresztur umfaßt Hohlkelte und Palſtäbe, reſpective Fragmente ſolcher, dann Sicheln, Beile, Lanzenſpitzen, Meſſer, Armſpiralen, Fibeln, ganz oder zerbrochen, ſowie Gefäßbruchſtücke von Bronze.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

baren Vertreter derſelben ſind die Schwerter, die Hohlkelte und die Fibeln. Dieſe drei Vertreter von Waffe, Werkzeug und Schmuck ſind es glücklicherweiſe auch, für welche durch eine größere Anzahl von Schatz- und Gußſtättenfunden die Gleichzeitigkeit nachgewieſen iſt.“

Für dieſe Typen hat Szombathy feſtgeſtellt, daß ſie zeitlich nach der eigentlichen mitteleuropäiſchen Bronzezeit einzureihen und etwa der älteren Phaſe der Hallſtattperiode gleichzuſtellen ſind.

Die älteſte oder Grundform der namentlich in der Bügelverzierung außerordentlich mannigfach, ja ſogar üppig geſtalteten ungariſchen Bronzezeit-Fibula findet ſich auch außerhalb Ungarns in Steiermark, Niederöſterreich, Böhmen, Schleſien und Poſen, alſo in einer ihrem Hauptſitz weſtlich und nördlich vorgelagerten Zone, aber nicht in den typiſchen Bronzezeitgräbern, welche hier nicht ſelten ſind, ſondern in jüngeren Gräbern, welche entweder ſchon Eiſen oder wenigſtens ſolche Formen enthalten, die für den Beginn der erſten Eiſenzeit charakteriſtiſch ſind.

Dasſelbe gilt von den Hohlkelten mit ovalem Schaftloch und der charakteriſtiſchen Verzierung durch Reliefſtäbe, ſowie von den Palſtäben oder Lappenbeilen. Auch dieſe Typen fehlen in den Bronzezeitgräbern der weſtlichen Nachbarländer Ungarns; in Eiſen ſind ſie dagegen auf dem Flachgräberfelde von Hallſtatt ungemein häufig.

Was nun die Schwerter betrifft, ſo hebt Szombathy hervor, daß ſowohl den ungariſchen als den ſpecifiſchen Hallſtatttypen eine griechiſche Schwertform zu Grunde liegt, die in einem „kyklopiſchen“ Hauſe zu Mykenä gefunden iſt und ſchon von Sophus Müller und Undſet als Grundtypus der europäiſchen Bronzeſchwertformen hingeſtellt wurde. Die älteren Hallſtätter Schwerter entfernen ſich von dieſer Grundform nach der einen Richtung hin nicht weiter, als die ungariſchen nach einer anderen, ſo daß beide durch gemeinſame Abſtammung verwandt und daher wahrſcheinlich ungefähr gleichalterig ſind. Auch in einigen Schatzfunden Ungarns iſt das ungariſche Bronzezeitſchwert mit anderen, dem Hallſtätter Culturkreis angehörigen Typen vergeſellſchaftet.

Der genannte Autor findet alſo, daß man Worſaae zuſtimmen und ſagen müſſe: „Die ungariſchen Bronzen bilden keinen Ausgangspunkt für die europäiſchen Bronzealterstypen und kein Hauptglied in der von Südoſt nach Nordweſt durch Mitteleuropa ziehenden Kette der Bronzezeitfunde, ſondern einen Seitenaſt derſelben, freilich einen der allerſchönſten und blüthenreichſten.“

5. Die entwickelungsarmen Bronzezeitprovinzen.

a) Spanien, Frankreich und Oeſterreich.

Die Erkenntniß, daß wir es in der Bronzezeit mit zwei verſchiedenen Typen europäiſcher Länderräume zu thun haben, geſtattet uns, das ſchwer überſehbare Fundmaterial dieſer Periode in klare, überſichtliche Gruppen zu ordnen. Zur Bezeichnung der Gruppe, welcher wir uns jetzt zuwenden, könnten wir ſtatt des Ausdruckes „entwickelungsarme Bronzezeitprovinzen“ auch proleptiſch das Wort „Hauptgebiete der ſpäteren Hallſtattcultur“ wählen; denn das eine, wie das andere ſind nach dem Stande unſerer bisherigen Forſchungen die drei um den Hauptſtock der Alpen herumliegenden Länderräume Oberitalien, Südöſterreich und Frankreich. Von dem letzteren, wie von dem angrenzenden Spanien mit ſeiner ganz eigenthümlichen Kupferbronzezeit, ſoll hier nur kurz die Rede ſein; etwas eingehender behandeln wir das Gebiet, auf welchem ſpäter Hallſtatt, Watſch und Santa Lucia glänzen, ſowie die nahe Landſchaft, welche durch die Gräberſchätze von Eſte und Bologna unſere Kenntniß der erſten Eiſenzeit Europas bereichert hat.

Es wird ſich, hoffen wir, zur Genüge herausſtellen, warum wir Oberitalien mit ſeinen Terramaren an die unentwickelte Bronzezeit des Donaugebietes anknüpfen. Zu den Bronzegebieten mit ſchwacher Entwickelung hätten wir vor Allem die drei ſüdlichen Halbinſeln Europas zu zählen; allein der heutige Stand der Forſchung auf dieſen Gebieten läßt noch keine Charakteriſtik und Ableitung ihren Bronzeculturen zu. Die einzige Ausnahme bildet hier das Terramaragebiet Oberitaliens und der Südoſten Spaniens, über den wir, mangels einer anderweitigen geeigneten Stelle, gleich hier das Nöthige ſagen wollen.

Das mediterrane Küſtengebiet Spaniens iſt für den Beginn der prähiſtoriſchen Metallzeit leicht unter denſelben Geſichtspunkt zu bringen, wie Südfrankreich mit dem Rhonebecken. Dieſe beiden Gebiete gehören derſelben Entwickelung der mittelländiſchen Strandlinie an und werden daher wahrſcheinlich der gleichen überſeeiſchen Einflußzone unterworfen geweſen ſein.

Thatſächlich hat ſich das ſüdöſtliche Spanien als ein Gebiet mit frühzeitig abgeſchnittener Bronzeculturentwickelung herausgeſtellt. Das große Werk der Brüder Siret über die erſten Metallperioden im ſüdöſtlichen Spanien hat mit einem Schlage ein ungeheures, früher ungeahntes Material zu unſerer Kenntniß gebracht. Die Verfaſſer jenes Werkes, Ingenieure, haben während acht Jahren an 40 verſchiedenen Orten Ausgrabungen vorgenommen. Sie fanden an dieſen Plätzen drei ganz verſchiedene Perioden vertreten: 1. eine neolithiſche (15 Stationen auf Hochebenen, zum Theil mit Gräbern); 2. eine Uebergangsperiode mit vorherrſchenden Steinwerkzeugen, welche mit Bronzeſchmuckſachen und Werkzeugen aus reinem Kupfer gemengt ſind; 3. eine vorgeſchrittene Culturſtufe mit beſchränktem Gebrauch des Steines und Vorherrſchen des Kupfers über die Bronze bei Herſtellung von Waffen und Werkzeugen. Das Eiſen, ſowie der Gebrauch von Münzen und Schriftzeichen fehlen dieſer Stufe noch völlig.

Die zweite dieſer Perioden iſt durch ſieben Stationen vertreten; die Reſte ihrer Bauwerke verdienen alle Achtung. Sie enthalten die ſicheren Beweisſtücke einer einheimiſchen Metallurgie; doch erſcheint ſchon mit dem erſten Kupfer die erſte Bronze. In der dritten Periode begegnen uns größere, wohlgebaute Dörfer, auf ſteilen Felſen angelegt und überdies durch Erd- oder Steinmauern geſchützt. Dieſer Periode gehören als werthvollſte Fundſchicht 1300 Gräber an, Skeletgräber von ſogenannten Hockern, d. h. zuſammengeſchobenen Leichen, deren 150 in der einfachen Erde, ebenſoviele in Steinkiſten und 1000 in großen Urnen geborgen waren. Ueberſeeiſcher Einfluß iſt bei der letzteren Beſtattungsweiſe unverkennbar. Neben den Skeletten fanden ſich häufig Thierknochen, Reſte von Nahrungsmitteln, die man den Todten mitgab, außerdem Waffen, Thongeräth und Schmuckſachen. In der Regel hatten die Männer ein Flachbeil, ein Schwert und einen Dolch oder ein Meſſer, die Frauen ein Meſſer oder einen Pfriemen bei ſich. Fig. 174, S. 414, zeigt uns den Inhalt einer bei dieſen Ausgrabungen geöffneten Steinkiſte. Das Schwert iſt, ſeiner Form nach, nur ein verlängerter Dolch, wie in Cypern und Aegypten. Den Schädel umſchlingt ein bronzenes Diadem, von welchem ſeitlich Schmuckſcheiben herabhängen.

Nach der geringen Entwickelung, welche die Waffen und Werkzeuge aus Metall erfahren haben, kann für die dritte Epoche keine lange Dauer — nach den Brüdern Siret etwa ein Zeitraum von 100 bis 300 Jahren — in Anſpruch genommen werden. Jedenfalls liegt ſelbſt dieſe Epoche noch außerordentlich weit

d. h. in den Tumulis der Hallſtattperiode, ſo finden wir alsbald auch ſchon Eiſenſachen in beträchtlicher Menge. In den Hügelgräbern des Rhonebeckens erſcheint das Eiſenſchwert neben dem Bronzeſchwert. Bertrand leugnet aber eine reine Bronzezeit nicht nur für Frankreich, ſondern auch für die Schweiz, deren jüngere Pfahlbauten er nur als Handelsſtationen fremder Metallwaarenhändler anſehen will. Natürlich geſteht er auch Griechenland und Italien eine reine Bronzezeit nicht zu. Der Beginn der Eiſenzeit Frankreichs fällt für ihn in das 7. Jahrhundert vor Chriſto. Im Donauthal ſei die Hallſtattperiode etwas früher, im 8. oder 9. Jahrhundert vor Chriſto angebrochen, während ſie in Oberitalien und in Griechenland ſchon im 13. oder 14. Jahrhundert begonnen habe.

Für Italien iſt dieſe Auffaſſung durch die Ergebniſſe der Terramaraforſchung, welche uns die Poebene etwa im 12. Jahrhundert von einem wenig entwickelten Bronzezeitvolk bewohnt zeigt, glänzend widerlegt worden. Für Frankreich wird die Exiſtenz einer reinen Bronzeperiode ſiegreich behauptet von Mortillet, deſſen Eintheilung derſelben in eine ältere und eine jüngere Stufe (Morgien und Larnaudien) wir am Beginne dieſes Capitels kennen gelernt haben, namentlich aber auch durch Ernſt Chantre, der die Bronzezeitdenkmäler des Rhonebeckens in einem großen, reich ausgeſtatteten Werke herausgegeben hat.

Chantre zerlegt die Bronzezeit Frankreichs in drei Stufen. Die erſte (Phase Cébenienne nach dem zahlreichen Vorkommen diesbezüglicher Funde in der Region der ſüdlichen Cevennen) umfaßt die Uebergangszeit vom Steinalter zur Bronzeperiode. Wir finden da Landanſiedelungen und Grottenwohnungen, Pfahlbauten, Flachgräber, natürliche und künſtliche Grabhöhlen, endlich Dolmen. Die eigentliche Bronzezeit Frankreichs nennt Chantre Phase Rhodanienne, weil dieſe Epoche namentlich durch Funde im Rhonethal vertreten iſt. Hier trifft man Schatzfunde, Gußſtätten- oder Sammelerzfunde, Landanſiedelungen, Pfahlbauten und Gräber. Die Uebergangszeit vom Bronzealter zum Eiſenalter heißt bei Chantre Phase Moeringienne nach der bekannten Schweizer Pfahlbauſtation. Hierher rechnet er den großen Gußſtättenfund von Larnaud (der Mortillet zur Bezeichnung der entwickelten Bronzezeit dient) und den Pfahlbau von Gréſine, dann einige Gräber und Anſiedelungsreſte. Im Ganzen iſt jedoch dieſe Periode in Frankreich nicht ſtark vertreten, weshalb wir dieſes Land trotz der polemiſch übertriebenen Behauptung Chantre's, daß es an Bronzezeitfunden nicht hinter der Schweiz und Nordeuropa zurückſtehe, dennoch zu den entwickelungsarmen Bronzezeitprovinzen unſeres Erdtheiles zählen müſſen.

Uebrigens muß man in Frankreich, wie in Oeſterreich, offenbar zwiſchen dem Norden und dem Süden des Landes unterſcheiden. Der Norden und Nordweſten Frankreichs bildet, wie auch Chantre bereits geſehen und Evans gebilligt hat, eine mit Großbritannien zuſammenhängende Bronzeprovinz, welche ihre archaiſche Cultur jedenfalls ungeſtörter entwickelt hat als das Rhonegebiet. Derſelbe Zuſammenhang beſteht zwiſchen den Norddonauländern Oeſterreichs (Böhmen, Mähren, Schleſien) und dem nördlichen Deutſchland. Wer ſich für die nordfranzöſiſche Bronzezeit intereſſirt, findet reiches Material in den Arbeiten Paul du Chatellier's, welcher zuletzt 1889 einen Band über die vor- und frühgeſchichtlichen Denkmäler des Departements Finiſterre (Bretagne) herausgegeben hat. Dieſes landſchaftlich reizendſte der fünf bretoniſchen Departements, zugleich dasjenige, welches die ausgedehnteſte Küſtenſtrecke beſitzt, iſt archäologiſch ungemein intereſſant. Außer zwei diluvialen Stationen iſt es namentlich die jüngere Steinzeit, welche hier mannigfache Spuren hinterlaſſen hat: Küchenabfallshaufen, Wohnplätze, Steinkiſten, Gräber, Grabgrotten, Steinalleen, Dolmen, Menhirs, Depotfunde und zerſtreute Objecte. Die megalithiſchen Denkmäler krönen meiſt kleine Vorgebirge, welche, ſo wie der ganze Küſtenſtrich, gern zur Anſiedelung gewählt wurden und ihre Anziehungskraft bis in die römiſche Epoche behaupteten. Die Bronzezeit iſt durch zahlreiche Tumuli und Verſteckgruben vertreten, deren einſtiger Inhalt an Dolchen, Beilen, Schwertern, Lanzenſpitzen, Schmuckringen u. ſ. w. jetzt im Muſeum von Kernuz bewahrt wird und erſichtlich in die erſte Eiſenzeit hinüberleitet. Die glänzendſten Funde aus dieſer letzteren, unter Anderem viele Goldſachen, enthielt das Flachgräberfeld von Kerviltré mit ſeinem an Hallſtatt und verwandte Fundorte erinnernden Wechſel von Skelet- und Brandbeſtattung.

Ungefähr ebenſo verhält es ſich in Nordöſterreich, und wer die reichlichen Mittheilungen verfolgt, welche alljährlich über urgeſchichtliche Funde in dieſem Gebiete berichten, wird auch um Material zu Lebensbildern aus der Bronzezeit Böhmens und Mährens nicht verlegen ſein. Heute müſſen wir jedoch über ganze Königreiche und ergiebige Länder mit wenigen Worten hinwegeilen und uns begnügen, ihre wahrſcheinliche Stellung im Zuſammenhange des Ganzen oft nur flüchtig anzudeuten. Wir beſchränken uns hier darauf zu ſagen, daß die Anſicht, wonach der Bronzezeit Böhmens eine Art Vermittlerrolle zwiſchen der ungariſchen und der nordiſchen Bronzecultur (die erſtere als Ausgangspunkt der letzteren gedacht) zufiele, in jüngſter Zeit ſtark erſchüttert worden iſt, und daß die Bronzetypen ungariſchen Charakters, welche man aus böhmiſchen Fundorten kennt, wahrſcheinlich viel jüngeren Urſprungs ſind, als früher angenommen wurde.

Zu den Fig. 157 bis 161, S. 369, dargeſtellten Bronzezeitfunden aus Böhmen fügen wir hier (Fig. 175 bis 178, S. 417) noch vier Stücke aus einem, an Flachbeilen und Halsringen (von zinnarmer Bronze) ſehr reichen Depotfunde von Oberklee bei Saaz, ſowie (Fig. 179, S. 418, und Fig. 180, S. 419) die Abbildungen von zwei Sandſteingußformen aus derſelben Gegend, aus welcher mehrere Sammelerzfunde im k. k. naturhiſtoriſchen Muſeum zu Wien bewahrt werden.

Wie Bertrand für Frankreich, ſo hat Hochſtetter für Oeſterreich die Exiſtenz einer reinen Bronzezeit geleugnet. Statt daß er ihr, wie es richtiger geweſen wäre, in dieſem Gebiet, namentlich im Süden, eine kürzere Dauer und daher auch eine geringere Entwickelung zugeſchrieben hätte, ließ er ſich durch das Fehlen von Bronzezeitgräbern in den Alpenländern verleiten, die Hallſtattcultur in den Oſtalpen unmittelbar an die Pfahlbaucultur der jüngeren Steinzeit anzuknüpfen. In Mitteleuropa und noch mehr im Gebiet der Mittelmeerländer ſchien ihm eine reine Bronzezeit immer fraglicher zu werden. Große Gruppen, wie die Schweizer Pfahlbauten und die Terramaren Oberitaliens, hat dieſer Forſcher ganz überſehen und in ſeiner Conſtruction durchaus Richtiges mit ganz Falſchem vermengt. So will er die nordiſche Bronzecultur in ihrer Gänze von der mitteleuropäiſchen Hallſtattcultur ableiten und betrachtet dieſe beiden Phaſen als vollkommen gleichzeitige, ja als gleichzeitig mit der Entwickelung der claſſiſchen Cultur bei den Griechen und Römern, von welchen jene beiden prähiſtoriſchen Stufen, die mitteleuropäiſche und die nordiſche, ganz unberührt geblieben ſeien. Heute wiſſen wir, daß dem nicht ſo war, daß die Bronzecultur ziemlich gleichzeitig und gleichartig in den verſchiedenſten Länderräumen Europas begann, daß ſie aber in denſelben von verſchiedener Dauer geweſen iſt, und daß daher leicht in einer ſpäteren Phaſe Einwirkungen einer zum Hallſtattſtile und zur Eiſenbenutzung vorgeſchrittenen Culturprovinz auf ein Gebiet mit langlebiger Bronzecultur nachgewieſen werden können.

Für die Bronzezeit Oeſterreichs folgen wir den Darlegungen, welche der Wiener Muſeumscuſtos J. Szombathy durchwegs auf Grund eigener Anſchauungen und Ausgrabungen gegeben hat. Er conſtatirt zunächſt, daß wir im

Oſtalpengebiete, von Einzelfunden abgeſehen, noch keine Vertretung der Bronzeperiode gefunden haben. Das Gebiet, aus welchem wir bisher gute Bronzezeitfunde (Gräberfunde) kennen, erſtreckt ſich nicht bloß auf die Länder im Norden der Donau, ſondern auch auf das Voralpenland am rechten Donauufer, aus welchem das

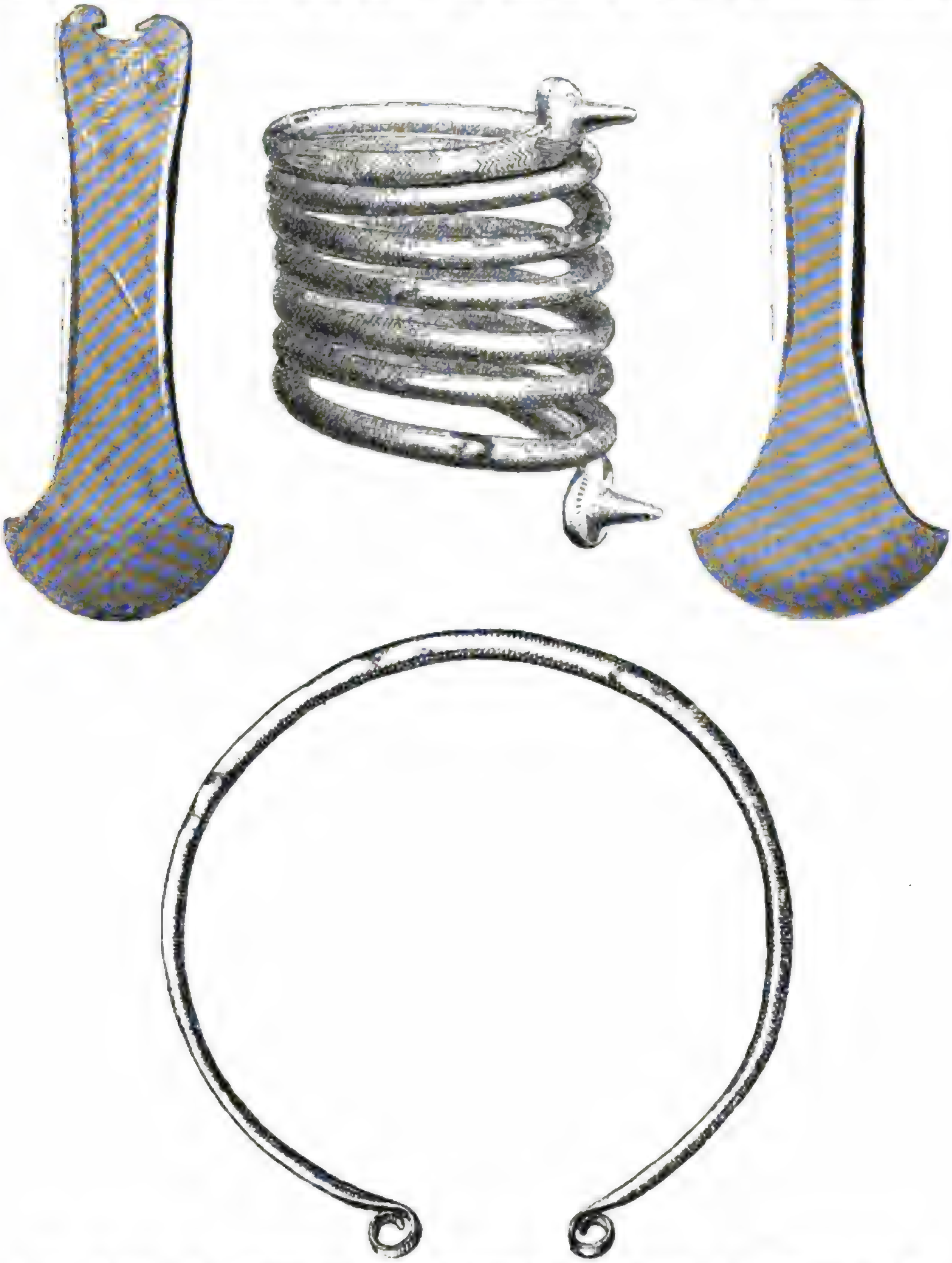


Fig. 175 bis 178. Bronzen aus dem Depotfunde von Oberklee in Böhmen, 1/2 n. Gr. (Text ſiehe S. 416.)

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

mittlere Hauptgrab geleert und an derſelben Stelle oder etwas höher, manchmal ſogar knapp unter dem Gipfel, ein Grab mit Beigaben der erſten Eiſenzeit eingeſetzt.

Zweifellos ſind die größten, in ihrem Innern oft mit reichen Beigaben ausgeſtatteten Tumuli der Bronzezeit ſchon in der darauffolgenden Hallſtattperiode entweiht und insbeſondere nach Gold durchſucht worden. Die Grufträuber entriſſen dem älteren Grabe zuweilen alles bis auf einige Thonſcherben; zuweilen ließen ſie von den Dolchen die wahrſcheinlich ſchon verfaulten Scheiden aus Holz und Leder zurück, ſo daß wir jetzt nur mehr die Beſchläge derſelben antreffen. Aber ſie benutzten die älteren Tumuli auch, um ihre eigenen Todten darin beizuſetzen. Jene Grabhügel, welche die Männer der erſten Eiſenzeit in dieſem Gebiete ſelbſtſtändig errichtet haben, ſind meiſt ganz niedrig und manchmal ſo flach, daß ſie kaum über das umgebende Niveau emporragen. Von dem Inhalt dieſer jüngeren Grabhügel wird im nächſten Capitel die Rede ſein.

Solche Erſcheinungen ſind wichtig, weil ſie uns wenigſtens für dieſes Gebiet lehren, daß auch zwiſchen den Funden der beiden älteſten metallzeitlichen Culturſtufen (wie wir es im vierten Capitel für die ältere und die jüngere neolithiſche Periode derſelben Fundgegend geſehen haben) kein breiterer Uebergang beſteht, aus welchem wir eine continuirliche, an Ort und Stelle vollzogene Entwickelung von der bronzezeitlichen zur Hallſtattcultur ableiten könnten. Nach den heutigen Beobachtungen dürfen wir für das ſüdweſtliche Böhmen die Idee einer fortſchreitenden localen Entwickelung der einzelnen Culturſtufen auseinander nicht faſſen und müſſen annehmen, daß die Culturperioden einander ſprunghaft abgelöſt haben.

Zu demſelben Ergebniß führt auch die Betrachtung eines der werthvollſten ſüddonauländiſchen Fundorte in Niederöſterreich, deſſen Erforſchung und Beſchreibung wir abermals dem unermüdlichen Ausgräber und vorurtheilsfreien Beobachter Cuſtos J. Szombathy in Wien verdanken. Es iſt dies Gemeinlebarn, im Tullner Felde unfern des auf römiſche und frühmittelalterliche Beſiedelung zurückblickenden Ortes Traismauer gelegen. Hier fanden ſich zuerſt drei Tumuli der Hallſtattperiode, auf deren glanzvolle keramiſche Ausſtattung wir im achten Capitel zu ſprechen kommen werden. Ganz nahe an dieſen Hügelgräbern, aber durch keinerlei Zwiſchenform mit ihnen verknüpft, dehnt ſich ein Flachgräberfeld aus der reinen Bronzezeit. Daſſelbe enthält Skelette und Leichenbrand, typiſche Bronzen, natürlich ohne jede Spur von Eiſen, und namentlich ſehr zahlreiche keramiſche Beigaben, die eine ausgedehnte Stufenleiter von Formen durchlaufen. Einfach ſchwarzglänzend oder graubraun ohne eigentliche Verzierung ſind die vielgeſtaltigen Thongefäße doch geeignet, Achtung für die Gefäßplaſtik der Bronzezeit zu erwecken; ſo mannigfach, meiſt rein und faſt edel profilirt zeigen ſich die verſchiedenen Schälchen, Näpfchen, Schalen, Schüſſeln, Töpfe und Urnen dieſer Nekropole. Es ſind faſt durchaus charakteriſtiſche Formen, die mit den Typen der Hallſtattperiode nichts gemein haben. Für beſonders wichtig halte ich das Vorkommen kleiner enghalſiger Henkelkrüglein; dieſe hübſchen ſchlanken Gefäße ſind nämlich ein Specificum der ungariſchen Terramaren (namentlich derjenigen von Toszeg), über welche wir alsbald ein Wort ſagen werden.

Ein weiteres Bindeglied zwiſchen der Bronzezeit Oeſterreichs und den Terramaren in Ungarn und Oberitalien ſind Bronzefibeln einfachſter Form, unſeren Plaidnadeln ähnlich, von den italieniſchen Paläoethnologen als Fibule ad arco di violino (fiedelbogenförmige F.) bezeichnet. Dieſe Fibelform, welche man heute allgemein für die älteſte anſieht, hat ſich bisher, außer in Niederöſterreich, Ungarn und Oberitalien, in Bosnien und in Mykenä gefunden. In den Tholosgräbern

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Fibel mit verziertem ovalen Bügel (rechts), einfache (Terramara-)Fibel mit vierkantigem Drahtbügel (links), Schmucknadel, Flachbeil mit Randleiſten, dreieckige Dolchklinge mit Griffnieten, Meſſer mit kurzer Griffangel und Griffniete, Pfeilſpitze mit Widerhaken, Schmuckring aus Draht, endlich einen Thierknöchel, Aſtragalus, als Schmuck durchbohrt. Von dieſen letzteren primitiven Zierſtücken kommen hier, wie in dem kaukaſiſchen Gräberfundorte Koban, ganze Reihen vor, welche vielleicht an Schnüren um den Hals getragen wurden. Undurchbohrte Aſtragali haben ſich zahlreich in den verſchiedenen Schichten des Hügels von Hiſſarlik (Troja) gefunden.

Von dem Formenreichthum der Keramik von Gemeinlebarn, die ich oben nach dem Ergebniß der jüngſten Ausgrabungen geſchildert habe, giebt unſere Abbildung, welche älteres Fundmaterial vorführt, keine Idee. Indeſſen iſt die verſchiedenartige Ausbildung der Keramik in einzelnen Fundorten mehr eine Sache von localer Bedeutung, als von allgemeinem Intereſſe für die Verfolgung des culturgeſchichtlichen Herganges.

Von beſonderer Wichtigkeit ſind die theilweiſe wohlerhaltenen Skelette. Es liegt davon eine Serie vor, wie man nicht leicht wieder eine zweite gleichen Alters und gleicher Bedeutung finden wird. Nach Szombathy's gewiſſenhaften Unterſuchungen bekunden dieſe Ueberreſte eine durchſchnittliche Körperlänge von 166 Centimetern, alſo ein ſehr geringes Maß, nachdem die Mittellänge kleinerer europäiſcher Völkerſchaften heute 167 Centimeter beträgt. Die Knochen ſind außerordentlich leicht, aber mit ſtarken Gelenkflächen, und laſſen auf eine ſchlanke, aber ſehr kräftige und elaſtiſche Körperbildung ſchließen. Die Raſſe mag ſich von den heutigen Bewohnern derſelben Gegend nicht anders unterſchieden haben, wie das wilde vom gezähmten Thiere. Die Unterſchenkel ſind ſämmtlich, einige ſogar exceſſiv platyknemiſch. Die Schädel gleichen aber ganz denen einer hochgewachſenen Bevölkerung. Sie ſind vorwiegend langgeſtreckt mit langer Geſichtsbildung (nur zwei am Rande der Brachycephalie, fünf meſocephal, ſieben dolicho- und drei hyperdolichocephal), gleichen alſo dem rein germaniſchen Typus der alemanniſchen Reihengräber.

Fig. 182, S. 423, fügen wir noch die Abbildung einiger Funde aus den bronzezeitlichen Flachgräbern von Leobersdorf (zwei Thongefäße, ein Spiralarmring, eine Nadel mit Oehr und Ring, ein Halsring, eine Anzahl durchbohrter Thierzähne von einem Collier, und eine Feuerſteinpfeilſpitze) bei. Die folgende Illuſtration, Fig. 183, S. 424, zeigt uns Gegenſtände aus der Nekropole von Trſchitz in Mähren, welche der weitverbreiteten Claſſe der Urnenfelder mit Brandbeſtattung angehört. Bei dieſem Gräberfelde geſtatten die Metallbeigaben eine nähere chronologiſche Beſtimmung. Ein rein bronzezeitlicher Typus iſt hier die lange Nadel mit dickem quergerippten Halſe, während geſchweifte Meſſerklingen mit kurzem Griffdorn von der Form des mitabgebildeten, fein verzierten Stückes auch in Urnenfeldern der Anfangsſtufe des erſten Eiſenalters in dem bezeichneten Gebiete vorkommen. Links iſt eine der vielen Thonklappern dargeſtellt, wie ſie in dieſen Gräbern gefunden wurden: ſphäriſche hohle Gebilde mit einem Steinchen im Innern, außen zuweilen fein verziert und graphitirt. Zwei kleine ringförmige Zierathen und ein dreieckiges Anhängſel ſind aus weichem Stein geſchnitten. Bei den verſchiedenen edleren Gefäßformen iſt der Graphitüberzug und die lineare Decoration faſt Regel, von welcher jedoch die hohen becherförmigen Gefäße, wie dasjenige rechts rückwärts ausgenommen ſind. Dieſer ſchwerfällige Typus erſcheint ſtets dickwandig und ungeglättet und findet ſich faſt auf allen Urnenfeldern Böhmens und Mährens in zahlreichen Exemplaren.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

eckiges geſchloſſenes Baſſin gebildet wurde. In dieſem baute man ein Gerüſt mit Pfählen und einer Plattform als Baſis für die Hütten, wie in einem der Pfahlbauſeen. Maßgebend für dieſe Bauart war offenbar der Wunſch, die Hütten über das Flachland hoch emporzuheben und den Wohnort zugleich feſt zu umgrenzen. Der freie Raum unter der Plattform diente als eine Art Abfallsgrube, wohin jederlei Wegwurf gelangte, und wo das ſtehenbleibende Regenwaſſer eine gewiſſe Schichtung und Vertheilung der Kohlenreſte und anderer leichter Sachen hervorbrachte. Wenn dieſer Raum nach und nach im Laufe der Zeit ausgefüllt war, habe man, ſo meint Pigorini, die alte Anſiedelung abbrennen laſſen und auf neuen Pfählen gleichſam ein zweites Stockwerk darüber angelegt. So mußte nach und nach ein künſtlicher Hügel entſtehen, deſſen Durchſchneidung die ganze Cultur und Geſchichte ſolch eines alten Wohnſitzes enthüllt.

Aehnliche Siedelſtätten wie die vom Lapos-Halom ſind in Ungarn bereits an mehreren Punkten conſtatirt, aber noch nicht genügend unterſucht worden. Und dennoch wäre das genaue Studium derſelben von der allergrößten Wichtigkeit. Dürfen wir doch mit großer Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ſich die Sitte, in Pfahldörfern zu wohnen, von der Balkanhalbinſel, wo Herodot noch in hiſtoriſcher Zeit ein ſolches Seedorf kannte und beſchrieb, während der neolithiſchen Periode über Ungarn nach Italien und den Alpenländern verbreitete. Es verſchlägt dabei gar nichts, daß wir von der Balkanhalbinſel noch keinen prähiſtoriſchen Pfahlbau kennen, daß die Terramaren Ungarns und Oberitaliens einer frühen Bronzeculturphaſe, die Seedörfer der Oſtalpen der Steinzeit und diejenigen der Schweiz zum Theil einer ſehr entwickelten Bronzezeitphaſe angehören. Auf der Balkanhalbinſel hat es ſicher auch neolithiſche Pfahlbauten und terramara-ähnliche Anſiedelungen einer frühen Bronzezeit gegeben, und wenn dieſes lange vernachläſſigte Gebiet erſt archäologiſch beſſer durchforſcht ſein wird als bisher, dürften wir auch die Beweiſe dafür in Händen haben.

Von der ungariſchen Terramaraforſchung müſſen wir erwarten, daß ſie uns die Beziehungen dieſer Schichten einerſeits zu den norditaliſchen Terramaren, andererſeits zur entwickelten ungariſchen Bronzezeit klarlegt. Einſtweilen dürfen wir mit Vorbehalt annehmen, daß die Terramaren Oberitaliens und Ungarns, dieſe in ihrer erſten Entſtehung, derſelben Culturſtrömung, vielleicht ſogar demſelben Völkerzuge ihr Daſein verdanken. Und ferner dürfen wir mit einigem Grunde vermuthen, daß uns in den ungariſchen Terramaren eine ältere Stufe der einheimiſchen Bronzezeit vorliegt, eine Stufe, die vielleicht mit den weniger entwickelten Bronzezeitphaſen anderer Länder gleichzeitig zu ſetzen iſt. Dafür liefern die Funde doch ſchon manchen brauchbaren Beleg. So fanden ſich dieſelben ſchlanken Henkeltöpfchen in den Bronzezeitgräbern von Gemeinlebarn und in der Terramara von Tószeg. Der gehörnte Thongefäßhenkel, die ansa lunata oder cornuta, findet ſich hier nicht viel anders als in Oberitalien. Fibeln einfachſter Form (große „Plaidnadeln") lieferten Waitzen in Ungarn, Gemeinlebarn in Niederöſterreich und die Terramaren der Emilia. Dieſe und andere Analogien müſſen mit der Zeit, bei weiterer Vermehrung, zur klaren Erkenntniß des hier vorliegenden Zuſammenhanges führen.

Wir haben oben bei der Behandlung der Schweizer Pfahlbaubronzen geſagt, daß für die Trennung der älteren und der jüngeren Typen in dieſen Seefundſchichten die Vergleichung mit den Terramarafunden Oberitaliens maßgebend ſei. Was ſich in den Terramaren wiederfindet, iſt älteres Formengut; was darüber hinausgeht, kann als jünger angeſehen werden. Bevor wir zu den Terramaren der Poebene übergehen, wollen wir noch ein Mittelglied zwiſchen dieſen und den

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

6. Die entwickelungsarmen Bronzezeitprovinzen.

(Fortſetzung.)

b) Die Terramaren Oberitaliens.

Den ſicheren Nachweis einer reinen, jedoch unentwickelten Bronzezeit auf italieniſchem Boden verdanken wir den Erforſchern der Terramaren im Norden der Pyrenäenhalbinſel: Pigorini, Chierici und Strobel.

Italien, das man ſich ſo gern als Sitz einer vorbildlichen höheren Civiliſation, geſchmückt mit aller Herrlichkeit der Natur und allen Wundern der Kunſt, vorſtellt — dieſes durch die Geſchichte wahrhaft geadelte Land hat ſeine dunkle und einförmige Urzeit erlebt, wie jedes andere Gebiet Europas. Als am Ausgange des claſſiſchen Alterthums, in Folge eines großartigen Aſſimilationsproceſſes, welchen in meiſterhafter Weiſe V. Hehn geſchildert hat, die Bodencultur in allen Uferländern des Mittelmeeres eine gleichmäßige geworden war, da ſtand jenes Italien in ſeinen Hauptzügen fertig da, welches ſeither die Nordländer mit unerſchöpfter Macht nach Süden zog. „Der gartenartige Anbau und die wichtigſten Culturgewächſe dieſes Gebietes waren ſemitiſcher Abkunft und, wie das Chriſtenthum, von dem ſüdöſtlichen Winkel des Mittelmeeres ausgegangen. Die einſt barbariſchen Länder Griechenland, Italien, Provence, Spanien, Waldgegenden mit groben Rohproducten, ſtellten jetzt das Bild einer blühenden, in mancher Beziehung auch ausgearteten Cultur im Kleinen mit Gartenmeſſer und Hacke, Waſſerleitungen und Ciſternen, gegrabenen Weihern, berupften Bäumen und umgitterten Vogelhäuſern dar, wie in Kanaan und Cilicien. Das Sommerlaub und die ſchwellenden Umriſſe der nordiſchen Pflanzenwelt waren der ſtarren Zeichnung einer plaſtiſch regungsloſen, immergrünen, dunkel gefärbten Vegetation gewichen. Cypreſſen, Lorbeeren, Pinien, Myrtenbüſche, Granat- und Erdbeerbäumchen u. ſ. w. umſtanden die Gehöfte der Menſchen oder bekleideten verwildert die Felſen und Vorgebirge der Küſte. Griechenland und Italien gingen aus der Hand der Geſchichte als weſentlich immergrüne Länder hervor, ohne Sommerregen, mit Bewäſſerung als erſter Bedingung des Gedeihens und dringendſter Sorge des Pflanzers. Sie hatten ſich im Laufe des Alterthums orientaliſirt, und ſelbſt die Dattelpalme fehlte nicht, als lebendige Zeugin dieſer merkwürdigen Metamorphoſe" (Hehn).

Dieſes Bild, das die fortſchrittliebende Menſchheit wohl mit ſtolzer Bewunderung erfüllen darf, haben wir ganz aus unſerem Gedächtniß zu tilgen, wenn wir uns der Urzeit Italiens nähern. Der Menſch hat hier ebenſo, wie jenſeits der Alpen, mit rohen Steinwerkzeugen den Höhlenbären bekämpft. Man hat ſeine älteſten Spuren in der Provinz Imola, dann am Monte Gargano, in den alten Alluvionen Umbriens und der Umgebung von Chieti, in Breonio (bei Verona) und in den vorapenniniſchen Landſchaften der Provinzen Parma und Reggio nachgewieſen. Auf dieſen rohen paläolithiſchen Sammler und Jäger folgte hier wie anderwärts eine geſittetere neolithiſche Bevölkerung. Von ihr geben die zahlreich auf der ganzen Halbinſel entdeckten fondi di capanne, Wohngruben mit hüttenartigem Ueberbau, ferner eine Anzahl künſtlicher Grotten und beſonders viele in der jüngeren Steinzeit beſiedelte Höhlen Zeugniß. Dieſe Bevölkerung wird in Italien von vielen Forſchern der iberiſchen Raſſe zugeſchrieben, einer vorariſchen Völkergruppe, welche in der Urzeit unter den Namen Sikaner, Ligurer u. ſ. w. von der Südſpitze der Halbinſel bis zu den Seealpen und weſtwärts darüber hinaus bis nach Spanien hin ſeßhaft war. Sie wurde von ſpäteren Einwanderern zurückgedrängt, iſt aber nicht erloſchen, und ihre Exiſtenz läßt ſich mit Sicherheit, auch an der Hand archäologiſcher Beweisſtücke, bis in die römiſche Zeit verfolgen.

Als die Arier, die Erbauer der oberitalieniſchen Pfahlbauten, jene Stämme, welche als „Italiker“, d. h. als Beſitzer der Halbinſel, nachmals eine ſo große welthiſtoriſche Rolle ſpielten, ſüdlich von den Alpen erſchienen und ſich zunächſt in der Poebene ſeßhaft machten, da war das Land mit dichten, undurchdringlichen Fichten- und Eichenforſten bedeckt. Da ſtarrten noch Urwälder, wie ſie Homer ſchildert:

> „Dieſe durchathmete nie die Gewalt feuchthauchender Winde.
> Noch traf Helios Leuchte ſie je mit den flammenden Strahlen;
> Auch kein ſtrömender Regen durchnäßte ſie; ſo ineinander
> Wuchs das Gehölz; viel lagen umher der gefallenen Blätter.“

Dazwiſchen dehnte ſich in den Flußniederungen manche offene Weideſtrecke, wo die Rinder der Ankömmlinge ſich zerſtreuten. Nackte und kräuterbewachſene Felsabſtürze lockten die Schafe, rupfend auf und ab zu klettern; von den Höhen der Berge gewahrte man hie und da die öde Salzfluth. So hat Victor Hehn in meiſterhaften Zügen die claſſiſche Landſchaft Südeuropas vor ihrer Veredelung durch den Völkerverkehr geſchildert. „Das Schwein fand reichliche Eichelnahrung, der Hund hütete die Heerde, wilde Bienenſtöcke lieferten Wachs und Honig, wilde Apfel-, Birn- und Schlehenbäume boten ſaure harte Früchte zum Genuß; gegen den Hirſch und Eber, den wilden Stier und den raubgierigen Wolf ward der Pfeil vom Bogen geſchnellt oder der mit ſcharfem Stein bewehrte Speer geſchwungen. Das Jagdthier und das Thier der Heerde gab alles Nöthige, ſein Fell zur Kleidung, ſeine Hörner zu Trinkgefäßen, ſeine Därme und Sehnen zu Bogenſträngen, ſein Geweih und ſeine Knochen zu Werkzeugen und den Handgriffen derſelben. Rohes Leder war der vorherrſchende Stoff; die beinerne oder hörnerne Nadel diente zum Nähen und Befeſtigen desſelben. Mit Leder war der auf dem Waſſer ſchwimmende, geflochtene Kahn überzogen, mit Stierſehnen das Lederkleid zuſammengenäht, mit Riemen die Spitze am Pfeil und am Speer befeſtigt, das Zugthier vor dem Wagen angeſchirrt und die Peitſche, die zum Antreiben diente, bewaffnet.“

Als nordiſche Barbaren waren die Ahnen der Griechen und der Italiker eine Zeitlang vereint in Mitteleuropa geſeſſen; als nordiſche Barbaren erſchienen ſie nach ihrer Trennung auf den beiden benachbarten Halbinſeln. Ohne Zweifel verharrten ſie auch in ihren neuen Wohngebieten noch geraume Zeit auf der alten Culturſtufe. Es iſt ja von vornherein undenkbar, daß ſie gleich nach ihrer Einwanderung eine neue Richtung eingeſchlagen hätten. Die veränderten Lebensbedingungen, welche ſich zumal aus der Weltlage ihrer neuen Wohnorte ergaben, können nur allmählich und nach längerem Verweilen ihre Wirkung ausgeübt haben.

Die Terramaren, in welchen man die älteſten Stationen der Italiker auf der Apenninhalbinſel erkannt hat, liegen in der Lombardei und der Emilia, d. h. einerſeits zwiſchen den Schweizer Alpen und dem Po, andererſeits zwiſchen dem liguriſchen Apennin und der Adria. Sie ſind befeſtigte Dörfer oder Weiler an Flüſſen oder Bächen, von oblongem Grundriß, der nach den vier Himmelsgegenden orientirt iſt. Die Befeſtigung beſteht in einem Graben und einem Erdwall, der oft durch Palliſaden verſtärkt war. Der Flächeninhalt des umwallten Raumes ſchwankt in der Regel zwiſchen 3 und 4 Hektaren; doch giebt es auch ganz kleine Dörfer von kaum 1 Hektar und große von nahezu 10 Hektaren Umfang.

Die Hütten der Dorfbewohner waren aus Reiſig und Stroh auf einem Pfahlroſt errichtet, der aus 2 bis 3 Meter langen Ulmenpfählen, einer Balkenlage und einer dichten, mit Sand oder Erde überſchichteten Bohlendecke beſtand. Gewöhnlich findet man an einer Stelle mehrere Pfahlbauten, meiſt drei, übereinander, wobei die Reſte der unteren Spuren eine Zerſtörung durch Feuer aufweiſen. Man iſt alſo wiederholt zum Aufbau des alten Wohnſitzes geſchritten, ohne den Schutt der früheren Anſiedelung zu beſeitigen.

Unter dem Pfahlroſt häuften ſich Speiſereſte, zerbrochenes Hausgeräth und allerlei Wegwurf. Gegen üblen Geruch und Ungeziefer müſſen dieſe Pfahlbaumenſchen auf trockenem Boden nicht ſehr empfindlich geweſen ſein. Dieſer Toleranz verdanken wir die ſchätzenswertheſten Aufſchlüſſe über ihren Culturgrad. Sie züchteten Rinder, Schweine, Ziegen und Schafe; ſie beſaßen Pferde und Hunde und jagten den Hirſch, das Reh, das Wildſchwein und gelegentlich den Bären. Doch war die Viehzucht ihr Hauptnahrungszweig, neben welchem die Jagd kaum mehr in Betracht kam. Fiſchfang ſcheinen ſie nicht betrieben zu haben.

Dagegen darf ein primitiver Feldbau und das Einſammeln von Waldfrüchten zu ihren wichtigeren Nahrungsquellen gerechnet werden. Man baute drei Gattungen Weizen, dann die Bohne und den Flachs, vielleicht auch ſchon die Rebe, man genoß ferner wilde Aepfel, Kirſchen, Cornelkirſchen, Schlehen, Brombeeren, Haſelnüſſe u. dgl. Wahrſcheinlich diente auch die Eichel nicht bloß zur Schweinemaſt. Auf Käſe- und Honigbereitung deuten Thongefäße mit einfach oder ſiebartig durchbohrtem Boden hin. Die Mehlfrucht wurde in der gewöhnlichen Weiſe auf einer ovalen Steinplatte mit dem von der Hand geführten Mahlſtein zerrieben. Es muß unentſchieden bleiben, ob man Brot zu backen verſtand oder bloß einen Mehlteig anrührte und genoß.

Die Bronze wußte man bloß durch den Guß, noch nicht durch das Schmieden zu verarbeiten. Die erſtere Technik wurde in den Terramaren ſelbſt getrieben, wie an Ort und Stelle gefundene Gußformen beweiſen. Man goß Palſtäbe, Sicheln, Feilen, Meſſer und Pfriemen, ferner Kämme, Raſirmeſſer, Haarnadeln, radförmige Zierſtücke, die wahrſcheinlich zur Bekrönung von Schmucknadeln dienten, endlich an Waffen: Lanzen- und Pfeilſpitzen, ſowie Dolchmeſſer. Die Fibel, jenes für die nähere Beſtimmung metallzeitlicher Funde ſo wichtige Trachtſtück, iſt in den Terramaren äußerſt ſelten; aber es fehlt doch nicht ganz und erſcheint, wo es — offenbar als ein relativ junges Fundſtück — auftritt, ſehr bezeichnend unter der einfachſten Form, in der wir dieſes Object kennen, d. h. ſehr ähnlich unſerer modernen Sicherheitsnadel. Siehe in der S. 431, Abbildung 186, gegebenen Gruppe von Bronzefibeln verſchiedener Perioden das oberſte, aus einer italieniſchen Terramara ſtammende Exemplar. (Von den übrigen Stücken iſt das nächſtverwandte eine Fibel einfachſter Form aus Ungarn. Darunter ſehen wir links eine Bogenfibel mit langem geraden Hals aus Eſte [typiſche Hallſtattform mit einer Garnitur von Anhängſeln], weiters eine Früh-La Tène-Fibel aus Frankreich und, rechts von den beiden letzteren, zwei Mittel-La Tène-Fibeln aus dem Oſtalpengebiet [Krain und Kroatien], Formen, auf deren Entſtehung wir noch zurückkommen werden.)

Andere Formen einer vorgeſchrittenen prähiſtoriſchen Metallcultur — Arm- und Halsreifen, Finger- und Ohrringe, Gürtelſchnallen und Gürtelbeſchläge — fehlen nicht minder, wie die Kenntniß des Eiſens, wie Edelmetall und Glas. Der Bernſtein iſt ſelten, aber nicht unbekannt; man trug bereits Perlen aus dieſem nordiſchen foſſilen Harz, das ja die Griechen am Eridanus, dem Po, aus den Thränen der Phaetonſchweſtern entſtehen ließen.

Das althergebrachte Steinartefact war noch nicht ganz außer Curs geſetzt. Doch ſind Steinbeile nicht mehr ſo häufig als Feuerſteinpfeilſpitzen, die man faſt in allen Terramaren gefunden hat. Ovale Geſchiebe pflegte man mit einer peripheriſchen Rille zu verſehen, womit ſie, an ein Seil gebunden, als Bolas oder Wurfkugeln bei der Jagd treffliche Dienſte leiſten konnten.

Unter den Thongefäßen überwiegen die niederen, weit offenen Formen der Schüſſeln, Schalen und Näpfe. Sie ſind natürlich ausſchließlich aus freier Hand ohne die Unterſtützung der Drehſcheibe gefertigt. Eine charakteriſtiſche Eigenheit der meiſten Terramaragefäße beſteht in dem ſtempel-, querbalken- oder halbmondförmigen Henkelaufſatz, welcher beim Anfaſſen des Henkels dem Daumen als Stütze dient. Eine andere Bedeutung kommt dieſer als ansa lunata bekannten typiſchen Henkelform nicht zu.

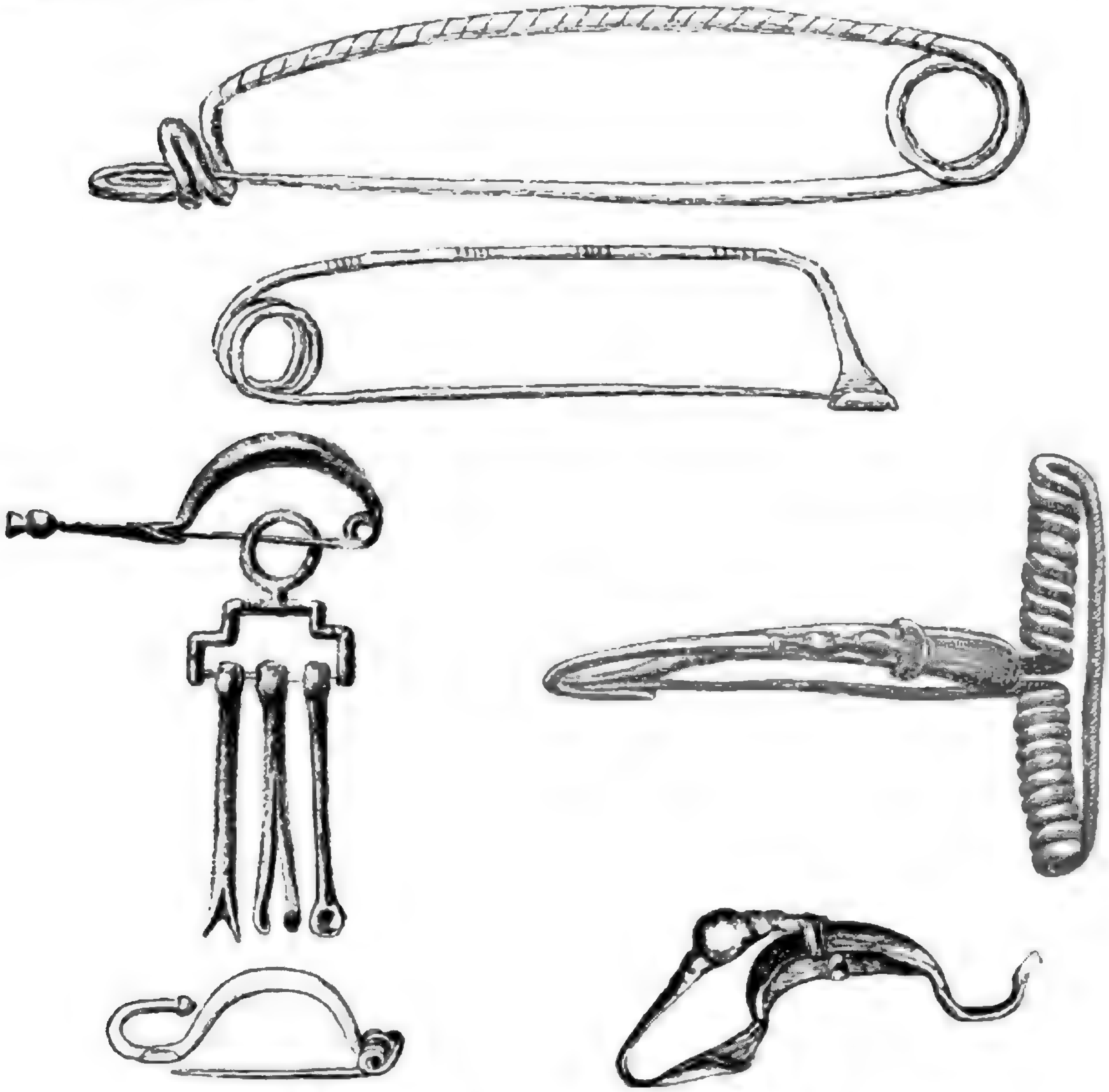


Fig. 186. Bronzefibeln verſchiedener prähiſtoriſcher Perioden.
(Text ſiehe S. 430.)

Aus Bein oder Horn ſchnitzte man Pfeilſpitzen, Pfriemen, Haarnadeln, Kämme und horizontale radförmige Nadelaufſätze. (Der letztere Typus, welcher auch in Bronze und Thon vorkommt, hat eine gewiſſe Wichtigkeit in der Geſchichte der alteuropäiſchen Bronzecultur, da er eine ſeltene Ausnahmsform bildet, welche bisher nur in Weſtgriechenland [Olympia], Ungarn und in den Terramaren Oberitaliens gefunden wurde. In dieſer Verbreitung bildet er einen Beleg für den urſprünglichen Zuſammenhang der primitiven Metallculturen, welche im Beſitz der ſpäter claſſiſchen Südvölker mit dieſen die Wanderung aus Mitteleuropa [Südungarn] nach Hellas und Italien angetreten haben.) Aus Ruthen flocht man Körbe, und aus geſponnenen Flachsfaſern fertigte man Bindfaden und Gewebe. Spinnwirtel aus Thon, Horn und Stein, ſowie thönerne Webſtuhlgewichte haben ſich faſt in allen Terramaren gefunden. Selbſtverſtändlich war auch die Lederbereitung den Terramaramännern nicht unbekannt, und ſie werden ſich aus gegerbten Thierhäuten Schuhe, Mützen, ſowie den Ueberzug von Schilden und vielleicht auch von Kähnen angefertigt haben.

An Ornamenten finden ſich auf Kämmen, Wirteln, Stäben u. dgl. Gruppen concentriſcher Kreiſe, Dreiecklinien und Radien, doch verſtand man noch nicht, dieſe wenigen Motive zu einem Syſtem zu verbinden. Darum ſind auch die Terramarathongefäße entweder äußerſt ſchwach oder gar nicht verziert. Auch Kunſtregungen höherer Art fehlen — man kennt keine Götteridole aus dieſen Pfahldörfern — das Einzige, was ein plaſtiſcher Trieb hier wie anderwärts hervorbrachte, ſind etliche plumpe Thonfigürchen, welche Thiere vorſtellen ſollen.

Wie Pigorini in Bovolone und anderen Punkten Oberitaliens conſtatirte, haben die „Terramaricoli“ ihre Todten verbrannt und die Knochenreſte in Urnen beigeſetzt, welche zuweilen in äußerſt roher Weiſe die Bildung menſchlicher Geſichter nachahmen. Undſet hat nachgewieſen, daß ſolche älteſte Geſichtsurnen ſchon während der Bronzezeit in Europa häufig angefertigt wurden und daß dabei die Idee maßgebend war, das Gefäß für die Leichenreſte eines Verſtorbenen als Nachbildung desſelben zu geſtalten.

Das Volk der Terramaren beſaß entſchiedene Neigung und Begabung für die bäuerliche Thätigkeit. Trotzdem ſeine Siedelſtätten rings von dichten zuſammenhängenden Forſten umgeben waren, hielt es am Ackerbau feſt und befaßte ſich eifriger mit der Viehzucht, als mit der Jagd. Es war keine leichte Aufgabe, in die Urwälder, welche damals den Lauf des Po an beiden Ufern begleiteten, einzudringen und ſie auszuroden, um Acker-, Garten- und Weideboden zu gewinnen. Dennoch erlag dieſes Volk nicht der Verſuchung, ein nomadiſirendes Hirten- und Jägerleben zu führen, ſondern es bannte ſich an die Scholle und ſchlug hier mit ſeinem Herzen ſo tiefe Wurzeln, daß es ſelbſt den unbewohnbar gewordenen Pfahlbau nicht verließ, ſondern einen neuen darüber aufthürmte.

Die ſtreng ſyſtematiſche Anlage der Dörfer bekundet regen Sinn für Ordnung und Geſetz; Toiletteartikel, wie Kamm und Raſirmeſſer, deuten darauf hin, daß man auch die äußere Erſcheinung nicht vernachläſſigte — in dieſer Hinſicht iſt ja gerade der Bauer ein Pedant. „Mochte demnach,“ ſagt Helbig, „auch das Handwerk auf einer niedrigen Stufe ſtehen, jedenfalls lagen in den Pfahldörfern Elemente vor, die geeignet waren, um mit fortſchreitender Entwickelung geordnete und auf einer tüchtigen Bauernſchaft beruhende Gemeinweſen hervorzurufen. Das Volk war zahlreich und über ein weites Gebiet von den Abhängen der Alpen bis ſüdwärts nach Imola verbreitet. Nach Weſten hin reichten ſeine Niederlaſſungen bis zu den Höhen hinauf, in denen der Apennin nach der Poebene abfällt; wir kennen gegenwärtig im Ganzen nicht weniger als 89 Pfahldörfer. Wer zu der Zeit, in welcher dieſe Dörfer bewohnt waren, die Poebene aus der Vogelperſpective betrachtete, überſchaute eine im Weſentlichen mit Wäldern bedeckte Landſchaft. Innerhalb der Waldmaſſe waren an vielen Stellen und namentlich in den Umgebungen der Stromrinnen Lichtungen erſichtlich, gleichwie helle Bildchen auf dunklem Grunde. Jede Lichtung zeigte ein Pfahldorf mit den gelben Stroh- oder Lehmhütten, unmittelbar um das Dorf herum die Getreide- und Flachsfelder, die Bohnen- und Weinpflanzungen, weiterhin nach dem Rande des Waldes zu die Wieſen, auf denen die Heerden weideten — alles dieſes eingeſprengt in die dunkelgrüne Maſſe der umgebenden Forſten.“

Die Geſchichte der Terramaren endet noch in der Bronzezeit, wahrſcheinlich durch das erobernde Auftreten anderer, von Norden herabſtrömender Völker, der Illyrier oder Etrusker. Funde von Eiſenſachen und gedrehten Thongefäßen, die ſich an Stelle der alten Anſiedelungen hin und wieder gezeigt haben, gehören ſicher ſpäteren Jahrhunderten an, in welchen die Etrusker von der Poebene Beſitz ergriffen hatten. Das relative Alter jener Pfahlbauten auf trockenem Boden ſteht ſomit außer Zweifel. Aber auch zur abſoluten Altersſchätzung iſt jüngſt ein kleiner Anhalt gewonnen worden. Man fand nämlich in zwei kleinen unterirdiſchen Kuppelgräbern zu Mykenä in Griechenland ein Paar Bronzefibeln, welche denen aus der Terramaraſchicht Oberitaliens ſehr ähnlich ſind. Jene Gräber gehören dem zwölften Jahrhundert vor Chriſto an, und man hat ſohin geſchloſſen, daß auch die Terramaren bis zu dieſer Zeit beſiedelt geweſen ſeien. Dieſe Schätzung ſtimmt mit der Chronologie der Prähiſtoriker, welche der Bronzezeit Mittel- und Südeuropas die Periode von (ungefähr) 1500 bis 1000 vor Chriſto einräumen wollen.

Welchem Volke ſind aber die Terramaren zuzuſchreiben? So dürfen wir hier ſchon fragen, da es ſich um Italien handelt, wo ja bei dem Intereſſe der ſpäteren vorchriſtlichen Bewohner an der Urzeit ihrer Halbinſel die Kunde der Völkernamen und Völkerwanderungen viel früher beginnt, als für die „ſcythiſchen“ und „barbariſchen“ Länder Mittel- und Nordeuropas.

Nach alten Nachrichten waren die erſten bekannten Bewohner Italiens die Ligurer, ein vor der Einwanderung der Italiker neben den Siculern ſehr ausgebreiteter Volksſtamm.*) Durch den Einbruch der Italiker wurden ſie verdrängt, theilweiſe auch wohl aſſimilirt und allmählich auf den gebirgigen Küſtenſtrich im Nordweſten der Halbinſel, der noch heute ihren Namen führt, beſchränkt.

Von Oberitalien aus verbreiteten ſich die Italiker langſam nach dem Süden. Einer ihrer Stämme, die Umbrer, ſollen in der Poebene einſt 300 Städte beſeſſen haben. Dieſer Herrſchaft machten die Etrusker ein Ende, welche jene 300 Städte — wahrſcheinlich ſind damit in der hyperboliſchen Ueberlieferung die Pfahldörfer gemeint — zerſtörten und Mantua und Bologna („Felſina“) als Stützpunkte ihrer Macht an beiden Geländen des Fluſſes errichteten. Seit 400 vor Chriſto ſtrömten dann Kelten über die Alpen und drängten die Etrusker wieder über den Apennin zurück. Bononia iſt der Name, welchen ſie dem eroberten etruskiſchen Felſina gegeben haben.

---

*) „Das Volk wird von den Alten geſchildert als von ſchmächtiger, aber musculöſer Statur, dunklem Teint und lockigem Haar, den Iberern, den Urbewohnern Spaniens gleichend und von den Kelten verſchieden; es mag aus einer Vermiſchung ureinwohnender, nichtariſcher Bevölkerung mit der erſten von Oſten her einrückenden Wanderung ariſcher (alſo den Kelten, Italikern, Illyriern u. ſ. w. im Allgemeinen verwandter) Stämme hervorgegangen ſein. Dieſes Volk, bei dem es keinen Adel, nur Gemeinfreie gab, gewann ſeinen Unterhalt in harter Arbeit dem im Allgemeinen dürftigen Boden ab, von dem es nur Schiffsbauholz, Vieh, Häute, Wolle und andere Rohproducte ausführte. Es betrieb (ſpäter) ſelbſt Schifffahrt und ergab ſich dem Seeraub; es war im Kriege wegen ſeiner Geſchicklichkeit im Gebrauch der Schleuder und als kühnſte Kletterer berühmt und vertheidigte ſeine Bergheimat in achtzigjährigen hartnäckigen Kriegen, Stamm für Stamm, gegen die römiſche Beſitznahme, wie früher gegen Kelten und Etrusker. Es ſuchte aber auch, wegen Ueberbevölkerung, ſchon früh Söldnerdienſte in auswärtigen Heeren, wie im karthagiſchen des Hamilkar in Sicilien ſchon um 480 vor Chriſto“ (Kiepert). Was Diodor von dem Gebären liguriſcher Weiber erzählt, erinnert lebhaft an ähnliche Geſchichten, die von Reiſenden aus den Gebirgen Montenegros und Albaniens mitgetheilt werden.

An die Kelten und die Etrusker iſt nicht zu denken; dieſe Völker beſaßen eine viel vorgeſchrittenere Cultur, als uns die Terramaren enthüllen. Aber auch die Ligurer waren es nicht, welche die Pfahlwohnungen errichtet haben. Die Ligurer erſcheinen noch in geſchichtlicher Zeit, viele Jahrhunderte nach dem Ablauf der Bronzeperiode, als halbe Wilde, mit Thierfellen bekleidet, meiſt in Höhlen wohnend und von der Jagd lebend, mit dem Ackerbau ſo gut wie unbekannt. Helbig nennt ſie treffend „die Turanier des nördlichen Italiens", welche, unruhig, wild und räuberiſch, durch ihre bisweilen in großartigem Maßſtab ausgeführten Plünderungszüge auf beiden Seiten des Apennins das Tiefland unſicher machen. Dieſes Volk ſtand im zweiten Jahrtauſend vor Chriſto ſicher auf einer viel tieferen Culturſtufe als die Pfahlbauern der Poebene. Sonach können die letzteren kein anderes Volk als die Nachfolger der Ligurer, die Vorläufer der etruskiſchen Herrſchaft in Oberitalien, d. h. die Italiker, geweſen ſein.

Helbig hat dies aus der Lebensrichtung, der Anſiedelungsweiſe, dem Stande des Feldbaues und der Nahrungsgewinnung, ſowie des Handwerkes der Pfahldörfler Italiens zu dem höchſten Grade von Wahrſcheinlichkeit erhoben. Er betrachtet das Pfahldorf als die Zelle, aus welcher allmählich, in durchaus organiſcher Entwickelung, das italiſche Gemeinde- und Staatsweſen herauswuchs. Vielfache Analogien zeigen uns die Terramaraleute als nahe Verwandte der nordiſchen Germanen, aber in gewiſſer Hinſicht ſind ſie von denſelben doch recht nachdrücklich verſchieden und ſtehen auf einer höheren geiſtigen Entwickelungsſtufe, als dieſe während des ganzen Alterthums eingenommen haben. Wir erkennen neben der Liebe zum Ackerbau die den Germanen ebenſalls durchaus fremde Tendenz, feſt organiſirte, nach außen abgeſchloſſene Gemeindeverbände zu bilden, eine Tendenz, welche in der Stadt überhaupt und in einer lateiniſchen Stadt wie Rom in der höchſten geſchichtlichen Form, ihren vollendeten Ausdruck empfängt, während die Germanen noch zur Zeit des Tacitus nicht aus der Form der Einzelſiedelung und des Gehöftweſens herausgetreten waren.

Die Italiker haben nachweislich lange Zeit, auch in ihren ſpäteren hiſtoriſchen Sitzen, an dem engbegrenzten Culturbeſitz feſtgehalten, den uns die Terramaren vor Augen ſtellen, und erſt überſeeiſche, namentlich griechiſche Einflüſſe haben, überhandnehmend, ihrem Leben andere Bahnen vorgezeichnet. Rom ſelbſt muß während der Königszeit ein von dem Anblick der Pfahldörfer keineswegs durchaus verſchiedenes Bild geboten haben. „Um die aus Lehm, Stroh oder Holz aufgeführten Wohnſtätten lag Unrath von Menſchen und Vieh und zerbrochenes Haus- und Ackergeräth herum. Auf den Straßen wandelten die Quiriten einher, gekleidet in grobe wollene oder linnene Stoffe, die zuweilen mit geometriſchen Muſtern verziert waren, im Sommer von Staubwolken umhüllt, während des Winters im Kothe watend."

Auch das älteſte latiniſche Handwerk ſtand im Weſentlichen auf derſelben Stufe wie das der Terramaraleute und weiſt nur in der Metalltechnik und Ornamentik einige Fortſchritte auf. Doch verſtanden auch die Prisci Latini noch nicht, Gefäße aus dünnem Bronzeblech mit dem Hammer zu treiben, wie das in Mitteleuropa während der erſten Eiſenzeit ſo fleißig geübt wurde. Solche Gefäße fehlen ganz in den primitiven latiniſchen Fundſchichten der Umgebung des Albanerſees und des römiſchen Esquilins. Auch geſtattete das römiſche Ritual bei der Trankopferſpende nur thönerne Schalen und Kannen. Das entſpricht genau dem Zuſtande der Manufactur, wie er uns aus Gräber- und Hüttengründen Alt-Latiums, aber theilweiſe auch aus den älteren Nekropolen Etruriens entgegentritt.

Wir dürfen ſomit Helbig beiſtimmen, wenn er annimmt, daß Griechen und Italiker zunächſt in den nördlichen Theilen der Halbinſeln, auf welchen ihre Wanderungen zum Abſchluß kamen, einen längeren Halt machten und hier die Grundlage der Entwickelung ausbildeten, welche ſie dazu berief, nacheinander die beiden glänzendſten Rollen in der Geſchichte des Alterthums zu übernehmen. In den Terramaren können wir die Reſte aus dieſem erſten Stadium ſelbſtſtändiger italiſcher Entwickelung buchſtäblich mit Händen greifen. Hinſichtlich Griechenlands ſind wir nicht ſo glücklich, da die türkiſchen Provinzen der Balkanhalbinſel einem ſo emſigen Durchforſchen des Bodens, wie es in Oberitalien ſtattgefunden hat, leider verſchloſſen ſind. Doch ſpricht manche Andeutung in der alten Literatur, manche homeriſche Stelle, die auf Epeiros hinweiſt, dafür, daß die Vorfahren der Griechen hier eine ähnliche Culturphaſe durchlebt haben, wie die Italiker in der Poebene. Thongefäße und Fibeln, die denen der Terramaren ganz nahe verwandt ſind, haben ſich jüngſt in Bosnien, allerdings in Gräbern der erſten Eiſenzeit, gefunden. Findet ſich Aehnliches einmal, wie zu erwarten ſteht, in Albanien und Makedonien, dann haben wir das ſichere Verbindungsglied zwiſchen dem Norden und dem Süden der Balkanhalbinſel und den Nachweis, daß auch die älteſte ariſche Metallcultur auf griechiſchem Boden von Mittel-Europa her gekommen iſt. Die beiden oben erwähnten Fibeln einfachſter Form aus Mykenä ſind Vorboten dieſes Beweiſes. Allerdings konnte ſich die primitive Cultur auf griechiſchem Boden noch weniger lange von orientaliſchen Einflüſſen unberührt erhalten, als in Italien.

Vielfach werden an den Punkten, wo ſich in der Bronzezeit Terramaren auf ſchlanken Pfählen erhoben, früher Horden der liguriſchen Urbevölkerung ihre ſchlecht geſchützten Standplätze gehabt haben. Da kamen die Italiker, wahrſcheinlich aus dem Donaugebiet und über die juliſchen Alpen herab gezogen. Selbſt noch mit einem Fuße in der Steinzeit ſteckend, aber ernſteren arbeitſameren Sinnes, bereiteten ſie dem rauhen Stillleben der Ligurer in ihren unermeßlichen Jagdrevieren ein jähes Ende. Helbig hat den Einzug der neuen kampfrüſtigen Anſiedler mit ſatten Farben dargeſtellt. „Unbehilfliche, lediglich aus Holz gezimmerte Wagen bewegten ſich, von Rindern gezogen, ſchwerfällig vorwärts. Sie ſind bepackt mit den Greiſen und Kindern und mit Haus- und Ackergeräth, plumpen Thongefäßen, primitiven hölzernen Pflügen, Aexten mit ſteinerner Schneide. Zwiſchen den Wagen gewahren wir Viehheerden, meiſt Thiere von kleiner Raſſe, abgemagert durch die langen Strapazen. Die Männer, welche längs des Zuges einherſchreiten, ſind mit rohen wollenen oder linnenen Stoffen, zum Theil auch wohl mit Thierfellen bekleidet. Vielleicht trägt ein Häuptling an dem ledernen Gürtel ein bronzenes Meſſer, doch mehr als Zierde und Spielerei, als zum wirklichen Gebrauche. Weitaus die Mehrzahl dagegen iſt lediglich mit ſteinernen Waffen ausgerüſtet. Trifft in einer Lichtung des Urwaldes der Zug mit einer Horde der Urbevölkerung zuſammen, dann ſauſen von beiden Seiten die mit Feuerſteinſpitzen bewehrten Pfeile und kracht das Steinbeil auf italiſche wie auf liguriſche Schädel.“

In den Terramaren fand, wie wir geſehen haben, nur eine beſchränkte Entwickelung der erſten Metallcultur ſtatt. Verlaſſen wurden ſie noch vor der Einführung des Eiſens und des ausgeſprochenen geometriſchen Ornamentſtils, zweier hochwichtiger Fortſchritte, welche uns die Brandgräber der ſogenannten Villanova-Gruppe im zweitnächſten Capitel zeigen werden. Als die Italiker, gedrängt von den wahrſcheinlich ebenfalls aus nördlichen Berggebieten herabſteigenden Etruskern, den Apennin überſchritten, hatten ſie die alten Pfahldörfer längſt aufgegeben und waren im Beſitze jenes vorgeſchrittenen Culturſtadiums. Sie hatten aufgehört, Steinwerkzeuge anzufertigen; ſie verſtanden die Schmiedung der Bronze neben dem Guſſe derſelben und kannten auch ſchon das Eiſen. Reicher Metallſchmuck ziert den Körper, eine ausgebildete, in linearen Muſtern arbeitende Ornamentik die Thongefäße. Im Oſten des Apennin veranſchaulichen die Gräberfunde von Villanova und vom Grundſtück Benacci bei Bologna dieſes vorgeſchrittene Culturſtadium, durch welches auch die Etrusker und die illyriſchen Veneter hindurchgegangen ſind. In Etrurien iſt dieſe „hallſtättiſche“ Stufe durch zwei Nekropolen bei Chiuſi (Cluſium), dann durch diejenige von La Tolfa bei Civitavecchia und durch den älteſten Theil des Grabfeldes von Corneto (Tarquinii), in Latium endlich durch die älteſten Gräber von Alba Longa vertreten.

Eine nähere Betrachtung der Hallſtattcultur in Italien verſparen wir uns für einen ſpäteren Theil dieſes Werkes, wo wir dieſelbe Erſcheinung theilweiſe als Ausgangspunkt für die gleiche Culturſtufe Mitteleuropas ins Auge faſſen werden. Hier ſei nur noch Folgendes angeführt. Helbig, dem wir in der Darſtellung der Terramaren bisher gefolgt ſind, berührt in ſeinem Buche über die homeriſchen Denkmäler auch die auffallende Uebereinſtimmung zwiſchen griechiſchen und italiſchen Fundſchichten aus der erſten Eiſenzeit. Die auf die Bronzezeit der Terramaren folgende Stufe zeigt in ihren Vertretern auf der Balkan- und der Apenninhalbinſel ſo merkwürdige Analogien (Fibelformen, Waffen, Gürtelbeſchläge, Spiralringe ꝛc.), daß eine ſelbſtſtändige Entſtehung der Cultur des erſten Eiſenalters auf beiden Halbinſeln ausgeſchloſſen erſcheint. Andeutungen eines prähiſtoriſchen Völkerverkehres zwiſchen denſelben, welcher nach Helbig ein Landverkehr um den Nordrand der Adria herum geweſen wäre, finden ſich in alten Nachrichten und ſagenartigen Erinnerungen. Da nun die Civiliſation im Mittelmeergebiet von Oſt nach Weſt fortſchritt, ſo folgert man zweifellos richtig, daß die neue Culturphaſe zuerſt auf der Balkanhalbinſel und von hier aus in Italien Fuß gefaßt hat.

Wir werden daher im achten Capitel die Darſtellung der Hallſtattperiode mit der Betrachtung der hierher gehörigen Erſcheinungen in Griechenland und auf der Balkanhalbinſel überhaupt eröffnen, dann nach Italien übergehen, hierauf das nördlich anſtoßende Alpen- und Donaugebiet zu ſchildern ſuchen und endlich die Wirkungen der Hallſtattcultur auf den Norden Europas kennen lernen. Es wird ſich dabei herausſtellen, daß die Gebiete, welche wir in der Bronzezeit minder entwickelt gefunden haben, für die Ausbildung und Fortpflanzung der Hallſtattſtufe von der größten Bedeutung geworden ſind.

Siebentes Capitel.

Südeuropa und der Orient.

> „Herrlich iſt der Orient
> Uebers Mittelmeer gedrungen."
> Goethe.

1. Chamitiſche und ſemitiſche Culturen des alten Orients. Aegypter.

Von der erſten Eiſenzeit an beginnt der Einfluß Süd-Europas in der Culturgeſchichte unſeres Erdtheiles zu überwiegen, und er behält dieſes Uebergewicht zunächſt während des ganzen claſſiſchen Alterthums, alſo in runder Summe, von dem Beginne der „Hallſtattperiode" an gerechnet, während eines Zeitraumes von 1200 bis 1500 Jahren bis zum Sturze des weſtrömiſchen Reiches durch die nordiſchen Barbaren. Vor dieſem langen Zeitraum, vor 800 oder 1000 vor Chriſto, bildet Südeuropa ein Gebiet, welches einerſeits, ohne beſonderes Intereſſe zu erwecken, an den Culturſtufen der übrigen Gebiete des Welttheiles participirt, andererſeits aber vielfach mit den angrenzenden außereuropäiſchen Länderräumen zuſammen genommen werden muß. Für die Urgeſchichte des Geſammtcontinents iſt es in dieſen älteren Perioden nicht von paradigmatiſcher Bedeutung, und wir haben daher, mit Ausnahme gelegentlicher Erwähnungen und der nothwendigen Einbeziehung der italiſchen Terramaren in das Fundgebiet Mittel-Europas, die ſüdeuropäiſche Prähiſtorie abſeits liegen laſſen bis zu dem Zeitpunkt, wo ſie von erhöhter Wichtigkeit wird und eingehende Betrachtung erfordert. Hier müſſen wir alſo einerſeits Manches nachholen, was die älteren Culturſtufen betrifft — wir werden von Cypern, Troja, Mykenä und Tiryns zu reden haben —; andererſeits aber müſſen wir, und das vor Allem, jetzt in einem weiteren Länderkreiſe Umſchau halten und zuſehen, was ſich während der Stein- und Bronzezeit Mittel- und Nordeuropas in glücklicher gelegenen Erdräumen, in Aegypten, Chaldäa, Aſſyrien, Phönikien, an culturgeſchichtlichen Ereigniſſen und Fortſchritten, die für das prähiſtoriſche Europa maßgebend geworden ſind, vollzogen hat. Die Ueberſchau kann hier nur eine raſche, auf das Weſentlichſte und für unſere Zwecke Wichtigſte gerichtete ſein. Denn für die älteren Culturperioden ſind die Ergebniſſe der Specialforſchung im außereuropäiſchen Orient noch ſehr unſicher, und für die jüngeren Zeiträume führen ſie uns auf rein geſchichtliches Gebiet, das wir nicht ohne Nöthigung betreten dürfen.

Wir haben noch einen anderen Grund, gerade hier die fortlaufende Darſtellung der europäiſchen Vorgeſchichte zu unterbrechen. Mit dem achten vorchriſtlichen Jahrhundert, in welchem wir die ariſchen Völker Süd- und Mittel-Europas im Beſitze der Hallſtattcultur antreffen, beginnt für dieſe Völkergruppe der Zeitraum politiſcher Vereinigungen und damit auch der älteſten geſchichtlichen Ueberlieferungen. Vor dieſer Aera haben wir von keinem der ariſchen Völker, weder von den Medern und Perſern, noch von den Griechen und Italikern, hiſtoriſche Nachrichten. Dieſe ganze Familie, welche nunmehr mit ihren vorgeſchrittenſten Zweigen in die Geſchichte eintritt, erſcheint jung und kindlich gegenüber dem ehrwürdigen Alter ſemitiſcher und chamitiſcher Stämme und ihrer geſchichtlich wohl bezeugten Entwickelung zu einflußreichen Culturnationen.

Mit den letzteren, mit dieſen Vorläufern und Lehrmeiſtern der älteſten ariſchen Civiliſationen, haben wir es hier zu allernächſt zu thun; denn die älteſten geſchichtlich bezeugten Culturphaſen ariſcher Völker ſtehen unter dem Zeichen orientaliſchen Einfluſſes. Wir erweitern zuvörderſt nach dieſer Richtung das Bild, welches wir von den Menſchenraſſen der Erde, ihren Wohnſitzen und Eigenthümlichkeiten im erſten Capitel dieſes Werkes entworfen haben.

Der chamitiſche oder nordafrikaniſche Zweig der mittelländiſchen Raſſe iſt in der Geſtalt des ägyptiſchen Volkes zu hoher Bedeutung für die menſchliche Culturgeſchichte gelangt. Schon im fünften Jahrtauſend vor Chriſto finden wir die Aegypter im Nillande ſeßhaft und im Beſitz feſter ſprachlicher und ſocialer Formen. Zwei andere Gruppen derſelben Familie, die von weit geringerer Wichtigkeit ſind, bilden die „Aethiopen“ der Alten (im engeren Sinne) und die Libyer, beide in unſteter Weiſe, als halbe Nomaden, wohnhaft, die Einen am oberen Nil bis zum abeſſiniſchen Hochland, daher „nilotiſche Völker“ genannt, die Anderen im Weſten Aegyptens bis in die große Wüſte, von den Arabern des Mittelalters entweder mit verdorbenem römiſchen Worte „Berbern“ oder mit echt arabiſchem Ausdruck „Kabylen“, d. i. „Stämme“ genannt. Unter dieſen drei Gruppen herrſchte urſprünglich Spracheinheit, welche heute völlig verſchwunden iſt. Das Aegyptiſche hat in ſeiner jüngſten Form, als koptiſche Sprache, bis zum 17. Jahrhundert in einem Theile Ober-Aegyptens ſeine Geltung als Volksidiom zu behaupten gewußt; gegenwärtig iſt dieſe Sprachform nur mehr in der Literatur am Leben, und im Volk iſt das Arabiſche der ſemitiſchen Eroberer an ihre Stelle getreten. Die Berbern reden dagegen noch heute ihre alte, mit dem Aegyptiſchen verwandte Sprache, welche aber niemals zu einer Feſtſtellung durch Schrift und Literatur gelangt iſt. Der Name der Söhne Châms, der Chamiten, beruht auf ſemitiſchem Sprachgebrauch und iſt in der Ausdehnung, die man ihm heute giebt, vollkommen zutreffend für eine beſtimmte, urſprünglich einheitliche Völkerfamilie.

Die ſemitiſche Völkerfamilie, von Anderen (Leibnitz) auch aramäiſche oder (Prichard) ſyro-arabiſche genannt, nimmt nach ihren Wohnſitzen, wie nach dem Grade ihrer ſprachlichen Entwickelung, eine Art Mittelſtellung zwiſchen den chamitiſchen und den ariſchen Völkergruppen ein. Linguiſtiſch iſt ſie vor den Chamiten durch einen größeren Formenreichthum ihrer Sprachen ausgezeichnet; der Sprachbeſitz bei den anariſchen, mittelländiſchen Völkerfamilien zeigt aber ſo viel gemeinſames Gut, daß die Linguiſten auf eine urſprüngliche vorgeſchichtliche Einheit beider Familien geſchloſſen haben. Der Ort dieſer fernliegenden ſprachlichen Einheit kann doch wohl nur in Aſien geſucht werden; dort hätte ſich alſo auch die Urheimat der Aegypter, der nilotiſchen Völker und der Berbern befunden.

Die ſemitiſchen Volksſprachen ſind bis auf die arabiſche untergegangen. Wir beſitzen aber von einer Reihe hochentwickelter ſemitiſcher Völker, von den Aſſyriern, Babyloniern, Phönikiern, Moabitern, Hebräern, Schriftdenkmäler, welche zum Theil bis an die obere Grenze des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends hinaufreichen. Dazu kommen ſeit dem dritten nachchriſtlichen Jahrhundert ſyriſche, ſeit dem vierten äthiopiſche, ſeit dem ſiebenten arabiſche Literaturwerke, welche uns zuſammen mit jenen älteren Quellen in den Stand ſetzen, vier große Sprachgruppen innerhalb der ſemitiſchen Familie zu unterſcheiden.

Es ſind dies: 1. die aſſyriſch-babyloniſche Gruppe, welche die Culturvölker des Zweiſtrömelandes mit ihren kleinaſiatiſchen Colonien an der Südküſte des Pontus, dann in Kilikien, Karien und Lydien umfaßt; 2. die aramäiſche oder ſyriſche Gruppe; 3. die Kanaaniter, beſtehend aus dem Küſtenvolk der Phönikier und den hebräiſchen Stämmen, d. i. den Iſraeliten und ihren nächſten Verwandten, den Ammonitern, Moabitern, Edomitern; 4. die Araber, die einzigen noch heute ſelbſtſtändigen Vertreter des ſemitiſchen Stammes, wohnhaft auf der nach ihnen benannten Halbinſel, in dem gegenüberliegenden abeſſiniſchen Hochlande Afrikas und, ſeit ihren Eroberungszügen im Mittelalter, in einem großen Theile Nord-Afrikas, von wo ſie ſich bald dichter, bald ſpärlicher bis in das Herz des dunklen Continents ausgebreitet haben.

Wir haben zuerſt die chamitiſche Cultur des Nillandes als die älteſte im Völkerkreiſe der mittelländiſchen Raſſe ins Auge zu faſſen.

Die alten Aegypter, die Culturträger „Chemis", des ſchwarzen Landes (im Gegenſatz zum gelbweißen Wüſtenboden), nannten ſich einfach „Menſchen" (Geborene) und hielten ſich für Autochthonen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind ſie aber in der Urzeit von Aſien her, über den Iſthmus von Suez (Lepſius) oder das Rothe Meer (Hommel) in Afrika eingewandert. Hier trafen ſie vermuthlich eine dunkle Bevölkerung anſäſſig, mit welcher ſie ſich, nach der Unterwerfung derſelben, theilweiſe vermiſcht haben werden. Wenigſtens laſſen Farbe und Geſichtstypus der alten Aegypter auf eine ſolche Vermengung ſchließen. Eigenthümliche Merkmale dieſer Raſſe ſind die dicken Lippen, die rothbraune Hautfarbe, die langgeſchlitzten Augen, ein hoher magerer Wuchs, lange Hände und Füße. Dieſe Kennzeichen, welche man ebenſowohl an Jahrtauſende alten Bildwerken, als an den heutigen Nachkommen der alten Aegypter, den Fellahs, wahrnimmt, haben ſich, wie die geiſtige Eigenart des Volkes, wohl erſt nach langer Seßhaftigkeit im Nilthale entwickelt und gefeſtigt. Die Aegyptologen nehmen an, daß die anderen Chamitenſtämme der Kuſchiten und der Berbern erſt nach den Männern Chemis, vielleicht aus Süd-Arabien über die Bab-el-Mandebſtraße von Aſien nach Afrika gelangt ſeien.

Am Anfange der ägyptiſchen Geſchichte ſteht die Vereinigung kleiner Stammesherrſchaften zu einem großen Reiche, demjenigen des Königs Menes, deſſen Zeit von Lepſius auf 3893, von Brugſch auf 4455 vor Chriſto geſetzt wird. Führer in dem langen Zeitraum von dieſer Conſolidirung bis zum endgiltigen Untergang der ägyptiſchen Selbſtſtändigkeit, d. h. durch ſechsundzwanzig überlieferte Dynaſtien, ſind die Aufzeichnungen des heliopolitaniſchen Oberprieſters Manetho im dritten Jahrhundert vor Chriſto, von welchen wir bei griechiſchen Chronographen Fragmente und Auszüge beſitzen. Die Richtigkeit derſelben iſt durch die neuere Hieroglyphenforſchung erhärtet worden. Wir beſitzen nämlich ſchon ſeit der dritten Dynaſtie, d. h. ſeit dem 37. Jahrhundert vor Chriſto, gleichzeitige Inſchrift- und Grabdenkmäler. Es ſind dies die älteſten Ziegelpyramiden bei Memphis, die berühmten Steinpyramiden der drei erſten Könige der vierten Dynaſtie Chufu, Chafra und Menkera (36. bis 35. Jahrhundert), dann auf der Sinaihalbinſel Inſchriften, welche uns über die früheſte Ausdehnung des Reiches nach dieſer Seite hin belehren. Nilaufwärts wurden nachweislich zuerſt von der ſechſten und elften Dynaſtie (29. bis 24. Jahrhundert) Steppengebiete unterworfen.

Der Einfall der Hykſos (Hirtenkönige, d. h. Herrſcher arabiſcher [?] Nomadenvölker) machte, wahrſcheinlich um 2100 vor Chriſto, dem Alten Reich ein Ende. Vermuthlich ging eine Theilung desſelben dem Sturze voraus. Die ſemitiſchen Fremdherrſcher übten ihre Macht von Unter-Aegypten aus. Dieſer Theil des Landes blieb ihnen auch bis zuletzt, während das nationale Königthum in Ober-Aegypten eine Zufluchtſtätte gefunden hatte und von dort aus unter der achtzehnten Dynaſtie um 1700 vor Chriſto die Hykſos aus ganz Aegypten vertrieb.

Ueber die Hykſos und ihr Auftreten im Nillande, vielleicht den intereſſanteſten Theil in der Geſchichte desſelben, iſt jüngſt durch eine treffliche Monographie des italieniſchen Aegyptologen de Cara viel neues Licht verbreitet worden. Dieſe Hirtenſtämme waren nicht, wie Manetho behauptet, rohe, alles zerſtörende Barbaren; ſie haben vielmehr nicht nur die alten Denkmäler ruhig fortbeſtehen laſſen, ſondern ſogar neue, freilich in beſchränkter Zahl, dazu geſchaffen. Ihr Hauptwerk war die Anlage der Grenzfeſtung Abaris. Im Allgemeinen war die Zeit der Hykſos eine friedliche, bis ſie in einen Krieg mit den einheimiſchen ägyptiſchen Herren der Thebais geriethen. Dieſer Krieg endete mit ihrer Vertreibung.

Aus Aegypten vertrieben, zogen ſie ſich in ihre urſprünglichen Wohnſitze in Nord-Syrien zurück, wo ſie eine Zeitlang in der Form zerſtreuter Stämme lebten. Später ſchloſſen ſie ſich wieder zu einem größeren Ganzen zuſammen, zu dem Bund der Chetaſtämme, deſſen Macht unter den aſiatiſchen Eroberungen König Rameſu's II. eine Zeitlang litt, endlich aber denſelben ein jähes und dauerndes Ende bereitete. Die Cultur, welche die Chetaſtämme in ihrer Heimat entwickelten, werden wir an einer anderen Stelle dieſes Capitels flüchtig kennen lernen und dort auch anderen Anſichten über die ethniſche Zugehörigkeit der Chetiter oder Chetäer begegnen.

Das Neue Reich mit dem Herrſcherſitz im oberägyptiſchen Theben erhob das Volk am ſchlammigen Nile zum erſten der Alten Welt. Die königliche Reſidenz ſchmückte ſich mit den herrlichſten Bau- und Bildwerken. Der Rückzug des Hykſos wies den Aegyptern die Bahn glänzender Eroberungen. Taudmeſu III. drang bis über den Euphrat, Amenhotep II. eroberte nach 1570 Ninive am Tigris. Im Süden ward Meroë unterworfen. Gegen das Ende der achtzehnten Dynaſtie gingen die aſiatiſchen Erwerbungen wieder verloren; aber die glorreichen Herrſcher der folgenden Dynaſtie, Seti I. (1453 bis 1394) und Rameſu II. (1394 bis 1328), brachten dieſe Verluſte wieder herein und noch mehr dazu. Libyen ward bis zu dem ſpäteren Stadtgebiet Karthagos hin dem Reiche einverleibt.

Der Ruhm des „Seſoſtris“, unter welchem Namen die Griechen tauſend Jahre ſpäter die Könige Seti und Rameſu zuſammenfaßten, bezeugt die nachhaltige Wirkung dieſer ägyptiſchen Erobererära. Durch die Thatenluſt dieſer königlichen Feldherren traten auch die europäiſchen Mittelmeervölker zum erſtenmal in den Geſichtskreis einer großen orientaliſchen Culturnation. Seit 1300 vor Chriſto erſcheinen, zuerſt als feindſelige Barbarenſtämme, deren Begegnungen und Einfälle ſiegreich abgewehrt werden, dann als Miethsvölker in den ägyptiſchen Heeren, die „Schakaliſcha“, „Schardana“, „Turiſcha“, „Danau“ und „Puluſchta“, d. h. die Sikeler, Sardinier (?), Tyrſener (oder Etrusker), Danaer und Pelasger (?). Die Zeit Rameſu's des Großen iſt auch die Glanzzeit der ägyptiſchen Kunſt, die Periode, der wir die größte Fülle der Bau- und Bildwerke des Neuen Reiches verdanken.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts macht das aufſtrebende Aſſyrien der ägyptiſchen Weltmacht ein Ende. Die aſiatiſchen Eroberungen gehen für immer verloren, ja die Pharaonen werden den Herrſchern Ninives tributpflichtig; auch das obere Nilgebiet fällt ab, und Aegypten erſcheint wieder auf ſeine natürlichen Grenzen zurückgeführt. Der Schwerpunkt des Reiches wird abermals nach dem unteren Nillande verlegt.

Im letzten vorchriſtlichen Jahrtauſend kennen wir Aegypten faſt nur mehr als Eroberungsziel fremder Mächte, als Spielball in den Händen eines vorherrſchend widrigen Schickſals. Die Aethiopen erobern das Land und beherrſchen es als fünfundzwanzigſte Dynaſtie (725 bis 680). König Aſur-ach-idin von Ninive verwandelt es in eine aſſyriſche Provinz. Unter Pſametik wird es von dem Sumpfgebiet der Nilmündung aus befreit und erlebt noch eine mehr als hundertjährige Periode nationaler Selbſtſtändigkeit. 525 wird es von den Perſern erobert und geht dann in die Hände der Makedonier und ſpäter der römiſchen Cäſaren über.

Für den Urgeſchichtsforſcher knüpfen ſich an die alte Geſchichte Aegyptens zweierlei Fragen. Erſtens: auf welcher anthropologiſchen Baſis iſt die Größe dieſes Reiches und ſeiner Cultur erwachſen; zweitens: welchen Einfluß hat es auf die in dem Gebiet ſeiner äußeren Wirkungsſphäre befindlichen, noch nicht zu geſchichtlichem Leben erwachten Völkerſchaften geübt? Für unſeren ſpeciellen Zweck iſt die letztere Frage wichtiger als die erſtere; wir wollen daher nur mit den Worten Virchow's auf die von den Kraniologen vorgenommenen Unterſuchungen alt- und neuägyptiſcher Schädel hinweiſen, welche eine höchſt bemerkenswerthe Beharrlichkeit der Merkmale dieſes Typus ergeben haben. „Der Aegypter von heute," ſagt Virchow, „beſitzt noch immer die Formen des alten Aegypters. Leider gehen die ägyptiſchen Schädel und Skelette nicht ſo weit zurück, wie es wünſchenswerth wäre. Es iſt noch kein einziger prähiſtoriſcher Schädel in ganz Aegypten gefunden. Niemals hat man bisher einen Schädel aus den drei älteſten Dynaſtien geſehen. Es iſt alſo keine Möglichkeit der directen Controle vorhanden. Aber immerhin geht die Controle ziemlich weit zurück bis über 3000 vor Chriſto mit poſitiver Gewißheit. Das ergiebt bis auf uns mehr als 5000 Jahre. Für dieſe lange Zeit iſt bisher nur eine Verſchiedenheit hervorgetreten; das iſt das Vorkommen brachycephaler Menſchen im Alten Reich gegenüber den dolicho- und meſocephalen Leuten des Neuen Reiches. Jedenfalls läßt ſich der beſtimmte Nachweis führen, daß ſeit dem Beginne des Neuen Reiches (1700 vor Chriſto) keine nennenswerthe Typenveränderung ſtattgefunden hat. Damit iſt die Permanenz der Typen für wenigſtens 35 Jahrhunderte feſtgeſtellt."

Bedeutungsvoll und prototypiſch für die Vorgeſchichte anderer Länder, welche ſich viele Jahrhunderte ſpäter zu einer weltgeſchichtlichen Rolle emporgeſchwungen haben, iſt die Thatſache, daß auch Aegypten ſeine Stein- und Bronzezeit gehabt hat. Mit beiden müſſen wir uns etwas näher beſchäftigen.

Ueber die vorhiſtoriſche Zeit Aegyptens hat Virchow eine Reihe der gründlichſten Unterſuchungen angeſtellt und darüber 1888 an die Berliner Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte berichtet. Er findet die Grenze zwiſchen hiſtoriſcher und prähiſtoriſcher Zeit in Aegypten ſo ſcharf gezogen, wie kaum bei einem anderen Volk der Erde. Das Reich des Menes tritt ſo vollſtändig organiſirt, ſo reich ausgeſtattet mit den Errungenſchaften einer hohen Civiliſation in die Erſcheinung, daß wir entweder dieſen König und die herrſchende Kaſte als Träger der neuen Cultur von außen einwandern laſſen oder annehmen müſſen, daß ſchon lange vor ihm ein Volk mit fortſchrittlicher Entwickelung im Lande ſelbſt beſtanden habe. Letzteres iſt nicht nur die Meinung aller Aegyptologen, ſondern entſpricht auch den mythologiſchen und ſagengeſchichtlichen Ueberlieferungen der alten Aegypter. Die Prieſter derſelben ließen in der auf 25 Jahrtauſende berechneten vorgeſchichtlichen Aera des Nillandes drei große Epochen, die der Götter, der Halbgötter und der Manen, aufeinanderfolgen. Heute neigt man der Anſicht zu, Menes ſei nur der erſte König von ganz Aegypten geweſen; vor ihm aber habe eine größere Zahl von Gaukönigen regiert, deren Gebiete ſich in den hiſtoriſchen „Nomen“ des Nillandes erhalten hätten.

Die vorgeſchichtliche Archäologie Aegyptens kann ſich bei dem Fehlen prähiſtoriſcher menſchlicher Leibes- (auch diluvialer Thier-)reſte nur mit Artefacten beſchäftigen, vor Allem natürlich mit der Frage, ob es in dieſem Lande eine eigentliche Steinzeit gegeben habe. Steinwerkzeuge von ganz primitiver Form, zumeiſt aus Feuerſtein, Hornſtein, Jaſpis, zugeſchlagene, niemals polirte Stücke, und zwar Späne mit geradlinigen oder ſägeförmig gezähnten Schneiden, Spitzen u. dgl., findet man nicht nur in Gräbern der hiſtoriſchen Zeit, ſondern viel häufiger mit Nucleïs, Abfällen und Rohmaterial im Freien, meiſt am Fuß oder am Abhang der Uferberge beiderſeits des Nils. Es iſt das ein Gebiet der tertiären und zum Theil auch der Kreidekalke, wo dieſe Steine in natürlichen Lagerungsſtätten reichlich anſtehen. Dort, in Oberägypten und dem ſüdlichen Theile von Unterägypten, war das Material überall zur Hand und brauchte nur einfach vom Boden aufgeleſen zu werden. Das Vorkommen dieſer Steinarbeiter-Ateliers zieht ſich übrigens weit in die Libyſche und in die Arabiſche Wüſte hinein. Tieffunde, die ein höheres Alter dieſer Manufactur bezeugen würden, ſind mehrfach conſtatirt, aber noch nicht genügend unterſucht worden.

Zu Ritualzwecken, nämlich beim Einbalſamiren von Leichen und vielleicht auch bei der Beſchneidung, wurden Steinmeſſer nach den Berichten alter Schriftſteller noch in der hiſtoriſchen Zeit verwendet. Zur Leichenöffnung eigneten ſich gewöhnliche prismatiſche Flintmeſſer ganz gut; das Vorkommen derſelben iſt aber ſo maſſenhaft, daß wir nicht daran denken dürfen, ſie ſeien alle zu dieſem Behuf angefertigt worden. Feuerſteinwerkzeuge konnten in geſchichtlicher Zeit allenfalls noch zur Bearbeitung weicher Steine (Ausführung von Hieroglyphen und anderen Zeichen), ſowie an Dreſchſchlitten und zum Raſiren gedient haben. All das genügt aber nicht, um die ungeheure Menge der Oberflächenfunde zu erklären. Kunſtvolles Feuerſteingeräth, elegant geformte, „gemuſchelte“ Werkzeuge ſind ſelten und müſſen beſonders werthvolle, ſchwer zu erlangende Stücke geweſen ſein, die ſelbſt im europäiſchen Norden zu den höchſten Seltenheiten zählen würden. Die Ausführung derſelben zeugt von hoher Kunſtfertigkeit und beſonderer Uebung, doch finden ſich annähernd ähnliche, viel weniger vollendete Stücke auch auf den obgedachten Arbeitsfeldern. Häufiger ſind Pfeil- und Lanzenſpitzen, Dolchklingen und Sägen. Von keinem dieſer Stücke iſt nachgewieſen, daß es in hiſtoriſcher (metalliſcher) Zeit verfertigt wurde; auch der Umſtand, daß mehrere derſelben und gerade die ſchönſten Stücke in Gräbern der letzteren Zeit (ſogar in Mumienumhüllungen) aufgefunden ſind, beweiſt in dieſer Hinſicht nichts. „Die Kunſt, gemuſchelte Steingeräthe herzuſtellen,“ ſagt Virchow, „verſchwindet überall mit dem Eintritt der Metallcultur.“ Nach dem bisher vorliegenden Material zweifelt der genannte Forſcher nicht, daß alle gemuſchelten Steinartefacte in ihrem Urſprung der Prähiſtorie angehören.

Den eigentlichen Gegenſtand des Streites über die ägyptiſche Steinzeit bilden jedoch die Oberflächenfunde von einfach zugeſchlagenen Feuerſteinen. Man hat geltend gemacht, daß der Feuerſtein unter der Einwirkung ſtarker Temperaturwechſel von ſelbſt in täuſchenden Formen zerſpringt, was zweifellos richtig iſt. Die bekannten diagnoſtiſchen Zeichen, wie Schlagmarke u. dgl., helfen da wenig, weil ſie auch bei zufälliger und natürlicher Gewalteinwirkung entſtehen. Dagegen erkennt man die Menſchenhand an der polygonalen Geſtalt der Nucleï, deren Facetten (Abſprengungsflächen) zur Erzeugung kleiner Meſſer nach einem gewiſſen Plane angelegt ſind, an der kunſtgemäßen Form der Meſſer ſelbſt und an der ſecundären Bearbeitung derſelben durch Zähnung der Schneidekanten.

Blickt man nach Tunis und Süd-Afrika, ſo zeigt ſich, daß die ägyptiſche Steinzeit im „dunklen Continent“ keineswegs iſolirt daſteht; ſie iſt nur dadurch ausgezeichnet, daß Gegenſtände der vorhiſtoriſchen Zeit ſich noch im Gebrauch der hiſtoriſchen erhalten haben. Wohnplätze der ägyptiſchen Steinzeitmenſchen, Lagerſtätten im Freien oder in Höhlen ſind noch nicht nachgewieſen worden; nur unter den mächtigen Schuttmaſſen, welche die Hauptſtädte des Alten Reiches bedecken, in Memphis und Thinis (Abydos) können prähiſtoriſche Siedelſtätten und Gräber verborgen liegen. Virchow glaubt nicht, daß Gräber beſonderer Art in Aegypten vorhanden ſind, welche einen Anſchluß an die megalithiſchen und Kegelgräber Libyens und Mauretaniens zeigen. Vorübergehend räth er auch, die zügelloſe Phantaſie zu mäßigen, welche ſich an die Deutung der Bohrverſuche im ägyptiſchen Schwemmlande gewagt und darin Zeugniſſe für das Alter des Menſchen im Nillande geſucht hat. Auch die primitiven Thongefäßſcherben, welche Schliemann in Aegypten ſammelte, ſind nie in einem der alten Steinſchläger-Ateliers aufgehoben worden.

Indirecte Spuren eines Zuſammenhanges zwiſchen der hiſtoriſchen und der vorhiſtoriſchen Cultur liefert die Sprache, dann Tracht und Geräth, zumal Ornat und Scepter der Pharaonen. Letzteres iſt in ſeinem Urſprung ein Hirtenſtab, der auf den Stammeshäuptling heerdenbeſitzender Nomaden zurückweiſt; erſterer mahnt in ſeinem Schnitte noch an die Zeit, in der die Aegypter nur mit einem Schurze, wie die Neger, bekleidet waren, wo es alſo ſchon als beſondere Auszeichnung galt, wenn der König dieſen Gürtel vorn mit einem Stück Fell oder Matte vervollſtändigte und hinten mit einem Löwenſchwanz zierte. „Es muß eine Zeit gegeben haben,“ ſagt Virchow, „wo Nomaden das Land durchſtreiften und ein ſeßhaftes Leben im Sinne der hiſtoriſchen Zeit noch nicht ausgebildet war. Daraus würde ſich wenigſtens zum Theil erklären, daß an den Stellen der Steinfabrication eigentlich nichts von anderen Gegenſtänden angetroffen wird. Selbſt das Hirtenleben mag in dieſer fernen Zeit überhaupt noch nicht ausgebildet geweſen ſein. Zur Aufklärung der damaligen Zeit würde es erforderlich ſein, die Geſchichte der Thiere und der Pflanzen mit beſonderer Rückſicht auf die Frage ihrer Indigenität und ihres Importes einer genaueren Erörterung zu unterziehen.“ Dieſe Aufgabe iſt noch ungelöſt; doch ſteht Virchow nicht an, ſeine Meinung dahin auszuſprechen, daß die Mehrzahl der altägyptiſchen Hausthiere und Nutzpflanzen aſiatiſchen Urſprungs, alſo durch die altägyptiſche Culturraſſe eingeführt ſei. „Iſt dies richtig, ſo würde daraus auch folgen, daß dieſe Raſſe ſelbſt eingewandert iſt, und zwar ſchon in vorhiſtoriſcher Zeit. Denn Viehzucht und Ackerbau ſind ſchon im Beginn des Alten Reiches in einer ſolchen Vollendung vorhanden, daß ſie eine lange, locale Entwickelung und Anpaſſung vorausſetzen.“

Ferner haben die neueſten Unterſuchungen beinahe zur Gewißheit erhoben, daß **Kupfer und Bronze** nicht nur die erſten, ſondern auch lange Zeit die einzigen Metalle waren, welche die Aegypter kannten. Montelius, der dieſe Frage am eingehendſten ſtudirt hat, meint, daß die Bronze ſicher ſchon im vierten Jahrtauſend vor Chriſto in Aegypten gekannt und gebraucht war, während für das Eiſen Gleiches nicht anzunehmen ſei. Die Aegyptologen wollten dem Eiſen im Nillande das gleiche Alter zugeſtehen wie der Bronze, weil ſie die ägyptiſchen Steinmonumente aus der Zeit des Alten Reiches ſo bewunderungswürdig fanden, daß man nicht denken könne, ſolche Werke ſeien ohne Kenntniß des Eiſens oder des Stahles ausgeführt worden. Aber die Prähiſtoriker ſind ohne dieſes Vorurtheil an die Unterſuchung der materiellen Baſis jener Cultur herangetreten, und praktiſche Verſuche haben gelehrt, daß man den harten ägyptiſchen Stein auch bloß mit Steinwerkzeugen behandeln könne. Die Bearbeitung geht langſamer, aber ſie gelingt. In Mexiko haben wir übrigens das Beiſpiel eines alten Culturvolkes, welches ohne Kenntniß des Eiſens den Stein trefflich zu großartigen Bau- und Bildwerken zu benutzen wußte.

Wir haben ſchon an einer früheren Stelle dieſes Buches, im fünften Capitel, erwähnt, daß Aegypten ſein Kupfer und ſeine Kupferlegirungen, alſo wahrſcheinlich auch die älteſte Kenntniß dieſer Metalle, von Aſien her bekommen habe. Aſiatiſche Völker bringen das in Bildern dargeſtellte, in Schriftdenkmälern genannte, rothe Metall in Geſtalt ziegelförmiger Platten nach dem Nillande. Auch ſcheint die Bronzeherſtellung nicht in Aegypten ſelbſt geübt worden zu ſein; wenigſtens fehlt es an einem Namen für das Zinn. Die Miſchungsverhältniſſe der ägyptiſchen Bronze ſind mannigfach. Aus Bronze hatte man Waffen, Werkzeuge und allerlei Hausgeräth, dann Toilettegegenſtände und Schmuckſachen. Es iſt davon, zumeiſt aus Gräbern, eine genügende Menge erhalten, um die ägyptiſche Bronzezeit näher zu definiren. Eine Abbildung ägyptiſcher Bronzewaffen haben wir ſchon oben Fig. 171, S. 409, gegeben.

Um die Dauer der ägyptiſchen Bronzezeit zu beſtimmen, muß man die älteſten Eiſenfunde, ſowie die älteſten Inſchriften und Abbildungen, in welchen das Eiſen entweder genannt oder dargeſtellt wird, berückſichtigen; man darf auch nicht ununterſucht laſſen, wie ſpät noch bronzene Waffen und Werkzeuge neben eiſernen in Aegypten vorkommen.

Lepſius, welcher annimmt, daß das Eiſen ſchon im vierten Jahrtauſend vor Chriſto bekannt geweſen ſei, iſt doch nicht in der Lage, einen Eiſenfund aus ſo alter Zeit nachzuweiſen. Perrot, der Verfaſſer einer großangelegten und gründlichen Geſchichte der Kunſt des Alterthums, giebt zu, daß im Nillande die Bronze ſtets mehr als das Eiſen in Verwendung ſtand. Letzteres fehlt ganz in den Gräbern des Alten und des Mittleren Reiches; nur in denjenigen des Neuen Reiches kommt es häufig in guter Erhaltung vor. Man hat zur Erklärung dieſer auffallenden Thatſache angenommen, daß das Eiſen den böſen Geiſtern heilig, alſo unrein und zu Grabbeigaben ungeeignet geweſen ſei. Auch vermuthete man, daß es in den älteren Gräbern durch Verroſtung zugrunde gegangen ſei. Aber weder das Eine noch das Andere iſt ſtichhaltig. „Wenn im trockenen Aegypten,“ ſo fragt Montelius mit Recht, „das Eiſen ſich 3000 Jahre gut erhalten konnte, ſo iſt es unerklärlich, warum es nicht auch 3500 bis 4000 Jahre ſich wenigſtens theilweiſe hätte erhalten ſollen.“

Sicher iſt, daß die alten Inſchriften nicht vom Eiſen reden. Die Farben der Waffen und Werkzeuge in den ägyptiſchen Grabgemälden ſind Blau und Roth, und ohne Zweifel bedeutet Blau Eiſen, Roth Kupfer oder Bronze. Nun kommen aber die blauen Waffen und Werkzeuge in den Wandgemälden des Alten und des Mittleren Reiches niemals vor. Auch darin dürfen wir einen Beweis erblicken, daß das Eiſen vor dem Neuen Reiche in Aegypten, d. h. vor 1700, nicht im Gebrauche geſtanden iſt.

Hingegen finden ſich noch ſehr ſpät Waffen und Werkzeuge aus Bronze. Viele ſolche Stücke befinden ſich im Muſeum zu Bulak, nicht wenige auch im Louvre zu Paris. Dieſe Bronzen laſſen ſich der Zeit nach theilweiſe genau beſtimmen. So wurde bei Theben 1860 das Grab der Königin Aah-Hotep gefunden, welche im Anfange der achtzehnten Dynaſtie ungefähr um 1500 vor Chriſto lebte. Hier traf man noch keine Spur von Eiſen, wohl aber Schmuckſachen und Waffen

(Dolche, Aexte) aus Gold, Silber und Bronze. Etwas jünger (um 1400 vor Chriſto), aber noch aus derſelben Dynaſtie, ſind einige bronzene Gräberfunde mit dem Namen des Königs Tutmoſe III. Während der Regierungszeit dieſes Königs muß die Bronze noch ſehr häufig zu Waffen und Werkzeugen verwendet worden ſein.

Abzuweiſen iſt auch der Gedanke, als ob in jener Zeit eiſerne Klingen und Geräthe gebraucht und doch nur bronzene Beigaben, gleichſam Abbilder wirklicher Gebrauchsgegenſtände, den Todten in die Gräber gelegt worden ſeien. Denn die meiſten Bronzewaffen des Muſeums zu Bulak ſind, obwohl ſie aus Gräbern ſtammen, ſtark abgenutzt und häufig mit erneuerter Schärfe verſehen. Sogar im 11. Jahrhundert vor Chriſto wurden in Aegypten noch Bronzewaffen gebraucht, wie wir aus den Wandgemälden im Grabe Rameſu's III. ſehen, wo neben blauen auch rothe Waffen geſchwungen werden.

Montelius nimmt daher an, daß das Eiſen in Aegypten nicht vor 1500 zur Verwendung gekommen, daß der Gebrauch desſelben aber erſt in den folgenden Jahrhunderten allgemeiner geworden ſei. Einen indirecten Beweis dafür kann man auch in den mykeniſchen und tirynthiſchen Funden erblicken. Dieſe argiviſchen Königsburgen haben ſich unter den Händen Schliemann's als großartige Beweisſtücke für einen, wahrſcheinlich durch die Phönikier vermittelten, vorgeſchichtlichen Verkehr Griechenlands mit Aegypten entpuppt. Die Gräber von Mykenä, welche ungefähr um 1200 bis 1400 vor Chriſto anzuſetzen ſind, haben viele Waffen und andere Objecte aus Bronze, aber keine Spur von Eiſen geliefert. Mit Recht hält man es nun für unmöglich, daß eine Stadt wie Mykenä durch ihre Verbindungen mit dem Nilland nicht auch das Eiſen bekommen haben ſollte, wenn dasſelbe zu jener Zeit in Aegypten bereits als mächtiger Culturfactor erkannt und benutzt worden wäre.

Wir ſtehen ſomit vor der überraſchenden Thatſache, daß die älteſte Culturnation der europäiſch-orientaliſchen Welt, die ägyptiſche, bis über die Mitte des vorletzten Jahrtauſends vor Chriſto hinaus, wahrſcheinlich durch mehrere Jahrtauſende ſeiner allerdings langſamen Entwickelung hindurch, ein Bronzevolk geweſen iſt. Hier fällt der Strahl der Geſchichte oder wenigſtens das Lampenlicht einer pedantiſchen Chronologie, auf eine Erſcheinung, wie wir ſie ſonſt nur unter den unklaren Umriſſen einer prähiſtoriſchen Culturperiode zu ſehen gewohnt ſind. Dieſe Thatſache ſetzt uns in den Stand, eine fruchtbare Parallele zu ziehen zwiſchen der redenden Geſchichte Aegyptens und der ſtummen Vorgeſchichte Europas. Es ſind im Weſentlichen politiſche Umſtände, die freilich einer tieferen, klimatiſchen und geographiſchen Begründung nicht entbehren, ſchuld geweſen, daß hier eine Fortentwickelung zu hiſtoriſcher Größe ſtattfand, während dort noch tiefes Schweigen herrſcht. So ganz von Grund aus verſchieden wird man die Culturzuſtände dies- und jenſeits der mittelländiſchen See nicht finden können. Erinnern wir uns, daß die Bronzeperiode Mitteleuropas, ebenfalls von Aſien her ins Leben gerufen, um 1500 vor Chriſto begann, alſo zu einer Zeit, da in Aegypten eben die erſte Eiſencultur, d. h. eine Bronzecultur mit ſchüchterner Eiſenbenutzung anfing. Wenige Jahrhunderte ſpäter dürfen wir für Südeuropa dieſelbe erſte Eiſenzeit anbrechen laſſen, welche dann nach der Wende des Jahrtauſends auch jenſeits der Alpen anhebt. Mit einem Worte, es geht ein großer geſchichtlicher Zuſammenhang durch die Culturbewegungen, die ſich von Süd und Oſt nach Nord und Weſt fortgepflanzt haben, und man erkennt in der Betrachtung derſelben, daß die Grenzen zwiſchen Hiſtoriſchem und Prähiſtoriſchem eigentlich recht willkürlich von Menſchenhand aufgerichtet ſind.

Zu etwas abweichenden Ergebniſſen über das Alter und die Aufeinanderfolge der Metalle im Nillande iſt kürzlich der deutſche Aegyptologe A. Wiedemann gelangt. Er ſagt in einer Beſprechung der Montelius'ſchen Arbeit: „Das Metall, welches die Aegypter in alter Zeit für ihre Geräthe und auch für Schmuckgegenſtände verwendeten, war das Kupfer; erſt im Neuen Reich ward dieſes mit Zinn legirt und ſo Bronze erzeugt, welche dauernd im Gebrauche blieb; nur ſtieg der Zinnzuſatz im Laufe der Zeit erheblich. Das Eiſen war ſeit den älteſten Perioden bekannt, ward aber aus unklaren Gründen von den Aegyptern bis in die ſpäteſte Zeit hinein nur ausnahmsweiſe verwendet.“ Dieſes Verhältniß herrſcht bis zu den Zeiten der Ptolemäer und der römiſchen Cäſaren, wo das Eiſen doch gewiß ſchon hinlänglich bekannt war. Eigenthümlich iſt auch das Steigen des Zinnzuſatzes, der im Anfange kaum etwas mehr als 2 Procent beträgt und ſich allmählich bis zu 20 Procent bei Schmiedemetall, bis 16 Procent bei Gußmetall erhebt. Als einzige Erklärung dieſer conſtanten Zurückweiſung des Eiſens kann die bekannte Beharrlichkeit der altägyptiſchen Cultur angeſehen werden. In dieſer Hinſicht erſcheinen die hochberühmten Culturträger des Nillandes beinahe als eine Caricatur jener alteuropäiſchen Bevölkerungstheile, die wir in den entwickelungsreichen Bronzezeitprovinzen unſeres Continents kennen gelernt haben, und welche ſicherlich lange Zeit die Aufnahme des Eiſens in den täglichen Gebrauch verſchmäht haben, obwohl es ihnen nahe genug gelegt wurde, ſich desſelben zu bedienen.

Die Gediegenheit und der Umfang der ägyptiſchen Kunſt und Kunſtinduſtrie kann nicht leicht überſchätzt werden. Ihre erhaltenen Arbeiten und die bildlichen Darſtellungen des ägyptiſchen Handwerkes bezeugen das. Aber die techniſchen Proceduren waren doch erſtaunlich einfache, und dem erfinderiſchen Geiſte ſind lange Zeit nur Geduld und Fleiß als ausführende Helfer zur Seite geſtanden. Dieſe Bienentugenden haben den gleichzeitigen prähiſtoriſchen Völkern Europas ebenſo gefehlt, wie die politiſche Organiſation der Männer von Chemi.

Die ägyptiſche Architektur ſteht unter dem Einfluſſe des Klimas und der Bildung und Bedeckung des Bodens. Mangel an Holz, dagegen reichliches Vorhandenſein von Steinmaterial, zum Theil in vielfach abgeſtuften Felſenwänden, gab der Baukunſt von vornherein die Richtung nach zwei Zielpunkten: dem Aufhäufen von Steinmaſſen und der Anlage unterirdiſcher Steinbauwerke. Giebeldächer konnte man in dem regenloſen Lande leichter miſſen, als ſchattige, dem Luftzutritte günſtige Höfe. Die Tempel ſind äußerliche Aggregate ohne Geſchloſſenheit und Einheit. Reihen von Thierkoloſſen führen zu weithin ſichtbaren Obelisken und Pylonen, es folgen Vorhof, Prieſterwohnungen, Säulenhalle und Cella. Die Mauern ſind nach außen ſchräg geböſcht; die Säulen geradlinig verjüngt oder ausgebaucht, mit üppigen Pflanzen- oder Maskencapitälen gekrönt und meiſt innerhalb der Mauern angebracht. Die Obelisken ſind Inſchriftſteine oder Denkpfeiler und ſtanden in enger Beziehung zu den Tempeln. Die Königspaläſte waren den Tempeln durchaus ähnlich, nur mit größeren Sälen und mannigfacheren Nebenräumen ausgeſtattet. Die Pyramiden ſind im Grunde nichts als enorm geſteigerte Tumuli, richtiger Ganggräber in Tumulis, die größeren aus Kalkſtein, die kleineren aus Ziegeln terraſſenförmig aufgethürmt und mit polirten und ſculpirten Steinen verkleidet. Innen führen ſchmälere und breitere Gänge zu einer oder mehreren Kammern. Inhalt des Ganzen iſt der Sarkophag des Königs. Die Hypogäen oder Felſengräber ſind künſtliche Grabgrotten mit labyrinthiſch geordneten, oft ſehr engen Gängen und Kammern, mit Sälen, Nebengängen, Schachten und Gruben, welche Mumien enthalten; das Ende bilden oft Niſchen mit ſitzenden Götterfiguren im

Hochrelief. Die Königsgräber bei Theben zeichnen ſich durch ihre ungewöhnlichen Dimenſionen aus.

Einen architektoniſchen Charakter trägt auch die Sculptur der Aegypter. Ihre aus den härteſten Steinarten nach einem feſten Syſtem der Proportionen meiſterhaft gehauenen Stand- und Sitzbilder lehnen ſich gewöhnlich an Pfeiler, Wände oder Pylonen und harmoniren in ihrer Ruhe und Regelmäßigkeit mit den Architekturflächen, welche ſie ſchmücken. Auch in der Koloſſalität wetteifern ſie häufig mit den Gebilden der Baukunſt. Der Stil iſt in dieſer, wie in jener grandios und wirkſam, aber ohne organiſches Leben und Lebenswärme. Herkömmliche Attribute und Unterſcheidungsmerkmale erſetzen die feinere Durchbildung des Einzelnen. Eifrigere Naturbeobachtung wurde dem Thiere zugewendet, was die nationale Religion (Thierdienſt) begünſtigte. Was in der Rundplaſtik bloß als Steifheit und geometriſche Auffaſſung der Form erſcheint, das Streben, alle Körpertheile in leichtverſtändlicher Geſtalt darzuſtellen, wird im Reliefſtil zu kindlicher Unbeholfenheit, die aber eine gewiſſe Natürlichkeit, zumal in der Wiedergabe häuslicher Scenen, nicht ausſchließt. Ebenſo primitiv iſt die techniſche Behandlung durch eingeſchnittene Umrißlinien oder vertiefte Figuren bei ſehr präciſer Ausführung. Auch hier iſt die Unterordnung der Sculptur unter die Architektur hervorzuheben.

Wie die Bildkunſt an die Baukunſt, ſo ſchließt ſich die Malerei an erſtere an; ſie überzieht zunächſt Statuen und Reliefs mit Farbe und bedeckt dann treu dem Princip der ägyptiſchen Zeichnung, ohne Perſpective, ohne Rückſicht auf Licht und Schatten, ohne Nuancirung mit wenigen, der Natur nicht ſehr entſprechenden Localfarben die Stein- und Stuckflächen der Felſengräber oder die Gypsüberzüge der Mumienkäſten. Die ganze Darſtellungskunſt der Aegypter iſt hiſtoriſcher, monumentaler Art und liefert vielmehr Denkſchriften der Geſchichte, als erfreuliche Abſchriften der Natur. Darum geht ſie Hand in Hand mit der Hieroglyphenſchrift. Die Bilder der Götter ſind nicht Verherrlichungen ihrer Größe durch ihre Thaten, ſondern nur der mannigfachen Huldigungen, die ihnen dargebracht werden, alſo gleichſam wieder individuelle menſchliche Geſchichtsacten. Uebrigens iſt die Darſtellungsweiſe bei Göttern, Königen und Prieſtern ziemlich die gleiche. Halbgötter und eine Mythologie derſelben fehlen den Aegyptern. Andererſeits ſind die Thaten der Herrſcher in der Kunſt wieder eng an das Leben des Volkes geknüpft; auch dieſes wird, treu der Wirklichkeit und dem Berufe, um deſſen Darſtellung es ſich handelt, in den Gräbern der gemeinen Männer der Nachwelt erzählt. Auf pünktliche Genauigkeit kommt es dem Künſtler vor Allem an, ob er nun die Zahl erſchlagener Feinde oder gefangener Fiſche feſtzuhalten hat.

Dieſe verſtandesmäßige Seite, welche gleichſam das Ziel der ägyptiſchen Kunſt bildet, darf uns nicht vergeſſen laſſen, daß auf dem Wege, der dahin führte, die Befriedigung des Schönheitsſinnes, wie ihn die Aegypter eben beſaßen, eingeſchloſſen war. Der Gewinn, welcher ſo nebenher erreicht wurde, erſcheint nur dann gering, wenn man ihn nach dem Maßſtabe des Höchſten, was wir in Architektur und Plaſtik beſitzen, d. i. der griechiſchen Kunſt, abſchätzen. Er wächſt aber ſchon ganz gewaltig im Vergleiche mit der aſſyriſch-babyloniſchen Kunſt. Uebrigens ſind jene monumentalen Arbeiten nicht das Einzige, was uns die Aegypter hinterlaſſen haben, und nicht nach jenen allein darf man ihre äſthetiſchen Anlagen beurtheilen.

Zur directen und indirecten Illuſtration der altägyptiſchen Kunſt- und gewerblichen Thätigkeit fügen wir hier, Fig. 187 bis 191, S. 448, einige Abbildungen bei. Drei derſelben, deren Originale aus Theben ſtammen, zeigen uns die Arbeit des Bildhauers und Bemalers ſtatuariſcher Werke. Der eine ſitzende Arbeiter

dieſe beweglicheren, zu weiten Wanderungen geeigneten und in ihrer Art ebenſo dauerhaften Arbeiten haben ſie noch über ihre Nachbargebiete hinaus Vorboten ihrer Cultur entſendet. „Im Leben wie im Tode liebte es der Aegypter werthvolle Amulette und Kleinodien, ſorgfältig gearbeitete Möbel und zierliche Geräthe um ſich zu haben. Gebrauchsgegenſtände ſollten, wenn auch nicht aus koſtbarem Material, ſo doch in reinen Formen gearbeitet ſein, und Erde, Steine, Metalle, Holz, die Erzeugniſſe ferner Länder wurden benutzt, um die Bedürfniſſe des täglichen Lebens zu befriedigen“ (Maſpero).

Wir erinnern an die berühmte Steinſchneidekunſt der Aegypter, die in der Ausführung dünnwandiger Gefäße aus harten Steinſorten gipfelte, an die häufig gekuppelten oder mit ſphäriſchem Boden verſehenen, alſo nicht zum Stehen eingerichteten Thongefäße, an die menſchen- und thierköpfigen Kanopen, die maſſenhaft erhaltenen Terracottafigürchen, an die Darſtellungen der Glasbläſerei in Gräbern und die Producte dieſer Technik, die ſicher wenigſtens bis in das zehnte Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung hinaufreicht. Kleine, zierlich emaillirte, buntfarbige Glasgefäße, die man gewöhnlich im Auslande für phönikiſche oder cypriſche Arbeiten hält, finden ſich zahlreich auch in ägyptiſchen Gräbern, und wenn wir ſie ganz ähnlich auch in barbariſchen Gräbern der Oſtalpen (Sta. Lucia bei Görz, St. Margarethen in Krain) antreffen, wo ſie etwa dem 6. Jahrhundert vor Chriſto angehören, ſo iſt die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß wir in dieſen köſtlichen Schälchen und Flacons wie in den viel häufiger vorkommenden Emailperlen nordiſcher Gräber Importſtücke aus dem Nillande vor uns haben.

Unter ägyptiſchem Porzellan oder ägyptiſcher Fayence iſt vielmehr emaillirter Stein, in welchem Skarabäen, Cylinder, Amulette, Gefäße, Doſen, Figuren ausgeführt wurden, zu verſtehen. Dieſe Dinge werden wir als Exportwaare im mykeniſchen Culturkreiſe wiederfinden. Zu ausgedehnterer Flächendecoration diente glaſirter Thon. Wahre Schnitzkunſtwerke hinterließen ſie uns in Elfenbein, Horn, Knochen, namentlich aber in Holz, dem Lieblingsmaterial der ſchnell und billig arbeitenden Bildhauer. Einen hohen Grad von Vollendung zeigt ſeit dem Alten Reiche die Tiſchlerei. Auch die Reichen beſaßen zwar an Möbeln kaum mehr als Betten, Lehnſtühle, Divans und Tiſche. Aber die beſten Kunden der Tiſchler waren die Mumien. „Während der Menſch in anderen Ländern nur wenige Gegenſtände mit ins Jenſeits nimmt, mußte er in Aegypten ein ganzes Mobiliar haben. Der Sarg allein war ſchon ein wahres Gebäude, deſſen Herſtellung einen Haufen Arbeiter in Bewegung ſetzte, wie die Abbildungen zeigen . . . Das übrige Todtengeräth machte den Tiſchlern nicht weniger zu thun, als die Mumien. Man verlangte Käſten von verſchiedener Größe für die Wäſche, die Eingeweide und Statuetten des Todten, Tiſche für ſeine Mahlzeiten, Stühle, Schemel, Betten, um den Leichnam darauf zu legen, Schlitten, um ihn ins Grab zu fahren, ſogar Kriegs- und Luſtwagen“ (Maſpero). Werke der altägyptiſchen Textilinduſtrie ſind uns natürlich nur ſpärlich erhalten, doch kennen wir treue Nachbildungen ſolcher in Sculptur und Malerei, wie auch die Form des altägyptiſchen Webſtuhles aus einer Basreliefdarſtellung bekannt iſt.

Am meiſten intereſſirt uns mit Rückſicht auf die verwandten Erſcheinungen in prähiſtoriſchen Culturzonen die *Metallkunſt der alten Aegypter*. Daß das Eiſen lange Zeit nach der Bronze aufkam und daß auch die letztere von auswärts bezogen wurde, haben wir geſehen. Keine einzige Darſtellung zeigt uns das Schmelzen und Bearbeiten der Bronze. Die Miſchung iſt verſchieden, von 6 bis 14 Procent Zinn auf 94 bis 86 Procent Kupfer. Außerdem verwendete man mit Gold und Silber gemiſchtes Erz zu Statuetten und Spiegeln. Die Zinnbronze diente zu Waffen und Amuletten, eine dem Meſſing ähnliche Miſchung zu häuslichen Geräthſchaften. Das Metall wurde theils geſchmiedet, theils in irdene oder ſteinerne Formen gegoſſen. Tauſende von erhaltenen Originalſtücken oder Nachbildungen in Wandgemälden und Basreliefs zeigen, wie die ägyptiſchen Metallarbeiter bemüht waren, auch die unbedeutendſten Werke ihrer Hand elegant zu formen und geſchmackvoll zu verzieren. „Der Fleiſchtopf, in welchem der Koch Ramſes' III. ſeine Meiſterwerke ſchuf, ſteht auf Löwenfüßen. Die Krüge ſcheinen ſich oft durch nichts von den unſerigen zu unterſcheiden; aber bei genauer Prüfung ſieht man, daß ihr Henkel eine aufgeblühte Papyrusblume iſt, deren Blätter über den Stengel gebogen ſind und auf dem Rande des Halſes ruhen. Die Meſſer- und Löffelgriffe haben faſt immer die Form eines zurückgebogenen Gänſe- oder Entenhalſes, die Schalen zuweilen die eines Thieres, einer Gazelle, die wie ein Opferthier gebunden iſt (vgl. Fig. 192, S. 451). Ein Schakal kauert auf dem Griff eines Schwertes. Eine Schere im Muſeum von Bulak zeigt einen aſiatiſchen Gefangenen, dem die Arme auf den Rücken gebunden ſind. Ein Spiegel iſt ein abgeſchnittenes Lotosblatt, deſſen Stiel als Griff dient. Eine Parfumbüchſe ſtellt einen Fiſch, einen Vogel oder einen grotesken Gott dar. Die Gefäße für Weihwaſſer, welche die Prieſter und Prieſterinnen trugen, um die Gläubigen und den Boden, auf dem ſich die Proceſſionen bewegten, zu beſprengen, verdienen in der Schätzung der Kenner einen beſonderen Platz. Sie ſind unten ſpitz oder eiförmig, mit eingeritzten oder im Relief gegebenen Darſtellungen, eingerahmten Götterbildern oder Anbetungsſcenen verziert und gewöhnlich von ſehr ſchöner Arbeit" (Maſpero, Aegyptiſche Kunſtgeſchichte).

Gold und Silber wurden theils zum Einlegen in Bronze, Stein oder Holz, theils zum Ueberziehen dieſer Materialien oder zur Anfertigung reiner Edelmetallarbeiten verwendet. Maſſiv goldene und ſilberne Werke haben hier meiſt dasſelbe Schickſal gefunden wie anderwärts; nur eine Anzahl getriebener, mit Thierfiguren und Pflanzenornamenten bedeckter Gefäße iſt uns übrig geblieben. Manches davon iſt von unübertrefflichem Adel der Form und der Verhältniſſe.

Einen Höhepunkt erreichte die ägyptiſche Kunſtinduſtrie mit den goldenen oder ſilbernen Gefäßen, auf welchen in getriebener Arbeit reihenweiſe übereinander oder concentriſch um einen Mittelpunkt geordnete Kriegs- und Jagdſcenen gebildet waren. Dieſe Stücke fanden in außerägyptiſchen Culturkreiſen, gleichſam als eine lesbare Abbreviatur ägyptiſchen Lebens, den höchſten Anwerth. Theils Originale, theils phönikiſche Nachahmungen davon bildeten einen ſtark geſuchten Handelsartikel. In Griechenland und Italien prunkte man damit. Der Norden, welcher ſich mit ägyptiſchen Glasperlen und kleinen Emailgefäßen begnügen mußte, war zu arm, um auch ſolche koſtbare Stücke zu erwerben. Ihm ſind erſt ſpäter etruskiſche und griechiſche Prunkgefäße erreichbar geworden. Mobile Proben orientaliſcher Bildkunſt hat er auf einem weiten Umweg kennen gelernt, die directe Anſchauung ägyptiſcher figuraler Darſtellung blieb ihm verſagt.

Körperſchmuck liebten die alten Aegypter trotz unſeren eigenen prähiſtoriſchen Ahnen. Ihre Mumien finden wir an Armen, Fingern, Hals, Ohren, Stirn und Knöcheln damit überladen, ja zuweilen geradezu mit Gold gepanzert. Unerläßlich war für den Mann der Fingerring, für das Weib die Kette; aber nur die Allerärmſten beſchränkten ſich darauf. Einer der reichſten Schmuckfunde war jener ſchon erwähnte an der Mumie der Königin Aah-Hotep, Gattin des Kamoſe, eines Königs der ſiebzehnten Dynaſtie. Unter den Frauenſchmuckſachen dieſes Fundes erwähnen wir: einen Fächergriff aus Holz und Goldblech, einen Spiegel aus vergoldeter Bronze mit Ebenholzgriff, der mit einer Lotosblume aus ciſelirtem Gold

mit Gold und farbigen Steinen verziert, den Knauf bilden vier goldene Frauenköpfe. Auf der Klinge ſehen wir einerſeits einen Löwen, der einen Stier verfolgt, und vier große Heuſchrecken, andererſeits fünfzehn auseinander hervorgehende Blumen, beiderſeits auch Namen des Amoſis. Dieſes Stück iſt mit vollem Recht als ein Pendant zu dem von Schliemann gefundenen mykeniſchen Bronzedolch mit goldtauſchirter Löwenjagd bezeichnet, und dem letzteren Stücke daher mit großer Wahrſcheinlichkeit ägyptiſche Provenienz zugeſprochen worden. Der andere Dolch iſt durch die Form des ſilbernen Griffes auffallend, der eine durchbrochene Scheibe bildet. Dieſe ruhte beim Gebrauch auf der unteren Handfläche, während der Hals der Waffe zwiſchen dem Zeige- und Mittelfinger lag. Die Streitaxt hat einen mit Gold überzogenen Griff aus Cedernholz, in welchem der Name des Amoſis aus Lapislazuli, Carneol, Türkis und grünem Feldſpat eingelegt iſt. Die Bronzeklinge ſteckt in einem Einſchnitt des Stieles und iſt mit Goldfäden an demſelben befeſtigt. Auf dieſem Theil der Waffe ſieht man einerſeits Lotosblumen auf Goldgrund, andererſeits den König Amoſis, wie er einen beſiegten Barbaren am Haare niederhält und tödtet, darunter den thebaniſchen Kriegsgott Montu in Geſtalt eines adlerköpfigen Greifen. Außer anderen, minder wichtigen Gegenſtänden enthielt die Ausſtattung dieſer einen Mumie noch zwei Miniaturbarken, eine goldene und eine ſilberne, mit Rädern, Ruderern, Lootſen, Steuermann und dem Conterfei des Königs Kamoſe, mit Beil und Scepter in den Händen.

Bilder ſolcher prunkhaften Zierlichkeit, geſchöpft aus einem einzigen Grabe, müſſen wir uns vor Augen halten, um in der immer noch reichen Ausſtattung mancher prähiſtoriſchen Leiche auf italiſchem oder transalpinem Boden die relative Armuth und Mäßigkeit und zugleich den culturgeſchichtlichen Zuſammenhang der berühmten Schachtgräber Mykenäs zu erkennen. Nur wohin die Schifffahrt orientaliſcher Seevölker ihre Kiele gewendet, finden wir Aehnliches auf europäiſcher Erde, und wir werden nicht mehr fragen, woher in letzter Linie dieſer Segen an kleinen Körperzierathen und anderen prunkenden Beigaben gefloſſen iſt.

2. Babylonier und Aſſyrier.

Während aus der unmittelbaren Nähe des Aequators der Nil nach Norden ſtrömt und viele verſchiedenfarbige Menſchenſtämme ohne höhere Geſittung auf ſeinem Wege tränkt, ehe er im letzten Viertel ſeines Laufes das von ihm geſchaffene uralte Culturland Aegypten begrüßt, entſenden die Schneegebirge Armeniens einen Doppelſtrom nach Süden, der ebenfalls in ſeinem unteren Zwillingslaufe der Schöpfer einer hohen und frühzeitigen Civiliſation geworden iſt. Der Nordoſtrand Afrikas und das Südweſtende Aſiens bieten ſo zwei Parallel-Erſcheinungen, die man hinſichtlich ihrer geographiſchen und der daraus folgenden geſchichtlichen Annäherung beinahe als eine einzige auffaſſen möchte.

Halbwegs zwiſchen den Gebirgen Armeniens und dem heutigen Nordrand des Perſiſchen Golfes endet die diluviale Stufe im Aufbau Meſopotamiens, und mit dem alten Küſtenrande des Meerbuſens beginnt die ungeheure, von den beiden Flüſſen Euphrat und Tigris angeſchwemmte Alluvialebene, deren tiefe Humusdecke jährlich zwei- bis dreimalige Ernten gewährte und nach den Berichten alter Schriftſteller vom Weizen das 50- bis 300fache Korn lieferte. Dieſes üppige Fruchtland hat während des Laufes der Jahrtauſende eine ganze Reihe von Weltmächten in ſeinem Schoße geſehen, die ſich theilweiſe hier erhoben oder hierher vordrangen, um ihre fernere Miſſion zu erfüllen. Wir nennen die aſſyriſche, perſiſche, makedoniſche, die parthiſche, ſaſſanidiſche und arabiſche Herrſchaft. Heute iſt es tief geſunken; wo einſt über 20 Millionen thätiger und glücklicher Menſchen der Welt ein weithin ſichtbares Beiſpiel hoher Cultur aufſtellten, friſtet heute, unter der traurigen Türkengewalt, kaum eine halbe Million problematiſcher Exiſtenzen ihr kümmerliches Daſein.

Groß war der Einfluß, den die babyloniſche Cultur einſt auf die Nachbarvölker ariſchen und ſemitiſchen Stammes geübt hat. Im Oſten zehrten die Meder und Perſer, im Weſten die Phönikier, die Klein-Aſiaten und die Griechen von den Geiſtesgeſchenken Chaldäas. Die Regelung des Sonnenjahres, Maß und Gewicht, die Gradeintheilung des Kreiſes, Baukunſt und Bildhauerei lernte man in einem weiten Länderkreiſe von den alten Bewohnern Meſopotamiens, und noch in der römiſchen Kaiſerzeit, halbwegs zwiſchen der einſtigen Blütheperiode und dem heutigen Verfallsſtadium, war der Name eines Chaldäers gleichbedeutend mit dem eines zauberkundigen Menſchen.

Die geſchichtlichen Träger dieſer Cultur ſind ein ſemitiſches Volk. Ihre Sprache iſt der phönikiſch-hebräiſchen zunächſt verwandt und ſteht mit dem nahezu gleichen Dialekte Ober-Aſſyriens in einer Gruppe neben den Sprachen der Aramäer oder Syrer und der Araber. Sie vollendete ihren Lebenskreis in der helleniſtiſchen Periode und ward unſerer Kenntniß zuerſt durch die Entzifferung der an dritter Stelle ſtehenden Inſchrifttexte (Keilſchriften) des Perſerkönigs Darius zugänglich. Die altbabyloniſche Keilſchrift entſtand durch die Anwendung eines dicken Griffels mit kurzer Spitze auf weichem Materiale (Thontäfelchen, welche ſpäter gebrannt wurden); erſt ſpäter und namentlich in Aſſyrien wurden ihre Zeichen in Stein geſchnitten.

Viele Anzeichen ſprechen aber dafür, daß ſich eine hochgradige Civiliſation bereits bei den vorſemitiſchen Bewohnern Meſopotamiens entwickelt hatte. Aus ninivitiſchen Paläſten ſtammen Gloſſarien, welche den Aſſyriologen (voran J. Oppert) geſtattet haben, ältere Schriftdenkmäler mit Hilfe der aſſyriſchen Ueberſetzung zu entziffern. Die Sprache dieſer älteren Monumente wird in ſpäteren aſſyriſchen Texten als akkadiſche bezeichnet. Akkad heißt unter den Königen Babylons der ſüdöſtliche Theil des meſopotamiſchen Unterlandes, während der obere, an Aſſyrien grenzende Theil desſelben Landes gleichzeitig als Sumir bezeichnet wird. Erſt ſeit dem 9. Jahrhundert vor Chriſto erſcheint neben dieſen beiden Namen im babyloniſchen Königstitel das Mat-Kaldu (Land der Chaldäer), welches ſpäter (vom 8. und 7. Jahrhundert an) zur alleinigen Bezeichnung wird.

Das Akkadiſche hat nach den Unterſuchungsergebniſſen hervorragender Sprachforſcher keine Aehnlichkeit mit den ariſchen, ſemitiſchen und chamitiſchen Idiomen. Seine Wörter und Sprachformen ſind dagegen mit Glück den turaniſchen Sprachzeugniſſen, namentlich dem Finniſchen, nahegeſtellt worden. Dieſe Entdeckung gewährt uns ein eigenthümliches Bild urgeſchichtlicher Völkerverhältniſſe in Vorder-Aſien. Wir ſehen einen aſiatiſchen Nordſtamm, deſſen geſchichtliche Vertreter nur geringe Anſätze höherer Entwickelung aufzuweiſen haben, als Archegeten einer der ehrwürdigſten Culturen des alten Orients in Meſopotamien ſitzen. Darf man dieſen „Scythen“ — denn ſo müſſen wir ſie nach dem Vorgang der alten Völker nennen — die Erfindung der Keilſchrift zuſchreiben, wie Oppert und andere Aſſyriologen annehmen? Oder haben ſie dieſe von einer noch älteren Urbevölkerung, vielleicht chamitiſchen Stammes, übernommen?

Man hat die Angabe des römiſchen Geſchichtsſchreibers Juſtinus für übertrieben gehalten, daß Vorder-Aſien durch fünfzehnhundert Jahre unter ſcythiſcher Herrſchaft geſtanden habe, und daß erſt Ninus von Aſſyrien (um 1200 vor Chriſto) dieſes Joch zerbrochen. Wahrſcheinlich iſt die Hegemonie der turaniſchen Akkadier die hiſtoriſche Grundlage jener Nachricht. Man wollte früher nur an verwüſtende Scytheneinfälle aus Hoch-Aſien, nicht aber an eine ruhige, den Culturſtand erhaltende und fördernde Scythenherrſchaft denken. Auch Juſtinus ſpricht nur von Tributzahlungen.

Wahrſcheinlich war die Bevölkerung Meſopotamiens und der angrenzenden Gebiete ſeit alter Zeit verſchiedener Herkunft. In Suſiana, der unmittelbar öſtlich an Babylonien grenzenden Landſchaft, beſtand bis ins 7. Jahrhundert vor Chriſto eine nationale Herrſchaft. Die Bewohner dieſes Gebietes redeten nach den erhaltenen Schriftmonumenten eine Sprache, welche denjenigen der turaniſchen Nomadenvölker im Baue ſehr ähnlich iſt. Hier müſſen ſich vor der ſemitiſchen Einwanderung in das Küſtenland ſcythiſche Stämme niedergelaſſen haben. Aber andererſeits weiſt wieder Manches, was uns an Namen, Nachrichten, bildlichen Darſtellungen von jener Bevölkerung (den Elamiten oder Kuſchaniern) erhalten iſt, auf negerähnliche, äthiopiſche Urbewohner hin.

Der Babylonier Beroſos ſchreibt um 250 vor Chriſto, daß Chaldäa von einer großen Menſchenmaſſe verſchiedener Raſſe bewohnt geweſen ſei. Aus dieſer Maſſe erhob ſich um die Mitte des zweiten Jahrtauſends vor Chriſto im Süden Meſopotamiens der Stamm der Chaldäer, welcher früher unter den Akkadiern mitgezählt worden war, und verſchaffte ſeiner Hauptſtadt Bâb-ilu („Thor Gottes", Babylon) ein ſo entſchiedenes Uebergewicht, daß ſich ſpäter auch die aſſyriſchen Eroberer einfach Könige von Babylon nennen und „Babiru" im Perſiſchen, Babylonien im Griechiſchen und das Land Bâbel im Hebräiſchen zur Bezeichnung des ganzen Reiches emporwächſt.

Babylon übernahm die Rolle **Urus** (der „Stadt"), deren wiederentdeckte Reſte vielleicht die älteſten im ganzen Lande ſind. Hier zeigt die Keilſchrift ihre früheſten hieroglyphenartigen Formen, aus welchen durch Vereinfachung die bekannten Complexe keilförmiger Striche hervorgegangen ſind. Ein kreisrunder Mauerring umſchloß die Stadt mit ihren terraſſenförmig emporgethürmten Bauwerken, deren Wände von Glasſchmelz, polirten Steinen und Metallen ſchimmerten. Auf Palmenholzpfoſten ruhten die Dächer. Auch hatte man ſchon hier die erſten Bogenwölbungen verſucht. Außerhalb der Stadt lag eine rieſige Nekropole, in welcher Tauſende und Tauſende von Leichen bis zu 12 Meter Tiefe, in Thonſärgen und großen Urnen übereinander gebettet, aufgefunden wurden. Neben den Todten fanden ſich Werkzeuge aus Bronze und geſchliffenem Stein, Schmuckſachen aus Gold und Bronze, aber auch aus Eiſen und Blei. Das Alter dieſer Stadt reicht bis an den Beginn des dritten Jahrtauſends vor Chriſto hinauf. Die Ausgrabungen liefern hier wie an anderen alten Wohnplätzen Babyloniens immer wieder Neues und ſind noch lange nicht zu einem halbwegs befriedigenden Abſchluß gelangt, geſchweige denn völlig beendet. Wie viele namhafte Wohnplätze Chaldäa zählen mochte, erſehen wir aus den Siegesdenkmälern aſſyriſcher Könige. So meldet eine Inſchrift aus dem Jahre 704 vor Chriſto von 89 befeſtigten Städten und 820 offenen Orten Babyloniens, welche König Sarjukin in einem Feldzug erobert haben ſoll.

Die Bauweiſe all dieſer Ortſchaften entſprach dem Charakter des ſteinarmen Alluvialgebietes. Hauptmaterial war der gebrannte Thon, Bindemittel der Aſphalt. Zur Wandbekleidung wurden die Backſteine bunt, in ſehr gefälligen Muſtern, emaillirt. An der bloßen Luft getrocknete Ziegel kamen millionenweiſe beim Terraſſenbau zur Verwendung. Dieſer mit Vorliebe und unter einer Art von Zwang in dem erhöhungsloſen Terrain geübten Hügelerrichtung liegt daſſelbe Element der Baukunſt zu Grunde, welches wir auch im Norden, hier aber in roher Urſprünglichkeit, häufig antreffen: der Erdaufwurf. Tempel und Paläſte ſtanden glanzvoll, weithin ſichtbar, auf ſolchen künſtlichen Hügeln, die heute unter dem zerſtörenden Einfluß der Zeit wieder den Anſchein natürlicher Hügel gewonnen haben. Nur ausnahmsweiſe erſcheinen ſteinerne Reliefplatten als Wandſchmuck. Inſchriften, die uns in Aſſyrien und Perſien eine ſo reiche Quelle geſchichtlicher Kenntniß erſchließen, fehlen hier nahezu ganz; nur die Ziegel ſind regelmäßig mit dem Königsnamen geſtempelt.

Vom alten Babylon, ſeit circa 1270 Sitz aſſyriſcher Unterkönige und Herd häufiger nationaler Aufſtände, 683 durch Senaherib zerſtört, exiſtiren keine ſicheren Ueberreſte. Die neue Stadt, von Nebukadnezar (604 bis 561) aufgebaut, an Koloſſalität der Flächenausdehnung, der Bewohnerzahl und der Bauwerke das Höchſte, was die Alte Welt überhaupt in dieſer Richtung hervorgebracht, iſt in Folge der Vergänglichkeit des Baumaterials ebenfalls bis auf traurige Trümmerhaufen zugrunde gegangen.

In den alten Trümmerhügeln Meſopotamiens werden übrigens fortgeſetzt neue Entdeckungen gemacht. So haben kürzlich amerikaniſche Forſcher die Ruinen der dem Gotte Bel heiligen Stadt Nippur (zwiſchen Babylon und Erech) unterſucht. Schon Layard hatte hier unter Anderem Backſteine mit den Namen der altbabyloniſchen Könige Ur-Ba'u und Gâmil-Nindar (Erſterer angeblich um 3000 vor Chriſto und auch durch ſeine babyloniſchen Bauten bekannt) gefunden. Das bezügliche Bauwerk hat ſich als ein Tempel der Stadtgottheit Bel entpuppt. In einem von demſelben Könige gegründeten, in drei Terraſſen anſteigenden Tempel des Mondgottes Sin zu Ur, der Chaldäerſtadt, von welcher zufolge der bibliſchen Ueberlieferung Abraham nach Kanaan ausgezogen iſt, wurde die große Tempelbibliothek mit zahlreichen beſchriebenen Thontafeln wieder aufgefunden. Im ſüdlichen Theile Babyloniens wurden 1886 bis 1887 Grabhügel unterſucht, welche ſo ziemlich dasjenige darſtellen, was Hauptmann Bötticher auch in Hiſſarlik geſucht hat. Es ſind künſtliche Anſchüttungen, auf welchen die Leichen je über und unter einer Thonſchichte ſammt den Beigaben verbrannt wurden, wodurch die Hügel nach und nach zu einer Höhe von 15 Metern emporwuchſen. Für Vornehmere gab es eine Leichenverbrennung in beſonderen Häuſern. Eine ſolche, nahezu 4 Kilometer lange Nekropole aus der älteſten Periode Babyloniens fand ſich in „El Hibba“; es iſt eine förmliche Stadt mit engen Gaſſen; jedes Haus hat mehrere Zimmer, und faſt in jedem ſind Leichen verbrannt und beigeſetzt. Als Beigaben fand man außer großen thönernen Vorrathsgefäßen, die im Boden eingelaſſen waren, einzelne goldene Ohrringe, Siegelcylinder, thönernes Spielzeug u. ſ. w. Eine an demſelben Orte gefundene Bauinſchrift ſoll noch die hieroglyphiſchen Formen zeigen, aus welchen ſich ſpäter die Keilſchrift entwickelt hat.

Dieſe veritable Todtenſtadt hat in jüngſter Zeit durch die Ausgrabungen von Flinders Petrie im Fayûm ihr ägyptiſches Seitenſtück erhalten. Dort fand ſich bei Gurub eine Stadt, die aus dem Ende der achtzehnten und dem Anfang der neunzehnten Dynaſtie ſtammt. Unter den Häuſerfußböden waren Höhlungen angebracht, in welchen Brandbeſtattung geſchehen zu ſein ſcheint. Es lagen da in Maſſen Kleiderreſte, Halsbänder, Spiegel, Nadeln, Meſſer, Alabaſter- und Thongefäße mit den Königsnamen der Periode.

Weit günſtiger für die Ausführung dauerhafter Monumente waren die Bodenſchätze des Tigris-Uferlandes oberhalb der babyloniſchen Alluvialebene. An Fruchtbarkeit mit der letzteren nicht zu vergleichen, bot das Land Aſur (Aſſyrien) ſeinen ſemitiſchen, mit den Chaldäern gleichſprachigen Bewohnern eine Fülle mannigfachen Werkmaterials (Muſchelſandſtein, Marmor, Alabaſter, Silber, Kupfer, Blei und Eiſen). Es iſt das jüngere Culturgebiet, dem der Altersvorrang des benachbarten

Unterlandes fehlt; aber dafür hat es weitere Wirkungen ausgeübt und mehr von ſeinen Leiſtungen direct der Nachwelt überliefert. Die Aſſyrier, nach Maßgabe ihrer Selbſtdarſtellung in tauſend und aber tauſend Bildwerken ein hochgewachſener musculöſer Menſchenſchlag, ſonſt durchaus den heutigen Arabern und Juden vergleichbar, haben ihre Herrſchaft bekanntlich ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert bis zum Perſiſchen Meerbuſen ausgedehnt; im 11. Jahrhundert drangen ſie weſtlich bis zum oberen Euphrat vor, im zehnten eroberten ſie das öſtliche Klein-Aſien, im achten erſtreckte ſich ihr Reich über die öſtlichen Geſtade des Mittelmeeres. Schrift, Sculptur und Bauweiſe (auch den Terraſſen- und Ziegelbau) übernahmen ſie von den Babyloniern; doch erſt in weiterer Ausbildung, wozu die reichliche Anwendung architektoniſcher Steinſculptur und der Gebrauch feingearbeiteten Metallſchmuckes gehört, überlieferten ſie das Gelernte zur Zeit ihrer größten Machtausbreitung direct den Phönikiern, indirect den Griechen, und wurden dadurch die Lehrmeiſter des Occidents. Ihre öſtlichen Einflüſſe auf die Cultur der Perſer gehören nicht in den Kreis dieſer Betrachtung. Wie in Babylonien, iſt auch in Aſſyrien die berühmteſte der Landeshauptſtädte zugleich die jüngſte, hier Ninua („Ninvêh" der Bibel), die Nachfolgerin anderer, im Süden gelegener Städte, als deren älteſte Aſur erſcheint. Ninua, ſeit 900 regelmäßige Königsreſidenz, war bedeutend kleiner als das jüngere Babylon; während dieſes nach Herodot einen Umfang von neun deutſchen Meilen hatte (zwölf deutſche Meilen maß die äußere Feſtungsmauer) und Millionen von Einwohnern zählte, beſaß Ninua einen Geſammtumfang von etwa $1^{3}/_{4}$ deutſchen Meilen und eine Bevölkerung von 200.000 bis 250.000 Seelen. Aber ſeine Trümmerſtätte war unerſchöpflich an Bildwerken, welche uns den aſſyriſch-chaldäiſchen Kunſtſtil in ſeiner höchſten Entfaltung zeigen. Da iſt nichts kindlich Naives und Unentwickeltes, ſondern überall die volle Ausprägung der fertig übernommenen Kunſtform. Das älteſte, hiſtoriſch bezeugte Monument größeren Stiles in Aſſyrien, der Palaſt Aſſurnazirbals in Kalach (Nimrud, 10. Jahrhundert vor Chriſto), zeigt uns Bau- und Bildkunſt der Schüler Chaldäas auf derſelben hohen Stufe, welche ſie fortan durch Jahrhunderte behauptet und in Hunderten von Werken glanzvoll zur Geltung bringt.

Wir haben nun die Kunſt und Cultur Chaldäas und Aſſyriens in doppelter Hinſicht mit derjenigen Aegyptens zu vergleichen, erſtens in rein äſthetiſcher Hinſicht, zweitens in Betreff der angewendeten Materialien, namentlich der Metalle.

„In der Kunſt der Völker," ſagt Perrot in ſeinem großen Werke, „welche aus erſter Hand, wie die Phönikier, oder aus zweiter, wie ſpäter die Griechen, zugleich Schüler Aegyptens und Chaldäas geweſen ſind, wird man die Spuren der beiden Einflüſſe jederzeit voneinander trennen und unterſcheiden können. Man wird die Kunſt Meſopotamiens wiedererkennen an gewiſſen ornamentalen Motiven, wie Blumenguirlanden und Knopfreihen, Roſetten und Palmetten, ſowie an ihrer Vorliebe für die Symmetrie einander gegenüberſtehender Figuren. Man fühlt ſich noch mehr innerhalb des Kreiſes ihrer Formenüberlieferung, wenn man den ſchwungvollen Umriß ihrer Löwengeſtalten und das ganze Geſchlecht ihrer phantaſtiſchen Ungeheuer wahrnimmt, welche ſich untereinander bekämpfen und verſchlingen oder langbekleidete, mit Tiaren bedeckte Menſchen niederreißen. Dagegen fühlt man ſich nach Aegypten verſetzt, wenn man den Adel des unverhüllten Menſchenkörpers in den verſchiedenen Stellungen, die er annimmt, und den mannigfachen Bildern, die er gewährt, als Zierform verwendet ſieht. Die Völker Vorder-Aſiens haben in der Schule des chaldäiſchen Zierbildners viel gelernt; aber der Unterricht, welchen ihnen die ſtatuariſche Kunſt Aegyptens darbot, war doch von anderer Tragweite und höherer Bedeutung." Dieſe Kunſt allein konnte Anderen den Weg zeigen, der zur höchſten Schönheit führt, den Weg, den die Griechen in Marmor und Erz betraten. Die Aegypter ſtehen als Künſtler höher als die Chaldäer und Aſſyrier, dieſe Baumeiſter, welche, ſelbſt wo ihnen der Stein zu Gebote ſtand, hartnäckig der Säule aus dem Wege gingen, und dieſe Bildhauer, welche ſich nicht, Leib gegen Leib, an der Natur gemeſſen, ſondern mit Umgehung der Schwierigkeit, aber auch der Schönheit, nur bekleidete Menſchenkörper dargeſtellt haben.

Bei den aſſyriſchen Menſchen und Thieren iſt, nach der trefflichen Charakteriſtik R. Kekulé's, der erreichte hohe Grad der Auffaſſung und Wiedergabe der Natur in äußerlich gelernte, gewohnheitsmäßige Mache übergeſprungen. „Es genügte, wenn die Muskeln, von denen man wußte, daß ſie da waren, nur als vorhanden deutlich angegeben wurden; es ſtörte nicht, wenn ſie ausſahen, wie Stricke. Auge und Hand empfanden nicht das Bedürfniß, der feineren Führung der Linien, dem belebteren Schwunge im Großen, geſchweige denn im Einzelnen und Kleinen beobachtend und fühlend nachzugehen. Der große und breite volle Vortrag aller Formen verliert ſich ins Maſſige, Unbelebte und Leere. Die Gewohnheit der meiſterhaft geübten Ornamentik greift widerrechtlich in das organiſche Leben über: Augen, Ohren, Muskeln werden wie aus lebloſem Stoff willkürlich in nur ungefähr entſprechende Schemata gebracht, Haupt- und Barthaar, Felle und Schweiſe regelrecht und kleinlich, quaſtenmäßig gelockt und gekräuſelt.“

Die aſſyriſche Treibkunſt in Metall und den aſſyriſchen Reliefſtil, der mit dem ägyptiſchen Manches gemein hat, mit demſelben auf neutralem Boden manche Miſchung eingegangen iſt und zuletzt, wenn auch nur als fernes Vorbild, aus den getriebenen Metallarbeiten mit figuraler Verzierung in der Hallſtattperiode Oberitaliens hervorleuchtet, illuſtriren wir durch Fig. 193, S. 458. Dieſe Darſtellung befindet ſich nebſt anderen auf getriebenen Bronzeſtreifen, welche die Palaitthore von Imgurbel (Balawat) zierten und ſich jetzt im britiſchen Muſeum zu London befinden. Es ſind Scenen aus den Feldzügen und Schlachten Salmanaſſar's II. Auf dem mitgetheilten Ausſchnitt ſehen wir aſſyriſche Krieger, zwei Bogenſchützen und einen Wagenkämpfer, aus einer ringförmigen Feſtung ausziehen, welche nach der naiven Erzählungsweiſe der aſſyriſchen Reliefs im Grundriß dargeſtellt iſt und in ihrem Innern ein Säulenthor und einen brückenförmigen Bogen mit daraufſtehender Pferdefigur erkennen läßt.

Trotz jenes oben erwähnten Vorzuges der ägyptiſchen Kunſt finden wir den Einfluß Chaldäas auf die übrige Welt größer als den des Nillandes. Von Wüſten umgeben, öffnete ſich dieſes letztere Thalgebiet nur durch die Pforte einer einzigen und ſchmalen Grenze für die anderen Völker. Das Euphratthal war in viel größerer Breite zugänglich; es mündete zwar nicht in das Mittelmeer, aber es war mit demſelben durch zahlreiche Wege verbunden, und ſelbſt die Verſchiedenheit dieſer Wege hat die Außenwirkung der chaldäiſchen Civiliſation lebhafter und mannigfaltiger geſtaltet.

Ein anderer hervorragender Unterſchied der babyloniſch-aſſyriſchen Cultur von der ägyptiſchen beſteht in der frühzeitigen Verwendung des Eiſens neben der Bronze. Schon in den älteſten Gräbern von Warka (dem alten Uruku) und Mugeir finden ſich, allerdings neben zahlreichen Waffen und Werkzeugen aus Stein, den Zeugniſſen einer metalloſen Urperiode, Gegenſtände aus Kupfer, Bronze, Blei, Eiſen und Gold. Nur das Silber fehlt. Das Kupfer ſcheint allerdings auch hier zuerſt unter den Metallen verwendet worden zu ſein; allein ſchon die genannten Gräber enthielten mehr Bronze als reines Kupfer.

wendung aufgeſammelter und aufgeſparter Naturaltribut, den der König hier verwahren ließ.

Die Rohluppen hatten eine Länge von 32 bis 48 Centimetern und nahe dem einen Ende ein Loch von 20 Millimetern Weite. Es war dies die Form, in welcher man das Eiſen von den Schmelzſtätten aus in den Handel brachte. Die Löcher dienten zum Durchziehen eines Strickes, an welchem die Klumpen zum Transport aufgehängt wurden. Bei der Anhäufung dieſes Materials im Palaſte dachte man wohl zunächſt an Kriegszwecke. Nicht nur die ſtählernen Leiber der gehärteten, bergbewohnenden Aſſyrier machten ſie für Semiten und Nichtſemiten furchtbar, ſondern auch ihr ungewohntes Rüſtzeug. Mit Recht ſagen ſie in ihren Königsinſchriften häufig von dem Gegner: ich verachte ſeine Waffen, und in banger Bewunderung widmet ihnen Jeſaias die folgenden Verſe: „Und ſiehe, eilend und ſchnell kommen ſie daher; und iſt Keiner unter ihnen müde oder ſchwach, Keiner ſchlummert noch ſchläft; Keinem gehet der Gürtel auf von ſeinen Lenden, und Keinem zerreißt ein Schuhriemen. Ihre Pfeile ſind ſcharf, und alle ihre Bogen geſpannet. Ihrer Roſſe Hufe ſind wie Felſen geachtet und ihre Wagenräder wie ein Sturmwind.“ *)

Im 9. und 8. Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung waren die Aſſyrier in der Benutzung des Eiſens geſchickter und vorgeſchrittener, als irgend eines der gleichzeitigen Völker. Sie verſtanden es namentlich meiſterhaft, Bronzehüllen um einen Eiſenkern zu gießen. Die Verzierung des Eiſens mit Bronze charakteriſirt die Metalltechnik der Aſſyrier auch in der Ausführung von Schutzwaffen (Helmen und Panzern).

Dieſe Ausbildung der Metallarbeit im Zweiſtromlande erklärt ſich leicht durch die Nachbarſchaft des Minengebietes, welches im ganzen Alterthum einſtimmig für die Wiege der Metallurgie gehalten wurde, der Gegend zwiſchen dem Pontus, dem Kaukaſus, dem Kaſpiſee, dem Weſtabfall Irans, den Ebenen Meſopotamiens, dem Taurus und dem Hochland Kappadokiens. Man braucht aber gar nicht bis zu den berühmten Chalybern zu gehen; ſchon wenige Tagereiſen von Moſſul trifft man Mineralſchätze, welche in jedem anderen Lande, nur nicht in der Türkei, Gegenſtand der erfolgreichſten Ausbeutung geworden wären.

Bei jener frühen und reichlichen Anwendung des Eiſens blieb die Bronze das, wozu ſie eigentlich am beſten taugt, ein ſeiner Schönheit wegen geſchätztes Luxusmetall. Die größte Sammlung aſſyriſcher Bronzen hat Layard auf einem einzigen Fleck, in einem Gemache des Königspalaſtes Aſſurnazirbal's zu Nimrud angetroffen. Die Legirung beſtand aus 10 Procent Zinn, 90 Procent Kupfer, nur

---

*) Dem Werke „Geſchichte des Eiſens“ von Dr. L. Beck (2. Aufl. 1891, S. 133 f.) entnehmen wir noch die nachſtehenden Daten über den Eiſenverbrauch der Aſſyrier im neunten und den folgenden Jahrhunderten vor Chriſto: „Schon in den älteſten Tributliſten aus dem Jahre 881 vor Chriſto wird dem Volke der Moscher Tribut von Eiſen und von Vieh auferlegt. Den Fürſten des Landes Narini im heutigen Kurdiſtan wird in derſelben Periode ein Tribut auferlegt, und bei deſſen Aufzählung von Metallen neben Gold und Silber nur Eiſen genannt. Aſſurnazirbal erhebt in dem Nachbargebiete von Karchemiſch nur Eiſen und Silber. Weder Kupfer noch Erz werden in jener Zeit erwähnt. Hieraus erſieht man, wie die kriegeriſchen Aſſyrier den Werth des Eiſens zu ſchätzen wußten, und wie reichlich ſie es verwendeten. Erſt ſeitdem das aſſyriſche Reich unter Salmanaſſar II. ſich nach Süden weiter ausdehnte, ſeitdem es mit dem Reichthum von Babylon, Damaskus und den Städten Phönikiens bekannt wurde, wird Kupfer öfter genannt. Demungeachtet ſehen wir, daß Damaskus bei der großen Brandſchatzung durch König Phul um das Jahr 800 vor Chriſto neben 3000 Talenten Kupfer 5000 Talente Eiſen als Tribut auferlegt werden. Es darf daraus wohl geſchloſſen werden, daß das Eiſen in jener Zeit verbreiteter war und in mannigfacherer Verwendung ſtand, als das Kupfer oder Erz.“

eine der Glocken, welche man den Pferden um den Hals zu hängen pflegte, war aus Metall nach einem anderen Recepte (15 Procent Zinn, 85 Procent Kupfer) bereitet.

Aus reinem Kupfer waren nur Küchengeſchirre und große Vorrathsgefäße, z. B. jene Keſſel, in welchen man andere Metallſachen aufzubewahren pflegte. Alle Metallartikel ſcheinen in Aſſyrien häufiger und billiger geweſen zu ſein als in Chaldäa, welches von der Minenregion weiter entfernt lag. Auch ſtammt das Meiſte und Beſte, was wir von aſſyriſch-babyloniſcher Metallwaare beſitzen, aus dem erſteren Lande, wobei aber in Rechnung zu ziehen iſt, daß hier viel umfaſſendere Ausgrabungen gemacht worden ſind als in Babylonien.

Wir finden alſo in dieſem ſemitiſchen Culturgebiete Vorder-Aſiens eine Stufe des Metallgebrauches erreicht, welche uns weit über dasjenige hinausführt, was wir bisher im prähiſtoriſchen Europa, aber auch in Aegypten kennen gelernt haben: eine freie und vernunftgemäße Dispoſition über reichliche Naturſchätze, eine unſerer heutigen Gebrauchsweiſe naheſtehende Vertheilung der Functionen, welche ſich, zweifellos von dieſem Gebiete aus, nach und nach gegen Weſten Bahn brach und ſich endlich auch in Europa einbürgerte.

3. Chethiter und Phönikier.

Wir haben die beiden mächtigen Endglieder der Culturkette betrachtet, durch welche Oſt-Europa, der Pontus und das öſtliche Mittelmeer von den Abhängen des Kaukaſus bis zum Rande der Libyſchen Wüſte umſchloſſen ſind. Es fehlen uns noch die beiden Mittelglieder, von welchen das eine, Syrien, ſtraff zwiſchen den Euphrat und den Nil eingeſpannt iſt, während das andere, Klein-Aſien, loſe nach Europa hinüberhängt.

Aus Syrien kommen für uns die Phönikier, aus Klein-Aſien die beiden Endpunkte der ſüdoſt-nordweſtlichen Diagonale: Cypern und die Troas, vorzugsweiſe in Betracht. In der Darſtellung der erſteren bewegen wir uns noch zumeiſt, wie bisher in dieſem Capitel, auf geſchichtlichem Boden; mit den beiden anderen Punkten betreten wir wieder prähiſtoriſches Gebiet und nähern uns, in eklektiſcher Weiſe, wie es der Stand der Urgeſchichte heute vorſchreibt, dem Ziele, um deſſen willen wir den flüchtigen Rundgang um das öſtliche Mittelmeerbecken unternommen haben.

Syrien iſt der ſchmale, öſtliche Küſtenſtrich jenes ziemlich geradlinig umgrenzten Meeres, welches im Norden Klein-Aſien, im Süden Aegypten beſpült. Seine vom Taurus nach Süden herablaufenden Gebirge ſcheiden in ſehr gleichmäßiger Trennung das Culturland am Meere vom vegetationsarmen Hinterlande, das nach ſeinem vorherrſchenden Wüſtencharakter mit Recht zu Arabien gezählt wird.

In Folge ſeiner Mittelſtellung zwiſchen Babylonien und Aegypten konnte Syrien ſein urſprüngliches ethnographiſches Gepräge nicht lange ungeſtört bewahren. In geſchichtlicher Zeit bewohnen es ſemitiſche Stämme, von welchen die Kanaaniter (Phönikier und Hebräer) für uns die wichtigſten ſind. Zwiſchen dieſe ſchoben ſich zuerſt aſſyriſch-babyloniſche Coloniſten; ſpäter wurden Aramäer (Syrer im engeren Sinne) und zuletzt Araber Herren des Landes.

Vor den Phönikiern und Hebräern, welche das Alte Teſtament und die Griechen als Einwohner Syriens kannten, erſcheint das Land im Beſitz der Chethiter oder Chetäer (Chêt, zweiter Sohn Kanaans neben dem erſten, Sidôn, in der Geneſis); dieſer Name wird auch von den aſſyriſchen und ägyptiſchen

Urkunden zur Bezeichnung der Bevölkerung gebraucht. Die „Cheta"-Stämme bilden in Syrien Reiche, welche bald von den Pharaonen unterworfen werden, bald mit denſelben in Vertragsbeziehungen ſtehen. In den ägyptiſchen Wandgemälden erſcheinen ſie hellroth, den Aegyptern ſelbſt ähnlich, aber verſchieden von den gelbbraun gemalten ſemitiſchen Nomadenſtämmen Aſiens. Die aſſyriſchen Eroberer nennen dasſelbe Volk „Chatti" und rühmen ſich ebenfalls, die kleinen Verbände desſelben beſiegt zu haben. Zweiundzwanzig Fürſten der Chatti werden genannt, darunter zehn, welche mitten im weſtlichen Meere, offenbar auf der Inſel Cypern (bei den Phönikiern „Kittim", nach demſelben Volke), hauſen.

Dieſes Volk müſſen wir als die unmittelbaren Vorläufer der ſemitiſchen Einwohner Syriens betrachten. Später erſcheint es auf Nord-Syrien und Kappadokien beſchränkt, wo es unter chaldäiſchem und aſſyro-babyloniſchem Einfluß eine in zahlreichen, noch gegenwärtig erhaltenen Monumenten prangende Cultur entwickelte. Dieſe Cultur, ſowie das Volk, welches ſie trug, ſind urgeſchichtlich, der Verbindung Aſiens mit Europa wegen, merkwürdig. Obwohl uns die Sprache der Chethiter nur aus Eigennamen bekannt iſt, hat man doch, wenngleich nicht ohne Widerſpruch, aus ihren Inſchriften geſchloſſen, daß ſie weder Semiten noch Indogermanen geweſen ſeien. Wir wollen gleich hier der weitgehenden paläoethnologiſchen Operation gedenken, in welche die Chethiter kraft jener Folgerung eingeſchloſſen wurden.

Fritz Hommel hält die Chethiter für gleichen Stammes mit einigen Völkerſchaften Klein-Aſiens, den Lykiern, Lydiern und Karern, welche ebenfalls weder ſemitiſcher noch ariſcher Raſſe ſein ſollen. Aber noch mehr: eine ganze Gruppe nichtſemitiſcher, mit Keilſchrift geſchriebener Sprachen (das Altarmeniſche, Koſſäiſche, Suſiſche und Neuſuſiſche) ſoll derſelben Claſſe, die er die „Alarodiſche" nennt, angehören. Auch in Europa iſt dieſe Claſſe, hier als eine vorindogermaniſche, vertreten. Hier gehören ihr an die Pelasger Griechenlands, die Etrusker Italiens und die Iberer Spaniens, deren letzte Ueberreſte die nordſpaniſchen Basken ſind. Dieſes „pelasgiſch-alarodiſche" Element ſtellt Hommel als dritte große Sprachgruppe neben das uralaltaiſche, wozu als älteſter Vertreter das Sumero-Akkadiſche gehört, und das Indogermaniſche.

In dem Kreiſe dieſer ſprachwiſſenſchaftlichen Studien ſtößt man übrigens Schritt vor Schritt auf einander diametral entgegengeſetzte Anſichten der Fachgelehrten. So hat J. Halévy aus den Königs- und Ortsnamen der chethitiſchen Länder in den aſſyriſchen Keilſchriften den ſemitiſchen Charakter der chethitiſchen Sprache gefolgert und weiſt derſelben ihren Platz in der Mitte zwiſchen dem Phönikiſchen und Aſſyriſch-Babyloniſchen an, wogegen wieder Oppert Verwahrung einlegte.

Auf feſteren Boden ſtellen uns die Denkmäler der Chethiter; ſie zeigen, wie ſich der Einfluß der öſtlichen Civiliſationen auch auf dem Landweg gegen den Occident hin verbreitet hat. Wir finden dieſe Monumente in Nord-Syrien, den öſtlichen, und Klein-Aſien, den weſtlichen Wohnſitzen der Chethiter. In letzterem Gebiet ſind es namentlich die Ruinen von Pteria, deren eigenthümlicher Charakter ein Bild von der Cultur jenes Volkes giebt. Erhalten ſind beim Dorfe Boghazköi an der alten Heerſtraße aus dem weſtlichen Klein-Aſien zum Euphrat Felſenhallen, Paläſte und Heiligthümer mit Sculpturen, deren Stil an aſſyriſche Bildwerke erinnert, aber viel roher und plumper iſt. Das feſte Pteria wurde nach der Ueberſchreitung des Halys durch König Kroiſos von Lydien zerſtört. Auch in Aſien jenſeits des Halys, in Phrygien, Lykaonien, Lydien finden ſich chethitiſche Monumente; ja bis nach Smyrna hin, an der Weſtküſte Klein-Aſiens, hat man Werke dieſes Volkes nachweiſen wollen.

Das Reich der Chethiter fand als Großmacht ſein Ende im 12. Jahrhundert, beſtand aber fort bis zur Eroberung durch die Aſſyrier, welche alle unabhängigen nationalen Elemente in Syrien vernichteten. Aber ſchon lange vorher ſcheint die Kunſt der Chethiter aſſyriſchen Einfluß empfangen zu haben, wie Reliefs im aſſyriſchen Stil mit chethitiſcher Inſchrift beweiſen. Die alte nordſyriſche Cultur unterlag ebenfalls zahlreichen Einwirkungen aus der Fremde, zuerſt aus Chaldäa, dann aus Aegypten, hat aber doch ſtets viel Eigenthümliches bewahrt.

Völker, wie die Aegypter, Chaldäer, Aſſyrier, Chethiter, wie ferner die Phönikier, können einerſeits in der Betrachtung der europäiſchen Urgeſchichte nicht umgangen werden, andererſeits haben ſie, als hiſtoriſche Erſcheinungen, die Urgeſchichte ihrer eigenen Ländergebiete hinter ſich. So hat auch Syrien ſeine rein prähiſtoriſche Urbevölkerung gehabt. Im Deuteronomion des Alten Teſtaments finden wir Nachrichten über vorzeitliche Rieſen- und Barbarengeſchlechter, welche Süd-Paläſtina bewohnt haben ſollen und Emim, Zamzummim, Enakim, Rephaim genannt werden. Die Griechen wiſſen von „Aethiopen“ (Kephenen), d. h. einer dunkelfarbigen Urbevölkerung an derſelben Küſte, zu erzählen. In den Höhlen an der Quelle des Hundsfluſſes (Nahr-el-Kelb, an deſſen Mündung nördlich von Berytos Pharaonenbilder mit Inſchriften als Denkzeichen der ägyptiſchen Eroberung in den Felſen gehauen ſind) fanden ſich Feuerſteinmeſſer neben Hausthierknochen. Aehnliche Funde, aber auch Bärenkiefer, lieferte das Höhlengebiet am Fuße des Libanon. Steinwerkzeuge aller Arten will man im Thal von Bethlehem gefunden haben, und auch die heilige Grotte daſelbſt ſoll urſprünglich eine Höhlenwohnung geweſen ſein, deren Krippenſtand den Platz der ehemaligen Feuerſtelle einnimmt. Nicht weniger zahlreich iſt das Vorkommen von uralten Dolmengruppen in Paläſtina, und auch die Sitte der Beſtattung in Felſengräbern wird nicht mit Unrecht bereits auf die vorhebräiſche Bevölkerung zurückgeführt.

Die *Dolmen Paläſtinas* ſcheinen einer frühen Metallzeit anzugehören und zur Beſtattung ganzer (unverbrannter) Leichen gedient zu haben. Wenigſtens fand man in einem derſelben menſchliche Skeletreſte und zwei Kupferringe. Die Fundſtelle liegt bei Irbid im Oſt-Jordanland an einem hochgelegenen Orte, von wo man die prächtigſte Ausſicht in den Hauran und das Weſt-Jordanland genießt. Sie umfaßt mehrere Hundert Dolmen aus großen Hornſteinplatten, wie ſie in den benachbarten Bergen vielfach zuſammenhängende, durch Verwitterung des Muttergeſteines frei werdende und herabſtürzende Schichten bilden. Einige dreißig der Gräber waren zerfallen, die übrigen ſtanden noch aufrecht, waren aber leer, d. h. wohl ihres Inhaltes ſchon lange beraubt. Das größte derſelben war ſo hoch, daß ein Reiter zu Pferde in daſſelbe eindringen konnte.

Wichtiger iſt uns die *hiſtoriſche Bevölkerung* dieſes Gebietes. Daß ſie ebenfalls ſehr alt iſt, beweiſt uns unter Anderem die Angabe Herodot's, wonach Tyrus, von Sidon aus, ſchon im 28. Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung gegründet wurde. Der Name Kanaan (Niederland, „Kanana“) iſt auch den Aegyptern geläufig; die Griechen, welche das Land erſt nach der Eroberung Süd-Kanaans durch die Hebräer kennen lernten, nannten den mittleren Theil des erſteren, den Abhang des Libanon und ſeiner nördlichen Fortſetzung, mit einem noch nicht genügend erklärten Namen „Phoinike“. In der einheimiſchen Ueberlieferung erſcheint der Name „Sidonier“ (pars pro toto), der des vornehmſten Stammes für das ganze Phönikiervolk. Er weiſt bereits auf die Vertrautheit mit dem Meere hin; denn „Sidonim“ bedeutet Fiſcher. Sidonier heißen bei Homer und im Alten Teſtament die Phönikier überhaupt; auch die afrikaniſchen Coloniſten nennen ſich ſo, und „Sidoniſches Meer“ iſt die claſſiſche Bezeichnung der Griechen für jenen öſtlichſten Theil des Mittelmeeres zwiſchen Klein-Aſien und Aegypten, welcher der Feſtlandmaſſe der Taurushalbinſel gleichſam die Wage hält.

Sidon, die Mutterſtadt von Tyros und von Arados, wie ſie ſich auf ihren eigenen Münzen nennt, erſcheint ſchon in der Zeit vom 16. bis zum 17. Jahrhundert vor Chriſto den ägyptiſchen Königen unterthan. Noch älter ſoll die Blüthezeit von Byblos ſein. Arados war zuerſt bloß Inſelſtadt, bis es eine Vorſtadt auf dem Feſtlande gewann. Unfern von dieſer lag Marathos, deſſen ausgedehnte Nekropole in ihren Sarkophagen die bedeutendſten Ueberreſte phönikiſcher Kunſtübung bewahrt hat.

Dieſe nördlichen und alle übrigen Phönikierſtädte wurden ſeit dem 12. Jahrhundert durch Tyros, ebenfalls eine Inſelſtadt mit gewaltigen Feſtungsmauern und feſtländiſchen Vorſtädten, in Schatten geſtellt. Tyros iſt geſchichtlich beſonders durch die Belagerungen berühmt geworden, von welchen ſich die aſſyriſche und die chaldäiſche durch ihre Länge, die makedoniſche Alexander's durch ihre Energie auszeichnete. Die Fabriken der Stadt lieferten noch Jahrhunderte nach der letzterwähnten Kataſtrophe vorzügliche Metallwaaren, feine Gewebe und Purpurzeuge.

Die Phönikier waren es vor Allen, welche im Alterthum orientaliſche Cultur nach dem Weſten trugen und die Errungenſchaften chamitiſcher und ſemitiſcher Völker im Nilland und im Euphrat-Tigrisgebiet zu den Bewohnern anderer Mittelmeerküſten fortpflanzten. Politiſch waren ſie zu ſchwach, den erobernden Weltmächten im Süden und im Weſten ihres Gebietes Widerſtand zu leiſten; aber als Kaufleute und Coloniſten haben ſie unter den günſtigſten Conſtellationen, die ein Handelsvolk zu ſeiner Bethätigung finden kann, Werke vollbracht, welche für die Pharaonen, wie für die Könige Babels und Aſſurs einfach unausführbar geweſen ſind.

In der Geſchichte ihrer Seeherrſchaft und ihrer fremdländiſchen Gründungen laſſen ſich deutlich mehrere Perioden unterſcheiden. Zunächſt breiteten ſie ſich natürlich in dem unmittelbar vor ihren Hafenthoren liegenden öſtlichen Mittelmeerbecken aus. Sie beſiedelten Cypern, deſſen Metallſchätze (Kupfer, Eiſen, Silber) ihnen den völligen Beſitz der Inſel beſonders werthvoll machen mußten. Hier waren ſie ſchon näher an Kleinaſien, als an ihrer heimiſchen Küſte. Rhodos, die erſte Inſel in der Südoſtecke des Griechiſchen Meeres, lockte zur Ueberfahrt. Die Nekropole von Jalyſos bezeugt ihre dortige Anweſenheit mit Documenten, von welchen wir noch zu reden haben werden. Im griechiſchen Inſelmeere, dieſem Paradies primitiver Seefahrer, mußten ſie ſich beſonders heimiſch fühlen. Hier verkehrten ſie ſeit der Mitte des zweiten Jahrtauſends vor Chriſto, alſo ſeit jener Zeit, in welche wir den Beginn des europäiſchen Bronzealters ſetzten. In der That ſcheinen ſie hier, beim erſten Betreten europäiſchen Bodens, eine neolithiſche Bevölkerung angetroffen zu haben. In den ferneren Abſchnitten dieſes Capitels, welche von Troja, Mykenä, Tiryns und verwandten Fundorten handeln, ſoll noch darauf zurückgekommen werden.

Als Coloniſten fanden die Phönikier das größte Gefallen an Inſeln, die dem Feſtlande dicht gegenüberliegen, wie Kythera dem Peloponnes, Thaſos dem thrakiſchen, Tenedos dem trojaniſchen Ufer. Andere Punkte winkten ihnen als Brückenpfeiler zur Anſiedelung, ſo Kreta, Thera, Melos. Beides zugleich waren Sicilien und Sardinien; aber auch winzige, abſeits liegende Eilande wie Gaulos und Melite zu bewohnen verſchmähten ſie nicht. Sie liebten ebenſo vorſpringende Halbinſeln wie Nauplion in Argolis, Magneſia in Theſſalien. In Attika und Böotien, in Elis und Korinth ſind ihre Spuren in Sagen und Götterdienſten noch lange Zeit erhalten.

Ohne Lockmittel geht auch kein noch ſo erwerbsfleißiges Volk auf unbekannten Pfaden übers Meer; allein deren gab es genug. Zur Ueberfahrt nach den

Küſten Moreas und Böotiens reizte die einträgliche Purpurfiſcherei an dieſen Strandlinien. Dieſer Induſtriezweig erforderte die Anlage von Schiffsſtationen; ſo wurden aus den Landungspunkten Colonien. Das damals noch waldreiche Hellas bot auch eine Fülle von Schiffsbauholz und anderen Naturalien (Häute, Wolle, Rinder und Schafe), welche die viehzuchttreibenden Einwohner willig lieferten, wenn der fremde Händler in ſeinem fliegenden Markt auf dem Landungsplatz den bunten glitzernden Tand ſeiner Heimat zur Schau ſtellte. Daß man gelegentlich auch ein ſchönes neugieriges Mädchen oder einen jungen kräftigen Burſchen mitnahm, d. h. Sklaven exportirte, oder vom vielfältigen Betrug einfach zum Raub, und zwar zum Menſchenraube überging, würden wir auch ohne die Erzählung Herodot's glauben. Die guten Eingeborenen empfingen gewiß manches ſchlimme Beiſpiel von den ſchlauen, habgierigen „Männern aus Sidon"; aber ſie lernten auch Manches, was ihnen zum unſchätzbaren Vortheil gereichte: Zählen, Maß und Gewicht, die Pflanzung werthvoller Culturgewächſe und den Gebrauch der Töpferſcheibe, die Anlage ſteinerner Bauten und ſolider Straßen zur Beförderung größerer Laſten, die Künſte des Schiffsbaues und der Seefahrt. Je tiefer ihr eigener Culturſtand war, deſto eifriger nahmen ſie alles von den Fremden an: Salbfläſchchen und Götterbildchen, Meſſer und Waffen, fertige bunte Gewänder, grauſame Opferbräuche, mythologiſche Erzählungen und ſymboliſche Ideen aus den Religionen Vorder-Aſiens. Sie orientaliſirten ſich; und das iſt der Zuſtand, in welchem wir die Bewohner Süd-Europas, von einigen elenden Vorſtufen abgeſehen, zum erſtenmale bemerkenswerth finden können.

Ohne Karte und Bouſſole mußte ſich der phönikiſche Handelscapitän auf das offene Meer hinauswagen. Zaghaft fuhr er längs der Küſte hin, um ſich beim erſten heftigen Windſtoß in irgend einen geſchützten Winkel zu flüchten. Sinkt dann der Wind, ſo wagt er es, einen breiten Meeresarm zu überſetzen und eine Inſel, Cypern oder Rhodos, deren ferne Berge am Horizont ſichtbar ſind, zu erreichen. Nach kurzer Ruhe rüſtet ſich die Rudergaleere zu einer weiteren Ueberfahrt. Man verliert das Land aus dem Geſichte, und wenn kein Sturm das Schiff gegen die ungaſtliche Syrte verſchlägt, ſo überwindet es ſiegreich den gefährlichen Querbalken, der das Mittelmeer in eine öſtliche und eine weſtliche Hälfte theilt. Es erreicht Sicilien oder Italien und läuft vielleicht in eine Bucht ein, zu welcher bisher noch kein phönikiſcher Kiel den Weg gefunden. Jubelnd zieht die Mannſchaft ihr Fahrzeug an den Strand und ſendet ihre Dankgebete und Gelübde empor zum Sonnengott, der ſie geführt, zu jenem Melkart, dem ſie ſich ebenſo verpflichtet fühlt, wie die chriſtlichen Seefahrer und Eroberer des 15. und 16. Jahrhunderts ihrem Heiland und Erlöſer.

Aber auf die halbnackten Barbaren, vielleicht illyriſchen Stammes, welche die Phöniker zuerſt in dem nächſtgelegenen Theile Europas, in Griechenland und deſſen Inſelgebiet kennen gelernt hatten, auf jene blinden „Heiden" gegenüber der orientaliſchen Civiliſation und Religion, folgten, von Norden her vordringend, andere Stämme, mit welchen ſich nicht ſo leicht handeln ließ, wie mit den „Pelasgern" oder „Lelegern". Die Cultur der jüngeren Steinzeit hatte keine Waffen gegen einen Einfluß, der in höchſt unorganiſcher Weiſe auf den polirten Serpentin und Diorit, auf den zugeſchlagenen Feuerſtein und Obſidian nicht nur die importirten Metalle, ſondern auch eine vorgeſchrittene Bau- und Bildkunſt, Töpferei mit der Drehſcheibe, Bijouteriearbeit in Edelmetall und Edelſteinen, kurz alles, was der glückliche Oſten hervorgebracht, aufpfropfte. Solche Erſcheinungen hat der große Umſchwung am Beginn der Neuzeit wohl auch zu Tage gefördert, aber wir ſind ihnen gegenüber nicht in der unangenehmen Lage, ſie als prähiſtoriſche Dinge unter einer

Bergeslaſt von Unwiſſenheit und Irrthümern ans Licht bringen zu müſſen. Und jedenfalls hat ſich in der Geſchichte der außereuropäiſchen Erdtheile das nicht zugetragen, was hier vorging: daß nämlich ein höher organiſirter Menſchenſtamm aus der Nacht ſeiner halben Barbarei hervorbrach, um der einſeitigen Civiliſation, hier der Orientaliſirung Europas, die glücklichſte Wendung zu geben, welche überhaupt möglich war.

Nachdem die Griechenſtämme vom öſtlichen Mittel-Europa her durch die Illyrier ſich ihren Weg gebahnt und die Pelasger — wir laſſen die Raſſenzugehörigkeit dieſer möglicherweiſe nicht ariſchen, ſicherlich nicht ſemitiſchen Urbevölkerung dahingeſtellt — verdrängt hatten, lernten ſie bald auch in der Schule des heiterſten menſchenfreundlichſten Meeres, das auf dem Erdenrund zu finden iſt, nach den Inſeln und Feſtlandküſten hinüberfahren, welche ihnen, umgekehrt wie den Phönikiern, als Brückenpfeiler und Brückenköpfe auf dem Weg nach Aſien dienten. Schon im 11. Jahrhundert vor Chriſto nahmen ſie das weſtliche Geſtade Klein-Aſiens in Beſitz. Alsbald folgte ihre Anſiedelung auf Cypern. Dieſes ebenſo thatenluſtige, als geiſtreiche indogermaniſche Volk kam den ſemitiſchen Culturträgern entgegen wie ein Bacchantenſchwarm, der ſich im Rauſch der flüchtigſten Thiere des Waldes bemächtigt und ſich mit ihren Exuvien ſchmückt. Die phönikiſchen Colonien gingen zurück und verſchwanden; das öſtliche Mittelmeerbecken hörte auf, ein ſidoniſcher See zu ſein. Nur als Kaufleute kamen ſie noch hin und wieder in Sicht der griechiſchen Küſten und waren hochgeſchätzt als Bringer unübertrefflicher Metallwaaren. So erſcheinen ſie uns bei Homer. Den Schauplatz ihres wachſenden, ſiegreich vorſchreitenden Verkehres hatten ſie um dieſe Zeit (nach 1000 vor Chriſto) bereits weiter nach Sonnenuntergang, in das abendländiſche Becken des Mittelmeeres, verlegt.

Hier waren es zwei große Inſeln und zwei continentale Küſten, an welchen ſie feſten Fuß gefaßt haben, bis ſie nach langen Jahrhunderten auch dort von den Nachkommen eines ariſchen, aus Mittel-Europa vorgedrungenen Stammes, von den Römern, zurückgedrängt und entwaffnet wurden. Die Inſeln waren Sicilien und Sardinien, die Feſtlandküſten jene Spaniens und Libyens. Spanien lockte nicht etwa als äußerſtes Land, ſondern als eminent metallreiches Gebiet, von deſſen localer Metallurgie die jüngſten prähiſtoriſchen Entdeckungen an der Südoſtküſte der Halbinſel überraſchende Zeugniſſe geliefert haben. Ungefähr um dieſelbe Zeit, als die Griechen ſich der Weſtküſte Klein-Aſiens bemächtigten (angeblich 1100), gründeten die Phönikier Gades (Cadix), ſchon außerhalb des „Innenmeeres“, am Geſtade der Atlantis. Ihre anderen Colonien lagen innerhalb der Säulen des Herakles, dem Geſtade Nord-Afrikas gegenüber.

Von hier aus holten ſie das Zinn aus dem britiſchen Norden, von jener Inſelgruppe am Eingang des Aermelcanals, gewiß nicht aufs Gerathewohl irgend eine Entdeckung aufſuchend, ſondern belehrt durch den Landhandel, welcher jenes hochgeſchätzte Product der „Kaſſiteriden“ in der Zeit der eigenen hohen Bronzeculturentwickelung des Nordens nach dem Mittelmeergebiet, ſpeciell zur Rhonemündung brachte.

Mit phönikiſcher Farbe, mit Purpurfarbe, wenn eine beliebte Etymologie der griechiſchen Volksbezeichnung richtig iſt, muß endlich die halbe Nordküſte Afrikas von den Säulen des Herakles bis zu den Grenzen der wilden Naſamonen bedeckt werden. Hier gründeten ſie, Sicilien gegenüber, um 1100 vor Chriſto, alſo gleichzeitig mit Gades, Utika (der ſemitiſche Name bedeutet kurzweg Station oder Anſiedelung), dann 287 Jahre ſpäter — nach Ariſtoteles — Karthago, die „neue Stadt“. Eine Menge anderer Städte in dieſem Gebiet erweiſen ſich ſchon durch ihre Namen ebenfalls als altphönikiſche, ſpeciell tyriſche Colonien. Das Aufblühen der Seemacht von Tyros hängt mit dieſer Ausbreitung der Punier in Afrika zuſammen; ſpäter verſtärkte der Verluſt der heimiſchen Unabhängigkeit, die Unterjochung des Mutterlandes durch die Aſſyrier, Babylonier, Perſer, den Zug der Phönikier nach dem Weſten. Der letzte Act in dem großen Drama vom Glück und Ende der Männer Kanaans im Mittelmeere iſt die Zerſtörung Karthagos, als die vom Pfluge ſchwieligen Fäuſte der Römer das auf die Kunſt des Steuerruders gebaute Heim ihrer Erbfeinde mit unerbittlichem Grimm austilgten.

Davon, daß die Phönikier die Bronze nach dem Norden Europas gebracht, oder gar, daß ſie alle dort gefundenen Bronzen, ſei es daheim oder in nordiſchen Stationen, ſelbſt angefertigt hätten — wie man früher hin und wieder geglaubt hat — kann nicht die Rede ſein. Dieſe Bronzen ſind ſo wenig phönikiſch als etruskiſch, wie wieder Andere gemeint haben. Wohl aber werden die Phönikier die Kenntniß und den Gebrauch dieſer Legirung denjenigen Völkern vermittelt haben, mit welchen ſie zuerſt an den ſüdeuropäiſchen Küſten zuſammengetroffen ſind, und die von der Bronzeculturſtrömung Mittel- und Nord-Europas noch nicht erreicht worden waren. So mögen ſie den vorgriechiſchen Bewohnern von Hellas, den Pelasgern, ſo den Sikulern Unter-Italiens und vielleicht auch den Iberern Spaniens die erſte Kenntniß beſſerer Metallfabrication gebracht haben. Jedenfalls mußten die von ihnen geübten Techniken und die von ihnen eingeführten Waaren überall Triumphe feiern, wo ſie ihre Bazare eröffneten und zu den Eingeborenen in Handelsbeziehungen traten.

Welches waren nun die wichtigſten Exportartikel der phönikiſchen Induſtrie, welches die Arbeiten anderer Völker, die ſie dem Weſten zuführten?

Vor Allem wiſſen wir, daß ſich die Phönikier im weiteſten Umfange der Erfindungen und Kunſtfertigkeiten bemächtigt haben, welche im Nilthal und im Euphrat-Tigrisgebiete ausgebildet worden waren. Von den Aegyptern hatten ſie die Glasfabrication, von den Chaldäern die Steinſchneidekunſt gelernt. Ihre vollendete Metalltechnik verdankten ſie ebenfalls den Aegyptern. Die figurale und ornamentale Decoration ihrer Metallgefäße, namentlich der berühmten, auch in Italien vorkommenden Silberſchalen zeigt eine unverkennbare Miſchung ägyptiſcher und babyloniſcher Stil-Elemente. Hochgeſchätzt waren ihre Arbeiten in Edelmetall, Edelſtein und Elfenbein, ihre purpurnen und buntgewirkten Gewänder und edelgeformten Thongefäße, endlich ihre wohlriechenden Salben und Oele und ihre alabaſternen Parfumflacons. Ihre Architektur ſteht ganz unter ägyptiſchem Einfluß; ihre Sculptur lehnt ſich ebenfalls theils an ägyptiſche, theils an aſſyriſche Vorbilder.

Zweifellos haben die Phönikier als echte Kaufleute nicht nur mit eigenen, ſondern auch mit fremden Erzeugniſſen Handel getrieben. So berichtet Herodot, daß die phönikiſchen Seefahrer, welche die Io aus Argos entführten, mit ägyptiſchen und aſſyriſchen Waaren dahin gekommen ſeien. In dem älteſten Theile der etruskiſchen Nekropole von Corneto-Tarquinii fanden ſich einige echt ägyptiſche Erzeugniſſe (ein Skarabäus und ein Götterfigürchen), welche im 8. oder 9. Jahrhundert von Phönikiern nach Italien gebracht worden ſind. Dagegen können die goldenen und ſmaltenen Prachtgefäße, welche die „Keſa" (Phönikier) auf ägyptiſchen Denkmälern den Pharaonen als Tribut darbringen, als eigene Erzeugniſſe der kanaanitiſchen Kunſtinduſtrie gelten. König Hiram von Tyros lieferte gegen Ende des 11. Jahrhunderts dem Erbauer des großen Jehovah-Tempels Salomo Steinmetzen und Zimmerleute, ſowie einen berühmten Metallkünſtler, der die bronzenen Wunderwerke des Gotteshauſes (das auf zwölf Stieren ruhende Becken, die Opferwagen mit Cherubim, Löwen, Palmen und Blumenverzierungen, ſowie alle anderen

Cultusgeräthe und Gefäße) herſtellte. Männer, die ſolche Werke ſchufen, müſſen an dieſer Küſte auch für den überſeeiſchen Export gearbeitet haben. Ezechiel rühmt die Menge der Kunſtarbeiten, durch welche Tyros mit anderen Städten handelt. Eingeführt wurden, wie wir nebenher den Angaben dieſes Propheten entnehmen, vorzugsweiſe Victualien und Rohſtoffe, nämlich Wein, Oel, Honig, Metalle, Edelſteine, Elfenbein und koſtbare Hölzer.

Die Phönikier waren das erſte Volk, welches, noch vor den Hellenen, mit den Etruskern überſeeiſchen Verkehr gepflogen hat. Unter den Gräbern von Tarquinii führt erſt eine jüngere Gruppe bemalte griechiſche Thongefäße, während in den älteren Theilen dieſer Nekropole der phönikiſche Einfluß ohne Concurrenz daſteht.

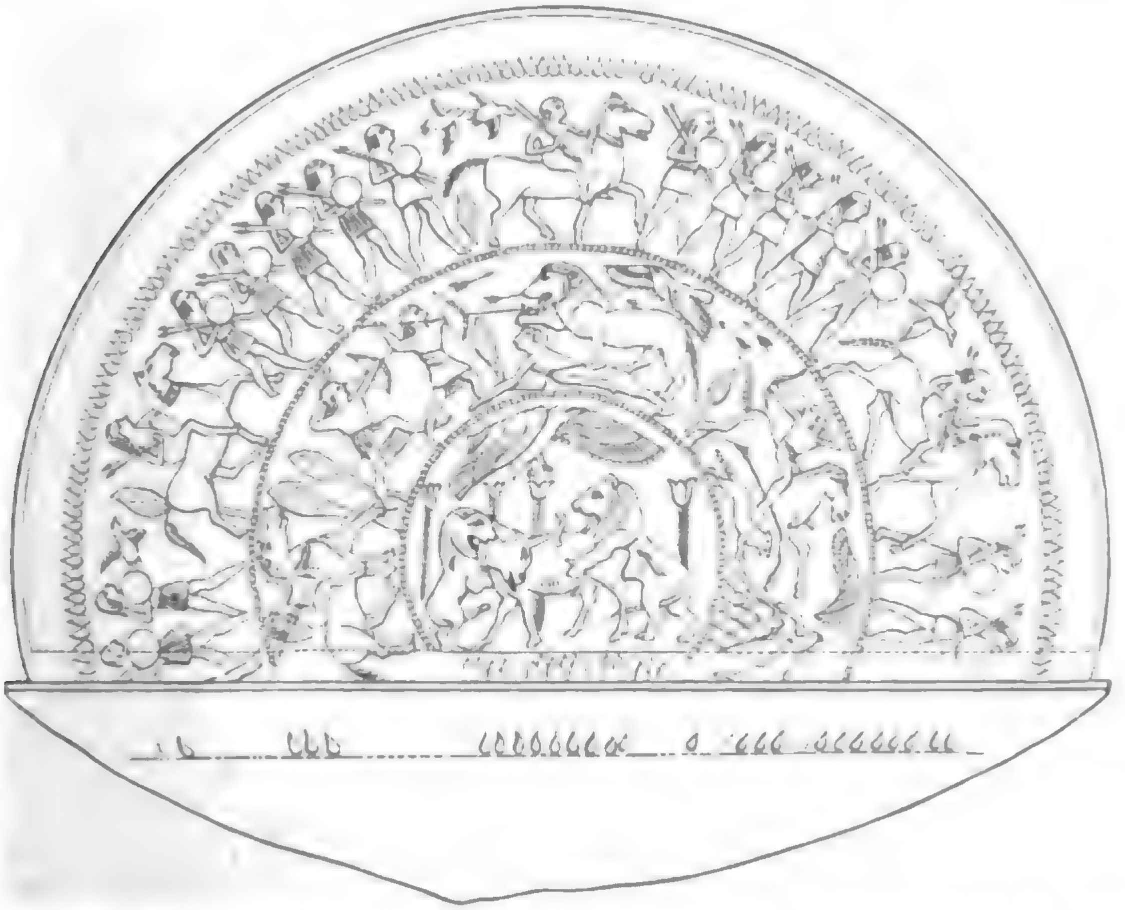


Fig. 194. Phönikiſche Silberſchale aus einem etruskiſchen Grabe, circa $^1/_2$ n. Gr.
(Text ſiehe S. 468.)

Auch nach dem Beginn und Aufſchwung des griechiſchen Imports macht ſich im ſechſten vorchriſtlichen Jahrhundert wieder eine Richtung bemerkbar, welche auf eine Zurückdrängung des griechiſchen Einfluſſes und auf eine ſtärkere Annäherung der Karthager und Etrusker hinzudeuten ſcheint. Es iſt dasſelbe Jahrhundert, in welchem auch Rom den älteſten Handelsvertrag mit Karthago ſchließt und wahrſcheinlich auch der latiniſche Markt, wie eine Gräbergruppe von Präneſte zeigt, mit phönikiſcher Handelswaare überſchwemmt wurde. Seit dem Ende des 6. Jahrhunderts befindet ſich die phönikiſche Einfuhr nach Etrurien in entſchiedenem Rückgange, fortan dominirt in den Gräbern dieſes Gebietes neben der localen Fabrication die griechiſche Exportinduſtrie, welche namentlich durch bemalte attiſche Thongefäße vertreten iſt.

[illegible]

[illegible]

die Phönikier als ein auch im Kriegsdienſt tüchtiges Seevolk an den Schiffsſchlachten ihrer eroberungsluſtigen Beherrſcher, der orientaliſchen Deſpoten, deren Joch ſie trugen, ſtets hervorragenden Antheil genommen und ſich dadurch eine Erinnerung in den aſſyriſchen, perſiſchen und griechiſchen Geſchichtsdenkmälern geſichert.

Unterhalb dieſes Schlachtſchiffes ſehen wir den Theil einer friesartigen farbigen Zeichnung phönikiſchen Urſprungs, welche auf einem Straußenei angebracht iſt. Solche Straußeneier mit mannigfachen typiſchen Darſtellungen (ausziehender Krieger zu Fuß, Roß und Wagen, weidender oder kämpfender Thiere), wie ſie ſonſt gewöhnlich an Thon- und Metallgefäßen vorderaſiatiſcher und altgriechiſcher (korinthiſcher) Provenienz vorkommen, hat man in einem etruskiſchen Grabe zu Vulci, ſechs an der Zahl, gefunden. Sie waren wie Vaſen aufgeſtellt, und zweifellos hatte einſt jedes einen Unterſatz und Mundſaum aus Metall, ſo daß ſie wiederum als eine eigene, wenn auch ſeltene und fremdartige Gefäßgattung anzuſehen ſind.

Es darf nicht verſchwiegen werden, daß unter den Archäologen der claſſiſchen Richtung gegenwärtig eine ſtarke Neigung herrſcht, die eigene künſtleriſche Thätigkeit der Phönikier tief herabzuſetzen. Für die ausgedehnte eigene Production dieſes Volkes iſt Helbig gegen Brunn eingetreten. Im Anſchluß an Brunn hat Furtwängler nachzuweiſen geſucht, daß die phönikiſche Kunſt nur eine ganz untergeordnete Stellung einnahm, und daß den Griechen in Klein-Aſien auch die Stilformen aſſyriſch-orientaliſcher Denkmäler viel weniger durch ſie, als vielmehr durch die freilich noch etwas räthſelhafte Kunſt der Chethiter vermittelt worden ſei. „Eine irgend bedeutende eigenartige Kunſt," ſagt Furtwängler, „läßt ſich bei den Phönikiern überhaupt nicht nachweiſen. Was ſich Eigenartiges bei ihnen findet, iſt völlig unkünſtleriſch. Ihre Bedeutung als Vermittler von Kunſtformen durch ihren Handel, ſowie die Tüchtigkeit ihrer rein techniſchen Induſtrie muß gewiß hoch veranſchlagt werden; aber in der Kunſt waren ſie immer abhängig und ſcheinen auch nie ſehr viel producirt zu haben. In der alten Zeit werden ſie der alten nordſyriſchen (chethitiſchen) Kunſt gefolgt ſein und dann der ägyptiſchen. Während der Herrſchaft der mykeniſchen Kunſt und Induſtrie, die natürlich ſehr viel, namentlich Techniſches, durch die Vermittelung der Phönikier gelernt hatte, finden wir keine bedeutendere phönikiſche Concurrenz gegen dieſelbe."

Dieſe Controverſe können wir übrigens auf ſich beruhen laſſen, da es ſich für uns nicht um die Herleitung von Kunſtformen, ſondern um die Erringung und Fortpflanzung cultureller Beſitzthümer im Allgemeinen handelt, wobei das Talent oder die Talentloſigkeit der phönikiſchen Künſtler weniger in die Wagſchale fällt.

4. Cypern.

Wir haben bisher in raſcher Ueberſicht, welche der Leſer aus jeder ausführlicheren Darſtellung der alten Geſchichte des Orients beliebig erweitern kann, die drei Hauptculturvölker des Oſtens kennen gelernt. Indem wir nun wieder mittelſt einiger Zwiſchenſtationen nach Europa zurückkehren, müſſen wir nach der geſchichtlichen Betrachtungsweiſe abermals der prähiſtoriſchen Darſtellung ihr Recht einräumen, und ſtatt von Völkern und Staaten, ihren Helden und Thaten, ihren Eroberungen und deren Grenzen, haben wir nun wieder von Fundgebieten und Fundorten zu reden, die oft nur die Sage mit ſchwachem Strahl beleuchtet. Es iſt uns dabei, als ob wir eines der Beine verlören, mit welchen wir unſeren Weg fortſetzen ſollen. Wir ſchildern zunächſt zwei in jüngſter Zeit beſonders gut erforſchte Gebiete, welche noch in Aſien, aber ſchon an der Schwelle Europas liegen, nämlich die Inſel Cypern und das Nordweſtende Klein-Aſiens mit der berühmten Ruinenſtätte von Troja; dann überſchreiten wir den Archipelagus und wenden uns der Oſtküſte Griechenlands mit den weithin leuchtenden Fundplätzen von Mykenä und Tiryns zu.

Cypern kann in mehrfacher Beziehung als ein inſularer Theil Klein-Aſiens angeſehen werden und verhält ſich zu dieſem Feſtlandgebiete etwa wie Kreta zu Griechenland, Sicilien zu Italien. Seine beiden Bergketten, das nördliche Küſtengebirge und das breitere ſüdweſtliche Gebirge Aoon, laufen denen des Taurus parallel und auch ſeine Urbevölkerung muß, wie die alten Ortsnamen lehren, derjenigen Kilikiens im Südoſtwinkel der Halbinſel gleichartig geweſen ſein. Wir haben ſchon geſehen, daß der in Syrien gebräuchliche Name der Inſel, Kittim, auf eine chethitiſche Einwohnerſchaft hindeutet, welche Cypern vor dem Auftreten der Phönikier beſaß, und daß die Chethiter wahrſcheinlich weder Semiten noch Arier, ſondern ein den Pelasgern Europas verwandter allogener Volksſtamm geweſen ſind. Aber die Raſſenzugehörigkeit dieſes oder jenes alten Volkes, ſo ſehr ſie auch Herzensſache manches unermüdlichen Forſchers ſein mag, hat doch im Grunde herzlich wenig Bedeutung für die Geſchichte des menſchlichen Culturfortſchrittes. Ja, wenn ſich aus einigen Schädel- und Sprachreſten gleich ſo viel ergäbe, als die ſanguiniſchen Specialiſten daraus zu folgern geneigt ſind, ſo könnte man ihren Combinationen mit größerem Zutrauen folgen. Aber aus ſolchen verſtreuten Elementen baut ſich noch lange kein verläßliches Bild einer von der Erde verſchwundenen Völkerſchaft auf. Man muß immer das Meiſte aus eigener Vorſtellung hinzuthun, um ein ſolches Bild zu gewinnen, und da muß man doch ehrlich ſagen, daß nach Maßgabe ſubjectiver Entſcheidung jeder denkbaren Möglichkeit Thür und Thor geöffnet iſt. Was man aber ohne jede ethnologiſche Speculation aus den Alterthümern allein gewinnt, das bleibt unter allen Umſtänden beſtehen und giebt dem Culturbild, welchem freilich alsdann oft der beſtechende Name fehlt, ſeine eigentliche unzerſtörbare Farbe.

Bereits um die Mitte des zweiten Jahrtauſends vor Chriſto haben die Phönikier Cypern in allen Theilen beſetzt. Sie ließen ſich nicht nur auf dem Küſtenrand, ſondern auch im Innern auf der weiten, ungemein fruchtbaren Ebene zwiſchen den beiden Bergketten der Inſel nieder, und jene Ortsnamen, welche nicht älteren (chethitiſchen) Urſprungs ſind, tragen ein entſchieden ſemitiſches Gepräge. Wenige Jahrhunderte ſpäter kamen maſſenhaft griechiſche Einwanderer und gründeten kleine Fürſtenthümer; denn die Griechen coloniſirten anders als die Phönikier, ſie waren nicht bloß auf Errichtung einer Seefahrts- und Handelsſtation, ſondern auf Landgewinn und politiſche Machtausbreitung bedacht. Hier unter dem Einfluß einer räumlich ſo nahen, höher entwickelten Civiliſation haben ſie ſich jedoch theilweiſe ſtark orientaliſirt, wie die Funde in ihren Gräbern lehren. Als Fremdherrſcher der Inſel und ihrer kleinen zahlreichen Unterkönige folgten einander ſeit dem Beginne des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends die Aſſyrier, Tyrier, Aegypter, Perſer. Erſt nach der Vertreibung der letzteren durch die Helden Athens erſcheint die Inſel wirklich helleniſirt, und gegen das Ende des peloponneſiſchen Krieges (410 vor Chriſto) unter dem Könige Euagoras von Salamis auch politiſch geeinigt. In einer früheren Periode desſelben Jahrhunderts kennt Herodot außer den Phönikiern und Griechen auch Aethiopen auf Cypern, doch iſt es zweifelhaft, ob das einen Reſt vorgeſchichtlicher Einwohner oder eine von Aegypten nach der Inſel geſchickte Coloniſtenſchaar bedeuten ſoll.

Die Herrſchaft des phönikiſchen Kunſtſtils auf Cypern illuſtriren wir durch zwei kleine Arbeiten aus Thon (Fig. 197 und 198, S. 471), von welchen die

ſonſt nirgends finden. Uebrigens iſt auch die geometriſche Decoration des Gefäßkörpers von anſprechender Feinheit und kann immer noch für eine Nachbildung des Gewandmuſters gelten. Deutlich ſieht man an dieſem Stück und den nachfolgenden Vertretern derſelben Gattung, welche bereits unter griechiſchem Einfluſſe ſtehen, wie die Entwickelung der Geſichtsvaſe hier eine andere Wendung genommen hat, als in Etrurien und im Norden, wo ſie zur Aufnahme der Leichenbrandreſte und damit als eine Art Repräſentation des Verſtorbenen dienen muß.

Die thönerne Copie eines phönikiſch-cypriſchen Tempelchens ſtammt aus Dali, dem alten Idalion, und iſt 0·21 Meter hoch. Sie zeigt uns ein nahezu würfelförmiges, flach bedecktes Gebäude mit einer Art Vordach oberhalb der Thüre. Innen ſieht man ein Miſchweſen mit Vogelleib und Frauenkopf, vielleicht die Perſonification der Seele des Verſtorbenen, dem das Tempelchen geweiht war. An den beiden Fenſtern erſcheinen Frauenköpfe. Die lotosknäufigen Säulen zu beiden Seiten des Vordaches ſind nicht als Stützen desſelben zu denken, ſondern ſtehen iſolirt, wie die Säulen am Eingange des Tempels zu Paphos in einer Münzabbildung erſcheinen. In den Wänden zeigen ſich runde Löcher, wie in einem Taubenhauſe, und thatſächlich ſollen dieſelben die Schlupflöcher der heiligen Tauben vorſtellen, welche zu Ehren der Aſtarte in den Tempeln derſelben gehalten wurden.

Cypern iſt in der letzten Zeit ein ſehr eifrig umgewühltes Ausgrabungsgebiet geworden, und man hat durch die „Wiſſenſchaft des Spatens“ (um dieſes beliebte, aber eigentlich widerſinnige Schlagwort auch unſererſeits einmal zu gebrauchen) eine Menge von Dingen kennen gelernt, welche älter ſind als die phönikiſche, geſchweige denn die griechiſche Beſiedelung der Inſel, und die daher recht eigentlich als prähiſtoriſch gelten können. Wir ſtellen der Betrachtung dieſer Dinge die Sätze voran, welche F. Dümmler aus ſeinem Studium der vorgeſchichtlichen Gräberfelder der Inſel gewonnen hat. Er ſagt: „Die älteſten Nekropolen auf Cypern gehören einer vielleicht ſemitiſchen, jedenfalls aber vorphönikiſchen Binnenbevölkerung an, deren Ueberreſte mit der von Schliemann bei Hiſſarlik aufgedeckten Cultur eine ſo weit ins Einzelne gehende Uebereinſtimmung zeigen, daß bloße Beeinfluſſung nicht angenommen werden kann, ſondern Identität der Bevölkerung angenommen werden muß. Die Reſte dieſer Bevölkerung repräſentiren eine Fortbildung der troïſchen Cultur, ohne deshalb jünger ſein zu müſſen. Sie reichen ſpäteſtens bis zur doriſchen Wanderung herab, aufwärts wahrſcheinlich bis in das dritte Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung.“

Der eifrigſte Ausgräber cypriſcher Alterthümer iſt heute (nach General Palma di Cesnola, der ein ungemein reichhaltiges Material einſammelte, aber durch ſein nachheriges Verhalten zu demſelben die „Spatenwiſſenſchaft“ wieder einigermaßen discreditirte) Max Ohnefalſch-Richter, deſſen Ausführungen über die relative Chronologie ſeiner Funde allen Glauben verdienen. Er hält eine eigentliche Steinzeit auf Cypern noch nicht für erwieſen; doch müſſe die einſtige Exiſtenz einer ſolchen angenommen werden. Die Gräber der erſten Metallzeit enthalten nebſt Steingeräthen vereinzelt auch ſteinerne Waffen (Flachbeile und durchbohrte Aexte). Die Metallzeit zerfällt in eine Kupfer-Bronze- und eine Eiſenperiode. Erſtere ſoll ſchon im vierten oder fünften Jahrtauſend beginnen und etwa um 1000 vor Chriſto endigen. Neben dem reinen Kupfer, welches die Inſel ja (an beiden Abhängen des ſüdlichen Gebirges, namentlich am Nordabhang um Tamaſſos) ſo reichlich enthält, daß das Metall davon ſeinen griechiſchen Namen entlehnte (cypriſches Erz), neben dem Kupfer alſo und einer ſchwach zinnhaltigen Bronze erſcheinen Silber und Gold ſehr ſelten, Eiſen erſt in den Uebergängen zur folgenden Periode ganz vereinzelt und als Schmuckmetall verwendet. Typen einer höheren Cultur, als da

Deckeln, Thonlöffeln, Krügen mit kugeligem Boden und einem oder zwei Henkeln — alles glänzend rothbraun bemalt und ſchön polirt.

Etwas ſpäter finden wir Schachtgräber von durchſchnittlich 6 bis 9 Fuß Tiefe, welche unten in eine unregelmäßige Höhle, die eigentliche Grabkammer, übergehen. Die Gefäßformen bleiben dieſelben, doch erſcheinen jetzt plaſtiſche Verzierungen und die Elemente eines geometriſchen Decorationsſyſtems; daneben auch die erſten Metallwaffen aus reinem Kupfer: Flachbeile, dreieckige oder weidenblattförmige Dolche mit Mittelrippe und Nietlöchern. Noch ſpäter werden die Dolche größer und die Mittelrippe verlängert ſich zur Griffangel; neben dem Kupfer wird die Bronze in Verwendung genommen; die Ornamente der Thongefäße werden mit Kreide ausgefüllt; als Reliefverzierungen am oberen Theil der Thongefäße erſcheinen Zweige, Schlangen, Halbmonde, Disken, Thierköpfe, Steinböcke, Hirſche. Alle Thongefäße ſind aus der freien Hand, ohne Anwendung der Drehſcheibe, gefertigt. In dieſer Zeit kommen auch Spinnwirtel und rohgeformte, brettförmige Thon-Idole vor, welche mit eingeritzten Ornamenten bedeckt und als ganz bekleidet zu denken ſind.

Ohnefalſch-Richter meint, daß zuerſt lange Zeit ein bilderloſer Fetiſchdienſt die Religion dieſes Hirtenvolkes geweſen ſei. Dann wurden der Baum, die Schlange, die ſchnellen vierfüßigen Waldthiere, Hirſch und Mufflon, ſowie deren Bilder, als Gottheiten verehrt. Ihnen folgten um die Mitte der erſten Metallzeit anthropomorphe Götterbilder; aber erſt die Eiſenzeit kennt heilige Haine mit eingefriedeten Räumen, in welchen Votivgaben niedergelegt werden, wie an den Altären der „Altis“ zu Olympia.

Die Anſicht Dümmler's von der Identität der Bevölkerungen Cyperns in der erſten Metallzeit und der Troas in den durch Schliemann's Spaten nachgewieſenen älteſten Culturperioden theilt Ohnefalſch-Richter nicht. Er verweiſt auf das maſſenhafte Vorkommen des Hakenkreuzes, der indiſchen „Svaſtika“, in den letzteren Schichten, und auf das Fehlen dieſes angeblich ariſchen Symbols in der erſten Metallzeit Cyperns. Dagegen taucht dasſelbe in Cyperns älteſter Eiſenzeit plötzlich in Menge auf; es erſcheint da auf Vaſen, Idolen (der Aphrodite und ihres Gefolges) auf Kentauren und Pferden. Die Figur ſoll ſeltener als Ornament, denn als geheiligtes Zeichen zu betrachten ſein. Mit ihr zugleich findet ſich, ebenfalls in Maſſen, reichlicher Ringſchmuck für Arm und Bein, Finger und Zehen, ja ſelbſt für die Naſe, und ein eigenthümlicher, manchmal für den oberen Theil der Ohrmuſchel beſtimmter Ohrſchmuck, ſowie endlich auch die bronzene Fibula. Da das Hakenkreuz bis jetzt in Aegypten, Chaldäa, Aſſyrien und Syrien nicht nachgewieſen iſt (nach Karthago ſoll es nur von Cypern aus gelangt ſein), ſo ſchließt der genannte Autor auf indogermaniſchen Cultureinfluß in der erſten cypriſchen Eiſenzeit nach dem Beginne des letzten Jahrtauſends vor Chriſto. Die erſte Phaſe der Kupfer-Bronzezeit ſchreibt er einer rein ariſchen, jedenfalls nicht ſemitiſchen Bevölkerung zu; dann ſei eine archaiſch-babyloniſche (ſumeriſch-akkadiſche) Einwirkung zur Geltung gekommen. Die Cultur der erſten Eiſenzeit ſei keineswegs ausſchließlich unter orientaliſchen Auſpicien, ſondern bereits auch unter griechiſchem Einfluß ins Leben getreten; er nennt ſie daher auch regelmäßig eine gräco-phönikiſche Eiſenzeit. Ja, griechiſcher Einfluß habe ſich ſogar ſchon vor dem phönikiſchen, in der Mitte des zweiten Jahrtauſends vor Chriſto, gleichzeitig mit der älteſten ägyptiſchen Einwirkung um die Zeit der Pharaonenherrſchaft über die Inſel Bahn gebrochen.

Wenn der Leſer dieſen letzten Ausführungen mit ſteigendem Zweifel gefolgt iſt, wird er nur die Empfindungen wieder gehegt haben, die uns beim Niederſchreiben derſelben begleiteten. Ohnefalſch-Richter hält die europäiſchen Seevölker, welche in ägyptiſchen Denkmälern des 13. Jahrhunderts zuerſt als feindliche Eindringlinge, dann als Söldner genannt werden, die „Schardana" u. ſ. w., von welchen bereits oben die Rede war, für „frühgriechiſche, vordoriſche und vorjoniſche" Stämme (Arkader, Achäer, Lakonier). Dieſe hätten auf Cypern die erſten Schwerter fabricirt und den Typus des Helmes mit kugelförmigem Aufſatz ausgebildet. Die Aehnlichkeit einiger mykeniſcher Fundſtücke aus den Schliemann'ſchen Königsgräbern wird als Beweis für dieſe Behauptung aufgeſtellt. Mit ſolchen Deductionen wiſſen wir nun gar nichts anzufangen. Was ſoll uns ein griechiſcher Einfluß, deſſen einzige Elemente erſt in Cypern ausgebildet worden ſein ſollen? Wir wiederholen, was wir oben geſagt: das Pointiren mit Völker- und Raſſennamen iſt ein nichtiges Spiel; die Anwendung derſelben muß von einer wahren Fülle organiſch zuſammenhängender Thatſachen getragen werden, wenn ſie nicht ganz zwecklos ſein ſoll. Was übrigens die vielerwähnten „Schardana" betrifft, ſo ſetzt neueſtens Fr. Hommel dieſelben mit Sicherheit den Sardiniern gleich, läßt aber offen, ob ſie ſchon zur Zeit ihrer Erwähnung und Abbildung in ägyptiſchen Monumenten die nach ihnen benannte Inſel im weſtlichen Mittelmeer inne hatten, oder ob ſie damals noch an der Süd- oder Weſtküſte Klein-Aſiens wohnten, wie auch Helbig annimmt.

Dieſe Schardana und die Verſuche, mit ihnen zu operiren, ſind ſehr lehrreich für den gegenwärtigen Stand unſerer Kenntniß von den prähiſtoriſchen Völkerverhältniſſen Süd-Europas. Wir widmen deshalb den archäologiſchen Documenten, welche hier in Frage kommen, die in Fig. 200 bis 203, S. 476, mitgetheilte Gruppe von Abbildungen. In der Mitte ſehen wir einen Schardanakrieger, entnommen einem Relief von Ipſambul, welcher den Feldzug Rameſſu's II. gegen die Chethiter darſtellt. Das Schwert dieſes ägyptiſchen Fremdenlegionärs iſt allerdings der vergrößerte typiſche cypriſche Kupfer- oder Bronzedolch, und ebenſo gleicht es den mykeniſchen Schwertern, und zwar nicht nur den Bronzeoriginalen aus den Schliemann'ſchen Gräbern, ſondern auch dem Schwert eines Wagenlenkers auf der ſculptirten Stele des fünften Grabes. Noch ähnlicher ſind ihm die Schwerter, welche die Gebrüder Siret in den kupfer-bronzezeitlichen Gräbern von El Argar und Tuente Alamo im ſüdöſtlichen Spanien ausgegraben haben (ſiehe unſere Abbildung Fig. 174, S. 414). Das Charakteriſtiſche dieſes Schwerttypus iſt die geradlinige gleichmäßige Verjüngung zur Spitze hin ohne blattförmige Erweiterung. Der Schild hat zwei Bügel, einen zum Durchſtecken des Armes und einen anderen zum Ergreifen mit der Hand. Das iſt eine Erfindung, welche die Griechen, ſowie andere Neuerungen in der Kriegsrüſtung (Nabel und Zeichen der Schilde, Helmbüſche, Beinſchienen), den Karern, einem wahrſcheinlich nicht indogermaniſchen Volke Kleinaſiens, zuſchrieben, und welche hier zum erſtenmal in den Denkmälern erſcheint. Die Karer ſind das zweite, durch Seefahrt im öſtlichen Mittelmeer mächtig gewordene Volk des vorclaſſiſchen Alterthums. Sie waren bald Gegner, bald Bundesgenoſſen der Phönikier, und wir werden uns mit ihnen aus ſehr wichtigen Gründen in einem der folgenden Abſchnitte dieſes Capitels noch näher zu beſchäftigen haben. Aegypter, Chethiter, Aſſyrier und Phönikier hatten, ſoweit die Bildwerke ein Urtheil geſtatten, nur Schilde mit einer Handhabe, und daſſelbe gilt für ſämmtliche in Europa gefundenen prähiſtoriſchen Exemplare dieſes Rüſtungsſtückes. Seit dem 6. Jahrhundert erſcheint der Schild mit doppelter Handhabe in ganz Griechenland, Lakonien ausgenommen, eingeführt; wahrſcheinlich wurde er auch ſchon von den Griechen des homeriſchen Zeitalters getragen. Der Schardanahelm gleicht einer umgeſtürzten Schale, von welcher zwiſchen zwei Hörnern ein diſcus- oder kugelförmiger Aufſatz emporſtrebt.

Zu beiden Seiten der Schardanafigur haben wir ein paar Bronzefigürchen aus Gräbern Sardiniens abgebildet. Die Ausrüſtung dieſer Kriegergeſtalten, wie ſie offenbar auf der Inſel heimiſch war, zeigt in der That manche Aehnlichkeit mit derjenigen des Schardanakriegers; namentlich ſind die Helmhörner zu beachten, die übrigens auch auf einer, außerhalb der Gräber gefundenen mykeniſchen Vaſe in der Darſtellung ausziehender Krieger wiederkehren. Dieſe Krieger tragen Rundſchilde und Lanzen, welche unterhalb der Spitze einen eigenthümlichen ſackartigen Appendix haben.

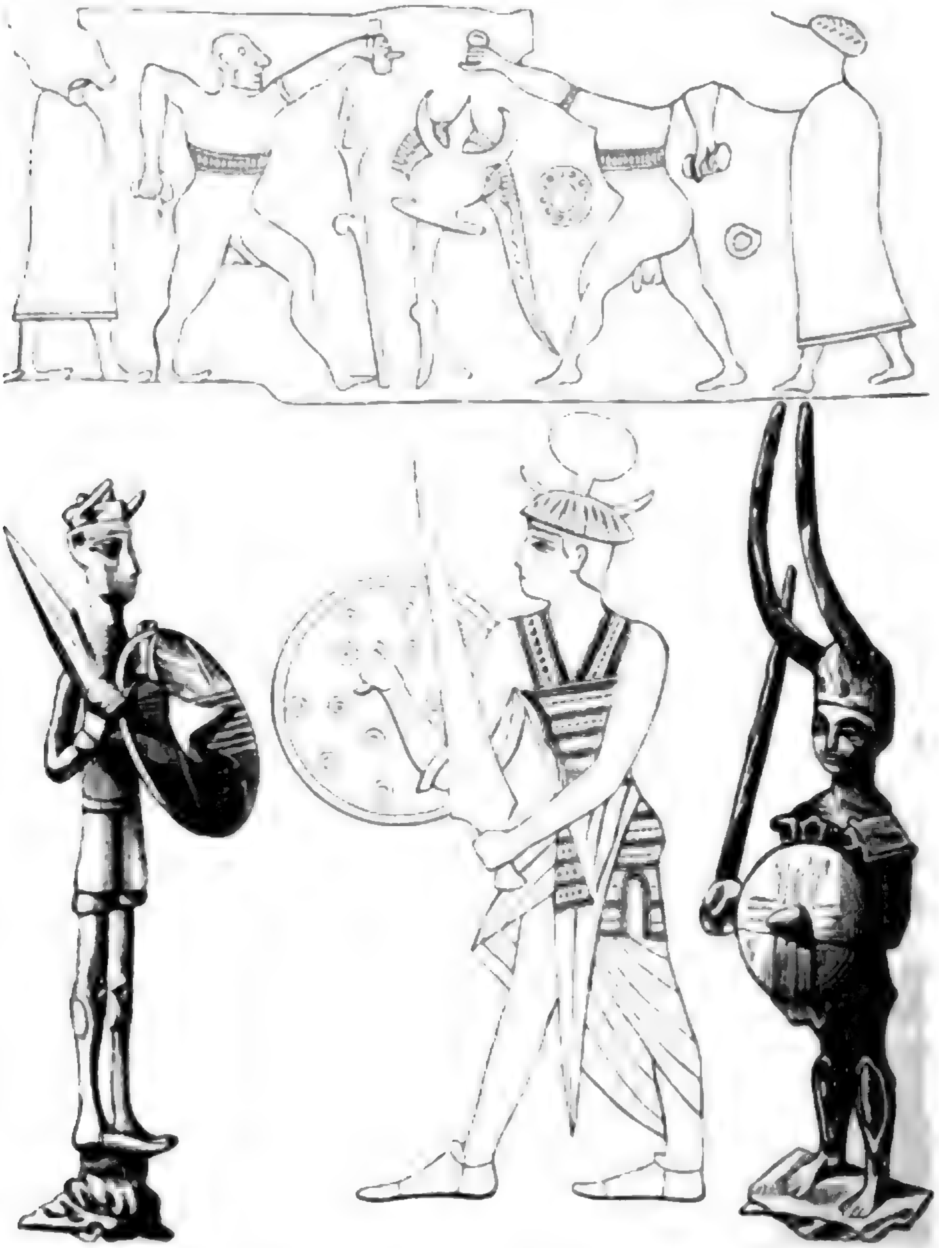


Fig. 200 bis 203. Aegyptiſcher Schardana, ſardiniſche Kriegerfiguren und Bronzeblech von Matrei.

(Text ſiehe S. 475.)

Die Scene im oberen Theil unſerer Abbildung ſtammt von einem getriebenen Bronzegefäß aus Matrei am Brenner in Tirol. Wir ſehen einen Cäſtuskampf zweier Männer, rechts und links Zuſchauer in Mützen und langen Gewändern, zwiſchen den erſteren (im Hintergrunde gedacht) den Siegerpreis in Geſtalt einer Lanze und eines Helmes, der mit ſeinen Hörnern und ſeinem mittleren Aufſatz wieder an den Schardanahelm erinnert, während die Lanze unterhalb der Spitze einen Anſatz zeigt, welcher vielleicht die gleiche Bedeutung hat, wie jener auf der mykeniſchen Kriegervaſe.

Cypern, Mykenä, Sardinien, Tirol ſind Plätze, die weit genug auseinander liegen. Dennoch haben wir von vornherein nichts gegen einen Zuſammenhang einzuwenden, wie ihn die oben erwähnten Fundſtücke anzudeuten ſcheinen. Nur läuft die Kette desſelben, dem verſchiedenen Alter dieſer Fundſtücke und dem allgemeinen Fortſchritt der Cultur entſprechend, nicht von Nordweſt nach Südoſt, ſondern umgekehrt. Und daran wollen wir feſthalten, ob ſich nun herausſtellt, daß Cypern oder eine andere Gegend der Ausgangspunkt jener Typen geweſen iſt, die wir weiter im Norden oder im Weſten bei anderen Völkern wieder antreffen.

5. Troja.

Indem wir uns anſchicken, in dieſem und den folgenden Abſchnitten von Troja, dann von Tiryns und Mykenä zu ſprechen, muß vor Allem der Anſchauung entgegengetreten werden, als ob wir es an dieſen berühmten Orten irgendwie mit claſſiſchen Fundplätzen zu thun hätten. Wir dürfen uns von dem Klange dieſer durch Sage und Dichtung hoch verherrlichten Namen nicht verführen laſſen: weder in der Entwickelung der eigentlichen Antike, der ſpecifiſch helleniſchen (ſpäter helleniſtiſch-römiſchen) Civiliſation, noch in der Evolution der prähiſtoriſchen Cultur Mittel- und Nord-Europas; welche jener erſteren theils vorangeht, theils die Blüthe und den Verfall derſelben begleitet, haben dieſe ſonſt ſo ausgezeichneten Punkte Klein-Aſiens und der Argolis eine entſcheidende Rolle mitgeſpielt. Wie reichliche Funde auch Schliemann an den genannten Oertlichkeiten eingeheimſt, ſo darf daraus doch niemals die Vorſtellung erwachſen, als ob dieſelben etwa für einen weiteren Länderkreis annähernd von ſolcher Bedeutung geweſen wären, wie ſpäter, in geſchichtlichen Zeiten, Hellas und Italien. Jene Oertlichkeiten ſind nicht Ausgangspunkte, ſondern eher Endpunkte von Culturſtrömungen geweſen, deren Ausgangsgebiete wir in den erſten Abſchnitten dieſes Capitels dargeſtellt haben; richtiger vielleicht nennt man ſie Punkte, an welchen Miſchculturen, aus der Kreuzung nördlicher und ſüdlicher Elemente hervorgegangen, mit beſonderer Stärke aufgetreten ſind. Und der ganze, wie wir ſehen werden, ſehr bedeutende Unterſchied zwiſchen Punkten, wie Troja und Mykenä, beſteht vielleicht darin, daß an erſterem Orte das nördliche, europäiſche, nicht zur ethniſchen Feſtigung gelangte — ſagen wir kurz: das prähiſtoriſche — Miſchungselement dem orientaliſchen noch die Wage hält, während das letztere in den um Jahrhunderte jüngeren Herrſcherſitzen der Argolis entſchieden überwiegt. Aber auch wenn heute von „mykeniſchen“ Culturformen in Griechenland und auf den öſtlich benachbarten Inſeln bis Cypern hin die Rede iſt, ſo will das gar nicht anders verſtanden werden, als wenn man in Mittel-Europa den Ausdruck „Hallſtattcultur“ für die erſte Eiſenzeit gebraucht oder wenn man von „nordiſchen Bronzen“ ſpricht, weil der Stil der europäiſchen Bronzezeit zuerſt und am beſten in Skandinavien erkannt und definirt wurde.

Die alte Cultur ging von Süden nach Norden; die neue Wiſſenſchaft ſchlägt den umgekehrten Weg ein. Das bemerken wir nicht einer ſchalen Antitheſe zuliebe, ſondern das Eine hängt mit dem Anderen organiſch zuſammen. Dort, wohin die Cultur im altweltlichen Gebiet am ſpäteſten gelangte, hat ſie die höchſten Früchte hervorgebracht; von dort aus werden die alten, vor- und frühgeſchichtlichen Culturräume für die Wiſſenſchaft wieder entdeckt. Wir mußten ja bisher ſo häufig, auch wo uns die Darſtellung über die Süd- und Oſtgrenzen Europas hinausführte, ſkandinaviſche und norddeutſche Forſcher citiren, und es iſt gewiß kein Zufall, daß die Männer, welchen wir das Meiſte der jetzt zu beſprechenden Entdeckungen verdanken, Schliemann und Virchow, Norddeutſchland angehören.

Wir ſtehen heute an dem, durch den jähen Tod des Begründers der griechiſchen Prähiſtorie herbeigeführten Ende der Schliemann'ſchen Ausgrabungen, aber erſt am Beginne der Verwerthung des von ihm gewonnenen wiſſenſchaftlichen Rohſtoffes. Noch herrſcht an allen Ecken und Enden Verwirrung und falſche Auffaſſung dieſes koloſſalen Materials, das wir ja nicht einer zielbewußten ſyſtematiſchen Arbeit, ſondern ſchwungvoller Begeiſterung, wenn man will, einer erhabenen Fiction verdanken. Jeder von uns weiß aus der Schule, daß „Homer den Griechen ihre Götter geſchaffen" habe. Phidias ſoll ſich, einer Anekdote zufolge, durch ein paar homeriſche Verſe zur künſtleriſchen Anſchauung des Götterkönigs begeiſtert haben, und wenn man ſich erinnert, welche unvergleichliche Rolle der troiſche Sagenkreis in der Kunſt und Poeſie der Hellenen geſpielt hat, ſo liegt die Verſuchung allerdings nahe, das, was man im beſten Sinne antik nennt, auf Homer, ja vielleicht ſogar auf den ſtofflichen Ausgangspunkt Homer's zurückzuführen.

Ein großer Irrthum! Die Welt Homer's, die Umgebung, in welcher er lebte und die er ſchildert, wie der Sänger unſerer Nibelungenſage ſein eigenes ritterliches Zeitalter, iſt eine ganz andere als die, aus welcher die Sage fern herüberklang. Das Zeitalter Homer's trägt in ſeinen geiſtigen Zügen bereits den Stempel des Griechenthums, in materieller Hinſicht iſt es eine hochentwickelte, durch die Aufnahme des Eiſens neben der Bronze gekennzeichnete Metallzeit, ein ausgezeichnetes locales Stück jener Hallſtattperiode, die wir in Mittel-Europa, mangels unſterblicher Geſänge und darum nur auf archäologiſche Fundquellen angewieſen, aus dem Inhalt der Gräber ſo eifrig erforſcht haben.

Auch das Zeitalter Homer's iſt noch lange nicht die Blütheperiode der claſſiſchen Cultur. In der Poeſie ſchreiten die Völker ſchneller vorwärts, als in der Bildkunſt und in der Geſtaltung der übrigen Lebensformen. Sie haben prächtige Epen, eine ergreifende Lyrik und ſind, von einer anderen Seite betrachtet, noch ſchmutzige Halbbarbaren oder in ihrer materiellen Cultur völlig abhängig von auswärtigen, ſtammfremden Gebieten. In den homeriſchen Geſängen finden wir die echten Grundzüge der helleniſchen oder claſſiſchen Sinnesweiſe kräftig entwickelt. Da iſt alles maßvoll, ſcharf und plaſtiſch. Aber die damaligen Griechen waren noch nicht fähig, den künſtleriſchen Ideen in Thon, Metall oder Stein entſprechende Formen zu geben. In ihrer materiellen Cultur begegnen ſich, wie Helbig, das homeriſche Epos aus Denkmälern erläuternd, nachgewieſen hat, Ausläufer eines barbariſchen Zuſtandes — Unreinlichkeit des Hauſes und des Körpers, primitive Koſt, Unkenntniß des Mauerbaues aus Stein — mit vielfachen Verfeinerungen, die dem Einfluß überlegener öſtlicher Culturgebiete entſtammen. Kleidung und Schmuck, Haar- und Barttracht, der Gebrauch koſtbarer Stoffe und ſtarkriechender Parfums, ſowie ein lebhafter Import orientaliſcher Luxuswaaren, bezeugen dieſe Abhängigkeit von dem höher entwickelten Völkerleben Vorderaſiens.

So ſtand es zur Entſtehungszeit der homeriſchen Epen, etwa um das Jahr 800 oder 900 vor Chriſto, um Griechenland. Aber nicht einmal dieſe, aus der Vergleichung der epiſchen Schilderungen mit den analogen Gräberfunden Süd- und Mittel-Europas reconſtruirbare Culturſtufe kann man mit einer derjenigen, welche Schliemann auf Hiſſarlik, Mykenä und Tiryns nachgewieſen hat, identificiren. Jahrhunderte trennen die verbrannte Stadt am Hellespont von den goldreichen

Burggräbern hinter dem Löwenthor Mykenäs; und wieder Jahrhunderte ſcheiden die Zeit, in welcher dieſe Gräber gefüllt wurden, von der Culturperiode, welche die homeriſchen Epen ſchildern. Und ſo hat es auch wieder Jahrhunderte gewährt, bis die bildende Kunſt der Griechen den Ausdruck gefunden hat, der ihrer alten Epen würdig war, bis Phidias die Machtfülle des Zeus, wie ſie in jenen berühmten Verſen anſchaulich dargeſtellt iſt, in Gold und Elfenbein zu Olympia verkörperte. Ein Jahrtauſend menſchlicher Culturentwickelung auf griechiſchem und vorderaſiatiſchem Boden — in runden Zahlen der Zeitraum von 1450 bis 450 vor Chriſto — liegt zwiſchen der prähiſtoriſchen Stein- und Bronzecultur der unteren Schichten von Hiſſarlik und der erhabenen Kunſt, welche in den Zeitaltern des Kimon und des Perikles die troiſche Heldenſage auf Vaſen und Tempelfrieſen illuſtrirte.

Selbſt die magiſche Liebeskraft, mit welcher Schliemann den Boden der homeriſchen Erzählungen umklammerte, war nicht im Stande, die tiefe Kluft zwiſchen Troja, Mykenä, Tiryns und den Realien des Dichters ſammt der ganzen wohlgegliederten weiteren Entwickelung zu überbrücken. Auf der einen Seite war Hellas, auf der anderen die Fremde. Die Namen jener berühmten, durch Griechenmund verherrlichten Stätten haben dazu gedient, die Aufmerkſamkeit, ja die regſte Theilnahme der Zeitgenoſſen an die Schritte Schliemann's zu feſſeln, ihn ſelbſt zu immer neuen Anſtrengungen zu ſpornen und durch den Weltruf, den er ſich, nicht wider ſeine Abſicht, erwarb, das lange vernachläſſigte Gebiet der griechiſchen Prähiſtorie dem Dunkel der Nichtbeachtung für immer zu entreißen. Schliemann hat den wirklichen Erfolg ſeiner Arbeiten keineswegs voraus berechnet. Er wollte die Sagengeſchichte Griechenlands mit Zügen greifbarer Realität beleben, und er hat der Urgeſchichte des öſtlichen Mittelmeerbeckens ein neues räthſelvolles Anfangscapitel hinzugefügt. Er wollte das wahre Geſicht der helleniſchen Urzeit entſchleiern, und heute iſt man noch nicht einig über den Namen des Volkes, dem wir die kyklopiſchen Bauwerke von Tiryns und Mykenä verdanken. Was Schliemann entdecken wollte, war überhaupt nicht zu finden; denn auch das Schöne Homer's lebt nur im Geſang, und nur, was nie und nirgends ſich begeben, das allein veraltet nie.*)

Darum werden ſich, wenn wir nicht irren, Viele, die nach den Verheißungen des Entdeckers den trojaniſchen, mykeniſchen und tirynthiſchen Alterthümern liebevoll genaht ſind, mit ſchweigender Beſchämtheit und verhohlener Enttäuſchung von denſelben hinweggewendet haben. Für die unmittelbaren Forderungen des Lebens ſind ſie Schall und Rauch — für die Wiſſenſchaft außerordentlich viel.

Freilich ſchweben noch dichte dunkle Schleier über der wahren und letzten Bedeutung dieſer Fundſchätze; noch ſind ſie lange nicht ein voller Beſitz der Wiſſenſchaft, geſchweige denn, daß Schliemann ſelbſt über ſie das letzte Wort geſprochen hätte. Er hat Gold gegraben; aber er hat es nicht in Curs gebracht. Andere werden es münzen; und was wir ihm alles verdanken, wird erſt die Folgezeit lehren.

---

*) Um auf die Exiſtenz einer durchaus anderen Auffaſſung wenigſtens beiläufig hinzuweiſen, citire ich nur C. Schuchardt, der es für die Brockhaus'ſche Verlagshandlung unternahm, „die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe der Schliemann'ſchen Ausgrabungen in objectiver Darſtellung einem möglichſt großen Leſerkreiſe zugänglich zu machen“. Er ſagt (in der Vorrede ſeines Buches „Schliemann's Ausgrabungen im Lichte der heutigen Wiſſenſchaft“): „In der That liegt heute die Sache ſo, daß jede Erörterung über den Urſprung und den thatſächlichen Gehalt der homeriſchen Gedichte, ſowie über den Urſprung des griechiſchen Volkes ſelbſt und ſeiner Cultur die Funde der Schliemann'ſchen Ausgrabungsſtätten als ihr vornehmſtes Forſchungsmaterial betrachten muß.“ Der Autor dieſes oeuvre de vulgarisation nennt Homer das „anerkannte Urbild aller Poeſie“ und findet, daß die Ausgrabungen Schliemann's in Troja „Aufſchluß verſprechen über das Sein und Nichtſein der Grundlagen jener Poeſie“. Dennoch dürfen wir das Buch Schuchardt's als eine verdienſtliche und nothwendige, zur eingehenderen Kenntnißnahme der Dinge, von denen wir hier zu ſprechen haben, beſonders geeignete Arbeit bezeichnen.

Mit wahrer Gier haben ſich Gelehrte und eitle Dilettanten auf ſeine Entdeckungen geſtürzt und ihre Anſichten daran geknüpft, wie der Fiſcher ſein Ruderboot an den großen Segler. Bis zu der Verkehrtheit, die Königsburg von Mykenä oder ihre Gräber den Germanen oder den Scythen zuzuſchreiben, hat man ſich verſtiegen. Zuletzt hat der preußiſche Artillerie-Hauptmann a. D. Bötticher viel von ſich reden gemacht mit der Behauptung, der Hügel von Hiſſarlik habe keine Anſiedelungsreſte enthalten, ſondern die kunterbunten Ueberbleibſel eines großen Leichenverbrennungsofens im aſſyriſch-babyloniſchen Geſchmack. Daneben erklangen im Chorus die Stimmen Derer, welche mit Schliemann durch Dick und Dünn gingen und die auch das Ei der Leda als zu Recht beſtehend anerkannt hätten, wenn es dem großen Ausgräber geglückt wäre, die Schalen desſelben wieder aufzufinden.

Schliemann hat ſich um ſein Troja gegen die Angreifer desſelben wie ein Löwe gewehrt; und er wußte wohl warum, denn mit dem Namen ſtand und fiel das Intereſſe der öffentlichen Meinung an ſeinen Funden von Hiſſarlik. Der alte Schulſtreit, wo Troja geſtanden, mag immerhin endgiltig gelöſt ſein. Aber die Beantwortung der Frage wäre die aufgewendete Mühe kaum werth geweſen, wenn ſie nicht mehr mit ſich gebracht hätte, als jene Beruhigung zweifelnder Gemüther. Es iſt im Grunde ſehr gleichgiltig, ob die beſſeren Beweismittel zur Entſcheidung des Streites zu Hiſſarlik oder zu Bunarbaſchi gefunden worden ſind. Heute fragt man nach anderen Dingen, als nach der Mutter der Hekuba.

Darum haben ſich die gelehrten Schiedsrichter, welche in den letzten Jahren, Schliemann's Einladung folgend, zur Nachprüfung ſeiner Arbeiten nach Hiſſarlik gegangen ſind, mit der Frage, ob dieſer Punkt mit der Feſte des Priamos identiſch ſei, gar nicht befaßt, ſondern ihr Urtheil bloß darüber abgegeben, ob wir es hier mit einer Nekropole oder mit einer Anſiedelung zu thun hätten, und welcher Art dieſelbe geweſen ſei. Was damals conſtatirt wurde, iſt in Kürze Folgendes.

Der Hügel Hiſſarlik („Burgberg“, vgl. die Anſicht Fig. 204, S. 481) bildet das Ende eines tertiären Höhenzuges, der ſich, nahezu parallel mit dem Hellespont, vom Ida her nach Weſten vorſchiebt und gegen die ſogenannte troiſche Ebene oder das Mündungsthal des Skamandros ſteil abfällt. Der größte Theil des Hügels beſteht aus dem Schutt verſchiedener menſchlicher Anſiedelungen und iſt in der Weiſe entſtanden, daß die Mauerreſte zerfallener früherer Häuſer über die Seiten des Berges hinabgewälzt wurden, wodurch ſich die Baufläche jedesmal vergrößerte und die ſpäteren Bewohner allmählich einen Raum gewannen, der weit über die Baſis der erſten und zweiten Anſiedelung hinausgeht. Der augenfälligſte Theil der ausgegrabenen Ruinen rührt von Feſtungsanlagen her, für welche dieſer Punkt ſehr geeignet erſcheint; denn er beherrſcht nicht nur die Ebene, ſondern darüber hinaus auch die Einfahrt in den Hellespont, welche bei Kumkaleh an der Mündung des Skamandros nur 5 Kilometer von Hiſſarlik entfernt iſt.

Die Ringmauer, welche einmal, in der Gegend des ſüdlichen Feſtungsthores, eine kleine Erweiterung erfuhr, iſt eine maſſive, nach außen geböſchte Futtermauer aus Bruchſteinen, oben etwa 3·5 Meter breit; auf derſelben ſtand die eigentliche Vertheidigungsmauer aus Lehmziegeln. An den Ecken des Mauerpolygons liegen maſſive, thurmartige Vorſprünge, etwa 20 Meter weit voneinander entfernt. Der ganze, dergeſtalt umſchloſſene Raum mißt in ſeiner Breite von Nord nach Süd nur 90 Meter, in ſeiner Länge von Oſt nach Weſt auch nicht mehr als 113 Meter.

Schutt, kreuz und quer bis zum Urboden von Mauern durchzogen.“ Ohne den Folgerungen Bötticher's beizupflichten, muß man doch mit den Worten eines unbefangenen Baufachmannes (Dr. J. Durm, Zum Kampf um Troja, Berlin 1890) zugeben, daß „gewiſſe Steigerungen in den Ausdrücken bei Angaben und Fundbeſchreibungen, ſowie Unſicherheiten bei Schilderungen techniſcher Vorgänge“, zu den falſchen Schlüſſen und Vorſtellungen, welche lange Zeit verbreitet waren, ſehr viel beigetragen haben.

Unter den Bauwerken der zweiten Fundſchicht ragen an Bedeutung zwei parallel nebeneinander ſtehende, durch einen ſchmalen Zwiſchenraum voneinander getrennte rechteckige Räume hervor. Sie haben Fundamente aus Bruchſteinen und Lehmziegelmauern, welche mit hölzernen Längs- und Querſchließen verankert waren. An den Stirnſeiten befinden ſich offene Vorhallen, deren Mauerenden durch Holzpfoſten auf ſteinernen Aufſtandplatten geſchützt waren. Unter den übrigen, minder gut erhaltenen Bauwerken iſt ein Propylaion (freiſtehender Thorbau) hervorzuheben, welches ſich zwiſchen dem ſüdöſtlichen Feſtungsthor und dem eben erwähnten Paar von Häuſern befand und jedenfalls dazu beſtimmt war, die Bedeutung der letzteren noch mehr hervorzuheben. Das größere derſelben, ohne die Vorhalle 20 Meter lang und 10 Meter breit, iſt offenbar der Hauptbau der Burg; es wurde früher für einen Tempel gehalten; nach der Entdeckung ähnlicher Baulichkeiten in Tiryns, in Mykenä erkannte man auch hier den profanen Zweck. Man ſieht alſo in dieſen beiden Räumen Beſtandtheile eines Fürſtenhauſes mit ſeinen getrennten Männer- und Frauenwohnungen; über die Einzelheiten des Grundriſſes derſelben darf man von weiteren Ausgrabungen noch wünſchenswerthe Aufſchlüſſe erwarten.

Ueber dieſen Hügel, der ja als feſter Platz dazu beſtimmt war, feindſelige Begebenheiten mitzumachen, ſind zu verſchiedenen Zeiten vernichtende Kataſtrophen hinweggegangen. Nach dem Eintritt günſtiger Umſtände ſind dann wieder neue Bauperioden gefolgt. Gegenwärtig nimmt man vier Zeitabſchnitte an, in welche ſich die Schuttmaſſe gliedern laſſen ſoll: eine älteſte Anſiedelung, eine ſolche aus mykeniſcher (?) Zeit, eine Niederlaſſung der Verfallsperiode und eine der helleniſtiſch-römiſchen Epoche. Die Feuerſpuren, welche man in den verſchiedenen Schichten antrifft, ſtammen meiſt von zerſtörenden Bränden, nicht etwa von Leichenverbrennungen. In der zweiten Schicht ſind die Anzeichen eines beſonders heftigen Brandes wahrgenommen worden: hier iſt nahezu alles Holzwerk in Flammen aufgegangen, die Lehmziegel ſind in der Gluth zu Backſteinen gebrannt, ja theilweiſe ſogar an der Oberfläche verglaſt.

Dr. J. Durm hat jüngſt eine intereſſante „vergleichende Zuſammenſtellung der Ausdehnung einiger Akropolen und Burgen“ gegeben. Neben den Grundplan der Umwallung von Hiſſarlik-Troja ſtellt er den einiger antiker Oberſtädte (Tiryns, Mykenä, Athen, Selinus) und einiger mittelalterlicher Burgen (Kyffhäuſer, Küſſaburg, Château d'Arques). Es zeigt ſich, daß Hiſſarlik-Troja nur mit den letzteren an Umfang zu vergleichen iſt. Die Längenachſe beträgt bei Tiryns weniger, bei Mykenä mehr als das Dreifache derjenigen von Troja; die Akropolis von Athen iſt genau dreimal, die von Selinus über viermal ſo lang als letzteres. Daraus ergiebt ſich, daß „Priams Feſte“ kaum größer als eine unſerer mittelgroßen, mittelalterlichen Ritterburgen geweſen iſt. „Da aber auch auf dieſen ſtolze Fürſtengeſchlechter Raum hatten und von dort Königen und Völkerſchaften Trotz boten und Widerſtand leiſteten, da hinter dem mit Mauern und Thürmen umwehrten Platze, in Arques z. B., Raum war für den gewaltigen, mehrſtöckigen Donjon, für die Wohnungen und Vorrathsräume der Herren ſowohl wie der Beſatzung, da dort auch Stallungen und Wirthſchaftshöfe angelegt waren, ſo wollen wir auch glauben, daß Priamos auf der annähernd gleich großen Abgleichung des Hügels von Hiſſarlik Platz gefunden hat für ſich und ſein Geſchlecht.“ Culturhiſtoriſch iſt es wohl der Beachtung werth, daß Mittelalter und vorgeſchichtliches Alterthum, die ja ſonſt noch manchen gemeinſamen Zug aufweiſen, ſich auch in einem ſolchen Punkte berühren.

In älteſter Zeit war die Anſiedelung gewiß auf den Hügel beſchränkt; ſpäter, als derſelbe ſeinen Mauerpanzer erhielt, wird ſich eine „Unterſtadt“ an denſelben angeſchloſſen haben. Dieſelbe iſt ohne Zweifel von höchſt elender Beſchaffenheit geweſen und wird aus den baulichen Elementen eines prähiſtoriſchen Landfleckens, Erdgruben mit Herdplätzen, Reiſighütten u. dgl. beſtanden haben. Bei der Eroberung und Zerſtörung der Citadelle, welche Schliemann's „zweite Stadt“ umfaßte, wird auch dieſe „Unterſtadt“, ein echtes kümmerliches „sottoborgo“, wie es faſt bei allen mittelalterlichen Schlöſſern Italiens und der Balkanhalbinſel vorkommt, mitverbrannt worden ſein. Dann, in der Verfallszeit, beſchränkten ſich die Anſiedler des Punktes wieder auf die ſchuttbedeckte Anhöhe, welche durch die Reſte ihrer Fortificationen doch noch einige Sicherheit gewährte. Nicht poetiſche „Licenz“, wie der alberne Schulausdruck lautet, ſondern künſtleriſche, ſtiliſtiſche Nothwendigkeit zwang den Dichter, dieſen armſeligen Flecken als Stadt zu ſchildern, ihn als groß, anmuthig, blühend, wohlgebaut und wohlbewohnt darzuſtellen. Ich ſchöpfe meine Ueberzeugung von der nothwendigen Incongruenz der dichteriſchen Beſchreibung

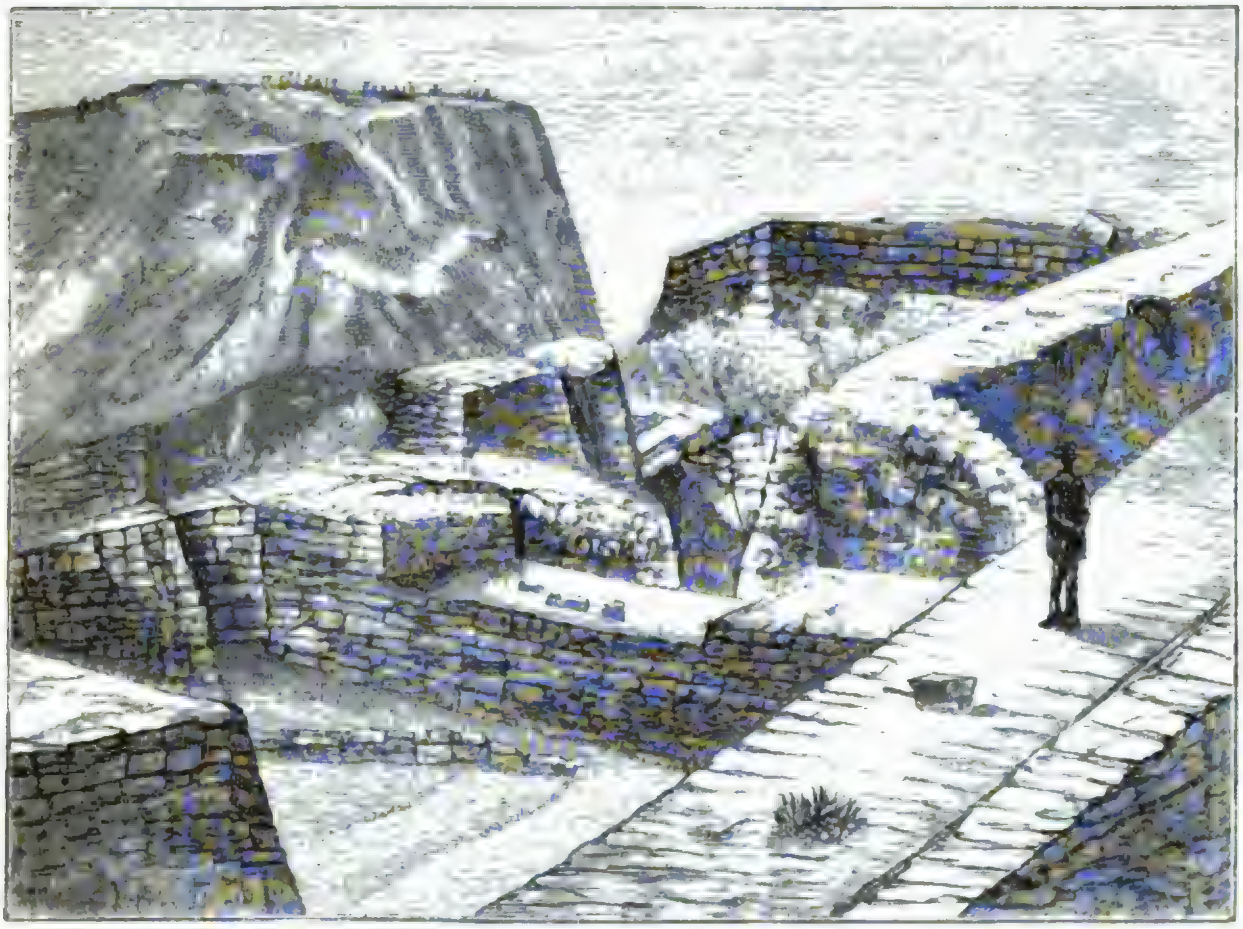


Fig. 205. Hiſſarlik-Troja. Anſicht des Südoſtthores. (Im Hintergrunde rechts der Unterbau des römiſchen Propyläen.)

(Text ſiehe S. 481.)

und der concreten Wirklichkeit auch aus der Vergleichung der ſüdſlaviſchen Volksepik mit der altgriechiſchen, einer Parallele, die uns durch eine Fülle gemeinſamer Züge frappirt und feſſelt. Localität und Volksthum der erſteren Epik treten uns viel intacter entgegen als bei der letzteren; und doch erkennt man auch hier alsbald, wie viel auf Rechnung des epiſchen Stiles zu ſetzen iſt, und wie weit die Wirklichkeit hinter der Phantaſie des Dichters zurückbleibt.

Wir wenden uns nun zu den Einzelfunden oder dem beweglichen Inhalt der verſchiedenen Schuttſchichten, als den beſten Documenten für eine relative Chronologie dieſer Oertlichkeit, und wollen dann zuſehen, was ſich über die Bevölkerung derſelben nach archäologiſchen und geſchichtlichen Daten ausſagen läßt.

Von der erſten Anſiedelung iſt nur ein kleiner Theil durch den großen nordſüdlichen Graben, welcher bis zu einer Breite von 15 Metern mitten durch den Burghügel geht, aufgedeckt worden. Dieſer Wohnplatz hatte nur etwa die halbe Breite der zweiten Anſiedelung (46 Meter), war aber bereits durch eine Mauerumwallung geſchützt. Seine Gebäude waren aus kleinen, mit Lehm verbundenen Steinen aufgeführt. Die Einwohner ſtanden am Rande der jüngeren Steinzeit, bereits mit einem Fuße in der erſten Metallperiode. Aus Stein beſtehen die Aexte, Flachbeile, Meſſer, Sägen. Das Material iſt Nephrit, Diorit, Serpentin, Hämatit, Porphyr und Feuerſtein; die Formen ſind von den gemein-europäiſchen durchaus nicht verſchieden. Aus Bronze beſaß man Meſſerklingen und Schmucknadeln mit kleinen Köpfchen oder umgerollten Enden. Etwas weniger commun iſt der Charakter der Töpferei. An den vertical durchbohrten Anſätzen, welche als Handhaben dienten, iſt zwar gar nichts Beſonderes; dafür giebt es nicht, wie Schuchardt ſchreibt, einzelne, ſondern Hunderte von Parallelen aus anderen Ländern. Aber es findet ſich bereits eine Henkelkanne und eine Fußſchale mit einem Henkel, der im Bogen über das ganze Gefäß geſpannt iſt (abgebildet in der Gruppe von Funden Fig. 206, S. 485). Verziert ſind die Innenränder gewöhnlicher Schalen im Ornamentſtil der europäiſchen Pfahlbaukeramik mit vertieften, weiß ausgefüllten Linien, ebenſo die Spinnwirtel. Ein paarmal ſind an Schalenrändern primitive Menſchengeſichter, eigentlich nur Augenpaare, angebracht; das gleiche Motiv iſt mir von einem Thongefäßanſatz aus einer, derſelben Zeit angehörigen Anſiedelung Bosniens bekannt. Außerdem fanden ſich auf dem Grunde des großen „Schlitzes", der einen ſchmalen Streifen der älteſten Anſiedelung bloßlegte, maſſenhafte Speiſereſte, namentlich Auſternſchalen und Thierknochen.

Unter den Funden der zweiten Anſiedelung, deren beſſere bauliche Ausſtattung bereits geſchildert wurde, ragt der ſogenannte „große Schatz" an Bedeutung hervor. Derſelbe war vermuthlich in einer Kiſte verwahrt und in einem Hohlraum der Feſtungsmauer geborgen. Er beſteht aus goldenen Schmuckſachen, goldenen, ſilbernen und kupfernen Gefäßen, Silberbarren und kupfernen Waffen. Die Goldſchmuckſachen lagen alle in einem großen ſilbernen Kruge. Es ſind zwei große Stirnkränze mit langen lockenförmigen Gehängen an beiden Seiten, aus zahlreichen Reihen von kleinen Flittern zuſammengeſetzt, in größere Blechanhängſel endigend und beſtimmt, das Antlitz der Trägerin auf den Seiten geradlinig zu umrahmen: eine Arbeit derſelben orientaliſchen Geſchmacksrichtung, die wir ſpäter, in der Hallſtattperiode, weiter bis in das Herz Europas und darüber hinaus vordringen ſehen. Aus Gold ſind ferner: vier ähnlich hergeſtellte Ohrgehänge, Tauſende von Partikelchen, welche Schliemann zu einem Bruſtſchmuck zuſammengeſtellt hat, circa 30 Paar Ohrringe (darunter ſolche, die ſehr fein mit aufgelötheten Goldkörnchen verziert ſind), Armringe (einige davon, wie die Schließen zeigen, urſprünglich Halsringe, ſpäter zuſammengebogen), dann zwei einfache Becher, eine

Eine Reihe anderer Goldſachen, die zerſtreut auf der Burg gefunden wurden, trägt einen total abweichenden, bereits ziemlich vorgeſchrittenen Charakter. (Einiges davon ſiehe in der Gruppe Fig. 208, S. 489.) Es iſt der Stil der mykeniſchen Schmuckſtücke, der da mit ſeinen Doppelſpiralen, Sternen, Roſetten, ſteifen Vogelfiguren an und auf Nadeln, Zierſcheiben, Armreifen, Ohrgehängen, Schiebern u. dgl. entſchieden vorherrſcht. Für eine dieſer Nadeln, ein Unicum mit leiterförmig getheiltem rechteckigen Kopfe, zwiſchen deſſen Sparren Doppelſpiralen angebracht ſind, kenne ich eine Analogie (ebenfalls Unicum) aus einem bosniſchen Hügelgrabe der erſten Eiſenzeit. Die Nadel iſt dort aus Bronze und zeigt als Kopf eine einfache quergeſtellte Leiter. Ich erwähne das als ein zweites (noch von Niemand bemerktes) Beiſpiel dafür, wie orientaliſche Schmuckformen vereinfacht (und aus Bronze, ſtatt aus Edelmetall) in der erſten Eiſenzeit nach Europa übergehen und dort natürlich im Südoſten noch am eheſten als Abkömmlinge eines fremden Culturkreiſes erkannt werden können.

Auf Hiſſarlik ſind dieſe Funde ſicher als Importſtücke anzuſehen, während die Dolche, Beile, Lanzenſpitzen und die kleinen pfriemenförmigen Pfeilſpitzen aus zinnarmer Bronze, wie die erhaltenen Gußformen aus Glimmerſchiefer beweiſen, an Ort und Stelle angefertigt wurden. Ganz local iſt namentlich auch die eigenartige Töpferei der zweiten Anſiedelung. Sie hat übrigens, wie die Waffenfabrication, ihre nächſte Analogie in der Kupfer-Bronzezeit Cyperns. Wie dort finden wir Geſichtsvaſen (die man früher für Nachbildungen der eulengeſichtigen Athene gehalten hat), Gefäße in Geſtalt verſchiedener Thiere und einhenkelige Kannen mit hoch emporſtehendem Schnabel und ſphäriſchem Bodentheil, ſowie endlich gekuppelte Gefäße. Eine trojaniſche Beſonderheit, die in der „zweiten Stadt" maſſenhaft vorkommt, iſt ein ſehr hoher, ſchlanker, faſt röhrenförmiger Becher mit zwei gewaltigen Handhaben, der nicht zum Stehen eingerichtet war und wahrſcheinlich beim Mahle von Hand zu Hand ging, bis man ihn leer getrunken hatte.

Die Geſichtsvaſen, um noch einen Augenblick bei dieſem berühmten Typus zu verweilen, ſind von ungleicher Ausführung, aber ſtets ſehr roh, und erheben ſich nicht zu der, anfangs ſteifen, ſpäter freien und anmuthigen Zierlichkeit, welche die Entwickelung dieſer Form in Cypern mit ſich bringt. Aufgeklebte Wülſte und Warzen geben eigentlich nur durch den Platz und die Stellung, die ſie zu einander einnehmen, ihre Abſicht zu erkennen und erinnern (ſo unförmlich ſind ſie häufig noch) an die räthſelhaften Sculpturen in den neolithiſchen Kreidekrypten der Champagne (ſiehe oben Fig. 128, S. 299). In Anſätzen, die ſich an Stelle der Brüſte und unter der Mitte derſelben befinden, in Henkeln, die ſich als Arme geberden, verbreitet ſich die plumpe Annäherung an die menſchliche Geſtalt über den ganzen Körper des Gefäßes.

Wie man cypriſche Kupferdolche, außer auf Hiſſarlik, in Ungarn, Italien und der Schweiz aufgefunden hat, ſo findet man auch Geſichtsurnen, welche lebhaft an die cypriſchen und trojaniſchen erinnern, in nahen und ferneren Theilen Europas. Im Süden iſt namentlich Italien reich an ſolchen, und in der Gruppe der etruskiſchen Canopen hat die Geſichtsvaſe als Todtenurne in Folge der Verſchmelzung einer ſemitiſch orientaliſchen Begräbnißſitte (welche eine Porträtmaske des Todten forderte) mit dem europäiſch-nordiſchen Gebrauche der Leichenverbrennung eine ganz eigene, reiche Entwickelung durchgemacht, von der wir am Ende dieſes Capitels noch einmal Notiz nehmen wollen. In Mittel-Europa ſind zunächſt die ſiebenbürgiſchen, dann die ſchleſiſchen, poſenſchen und, als eine Hauptgruppe, die pommerelliſchen Geſichtsurnen (aus Weſtpreußen) zu nennen. Dieſe letzteren entſtammen gewiß einem ſüdlichen Einfluß, und die Annahme einer ſolchen Form für Grab-

ihn gewiſſe Henkelſchalen an italiſche Funde erinnerten und weil die Etrusker nach der Meinung der Alten aus Lydien nach Italien gekommen ſeien. Solche Gleichungen liebte der raſch zugreifende Mann aufzuſtellen.*)

Aus ſpäterer, geſchichtlicher Zeit ſtammen zunächſt einige frühgriechiſche Vaſenſcherben. Aber die weiteren Schickſale des vielumſtrittenen Platzes brauchen hier nur kurz berührt zu werden. Unter lydiſcher und perſiſcher Herrſchaft wird derſelbe ein unbedeutender Flecken geweſen ſein. Dann folgt wieder eine lange Periode ſteigenden Glanzes und Anſehens. Die Inſchriften reichen aus dem 4. Jahrhundert vor Chriſto bis tief in die römiſche Kaiſerzeit hinein. Die Diadochen haben den Landbeſitz von Neu-Ilion vergrößert und ſeine ſtädtiſchen Anlagen verſchönert. Mehr noch thaten die Römer, welche ſich ja für Nachkommen der geflüchteten Trojaner hielten. Auf der Höhe des Hügels ſtand ein Athena-Tempel, von dem eine herrliche Metope, ſowie viele rein architektoniſche Fragmente aus ſchönem weißen Marmor erhalten ſind. Aus helleniſtiſcher Zeit ſtammen neue Burgmauern, aus römiſcher ein Theater, ein Thor, ein Odeon und einige Marmorſtatuen.

Das milde und geſunde Klima, ſowie die Fruchtbarkeit der Thalebenen des nordweſtlichen Klein-Aſien haben in dieſem Theile der Halbinſel frühzeitig eine dichte Bevölkerung und höhere Cultur zur Entwickelung gebracht. Der Ausbildung einer größeren politiſchen Macht ſtanden die natürlichen Scheidewände, welche die Halbinſel in ſchwer zuſammenzufaſſende Gebiete trennen, allezeit im Wege. Die Küſtenſtriche lagen auf zwei Seiten gegen Europa offen und haben ſicherlich zuerſt auf dem näheren Wege, von Thrakien her, dann über das Aegäiſche Meer von Griechenland aus europäiſche, d. h. ariſche Beſiedelung erfahren. Die erſte Anſiedelung der Griechen iſt halb geſchichtlich, das Vordringen der Arier über den Hellespont dagegen rein prähiſtoriſch. Die kleine, vom Skamander durchſtrömte Halbinſel zwiſchen Lesbos, Tenedos, dem thrakiſchen Cherſonnes und dem Idagebirge hieß im Munde der Griechen Troas und galt als der Sitz eines alten Reiches, das in der fernen Heroenzeit von ihren Vorfahren, den Achäern, zerſtört und dann von Thrakern aus Europa eingenommen worden ſei. Erſteres wird wohl mit Recht als eine Sage angeſehen, welche erſt nach der doriſchen Wanderung von den aus Hellas herübergekommenen Griechen an dieſem Geſtade localiſirt worden iſt.

Sicherer erſcheint für die frühere Zeit eine ſtarke Beeinfluſſung der Landſchaft durch das thrakiſche Gegengeſtade. Doch können wir nur die ſagenhafte Ueberlieferung, welche in den geographiſchen und ethnographiſchen Verhältniſſen eine gute Grundlage beſitzt, recapituliren. Wirkliche Geſchichte wird man daraus nicht formen können.

Dardanos, ein Sohn des Zeus und der Atlantide Elektra, ſoll als der Erſte von Europa zur See nach Aſien gelangt ſein. Der Name iſt illyriſch; als Ausgangspunkt ſeiner Fahrt wird Samothrake genannt, und weil dieſe Inſel in geſchichtlicher Zeit von Thrakern bewohnt iſt, erſcheint auch Dardanos als ein Führer dieſes Volkes. Er kommt nach der Troas, wo damals Teukros herrſcht, nimmt die Tochter dieſes Fürſten zur Frau und giebt als Nachfolger desſelben

---

*) Sein unermüdlicher Arbeitsgenoſſe Dörpfeld unterſcheidet neueſtens noch ſieben Fundſchichten oberhalb der ſogenannten zweiten Stadt. Jede einzelne dieſer ſieben Schichten enthält Mauern, Fußböden und Funde der mannigfachſten Art. Bei einigen der Häuſer erkennt man deutlich, daß ſie durch Feuer untergegangen ſind, während in anderen Schichten nur geringe Brandſpuren vorkommen. Stattlichere Bauwerke kommen nur in der ſechſten und neunten „Stadt“ (von unten) vor; in der erſteren hat ſich eine Anzahl mykeniſcher Vaſenſcherben und ein rechtwinkeliger Saal mit offener Vorhalle, ein Tempel oder ein „Megaron“, wie in der zweiten Stadt, gefunden.

europäiſchen Ufer des Aegäiſchen Meeres, das genügt vollſtändig, um uns alle rein vorgeſchichtlichen Erſcheinungen dieſes Fundplatzes verſtändlich zu machen. Einen chronologiſchen Anhaltspunkt glaubte man auch in der Nennung und Darſtellung der Tekri oder Tekkari unter jenen wahrſcheinlich kleinaſiatiſchen Völkern, welche König Ramſes III. von Aegypten gegen Ende des 14. Jahrhunderts vor Chriſto beſiegte, zu finden. Dieſes Volk, in welchem man die troiſchen „Teukrer“ erkennen wollte, kämpft (an den Tempelwänden von Medinet-Abu) nicht nur mit Speeren, ſondern auch mit Schwertern, welche den Trojanern von Hiſſarlik noch völlig fehlen. Die prähiſtoriſchen Ruinen des letzteren Ortes wären demnach für älter anzuſehen und etwa bis zur Mitte des zweiten vorchriſtlichen Jahrtauſends hinaufzurücken, wogegen ſich auch andererſeits nicht leicht ein triftiger Einwand erheben läßt.

Uebrigens läßt ſich auch die Darſtellung einer ſo viel gequälten Oertlichkeit, wie des Schliemann'ſchen Troja, nicht anders abſchließen, als mit dem Hinweis auf die Unterſuchungen, die hier trotz alledem noch mit dem Spaten zu machen ſind. Als Schliemann ſtarb, wurde für das kommende Jahr eine neue troiſche Campagne vorbereitet. Man wollte in radicaler, aber zugleich vollkommen exacter Weiſe vorgehen, Schicht um Schicht freilegen, vermeſſen, photographiren und erſt dann weitergraben. So hoffte man namentlich zu erfahren, ob ſich an die Südweſtſeite der Burg eine prähiſtoriſche Unterſtadt anſchloß, und dieſe Unterſuchung ſollte die Hauptaufgabe des Jahres 1891 bilden. Möglicherweiſe, meinte Dörpfeld, Schliemann's treuer Genoſſe, lagen auch hier, unmittelbar vor dem Thore der Pergamos, die Königsgräber, ein noch fehlender Theil der Entdeckung, welcher in Mykenä bekanntlich ſo glänzende Ergebniſſe gewährte, aber in Tiryns, wie in Troja, bisher ausſtändig iſt. Die bisher außerhalb der Burg entdeckten Gräber gehören (abgeſehen von den ebenfalls noch nicht genügend unterſuchten Heroentumulis der troiſchen Ebene) den letzten Jahrhunderten der Exiſtenz Ilions, zum Theil ſogar noch der byzantiniſchen Zeit an.

Angeſichts der vielen Arbeit, die auf Hiſſarlik und in ſeiner Umgebung noch zu leiſten iſt, muß man es mit Dank und Freude begrüßen, daß die hochherzige Witwe des Entdeckers, Frau Sophie Schliemann (wie ſie in dem Vorwort des kürzlich erſchienenen Berichtes über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890 ſchreibt), es künftig als ein heiliges Vermächtniß betrachtet, die Ausgrabungen auf Hiſſarlik im Sinne ihres Gatten zum Abſchluß zu bringen. In welchem Lichte man auch den alten Burghügel an der vielbeſungenen Waſſerſtraße zwiſchen Orient und Occident betrachten mag — darüber ſind Alle einig, daß der Spaten hier nicht roſten darf, ehe er uns die letzte, durch ihn mögliche Aufklärung verſchafft hat. Die Welt hat ein Recht darauf, alles kennen zu lernen, was dieſes Archiv enthält, nachdem ſie ſich ſo lange und lebhaft mit den räthſelhaften Urkunden desſelben beſchäftigt hat.

6. Die Cykladen.

In die Lücke zwiſchen der troiſchen und der verwandten cypriſchen Cultur, welche der Mitte, und die mykeniſche, welche dem Ende des zweiten Jahrtauſends vor Chriſto angehört, ſchiebt ſich eine erſt in den letzten Jahren beſſer bekannt gewordene Zwiſchenſtufe, welche man vorzugsweiſe auf den zwiſchen Klein-Aſien und Griechenland in dichten Reihen gelegenen kleinen Inſeln vertreten gefunden hat. Nach den Cykladen, dieſen meerumſpülten Fortſetzungen der Gebirge Euböas und Attikas, iſt dieſe Stufe denn auch als Cykladencultur bezeichnet worden. Von ihren Ueberreſten waren zuerſt die Funde auf der Inſel Thera (Santorin) bekannt.

Hier hatten ſich unter einer von dem Inſelvulcan herrührenden Puzzuolanſchicht Ruinen von Wohnſtätten, die aus Lavablöcken aufgeführt waren, und in denſelben allerlei Hausgeräth, beſonders Thongefäße, erhalten. Die Keramik von Thera iſt weſentlich vorgeſchrittener als die trojaniſche. Der Vorrath an geometriſchen Ornamenten iſt erheblich geſtiegen, und ſeine Verwendung bekundet feineren Geſchmack. Man verziert die Thongefäße in mannigfachen, zum Theil lebhaften Farben nicht nur mit geometriſchen Muſtern, ſondern auch mit Pflanzenmotiven, ja ſelbſt mit Thierfiguren (Vierfüßlern und Vögeln). Daneben herrſcht aber noch die primitive Werkzeugfabrication in Stein — es finden ſich Pfeilſpitzen, Meſſer und Schaber aus Obſidian; — und von Metall iſt nur eine kleine kupferne Säge nebſt zwei kleinen offenen Goldringen vorgekommen. Nach Fouqué und Fritſch ſoll der vulcaniſche Ausbruch, welcher jene Anſiedelung zerſtörte, ungefähr zwei Jahrtauſende vor Chriſti Geburt ſtattgefunden haben. So genau wird das nicht zu nehmen ſein: Jedenfalls dürfen wir aber die alten Wohnſtätten auf Santorin und damit auch Troja erheblich in das zweite Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung hinaufrücken.

Ausgedehntere Entdeckungen haben auf Amorgos (im Nordoſten) und auf Melos (im Nordweſten von Thera) ſtattgefunden. Auf der erſteren Inſel finden ſich an neun bis zehn zerſtreuten Stellen prähiſtoriſche Grabſtätten, die zum Theil von F. Dümmler unterſucht worden ſind. So weit man ſie jetzt kennt, ſind es Flachgräber, mit Marmorplatten ausgelegt und zugedeckt, zu kurz, um die ganzen Leichen, welche darin beſtattet wurden, in geſtreckter Lage aufzunehmen, weshalb vielleicht Beiſetzung in zuſammengeſchobener Lage anzunehmen iſt. Die Beigaben finden ſich theils in, theils außer dieſen Grabkammern; ſie zeigen gegenüber dem Inventar nordiſcher Gräber einen auffallenden Mangel an Gleichartigkeit oder, wenn man will, an Einförmigkeit. Schon die Verſchiedenheit des Materials (Marmor in Bechern, Schalen und Eimern, andere Geſteinsarten in Werkzeugen und Schmuckſachen, daneben Bronze, Blei, Silber, eine Bleiſilbermiſchung, Elfenbein u. ſ. w.) deutet auf die natürlichen Quellen eines reicheren Culturbeſitzes, Manches, wie weibliche Marmoridole, gekuppelte Vorgußkannen, ein gehörnter, helmförmiger Thongefäßdeckel, der an die Mützendeckel trojaniſcher Canopen erinnert, auf eine bunter bewegte aſiatiſche Formenwelt. Die locale Keramik, deren Erzeugniſſe unter den Funden vorherrſchen, iſt bei alledem ſehr geringwerthig und macht noch keinen Gebrauch von der Drehſcheibe.

Derſelben Epoche und demſelben Volke ſchreibt Dümmler auch die auf Melos erhaltene vorgriechiſche Stadtruine zu. Dieſelbe beſteht aus Spuren von Wohnhäuſern, die von einer meterdicken und theilweiſe noch 2 bis 3 Meter hohen Ringmauer aus Tuffblöcken umgeben ſind und auf einem größtentheils ſchon abgeſtürzten oder von der Fluth unterwaſchenen Hügel am Meere liegen. Die Abbruchſtellen des Hügels an der Seeſeite zeigen ein künſtliches Fundament aus Tuff- und Bimsſteinblöcken, dazwiſchen Schutt mit allerlei Bruchſtücken von uraltem Hausrath, Steinhämmern und Meſſern aus Obſidian, Topfſcherben gleicher Art, wie aus den eben erwähnten Amorginer Nekropolen, mit rohen Ornamenten, wie ſie im Norden tauſend- und aber tauſendmal vorkommen (aufgeklebten einzelnen Thonſtäben mit ovalen Finger- oder ſchrägen Spateleindrücken), dazwiſchen Reſte einer jüngeren Periode in Geſtalt feiner gedrehter und geometriſch bemalter Thonwaare. Metall fehlt. Bronze- und Goldſachen fanden ſich dagegen bei früheren Grabungen in der landeinwärts gelegenen Nekropole, welche ſich aus Flachgräbern mit Deckplatten und Felskammern zuſammenſetzte.

Dieſe und verwandte Funde als Reſte einer einheitlichen vorgriechiſchen Bevölkerung zuſammenfaſſend, findet Dümmler das nachweisbare Gebiet der letzteren ausgedehnt über Rheneia, Paros, Naxos, die Eremoniſia, Jos, Amorgos, Thera und Theraſia, Oliaros, Melos, Syra, dann über Theile des helleniſchen Feſtlandes (Delphi, älteſte Niederlaſſung auf Tiryns) und vielleicht auch über Unter-Aegypten. Er ſtellt dieſe Cykladencultur, deren einheimiſche Induſtrie erſt auf Grund umfaſſender Ausgrabungen vom Import unterſchieden werden ſoll, vorläufig als Einheit gefaßt, in die Lücke zwiſchen der Cultur von Hiſſarlik, mit welcher ſie urſprünglich zuſammenhängt, und jene von Mykenä, in welche ſie zuletzt einmündet, indem ſie eine Zeitlang neben ihr hergeht und endlich von einer jüngeren Phaſe derſelben verdrängt wird. Gegenüber einer vorderaſiatiſchen Civiliſation ſehr primitiver Art (Hiſſarlik, Cypern vor dem Beginn der mykeniſchen Epoche) ſtellt ſie einen geringen Fortſchritt dar. Ihre Träger ſind wohl urſprünglich von Oſten gekommen und wieder dahin zurückgedrängt worden. Aber nicht mit zerſprengten Ueberreſten haben wir es zu thun, ſondern mit einem ſehr ausgedehnten Volke, das die Inſeln, bis auf die kleinſten herab, dichter als in irgend einem hiſtoriſchen Zeitraum beſiedelte. Fremde Einflüſſe auf dieſe Cultur ſind ſehr wenige nachweisbar, dagegen manche Spur eines regen Verkehres der Inſeln untereinander. Daß jenes Volk die Phönikier geweſen ſeien, weiſt Dümmler aus guten Gründen ab; er iſt geneigt, die primitive Inſelcultur für lelegiſch, die mykeniſche mit U. Köhler für kariſch zu halten. „Die *Leleger*," ſagt er, „bewohnen den Peloponnes, einen Theil Mittel-Griechenlands und die Inſeln, wohl auch die aſiatiſche Weſtküſte. Die Karer dringen von Oſten her erobernd vor bis zur griechiſchen Oſtküſte und machen die Leleger zu Peneſten (Hörigen), dieſe bleiben aber auf den Inſeln in der Ueberzahl. Durch die doriſch-ioniſche Coloniſirung der Inſeln werden die kariſchen Herrſcher ſammt ihren lelegiſchen Unterthanen auf die aſiatiſche Küſte zurückgeworfen, weshalb ſie dort ſchwer voneinander zu halten ſind." Auf dieſe Fragen der griechiſchen Vorgeſchichte werden wir im nächſten Abſchnitte zurückzukommen haben. Die Cykladencultur den Lelegern zuzuſchreiben hat viel Anſprechendes. Welches Stammes dieſe Bevölkerung war, wiſſen wir nicht; die Leleger erſcheinen in der griechiſchen Sage als eine weitverbreitete Urbevölkerung, die von Theſſalien und Aetolien über die Inſeln bis nach Aſien hin ſeßhaft war. Der Name wird aus dem Semitiſchen erklärt und auf Unverſtändlichkeit der Sprache gedeutet, ſo daß die Leleger als ein vorſemitiſches barbariſches Volk erſcheinen, deſſen Sprache man nicht verſtand.

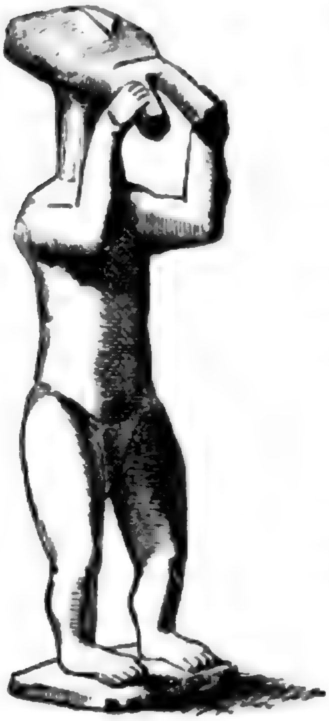


Fig. 209. Flötenſpieler (Kalkſteinfigur von Keros bei Amorgos). $^1/_3$ n. Gr.

(Text ſiehe S. 493.)

Dieſe eigentlichen Träger der griechiſchen Steinzeit ſind uns, hinſichtlich ihrer ethniſchen Zugehörigkeit, ſo räthſelhaft, wie nur irgend ein unbenanntes Volk des Nordens, welches keine Inſeln im Meere, ſondern Hügel in den Ebenen bewohnte und nicht von den Phönikiern oder Karern, ſondern von einem anderen namenloſen Stamme verdrängt oder geknechtet wurde. Unter den Lelegern können nach jener Appellativbezeichnung auch Völker verſchiedenen Stammes gemeint ſein, die eine einheitliche Cultur beſaßen und den Aſiaten gegenüber in einer fremden Zunge redeten. Wir halten daher mit H. Kiepert für wahrſcheinlich, daß die Leleger wenigſtens auf der europäiſchen Seite ihres Verbreitungsgebietes insgeſammt dem älteſten, nachweislich hier wohnenden ariſchen Stamme, dem ſpäter ſogenannten illyriſchen, angehörten. Auf den Inſeln und der kleinaſiatiſchen Küſte mögen ihre Cultur- und Schickſalsgenoſſen anderen, für uns nicht mehr nachweisbaren Urſprungs geweſen ſein.

Das Figürchen, welches wir anbei abbilden (ſiehe Fig. 209, S. 492), ſtammt von dem Felseiland Keros bei Amorgos, wo es, zuſammen mit einem ſitzenden Leierſpieler in ähnlicher Ausführung, dann mit zwei größeren weiblichen Idolen (nackten Figuren der Göttin Iſtir-Aſtarte) in einem metertiefen, quadratiſchen Grabe gefunden wurde. Im Gefolge der genannten Gottheit erinnern dieſe Muſikantenbilder an den orgiaſtiſchen Cultus der Orientalen, bei welchem betäubende Muſik ſtets eine Hauptrolle ſpielte.

7. Mykenä und ſein Culturkreis.

Durch die Betrachtung der mykeniſchen Cultur werden wir auf das griechiſche Feſtland geführt, welches wir bisher nur mit Seitenblicken bedacht haben. Nicht als ob Mykenä als Ausgangspunkt dieſer Cultur, ſo weit ihre Spuren reichen, anzuſehen wäre, ſondern weil ſich an dieſem Fundplatze, wie in einem Brennpunkt, die Strahlen derſelben am dichteſten durchkreuzen. Was vorher auch hier geweſen, haben wir drüben in Klein-Aſien und auf den Inſeln des Archipelagus geſehen. Die neolithiſche Cultur der continentalen Leleger und der anderen Urbewohner der Halbinſel, unter welchen die Kureten in Aetolien und Elis, die Kranaer in Attika, die Hyanten, Aonen u. ſ. w. in Mittel-Griechenland genannt werden, mag der gleichzeitigen mitteleuropäiſchen noch um einen Grad näher geſtanden haben, als die eben betrachtete Cykladencultur.

Da erſchien nun, nach den bewährten Angaben alter Schriftſteller, auf den Inſeln und an der Oſtküſte Griechenlands ein Volk kleinaſiatiſcher Abſtammung, das wir ſchon einmal (ſiehe oben S. 475) als Concurrenten der Phönikier und Erfinder auf dem Gebiete der Kriegsausrüſtung genannt haben, die Karer. Nach Ariſtoteles ſiedelten ſie ſich vorzugsweiſe um den ſaroniſchen Golf an, welcher Attika von Argolis ſcheidet. Megara, Epidauros und Hermion, die beiden letzteren an der argoliſchen Küſte, werden als Gründungen der Karer genannt. Nach Herodot, der aus einer Griechenſtadt ihres alten Stammlandes in Klein-Aſien gebürtig war, und nach Thukydides waren ſie vorzugsweiſe auf den Inſeln durch Schifffahrt und Seeraub mächtig, bis Minos von Kreta ihrer Herrſchaft ein Ende machte. Zu jener Zeit „ſtand das kariſche Volk unter alten Völkern im größten Anſehen“. Ihre Culturformen waren den Griechen noch lange nachher bekannt. Als Delos im peloponneſiſchen Kriege von den Athenern gereinigt, d. h. alle alten Gräber von der heiligen Inſel weggeſchafft wurden, da ergab ſich, daß die Todten über die Hälfte Karer waren; denn man erkannte ſie an der mitbegrabenen Waffenrüſtung und ihrer noch damals üblichen Beſtattungsweiſe, nämlich an der Beiſetzung ganzer Leichen an Stelle der im homeriſchen Zeitalter üblichen Leichenverbrennung.

Das Land der Karer in Klein-Aſien war der ſüdweſtlichſte Theil der Taurushalbinſel. Seine Küſte mit den zahlreichſten Buchten, Häfen und vorliegenden Inſeln bot der Schifffahrt einen günſtigen Boden zur frühen Entwickelung. So finden wir denn auch die Karer im Gedächtniß der Griechen als ein ſeebeherrſchendes Volk der Vorzeit, welches an der kleinaſiatiſchen Küſte bis Lesbos hinauf, über den Archipel bis Hellas hinüber und im Bunde mit den Phönikiern ſelbſt an der atlantiſchen Küſte Libyens ſeine Macht und Kunſt entfaltete. „Kariſche Mauern“ werden am afrikaniſchen Geſtade außerhalb der Säulen des Herakles erwähnt.

Nachdem ſie durch die Achäer vom griechiſchen Feſtland und den Inſeln verdrängt worden waren, zogen ſie ſich in ihr heimiſches Bergland zurück, behielten aber einen Theil der Küſte und ſtellten noch zur Flotte des Xerxes 70 Schiffe. Ihre ethniſche Zugehörigkeit iſt unſicher. Für Semiten halten ſie Movers und Kiepert, welch Letzterer jedoch zugiebt, daß die vielen aus ihrer Geſchichte überlieferten Perſonennamen für ein nichtſemitiſches Element im Kariſchen ſprechen, das etwa aus der Sprache der unterworfenen Leleger ſtammen möchte. Verwandtſchaft mit den Lydiern laſſen die gemeinſamen Feſtfeiern dieſer beiden kleinaſiatiſchen Völkerſchaften vermuthen. Hommel zählt die Karer, Lydier, Lycier, ſowie die Ureinwohner des europäiſchen Griechenland zu ſeiner pelasgiſch-alarodiſchen Sprachgruppe, die weder ſemitiſch, noch indogermaniſch (noch turaniſch) ſein ſoll. Durch Herodot erfahren wir übrigens auch von vorkariſchen Ureinwohnern des Landes. Das ſind die Kaunier, welche ſich von den Karern durch Abſtammung Sitte und Cultus unterſchieden haben ſollen, nicht aber durch die Sprache, wobei Herodot die Frage offen läßt, ob die autochthonen Kaunier die kariſche oder umgekehrt die Karer die kauniſche Sprache angenommen hätten.

Die Karer waren alſo bereits in ihrer aſiatiſchen Heimat eine zweite, d. h. relativ höher cultivirte Volksſchicht. Ihre Cultur ſtand, wie die aller frühgeſchichtlichen Völker Klein-Aſiens, unter chaldäiſch-aſſyriſchem Einfluß. Nach alledem erſcheint es kaum zweifelhaft, daß die Karer (wie U. Köhler und nach ihm Dümmler und Studniczka gegen Schliemann, Furtwängler und Löſchke angenommen haben) jene orientaliſche Völkerſchaft waren, welchen wir die älteſten Ueberreſte höherer Cultur auf griechiſchem Boden verdanken.

Dieſe Ueberreſte ſind an zwei Punkten der Argolis in unvergleichlicher Fülle und Stattlichkeit aufgetreten. Der Buſen, der dieſe Halbinſel vom übrigen Peloponnes ſcheidet und dieſelbe zu einer Parallelbildung Attikas macht, war ſo recht geeignet, überſeeiſche Fremdlinge anzuziehen und feſtzuhalten, indem er ihnen die dahinterliegende kleine Alluvialebene, die Inachoslandſchaft mit ihren prächtigen, zu Wohnſitzen günſtig gelegenen Anhöhen, als Anſiedelungsterrain anwies. Ich habe 1884, als Schliemann Tiryns ausgrub, zu Fuß die Ebene von Nauplia bis Mykenä, dann die Päſſe im Gebirge bis Chiliomodi beim alten Tenea und endlich die abwärts ziehende Wegſtrecke bis Korinth durchmeſſen: es iſt ein wahrer Spaziergang, der da an der Wurzel der argoliſchen Halbinſel vom öſtlichen, Kreta und Klein-Aſien abſpülenden Meere zum korinthiſchen Buſen und damit zum Joniſchen und Adriatiſchen Meere hinüberführt. Vom ſaroniſchen Golf über den Iſthmus von Korinth iſt der Weg freilich noch kürzer; aber es fehlt da die Fruchtebene, die „Argos", wie mit einem angeblich pelasgiſchen Appellativum zuerſt das Inachosthal genannt wurde. Solche Ebenen ſind ſelten in Griechenland. Die Phönikier hätten vielleicht auf den Beſitz derſelben keinen ſo großen Werth gelegt; aber die Karer waren nach alledem, was die Ueberlieferung von ihnen beſagt, ein anders geartetes Volk, in gewiſſem Sinne die echten Vorläufer der Griechen mit ihrem Waffentrotz und Waffenprunk und mit ihrer Herrſchaft über feldbeſtellende Leibeigene.

Nach der griechiſchen Sage wird von Tiryns aus, durch Perſeus, Mykenä gegründet und ſchwingt ſich alsbald zur Herrſchaft über die Mutterſtadt empor. Letzteres muß als geſchichtliche Thatſache angeſehen werden, wenn es auch theilweiſe in mythiſcher Form, in der Darſtellung der Arbeiten, welche Herakles der Tirynthier für den mykeniſchen Oberkönig Euryſtheus verrichten muß, zum Ausdruck kommt. Die Geſchichte erzählt freilich nicht mehr viel von den beiden Städten. Bei Thermopylä ſterben noch 80 Mykenäer den Heldentod, und bei Platää ſtellten Tiryns und Mykenä zuſammen 200 Kämpfer. Bald nachher erhob ſich

Argos, die Stadt, als natürliche Herrſcherin der Ebene und zerſtörte Tiryns, ſowie Mykenä, 468 vor Chriſto, womit ihre alten Anſprüche endgiltig vernichtet wurden. Seither lagen ſie in Ruinen, welche nur ein- oder das anderemal durch kleine Anſiedelungen einen Schatten des einſtigen Lebens zurückgewannen.

Tiryns und Mykenä ſind Etapen des Vordringens einer öſtlichen Völkerſchaft vom Argoliſchen zum Korinthiſchen Golf. Die ältere, beträchtlich kleinere Niederlaſſung iſt Tiryns. Sie lag nur 2 Kilometer vom ſumpfigen Meeresufer auf einem nicht mehr als 22 Meter hohen iſolirten Kalkſteinfelſen, der ſich, eng und lang geſtreckt (300 Meter lang, circa 100 Meter breit), von Nord nach Süd in drei Stufen aus der Ebene erhebt. Mykenä war dagegen in einem nördlichen, den Bergpäſſen benachbarten „Winkel der roſſenährenden Argos“ erbaut. Seine Akropole iſt bedeutend größer und erhebt ſich in ihrer höchſten Partie bis zu 278 Metern. Trotzdem iſt ſie gut verſteckt. Einige Vorhügel decken das Bild zum Theile, und hinter ihm ziehen zwei bedeutende Berge, darunter der „Heilige Elias“ mit 807 Metern den Blick empor. Das kyklopiſche Mauerwerk von Tiryns iſt alterthümlicher als dasjenige von Mykenä. Seine koloſſalen, oft 2 bis 3 Meter langen und je 1 Meter breiten und dicken Kalkſteinblöcke ſind nur wenig behauen, und zwar in durchgehenden Reihen, aber ohne beſondere Sorgfalt übereinander geſchichtet, während die Umwallung von Mykenä aus kleineren Steinen beſteht und in ſpäteren Bauperioden ſogar regelmäßiges Quader- und Polygonalmauerwerk aufgeſetzt wurde.

Mykenä giebt ſich auch dadurch als jüngere Gründung zu erkennen, daß es offenbar als eine Stadt zwiſchen zwei Meeren gedacht iſt, wie die ſpätere Anlage der „bimaris Corinthi“. Auf das glückliche Gelingen dieſer Beſtrebung iſt zweifellos auch der in weitem Umkreis alles überſtrahlende Reichthum dieſer Stadt zurückzuführen. Der Größe, Bedeutung, Lage Mykenäs gegenüber, erſcheint denn auch Tiryns ſo recht wie die Burg eines abhängigen Theilfürſten; wir müſſen ſie jedoch, als den älteren Wohnplatz, zuerſt unſerer Betrachtung unterziehen.

Der Burgfels von Tiryns läßt eine obere (ſüdliche), mittlere und untere (nördliche) Terraſſe erkennen. Auf der erſteren lag der von Schliemann in ſeinen meterhohen Mauerruinen bloßgelegte Fürſtenpalaſt mit ſeinen Propyläen, Vorhöfen und Vorhallen, ſeinen großen Sälen für die Männer und Frauen der Herrſcherfamilie, ſowie mannigfachen kleinen Nebenräumen. Auf der mittleren Stufe ſtanden vielleicht Häuſer für die Dienerſchaft, das Geſinde und die nächſten Vaſallen des Hauſes; die nördliche unterſte Stufe iſt noch nicht unterſucht. Die Feſtungsmauer unterſcheidet ſich von der trojaniſchen dadurch, daß ſie vertical (nicht ſchräg geböſcht) war und keinen Aufſatz aus Lehmziegelwerk trug. Im Alterthum galt ſie als eine Art Wunderbau, eine Arbeit lyciſcher Kyklopen, was ebenſo auf ihr hohes Alter und ihre Fremdartigkeit zu beziehen iſt, als wenn im Norden Dolmen, Menhirs, Ganggräber, Hünenbetten u. dgl. im Volksmund als Rieſen-, Dämonen- oder Teufelswerke bezeichnet werden. Man gewann die gigantiſchen Blöcke an nahen Bruchſtellen, wo man Löcher in das Geſtein trieb und dasſelbe durch angefeuchtete, aufquellende Holzpflöcke zum Abſpringen brachte. Um den Palaſt iſt die Burgmauer ſtellenweiſe von enormer Dicke; ſie bildet da ein- und ausſpringende Ecken, trägt Vertheidigungsthürme mit kellerartigen Gelaſſen und birgt in ihrem Innern ganze Syſteme von Corridoren und Kammerreihen. Letztere finden ſich an der ſüdlichen Stirnſeite und am Südende der öſtlichen Langſeite. Seit man weiß, daß die oben ſpitzig verengten Corridore durch ihre parallelen Thüröffnungen nicht auf äußere freie Umgänge, die man für Vertheidigungsanlagen hielt, ſondern in geſchloſſene Kammern hinausführten, die nicht zu Wohnzwecken gedient haben können, iſt man in Verlegenheit, wie dieſe engen dunklen Räume gedeutet werden ſollen. Man dachte an kellerartige Magazine für Lebensmittel und anderen Bedarf. Aber dazu brauchte man keine ſo geheimnißvoll verſteckten und doch mit großem Arbeitsaufwand, geradezu monumental aufgerichteten Gelaſſe. Zudem ſind dieſelben vom Centrum der Lebensthätigkeit auf der Burg völlig abgelegen, ja ſogar ſtreng geſchieden. Ich kann die Vermuthung nicht unterdrücken, daß dieſe beiden Kammerreihen Grabgemächer geweſen ſeien, die natürlich längſt vor ihrem theilweiſen Zuſammenſturz und ihrer Wiederentdeckung ausgeplündert worden ſind. Noch hat man im Umkreis der Burg von Tiryns keine Gräber entdeckt. Dieſe Kammern aber würden, nach ihrer Anlage, ſowohl orientaliſchen Felſen- und Pyramidengräbern, als auch nordiſchen Ganggräbern nicht allzu unähnlich ſein. Zudem beobachtet man bei der Unterſuchung prähiſtoriſcher Burgwälle in Mittel-Europa häufig die Exiſtenz ausgedehnter Grabanlagen an dem Abhange des umwallten Hügels innerhalb der Tragweite der Vertheidigungsgeſchoſſe. Uebrigens ſoll nicht verſchwiegen werden, daß die nächſten Analogien zu dieſem Mauerbau in der Enceinte phönikiſcher Städte Nord-Afrikas gegeben ſind; ſo enthielt die Akropolismauer von Karthago ebenfalls Corridore mit daranſtoßenden einzelnen Kammern. Dieſe Bauweiſe ſtammt ſicher aus Vorder-Aſien, und vielleicht ſind es ſolche Mauern, welche im weſtlichſten Libyen ſpeciell als kariſche (καρικὰ τείχη) bezeichnet wurden.

Zwei Aufgänge führten zum Burgplateau empor. Der weſtliche beſtand nur aus einer engen gewundenen Treppe, welche hinter dem Palaſt mündete. Der Hauptzugang lag im Oſten. Er beginnt als Rampe weit nördlich außerhalb der Feſtungsmauer, durchbricht dieſelbe unterhalb des rückwärtigen Endes der Palaſtanlage und zieht dann in gleicher Richtung als Mauerdefilé weiter aufwärts bis zur Südecke der Burg. Hier läßt er das eine der eben erwähnten Mauerungethüme, deſſen Eingeweide aus einem Corridor, ſechs Kammern und einer Ciſterne oder einem Thurmverließ beſtanden, links liegen und wendet ſich rechts zum eigentlichen Thorbaue der Oberburg. Man durchſchritt ein geräumiges Propylaion, das aus zwei mit dem Rücken gegeneinander gelehnten Säulenhallen beſtand, und betrat einen weiten Vorhof, an deſſen Südſeite die Treppe zu der zweiten, Corridor und Kammern in ihrem Innern bergenden Mauervorlage hinabführte, während gegenüber an der Nordſeite der Palaſt ſich erhob. Hier führte ein zweiter kleinerer Thorbau zunächſt in einen großen, von Säulenhallen umgebenen Hof. Man ging an einem Altar vorüber und kam zu dem oblongen „Männerhauſe", das aus Vorhalle, Vorzimmer und großem Verſammlungsſaale beſtand. In der Mitte des letzteren ſtand der runde Herd. An das „Männerhaus" ſtieß nordöſtlich der Hof und das Haus der Frauen; letzterem fehlt das Vorzimmer, nicht aber die Vorhalle. Das Frauenhaus iſt ein verkleinertes Abbild des Männerhauſes; ein drittes noch kleineres Abbild iſt wieder weiter nordöſtlich angebaut. Im Rücken dieſer Bauten vermitteln ſchmale Gänge die Circulation. Kleine Nebenräume, die kein ſo wohlgegliedertes Bild geben, ſind in Fülle vorhanden; die Beſtimmung iſt nur bei einem, einer Badekammer mit monolithem Steinfußboden von 4 Metern Länge und 3 Metern Breite, vollkommen klar.

Die Bauwerke im Innern der Burg beſtehen aus Lehmziegeln mit Lehmmörtel und Kalkverputz; die Säulen und Anten (pilaſterförmige Mauerenden), von welchen reichlicher Gebrauch gemacht iſt, waren aus Holz und hatten Steinplatten als Unterlage. Den Stein ſchnitt man mit ungezähnten Bronzeklingen, welche zunächſt auf das untergeſtreute Schmirgelpulver wirkten. Gebohrt wurde derſelbe mittelſt cylindriſcher Stäbe, die an einem Drillbohrer ſaßen. So iſt das Material im Vergleich zu dem weitläufigen und ſchönen Grundriß eigentlich einfach zu nennen. Dafür war die Ausſchmückung ſtellenweiſe von feſſelnder Pracht. Die Vorhalle des Männerhauſes hatte innen einen Sockel aus Alabaſterplatten, deren wunderbar feines und ſtilvolles Ornament durch eingeſetzte Perlen von blauem Glasfluß (Smalt, „Kyanos“) höchſt wirkungsvoll gehoben wurde. Das Grundmotiv iſt eine Reihe gekerbter Pfoſten, an welche ſich rechts und links halbe Roſetten anlehnen. Die Wände waren in Weiß, Gelb, Roth und Blau al fresco mit üppig-zierlichen Muſtern (Spiralreihen, Roſetten, Schuppenfeldern) bemalt. Die Ornamente der tirynthiſchen Palaſtarchitektur ſind in ſchlagenden Parallelen theils auf Vaſen und ſonſtigen kleinen Funden, theils an anderen Baulichkeiten desſelben Culturkreiſes (Mykenä, Orchomenos, Menidi) nachgewieſen. Ihre öſtliche Herkunft unterliegt keinem Zweifel. Als Unicum von antiker Wandmalerei hat ſich in Tiryns die Darſtellung eines leichtfüßigen halbnackten Mannes gefunden, der auf dem Rücken eines mächtigen dahinraſenden Stieres balancirt und denſelben bei einem Horne faßt. Lange Zeit unerklärt, iſt der Gegenſtand dieſer Malerei jetzt als eine Scene aus dem Hirtenleben der damaligen Bevölkerung erkannt worden, worauf wir weiter unten noch zurückkommen werden.

Die kleinen Funde ſind faſt nur Thonſachen: Gefäße und Figürchen. Viel iſt nicht gefunden worden; aber das Vorhandene ſtammt aus ſehr verſchiedenen Perioden. Da ſind zunächſt primitiv geformte und verzierte Töpfe, die den Charakter der neolithiſchen Periode oder einer ſehr frühen Metallzeit tragen. Sie ſcheinen aus einer früheren Beſiedelungsepoche des Burgfelſens zu ſtammen. Ihre Aehnlichkeit mit der Keramik von Hiſſarlik, mit den Scherben aus dem ſogenannten Tumulus des Proteſilaos am thrakiſchen Cherſonnes, aber auch mit den Vaſen der Caſtellieri von Iſtrien ſpringt in die Augen. Dazu gehören thönerne Wirtel, Meſſerſpäne und Pfeilſpitzen aus Obſidian, plumpe Steinbeile, Polirſteine, Reibſteinplatten, Kornquetſcher, eine Knochennadel, dann ein Garnwickel (nach Schliemann: Idol) aus ſchwarzem Stein. Das iſt Tiryns vor dem Erſcheinen der Karer.

Im Palaſte ſelbſt wurden vorwiegend Vaſen und Vaſenfragmente jüngeren mykeniſchen Stiles gefunden: Drehſcheibenarbeit mit farbiger Verzierung durch Umfangſtreifen und mannigfache andere Motive (triglyphenartige, verticale Felder, die mit Wellenlinien, Rhomben und anderen Muſtern gefüllt ſind, und woran ſich concentriſche oder geſchuppte Halbkreiſe anlehnen, u. dgl.). Die Hauptformen ſind auch hier eine kugelförmige Kanne mit Doppelhenkel und Ausguß (die ſogenannte „Bügelkanne“) und eine ſchlanke hohe Henkelſchale. Der ſogenannte „Dipylonſtil“, der, wie wir noch ſehen werden, in der Keramik der öſtlichen Mittelmeerländer auf den mykeniſchen Vaſenſtil folgt, iſt in Tiryns durch zahlreiche Scherben vertreten, ein Beweis, daß das Leben auf der Burg nach dem Aufgeben der mykeniſchen Culturformen keineswegs erloſch. Zwiſchen den mykeniſchen und den Dipylongefäßen ſteht hier eine Reihe ſpecifiſch tirynthiſcher Vaſenmalereien, in welchen ein ganz anderes Decorationsprincip herrſcht. Es ſind Darſtellungen von Wagenfahrten, Kriegern, Thieren u. dgl., ſonſt im Geiſte der reichſtgeſchmückten Dipylongefäße; allein wenn dort die menſchliche oder thieriſche Geſtalt gleichſam in ihre linearen Ornamente aufgelöſt und nach dieſer Zerſetzung in ein homogenes ornamentales Gerüſte gebannt iſt, welches der um jene Zeit übermächtige geometriſche Stil hergab, ſo erſcheint ſie hier von ſolcher Behandlung frei, dafür aber einer anderen, noch weit naturwidrigeren, wenn man will idealiſtiſcheren Manier unterworfen. Die Geſtalten ſind weder ſilhouettirt wie auf den Dipylonvaſen, noch bloß contourirt wie in anderen alterthümlichen Arbeiten des Nordens, ſondern — bei übrigens phänomenal unnatürlichen Umriſſen — ausgefüllt von mit Laſurweiß aufgetragenen Punktreihen, Wellenlinien, Kreuzen, Schachbrettern u. ſ. w., mit einem Worte: ſie ſind gemuſtert, eine barbariſche Zeichnung, der im Leben die Sitte der Tätowirung entſpricht, wenn man nicht, in milderem Sinne, bloß an Gewand- und Teppichmuſter denken will. Dabei ſind die Umriſſe, namentlich in den eingezogenen Partien der Körper (Taille, Hals), um ein Geringes richtiger, als im echten Dipylonſtil, der hier fadendünne Verbindungsſtriche liebt.

Im nächſten Capitel werden wir von der Grenze des mittleren und des oberen Donaugebietes prähiſtoriſche Vaſenzeichnungen kennen lernen, welche die Eigenſchaften des Dipylonſtiles und dieſer tirynthiſchen Gefäßmalerei vereinigen, indem ſie Menſchen und Thiere in einer Darſtellung vorführen, welche erſichtlich rein aus gemuſterten geometriſchen Ornamentmotiven hervorgegangen iſt. Sie iſt lehrreich für die Betrachtung der Anfänge der Kunſt, weil ſie uns zeigt, wie die Hand eines nordiſchen Vaſenzeichners ſo ſtarr an das Ornament gebunden ſein kann, daß ihm ſelbſt Fortſchritte, wie ſie die Arbeiten im Dipylonſtile zeigen, unerreichbar bleiben müſſen. Ich denke, in dieſem Sinne ſind die erwähnten Oedenburger Vaſen ein werthvoller Beitrag zum vergleichenden Studium der älteſten figuralen Darſtellungen auf griechiſchem Boden, ſo wie wir andererſeits in den plaſtiſchen Vaſenverzierungen von Gemeinlebarn in Niederöſterreich intereſſante Analogien zu den Thonfigürchen von Hiſſarlik, Tiryns und Mykenä erkennen werden.

Primitive kleine Terracottafiguren, ſogenannte „Idole", haben ſich im tirynthiſchen Palaſte zahlreich gefunden. Die Köpfe derſelben ſind formloſe oder ſtempelförmige Klumpen, Augen, Naſe, Mund, wenn überhaupt, in der roheſten Weiſe durch Zuſammendrücken mit den Fingern oder aufgeſetzte Thonklümpchen ausgedrückt. Häufig ſind ſtehende weibliche Geſtalten mit ſichelförmig erhobenen oder über der Bruſt zuſammengeſchlagenen Armen; aber auch genreartige Darſtellungen, z. B. eine brotbackende Frau, kommen vor. Obwohl einzelne Figürchen beſſer modellirt ſind, ſieht man doch recht deutlich, welch ein weiter Weg zwiſchen der geſchickteſten Ornamentation von Gefäßen und Wandflächen und der Herſtellung halbwegs menſchenähnlicher Rundfiguren liegt.

Unſer Vollbild „Funde von Tiryns" zeigt im Hintergrunde den Golf von Nauplia mit dem Feſtungsberge Palamidi und den jenſeitigen Höhen, welche dem lakoniſchen Strande angehören. In der Mitte des Vordergrundes ſteht eine weibliche Statuette aus dem an der Südoſtecke der Burg gemachten Terracottafund. Derſelbe enthielt Idole uralten Stiles neben Götterbildchen einer ziemlich ſpäten Zeit und Thongefäßreſten, wahrſcheinlich ausgemuſterte Weihgeſchenke aus einem Heiligthum, welches einſt auf der Burg exiſtirte. Unſer Stück iſt ſpäteſtens dem 3. vorchriſtlichen Jahrhundert zuzuweiſen. Das Architekturſtück hinter dieſer Figur iſt ein archaiſcher Stirnziegel aus Thon, 20 Centimeter lang, welcher in dem Thorwege nördlich vom Thore der Oberburg gefunden wurde. Das Muſter iſt als Basrelief eingepreßt und mit rothbrauner Farbe bemalt. Als Abſchluß der Gruppe erſcheint rechts rückwärts ein Stück Wandmalerei aus dem Palaſte von Tiryns mit der intereſſanten Darſtellung eines Mannes, der einen rieſigen Stier bändigt. Das fragmentariſch erhaltene Stück mißt im Original (ſo weit es auf unſerem Bild erſcheint) 35 Centimeter Länge und 35 Centimeter Höhe. Der Grund des Gemäldes iſt lichtblau, die Figuren lichtgelb bis auf die (dunkelrothen) Flecken, welche man auf Bruſt und Rücken des Thieres wahrnimmt. Die übrigen Objecte ſind Thongefäße und Fragmente von ſolchen. Darunter ſind namentlich beachtenswerth: eine Bügelkanne mit ſeitlicher Ausgußröhre (links rückwärts, 16 Centimeter hoch), davor ein einhenkeliges und ein zweihenkeliges Gefäß mit einfacher Bemalung, erſteres 11·5, letzteres 7 Centimeter hoch, dann ein einhenkeliger Becher mit rothen Streifen auf lichtgelbem Grunde, 9 Centimeter hoch. In der Gefäß-

gruppe rechts ſind einige Verzierungen hervorzuheben, namentlich das an dem oberſten Stücke erſichtliche ſchuppenförmige Muſter, welches hellroth auf lichtgelbem Grunde aufgetragen iſt. Alle Thongefäße ſind Drehſcheibenarbeit.

Eiſen fehlt in Tiryns ganz; dafür kommen noch zahlloſe Meſſer und Pfeilſpitzen aus Obſidian, der vielleicht von Melos importirt wurde, vor. Wenn wir ſchließlich auf die Aehnlichkeit der Palaſtanlagen in Tiryns und in Troja (wo ja auch die beiden großen oblongen Parallelbauten der zweiten Anſiedelung Männer- und Frauenhaus bedeuten werden) hinweiſen, ſo dürfen wir es wohl ausſprechen, daß dieſe Uebereinſtimmung in dem allgemeinen Charakter der profanen Architektur auf griechiſchem und kleinaſiatiſchem Boden während des zweiten vorchriſtlichen Jahrtauſends begründet ſein muß. Specifiſch Griechiſches, wie F. Adler gemeint hat, vermag ich darin nicht zu erkennen. Jener orientaliſchen Bauweiſe dürfen wir unbedenklich eine lange Dauer und weite räumliche Verbreitung zuſchreiben, worüber wir von zukünftigen Entdeckungen noch mehr Licht erwarten. Die großartige Erſcheinung einer nationalen helleniſchen Architektur, das Auftreten eines dem griechiſchen Stamme eigenthümlichen muſtergiltigen Bauſtiles müſſen wir dagegen nach wie vor an den Beginn einer viel ſpäteren Epoche der alten Kunſtgeſchichte ſetzen. Die Perioden in der Geſchichte der claſſiſchen Bau- und Bildkunſt liegen durchweg ſpäter, als die entſprechenden Zeiträume in der Entwickelung der Poeſie und der Literatur überhaupt. Es widerſpricht alſo einem Axiom, wenn wir plötzlich eine ſo hoch entwickelte Architektur als erſte Schöpfung des griechiſchen Kunſttriebes lange vor der Entſtehung des homeriſchen Epos anerkennen wollten. Aus Anzeichen, welche die Vergleichung der keramiſchen Ueberreſte geliefert, hat man übrigens geſchloſſen, daß die Erbauung des Palaſtes von Tiryns ſpäter fällt, als die Füllung der Schachtgräber von Mykenä, und daß ſie etwa der Errichtung der Kuppelgräber an letzterem Orte zeitlich gleichzuſetzen iſt. Daß der Palaſt nicht aus der erſten Periode der Beſiedelung und Befeſtigung der tirynthiſchen Felshöhe ſtammen muß, bedarf keiner Erwähnung.

Der Burgberg von Mykenä, deſſen Platz in der Landſchaft wir ſchon oben kurz bezeichnet haben, liegt, nördlich und ſüdlich von tiefen Schluchten begrenzt, am Fuße des Eliasberges, der ihm über einen kleinen Sattel das Waſſer der Perſeiaquelle zuſendet, und gegenüber einer langgeſtreckten, von Nord nach Süd verlaufenden, niedrigeren Anhöhe, welche den größten Theil der alten Unterſtadt trug. Die Umwallung der Akropolis ſchmiegt ſich mit ihren aus- und einſpringenden Ecken dem Hügelrande an und bildet ungefähr ein gleichſchenkeliges Dreieck von 300 Metern Höhe, deſſen Spitze nach Oſten gekehrt iſt, während die der Unterſtadt zugekehrte Baſis in ihrer nördlichen Hälfte den Platz der größten Entdeckungen flankirt. Hier, unfern der nördlichen Ecke, liegt auch das altbekannte Löwenthor, von welchem man alsbald, rechts gewendet, zur Stätte der Schachtgräber gelangt, während man weitergehend links den Weg zum Gipfel des Burgberges antrifft. Ein Nebenthor befindet ſich an der Nordſeite der Burg, Thürme an zwei anderen Stellen der Umwallung. Thorgänge und Thürme ſind wie die Kuppelgräber der Unterſtadt aus horizontal geſchichtetem Mauerwerk ſorgfältiger aufgeführt, als die anderen (älteren) „kyklopiſchen" Bautheile, welche jedoch immer noch feiner gefügt ſind, als die Feſtungsmauer von Tiryns. Kunſtvoll behauene und verbundene Polygonalquadern liegen namentlich an der Baſis des Dreiecks und kennzeichnen die jüngſte der drei Bauperioden.

Mykenä iſt in jeder Hinſicht reicher, größer, ſtattlicher geweſen als Tiryns. Es hat mehr und Höheres erlebt, und wir werden ſehen, daß ſich aus den Alterthümern des Ortes Manches über die Geſchichte deſſelben folgern läßt, was wahrſcheinlich auch die Geſchichte der ganzen Halbinſel angeht. Tiefergreifend und mit nichts zu vergleichen iſt der Anblick dieſer ewig ehrwürdigen Stätte. Es iſt ein Zug, eine tiefe Furche im Antlitz der Erde, was wir anſtaunen, ſeines Werthes gewiß, ſeiner Bedeutung keineswegs ſicher. Wir haben Bekanntſchaft gemacht mit einer Morgenfrühe der Völker, die unſeren edlen Welttheil bewohnten; hie und da guckt ein Schimmer aus der Urnacht menſchlicher Cultur — hier aber gebiert das Chaos zum erſtenmale einen Schimmer, dem wir die Knie beugen müſſen.

„Was dir zu Füßen liegt
Iſt dein Myken, die goldgeſchmückte Herrſcherſtadt,
Und hier der Pelopiden toderfülltes Haus."

Hier alſo ſchlummerten ſie, dieſe räthſelhaften Todten, mit ihrem Golde bedeckt, das uns der deutſche Forſcher wiedergab; hier wurzeln die ſinnreichen Sagen, aus denen die Hellenen das herrliche Kleid ihrer Kunſt und Weltweisheit woben! Und zur Erſchütterung, die wir empfinden, geſellt ſich Betroffenheit über die eigenthümliche Situation der großartigen Ueberreſte. Es giebt keinen Reiſenden, der davon nicht überraſcht wäre, mag er Mykenä aus Beſchreibungen, Plänen und Abbildungen auch noch ſo gut zu kennen glauben. Denn hier iſt, wie in einer Feengrotte, alles nach innen gekehrt; nach außen ſtarrt rauhes Gebirge, abſchreckend, nichts weniger als anlockend zum Beſuch, geſchweige denn zur Beſiedelung, und man kann knapp an Mykenä vorüberziehen, ohne zu ahnen, welche Wunder dieſe grauen Steinmaſſen ſchützend gegen die Außenwelt abſchließen.

Folgen wir, vom Dorfe Charwati nach Norden emporſteigend, dem erwähnten felſigen Berggrat, der einen Theil der alten Unterſtadt Mykenä trug, ſo gelangen wir zuerſt zum ſogenannten „Schatzhauſe des Atreus", dem beſterhaltenen der alten Kuppelgräber. Man kann, ohne es zu ahnen, auf den Gipfel des unterirdiſchen Prachtgewölbes gerathen; erſt wenn man von dort den Blick in die öſtliche Tiefe wirft, erkennt man den majeſtätiſchen Zugang des bergumſchloſſenen Bauwerkes. Dieſer Bergeinſchnitt mit ſeinem Quaderpanzer bereitet wunderbar auf die großartig ernſte Wirkung des Tholos vor. Man ruht einen Augenblick im Schatten des Dromos; denn der Körper des Wanderers glüht von der Hitze der baumloſen Felslandſchaft, und aus dem tiefen Thor des Grabgewölbes dringt ein eiſiger Hauch. Der Tholos hat einen kreisrunden Grundriß von 15 Meter Durchmeſſer und eine zuckerhutförmige, aus vorragenden Quaderreihen gebildete Wölbung von nahezu gleicher Höhe. Außen am Thor waren Sculpturwerke, innen Bronzeſchmuck, wahrſcheinlich Roſetten, angebracht; rechts iſt eine ſtockfinſtere Nebenkapelle, das eigentliche Grabgemach, in den Felſen gehauen. Das Ganze gleicht dem Keim eines Kuppeldomes, der in Folge ungünſtiger Verhältniſſe nicht auf, ſondern unter der Erde ſich entwickelt hat und hier abgeſtorben iſt. Für ſolche Keime war Mykenä ein freundlicher Boden; es hat uns außer dieſem noch fünf Tholosbauten, nämlich das ſogenannte „Schatzhaus der Frau Schliemann" in der öſtlichen Biegung des Berggrates zur Akropolis, dann die Ruinen von vier anderen erhalten. Weitere fünf Tholosbauten ſind außerhalb Mykenäs entdeckt und ausgegraben worden: das Kuppelgrab von Menidi in Attika, welches ſechs Leichen mit reichlichem Schmuck enthielt, das „Schatzhaus" von Orchemenos in Böotien, deſſen Nebenkammer eine in echt mykeniſchem Stile reich ſculpirte Decke aus grünen Schieferplatten beſaß, eines am Heraion in Argolis, eine Wegſtunde ſüdlich von Mykenä, ein weiteres bei Dimini in Theſſalien und das Kuppelgrab von Vaphio bei Amyklä in Lakonien, deſſen koſtbaren Inhalt wir noch näher betrachten werden.

Außer dieſen großen königlichen Tholosbauten giebt es aber noch eine außerordentliche Anzahl kleinerer ſogenannter „Volksgräber" in der Argolis. Geöffnet und beſchrieben wurde eine Reihe ſolcher bei Nauplia, dem heutigen Hafenorte der Landſchaft, und ihrer fünfzig in der Unterſtadt von Mykenä. Sie ſind in den Felſen geſchnitten und beſtehen aus einem runden oder viereckigen Gemach und einem „Dromos" als Zugang, der ſich nach oben beträchtlich verengt, ſo daß das Licht bei einigen nur durch einen ſchmalen Schlitz von oben einfällt. Die Eingangsthür war vermauert. Einigemale folgt auf die erſte Kammer nach einem weiteren kurzen Gang noch eine zweite. Bei einem der Gräber waren die Wände im Innern vollkommen mit Steinen ausgemauert, und zwar die Thür und der anſtoßende Theil des Zuganges mit regelmäßig geſchnittenen Quadern, der Reſt mit Bruchſteinen und Lehm. Dasſelbe Verkleidungsſyſtem iſt auch bei den oben erwähnten größeren Kuppelgräbern am Heraion bei Argos, bei Menidi in Attika und bei Dimini in Theſſalien beobachtet worden.

Dieſe mykeniſchen Volksgräber müſſen wir nach Allem, was an Fundangaben aus denſelben vorliegt, für beträchtlich jünger halten, als die Kyklopenwerke der Akropolis. Sie enthielten eine Reihe von Dingen, die bereits an das Ende der mykeniſchen Culturepoche gehören, nämlich Eiſen, allerdings nur zu Schmuckſachen (Fingerringen) verwendet, bronzene Raſirmeſſer und drei Fibeln einfachſter Form, alſo Sachen, welche man ſonſt der homeriſchen Epoche zurechnen würde. Auch ſoll die Geſichtsbildung der menſchlichen Köpfe, die auf einer Silbervaſe dieſer Gräberſchicht dargeſtellt ſind, um Vieles edler und beſſer ſein, als auf echt mykeniſchen Gefäßen mit ſolcher Verzierung. Wenn es erlaubt iſt, Kleines mit Großem zu vergleichen, ſo möchte ich hier an das Eindringen des Eiſens als Schmuckmetall und einzelner italiſcher Fibeln in den Pfahlbauten der jüngeren Schweizer Bronzezeit erinnern. Dieſe Erſcheinungen berechtigen uns ja auch noch nicht, von dem Beginn einer neuen Aera für die Schweizer Pfahlbauwelt zu ſprechen; aber ſie zeigen uns, daß die Bronzezeit der Schweizer Pfahlbauten in eine Periode hineinreicht, da anderwärts, und zwar nicht ſehr ferne, ſchon das Eiſen und geſchloſſene Gewandnadeln im Gebrauche waren. Aehnlich wird es ſich in Mykenä verhalten haben, und wir glauben zu ahnen, welches Volk damals ſchon aus dem Norden nach der Halbinſel vorgedrungen ſein und Eiſen und Fibeln mitgebracht haben wird. Dieſes Volk werden die Griechen geweſen ſein.

Jene mächtigen Tholosbauten aber, die man ſchon im claſſiſchen Alterthum nicht mehr verſtand und für Schatzhäuſer halbmythiſcher Könige erklärte — was ſind ſie nun Anderes, als Tumuli mit koloſſal entwickelten Ganggräbern in ihrem Innern? Der Prähiſtoriker muß ſich bei ihrem Anblick augenblicklich der Analogien erinnern, welche ihm Mittel- und Nord-Europa, namentlich aber Skandinavien, in ſo reicher Fülle gewähren. Ein großer däniſcher Grabhügel aus der jüngeren Steinzeit, zu deſſen Grabkammer zwiſchen gewaltigen, aus dem Erdaufwurf hervorragenden Steinplatten ein Zutritt offen ſteht (ſiehe unſere ganzſeitige Abbildung „Tumulus mit Ganggrab" zu Seite 302), iſt die richtige Parallele zum vermeintlichen „Theſauros des Atreus". Hier wie dort haben neuere Forſcher die Herleitung dieſer Grabform aus einem Wohnungstypus der Lebenden verſucht. Nilsſon verwies auf die lappiſche „Gamme" im norwegiſchen Finnmarken, Adler auf die primitiven Wohnbauten der Phrygier Klein-Aſiens, welche nach Vitruv Gruben aushoben und als Decke, über einem kegelförmigen Rohr- und Reiſiggeflecht, Erde aufſchütteten, wodurch ſie ſich eine zur Winterszeit warme, im Sommer aber kühle Behauſung verſchafften. Dieſe wie jene Erklärung läßt ſich discutiren; es muß aber auch die Möglichkeit offen gehalten werden, daß zwiſchen den megalithiſchen

Grabhügeln der nordiſchen Steinzeit und den Tholosbauten Griechenlands eine directe Beziehung beſteht, die wohl nicht anders gedacht werden kann, als daß die Urform der Kuppelgräber weder Aſien noch Süd-Europa, ſondern einem anderen Theile unſeres Continents angehört. Die fremden Baumeiſter, welche die Griechen Kyklopen nannten, würden dann allerdings immer noch aus Aſien gekommen ſein, aber ſie hätten im Auftrag fremder Bauherren mit ihren vorgeſchrittenen techniſchen Mitteln Werke nordiſcher Geſtalt und Beſtimmung ausgeführt.

Wir ſetzen unſere Wanderung fort und gelangen, im Bogen nach Nordoſt anſteigend, zur Akropolis, in die hohlwegartige Vorenge des Löwenthores, wo von den Rieſenquadern der Wände dichtes Gebüſch herabnickt und niedergeſtürzte klafterlange Steinblöcke unmittelbar vor dem Burgeingang zum Ausruhen und zur Betrachtung des weltbekannten mächtigen Bildwerkes einladen. Dieſe königlichen Würger mit ihren langgeſtreckten, drohend aufgerichteten Leibern, man hat ſie in allen Muſeen für Plaſtik in ſchwerbezahlten Gypsabgüſſen und weidet das Auge an ihren majeſtätiſchen Gliedern; allein wie verſchwinden ſie hier, oder vielmehr, wie beſcheiden ordnen ſie ſich dem impoſanten Bauganzen, der geſammten gewaltigen Umgebung unter! Die Situation dieſer koloſſalen Wappenzier und ihres architektoniſchen Rahmens, zu dem wir im weiteren Sinne auch Gebirge und Ebene, Meer und Küſte rechnen dürfen, gehört zu den reinſten, unvergeßlichen Eindrücken, welche Mykenä jedem Reiſenden bereitet. Und wie dieſe Löwen groß ſind, aber auch wieder klein, ſo liegt das Thor auf einem Berge, und doch, wenn man will, in einer Schlucht; das Ganze iſt von erhabener ſinnlicher Wirkung, dennoch aber kaum ſichtbar, wenn man nur ein wenig zurücktritt. Wie die Stadt vor der Ebene, ſo verbergen ſich die einzelnen Wahrzeichen Mykenäs voreinander: das „Schatzhaus" verſteckt ſich vor dem Thore, dieſes vor jenem; die ältere Gräberſtätte, zu welcher wir alsbald gelangen werden, vor beiden, und erſt vom Gipfel der Akropolis überſieht man die weitzerſtreuten Denkmäler ſämmtlich mit einem Blick.

Die Anlage des Löwenthores entſtammt offenbar einer jüngeren Periode, als die erſte Umwallung des Burghügels und die gleich zu beſprechenden Schachtgräber. Die Quaderfügung und Thorbildung iſt dieſelbe wie bei den Tholosbauten der Unterſtadt, und auch das Bildwerk über dem Portal, eine dreieckige Platte, welche die Oeffnung oberhalb des Thürſturzes verſchließt, verräth Hände, die ſich der ſklaviſchen Nachahmung orientaliſcher Vorbilder bereits entwöhnt haben. Es muß dahingeſtellt bleiben, mit welchem Rechte man dieſes heraldiſch neben einer Säule aufgeſtellte Löwenpaar bereits für ein griechiſches Werk erklärt. Sie ſtehen ſicherlich höher als die flachen aſſyriſchen Reliefs, aber von griechiſchem Geiſte, von höherer Beſeelung der Form, iſt noch nichts darin zu ſpüren.

Wir durchſchreiten das Thor und den inneren Thorweg; dann betreten wir, rechts gewendet, jenen ſonderbaren Steinkreis, welchen Schliemann für die „Agora", den Verſammlungsplatz der Führer und Berather des mykeniſchen Volkes gehalten hat. Dieſer Kreis umſchloß einen geebneten Innenraum von 26·50 Metern Durchmeſſer und war gebildet durch zwei parallele Ringe von 1 bis 1½ Meter hohen aufrechtſtehenden Steinplatten, welche ungefähr 1 Meter voneinander entfernt ſtanden und durch horizontale, querübergelegte Platten miteinander verbunden waren. Der klafterbreite Eingang lag im Norden, dem Löwenthore zugekehrt. Dieſer Plattenring ſteht mit ſeinem öſtlichen Theile auf natürlichem Boden, mit ſeinem weſtlichen Theile auf einer roh aufgeführten Fundamentmauer. Der Felsboden ſenkt ſich unter ihm beträchtlich gegen Weſten, und die ebene Fläche, welche er bis zur Ausgrabung begrenzte, iſt nur durch eine Schuttanhäufung zwiſchen dem Bergabhang und jener Fundamentmauer hergeſtellt. Unter dieſem Schutt fand ſich zunächſt ein Altar und mehrere Grabſtelen, letztere zum Theil mit Ornamenten mykeniſchen Stiles und mit figuralen Darſtellungen (Kämpfern zu Wagen, laufenden Thierfiguren), welche beträchtlich hinter der Arbeit am Löwenthore zurückſtehen, ſculpirt. Dann ſtieß man auf ſechs ſchachtförmig in den Felſen getriebene, viereckige Grabkammern, welche Skelette mit einem fabelhaften Reichthum an Beigaben, Waffen, Gefäßen und Schmuckſachen — die letzteren größtentheils aus Edelmetall, alles ungemein koſtbar und ſorgfältig verziert — enthielten. Hier, an dieſer abſchüſſigen Stelle des Burgberges, lag einſt die Begräbnißſtätte der Fürſten von Mykenä und ihrer Familie, wahrſcheinlich lange Zeit, ehe das Löwenthor und die Kuppelgräber der Unterſtadt erbaut wurden. In den Schachtkammern, deren Grundmaſſe zwiſchen 2·75·3 und 5·6·75 Metern, bei einer Höhe von 3 bis 5 Metern, ſchwanken, waren die Wände mit Steinmauerwerk verkleidet, über welchem auf hölzernen Tragebalken ſteinerne Deckplatten ruhten. Es waren alſo veritable Grüfte, die man leicht öffnen und wieder ſchließen konnte, wenn eine neue Leiche beigeſetzt wurde. Von dem Inhalt der Gräber werden wir noch weiterhin reden. In genügender Weiſe davon zu ſprechen, iſt heute noch Niemandem vergönnt.

Dann kam eine andere Zeit. Eine große Veränderung muß es geweſen ſein, als die alte Sitte der Todtenbeſtattung aufgegeben und die alte Stätte derſelben in ſo energiſcher, zuerſt materieller, dann ſymboliſcher Weiſe der weiteren Benutzung entzogen wurde. Man baute eine 4 Meter hohe geböſchte Mauer um den Platz mit ſeinen Grüften, Grabſteinen und ſeinem Altar; man füllte den Raum zwiſchen Bergrand und Mauer mit Erdſchutt aus, ebnete ihn und errichtete darauf, hoch über den Gräbern, den beſchriebenen Plattenkreis, der gewiß nichts Anderes ſein ſollte als ein Bannkreis, gleich jenen uralten neolithiſchen Cromlechs, deren wir uns hier wieder erinnern müſſen. Die Cromlechs (gäliſch von Crom = Kreis und Lech = Stein) ſind gewöhnlich kreisrunde Umfaſſungen von aufgerichteten Steinen, welche man früher für Cultusſtätten oder Verſammlungsplätze hielt, die jedoch in überwiegender Mehrzahl den Platz von Gräbern anzeigen. In Südfrankreich findet man ſie um Dolmen oder Tumuli der jüngeren Steinzeit und der älteren Bronzezeit, in den Pyrenäen und in Golaſecca umſchließen ſie auch Gräber der erſten Eiſenzeit. Die engliſchen Cromlechs haben nach Lubbock gewöhnlich 30 Meter Durchmeſſer, was dem des Plattenringes von Mykenä entſpricht. Auch doppelte und dreifache Kreiſe, ſowie ſolche, die ſich dicht an den Fuß von Tumulis anlehnen, kommen im nördlichen und weſtlichen Europa vor. Der Bannkreis von Mykenä iſt ein Cromlech, bei deſſen Ausführung in techniſch vorgeſchrittener Weiſe behauene Steine, aber nicht einfach, ſondern wieder nach dem Muſter nordiſcher Steintiſche, Dolmen oder bedeckter Alleen zuſammengeſetzt, zur Verwendung kamen. Die ſtumme Sprache eines ſo fremdartigen Denkmales verſtehen wir wohl nicht mehr, aber wir können ſie vielleicht errathen. Es werden gebannt die Geiſter Derer, die innerhalb des Ringes ruhen; aber der Bann kann auch nach außen hin wirkſam ſein, und der Ring bedeutet vielleicht daſſelbe, wie die Inſchrift, welche ich einmal auf einer mittelalterlichen Gruftplatte in der Herzegowina las: „Hier liegt .... Verflucht ſei, wer ſich hier begraben läßt, außer von ſeinem Stamme.“ Kurz, es iſt hier durch die Verſchüttung der Gräber ſammt den Grabſteinen, die nicht etwa gehoben und innerhalb des Ringes neu aufgeſtellt worden ſind, ein nachdrücklicher Abſchluß erzielt und in beſonders feierlicher Weiſe bekräftigt worden.

Sicher iſt, daß dieſer Abſchluß nicht mit einem totalen Wechſel der Cultur verbunden war. Aber auch die Bevölkerung, welche die mykeniſche Cultur in ihrer älteren Phaſe trug, wird dieſelbe geblieben ſein. Es braucht nur an das Auftreten einer neuen fremden Herrſcherfamilie gedacht zu werden, und alles, was wir bisher geſehen, erſcheint wohl begreiflich. Ob dieſes neue Herrſchergeſchlecht ein einheimiſches, ſeiner Abkunft nach nordiſch-ariſches, vielleicht ſchon ein griechiſches war, ob nach dem Erlöſchen oder der Verbreitung einer orientaliſchen Dynaſtie ein Achäerſtamm das Scepter der goldreichen Herrſcherſtadt ergriff — wer wüßte das heute zu ſagen? Atreus, der den Perſeïden in der griechiſchen Sage als König von Mykenä folgt, gelangt, von ſeinem Vater Pelops, Brudermordes wegen, vertrieben, als irrender Flüchtling aus dem Weſten der Halbinſel (Piſa bei Olympia) nach Argolis und gewinnt das Reich nach dem Tode des Euryſtheus, der im Kampfe gegen die „rückkehrenden Herakliden“ gefallen war. Kriege mit eindringenden nordiſchen Völkern, aus welchen die Sage Herakliden gemacht hat, mögen in der That die orientaliſchen Herrſcher von Mykenä bewogen haben, ſich auf Hilfskräfte aus dem vielleicht damals ſchon griechiſchen Weſten der Peloponneſos zu ſtützen, und daß ein ſolcher Vogt aus fremdem Stamme ſeine Herrſchaft an dem Platze der alten und — wie der Ruf des Euryſtheus erkennen läßt — entarteten Königsdynaſtie aufrichtet, läßt ſich unſchwer annehmen. Dadurch wären die Denkmäler Mykenäs auch mit der Heroenſage in Einklang gebracht, ohne daß wir ſie deshalb mit Schliemann und einer Anzahl jüngerer Archäologen in Bauſch und Bogen als griechiſche zu betrachten hätten. Im nächſten Capitel, wenn wir die Alterthümer von Olympia beſprechen, wird ſich noch klarer herausſtellen, was die Sage meinen kann, wenn ſie einen Wechſel der mykeniſchen Königsdynaſtien an Piſa und Elis anknüpft.

Wären uns über die altargiviſche Geſchichte Aufzeichnungen erhalten, wie über die altägyptiſche, ſo würden wir es vielleicht geſchrieben finden, daß auf eine uralte einheimiſche Dynaſtie von Argos zunächſt eine fremde tirynthiſche und dann zwei oder drei mykeniſche Dynaſtien gefolgt ſeien, daß in der zweiten mykeniſchen Dynaſtie ſich ein gewaltiger Herrſcher hervorgethan (Agamemnon), dem alle Stämme der Halbinſel und der Inſeln Gefolgſchaft leiſteten, der in kühnen Heerzügen die Burgen der Seeräuber brach und in einem langwierigen Kriege auch dem Widerſtand ſeines mächtigſten Gegners, der auf der Burg am Hellespontos (Troja) ſaß, ein Ende bereitete. Aber über dieſes Ereigniß beſitzen wir nur die homeriſchen Lieder, welche vielfacher Deutung fähig ſind, und die Zeugniſſe der Ruinen, die den Sachverhalt auch nur in großen anonymen Zügen erkennen laſſen.

Die Fortſetzung unſerer Ruinenſchau führt uns endlich, über unebenen Felsboden von dem Gräberrunde links anſteigend, auf den Gipfel des Burgberges. Hier ſtand, ungefähr in der Mitte des ummauerten Dreieckes, aber durch einen Einbug des ſüdöſtlichen Schenkels den Felsabſtürzen dieſer Seite nahegerückt, der alte Königspalaſt. Sein Grundriß entſpricht dem der Paläſte von Tiryns und Hiſſarlik, namentlich dem des erſteren; doch giebt ſich der Bau durch ſeine Quadermauern auch dieſem gegenüber als jünger zu erkennen. Hof, Vorhalle, Vorzimmer und großer Saal mit rundem Herde ſind auch hier von kleineren Wohnbauten und Corridoren umgeben. Eine eigene Umwallung für den Palaſt iſt da, dann eine Steintreppe, an deren Fuß der Fahrweg von der Unterſtadt endigt; ein Fußweg führte im Nordweſten ſteil und kurz zum Löwenthor hinab. Die aufgefundenen Vaſenſcherben beweiſen die Errichtung auch dieſes Fürſtenſitzes in der mykeniſchen Periode. Schlechtes jüngeres Lehmmauerwerk, das ſich über den Ruinen desſelben erhob, bot dagegen dem Spaten des Ausgräbers nur Gefäßfragmente der ſogenannten Dipylongattung. Im 6. oder 7. Jahrhundert war über einem Theil des alten Palaſtes, doch mit einer anderen Achſenrichtung, ein großer doriſcher Tempel erbaut.

Unſer Vollbild „Die Königsburg von Mykenä“ läßt im Vordergrunde den Zugang des Löwenthores, dann dieſes ſelbſt und dahinter rechts den berühmten

Plattenkreis, in dem ſich die Gräber befanden, erkennen. Links bemerkt man die Höhe der Akropolis mit ihren Mauerreſten, rechts im Hintergrunde den Golf von Nauplia mit dem Feſtungsberge Palamidi und den jenſeitigen Strandhöhen Lakoniens. Vom Seeſtrande herwärts iſt in der Ebene (rechts am Rande des Bildes) die Lage von Tiryns angedeutet.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der Funde aus den Schachtgräbern unterhalb des Plattenringes und geben zuerſt (nach Milchhoefer) eine gedrängte Ueberſicht des Inhaltes derſelben. Die Zählung folgt der heutigen, von Stamatakis herrührenden Aufſtellung im Mittelbau des Polytechnicums zu Athen.

Grab 1 enthielt drei Leichen und war relativ nicht beſonders reich ausgeſtattet. Es fanden ſich: drei ſchmale Diademe oder Tänien (Stirnſchmuck), aus Goldblech geſchnitten und mit getriebenen Buckeln und Kreiſen verziert; eine Anzahl ähnlicher, aber dreieckiger Goldbänder, vielleicht beſtimmt, als Strahlen von den genannten Diademen emporzuragen; gekreuzte, in der Mitte durch Bronzeſtifte zuſammengehaltene Goldblätter, ſicherlich Schmuck an irgend einem größeren Gegenſtand. Reſte von Kupfer- und Silbergefäßen, Bronzemeſſern, Bernſteinkugeln, cylindriſche und quadratiſche Glasperlen (eine Seltenheit in der Periode der Schachtgräber), zwei Terracottafigürchen mit halbmondförmig erhobenen Armen, die einzigen aus dieſen Gräbern, acht Thongefäße, darunter eine Schale, außen mit Kreuzmuſtern, innen mit kleinen Seethieren bemalt, ein Topf mit Spiralen und Bruſtwarzen und eine Kanne mit naturaliſtiſchem Pflanzenornament.

Grab 2 war nur mit einer Leiche belegt; bei derſelben befand ſich: ein goldenes Henkelgefäß (Becher) mit getriebenen Verzierungen, die ein Flechtmuſter nachahmen, zwei Thonvaſen mit linearer Ornamentation (Spiralen, ſchraffirten Dreiecken, Wellenbändern); drei Vaſen aus ägyptiſchem Porzellan; ein Golddiadem mit etwas reicherer Ornamentik; eine Lanzenſpitze mit Tülle und Oehr, ein Schwert und ein Meſſer, alle drei aus Bronze.

Grab 3 umſchloß drei Leichen, wahrſcheinlich von Frauen. Gegen 700 runde Scheiben aus kartenblattſtarkem Goldblech, mit circa 14 verſchiedenen Muſtern von linearen Ornament- oder ſtiliſirten Thier- (Polyp, Schmetterling) und Pflanzenformen verziert, waren regellos über, unter und neben den Leichen ausgeſtreut, vielleicht Reſte des Gewandſchmuckes; ferner aus Gold: eine Tänie, zwei Halbtänien (Diademſtrahlen); ein großer Flitterkopfſchmuck mit 36 büſchelförmig emporſtehenden Lappen; zwei große, durchbrochen gearbeitete Ohrringe; herzförmiges Blechgehänge; dünne Hülſen; maſſive Spiralen; ausgeſchnittene Thierreliefs als Gewandbeſatz; Polypen und Sepien, adlerköpfige Greifen mit geflügeltem Löwenkörper, Schakale, zwei Aſtartetempelchen (Vorderanſicht) mit Tauben auf den Seitenſchiffen; dann Aſtarte ſelbſt, nackt, mit Tauben auf dem Kopfe oder auch an beiden Seiten, andere Göttinnen ſitzend und bekleidet, ein ſtierwürgender Löwe bei einem Palmbaum; Sepien, Sphinxe, Schmetterlingspuppen (letztere als Anhängſel an Kettchen); zwei Imitationen von Wagen, Halbmaske eines Kindes mit ausgeſchnittenen Augenöffnungen; 14 dreieckige Hängeglieder mit Spiralverzierung, ſechs runde radförmig decorirte Scheiben, 12 knoſpenförmige hohle Bommeln, acht zum Aneinanderreihen eingerichtete Schmetterlinge; paarweiſe geordnete Waſſervögel und Adler (gleichfalls Kettenſchmuck), drei Roſetten aus eichenblattförmigen Blechen mit aufgenieteten Kreuzen; elf Doppelhirſche; ſieben Doppelpanther auf Palmettenbaſen; vier hohlgetriebene Löwenfiguren; drei maſſive Schieber, vielleicht von einem Halsſchmuck, figural verziert mit 1. einem Löwen, 2. zwei kämpfenden Kriegern, 3. einem löwentödtenden Manne; drei Miniaturgefäße, ein Henkelbecher mit getriebenen Delphinen. Neben dieſer Maſſe kunſtvoll verarbeiteten Goldes waren da aus anderen Stoffen: ein Silbergefäß mit goldenen Roſetten, eine Silberſpange mit durchbrochenem goldenen Kopf, der eine halbe Frauenfigur mit ausgebreiteten Armen zwiſchen Pflanzenornamenten darſtellt; Ringe und andere Schmuckſachen aus Silber, Sardonyx, Amethyſt, Achat, Bernſtein, zum Theil verziert, ein Bronzemeſſer, Bronzenadeln mit Bergkryſtallköpfen, Reſte von bemalten Alabaſtergefäßen, eine Thonvaſe und eine Scherbe eines ägyptiſchen Porzellangefäßes mit dem Kopf eines Kriegers.

Etwas abſeits von dieſem Grabe wurde eine Anzahl menſchlicher Skelette mit viel geringeren und offenbar auch älteren Beigaben aufgefunden. Neben einigen Obſidianmeſſern waren da vier kleine, ohne Anwendung der Drehſcheibe geformte Thongefäße mit linearen Verzierungen, die in matten Farben ohne Firniß aufgetragen ſind. Dieſe „Mattmalerei" iſt eine ältere Stufe der mykeniſchen Vaſendecoration, welche faſt ausſchließlich Linearornamente, namentlich Spiralen, verwendet. In der darauffolgenden höheren Stufe, welche Furtwängler und Löſchcke bereits den Griechen zuſchreiben, wird mit dunklerem Glanzfirniß gemalt, und die Motive ſind ausſchließlich der Natur, beſonders der Meeresnatur, entlehnte Objecte: Algen, Muſcheln, Polypen, Quallen u. dgl.

Grab 4 war an Umfang und Inhalt die bedeutendſte der mykeniſchen Schatzkammern und barg fünf Leichen. Wir durchmuſtern die Funde in der Reihenfolge, wie ſie im atheniſchen Mykenäſaale aufgeſtellt ſind. Da ſind zunächſt: über 100 verzierte Knöpfe aus Holz mit Goldblechüberzug; zwölf reich und geſchmackvoll ornamentirte Goldagraffen oder Beſchlagſtücke von rhombiſcher Form mit je zwei runden Knäufen (Nachahmungen von Nietköpfen) an den Ecken; ein hohlgetriebener Löwenkopf aus ziemlich ſtarkem Gold mit Randlöchern, vielleicht Schildzier; ein trefflich modellirter ſilberner Stierkopf mit hohlen Hörnern aus Goldblech und einer Roſette auf der Stirn, zum Aufhängen eingerichtet; mehrere Henkelbecher und ein zweihenkeliges, unten ſphäriſches Gefäß aus Gold; zwei goldene Beinſchmuckſachen (Gamaſchenhalter); ein Elfenbeinkamm mit goldener Randverzierung; goldener Schwertgriff mit reichem Ornament; ein ſilberner Henkelbecher mit aus Gold eingelegten Blumenkörben, eine ſilberne Kanne; ein goldenes Gürtelblech; zahlreiche Goldhülſen und Tänien, erſtere zum Theil von hölzernen, beinernen oder alabaſternen Schwertgriffen ſtammend, eine davon mit einem ſtierwürgenden Löwen verziert; Wehrgehenk, Bruſtplatte und Scepterknauf aus Gold, letzterer unten durchbrochen und muſiviſch mit Bergkryſtallplättchen niellirt, oben in zwei Schlangenköpfe endigend; viele Bernſteinperlen; Elfenbeinfragmente; zwei maſſive Goldringe, einer mit zwei zu Wagen einem Hirſch nachſetzenden, der andere mit vier kämpfenden Männern verziert; ein großer hohler Oberarmring und drei verſchieden bekrönte Schmucknadeln aus Gold, Bleiſilbergefäß in Form eines Hirſchen, groß, aber plump; drei Tempelbildchen mit Tauben; drei Goldmaſken von roher, ſtarr ſymmetriſcher Form, die über den Geſichtern der Leichen gelegen haben; Näpfe, Schalen und Becher aus Silber, zum Theil vergoldet. Das Grab enthielt gegen 20 ſilberne und nicht weniger als 32 kupferne Gefäße, von welchen viele nur in Fragmenten erhalten ſind. Außerdem war da ein kupferner Dreifuß und eine dreizackige Gabel aus Kupfer. Ein Bronzegefäß enthielt genau 100 mit Gold überzogene und verzierte Holzknöpfe. Unter den Goldgefäßen ragt ein Becher mit Doppelhenkel und durchbrochenen Stützen, auf deſſen Rande Tauben ſitzen, hervor. Auch drei Pokale, eine Kanne und ein dreihenkeliges Gefäß aus Alabaſter waren da. Vom Inhalt deſſelben Grabes ſind noch zu nennen: zwei Goldbänder mit angehängten herzförmigen Plättchen, Einlegeplatten und Streifen von Bergkryſtall; Pfeilſpitzen aus Obſidian, verſchieden geformt; über 50 goldene Sepien, alle aus einer Form geprägt mit naturaliſtiſch, nicht ſymmetriſch geordneten Fangarmen; goldene Knopfbleche, Blättchen in größter Zahl, zum Theil in Form von Stierköpfen ausgeſchnitten, welche eine Doppelaxt zwiſchen den Hörnern tragen, Roſetten zum Aufheften und Aufkleben, Scheibchen und Kreiſe, oft durch Goldbänder miteinander verbunden; Eberzähne als Anhängſel; bemalte alabaſterne Schleifen wie von einem befranſten und carrirten Wollſtoffe (Beſchläge oder Griffe); Schwertknäufe aus Alabaſter. Das Grab war zugleich eine wahre Waffenkammer. Nach Schliemann ſind 146 mehr oder minder gut erhaltene Bronzeſchwerter in demſelben gefunden worden; es waren meiſt meterlange, ſchmale, gegoſſene Klingen, die mit doppelköpfigen, an den Enden goldplattirten Nieten an den hölzernen Griffen befeſtigt waren. Auch die Scheiden ſcheinen aus Holz mit einem Stoffüberzug beſtanden zu haben. Daneben gab es fünf breite einſchneidige Haumeſſer mit Oeſen an dem Ende, Lanzenſpitzen mit Ringen an der Tülle, lanzettartige Meſſer und einen Meißel aus Bronze. Der ſchönſte Fund unter ſo vielen Hunderten von werthvollen Stücken beſtand aber in zwei bronzenen Dolchklingen mit eingelegter Arbeit in Gold. Dieſelbe zeigt bei dem einen Stück drei hintereinander laufende Löwen, bei dem anderen auf der Rückſeite fünf gazellenartige Thiere, von welchen das letzte einem Löwen zur Beute fällt, auf der Vorderſeite aber eine Löwenjagd von fünf Männern. Vier davon ſind mit verſchieden geformten Schilden bewehrt, einer der Beſchildeten iſt von einem anſpringenden Löwen niedergeriſſen, die vier anderen dringen mit Lanzenwürfen und Pfeilſchüſſen auf das Unthier ein, während zwei andere Löwen, der eine mit umgewandtem Haupt, der andere ohne umzuſehen, geſtreckten Laufes entfliehen. Die Zeichnung iſt höchſt lebendig und muſterhaft in den gegebenen Raum, ein langgezogenes Dreieck, hinein componirt. Daß in Aegypten um die Mitte des zweiten Jahrtauſends vor Chriſto ähnlich verzierte Waffen in Königsgräbern verwendet wurden, haben wir oben (S. 451 f.) geſehen.

Grab 5 enthielt drei Leichen (Männer), wovon eine ohne Goldſchmuck war; die beiden anderen hatten goldene Masken von ſehr ungleichem Werth. Die eine derſelben iſt die beſte unter allen mykeniſchen Grabmasken; ſie ſtellt das Geſicht eines bärtigen Mannes mit geſchloſſenen Augen in ſtarrer Regelmäßigkeit dar. Bart- und Brauenhaare ſind nachciſelirt. Die andere Maske iſt die roheſte von allen und zeigt ein kugelrundes, unförmliches Geſicht ohne Bart. Ueber 60 kleine und große Schwerter aus Bronze, darunter manches mit goldumhülltem Griff, wurden in dieſem Grabe gefunden, dazu zahlreiche einzelne Knäufe, Stichblätter, Scheidenbeſchläge ꝛc. aus Gold, ferner einſchneidige Meſſer und drei Dolche mit koſtbaren Einlagen aus Gold, Silber und anderen Stoffen. Der ſchönſte zeigt einen geſchlängelten Fluß mit Fiſchen, an deſſen von Papyrusſtauden umſäumten Ufern vier Waſſervögel von zwei katzenartigen Raubthieren beſchlichen und zum Theil gefangen werden. Die Ausführung geht ſo ins Detail, daß an dem Halſe des einen gefangenen Vogels ſogar ein rother Blutstropfen ſichtbar iſt. Der zweite Dolch iſt mit eingelegten Kelchblüthen, der dritte mit einem dreireihigen Spiralengeſchlinge verziert. Bei dieſem letzteren beſteht jedoch die Zierfläche aus einer beſonderen gravirten Goldplatte, welche in die Klinge eingelegt war. Auch eine Schwertklinge aus dieſem Grabe war im Relief mit Reihen geſtreckt galoppirender Pferde geſchmückt. Hier, wie bei den Dolchen, müſſen wir uns den Grund der Zeichnung, ob derſelbe nun Gold oder Bronze war, dunkelgefärbt denken, weil ſonſt namentlich Gold auf Bronzegrund nicht zur Wirkung kommen konnte. Es fanden ſich ferner aus Gold: zwei Gamaſchenhälter, eine Anzahl Henkelbecher, einer davon mit laufenden Löwen, ein anderer mit Spiralreihen verziert, zwei Bruſtplatten, eine davon ebenfalls mit Spiralen geſchmückt, Wehrgehänge, Hülſen, Scheiben und viele Platten mit eingedrückten Ornamenten zum Ankitten an größere Objecte, darunter vier mit Hirſche verfolgenden Löwen, rhombiſche Agraffen oder Zierbleche, wie im vorigen Grab, endlich neun Doppeladler, wahrſcheinlich von einer Prunkkette. Aus anderem Material waren da: Gefäße und eine kleine Zange von Silber, zwei Alabaſterpokale, Fragmente von Bronze- oder Kupfergefäßen, mehrere einfach verzierte Thongefäße, ein viereckiges Käſtchen aus Cypreſſenholz mit Bronzebeſchlag und angehefteten, aus Holz geſchnitzten Hundefigürchen, ein Straußenei mit aufgenieteten Delphinen aus Alabaſter, Hörnchen und Ringe aus Elfenbein, Bernſteinperlen, Schleifſteine, ein Kryſtallanhängſel mit Goldring, der Reſt eines hölzernen Schildes und ſechseckige Deckel oder Böden von hölzernen Käſtchen.

Grab 6, welches nicht von Schliemann geöffnet wurde, iſt hinſichtlich der Lagerung ſeines Inhaltes am beſten bekannt. Es enthielt über einer Schicht von Kieſeln zwei Skelette. Links lagen neun bronzene Dolch- und Schwertklingen und zwei Lanzenſpitzen. An der Kopfſeite ſtanden Kupfergefäße, die nur fragmentariſch erhalten ſind; dann lagen da einige Goldſchmuckſachen und zwei Gamaſchenhalter. Rechts fanden ſich fünf bronzene Meſſer- und Schwertklingen, ſowie zwei Lanzenſpitzen. An den Fußenden ſtanden 16 Thongefäße von mannigfachen Formen, darunter eine große Amphora mit zweiſeitig aufgemaltem Fabelthier (gehörntem Panther?), ſphäriſche Kannen mit Vögeln und Schlangenlinien verziert, Henkelbecher und Näpfe und eine ſchöne hohe Kanne mit gutſtiliſirtem Zonenornament: unten Epheuranken, höher Spiralwellen, an der Schulter ein ſchuppenartig gelegtes Muſchelmuſter. Mit Ausnahme dieſes und eines anderen kleinen Gefäßes ſind alle Vaſen mit Mattmalerei, die aber hier Thierfiguren keineswegs ausſchließt, decorirt.

Ueberblicken wir das Ergebniß dieſer Gräberſchau, ſo müſſen wir zunächſt bekennen, daß uns Grüfte ſo reichen Inhaltes auf unſerer ganzen Wanderung durch die Urgeſchichte des Menſchen bisher noch nicht begegnet ſind. Die einzige Ausnahme bildet der oben (S. 450 ff.) beſchriebene Leichenſchmuck der Königin Aah-Hotep; Alles Andere läßt ſich mit den mykeniſchen Schachtgräbern und der großartigen Fülle ihres Inhaltes einfach gar nicht vergleichen. Ebenſowenig Uebereinſtimmung zeigt ſich im Einzelnen. Wir erkennen weder Analogien mit der reinen Bronzeperiode Mittel- und Nord-Europas, noch einen breiteren Zuſammenhang mit der erſten Eiſenzeit unſeres Continents. Während ſich Hiſſarlik-Troja ganz entſchieden an die Seite einer langen Reihe europäiſcher Fundplätze ſtellt, bleiben die Schachtgräber Mykenäs durchaus fremdartig. Da iſt keine Spur eines von einem europäiſchen Volk ariſcher Raſſe aus ſeiner nördlicheren Heimat mitgebrachten Culturgutes, nichts, aber auch abſolut gar nichts, was wir als ein Erbtheil aus der europäiſchen Stein- oder Bronzezeit bezeichnen könnten. Gold, Gold und wieder Gold in unerſättlich verſchwenderiſchem Gebrauch; Löwen und wieder Löwen, und Greifen und Tauben, und nackte Frauen und halbnackte Männer, und Seethiere und Palmen und Papyrusſtauden, und Wagenjagden im Wildpark und heraldiſch gepaarte Thiere — wenn es ſchon Griechen geweſen ſein ſollen, die all dieſe Dinge beſaßen, ſo müſſen das ſehr ſonderbare Griechen geweſen ſein: Griechen, die zur See aus dem Südoſten gekommen ſind und eine hochentwickelte orientaliſche Cultur, welche die ägyptiſche und chaldäiſche zur Vorausſetzung hat, mitbringen, aber aus Eigenem weder in ihren alten noch in ihren neuen Wohnſitzen irgend Etwas hinzuthun. Solche Griechen hat es trotz Schliemann und ſeinen Anhängern niemals gegeben, und bis nicht ein anderes Volk gefunden wird, welchem die Errichtung ſolcher Herrſcherburgen und die Füllung ſolcher Gräber in Hellas zugeſchrieben werden kann, müſſen wir uns mit dem Namen der Karer begnügen

und den Perſeus der Sage, der ja auch von den Inſeln herkommt, für den patriotiſch umgedeuteten Archegeten dieſes aſiatiſchen Stammes halten.

Angeſichts der mykeniſchen Gräberfunde, welche ſo koſtbare Arbeiten in zwanzig verſchiedenen Materialien, darunter zahlreiche Bronzewaffen, aber keine Spur von Eiſen enthalten, belohnt es ſich auch, daß wir den aus mehrfachen Gründen unliebſamen Umweg über Aegypten nicht verſchmäht und dort ein Volk und ein Zeitalter kennen gelernt haben, welche in gewiſſem Sinne Kunſt und Handwerk an die Ziele ihrer Beſtimmung geführt haben, ohne von dem Eiſen Gebrauch zu machen, das wir uns (beſchränkt, wie nur ſtolze und reiche Menſchen je geweſen) als unerläßliche Bedingung höherer Cultur zu denken gewohnt ſind. Auch die hochciviliſirten Mykenäer beſaßen kein Eiſen, während die in ihren Anfangsſtadien ungleich roheren Griechenſtämme es gleich bei ihrem erſten Auftreten in Hellas beſeſſen zu haben ſcheinen.

Wir haben noch etliche, außerhalb des Gräberrundes in Mykenä gemachte Funde zu betrachten, ehe wir mit einigen wenigen anderen Fundſtätten die Ausdehnung der mykeniſchen Cultur belegen, ihre Charakteriſtik weiter ausführen und ihre Nachfolgerin, die Cultur der Dipylongräber, welche wir bereits für griechiſch halten, kennen lernen wollen.

Zunächſt verdient ein Schatzfund Erwähnung, welcher in den ſüdlich von dem Gräberrunde gelegenen Häuſerruinen entdeckt wurde. Er ſtammt aus der Zeit der Schachtgräber, enthielt aber nur maſſive wirkliche Gebrauchsgegenſtände, nichts von flitterhaftem Todtenſchmuck. Die Hauptſtücke ſind vier doppelhenkelige goldene Becher, ein kleiner Löwe aus Gold, dann, unter zahlreichen goldenen Schmuckſachen, zumal zwei Ringe, der eine mit ſehr roh verzierter Platte, der andere mit einer offenbar auf Anmuth hinzielenden Darſtellung aus dem weiblichen Leben: Mädchen, welche Blüthen pflücken oder halten, und Frauen, welche ſich ſolche darreichen, darüber allerlei raumausfüllende Embleme orientaliſchen Geſchmacks.

Die übrigen Funde ſind: zwei Steinformen (Granit und Baſalt), nicht zum Gießen, ſondern zum Ausdrücken und Treiben von figuralen und ornamentalen Schmuckſachen beſtimmt, rohe thönerne Menſchen- und Thierfigürchen (Idole und Votivgaben), Wirtel, Werkzeuge und Waffen aus Stein und Bronze, Eberzähne, Knochen- und Elfenbeinſchnitzereien, geſchnittene Steine, zum Theil mit Thiergeſtalten (Achat, Onyx, Speckſtein, Serpentin), ein ägyptiſcher Skarabäus aus dem 13. Jahrhundert, ein ſtilvoll ornamentirter Porphyrblock, ſehr ähnlich den alabaſternen Friesplatten aus dem Palaſte von Tiryns, Wandmalereien, darunter eine mit archaiſch-abſurder mythologiſcher Scene, endlich zahlreiche Thongefäße mit Thier- und anderen Verzierungen, darunter die große ſogenannte „Kriegervaſe“, welche nach Allem, was Mykenä bietet, noch immer in auszeichnender Weiſe die Aufmerkſamkeit feſſelt. Sie zeigt eine Reihe ausziehender und mehrere kämpfende Krieger, deren Bildung und Ausrüſtung zu mancher hierher nicht gehörigen Bemerkung Anlaß bietet.

Unſer Vollbild „Funde aus Mykenä“ kann natürlich nur eine ganz kleine Auswahl von Typen dieſer berühmten Localität vor Augen ſtellen. Wir ſehen im Hintergrunde das Löwenthor, ganz rückwärts rechts eine ſteinerne Grabſtele mit ſchlangenförmiger Randverzierung, daran gelehnt zwei einſchneidige Bronzewaffen mit Ringen an den Griffenden aus dem vierten Grabe und einen Bronzedolch mit breiter Griffzunge, der in der Nähe des dritten Grabes unter einem Felſen lag. Das zwiſchen dieſen Waffen befindliche verzierte Thongefäß ſtammt aus dem erſten Grabe. Davor ſehen wir zwei zuſammengedrückte Kupfergefäße aus dem vierten Grabe und ganz vorn in der rechten Ecke eine goldene Geſichtsmaske aus demſelben und ein

Golddiadem aus dem dritten Grabe. Links ſteht ganz rückwärts die große dreihenkelige Alabaſtervaſe aus dem vierten Grabe, weiter vorn eine große einhenkelige Kupferkanne und die Hirſchfigur von Bleiſilber, beide aus demſelben Grabe, aus welchem auch der vorn in der Ecke liegende goldene Gürtel und das goldene Armband mit aufgeſetzter Roſette, ſowie der nebenſtehende einhenkelige Goldbecher ſtammen. Der hohe Alabaſterbecher links am Rande iſt aus dem erſten Grabe, das in der Mitte ſchiefſtehende verzierte Thongefäß aus dem dritten Grabe gehoben worden. Wir bemerken noch (hinter dem Goldbecher) ein bemaltes Vaſenfragment mit N-förmiger Verzierung, ein thönernes, ſchwarz auf lichtgelbem Grunde bemaltes Idol, ein Paar Henkelſchalen und ein hohes ſchlankes Henkelkrüglein (hinter der Goldmaske); letzteres iſt aus freier Hand geformt und bei den Skeletten neben dem dritten Grabe gefunden worden.

Unter den übrigen Fundſtätten mykeniſcher Alterthümer auf dem Boden des griechiſchen Feſtlandes ſind die Gräber von Vaphio, Menidi und Spata hervorzuheben.

Das Grab von Vaphio bei Amyklä in Lakonien war ein Tholosbau oder Kuppelgrab wie das „Schatzhaus des Atreus“ in Mykenä. Es enthielt bronzene Gefäße und Geräthe, beſonders Schwerter von der Form der mykeniſchen, eine mit Gold eingelegte Dolchklinge, etwa 40 geſchnittene Steine mit ſchönen und ſorgfältigen Darſtellungen von Thieren und Menſchen (letztere erſcheinen theils in weiten Gewändern, theils, wo es ſich um Jagd und Krieg handelt, faſt nackt), drei Silbergefäße, darunter eines mit Rand und Henkel von Gold, und zwei Trinkgefäße aus je zwei Lagen von Goldblech, wovon die äußere mit getriebenen Darſtellungen aus dem täglichen Leben verziert iſt. Hier ſehen wir unter Anderem den Fang gewaltiger Stiere, die wir uns in halber Freiheit gehalten denken dürfen. Die Scene geht unter Bäumen vor ſich — auch Netze werden zum Fang verwendet — und die Ausführung verdient, nicht nur im Rahmen des mykeniſchen Stiles, hohes Lob. Wir erhalten hier werthvolle Aufſchlüſſe über die Tracht der Männer, welche langwallendes Haupthaar tragen und bis auf einen Gürtel, von dem vorn und hinten ein kleiner Schurz herabhängt, unbekleidet ſind. Dazu tragen ſie Schuhe mit aufgebogenen Spitzen und mit einer bis über die halben Waden hinaufreichenden Verſchnürung. Wir werden lebhaft an die Darſtellung auf einem Wandgemälde von Tiryns (ſiehe oben S. 498) erinnert und belehrt, daß wir in dem Stierbändiger dort nicht einen Gaukler oder eine mythologiſche Scene, wie man gemeint hat, erkennen dürfen.

Das Kuppelgrab von Menidi bei Athen gehört derſelben Claſſe großer Denkmäler an; es iſt etwas einfacher als die Tholosbauten Mykenäs und ſcheint längere Zeit hindurch benutzt worden zu ſein, indem man die Leichen einfach auf den Boden niederlegte und endlich den Eingang mit einer Steinmauer verſchloß und den Zugang verſchüttete, ſo daß nur ein Erdhügel den Platz der Beſtattung anzeigte. Gold fand ſich ſpärlich in Geſtalt dünner Roſetten, Scheiben, Bommeln und Schieber, ſowie einer kleinen Kanne. Dagegen waren zahlreiche Gegenſtände aus Elfenbein und Glasfluß vorhanden, aus erſterem namentlich eine runde Büchſe, deren Deckel mit liegenden Rinderfiguren geſchmückt iſt, während an der Wand umher eine Schafheerde im Reliefprofil erſcheint. Von anderen ſolchen Büchſen ſind nur Fragmente erhalten. Fernere Elfenbeinobjecte haben die größte Aehnlichkeit mit den Funden von Spata, von welchen alsbald die Rede ſein ſoll. Aus Glasfluß ſind da: Anhängſel, Knoſpen, gewellte Stäbe mit Oeſen, Polypen, Muſcheln, Sphinxe, Plättchen mit Epheublättern, zum Anreihen als Hals- oder Bruſtſchmuck eingerichtet. An geſchnittenen Steinen giebt es hier einige Vertreter der namentlich über die griechiſchen Inſeln verbreiteten älteſten Gemmenſorte (ſogenannte „Inſelſteine“), Achate und Sarder mit Darſtellungen von Greifen, thierwürgenden oder doppelten Löwen, Hunden oder Schakalen, welche andere Thiere angreifen u. ſ. w. An Gefäßen ſind einige unbemalte Spitzamphoren und birnenförmige Steinurnen bemerkenswerth.

Daß auch dieſes Kuppelgrab jünger iſt als die mykeniſchen Schachtgräber, hat man aus dem reichlichen Vorkommen von Glasflußgegenſtänden geſchloſſen. Einen ferneren Anhaltspunkt giebt das Auftreten bronzener Pfeilſpitzen, nachdem, wie wir geſehen haben, in jenen älteren Grüften nur ſteinerne Pfeilſpitzen gefunden worden ſind.

Große Verwandtſchaft mit dieſen Funden zeigt der Inhalt zweier bei dem attiſchen Dorfe Spata entdeckter Gräber, welche in den tuffartig weichen Fels eines Hügels geſchnitten ſind und in ihren Zugängen an die Tholosgräber Mykenäs erinnern, während das Innere einmal aus einer, das anderemal aus drei miteinander verbundenen Kammern beſteht, welche nicht ausgemauert waren. Thongefäße ſind hier wie in Menidi ſeltener, namentlich fehlt die ältere Gattung derſelben mit „Mattmalerei“ gänzlich; dagegen überwiegt der Todtenſchmuck aus Glasſchmelz, Knochen und Elfenbein, deſſen Technik und Ornamentik eine jüngere Entwickelung innerhalb der durch die Schachtgräber Mykenäs bezeichneten Epoche verrathen. Aus Glasfluß ſind verſchieden gefärbte Körperchen, geriffelte Knöpfe oder Perlen, Plättchen, Stäbe u. dgl.; die Ornamente beſtehen in Blüthen, Netzwerk, Blättern, Wellen- und Spirallinien, Polypen, Fiſchen, die zwiſchen Wellen dahinſchwimmen, und Sphinxen. Aehnliche Arbeiten ſind zahlreich auch in Knochen und Elfenbein ausgeführt; man erkennt noch nicht recht, wie die undurchbohrten Schnitzereien am Körper getragen wurden. Daneben fanden ſich Thon- und Goldperlen, Goldhülſen und Goldketten, Eberzähne und Steinwerkzeuge, Bronzepfeilſpitzen und, als ſchönſter Theil des Fundes, eine Reihe beſonders feiner Elfenbeinſchnitzereien, darunter die Halbbüſte eines bärtigen Mannes mit hoher Kopfbedeckung, ein Kamm mit Sphinxbildern, zwei Platten mit Darſtellungen des ſtierwürgenden Löwen, andere mit einzelnen und gepaarten Sphinxen u. dgl.

Durch die bisherigen Funde iſt als Herrſchgebiet der mykeniſchen Cultur auf dem griechiſchen Feſtlande die Oſtſeite der Halbinſel erkannt worden. Von Lakonien (Vaphio) ziehen ſich die Ueberreſte alter orientaliſcher Fürſtenherrlichkeit über Argolis (Tiryns, Mykenä), Attika (Menidi und Spata), Böotien (Orchomenos) bis Theſſalien (Dimini) hinauf. Der Weſten ſcheint davon unberührt geblieben zu ſein. Dagegen führt uns die weitere Umſchau nach mykeniſchen Culturreſten über die griechiſche Inſelwelt (Kreta, Rhodos, Kos, Kalymnos, Karpathos, Syra, Thera) nach Klein-Aſien und Cypern, ja ſogar bis nach Aegypten hinüber. Einen Hauptſitz dieſer Cultur werden wir uns, mythiſchen und hiſtoriſchen Nachrichten zufolge, auf Kreta, der größten zwiſchen Aſien und Europa liegenden Inſel, wo die Karer dem ſeebeherrſchenden Minos ſeine Flotten bemannten, und wohin in ferner Urzeit Attika ſeinen jährlichen Menſchentribut ſendete, zu denken haben.*)

---

*) Schliemann ſelbſt hatte, wie man jetzt in ſeinem poſthumen „Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890“ lieſt, nach dem Abſchluſſe der Arbeiten in Tiryns und der Entdeckung des mykeniſchen Culturkreiſes die Abſicht, zunächſt Kreta zu erforſchen, wo er den Urſprung der mykeniſchen Cultur zu entdecken hoffte. Mancherlei Umſtände, darunter auch Unruhen auf der Inſel, und zuletzt die hartnäckigen Angriffe des Hauptmanns a. D. Bötticher zogen ihn jedoch von dort ab und führten ihn wieder auf ſein altes troiſches Ausgrabungsfeld zurück.

Wie weit die einheimiſche Erzeugung künſtleriſcher und Induſtriearbeiten an jedem Orte ging, iſt ſchwer auszumachen. Vieles, z. B. der gepreßte Flitterkram aus Gold, iſt nachweislich an dem Fundorte ſelbſt angefertigt worden, wie Mykenä lehrt; Anderes, wie die ägyptiſchen Porzellanſachen, Skarabäen u. dgl., iſt mit voller Gewißheit, wieder Anderes mit größter Wahrſcheinlichkeit als Import anzuſehen; ſo die mit Bilderreihen gezierten Dolchklingen. Sicherlich arbeiteten damals auch fremde Künſtler auf europäiſchem Boden, wie ſpäter griechiſche auf aſiatiſchem. Das Wandgemälde von Tiryns mit dem behenden kleinen Stierbändiger in Lendenſchurz und Schnabelſchuhen und die analogen Darſtellungen auf den Goldgefäßen von Vaphio ſind Illuſtrationen eines Vorganges, der ſich ebenſowenig auf europäiſcher Erde abgeſpielt hat, wie die berühmte Löwenjagd, das Entenjagen der katzenartigen Raubthiere zwiſchen Papyrusſtauden und das Hirſcherlegen vom dahinſauſenden Wagen aus. Das ſind Bilder orientaliſchen Lebens, und orientaliſchen Arbeitern werden ſie zu verdanken ſein.

Wir müſſen noch einen Augenblick der goldenen Grabmasken Mykenäs gedenken, weil ſie zu den lehrreichſten Betrachtungen über die Fortpflanzung der Culturformen Anlaß bieten. Das Mutterland der Todtenmasken ſcheint Aegypten zu ſein; wenigſtens finden wir dort in allen geſchichtlichen Epochen den Brauch, das Antlitz der Mumien mit einer aus Holz oder Pappwerk gefertigten, vergoldeten oder aus purem Golde getriebenen Porträtmaske zu bedecken. Im Louvre zu Paris ſieht man ganze Serien ſolcher Masken, und es läßt ſich der Wechſel des Geſchmackes und der Mode auch an dieſen ernſten Zeugniſſen uralter Pietät verfolgen. In der Ptolemäerzeit weicht die barbariſche Vergoldung einer oft ſehr zarten und naturwahren Bemalung; namentlich die Frauenmasken ſind überhaucht mit einem roſigen Scheine des Lebens und aller Schmuck, ſowie die kunſtvolle Haartracht, treulich nachgebildet. Von den Aegyptern empfing Vorder-Aſien dieſen, am Euphrat wie in Ninive durch Gräberfunde bezeugten Gebrauch. Der ſemitiſche Orient vermittelte ihn den Mykenäern Griechenlands und den Etruskern Italiens. Die Schliemannſchen Goldmasken ſind ganz ähnlich denen, welche wir im Mutterlande der ſidoniſchen Männer, aber auch in Süd-Rußland, wohin die Schiffe der letzteren den Weg fanden, antreffen. Aus Gräbern in Tunis und Sardinien ſtammen polychrome Thonmasken, welche bezeugen, daß die Väterſitte auch in den fernen Colonien der Phönikier nicht unterging.

So ward der Same über das Abendland ausgeſtreut; aber in Griechenland verdorrte das ſeltſame, fremdartige Saatkorn. Die idealiſtiſche Auffaſſung des Todes, welche den Hellenen eigenthümlich war, verwarf den rohen Naturalismus der Todtenmaske, wie jedes bloß realiſtiſch treue Abbild der Natur. Durch den Hingang zu den Schatten wurde der Verſtorbene heroiſcher Ehren theilhaftig, und nur in verklärter, vergöttlichter Geſtalt durfte die Kunſt ihn darſtellen. Dieſe Idee waltet bereits in den archaiſchen Grabſtelen Spartas und Athens und kommt in den herrlichen attiſchen Grabreliefs des 5. und 4. Jahrhunderts mit voller Macht zum Ausdruck. Die mykeniſchen Goldmasken ſind ein iſolirtes Factum in der Geſchichte der Kunſt auf griechiſchem Boden.

Dennoch iſt das Abendland auch in dieſem Punkte ſeiner culturhiſtoriſchen Aufgabe, den orientaliſchen Keim zu einer Bildung höherer Art zu entwickeln, gerecht geworden. Durch phönikiſchen Einfluß hat ſich auch in Etrurien der Gebrauch metallener Todtenmasken bei reicheren, thönerner bei ärmeren Leuten eingebürgert. Allein hier war ihm die Sitte der Leichenverbrennung entgegengetreten, welche die Etrusker aus dem Norden mitgebracht hatten. Feuerbeſtattung und Grabmaske mußten ſich einander accommodiren und dies geſchah anfangs in derſelben Weiſe wie bei den alten Mexikanern (welche die Aſchenkäſtchen ihrer Todten mit ſteinernen Porträtmasken ſchmückten und in Tempelchen aufſtellten), indem auch die Etrusker die Maske, ſtatt auf dem Antlitz der ganz beerdigten Leiche, auf dem Aſchenbehälter anbrachten. Die von Milani publicirten Chiuſiner Bronzemasken ſind ebenſo rohe Arbeiten, wie die goldenen von Mykenä; aber ſie ſtammen aus Brandgräbern von den Aſchenurnen der Beſtatteten. Und ſo wie einſt Boucher de Perthes dem erſten Feuerſteinſchläger urväterliches Anrecht an die höchſten Meiſterwerke des griechiſchen Meißels zuerkannte, ſo darf man dieſen unſcheinbaren Fortſchritt den Urquell aller Schöpfungen der in Grabdenkmälern arbeitenden Porträtplaſtik nennen. An Stelle der Bronzemasken wurden thönerne, anfangs am Halſe, ſpäter auf dem Deckel des Gefäßes aufmodellirt. Durch den Uebergang in die Hände des Töpfers gewann dieſer Induſtriezweig erſt die zu ſeiner Entwickelung nöthige künſtleriſche Freiheit, indem die Aſchenurne Schritt für Schritt umgebildet und nach der Idee einer menſchlichen Büſte geformt wurde. Zunächſt wird die, augenſcheinlich vom Ritual geforderte Maske mit dem Deckel der Urne organiſch verbunden. Dieſer iſt nun ein Porträtkopf, welchem nach und nach die Geſtaltung der Vaſe als Oberkörper folgt mit Gewand, Bruſt und Armen, die anfangs eng am Leibe anliegen, bald aber von demſelben gelöſt und in Action geſetzt werden.

Hier, ungefähr an der Scheide des 6. und 5. Jahrhunderts, wurde die Entwickelung von der geraden Linie etwas abgelenkt, und dies war ihr zuträglich; denn in jener Richtung konnte ſie kein anderes Ziel erreichen als eine faſt grauſame, an Caricatur ſtreifende Fertigkeit in realiſtiſcher Porträtdarſtellung, wie ſie mancher erhaltene Kopf von charaktervoller Häßlichkeit bezeugt. Immerhin ſehen wir die häufig ſo geringgeſchätzten Etrusker in relativ früher Zeit Meiſterwerke einſeitiger, aber ureigener Plaſtik hervorbringen und dürfen hier wohl an eine viel ſpätere Periode erinnern, in welcher Toscana mit ſeinen Pflegeſtätten Florenz und Siena einen ähnlichen Vorſprung vor dem Kirchenſtaate mit ſeinem (Athen vergleichbaren) Centrum der modernen Kunſt gewonnen hat. Sollte es Zufall ſein, daß ſich auch in dieſer Periode auf etruskiſchem Boden die Porträtplaſtik zu einer neuen Blüthe erhob, die in ihren Schöpfungen noch heute muſtergiltig daſteht?

Als im 6. Jahrhundert die fremde Civiliſation immer herriſcher in Etrurien auftrat, verſchwand allmählich der Gebrauch menſchenköpfiger oder büſtenförmiger Aſchenkrüge. Widerſtrebend gab man die alte Beſtattungsweiſe endlich auch im Norden des Landes, wo ſie um Chiuſi am längſten beibehalten wurde, auf, und ging zur Beerdigung unverbrannter Leichen in unterirdiſchen Grabkammern über. Die alte Form zerbrach; aber der Geiſt, der ſie gebaut hatte, blieb lebendig und ſchuf ſich alsbald wieder ein neues Haus. Denn fürwahr: jene älteſten etruskiſchen Sarkophage, auf welchen die Geſtalten der innen ſchlummernden Todten in Stein porträtähnlich, wenn auch unförmlich, nachgebildet ſind, waren in weltlich-künſtleriſchem Sinne Häuſer des lebendigen Geiſtes und bereits thurmhoch über den Schachtgräbern Mykenäs mit all ihrem reichen Inhalt erhaben. Zwiſchen ihnen und den Mediceergräbern des göttlichen Michel-Angelo — welche Kluft, aber auch welcher klare Zuſammenhang in culturgeſchichtlichem, geographiſchem und ethnographiſchem Sinne!

Als in ſpäteren Jahrhunderten, dem dritten und zweiten vor Chriſto, von Norden her neuerlich die Sitte der Leichenverbrennung in Etrurien eindrang, da verſchmolzen Sarkophage und Urnen zur letzten Evolution der Todtenmasken, zu den bekannten Aſchenkiſten mit den auf den Deckeln ruhenden Porträtfiguren der Verſtorbenen. Darin, daß ſie ſo weit kamen und dann, wie die Kunſtgeſchichte lehrt, in dieſem Fache die Lehrmeiſter der Römer geworden ſind, zeigt ſich der

Unterſchied zwiſchen den Etruskern und den alten Mexikanern oder Mykenäern. Die Einen ſind uns ehrwürdig, die Anderen bloß merkwürdig. Fortan wird der Tod nicht mehr mit ſcheuer Hand verkleidet, ſondern vom Geiſte beſiegt, und zwar nicht vom Idealismus der Religion, dem er ſich alle Zeit beugen muß, ſondern vom Realismus der Kunſt. Und auch das erſcheint in dieſer Entwickelung naturgemäß, daß dieſe realiſtiſchen Ueberwinder des Todes nicht heitere Hellenen waren, ſondern ernſte Etrusker, ein Volk, deſſen düſtere, an die rauhe Wirklichkeit mahnende Vorſtellungen von den Schrecken des Grabes aus dem Bilderkreis ihrer ſepulcralen Wandmalerei hinlänglich bekannt ſind. Wer ſeinen Dante kennt, wer an den Fresken Orcagna's und Giotto's nicht fruchtlos vorübergegangen iſt, wird auch für jene umfangreichen Denkmäler etruskiſcher Weltanſchauung neuerer toscaniſcher Parallelen nicht entbehren und ahnungsvoll weiter bedenken, was die Kunſt und Cultur der Alten Welt einem Volke verdankt, deſſen Bedeutung Mommſen ſo gering anſchlägt, daß er die Frage nach ſeiner Herkunft mit derjenigen nach der Mutter Hekuba's auf eine Linie ſtellt.*)

Wir ſind dieſem Excurs zuliebe um ein volles Jahrtauſend über den zeitlichen Rahmen unſeres Gegenſtandes hinausgeeilt. Der Zeit nach gehört die mykeniſche Cultur durchaus in das zweite Jahrtauſend vor Chriſto, und wir werden uns den Lebenskreis dieſer Erſcheinung innerhalb der zweiten Hälfte des letzteren vollendet denken müſſen. Darauf führen unter anderen Indicien die Namen der ägyptiſchen Könige und Königinnen, die auf mitgefundenen Importgegenſtänden eingegraben ſind. Die homeriſchen Schilderungen, welche in einer anderen Periode, im letzten vorchriſtlichen Jahrtauſend, entſtanden ſind, haben mit dieſer Cultur nur inſoweit einen, allerdings zuweilen überraſchenden Zuſammenhang, als ſich Bilder der Vorzeit, die dem Auge nicht entgehen konnten, wie die gewaltigen

---

*) Der Gebrauch der Masken im Völkerleben beſchränkt ſich natürlich nicht auf die Alte Welt. Nach R. Andree giebt es einige große Centren des Maskengebrauches; ein ſolches iſt Oſt-Aſien, wo in Siam, Birma, auf den malayiſchen Inſeln, in China und Japan eine maſſenhafte Benutzung jenes Requiſits beobachtet wird. Ein zweiter Brennpunkt liegt in Melaneſien, und ein dritter an der amerikaniſchen Nordweſtküſte, von wo, durch den größten Theil des Continents ſich hinziehend, Masken (und namentlich Thiermasken) bis tief nach Südamerika hinein eine große Rolle ſpielen. Auch in Afrika iſt die Benutzung derſelben vielfach conſtatirt. Ihre Bedeutung iſt oft ſchwankend und eine Claſſification daher nicht leicht; doch laſſen ſich Masken zu Cultus-, Kriegs- und Grabeszwecken, ferner ſolche in der Juſtiz, bei Schauſpielen und Tänzen wohl unterſcheiden.

Nach den Meinungen der Ethnologen iſt der Sinn der Todtenmasken bei Naturvölkern der, daß der Abgeſchiedene, um unbehelligt ins Jenſeits einzuziehen, den Wächter desſelben täuſchen muß (?) oder (richtiger) der Todte ſoll ſich nicht von den Dämonen auf ſeinem Wege abſchrecken laſſen, er ſoll ſie vielmehr ſelbſt abſchrecken. Die letztere Vorſtellung der „Apotropaia“ iſt von den Archäologen ſchon früher zur Erklärung der Theatermasken in ſpäteren griechiſchen und römiſchen Gräbern herangezogen worden. Todtenmasken finden ſich bei den Negern von Camerun, in Peru (ganze künſtliche Köpfe aus Blätterkiſſen), in den nordamerikaniſchen Mounds (aus Muſchelſchalen), in tſchudiſchen Brandgräbern der Kupferzeit, welche Adrianow zu Minuſſinsk (Sibirien) ausgrub, und bei den Aleuten. Aber nicht nur als Beigaben in den Gräbern wurden Masken zu Sepulcralzwecken benutzt, ſondern auch bei den Leichenfeſten von Lebenden getragen. Dieſe Sitte herrſchte bei den Camerunnegern, auf Tahiti und bei den alten Römern. Am Camerun ſind es vermummte Tänzer, die entweder den Todten ſelbſt oder den Todesdämon vorſtellen; auf Tahiti agirte ein Prieſter oder ein Verwandter den Geiſt des Abgeſchiedenen unter abenteuerlicher Maske, grellem Lärm und wilder Geſticulation; bei den Römern ging bekanntlich ein Schauſpieler in der Kleidung und Maske des Verſtorbenen hinter der Bahre desſelben einher und ließ ſich angelegen ſein, Haltung und Geberden des Betrauerten täuſchend nachzuahmen; ein abgeklärter, aber ohne jene Analogien unverſtändlicher Reſt uralter Begräbnißſtätte. Man muß ſich hierbei erinnern, daß die Maske bei Naturvölkern überhaupt als heiliges Geräthe gilt, was auch die Vermummungen in den älteſten Culten der Griechen und Römer bezeugen.

Felſenburgen und gerettete Koſtbarkeiten (eingelegte, figurenreiche Waffenſtücke u. dgl. aus Zufallsfunden oder beraubten Gräbern ſtammend) in die ſpätere Zeit hinüberziehen und die Phantaſie der Sänger befruchten. Von entſcheidendem Gewichte ſind dagegen die Divergenzen. Bei Homer werden die Todten auf einem Scheiterhaufen verbrannt, die Knochenreſte aber in einer Urne geſammelt und unter einem Erdhügel beigeſetzt. In der mykeniſchen Zeit herrſcht dagegen die Beiſetzung ganzer Leichen (die vielleicht ſogar mumificirt waren) in gemauerten Grüften. Das iſt ein ſchwerwiegender Unterſchied, der tief in differenten religiöſen Anſchauungen wurzelt. Die mykeniſche Beſtattungsweiſe, ſagt Dümmler mit Recht, ſetzt den Glauben voraus, daß an die Erhaltung der Leiche das Fortleben der Seele gebunden ſei, während den homeriſchen Griechen die Leiche nichts iſt, als eine Befleckung des Sonnenlichtes und erſt im Feuer geläutert werden muß, damit ſich die Pforten der Unterwelt der befreiten Seele öffnen. Ferner waren die homeriſchen Griechen junge, unkundige Seefahrer, die ſich ängſtlich an der Küſte hielten, während die Mykenäer und Tirynthier gerade dieſe Kunſt hoch ausgebildet hatten. Bei Homer befinden wir uns in einer ausgeſprochenen erſten Eiſenzeit, wie in der mitteleuropäiſchen Hallſtattperiode. Die Mykenäer ſind dagegen ein reines Bronzevolk, wenn auch mit vielerlei ſtofflichen Zuthaten orientaliſcher Erfindung und Production. Die homeriſchen Achäer tragen ein einfaches ungenähtes Gewand, das mit Fibeln am Körper zuſammengeſteckt war; die Orientalen Mykenäs bedienen ſich kunſtreicher genähter Kleider, auf welchen die Fibel nichts zu ſuchen hatte. In Allem und Jedem, was wir als durchaus neu bezeichnen dürfen, weiſt die homeriſche Cultur über Landſtrecken hinweg nach Norden und Nordoſten, während die mykeniſche, in ihren alten unverrückbaren Zügen, übers Meer nach Aſien und Nord-Afrika hindeutet.

In der Regel dient die Maske dem Prieſter zur Darſtellung der Gottheit; allein aus den Functionen, die er vermummt auszuführen hatte, darf geſchloſſen werden, daß ihm mit der Maske auch die Macht der Gottheit zukam oder zugeſchrieben wurde. Folgen wir dieſem Ideengange, ſo muß uns die Todtenmaske als das einfachſte Mittel erſcheinen, die Heiligung des Verſtorbenen, ſeine Annäherung an die Götterwelt durch erlangte Unſterblichkeit auszudrücken. Wir finden alſo im Grunde genau denſelben Idealismus bei Hellenen und Barbaren — nur die künſtleriſchen Ausdrucksmittel ſind himmelweit verſchieden.

In dieſem Zuſammenhang wollen wir auch einen Seitenblick auf die rohe Sepulcralplaſtik weit entlegener öſtlicher Völker werfen. Die ſogenannten „Steinmütterchen“ (kamenne babe) ſind monſtruöſe Sculpturen von Männern und Frauen, die ſich, häufig auf Kurganen (Tumulis) ſtehend, vom Fuße des Altai und vom Quellengebiet des Jeniſſei und des Ob bis zur Wolga und zum Kaſpiſee hinziehen. Zahlreich ſind ſie auch in den Steppen des Don und am Aſowſchen Meere, weiterhin in den ſaporoger Steppen, und zuletzt, von ſchwächeren Verbreitungsgebieten abgeſehen, in Galizien. Dieſe Koloſſalfiguren ſitzen oder ſtehen, ſind nackt oder bekleidet und halten in den Händen häufig ein becherartiges Gefäß. Wann und von welchem Volke ſie angefertigt wurden, iſt ſtrittig; wenn man aber einer noch heute im Volksmunde lebenden Ueberlieferung Glauben ſchenken darf, wären ſie als eine Verſchmelzung von Aſchenurne und roher Porträtdarſtellung aufzufaſſen. Iwanowskij berichtete darüber auf dem letzten (achten) ruſſiſchen Archäologencongreß in Moskau Folgendes: Die weſtmongoliſchen Torgouten haben neben der Sitte der Leichenbeſtattung auch die Leichenverbrennung beibehalten. So verbrennen ſie die Geiſtlichen, die Bezirkshäuptlinge und die bei Lebzeiten geliebten Perſonen. Die Weiber werden nur ſehr ſelten verbrannt. Doch verbrannte man vor achtzehn Jahren die Leiche eines Weibes, das 28 Kinder geboren hatte. Wird die Leiche verbrannt, ſo vermengt man die Aſche mit Lehm, verfertigt daraus die Geſtalt des Todten und ſtellt ſie am Orte der Verbrennung auf. Einſt machte man dieſe „Babas“ auch aus Stein, ein Erdbeben jedoch, und die Worte des torgoutiſchen Helden Merkyt bewogen ſie zu einer Aenderung des Materials. In der rechten Hand hält jede Baba ein Gefäß, in welchem ein Theil der Aſche untergebracht iſt. Dieſe Aſche wird einſt der Engel zur Auferweckung der Todten nöthig haben. Zur Zeit der Steinbabas legte man einen Theil der Aſche unter das Standbild, den anderen in das Gefäß. Ob das richtig iſt, muß freilich dahingeſtellt bleiben.

8. Das erſte Auftreten der Griechen.

Es gehört mit zur Definition des mykeniſchen Culturkreiſes, wenn wir ſchließlich in Kürze die unmittelbar darauffolgende Erſcheinung der ſogenannten Dipyloncultur ins Auge faſſen. Dieſe Stufe entſpricht allen Erwartungen, welche man von einer friſch aus Norden kommenden, hochbegabten, orientaliſchen Einflüſſen zwar nicht unzugänglichen, aber dem Uebermaß derſelben zunächſt entgegenwirkenden Bevölkerung hegen darf. Man hat ſie daher mit Recht als eine griechiſche und ſpecieller als eine achäiſche, d. h. gemeingriechiſche, der ſpäteren Wanderung der Stämme vorausliegende Culturphaſe bezeichnet. Benannt iſt ſie nach einer alten Nekropole beim atheniſchen Dipylon, wo ihre charakteriſtiſchen Merkmale zuerſt eingehender ſtudirt worden ſind. In den Dipylongräbern iſt Leichenverbrennung der herrſchende Ritus. Die reine Bronzezeit iſt glücklich überwunden; es finden ſich eiſerne Schwerter, Lanzenſpitzen mit Tüllen und Streitäxte. Wohl weiſt noch manches Stück, wie die ſmaltenen Skarabäen, auf Import aus dem Orient; aber das Beſte und Intereſſanteſte, was dieſe Gräber enthalten, die bemalten Thongefäße, ſind aus griechiſchem Geiſt und griechiſchen Händen hervorgegangen. Der Dipylonvaſenſtil, den wir ſchon oben (S. 497) kurz charakteriſirt haben, iſt in gewiſſem Sinne etwas Fertiges, Höchſtvollendetes und hat als ſolches lange Zeit (in Athen noch während des 7. und 6. Jahrhunderts) Geltung oder wenigſtens Duldung genoſſen. Sein Verbreitungsgebiet deckt ſich nach den bisherigen Aufſchlüſſen ungefähr mit dem der mykeniſchen Cultur; in Attika und an der Oſtküſte des griechiſchen Feſtlandes überhaupt, dann auf den Inſeln des Aegäiſchen Meeres, beſonders auf Melos und Thera und, wie es ſcheint, in Klein-Aſien und Nord-Afrika ſind Vertreter desſelben gefunden worden. In Olympia kommen Zeichnungen im Dipylonſtile auf den Fußplatten großer bronzener Bogenfibeln vor, was abermals den jüngeren echtgriechiſchen Charakter dieſes Stiles beweiſt.

Den Ornamentſtil der Dipylonvaſen hat man als einen (nicht ausſchließlich, aber für Griechenland doch vorzugsweiſe) nordiſchen und europäiſchen längſt erkannt. Aber auch für die in das Dipylonornament ſo ſeltſam verwebten und eingeſponnenen figuralen Darſtellungen von Menſchen und Thieren möchte ich theilweiſe nordiſchen Urſprung in Anſpruch nehmen. Ich verweiſe auf die im vorigen Capitel (S. 388 f.) beſprochenen Felſenzeichnungen aus der ſkandinaviſchen Bronzezeit. Dieſe „Hälleriſtninger" ſind wohl noch um einen Grad plumper und ſchwerfälliger als die ſchwarzfigurigen Dipylonvaſenſcenen; aber Geiſt und Charakter der Darſtellungen iſt durchaus derſelbe. See- und Wagenfahrten, Schiffsſchlachten, bewaffnete Männer und Züge von Frauen, Scenen des täglichen Lebens in ſchriftartiger Kürze und Deutlichkeit bilden hier wie dort die Hauptmerkmale gleichartiger Kunſtanfänge. Nicht als ob die Griechen jenen Kunſtſtil, wenn man ihn ſo nennen darf, bereits im Norden beſeſſen und nach Hellas mitgebracht hätten: ſie trugen nur in ſich, nebſt anderen, ſpäter zur Ausbildung gelangten Fähigkeiten, die ſtolze Thatenluſt und den Abenteuerdrang, der ſie nach Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche ihr Vordringen gefunden hatte, in den neuen Wohnſitzen auch zu dieſer erſten künſtleriſchen Bethätigung führte.

Gegenüber den umfänglichen und anſpruchsvollen Beſchreibungen ägyptiſcher und aſſyriſcher Königsthaten, jenen pomphaften Erzählungen von Schlachten, Stürmen, Belagerungen und Unterwerfungen, ſind das in der That ſchlichte Denkmäler einer ſiegreichen, aber von keinem Chroniſten beobachteten und aufgezeichneten Volksausbreitung. Die Einwanderung der Griechen auf dem Landwege aus dem

Norden, zuletzt aus dem nordweſtlichen Theile der Halbinſel, hat allerdings unter den Forſchern des Alterthums nur der hellſte Kopf, Ariſtoteles, anerkannt. Im inneren Epeiros, um Dodona, läßt er in ferner Urzeit die Stämme wohnen, welche damals, wie ſpäter bei den Italioten, „Graikoi", hernach aber „Hellenes" hießen. Wir werfen heute natürlich den Blick noch etwas weiter nordwärts, als dem Ariſtoteles vergönnt war, keineswegs bis Skandinavien, wie eine Schule moderner Paläoethnologen will, aber doch bis an die Donau, und wir wagen es, das Auge von dort nach Nord und Süd zu richten und gleichartige Erſcheinungen, die wir beiderſeits wahrnehmen, unter dem Geſichtspunkt der ariſchen Stammesverwandtſchaft aufzufaſſen. Auf einem Felſen bei Ekensberg in Oeſtergöthland iſt ein über meterlanges Schwertbild eingehauen. Es iſt dieſelbe Schwertform mit flachem Knauf, kurzem Griff, Griffnieten und breiter, ſpitzer, blattförmiger Klinge, wie ſie im Gräberfelde am atheniſchen Dipylon aus Eiſen gefunden wurde. Das iſt nicht mehr die „cypriſche" Schwertform mit geradlinigen Schneiden, wie ſie in den Schachtgräbern Mykenäs haufenweiſe vorkam, ſondern ein Typus, der (wenn er auch aus Aegypten ſtammen mag) im Norden ſeine Ausbildung erhielt und in Mykenä nur in der über den Burghügel verbreiteten (jüngeren) Schuttſchicht, außerdem aber noch in Olympia vorgekommen iſt. Dieſe letzteren Exemplare ſind aus Bronze, und ſo iſt auch das Felſenbild von Oeſtergöthland gemeint; aber ſie ſtammen bereits aus einer Zeit, in der man das Eiſen verarbeitete.

Den Zuſammenhang der bildlichen Darſtellungen mit den Lebensformen der wirklichen homeriſchen Periode hat bereits Hirſchfeld und nach ihm Helbig hervorgehoben. Das ſtetige Erſcheinen der Männer mit dem Schwerte, die für Achäerhelden typiſchen Beinſchienen, der Ueberfall einer Küſte durch landende Feinde, die Bedeckung feierlich ausgeſetzter Todter, Wagenrennen um Dreifußpreiſe, Reigentänze von Jünglingen und Mädchen — das iſt homeriſch-griechiſch oder achäiſch, nicht aber jene Löwenjagden und Bilder aus dem Thierleben, welche die Griechen ſelbſt nur durch fremde Kunſtdarſtellungen kennen gelernt haben. Löwen, Panther, Greifen und ſonſtige Miſchweſen, wie ſie die orientaliſche Bildkunſt liebt, fehlen vollſtändig auf den Dipylonbildern; dafür erſcheinen Pferde, Rinder, Hirſche, Rehe und Gänſe oder Enten. Auch das hat man längſt erkannt, daß das decorative Princip der Vaſenmalereien im Dipylonſtile nicht in der Thongefäßverzierung wurzelt, ſondern der Flecht- und Webetechnik ſeinen Urſprung verdankt, einem Kunſtzweige, deſſen Denkmäler zwar nicht auf uns gekommen ſind, von dem wir uns aber doch eine Vorſtellung machen können, wenn es in der Ilias heißt, daß Helena in das Purpurgewand, welches ſie webt, Scenen aus dem Kampfe der Achäer vor Troja einſtickt.

Dümmler nimmt an, daß die Griechen vor dem Erſcheinen in ihren ſüdlichen Wohnſitzen, im Innern der Balkanhalbinſel, etwa von den Thrakern, das Eiſenſchmieden erlernt hatten. Auch er will neben geometriſchen Vaſen und Fibeln das Vorkommen eiſerner Waffen für das ſicherſte Erkennungszeichen griechiſcher Gräber halten. „Die beſſeren Waffen werden den abgehärteten Horden, welche aus Epirus einbrachen, im offenen Felde zum raſchen Siege über die verweichlichten Vertreter der mykeniſchen Cultur verholfen haben. Aber natürlich waren dieſelben Schaaren noch lange nicht im Stande, die feſten Burgen zu brechen, bis ſie ihren Vorſaſſen auch die Seeherrſchaft abgerungen hatten." Der doriſchen Wanderung, auf welche wir im nächſten Capitel kurz zurückkommen müſſen, ſind viele ähnliche Proceſſe vorausgegangen. Wie anderthalb Jahrtauſende ſpäter, als das römiſche Reich unter den Einfällen der Barbaren allmählich zuſammenbrach, germaniſche Soldtruppen der Römer gegen die andringenden freien Germanen im Felde ſtanden, ſo werden ältere griechiſche Zuwanderer im Solde der mykenäiſchen Deſpoten gegen die neuen Eindringlinge gleichen Stammes zu kämpfen gehabt haben. Als zuletzt die Dorer heranzogen, mußten die Achäer übers Meer entweichen.

Hier aber beginnt die hellere Zeit der griechiſchen Geſchichte und endigt für uns die Aufgabe der Darſtellung. Wir haben nur noch, ſpäterer prähiſtoriſcher Entwickelungen halber, die ſich hauptſächlich in anderen Länderräumen Europas vollzogen, einen weſtgriechiſchen Fundort: Olympia ins Auge zu faſſen und werden dies im nächſten Capitel thun. Nicht ohne einige Berechtigung könnten wir indeſſen ſchon hier die Feder ganz niederlegen und uns begnügen, die Urgeſchichte des Menſchen bis zu jenem Wendepunkt geführt zu haben, wo — ungefähr tauſend Jahre vor dem Beginn unſerer Zeitrechnung — nachdem der Orient machtvoll übers Mittelmeer gedrungen und die günſtigſten Landſtriche unſeres Continents occupirt, der erſte ariſche Volksſtamm erſchien, welcher als würdiger, zu Höherem berufener Schüler die Lehren des Morgenlandes aufnahm und weiterbildete. Denn Völker, welche während des Fortſchreitens geſchichtlicher Entwickelungen abſeits in prähiſtoriſchem Dunkel geſtanden ſind, hat es zu allen Zeiten gegeben. Sie lagerten hinter den Griechen und hinter den Römern; ſie hörten nicht auf zu exiſtiren, als Europa am Ausgange des Alterthums neue Geſtalt gewann; ſie ſind bis heute nicht völlig verſchwunden, ſie haben ſich nur, wie immer, aus dem Geſichtskreis der Culturträger mehr und mehr zurückgezogen.

Da aber der Begriff der Urgeſchichte durch die Geſchichte beſtimmt wird, und da das geſchichtliche Intereſſe die Fragen formulirt, welche dem Prähiſtoriker vorgelegt werden, ſo dürfen wir jene unvergleichliche Völkergruppe, aus deren Schoß die Griechen und Italiker hervorgegangen und zuerſt in den Kreis der hiſtoriſchen Culturträger eingetreten ſind, bei dieſem Begebniß nicht verlaſſen und ſie im Uebrigen behandeln, wie die Naturkinder fremder Welttheile. Wir haben ihr, wieder nach Norden gewendet, in ihren weiteren Schickſalen zu folgen, und jetzt iſt uns Europa nicht mehr Paradigma für einige allgemeine Culturſtufen der Menſchheit, ſondern ein Völkerheim von individuellem Charakter. Die Perioden ſind nicht mehr ſo ganz anonym wie bisher. Dank den Aufzeichnungen der Griechen und ſpäter der Römer ſind wir fortan in der Lage, von Illyriern, Kelten und Germanen zu reden; es ſind in Wahrheit frühgeſchichtliche oder protohiſtoriſche Zeiträume, in welche wir jetzt einzutreten haben.

Achtes Capitel.

Die Hallſtattperiode.

> „Soll ich dir die Gegend zeigen,
> Mußt du erſt das Dach beſteigen.“
> Goethe.

1. Einleitung. Die Illyrier.

Populäre Darſtellungen der erſten Eiſenzeit in Mittel-Europa beginnen gewöhnlich mit den landſchaftlichen Reizen des eponymen oberöſterreichiſchen Fundortes und ſchildern mit Behagen den ſchönen Buchenwald, durch welchen man, vom Hallſtätter See emporſteigend, das berühmte Gräberfeld auf dem Salzberge erreicht. Sie reden dann ausführlich von den eintauſend und ſo vielen Gräbern, die vor ſo manchem Jahre hier auf der Wieſe und dort im Walde entdeckt wurden. Der Name des biederen Bergmeiſters, der die Ausgrabung geleitet, wird nicht verſchwiegen, und ſo gelangen wir aus einem mit modernen Bildungselementen gewürzten Alpenidyll allmählich in die „altersgraue Vorzeit“, welche dann noch zu allem Ueberfluß mit „Kelten“ bevölkert wird. Wir ziehen es vor, unſeren Blick auf die Landkarte Europas zu richten und uns das Bild des Schauplatzes einzuprägen, auf welchem ſich die Hallſtattcultur entwickelt und ausgebreitet, und wo ſie — nach langer, größtentheils über die erſte Hälfte des letzten Jahrtauſends vor Chriſto ausgedehnter Herrſchaft — von ihrer Nachfolgerin verdrängt worden iſt.

Erhebt man den Blick von den ſüdlichen zu den nördlichen Geſtaden des Mittelmeeres, ſo fällt uns auf der europäiſchen Seite nicht nur der weitaus größere Reichthum der Küſtenentwickelung ins Auge, ſondern wir gewahren auch jenſeits der Alpen und des Hämus in durchaus ziemlich gleicher Entfernung ein fadendünnes Abbild des Mittelmeeres, wenigſtens des öſtlichen Theiles ſeiner Nordküſten. Dieſes binnenländiſche Conterfei, der ſtrömende Haarſtrich neben dem ruhenden Schattenſtrich, iſt die große, der Hauptrichtung des Welttheiles folgende Waſſerader Mittel-Europas, die *Donau*.

Wenn man in althergebrachter Weiſe für die Frühperioden der europäiſchen Civiliſation unſeren Erdtheil durch den erwähnten Gebirgsgürtel in eine nördliche und eine ſüdliche Zone zerlegen läßt, ſo begeht man ein Unrecht an der im Sinne der Alten transalpinen Region, welche ganz ebenſo wie das große Gebiet zu beiden Seiten des Mittelmeeres *in eine nördliche und eine ſüdliche Zone* zerfällt. Die Grenze zwiſchen denſelben läßt ſich ungefähr mit dem Laufe der Donau bezeichnen. Schon in der reinen Bronzezeit fanden wir die entwickelungsreichen Gebiete dieſer

Cultur nahezu ausſchließlich jenſeits der Donau. Die Thatſache einer großen Culturgrenze inmitten des europäiſchen Feſtlandkörpers tritt noch mehr in den Vordergrund, wenn wir uns der Betrachtung des erſten Eiſenalters zuwenden. Aegypten, Aſſyrien und die Phönikierſtädte haben auf Griechenland und Italien, dieſe ihrerſeits wieder auf den mittleren Theil des Continents gewirkt. Dort aber erſcheint der Iſtros als ein zweites, faſt ebenſo wichtiges Mittelgewäſſer, und der Prähiſtoriker findet den Zuſammenhang der Culturphaſen im transdanubianiſchen Ungarn, in Böhmen und Norddeutſchland ebenſo bedeutſam, wie das Band cultureller Einheit, welches die adriatiſchen Küſtengebiete, Krain, Steiermark, das Salzkammergut, Südweſt-Deutſchland und das Rhonebecken umſchlingt.

Die *Hallſtattperiode Mittel-Europas* zeigt uns neugeſtaltende und gebende Länder im Süden und theilweiſe empfangende, theilweiſe beharrende im Norden des großen Stromes. Sie zeigt uns gewiſſermaßen claſſiſche Gebiete im Norden der eigentlichen ſüdeuropäiſchen Zone, welche durch ihre raſchere Entwickelung frühzeitig der Hallſtattſtufe entrückt wurde. Wir unterſcheiden demnach — abgeſehen von der ſüdmittelländiſches Zone, die wir im vorigen Capitel betrachtet haben — folgende Culturgürtel Europas:

1. Griechenland und Italien vor der Entwickelung der claſſiſchen Civiliſation (*nordmittelländiſche Zone*).

2. Die Länder im Norden der Balkan- und der Apenninhalbinſel, das eigentliche Mittel-Europa ſüdlich der Donau und weſtlich des Rheins (*alpine oder ſüddonauländiſche Zone*, in welcher der Name der Hallſtattcultur ſeinen Urſprung gefunden und die weiteſte Geltung errungen hat).

3. Die Länder im Norden der Donau, dann an der Nord- und Oſtſee, d. i. Nord-Europa im weiteren Sinne (*norddonauländiſche oder überhaupt nordeuropäiſche Zone*), wo die Hallſtattcultur nur beſchränkten Einfluß — zumeiſt im Gebiete der Bernſteinhandelswege — ausgeübt hat.

In der erſten Zone ſitzen während des Zeitraumes, den wir in dieſem Capitel zu betrachten haben (circa 1000 bis 400 vor Chriſto), *gräco-italiſche* und *illyriſche* Stämme, überdies der räthſelhafte Volkszweig der *Etrusker*. Die zweite bewohnen im Oſten *Illyrier*, im Weſten *Kelten*, zwiſchen beiden Völkern Verwandte der Etrusker Italiens, die *Rhätier* der Schweizer und Tiroler Alpen. Die dritte Zone gehört, ſo weit hier ein Urtheil zuläſſig iſt, ſchon während der erſten Hälfte des letzten Jahrtauſends vor Chriſto *germaniſchen* Völkern an.

Unſere Wanderung geht, der Uebertragung des neuen Culturbeſitzes folgend, von Südoſt nach Nordweſt, aus dem Gebiet gräco-italiſcher und illyriſcher Völker in dasjenige illyriſcher und keltiſcher Stämme, endlich zu den Germanen. Dabei *fällt der Schwerpunkt der Erſcheinungen auf illyriſches Gebiet*. Die Griechen und Italiker haben ſich der letzten prähiſtoriſchen Vorſtufe frühzeitig entwunden, die Kelten im Weſten und die Germanen im Norden waren vorwiegend Empfänger der neuen Lebensformen; als die eigentlichen Träger derſelben erſcheinen die *Illyrier*. Dieſes Ergebniß umfaſſender Localforſchungen in Italien und in den Oſtalpen paßt vortrefflich zu der Stelle, welche die Illyrier in der alten Völkertafel Europas einnehmen. Denn die Hallſtattcultur, deren glanzvollſte Ueberreſte wir in den Wohnſitzen der illyriſchen Veneter antreffen, hat mit dem illyriſchen Volkselement eine außerordentlich weite Verbreitung in den vorclaſſiſchen und vorkeltiſchen Schichten gemein. Eine Parallelerſcheinung wird uns das nächſte Capitel in der rapiden und weiten Ausbreitung des keltiſchen Elementes zeigen, das in der zweiten Hälfte des Jahrtauſends vor Chriſto mächtig um ſich gegriffen hat und auf große Fernen hin eine Cultur zur Herrſchaft brachte, welche die Prähiſtoriker als zweite vorchriſtliche Eiſencultur oder La Tène-Stufe bezeichnen. Für beide Erſcheinungen kann aber nicht nachdrücklich genug betont werden, daß ſich Volkselement und Cultur räumlich und zeitlich keineswegs decken. Die Culturen gehen immer weiter als die Wanderungen oder die Grenzen der Völker, die ſie ausgebildet oder verbreitet haben. Jene erlöſchen, werden verdrängt, aſſimilirt, während dieſe entweder bleiben oder ganz andere Schickſale erfahren.

Unbekannt iſt der Urſitz der Arier; und wenn wir hin und wieder von nordiſcher Herkunft geſprochen haben, ſo meinen wir damit nur ein nördlicheres Gebiet als die beiden mittelländiſchen Zonen. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Vorfahren der nachmals claſſiſchen Südvölker, die Gräco-Italiker, nachdem ſie eine Zeitlang ungeſchieden im Oſten der Alpen und im Norden der Balkanhalbinſel geſeſſen hatten, getrennte Wege einſchlugen und ſo einerſeits nach Griechenland, andererſeits nach Italien gelangt ſind. Wir haben geſehen, wie die Italiker in der Polandſchaft auf eine liguriſche Urbevölkerung ſtießen und dieſelbe zurückdrängten, um für ihre Terramarapfahlbauten Raum und Ruhe zu gewinnen, wie ſie dann den Apennin überſchritten und Ober-Italien anderen Völkern, den Etruskern und den Venetern, überließen. Die Veneter waren ein illyriſcher Stamm. Italiker, Etrusker und Illyrier haben in gleicher Weiſe die Entwickelung der älteſten Metallculturſtufen durchgemacht; aber ſie wurden in ungleicher Weiſe von dem Fortſchritt derſelben betroffen oder beeinflußt. Die Italiker haben als ein Bronzevolk die neolithiſchen Ligurer zurückgedrängt; als ſie ſelbſt ſich zur Weiterwanderung über den Apennin entſchloſſen, ſtanden in ihrem Rücken die illyriſchen Veneter, das Hallſtattvolk par excellence, und wieder ſcheint die höhere Cultur die niedrigere vorwärts zu ſchieben.

Die Illyrier Italiens ſtammen von der Balkanhalbinſel, wo ihr letzter, ſtark zuſammengeſchmolzener Reſt noch heute in Albanien zu finden iſt. Wie in geſchichtlicher Zeit nach dem Tode Skanderbeg's, ſind ſie in guten und ſchlimmen Zeiten ſchon vor dem Anfang der Geſchichte aus den weſtlichen Balkanländern nach dem nahen Gegengeſtade hinübergefahren und haben es, vom Gebiete der zu Lande herübergekommenen Veneter an, unter verſchiedenen Stammnamen bis zur Südſpitze Apuliens hinab beſiedelt. So treffen wir Chaonen dies- und jenſeits der Adria, wir finden Dauner, Peuketier, Meſſapier, Calabrer, kurz alles, was die Griechen unter dem Namen der japygiſchen, die Italiker unter dem der apuliſchen Völker begriffen.

Die Adria hat dieſe Beſiedelung des weſtlichen Gegengeſtades ſo wenig gehindert, wie der Arabiſche Golf das Herüberkommen der chamitiſchen Völker von Arabien nach Afrika. Hier wie dort, in dieſen überaus gleichen Bildungen wichtiger Theile der Alten Welt, gab es einen Land- und einen Seeweg zur Erreichung des Zieles — ſelbſt die Erſcheinungen der dreieckigen Halbinſel am Nordrande des Binnenmeeres (hier Sinai, dort Iſtrien) und der Verengerung ſeines ſüdlichen Ausganges (Bab-el-Mandeb und die Straße von Otranto) fehlen nicht — und hier wie dort hat die höhere Cultur im nordweſtlichen Winkel des nach Südoſten geöffneten ſchmalen Meeres am kräftigſten Fuß gefaßt. Venetien iſt in dieſer Hinſicht das verkleinerte Abbild Aegyptens.*)

---

*) Strabo vergleicht geradezu Venetien mit Aegypten. „Das ganze Land“ (Ober-Italien), ſagt er, „iſt reich an Flüſſen und Seen, beſonders das der Veneter, wozu vorzüglich die Beſchaffenheit des Meeres beiträgt. Denn faſt nur in dieſen Gegenden hat unſer Meer mit dem Ocean das gemein, daß es ähnliche Ebbe und Fluth hat, wodurch der größere Theil der Ebene unter Waſſer geſetzt wird. Deswegen iſt dieſe Gegend wie Unter-Aegypten von Gräben und Dämmen durchſchnitten und theils trocken und zum Anbau geeignet, theils

Die Beziehungen der Illyrier zu anderen alten Einwohnern Italiens ſind dunkel. Von einem Verhältniß zu den Ligurern wiſſen wir gar nichts; dagegen grenzten ſie im Südweſten an die (vielleicht ſtammverwandten) Sikuler, welche angeblich in früheſter Zeit Latium und Campanien bewohnten, ſpäter den äußerſten Süden der Halbinſel und die Oſthälfte Siciliens innehatten. Mit einiger Sicherheit ſind Beziehungen der italiſchen Illyrier zu den phönikiſchen Colonien Siciliens und der Halbinſel anzunehmen; in die Geſchichte treten ſie erſt durch ihre Stellung zu den griechiſchen Städten Unter-Italiens, welchen gegenüber ſie bald als feindſelige Binnenbevölkerung, bald als gute Abnehmer griechiſcher Importwaaren Geltung errangen.

Im Norden und Nordweſten ſind die Grenzen des illyriſchen Blutes durchaus unſicher. Wenn die Pannonier von den Römern Illyrier genannt werden, ſo berechtigt uns dies, eine Ausdehnung dieſer letzteren im heutigen Ungarn (vielleicht auch in Oeſterreich) bis an die Donau anzunehmen. In den Oſtalpen ſaßen ſie wahrſcheinlich bis zu den Rhätiern, d. h. bis nach Tirol. Weiterhin iſt alles unklar. Gewiß iſt aber die Balkanhalbinſel, und zwar der Weſten derſelben, ihre eigentliche Heimat und das Centrum ihrer Ausſtrahlungen geweſen. Hier ſind ſie nach gegründeter Annahme ſogar ältere Bewohner der nördlichen Bergregion, als die Griechen ſolche des ſüdlichen Halbinſelgebietes. Möglich, daß ſie von Klein-Aſien her, über Thrakien, in ihre Hauptſitze gelangt ſind. Wahrſcheinlich wurden ſie hier von den aus Mittel-Europa heranziehenden Griechenſtämmen durchbrochen und zur Freigebung der den Griechen zuſagenden Halbinſeltheile genöthigt.

Die Illyrier ſind Hirtenſtämme mit patriarchaliſcher Verfaſſung. Das Ackerland iſt Gemeinbeſitz der Phare oder Sippſchaft, und man läßt es am liebſten durch kriegsgefangene Sklaven beſtellen. Den ackerbautreibenden Griechen und Römern erſchienen ſie in ſchlimmem Lichte; bei dieſen geſitteten Völkern heißen die illyriſchen Stämme bald einzeln, bald insgeſammt treulos und hinterliſtig, räuberiſch, ausſchweifend, zumal der Trunkſucht ergeben und träge, doch auch tapfer und freiheitliebend. Manchen dieſer Charakterzüge haben die Albaneſen bis auf den heutigen Tag bewahrt. Mit den Griechen und den Römern, wie ſpäter mit den Osmanen, haben die Illyrier um ihre Unabhängigkeit und übergreifende Ungebundenheit erbittert gekämpft und hernach ihren höher civiliſirten Gebietern treffliche Truppen geſtellt: den Makedoniern, den Cäſaren, den Sultanen. Ihre Freiheitshelden und Empörer, ihr Bato, Skanderbeg, Ali-Paſcha, ſind nicht minder weltberühmt geworden, wie die Soldatenkaiſer, welche ſie dem Römerreiche gaben, ihr Septimius Severus, ihr Probus, Aurelianus, Maximianus, ihr Diocletian und Conſtantin.

In ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit erſcheinen die Illyrier, wie die zu ihnen gehörigen Pannonier, klein, mager, brünett und unterſcheiden ſich dadurch ebenſo beſtimmt, wie durch die Sprache, von den hochgewachſenen blondhaarigen Kelten.

ſchiffbar. Von den Städten ſind einige ganz, andere nur zum Theil von Waſſer umgeben. Zu den Städten, welche über dieſen Seen im inneren Lande liegen, kann man, was ſehr wichtig iſt, ſtromaufwärts kommen, beſonders vom Padus; denn er iſt der größte und wird oft von Regen und Schnee angeſchwellt." Weiterhin ſtellt derſelbe Autor ſpeciell Ravenna und Alexandrien aus topographiſchen und klimatologiſchen Gründen in Parallele. — C. Pauli nimmt drei getrennte illyriſche Invaſionen in Italien an: die älteſte ſei noch vor der Ankunft der Italiker, wohl auf dem Seewege, vor ſich gegangen und habe Mittel-Italien betroffen; die zweite ſei beſtimmt auf dem Seewege erfolgt und habe die Japyger nach Meſſapien geführt; die jüngſte ſei die der Veneter, welche den Landweg benutzt hätten. Jede dieſer Gruppen hätte ſich in ihren Inſchriften eines anderen Alphabetes bedient (die piceniſchen Illyrier eines korinthiſch-kerkyräiſchen, die Meſſapier eines lokriſchen, die Veneter eines eleiſchen) und eine eigene Sprache geſprochen, deren Unterſchiede von denen der beiden anderen Gruppen weit über die Verſchiedenheiten bloßer Dialekte hinausgingen.

Während aber die Geſchichte faſt nur Heroiſches von ihnen zu melden weiß und andere Seiten des illyriſchen Volksthums leider zu ſehr auf ſich beruhen läßt, fehlt uns für die Urzeit natürlich hier wie überall die Kunde der Helden und hervorragenden Thaten; dafür ſind wir jedoch genöthigt, Erſcheinungen, wie ſie uns die Prähiſtorie eben darbietet und wie ſie die ältere Geſchichtſchreibung verſchmäht, in einigem Umfang zur Aufklärung der urzeitlichen Völkerverhältniſſe Europas heranzuziehen. Hier, wo ſich Geſchichte und Vorgeſchichte enge berühren, liegt eines der dankbarſten Gebiete der letzteren, und mit Recht hat man namentlich im letzten Decennium viel Fleiß und Scharfſinn aufgewendet, um gerade für dieſes Capitel der menſchlichen Urgeſchichte eine zuſammenhängende Darſtellung möglich zu machen.

2. Die nordmittelländiſche Zone.

a) Die Balkanhalbinſel.

„Vieles Bewunderungswürdige,“ ſagt Pauſanias, „giebt es bei den Hellenen; aber am meiſten iſt die Theilnahme der Götter erſichtlich — außer bei den eleuſiniſchen Myſterien — am Kampf und der Stätte von Olympia.“ Die letztere war klein, wie alle die berühmten Feſtſtätten der Griechen, und von der Natur, unbeſchadet ihrer freundlichen Lage wenige Stunden landeinwärts von der, Zante gegenüberliegenden eliſchen Küſte, keineswegs mit bedeutenden Zügen ausgeſtattet. Aber ſie umſchloß eine Sammlung der ſchönſten Werke aller Perioden des Alterthums. An ein Blitzmal knüpfte ſich die uralte Verehrung des Zeus auf dieſem Boden. Die Feier der Spiele begann 777 vor Chriſto, kehrte alle vier Jahre (Olympiaden) wieder und hat in erſtaunlicher Regelmäßigkeit elf Jahrhunderte hindurch ſtattgefunden. Die eigentliche Blüthezeit datirt von dem 6. Jahrhundert und begann mit der Beſitzergreifung des Platzes durch die Eleer. Am Ende des 4. Jahrhunderts nach Chriſto verwüſteten die Gothen das Land; dann kamen Erdbeben, welche die Bauwerke in Trümmer verwandelten, und neue Anſiedler, welche die Ruinen mit ihren armſeligen Hütten wie mit garſtigem Spinnengewebe überzogen. Endlich verödete der Platz, das noch zu Tage liegende Material wurde von den Einwohnern naher Dörfer zum Bau ihrer Häuſer fortgeſchleppt; das Uebrige verſchwand allmählich immer tiefer unter der 3 bis 5 Meter hohen Schwemmſchicht, mit welcher die ausgleichende Hand der Natur in Griechenland ſo viele Ueberreſte erhabener menſchlicher Kunſt zugedeckt hat.

Für uns iſt Olympia wichtig als eine Fundgrube von Alterthümern der erſten Eiſenzeit auf griechiſchem Boden. Das iſt eine Nebenfrucht der Ausgrabungen, welche das Deutſche Reich während der Jahre 1875 bis 1881 an dieſem Orte veranſtaltete. Außer den glänzenden Entdeckungen altberühmter Denkmäler claſſiſcher Bau- und Bildkunſt haben die Arbeiten in den tieferen Schichten der „Altis“ (des heiligen Haines von Olympia) eine Fülle von Weihgeſchenken ans Licht gebracht, welche aus vorclaſſiſchen, ja aus prähiſtoriſchen Zeiten ſtammen und das hohe Alter dieſer unvergleichlichen Cultſtätte eindringlich bezeugen. Man iſt jetzt in der Lage, auch dieſe Funde geordnet zu überblicken, nachdem kürzlich unter dem Titel: Die Bronzen und die übrigen kleineren Funde von Olympia, bearbeitet von Adolf Furtwängler (als Band IV der großen Geſammtausgabe jener Ausgrabungsergebniſſe durch Curtius und Adler), ein mächtiger Folioband Abbildungen und ein ausführlicher Textband dazu erſchienen iſt. Wie freudig man aber auch dieſe Publication begrüßen mag, ſo können wir doch nur bedauern, daß alte Fehler in der Behandlung und Conſervirung der Funde auch hier wieder begangen wurden.

So leſen wir bei Furtwängler, daß nicht nur die große Menge der Gefäßfragmente ohne Inventar in Kiſten und Körben magazinirt wurde, ſondern daß Gleiches auch mit den Eiſenfunden geſchah, und daß dieſe 1886 „bereits nahezu ganz zerſtört" waren. Aber auch ohne dieſe leider vernachläſſigten Behelfe iſt die Fülle der erhaltenen kleineren Objecte ſchier unüberſehbar groß, und mit Recht erwartet der Bearbeiter dieſer Funde, daß ſich in denſelben die Hauptſtrömungen der griechiſchen Cultur wie in einem treuen Spiegelbilde werden erkennen laſſen.

Die Bronzefunde im heiligen Haine zu Olympia waren an vielen Stellen, namentlich im Süden des Heraions und an anderen Punkten, wo einſt Altäre geſtanden hatten, um ſo zahlreicher, je tiefer man kam. „Die Bautrümmer," ſagt Furtwängler, „auch die Ziegelſcherben hörten überall nach unten hin ganz auf; dagegen wurde die Erde vielfach immer dunkler und beſonders in der Gegend der Altäre immer ergiebiger an alten Bronzen. Weitaus die Mehrzahl unſerer Bronzefunde ſind Weihgeſchenke oder Reſte von Weihgeſchenken alter Zeit, welche ſchon im Laufe der claſſiſchen Epoche unter den Boden gerathen waren. Daß gerade die unterſten Schichten die an Bronze reichſten zu ſein pflegten, erklärt ſich dadurch, daß die einfachen und zum Theil rohen Weihgeſchenke der älteſten Zeiten ſpäterhin gewiß als ganz werthlos erſchienen und daher, um anderen Platz zu machen, ſchon frühzeitig unter den ſchützenden Boden kamen, während dagegen die Weihgeſchenke der claſſiſchen Periode in der Spätzeit, wenn auch zuletzt nur des Metallwerthes wegen, hochgeſchätzt und geraubt oder eingeſchmolzen wurden."

Unter den Weihgeſchenken der alten Zeit, die uns hier allein angehen, unterſcheidet der Bearbeiter zwei Gruppen: eine ſolche europäiſch-griechiſchen und eine zweite orientaliſch-griechiſchen Stils.

Zur erſteren rechnet er: primitive Thier- und Menſchenfiguren aus Kupfer oder Bronze, theils gegoſſen, theils aus Blech geſchnitten, dann Thier- und Menſchenbilder aus Terracotta; Kupfer- und Bronzebleche mit figuraler oder ornamentaler Decoration im geometriſchen Stile (Diademe, Gürtelbeſchläge, Phaleren und Zierbleche aller Art); Fibeln, Schmuckringe (Arm- und Halsringe, Drahtſpiralen, Blech- und Drahtringe, Ringe mit Endknöpfen), Hängeſchmuck (Bommeln, Schmuckkettenglieder, radförmige Anhängſel, Blechbullen), Schmuck- und Toilettegeräth (Nadeln, Pincetten, Kämme), andere Weihgeſchenke (Räder, Schallbecken, Doppelbeile, Streithämmer, Schwerter), endlich kleine und große Gefäße (Dreifüße, Bruchſtücke von großen Keſſeln und anderen Blechvaſen).

Zur anderen Gruppe (orientaliſch-griechiſchen Stiles) gehören: Zierbleche verſchiedener Beſtimmung mit figuraler und ornamentaler Ausſchmückung, figural verzierte Keſſel mit Anſätzen in Geſtalt von Flügelfiguren, häufig auch mit getriebenen oder gegoſſenen Vordertheilen von Greifen geziert, volle oder aus Stabwerk gearbeitete Unterſätze ſolcher Keſſel, dann eine Reihe anderer Gefäßtypen: Keſſel und Becken mit beweglichen Henkeln, Eimer, Schalen u. ſ. w., ſowie die Fragmente ſolcher Vaſen, meiſt die maſſiveren Henkel und Füße, da das dünne Bronzeblech der eigentlichen Gefäßwandung durch Oxydation vergangen iſt. Hierher gehören ferner Thierfiguren archaiſchen Stiles und Vordertheile (Protomen) von Thiergeſtalten. An Waffen finden wir Panzer, Beinſchienen, Oberſchenkel-, Arm-, Knöchel- und Zehenſchienen, dann Schild und Helm.

Als Proben der Olympiabronzen europäiſch-griechiſchen Stiles geben wir in der Abbildung Fig. 210, S. 525, zwei Votivthierfiguren (darunter eine Stute mit ſaugendem Füllen), dann eine Schlangenfibel mit halbkreisförmig gebogener Nadel, eine Form, welche man früher nur aus Italien kannte, eine Fibel mit vier Spiralſcheiben, ebenfalls ein ſüdeuropäiſcher Typus der Hallſtattperiode (Theben, Corneto), ferner die viereckige Fußplatte einer großen halbkreisförmigen Fibel, einer ſpecifiſch griechiſchen Form (mit einer Thierfigur und allerlei Füllſchmuck im ſogenannten Dipylonſtil, einem eckigen und mageren Ornamentſtile, verziert). Wir fügen hinzu: ein Armband mit ſtollenförmigen Enden, einen Spiralfingerring und Miniaturnachbildungen von einem Schwert und einem Doppelbeil, einen zweihenkeligen Topf mit Thierfiguren als Henkelaufſätzen und endlich als Vertretung der Keramik eine zweihenkelige Thonſchale (Kylix) mit aufgemaltem einfachen Ornament.

Zu den Olympiabronzen europäiſch-griechiſchen Stiles iſt noch Folgendes zu bemerken. Die Thierfiguren ſind oft ganz ſo roh, wie wir ſie in der Hallſtattſchicht der ſüddonauländiſchen Culturzone (in Hallſtatt aus Bronze, in Gemeinlebarn aus Thon) antreffen. Häufig aber zeigt ſich in der Stellung und Durchbildung der Figuren doch ſchon eine Regung höheren Kunſtſinnes, ein Hauch griechiſchen Geiſtes. Dieſe Regung fehlt den autochthonen Erzeugniſſen des mitteleuropäiſchen Kunſtfleißes nicht nur in der erſten Eiſenzeit, ſondern auch in der darauffolgenden La Tène-Periode und fernerhin überall da, wo keine Befruchtung des einheimiſchen Talentes durch fremde Vorbilder eintritt. So treffen wir, wie ſchon oben (S. 98) geſagt wurde, dieſelben unförmlichen Thiertypen in ländlichen Wallfahrtskirchen der Alpengebiete; nur ſind ſie hier aus Eiſen geſchmiedet, ſonſt aber hat ſich das gleiche Bedürfniß nach kleinen billigen Votivgaben von der Urzeit Olympias bis auf

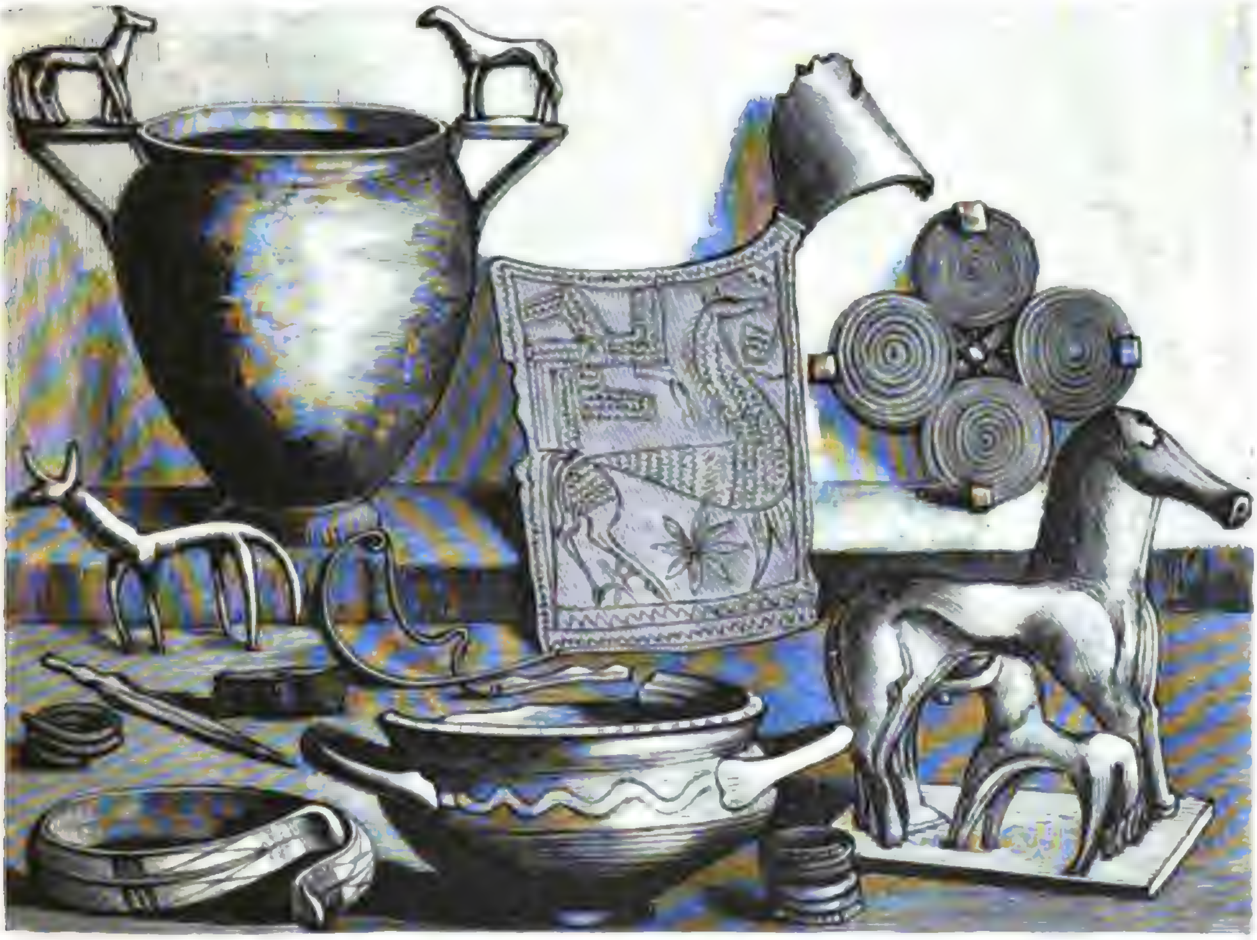


Fig. 210. Weihgeſchenke aus Olympia.
(Text ſiehe S. 524.)

unſere Tage an derſelben Form genügen laſſen. Die mit dem Hammer getriebenen oder im Tremolirſtich bearbeiteten Bronzebleche mit ihren einfachen geometriſchen Muſtern und ihren Reihen von Thiergeſtalten ſtehen um nichts höher als die Gürtelbleche und ähnlichen Zierſtücke von Hallſtatt. Unter den Fibeln findet man außer den abgebildeten Typen noch die halbkreisförmige Bogenfibel, die Kahnfibel, dann die Form, welche die Italiener sanguisuga nennen und die einfache Brillenfibel, lauter gut bekannte Hallſtattformen Mittel- und Süd-Europas. Am häufigſten ſcheint jedoch die Schlangenfibel (serpeggiante) mit mehrfach geknicktem oder verſchlungenem Bügel, bei welcher die Kopfſchlinge fehlt und die Federwirkung bloß durch die Biegung der Nadel hervorgebracht wird, aufzutreten. Eine griechiſche Specialität ſind, wie erwähnt, die großen Fibeln ad arco semplice mit viereckiger, figural verzierter Fußplatte. Die Anhängſel ſind häufig durchbrochen gearbeitet und mit aufſitzenden Thierfiguren geſchmückt. Hier zeigt ſich eine auffallende Uebereinſtimmung zwiſchen Olympia und den Hügelgräbern Bosniens; doch kommen ähnliche, laternenförmige Anhängſel auch in Kroatien (Prozor), Mähren (Byčiſkálahöhle) und in Schweizer Pfahlbauten vor. Die Nadelköpfe ſind etwas reicher geſtaltet als in Mittel-Europa; auch Bekrönung mit Thierfiguren oder mit radförmigen Köpfen, wie in der Bronzezeit Ungarns und Italiens, kommt vor.

An Waffen finden ſich Schwerter mit breiter Griffzunge, Doppelbeile, wie ſie in Mittel-Europa aus Metall nicht vorkommen, aber auch typiſche Bronzelanzenſpitzen und Pfeilſpitzen mit Widerhaken, wie man ſie in donauländiſchen Fundſchichten ſchon während der reinen Bronzezeit antrifft.

Beſonders edle Formen zeigen die Bronzegefäße. Die Gefäßbilderei und Gefäßverzierung iſt in Bronze, wie in Thon, raſcher vorgeſchritten als die Rundplaſtik. Reichere geometriſche Verzierungen gewahrt man insbeſondere an Metallſtreifen, welche als Dreifußbeine gedient haben, und an den ringförmigen Henkeln ſolcher Gefäße. Das Becken ſelbſt iſt eine glatte ſphäriſche Schale ohne Mundſaum und ohne Verzierung. Dieſe Dreifüße kennt Mittel-Europa nicht, wohl aber ähnliche ſphäriſche Becken mit doppeltem Tragreif. Auch ſonſt zeigen die alten Bronzevaſen Olympias wenig Aehnlichkeit mit denjenigen Italiens und der Alpenländer. Man findet überhaupt bei der Betrachtung prähiſtoriſcher Dinge, daß die Gefäße am eheſten einen localen Charakter annehmen und ihren Urſprungsort beſſer charakteriſiren als andere Serien von Gebrauchsgegenſtänden.

Die Arbeiten orientaliſch-griechiſchen Stiles bewegen ſich durchaus in dem aus Vorder-Aſien bekannten Formenkreiſe. Sie zeigen uns heraldiſch gepaarte Thierfiguren und geflügelte Miſchweſen von Menſch und Thier, ſowie Scenen aus dem Jagd-, Land- und Kriegsleben. Ihr Höchſtes ſind einige mythologiſche Darſtellungen, Thaten oder Verehrung der Götter und Heroen. Wir fügen hier (Fig. 211, S. 527) die Abbildung eines Bronzepanzers bei, der im Bette des Alpheios bei Olympia gefunden wurde. Dieſes Prachtſtück zeigt auf der nahezu zerſtörten Rückſeite Sphinxe und Löwen, vorn auf den Bruſttheilen Löwen und Stiere (dazwiſchen wieder Sphinxe und Löwen), unten auf der Magengegend einen Zug von Adoranten vor Apollo und deſſen weiblicher Begleitung. Jedenfalls dürfen wir in dieſem letzteren Bildwerk, deſſen Details für altgriechiſche Tracht und Sitte ebenſo lehrreich ſind, wie die übrigen Theile der Arbeit für die Verwendung orientaliſcher Stilmotive an einem Werke griechiſcher Erfindung, den Vertreter einer Kunſtgattung ſehen, welche ſtark barbariſirt auch weiter im Norden und Weſten von ungriechiſchen Händen geübt wurde und der jene berühmten Darſtellungen auf Situlen und Gürtelblechen aus Watſch, Bologna, Eſte, Matrei u. ſ. w. angehören.

Neben den in Blech getriebenen erſcheinen in Blech ausgeſchnittene Darſtellungen unter jenen Arbeiten, welche den Anbeginn der eigentlich griechiſchen Kunſtperiode bezeichnen. Die ausgeſchnittenen Thierfiguren, welche hierher gehören, ſind mit denen europäiſch-griechiſchen Stiles, unter welchen ſich das denkbar Roheſte

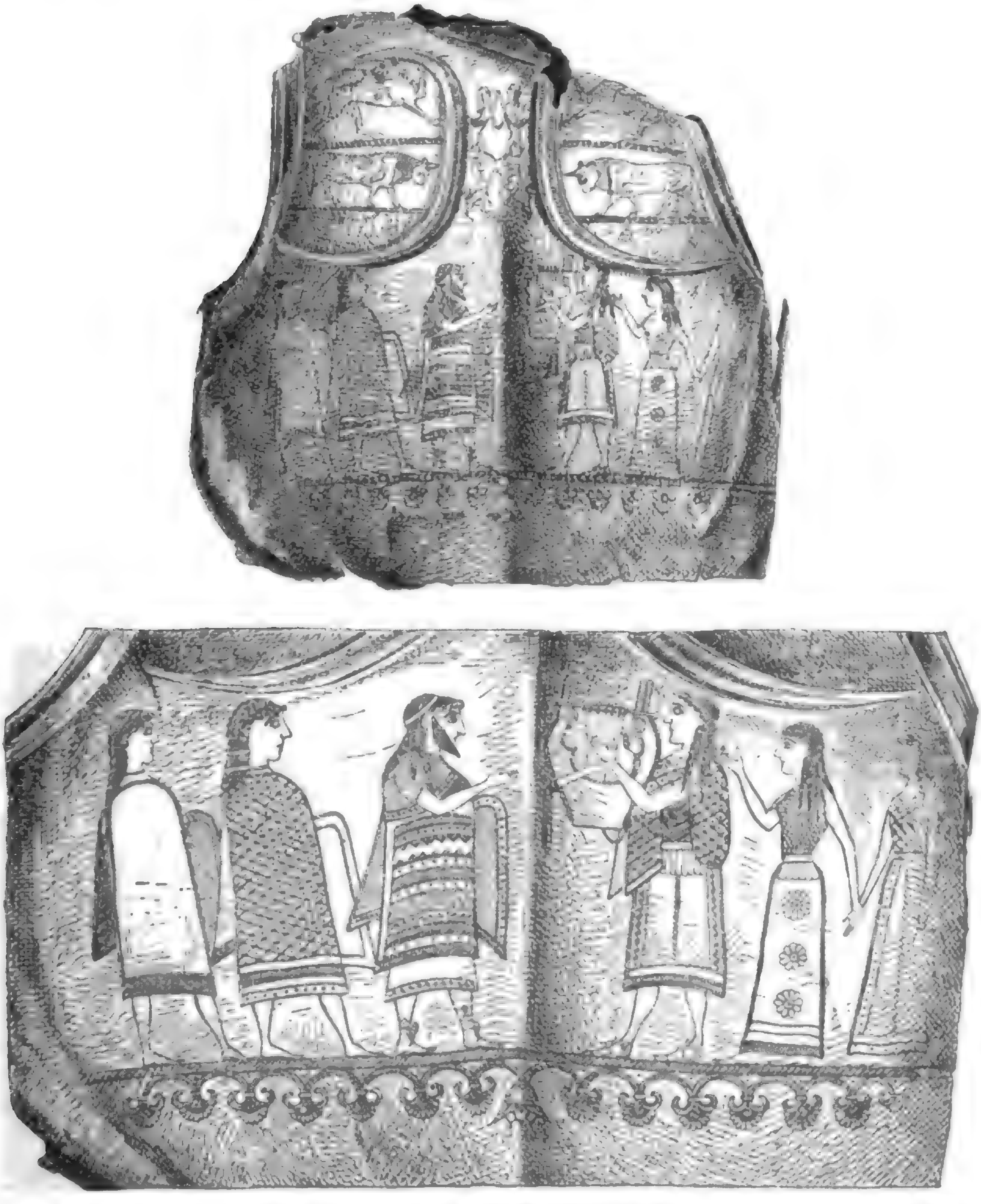


Fig. 211. Bronzepanzer aus Olympia. Ganze Anſicht und vergrößerte Wiederholung des unteren Theiles.

(Text ſiehe S. 526.)

an figürlicher Darſtellung findet, nicht zu verwechſeln. Einen breiten Raum nimmt das ſtiliſirte Pflanzenornament ein; Palmetten, Ranken, Flechtbänder, lilienförmige Blumen u. dgl. ſind manchmal ſo trefflich ausgeführt, wie ſie nur ſpäter als Akroterien oder Einfaſſungen an Gebäuden oder Grabſtelen erſcheinen. Die runden Halbfiguren, welche als Anſätze an Bronzegefäßen gedient haben, ſind wieder um Einiges roher und ſtarrer als die bloß gezeichneten Figuren. Mit Vorliebe werden Greifenköpfe mit hoch aufgerichteten Ohren, aufgeriſſenen Schnäbeln und Glotzaugen gebildet. Geflügelte Mannlöwen weiſen in der Luftlinie nach dem fernen Aſſyrien. Manches, wie ein paar hochgeſtellter Becken, um deren Rand eine Anzahl nach außen ſehender Greifenköpfe angebracht iſt, erinnert an etruskiſche Analogien, die jedoch ihrerſeits wieder auf vorderaſiatiſchen Einfluß hindeuten. Die Innenverzierung einiger getriebener Schalen läßt den ägyptiſchen Urſprung des Stiles nicht verkennen. Wir ſehen da ſteife Göttergeſtalten, Adorationen, Gelage und Kampfſcenen, oder auch Reihen naturaliſtiſch treuer Thierfiguren. Ebenſo ähnlich ihren orientaliſchen Vorbildern ſind die rundgearbeiteten Thiergeſtalten, meiſt Löwen, ſitzend, liegend oder emporgerichtet und umblickend, wie an dem bekannten Löwenthor von Mykenä.

Unter den echt griechiſchen, zur „Panoplie“ oder vollen kriegeriſchen Schutzrüſtung des Mannes gehörigen Stücken haben wir den Panzer bereits kennen gelernt. Die Helme ſind Kübelhelme mit ganzem Geſichtsausſchnitt oder Naſenſchirm; die Beinſchienen zeigen zuweilen ſchöne Verzierungen mit Gorgoneien, Schlangen u. dgl. Die Waffenfunde Olympias dürfen wir als Zehent oder Votivſtücke anſehen, welche Sieger im Kampfe von ihrer Kriegsbeute dem olympiſchen Zeus dargebracht haben. Das berühmteſte dieſer Stücke, der Helm, welchen Hiero von Syrakus, Sohn des Deinomenes, nach ſeinem Sieg über die Etrusker 474 nach Olympia weihte, zeigt eine Form, die uns in zahlreichen Exemplaren ebenſowohl aus Italien, wie aus den nördlich angrenzenden Alpenländern bekannt iſt.

Schon Sophus Müller hat es als ein höchſt wichtiges Ergebniß der Ausgrabungen von Olympia hervorgehoben, daß wir hier unter den älteſten Metallfunden auf griechiſchem Boden ſo wenig Berührungspunkte mit dem allgemeinen europäiſchen Bronzealter finden. Die Aehnlichkeit beſchränkt ſich auf die wenig charakteriſtiſche Lanzenſpitze, eine Pfeilſpitze und eine Schwertform, die obendrein wahrſcheinlich fremden Urſprungs iſt. Die Schaft- und Hohlkelte, welche anderwärts in ſo zahlreichen Exemplaren vorkommen, fehlen hier gänzlich. Auch hat ſich, wie es in dem Fundbericht ausdrücklich heißt, Eiſen ſelbſt in den tiefſten Schichten vorgefunden. Dagegen zeigt ſich, wie wir geſehen haben, eine durchgehende Formenverwandtſchaft mit der Hallſtattſtufe Italiens und Mittel-Europas. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß der orientaliſche Einfluß hier viel ſtärker vertreten iſt, und daß ſich unter ſeinem Wehen, wie unter der ſonnengleichen Wirkung des griechiſchen Geiſtes, die erſten Spuren einer höheren Kunſtentwickelung zeigen, Sproſſen, welche die rauhe Natur und Bevölkerung der Alpen- und Donauländer in ihrem Schoße nicht aufkeimen ſah.

Wie negativ alſo die Unterſuchung Olympias für die Frage nach der Herkunft der europäiſchen Bronzecultur ausgefallen iſt, ſo poſitiv ſind ihre Ergebniſſe für die Frage nach der Ausdehnung der Hallſtattcultur. Hier in Weſtgriechenland hat ſie ohne Zweifel eine hervorragende Heimſtätte gehabt. Und ſicherlich nicht nur hier, ſondern in ganz Griechenland. Zu dieſer Behauptung berechtigt uns das Zuſammenfallen der Realien Homer's und der Denkmäler, welche in Griechenland und weit über die Grenzen desſelben hinaus die Culturſtufe der alten Weihgeſchenke Olympias vertreten. Die erſten Jahrhunderte des Jahrtauſends vor Chriſto, die

Epoche, in welche die Eroberung des Peloponnes durch die Dorier und die Entſtehung der homeriſchen Geſänge fällt, das homeriſche Zeitalter, trägt die Signatur der erſten Eiſenzeit, der Hallſtattperiode, wie wir in Mittel-Europa ſagen.

Die Mykenäer und Tirynthier, wie ſie ſich in den Ausgrabungen Schliemann's gezeigt haben, ſind von den Griechen Homer's gründlich verſchieden. Jene beſaßen keine Bronzecultur im allgemein-europäiſchen Sinne, dieſe aber eine ausgeſprochene europäiſch-orientaliſche Hallſtattcultur, d. h. eine aus eigenen und fremden Elementen gemiſchte Cultur, welche im übrigen Europa der reinen Bronzezeit folgt und überall dieſelben Familienzüge aufweiſt.

Die Cultur, welche im Zeitalter der Burggräber von Mykenä geherrſcht hat, erſcheint zuvörderſt räumlich auf Oſtgriechenland beſchränkt und im Ganzen ungleich üppiger und prunkvoller als diejenige des homeriſchen Zeitalters. Gerade die prächtigſten Grabfundſtücke von Mykenä finden im Epos keine Analogie; auch iſt die Beiſetzungsart eine andere. Dort werden die Leichen als Mumien beerdigt, hier verbrannt, und die Sitte der Leichenverbrennung verbreitet ſich um dieſe Zeit auch über ganz Mittel- und Nord-Europa. Die mykeniſche Cultur iſt nicht ſo ſehr ein Ergebniß ſelbſtſtändiger Entwickelung als fremder Einflüſſe geweſen, und ſie hat nicht die Grundlage gebildet, auf welcher die echtgriechiſche Kunſt erwuchs. Nach dem Inhalt ihrer Burggräber erſcheinen die Mykenäer recht eigentlich als Orientalen, wogegen in der homeriſchen Periode eine Abnahme des fremden Elementes unverkennbar iſt. Um ſo viel, als die homeriſche Cultur die mykeniſche an Maß und Einfachheit überragt, nähert ſie ſich der helleniſchen oder claſſiſchen und giebt ſich dadurch als eine jüngere Entwickelungsſtufe zu erkennen.

Die homeriſchen Griechen ſind den Mykenäern in mancher Beziehung überlegen. Sie bedienen ſich nicht mehr des Steines zu Waffen und Werkzeugen, ſie beſitzen das Eiſen, die Fibel, eine eigene geradlinige Ornamentik, ſie verſtehen die Treibkunſt in Metall und leiſten Vorzügliches im naiverzählenden Reliefſtil. In anderer Hinſicht brachte die doriſche Wanderung manchen Rückſchritt. Der harte und tüchtige Stamm der Dorier kam aus ſeinen Wohnſitzen am Olympos, wahrſcheinlich in Folge eines Andrängens illyriſcher Völker, nach dem Peloponnes herab und nach Klein-Aſien, Kreta und Kyrene hinüber. Aus dem nördlichſten griechiſchen Stamme, der er früher war, wurde er auf einmal der ſüdlichſte. Seine Cultur muß im Anfang eine primitive geweſen ſein, und die Folge ſeines Einbruches war, daß in dem durch mehrere Generationen andauernden Kriegszuſtande die engen Beziehungen zum Morgenlande, welche früher geherrſcht hatten, abgebrochen wurden. Andere Störungen verurſachte die griechiſche Coloniſation auf den Inſeln des Aegäiſchen Meeres. Die hier anſäſſigen Phönikier wurden vertrieben oder aſſimilirt, jedenfalls hörten ſie auf, Herren der von Aſien nach Griechenland führenden Verkehrswege zu ſein. Dieſe Zurückdrängung führte zu einer Beſchränkung des orientaliſchen Einfluſſes ſowohl im Mutterlande als in den Colonien, wo es zudem begreiflicherweiſe anfangs mehr auf das Nothwendige und Nützliche, als auf Luxus und Ausſchmückung des Lebens ankam. Daher gewahren wir in der Bearbeitung des Steines zu Bauten und Sculpturen einen entſchiedenen Rückſchritt, der uns an die ſolcher Denkmäler völlig entbehrenden Länder Mittel-Europas erinnert. In dieſem Lichte muß man die koloſſalen Bauwerke von Mykenä und Tiryns betrachten, um das Fremdartige ſolcher prähiſtoriſcher Monumente auf europäiſchem Boden recht zu fühlen. Man ſchützte ſich im homeriſchen Zeitalter durch Erdwerke und Paliſſaden, die man, wenn friedliche Verhältniſſe herrſchten, verfallen ließ, aber raſch wieder herſtellte, ſowie Gefahr drohte. Ein ſteinerner

Mauerring galt noch um die Mitte des 6. Jahrhunderts als eine außergewöhnliche Leiſtung.

Die verſchiedenen, bei Homer auftretenden Völker bewegen ſich faſt ausnahmslos in gleichartigen Lebensformen, die ſich, wie Helbig detaillirt nachgewieſen hat, aus unſeren Denkmälern der erſten Eiſenzeit mit allen möglichen Beiſpielen belegen laſſen. Auffallend iſt dieſe allſeitige Ebenbürtigkeit mit den eigentlichen Helden des Epos, den Achäern, namentlich bei dem thrakiſchen Volksſtamme im heutigen Rumelien, den die ſpäteren Griechen ohneweiters zu den Barbaren rechneten. Ja, der äußere Culturbeſitz griechiſcher Stämme war im homeriſchen Zeitalter eher noch geringer als derjenige anderer Anwohner des nordöſtlichen Mittelmeeres. Die Ueberlegenheit der ausländiſchen, namentlich der ägyptiſchen und phönikiſchen Kunſt und Induſtrie wird willig anerkannt. Werthvolle Kampfpreiſe, ausgezeichnete Waffenſtücke und der Hausrath in beſonders glänzend ausgeſtatteten Fürſtenſitzen ſtammen aus dem phönikiſchen Culturkreiſe. So heißt es von einem ſilbernen Miſchkeſſel, der bei den Leichenſpielen des Patroklos als Kampfpreis ausgeſetzt wird, er ſei weitaus der ſchönſte auf der ganzen Erde,

. . . . „Denn kunſterfahrne Sidonier ſchufen ihn ſinnreich;
Aber phönikiſche Männer, auf dunkelen Wogen ihn bringend,
Boten in Häfen ihn feil.“

Unter fortgeſetztem Einfluſſe des Orients haben wir alſo auf griechiſchem Boden zwei getrennte Culturſtufen zu unterſcheiden. Die eine, welche vor den Beginn des letzten Jahrtauſends fällt, zeigt uns das fremdländiſche Gewächs in unbeſchränkter Herrſchaft auf einer armſeligen autochthonen Culturbaſis, die nicht mehr und nicht weniger war als die jüngere Steinzeit. Die zweite zeigt uns den orientaliſchen Einfluß ſtark reducirt durch das thatkräftige Eingreifen der geſchichtlichen Griechenſtämme auf einer beträchtlich gehobenen einheimiſchen Baſis, nämlich auf derjenigen der erſten Eiſenzeit.

Aus den rauhen Bergländern inmitten der Balkanhalbinſel müſſen die Griechen jenes europäiſche Culturgut mitgebracht haben, welches neben dem orientaliſchen in den älteſten Schichten Olympias wetteifernd erſcheint und ſeine Beſitzer befähigte, das Fremde in ihrer Art aufzunehmen und umzubilden. Wir können nur einige äußere Elemente dieſes Culturgutes mit Worten bezeichnen. Dieſe ſind die ſchlichte, aber edle Gewandung, zu welcher die Fibel unerläßlich gehörte, und der ausgebildete geometriſche Stil, welcher in einfachſter Form ſchon das Princip ſtrenger Zucht vertritt, jener Zucht, durch welche alle Entlehnungen aus dem Oſten zu helleniſchem Gute umgeprägt wurden.

Jener Stil iſt nicht derjenige der allgemein-europäiſchen Bronzezeit, und nicht von der entwickelten Bronzezeit unſeres Continents dürfen wir den Eigenbeſitz ableiten, welchen die Griechen in ihre neuen Wohnſitze mitbrachten. Den Unterſchied zwiſchen dem Ornamentſtil der Bronzezeit und dem geometriſchen Ornament der Griechen, wie der Hallſtattcultur überhaupt, hat Sophus Müller in ſeiner Unterſuchung über den Urſprung und die erſte Entwickelung der europäiſchen Bronzecultur ſcharf betont. Erſterer beruht auf der Spiral- und Bogenlinie, letzterer auf dem Kreis und der geraden Linie (welche oft als Tangente die Kreiſe verbindet oder verſchiedene Mäanderfiguren bildet), ſowie auf der Zickzacklinie und Verbindungen liegender S-Figuren. „Dies iſt die Ornamentik jener Gruppe, die vor der Aufdeckung der Mykenägruppe als die älteſte in Griechenland betrachtet wurde, und die auch jetzt, wiewohl jünger als die Schliemann'ſchen Funde, mit Recht als die älteſte, eigentlich griechiſche Gruppe bezeichnet werden darf.“ Sie erſcheint bereits an einzelnen Gegenſtänden aus den Gräbern von Spata und Menidi in Attika und tritt dann in den atheniſchen Dipylongräbern, ſowie in den Funden von Olympia und Dodona entſchieden in den Vordergrund.

Am Schluſſe unſerer Darſtellung der europäiſchen Bronzezeit (ſiehe oben S. 435 f.) haben wir als wahrſcheinlich erkannt, daß die Griechenſtämme, als ſie ſich von den Italikern trennten und aus der mittleren Donaugegend einen direct ſüdlichen Weg einſchlugen, eine unentwickelte Bronzecultur von der Art der Terramaracultur Ober-Italiens beſaßen. Irgendwo im nördlichen Theile der Balkanhalbinſel müſſen die Griechen in ähnlicher Weiſe einen längeren Aufenthalt genommen haben wie die Italiker in der Poebene. Hier bereicherten ſie ſich mit jenen neuen Elementen, welche der entwickelten Bronzezeit Mittel- und Nord-Europas fehlen, mit der Kenntniß des Eiſens und mit dem linearen geometriſchen Stil. Hier entwickelten ſie die einfache Terramarafibel, welche in der Bronzezeit Ungarns zu einer ungeheuerlichen barbariſchen Verzerrung ausgeſtaltet wurde, zu jener edlen Formenreihe, die wir an allen hallſtättiſchen Fundplätzen reichlich vertreten finden. Den gleichen Proceß machten in nahezu paralleler Weiſe die Italiker auf ihrem Wege durch. Beide Völkerzweige hatten ſich culturell ganz entſchieden von dem Mutterſtamme der ariſchen Bevölkerung Mittel- und Nord-Europas losgetrennt, als ſie — die einen über den Balkan, die anderen über den Apennin — in ihre definitiven Wohnſitze gelangten.

Welchem Einfluß danken ſie aber dieſe eigenartige Entwickelung? Dümmler denkt an die Thraker als Lehrer der Griechen im Eiſenſchmieden. Hier ſind wir auf reine Vermuthungen angewieſen. Wir ſtehen vor derſelben Schwierigkeit, welche die Frage nach dem Urſprung der Bronzecultur derzeit noch auf dem Gebiete der Hypotheſen zurückhält. Wenn ich aber in einer ſo dunklen Sache meiner perſönlichen Ahnung Ausdruck geben darf, ſo möchte ich nicht verſchweigen, daß mir der Verkehr mit pontiſchen und an der unteren Donau ſtreifenden Nomadenvölkern, welche die Alten Scythen nannten, hier in die Entwickelung der europäiſchen Cultur fördernd eingegriffen zu haben ſcheint. Ich habe ſchon einmal darauf hingewieſen, daß die Scythen im Alterthum als gute Eiſenſchmiede galten, daß man noch in geſchichtlicher Zeit treffliche Eiſenwaffen in Griechenland als ſcythiſche bezeichnete. Der chalybiſche Stahl iſt unübertrefflich. Das Völkchen der Chalyber am Pontus galt bei den Hellenen jederzeit für dasjenige, von welchem ſie ſelbſt die Kunſt der Eiſenbereitung und des Eiſenſchmiedens gelernt hätten.

Die Beziehungen zwiſchen dem ſeßhaften Volke, welches am Pontus Eiſenſchmelzen beſaß, und den auf der Balkanhalbinſel anſäſſigen Hellenen, Thrakern und Illyriern müſſen wir uns durch nomadiſche Scythenſtämme hergeſtellt denken. Hiſtoriſche Kunde von den Chalybern drang erſt ſpät zu den Griechen; aber von ſolchen Vermittlern ſcythiſchen Namens, die an der Donau ſtreiften, haben wir doch auch relativ frühe Kenntniß. Es ſind dies die Sigynnen Herodot's. Von ihnen erzählt der Vater der Geſchichte, daß ſie jenſeits der Donau wohnen, daß ſich ihre Grenzen aber doch ſehr nahe zu den Venetern am Adriatiſchen Meere erſtreckten. Sie ſelbſt wußten, daß ſie aus Aſien gekommen ſeien und rühmten ſich, von dem iraniſchen Volke der Meder abzuſtammen. Ihre Kleidung war mediſch, ihre Pferde klein, ſtruppig; dieſe Thiere dienten nicht zum Reiten, ſondern nur zum Ziehen der Wagen. Bei den Ligurern im Norden des Marſeiller Golfes erſcheinen die Sigynnen als herumziehende Krämer, wenigſtens bedeutet der Name in liguriſcher Sprache einen ſolchen Hauſirer.

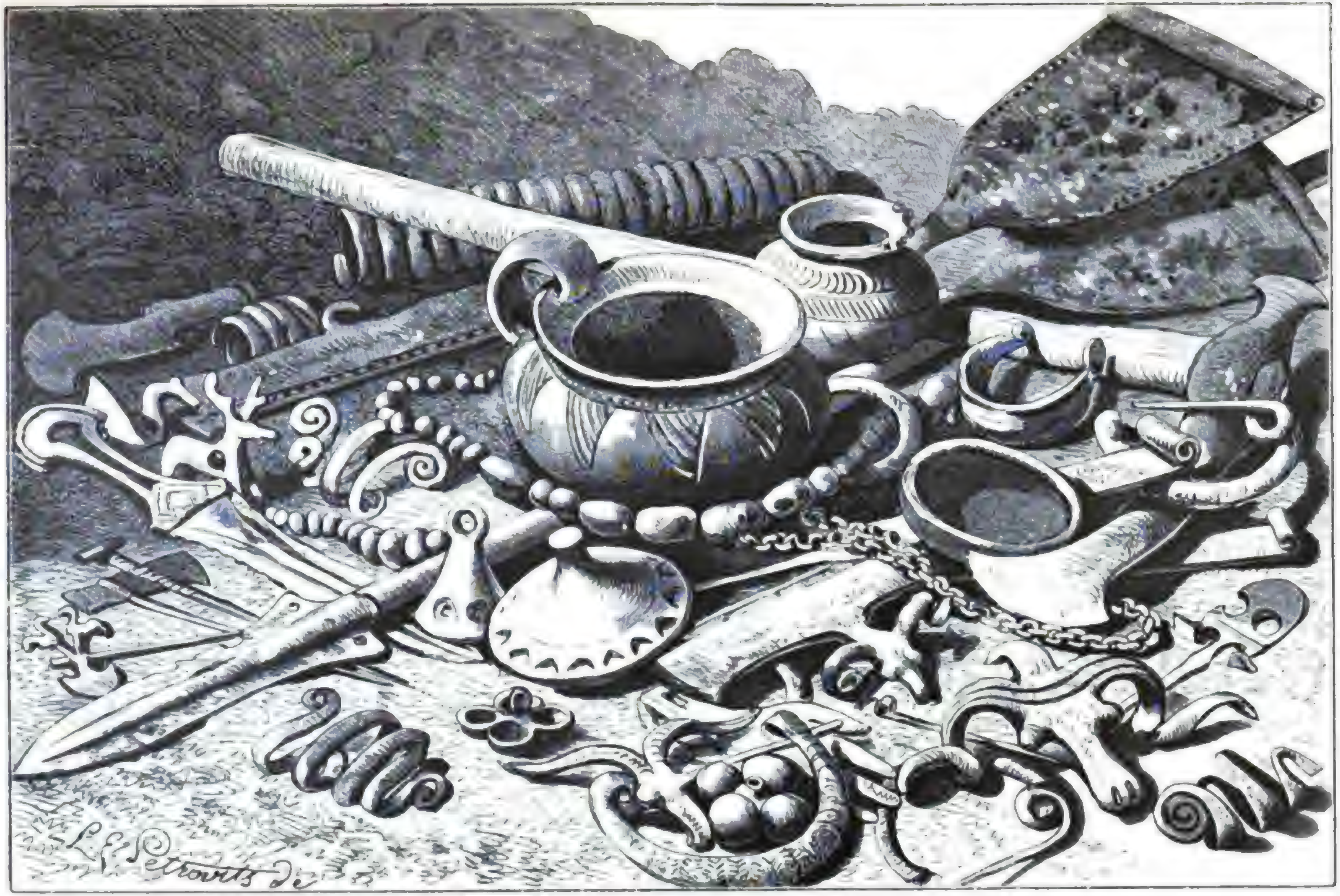
Ich wage demnach die Vermuthung zu äußern, daß die Griechen und die Illyrier zu einer Zeit, als beide Völker noch im Beſitz einer unentwickelten

Bronzecultur im Norden der Balkanhalbinſel ſaßen, etwa um 1200 vor Chriſto, durch ſcythiſchen Einfluß mit dem Eiſen bekannt wurden. Ich vermuthe ferner, daß beide Völker hier vor ihrer weiteren, durch den Beſitz des Eiſens nicht wenig geförderten Ausbreitung (der Griechen nach Süd und Oſt, der Illyrier nach Nord und Weſt) die europäiſchen Elemente des Hallſtattſtiles, wie wir ſie oben kennen gelernt, ausgebildet haben und daß ſie ſpäter, als beide Völker an die See vordrangen und mit Phönikiern und anderen Orientalen Bekanntſchaft machten, die vorderaſiatiſchen Elemente, welche wir innerhalb jenes fertigen Stiles wahrnehmen, in ziemlich gleicher Weiſe aufnahmen und weiter verbreiteten.

So erklärt ſich für mich auf einem allerdings hypothetiſchen Wege (und einen anderen können wir heute nicht einſchlagen) das Räthſel der Hallſtattcultur in all ihren vielverzweigten Erſcheinungen. Was wir weiterhin auf italiſchem, mittel- und nordeuropäiſchem Boden zu betrachten haben, erſcheint unter dem Geſichtspunkt dieſer Annahme verſtändlich und organiſch zuſammenhängend.

Aber auch ein anderes großes Fundgebiet würde, wenn meine Vorausſetzung richtig iſt, durch dieſelbe neues Licht empfangen. Wir haben ſchon oben im fünften Capitel (S. 249 f.) von den kaukaſiſchen Gräberfeldern geſprochen, deren überreichliche Funde man vergeblich zu einem Verſuch, die Herkunft der europäiſchen Bronzecultur zu ermitteln, herangezogen hat. Zumal jenes berühmte Koban, dem Virchow eine große Publication gewidmet hat, iſt doch, ſo viel man auch von „Ausſtrahlungen", „Strömungen" u. dgl. ſpricht, noch nirgends recht ſicher angeknüpft worden. Nach welcher Seite man ſich damit auch wenden mag, ſo geräth man ins Ungewiſſe. Die Aehnlichkeit mit unſerer europäiſchen Hallſtattcultur beſteht, aber ſie wird durch ebenſoviele Differenzen faſt wieder aufgewogen. Anders ſteht die Sache, wenn man jetzt die olympiſchen Bronzen und was ſich unmittelbar daran ſchließt, mit den Kobanfunden vergleicht. Ich will nur die wichtigſten Parallelen aufzählen. Koban beſitzt die halbkreisförmige Bogenfibel und die Urform der Schlangenfibel mit zweimal wellenförmig eingeknicktem Bügel. Es hat Miniaturbronzewaffen, Bronzeäxte mit Stielloch, aber keine Kelte und Palſtäbe, ferner durchbrochene laternenförmige Anhängſel und primitive Menſchen- und Thierfigürchen, theils ſelbſtſtändig, theils als Anhängſel oder Aufſätze gebildet — alles ganz ſo oder wenigſtens ſehr ähnlich, wie es in der Hallſtattperiode Griechenlands und theilweiſe auch in den nächſten nördlichen Gebieten (Bosnien und Kroatien), wie es aber durchaus nicht ganz gleichartig in den übrigen Hallſtattſchichten Europas vorkommt.

In der Ornamentik von Koban bemerkt man Motive, welche rein orientaliſch geblieben ſind, Dinge, für welche wir in Europa keine Analogien finden. Andere Formelemente ſind ſchon von Sophus Müller mit voller Sicherheit als Beweiſe für einen Zuſammenhang dieſer entlegenen Gegend mit den chamito-ſemitiſchen Culturgebieten an den Oſtküſten des Mittelmeeres angeſehen worden. Hierher gehört namentlich das flächenbedeckende Muſter der mehrreihigen Spiralgeſchlinge, welches im mykeniſchen Culturkreis ſo oft wiederkehrt (z. B. an der Stele des fünften Schachtgrabes in Mykenä und der Grabkammerdecke von Orchomenos), dann die Einfaſſung der Ornamente durch eine Art Zahnſchnitt und Aehnliches. Montelius wollte die Verbreitung der Spiralornamentik nach Norden griechiſchem Einfluß zuſchreiben; Sophus Müller denkt richtiger an die Phönikier als die eigentlichen Zwiſchenträger und an Aegypten als Ausgangspunkt dieſer Ornamentik. Thatſache iſt, daß die Gegenden am Kaukaſus ähnliche Einwirkungen erfahren haben, wie Griechenland im Zeitalter der mykeniſchen Cultur. Dieſe Einwirkungen


L. E. Petrovits

Gräberfunde von Koban im Kaukaſus. (1.)

dürfen wir wohl mit einiger Gewißheit als Facten betrachten, welche der zweiten Hälfte des vorletzten Jahrtauſends vor Chriſto angehören. Sie erweckten in jenen abgelegenen, aber metallreichen und von fremden Seefahrern gern beſuchten Landſchaften ein Leben, welches nothwendig etwas andere Formen annehmen mußte, als ſie Griechenland im mykeniſchen Zeitalter beſaß. Man trug ungenähte Gewänder und bediente ſich daher der Fibel, und man kannte und benutzte bereits das Eiſen, obwohl die Bronze noch immer das bevorzugte Metall war.

Da das Eiſen in Koban faſt nur zu verzierenden Einlagen auf Bronze (wie in den Schweizer Pfahlbauten) verwendet wird, gehört dieſes Gräberfeld rein culturgeſchichtlich, nicht abſolut chronologiſch genommen, einer älteren Stufe an, als die Hallſtattcultur in den Oſtalpen. Aber ſo geht ja auch die entwickelte Bronzecultur der Pfahlbauten gleichzeitig neben der erſten Eiſencultur Italiens her, und die Zeitſtellung Kobans mag durch die Conſtatirung jenes Parallelismus ganz unberührt bleiben. Man hat ja in vielen ſüdlichen, mittleren und nördlichen Gebieten der Alten Welt, ſo in Aegypten, der Schweiz und Skandinavien, wahrſcheinlich auch in einem Theile Ungarns, das Eiſen faſt grundſätzlich lange Zeit vom Gebrauche ausgeſchloſſen und ſich aus Gründen, die uns doch nicht ſo ganz unklar ſcheinen, auf die Bronze beſchränkt. Das ſcheint auch im Kaukaſus der Fall geweſen zu ſein, nicht aber bei den Flachlandſcythen, die, wie es ſcheint, ſelbſtſtändig der weiteren Verwendbarkeit des Eiſens ihr Augenmerk zuwendeten und in der Verarbeitung desſelben zu Waffen und Werkzeugen eine hohe Vollendung erreichten. Wir dürfen annehmen, daß dieſe Scythen die Keime einer höheren Cultur aus dem Kaukaſusgebiet nach dem Weſten zu den Thrako-Illyriern, gleichſam von unfruchtbarem auf einen fruchtbaren Boden verpflanzten, ähnlich dem Windhauch oder dem irren Inſect, das den Samenſtaub der einen Pflanze in den Kelch der anderen hinüberträgt.

Dem Buchſtaben nach hätten wir alſo Koban und ſein Gebiet im ſechſten Capitel unter den entwickelungsreichen Bronzezeitprovinzen anführen müſſen. Seine näheren Beziehungen zum ägypto-phönikiſchen Culturkreis einerſeits und zur erſten Eiſenzeit auf der Balkanhalbinſel andererſeits verweiſen es jedoch vielmehr an dieſe Stelle, wobei wir nicht verſchweigen dürfen, daß auch hier die Unterſuchungen noch lange nicht abgeſchloſſen ſind und unſere doppelte Anknüpfung nur als ein Verſuch, mit dem bisher gewonnenen Material hypothetiſch zu operiren, betrachtet werden will.

Zur Illuſtration dieſes kaukaſiſchen Fundortes, dem wir ſeiner Wichtigkeit wegen noch eine kurze Beſchreibung widmen müſſen, geben wir zwei Vollbilder mit Darſtellungen von Gräberfunden aus Koban nach den im k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeum befindlichen Originalien.

Das Vollbild „Gräberfunde von Koban im Kaukaſus (1)“ bietet uns den Anblick einer Anzahl typiſcher Objecte der entwickelten nordkaukaſiſchen Bronzezeit. Wir ſehen in der Mitte zwei verzierte Thonnäpfchen (aus dem Grabe einer Frau und eines kleinen Mädchens), rechts rückwärts die ſchaufelförmigen Köpfe zweier Bronzenadeln, welche gekreuzt unter dem Schädel der Leiche (in dem erwähnten Frauengrabe) lagen.*) Aus Männergräbern ſtammen die Hammeraxt und die Dolchklinge mit Griffnieten, welche der Zeichner irrthümlich als Lanzenſpitze aufgefaßt und behandelt hat, ſowie der ſchöne Bronzedolch, aus deſſen verziertem und gehöhltem Griff die einſt vorhanden geweſene, ſchmückende Einlage gegenwärtig verſchwunden iſt. Ferner zeigen ſich da: ſchlangenförmig gewundene, in Spiralſcheiben endigende Schläfenringe, Fibeln mit halbkreisförmigem Bügel, Widderköpfe als Anhängſel und Aufſätze an Gürtelſchließplatten, ein Zierſtück in Form einer menſchlichen Hand, Beilnadeln, darunter eine mit zwei Vogelfiguren, Thierfigürchen (ein Hirſch, ein Vogel) zum Anhängen, Kettchen und Colliers aus Bernſteinperlen, ein offener, in zwei Spiralen endigender Handgelenkring und andere Schmuckſachen.

---

*) Virchow nennt dieſe und ähnliche Nadeln, welche eine der bemerkenswertheſten Specialitäten des Kobaner Gräberfeldes bilden, „Scheiben“- oder „Spiegelnadeln“. Bei jenen Stücken, deren oberes Ende nach der Bildung einer ſchaufelförmigen Platte wieder röhrenartig umgerollt iſt, wird man doch an gewiſſe Nadelformen der europäiſchen Bronzezeit erinnert, welche Aehnliches in viel kleinerem Maßſtabe zeigen. Die Platte der letzteren iſt oval und das umgerollte Ende daher bedeutend ſchmäler. Das untere Ende, die Spitze, iſt häufig leicht gekrümmt (ſogenannte „Säbelnadel“). Dieſer Typus kommt in bronzezeit-

Unſer zweites Vollbild mit Gräberfunden von Koban im Kaukaſus zeigt mehrere Spiralarmſchienen, zwei kreuzweiſe gelegte Nadeln mit herzförmigem breiten Kopfe, eine Bogen- und eine Schlangenfibel, letztere mit mehreren herabhängenden Kettchen, an welchen einſt eiſerne (jetzt abgeroſtete) Anhängſel befeſtigt waren, knopfartige Beſatzſtücke von Gewändern, Doppelſpiralen, deren Verbindungsglied zuweilen hakenförmig geſtaltet iſt, Schmuckſtücke aus Drahtſpiralröhrchen (Saltaleoni), Perlenſchnüre, Kettchen, einen Widderkopf als Anhängſel und zwei „Beilnadeln“, eine davon mit drei Thierfigürchen, einem Hirſch und zwei Hunden, von welchen der rückwärtige den Hirſch anzufallen ſcheint.

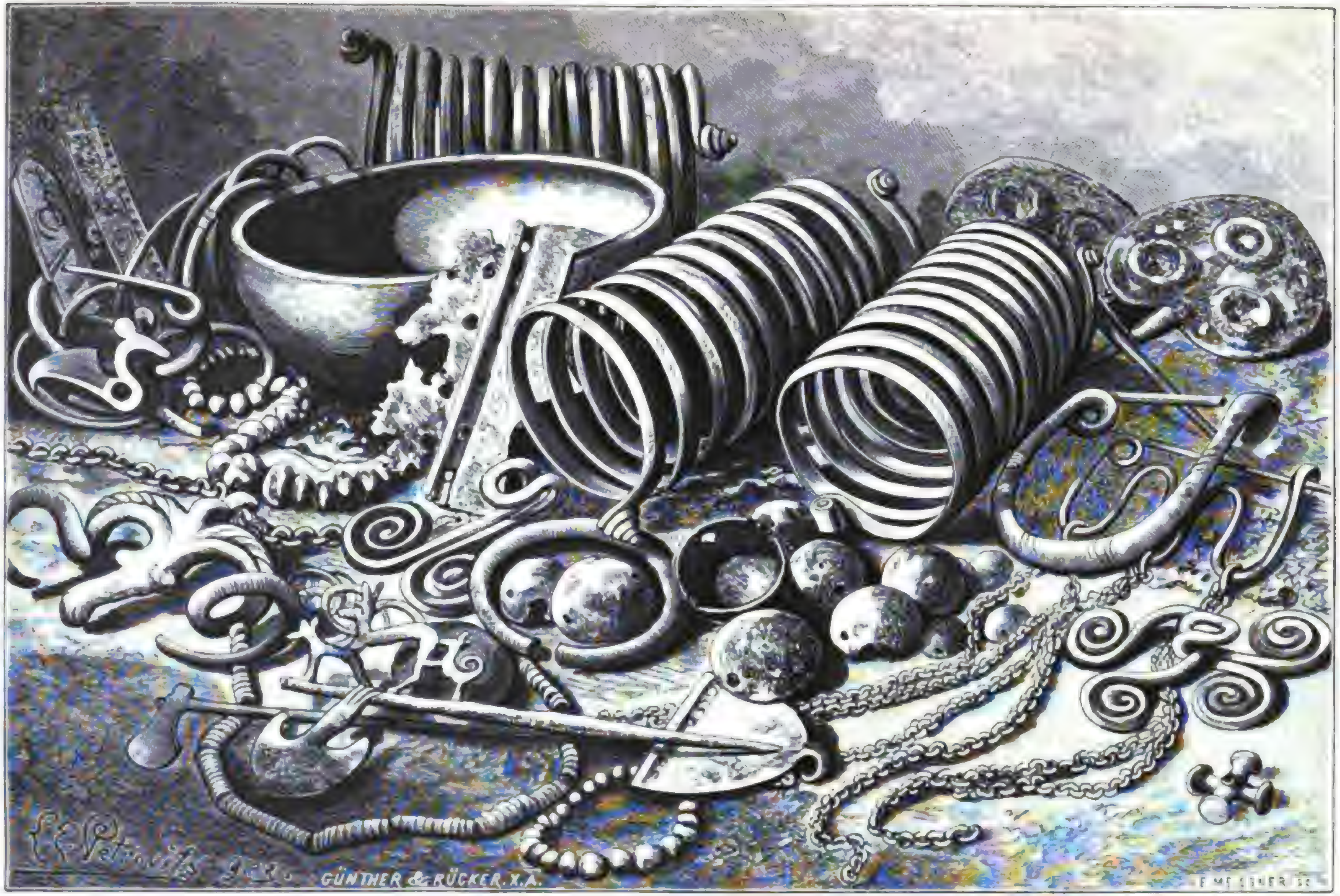
Schließlich geben wir (Fig. 212, S. 535) noch eine Anzahl Gräberfunde von Koban nach den von Virchow publicirten Stücken des Berliner Muſeums. Wir ſehen da eine der typiſchen Aexte mit Stielloch, einen Dolch mit kurzem Griffanſatz, eine Rudernadel, eine Bogenfibel und ein Perlenarmband, dann zwei Gürtelſchließplatten, wovon die eine mit drei plaſtiſchen Widderköpfen, die andere mit zwei phantaſtiſchen Thierfiguren in Schmelzeinlage, außerdem beide mit emaillirten geometriſchen Ornamenten verziert ſind, endlich Armringe, ein Widderkopfanhängſel, einen Spiralhaken und einen „Schläfenring“.

Der heutige Aul Uolla Koban (Dorf Ober-Koban) liegt am nördlichen Fuße des Kasbek im Flußgebiete des Terek, in einem von Wäldern, Weiden und Feldern erfüllten Gebirgswinkel, der durch die Vorberge von der nordkaukaſiſchen Ebene abgeſchnitten iſt. Die Gräber ſind theils Einzel-, theils Familiengräber, welche letztere in ihren Steinkammern zwei bis vier Skelette durch Erdlagen getrennt enthalten. Die Schädelbildung der Begrabenen zeigt in den Hauptformen keine Uebereinſtimmung, weder unter den einzelnen Exemplaren, noch mit den Köpfen der Oſſeten, welche heute dieſe Landſchaft bewohnen. Es wechſeln brachycephale mit dolichocephalen Typen; nur in der Stirnbildung iſt eine gewiſſe durchgehende Stammeseigenthümlichkeit wahrzunehmen. Trotz des großen Stirnbeines erſcheint die Stirne niedrig und oben etwas vorgewölbt, von faſt weiblichem Charakter. In jedem Falle war es eine ariſche Bevölkerung, die höchſt wahrſcheinlich von Transkaukaſien her nach Koban hinüber Verbreitung fand, und nichts ſpricht für die Annahme einer turaniſchen Einwirkung. Leichenverbrennung iſt in den älteren Gräbern von Koban (es giebt auch jüngere) nicht geübt worden.

Reichlicher als die Knochenfunde war die Ausbeute an Artefacten; kein Grab erwies ſich ohne eine gewiſſe Anzahl werthvoller Beigaben, unter welchen der

---

lichen Gräbern Mährens, Niederöſterreichs und der Schweiz, dann mehrfach in den Pfahlbauſtationen des Lago di Vareſe (Italien) vor. Auch andere kaukaſiſche Nadelformen, wie diejenigen, welche Virchow aus dem Gräberfelde von Kumbulte in Digorien beſchrieben und abgebildet hat („Plattennadeln“ mit zwei in Blech ausgeſchnittenen Voluten oder einer Gabelung, deren Enden in zwei gegeneinander gekehrte Drahtſpiralſcheiben auslaufen), mahnen an Formen der europäiſchen Bronzezeit (Peſchiera-Typen) und laſſen ſich kaum anders deuten, als daß die kaukaſiſche und die europäiſche Bronzezeit auf irgend einen gemeinſamen Einfluß zurückzuführen ſei.


GÜNTHER & RÜCKER X.A.
E. MEISSNER SC.

Gräberfunde von Koban im Kaukaſus. (2.)

Google

abſolute Mangel aller Arbeiten in Stein und Knochen, alſo der Vertreter früherer Culturſtufen, zunächſt auffällt. Die Bronze iſt dagegen ſo vorwiegend vertreten, daß man das Gräberfeld von Koban anfangs unbedenklich einer eiſenfreien Bronzezeit zuſchrieb. Einige der hervorragendſten Typen wurden bereits erwähnt; Anderes wollen wir hier zur Ergänzung anfügen. Unter den Nadeln erſcheinen die ſeltſamen ruderförmigen, bis zu 30·5 Centimeter langen und die oben ſcheibenförmig geſtalteten als ein faſt ſpecifiſches Attribut von Koban. Nur im weſtlichen Süd-Amerika, bei den Patagoniern und Araucaniern, ſowie in altperuaniſchen Gräbern finden ſich zahlreiche Analogien zu dieſen oft koloſſalen Schmuckſtücken. Dort wurden und werden ähnliche Nadeln von den Frauen zum Zuſammenhalten des Mantels verwendet und vertical eingeſteckt, ſo daß die Scheibe oben als Broche hervorragt.

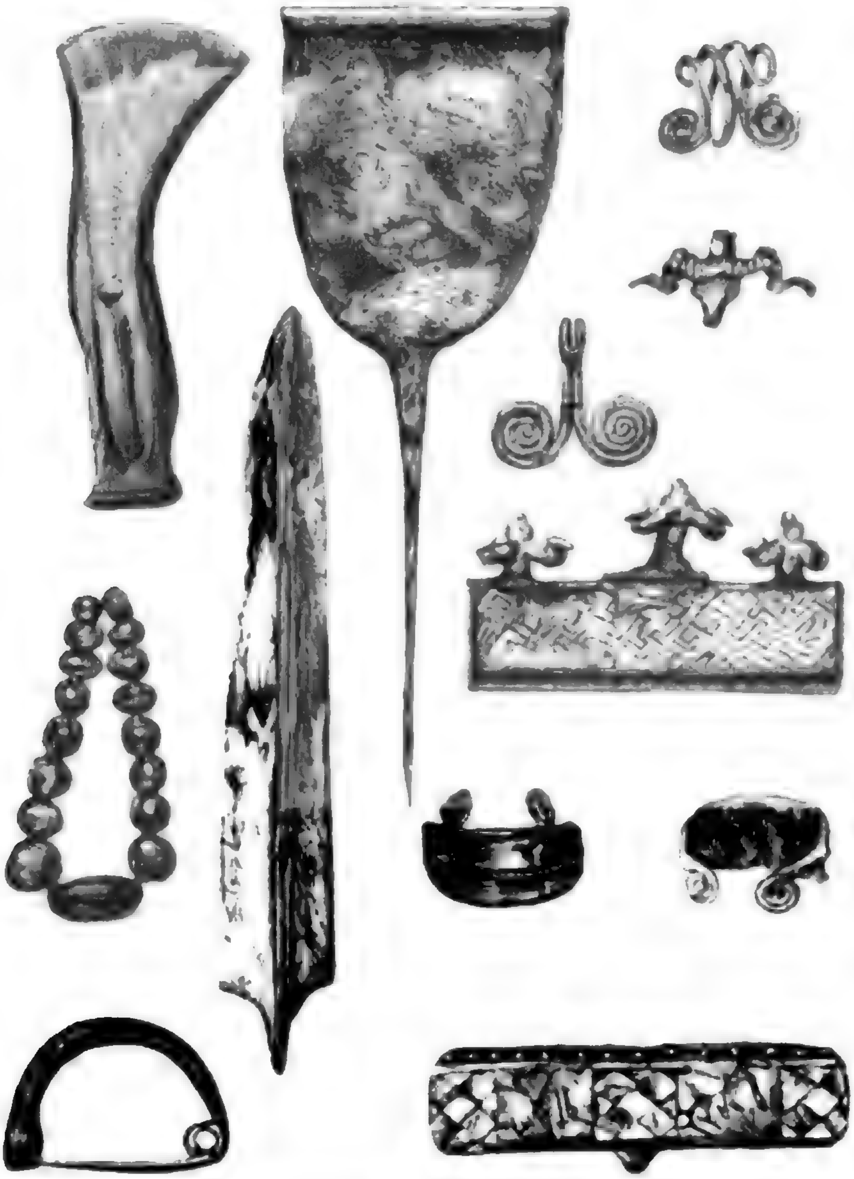


Fig. 212. Gräberfunde von Koban im Kaukaſus.
(Text ſiehe S. 534.)

Die Spiralſchienen ſcheinen weſentlich als Schmuck gedient zu haben, da ſie paarweiſe in Frauengräbern vorkommen. Anderwärts unterſcheidet man bekanntlich

Schmuckſpiralen und ſolche zu Schutzzwecken im Kampfe. Schläfenringe von ungemein graziöſer Form wurden wahrſcheinlich an einem, um das Haupt gelegten Bande oder Riemen getragen. Außerordentlich zahlreich und mannigfaltig iſt der Hängeſchmuck. Er beſteht in einfachen geometriſchen Figuren, unter welchen die Kreuzgeſtalt ſehr beliebt iſt, in Thierköpfen und Thierfiguren, worunter der Widder, wahrſcheinlich ein religiöſes Symbol, beſonders häufig vorkommt, aber auch Vögel, Hirſche, Bären und andere Thiere erſcheinen, dann in plumpen menſchlichen Figürchen.

In ihrer höchſten künſtleriſchen Entfaltung erſcheint uns die Kobantechnik in den erhaltenen Schließplatten der dünnen Bronzeblechgürtel, welche letzteren meiſt völlig vergangen ſind. Die Vorderflächen dieſer ſchmalen verticalen Platten ſind nämlich in feinſter Ausführung mit Muſtern verziert, die entweder bloß eingravirt oder tief eingegraben und mit Eiſen oder einer Schmelzmaſſe ausgefüllt wurden. Das Auftreten von blauem Grubenſchmelz in Koban, und noch dazu in ſo vollendeter artiſtiſcher Form, iſt nach Virchow ein ganz iſolirtes Phänomen. Doch kann hierbei wieder an die metallurgiſche Technik der Chalyber, ſowie auch daran erinnert werden, daß die beſondere Geſchicklichkeit der kaukaſiſchen Bevölkerung in der Herſtellung niellirter und tauſchirter Metallarbeit, ja ſelbſt die Belegung metallener Gefäße mit blauem Glasſchmelz ſich bis in die Neuzeit erhalten hat. Die Zeichnung der Gürtelplatten iſt theils einfach, theils ſehr verwickelt. Wir fanden darin die Elemente des geometriſchen Stiles ausgiebig verwendet; andererſeits erinnert Virchow an gewiſſe altamerikaniſche Muſter. Ganz barbariſch iſt die Zeichnung der Thierfiguren, mit welchen einige dieſer Stücke geſchmückt ſind.

Unter den Werkzeugen und Waffen des Gräberfeldes von Koban nehmen die Streitäxte an Schönheit und Zweckmäßigkeit der Form unbeſtritten den erſten Rang ein und ſind überdies als bisher einzige Repräſentanten eines beſonderen Typus von Bedeutung. Virchow publicirt ein Prachtſtück, auf welchem eine menſchliche Figur, einen Pfeil abdrückend, gravirt iſt. Umher ſieht man Schlangen, welche theils drohend ihre Köpfe erheben, theils bereits erlegt ſcheinen oder bloß zur Ausfüllung des Raumes mit anderen Ornamenten hinzugefügt ſind. Das hat gewiß einſt irgend einen kaukaſiſchen Herakles, Ruſtem oder Sanct Georg vorſtellen ſollen. Ein anderes Prachtexemplar des Wiener Muſeums zeigt eine abenteuerliche Raubthiergeſtalt in vollem Sprunge.

An Edelmetall iſt auffallender Mangel in Koban, dagegen finden ſich Perlen aus Edelſteinen und Glas. Thongeräth war faſt in jedem Grabe enthalten; doch iſt die Ausbeute daran von geringem Werth. Alle Gefäße ſind aus freier Hand geformt und mit eingeritzten Linien, die mit einer weißen Maſſe gefüllt ſind, verziert. Der Fund einer Kaurimuſchel dient zur Feſtſtellung weiter Handelswege, die ſich bis an den Indiſchen Ocean erſtreckten.

Virchow ſetzt das Gräberfeld von Koban in das 11. oder 10. Jahrhundert vor Chriſto. Nach Chantre hätte dieſe Culturſtufe im Kaukaſus vom 15. bis zum 7. Jahrhundert geherrſcht, was etwas lange iſt. Es gehören derſelben auch noch einige andere Gräberfelder, zum Theil am Südfuße des Gebirges, an, ſo Stepan Zminda (Kasbek), Gori, die älteren Beſtattungen von Samthawro, Redkin-Lager, Marienfeld u. ſ. w. Die Ausſtattung der Gräber iſt nicht überall die gleiche; ſo fehlen in einigen der genannten Nekropolen die Fibeln mit halbkreisförmigem Bügel. Auf die Kobanſtufe folgt nach Chantre im Kaukaſus eine ſcythiſche Periode, welche durch Kurgane (Tumuli), aber auch durch Flachgräber mit Leichenbeſtattung vertreten iſt.

Der Fundort Koban iſt übrigens in Bezug auf die Herleitung ſeiner Metallcultur von der ſüdöſtlichen Pontusküſte ebenſo ſicher ein entlegenes, nördliches

Gebiet, wie wir dies von Skandinavien gegenüber den Ländern am Mittelmeer behaupten dürfen. Der himmelhohe Kaukaſus iſt eine gewaltige Schranke, die an trennender Kraft wohl mit der ganzen Breite Mittel-Europas gleichgeſetzt werden darf. So erklärt ſich vielleicht auch die (den Verhältniſſen im europäiſchen Norden ähnliche) ſparſame Anwendung des Eiſens und das zähe Beharren bei der Bronze als dem in älterer Zeit allein bekannten Metalle. Den ſüdlich vom Kaukaſus liegenden Gebieten des großen Iſthmus zwiſchen Pontus und Kaſpiſee werden wir für dieſelbe Zeit um ſo eher eine ausgebildete Eiſencultur zutrauen dürfen, als, wie wir im vorigen Capitel ſahen, die hier angrenzenden Aſſyrier dem Eiſen ſehr früh eine ausgedehnte Stellung neben der Bronze eingeräumt haben.

Wenn unſere Vermuthung von dem pontiſchen, vielleicht durch Scythen vermittelten Urſprung der älteſten europäiſchen Eiſencultur ſtichhaltig iſt, wenn das erſte Eiſen für Griechenland und Italien aus dem Norden gekommen iſt, ſo muß der Norden der Balkanhalbinſel die Spuren dieſes Herganges erkennen laſſen. Thrakien und Illyrien müſſen das Eiſen früher erhalten haben als Griechenland und Italien einerſeits, Mittel-Europa andererſeits. Leider hat die archäologiſche Terrainforſchung im Norden der Balkanhalbinſel noch kaum ihre erſten Schritte gemacht. Für Thrakien ſind einige Homer-Stellen verwendbar, welche eine hochentwickelte Metallinduſtrie, namentlich Schwertfabrication, bezeugen und den Kriegsgott Ares mit Vorliebe in dieſem Lande ſeinen Aufenthalt nehmen laſſen. Beſſer ſind wir durch die ſeit einigen Jahren begonnenen Ausgrabungen in Bosnien über den nordweſtlichen Theil der illyriſchen Wohngebiete auf der Halbinſel unterrichtet.

Hier finden ſich, wie übrigens auch in Thrakien, maſſenhaft alte Hügelgräber. Einige Hundert derſelben ſind bisher auf der Hochebene Glaſinac, einer breiten Stufe am Oſtabhang der Romanja-Planina, zwiſchen der heutigen Landeshauptſtadt und der Drina, geöffnet worden. Dieſes Plateau muß einſt ſehr dicht bevölkert geweſen ſein. Mit ſeinen weiten graſigen Flächen, die zur Viehzucht trefflich geeignet ſind, und ſeinen mehrſeitig ſteilen Abdachungen bildet es eine Art natürlichen Kern, eine Herdſtelle und Feſtung des Landes, aus der auch ſpäter die beharrlichſten Kämpfer für die Unabhängigkeit desſelben hervorgegangen ſind.

Die Tumuli von Glaſinac ſind meiſt von ſehr geringer Höhe und oft ſo flach, daß ſie nur als runde weiße Flecken im fahlgrünen, ſtellenweiſe ſchwach verkarſteten Terrain erſcheinen. Ihre Zahl iſt fabelhaft groß; auch beſchränken ſie ſich nicht auf dieſes Plateau, ſondern ziehen ſich in dichten Gruppen durch Wald und Feld über Berg und Thal bis an die öſtliche Landesgrenze hin. Sie liegen auf Höhen und ſanften Lehnen; kleinere Kuppen ſind von ihnen ganz bedeckt, und manchmal gewahrt man auch an ziemlich ſteilen Abfällen, die man zu Pferde nur in Zickzackwendungen nehmen kann, einzelne Tumuli. Mehrfach liegen ſie um alte Ringwälle, d. h. um Anhöhen, die mit Steinwällen befeſtigt ſind, herum oder auf benachbarten Erhebungen, ſo daß ein Zuſammenhang mit jenen unverkennbar hervortritt. Auch iſt dieſer Zuſammenhang durch Nachgrabungen bereits als Thatſache erwieſen.

Die Tumuli ſind ausnahmslos aus größeren und kleineren Klaubſteinen erbaut und heute ohne jede Bedeckung mit Erde und Graswuchs. Die Beiſetzungsart beſteht, von einigen zweifelhaften Brandſchichten abgeſehen, regelmäßig in der Beſtattung ganzer Leichen. Dieſe wurden auf eine oder mehrere Steinlagen gebettet, und bei der erwähnten Niedrigkeit der meiſten Hügel finden ſich die Leichenreſte daher oft ſehr nahe unter der Oberfläche. Auch ruhen die Todten, einzelne oder mehrere, keineswegs ſtets in der Mitte der Tumuli, ſondern häufiger dem Rande zu. Unter den Beigaben befinden ſich: Eiſenwaffen (ſchlanke Lanzenſpitzen, gerade zweiſchneidige und krumme einſchneidige Schwerter, Doppeläxte), Tracht- und Rüſtungsſtücke (ſchmale bronzene Gürtelbleche und Spangengürtel aus zaunförmig aneinander gereihten Bronzeſtäben, eiſerne Pferdegebiſſe, Fibeln, Phaleren, Anhängſel und Schmuckkettenglieder, Nadeln, Spiralrollen aus Draht zum Aufziehen an Schnüren, allerlei Zierknöpfe, Perlen aus Bernſtein, Bronze, Glas u. dgl.), endlich einige Werkzeuge und Geräthe (Meſſer aus Eiſen, Schleifſteine, Wirtel, Pincetten). Thongefäße ſind ſelten. La Tène-Typen kommen in dieſen Gräbern nicht einmal vereinzelt vor, dagegen Manches, was auf die reine Bronzezeit zurückweiſt. Die hin und wieder aufgefundenen römiſchen Fibeln, darunter eine mit Zwiebelknöpfen, gehören nicht den eigentlichen Gräberdepots an.

Ueberlebſel aus der reinen Bronzezeit ſind faſt in allen Hallſtattſchichten zu erkennen und bilden neben den neumodiſchen Fabrikaten und den lebloſen Importſtücken, aus welchen die Leute nichts weiter zu machen wußten, eines der conſtituirenden Miſchungselemente jener Cultur. Hier ſind es Fibeln einfachſter Form, wie in den Terramaren Ober-Italiens und in den Volksgräbern Mykenäs, Zierſcheiben und Nadeln mit charakteriſtiſcher Bronzezeitverzierung, Thonſchalen mit einer der ſogenannten ansa lunata ähnlichen Henkelbildung und endlich eine Nadel mit leiterförmigem Kopfe, ein Unicum, für welches ich, wie ſchon bemerkt, nur in einer Nadel mykeniſchen Stiles von Hiſſarlik eine Analogie nachzuweiſen vermag.*)

Die neumodiſchen Fabrikate zeigen manche Aehnlichkeit mit den älteſten Olympiafunden. Die hohlen, geſchlitzten Bommeln, die vogelförmigen Anhängſel und die radförmigen, durchbrochenen Zierſcheiben finden ſich ganz gleichartig hier im Norden, wie dort im Süden der Balkanhalbinſel. In einer Gruppe von Abbildungen (Fig. 213, S. 539) vereinigen wir eine Anzahl typiſcher Schmuckformen von Glaſinac in natürlicher Größe. Dieſelben ſind hier regelmäßig in Guß (oft nur einſeitig, d. h. auf den Schein berechnet und bloß zur Grabausſtattung beſtimmt) hergeſtellt und dann noch eventuell nachciſelirt oder gravirt, häufig aber auch ganz roh belaſſen, während in anderen Herrſchgebieten der Hallſtattcultur bei der Fabrication ſolcher Dinge die Treibarbeit, das Aushämmern, Nieten und Stanzen dünner Bleche eine hervorragende Rolle ſpielt. Auch getriebene und genietete Bronzegefäße in ſphäriſcher, cylindriſcher oder koniſcher Form, ſonſt eine charakteriſtiſche Erſcheinung dieſer Periode, ſind der alterthümlichen Culturſtufe von Glaſinac, ſo weit ſie bis jetzt bekannt iſt, faſt völlig fremd.

Unter den Schmuckſachen müſſen wir fortan den *Fibelformen* als leitenden, chronologiſch am beſten beſtimmbaren Typen die erſte Stelle einräumen. Die gewöhnliche Glaſinac Fibel iſt eine Bogenfibel mit verdicktem Bügel und drei- oder viereckiger Fußplatte, oberhalb welcher zuweilen noch eine zweite Spiralwindung auftritt. Die plattenförmige Entwickelung des Nadelhalters iſt eine Eigenthümlichkeit, welche die Fibelformen der Balkanhalbinſel (auch Olympias) gegenüber denjenigen Italiens, wo ſich der Fibelfuß mehr rinnenförmig geſtaltet, charakteriſirt. In Italien iſt die halbkreisförmige Fibel (ſtets ohne zweite Spiralwindung und

---

*) Daß dieſe Geſtaltung des Nadelkopfes ſtiliſtiſch dennoch der Bronzezeit angehört, lehrt uns das Einzige, was man von europäiſchen Funden damit vergleichen kann, nämlich die kammartige Krönung einiger Bronzezeitnadeln mit radförmigem Kopf. Unſer bosniſcher Typus erſcheint wie eine Vereinfachung dieſer Form. Ich beziehe mich namentlich auf ein Exemplar in der Sammlung des hiſtoriſchen Vereines zu Würzburg; die Leiter hat hier fünf Sproſſen; das Rad beſitzt nur vier Speichen; in den Feldern, welche dieſe bilden, erſcheinen hängende Kreisabſchnitte, wie an mehreren Zierſcheiben von Glaſinac.

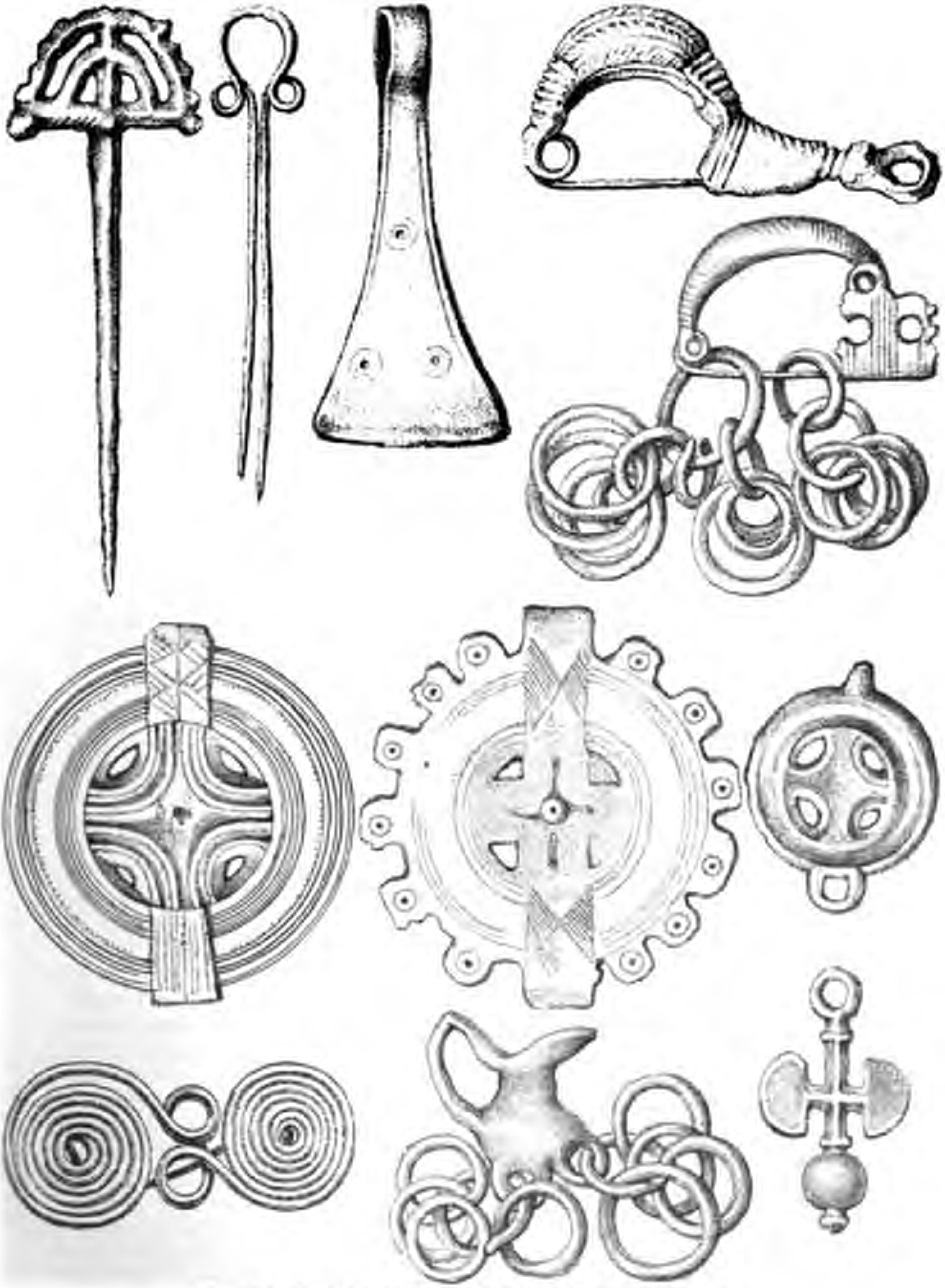


Fig. 213. Grabhügelfunde von Glaſinac in Bosnien, n. Gr.
(Text ſiehe S. 538.)

mit ſchmalem, nach vorn verlängertem Fuße) ſchon in den älteſten eiſenzeitlichen Nekropolen vorherrſchend. Aus ihr entwickelt ſich, durch Aushöhlung des verdickten Bügels, die Kahnfibel. Nördlich der Alpen erfährt die einfache Bogenfibel eine Reihe localer Abwandlungen, aus welchen z. B. in Krain die („Watſcher") Knotenfibel und andere Modificationen hervorgegangen ſind. Dieſe krainiſchen Fibeln, bei welchen häufig die zweite Spiralſchleife und eine höhere, an den Seiten manchmal zierlich ausgeſchnittene Fußplatte auftritt, möchte ich lieber an die erwähnten Balkanformen, als an italiſche Typen anknüpfen.

Die jüngeren Fibelformen der Hallſtattperiode (Schlangenfibel, Certoſafibel) ſind auf Glaſinac äußerſt ſelten. Dagegen erſcheint häufig, ſowohl in Eiſen wie in Bronze, die bekannte Doppelſpiral- oder Brillenfibel (ſiehe die vorige Abbildung links unten), eine alterthümliche Form, die in Griechenland, wie in Italien und Mittel-Europa zu den führenden Typen der früheſten Eiſenzeit gehört. In Ober-Italien iſt ſie relativ ſelten; dagegen erſcheint ſie in Unter-Italien und recht häufig in Olympia. In Hallſtatt iſt ſie ſo zahlreich vertreten, daß man vorgeſchlagen hat, ihr den Namen Hallſtätter Fibel beizulegen. Weiter nach Norden, bis Pommern, dringt ſie nur in vereinzelten importirten Exemplaren. Montelius wollte ſie als Vereinfachung der barocken ungariſchen Bronzezeitfibel auffaſſen und von Griechenland herleiten. Bosnien zunächſt finden wir ſie in Kroatien (Prozor), im görziſchen Küſtenlande (Sta. Lucia), in Ungarn und in Krain, wo ſie bei St. Michael (neben der einfachen eiſernen oder bronzenen Bogenfibel) ebenſo inſtructiv die alterthümlichen Urnenflachgräber der einen Nekropole charakteriſirt, wie die Certoſafibel (neben eiſernen La Tène-Fibeln) die jüngeren urnenloſen Brandgruben des anderen Gräberfeldes.

Die beſonderen Formen von Glaſinac werden ſpäter, wenn eine Umſchau in anderen nahen Localgruppen möglich iſt, ihre Anlehnung und beſſere Beſtimmung erhalten. So iſt einer der ſeltenen, aus zahlreichen parallelen Knopfſtäben mit Horizontalbändern gebildeten Gürtel mit zwei langen eiſernen Lanzenſpitzen und zwei bronzenen Armbruſtfibeln der jüngeren Hallſtattperiode in einem Skeletgrabe der Gegend zwiſchen Šid und Adaševce in Slavonien gefunden worden. Ganz iſolirt ſtehen noch gewiſſe kurze, ihrer Beſtimmung nach den Fibeln anzureihende Gewandnadeln, deren reich profilirter Kopf in dem Vorſtecker ſymmetriſch wiederholt iſt, andere Schmucknadeln, bei welchen unter der doppelten Kopfſcheibe mehrfach doppelte Kreuzarme vorſpringen, kreuzförmige Röhrchen (zum Theil mit halbmondförmigen Enden), die nicht zu einem ketten-, ſondern zu einem panzerartigen Schmuck gedient haben mögen, hohle, convexe, radial geſchlitzte Rundknöpfe und Vieles derartige. Ganz eigenthümliche, aus einſeitigen Formen gegoſſene Votivbogenfibeln haben (neben anderen bekannteren Typen: einer Pincette, einer Doppelnadel) die gleichalterigen Gräber von Zagradina bei Rakitno in der Herzegowina geliefert. Oberhalb der Fußplatte erſcheinen hier ein bis zwei aufrechtſtehende Zapfen, und je zwei ſolche Zapfen ſind, horizontal geſtellt, auch rückwärts oberhalb der Nadelſchlinge angebracht. Letzteres erinnert an gewiſſe Sichelformen der Bronzezeit und hat allerdings die organiſche Beſtimmung, die Gewandfalten vom Fibelbügel zurückzuhalten, iſt aber bisher noch an keinem anderen Fundort beobachtet worden.

Andere Funde aus denſelben oſtbosniſchen Hügelgräbern werden auf *Handelsbeziehungen* zurückzuführen ſein. Wir ſtellen drei derſelben in einer Gruppe (Fig. 214, S. 541) dar. Wir ſehen da einen griechiſchen Viſirhelm und eine bronzene Henkelkanne mit kleeblattförmiger Mündung, offenbar Import- oder Beuteſtücke aus dem Süden der Balkanhalbinſel, dann einen kleinen vierräderigen *Bronzewagen* in Geſtalt eines hohlen Vogelkörpers mit vogelgeſtaltigem Deckel.

Zu dieſem vogelförmigen Wägelchen hat Undſet mehrere Parallelen nachgewieſen, darunter ein thönernes Exemplar aus der älteſten Gräberſchicht von Eſte, das er, ſeiner Ornamente wegen, um das Jahr 700 anſetzt, dann ein bronzenes Stück aus der Villanovaſchicht von Corneto (8. Jahrhundert), eines aus Salerno und ein drittes unbekannten Fundortes, doch wahrſcheinlich ebenfalls aus Italien. Er hält dieſe Vogelwagen, welchen noch ein paar vogelförmige Bronzegefäße aus Ungarn (ſiehe oben Fig. 173, S. 411) beizuzählen ſind, für eine Art von heiligen Geräthen und vermuthet, daß ſie zu orientaliſchen Vorbildern in Beziehungen ſtehen, welche wir jedoch bisher nicht nachweiſen können. Man hat ſchon lange auf die großen ehernen Wagenbecken hingewieſen, welche nach altteſtamentariſchem

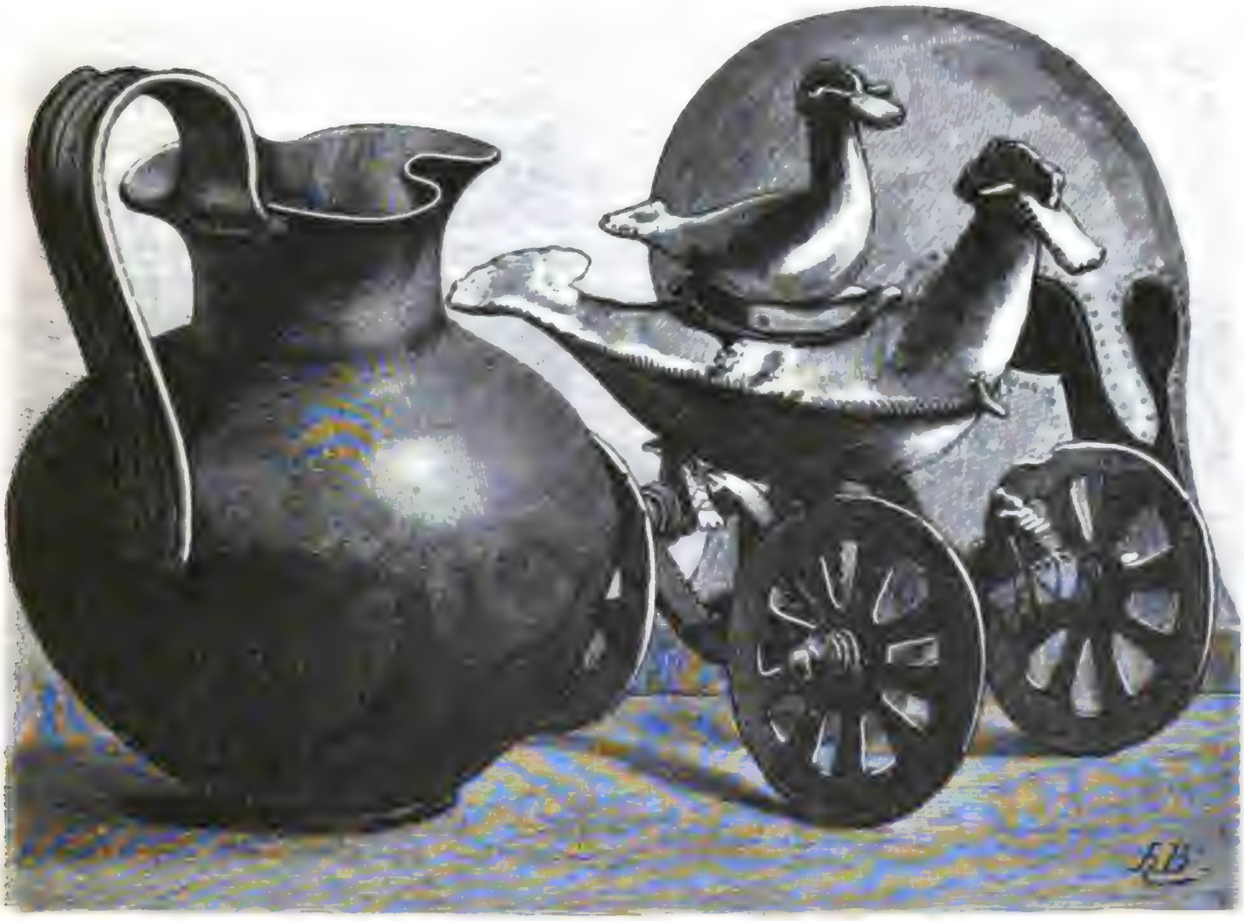


Fig. 214. Bronzen von Glaſinac in Bosnien, $^1/_2$ n. Gr.
(Text ſiehe S. 540.)

Zeugniß im 11. Jahrhundert (ſiehe oben S. 466) der Erzkünſtler Hiram von Tyrus für den ſalomoniſchen Tempel arbeitete. Undſet betont in ſeiner Behandlung „antiker Wagengebilde", außer der auffallenden Aehnlichkeit jenes bibliſchen Geräthes und der kleinen bronzenen Keſſelwagen von Yſtad in Schweden (Moorfund) und Peccatel in Mecklenburg (Grabfund), die techniſche Uebereinſtimmung dieſer letzteren mit den altitaliſchen Metallarbeiten der Villanovaſtufe. Hier iſt jedenfalls ein Punkt, in welchem wir den Einfluß ſemitiſch-orientaliſcher Cultur auf Süd-Europa und von dort (durch Vermittelung ariſcher Elemente) auf den ſtammverwandten Norden des Erdtheiles mit beſonderer Deutlichkeit wahrnehmen. Aus derſelben Zeit, wie die oben angeführten (Bronzeperiode, etwa

10. Jahrhundert), ſtammt ein dritter Keſſelwagen aus einem Grabhügel von Taus in Böhmen. Etwas jüngeren Urſprungs (erſte Eiſenzeit) iſt der bekannte Bronzewagen von Strettweg bei Judenburg in Steiermark, deſſen Becken von einer größeren weiblichen Figur getragen wird, während eine Anzahl kleinerer männlicher Figuren theils Opferhandlungen an Hirſchen vornehmen, theils gerüſtet zu Pferde ſitzen. Ein fünfter Keſſelwagen aus Szászvárosßék in Siebenbürgen nähert ſich darin wieder dem Fundſtück von Glaſinac, daß an dem Becken und den Langbäumen beiderſeits in der Längsrichtung nicht weniger als ſechs (zuſammen zwölf) Vogelköpfe angebracht ſind. Undſet verweiſt auch auf Münzen der theſſaliſchen Stadt Krannon, welche als Reversprägung einen vierräderigen Keſſelwagen zeigen, auf deſſen Langbäumen eine Amphora befeſtigt iſt, während auf jedem Rad ein Vogel ſteht.

Wir ſind nicht im Stande, die Beziehungen zwiſchen der Vogelfigur und dem von Rädern getragenen Bronzegefäß, welchen jedenfalls eine beſtimmte Idee zu Grunde liegt, zu enträthſeln. Immerhin dürfen wir die Wagengebilde, in welchen dieſe Beziehungen irgendwie zum Ausdruck kommen, als eine zuſammengehörige Gruppe betrachten, und da ſcheint es allerdings, als ob dieſe Gruppe dem Südoſten des Verbreitungsgebietes der kleinen Keſſelwagen, vielleicht alſo den alten Wohnbezirken der Illyrier und ihrer unmittelbaren Nachbarn ſpeciell zuzuweiſen wäre. Vogelfiguren in anderer ſchmückender Verwendung, plaſtiſch auf Fibelbügeln und als Anhängſel, getrieben auf Gefäßen, Gürtelblechen u. dgl. gehören bekanntlich zu den charakteriſtiſchen Erſcheinungen der erſten Eiſenzeit in Europa, und in griechiſchen Gräbern läßt ſich dieſe Specialität bis nach Rhodos (bronzene Bogenfibel von Kameiros) hinüber verfolgen.

Der Bronzehelm von Glaſinac zeigt die ſchöne Form der älteſten erhaltenen griechiſchen Helme, wie ſie z. B. in Olympia gefunden worden ſind. Einen ſolchen Helm weihten die Argiver aus der korinthiſchen Kriegsbeute nach Olympia. Erſt in ſpäterer Zeit wurden die Backenſchirme aus beſonderen Stücken gearbeitet und mit Charnieren verſehen, mittelſt welcher ſie emporgeklappt werden konnten. Auf ſchwarzfigurigen Vaſen einer griechiſchen Fabrik, die im 6. Jahrhundert für das etruskiſche Caere arbeitete, erſcheinen häufig dieſe faſt das ganze Geſicht bedeckenden Helme. Doch ſtimmt ſchon die Beſchreibung des homeriſchen Helmes mit denſelben überein, wobei es nur fraglich bleibt, ob dieſer außer den Wangenſchirmen auch einen Naſenſchutz (Prorhinidion) beſaß. Dieſer letztere Theil iſt bei dem bosniſchen Fundſtück, wie bei den Olympiahelmen, aus einer dickeren Bronzeſchicht hergeſtellt, als die übrigen Theile der Helmkappe. Auch die Umrandung des Geſichtsausſchnittes mit einem angenieteten Streifen anderen Metalles iſt typiſch bei dieſen alten Helmen.

Bosnien-Herzegowina iſt, dank dem lebhaften Intereſſe, welches der öſterreichiſch-ungariſche Reichsfinanzminiſter Herr von Kállay den illyriſchen Alterthümern dieſer Provinzen entgegenbringt, heute dasjenige Gebiet im Norden der Balkanhalbinſel, aus dem wir die meiſten prähiſtoriſchen Entdeckungen zu verzeichnen haben. Aus den Umgebungen von Sarajevo und Moſtar beſitzen wir auch Anſiedelungsfunde, welche zum Theil in ältere Perioden (jüngere Steinzeit) zurückreichen. Die Keramik dieſer Fundſtätten, namentlich des Ringwalles von Kičin bei Moſtar, deckt ſich nahezu vollſtändig mit derjenigen der älteſten Stufe des Caſtelliers von Villanova in Iſtrien, jener kleinen illyriſchen Halbinſel, der wir alsbald einen Blick ſchenken müſſen. Aus Ungarn und Kroatien beſitzen wir bisher relativ viel weniger gut beobachtete Funde zur Illuſtration der erſten Eiſenzeit. In Ungarn hat man eine Menge hierhergehörige Dinge unter den viel zu weit ausgedehnten Begriff der localen Bronzezeit zuſammengefaßt. So namentlich eine Anzahl Funde, in welchen getriebene und genietete Bronzegefäße, ſphäriſche Becken, koniſche und cylindriſche (gerippte) Eimer, offenbar Importwaaren aus dem Süden, die Hauptrolle ſpielen, wie im Funde von Hajdú-Böszörmény und in dem von Kurd, wo 14 gerippte Ciſten, in einem großen koniſchen Eimer geborgen, am Ufer des Kaposfluſſes zum Vorſchein kamen (vgl. oben Fig. 173, S. 411). Vieles Andere, zumal unter den gegoſſenen kleinen Schmuckſachen, giebt ſich durch ſeine Verwandtſchaft mit bosniſchen Hügelgräberfunden als derſelben großen Periode angehörig zu erkennen. Zur Vertretung der Hallſtattperiode in Ungarn gehören auch bronzene Doppelſpiralfibeln, deren Verbreitungsgebiet wir oben kennen gelernt haben. Dieſe ſind hier zuweilen von beſonders ſchöner und feiner Ausführung, indem der Bronzedraht in den inneren Windungen kantig, in den äußerſten aber beiderſeits ſchraubenartig geformt iſt, was an die im Norden beliebte feine Kerbung der äußeren Drahtumgänge bei doppelten bronzenen Spiraldisken (Fibeln oder Armbergen) erinnert.

Küſten-Kroatien beſitzt in dem Flachgräberfelde von Prozor (bei Otočac in der Lika) einen großen Fundplatz aus der erſten Eiſenzeit, welchen der Herausgeber ohneweiters den illyriſchen Japuden zugetheilt hat. Hier erinnert Manches an den Inhalt der bosniſchen Hügelgräber und an die Funde von Olympia; ſo die vaſen- und thierförmigen Anhängſel und die hohlen, geſchlitzten Bommeln. An eine alterthümliche Culturſtufe mahnen auch die geſtreckten Bogenfibeln, deren Bügel aus einem Bronzedraht mit aufgeſteckten großen Glaskorallen oder Bernſteinknollen beſteht, ferner die großen, kunſtvoll aus Draht gewundenen Doppelſpiralen. Daneben finden ſich aber wieder Fibeln mit einem der La Tène-Periode eigenthümlichen Schlußſtück: der typiſche, nach der Bildung des Nadelhalters wieder emporgeſchlagene und durch einen Ring mit dem Bügel verbundene Fuß. Dieſe Bildung gehört einerſeits gar nicht mehr der Früh-La Tène-Zeit, ſondern der Mittelſtufe dieſer Periode an; andererſeits ſind jene Fibeln doch wieder Uebergangsformen aus der Hallſtattperiode, indem der Bügel kahnförmig geſtaltet iſt (ſiehe Fig. 186, S. 431, rechts unten). Andere Prozorer Fibeln ſind ganz abſonderlich gebildet und wohl rein dinariſche Localformen. So wird zuweilen das federnde obere Endſtück der „Armbruſtfibel" unorganiſch am anderen Fibelende wiederholt, was mir nur noch aus einem Grabfunde von Bihač in Bosnien bekannt iſt.

Dieſe dem Meere näher wohnenden Illyrier ſcheinen an dem Handelsverkehr in der Adria größeren Antheil gehabt zu haben, als die Bevölkerung des dinariſchen Binnenlandes. Dafür zeugen die zahlreichen, beſonders großen und ſchönen, emaillirten Glaskorallen, dann das häufige Vorkommen von Bernſtein in allen Größen und allen Stadien der Bearbeitung. Eine Specialität von Prozor bilden auch die häufigen, aus Bronzeblech getriebenen und geſtanzten Diademe, welche zuweilen am unteren Rande franſenartig mit zahlreichen Anhängſeln garnirt ſind und wie Lampenſchirme ausſehen. Auch aus anderen Theilen Kroatiens und Dalmatiens ſind Funde zu verzeichnen, welche einen engen Zuſammenhang mit der Cultur Bosniens bekunden: ſo ein griechiſcher Bronzehelm mit unbeweglichen Backenſtücken, aber ohne Naſenſchirm, hohle geſchlitzte Anhängſel, eine koloſſale griechiſche Bronzefibel mit hoher dreieckiger Fußplatte u. dgl.

Dalmatien wird zweifellos, wenn es einmal beſſer erforſcht iſt, mit ſeinen zahlreichen Tumulis die weſtliche Fortſetzung der in Bosnien-Herzegowina beobachteten, ſtark local gefärbten Hallſtattcultur darbieten.

Beſſer als Kroatien und Dalmatien iſt die angrenzende illyriſche Halbinſel Iſtrien bekannt. Als eine Art claſſiſch geformtes Anhängſel des Oſtalpenlandes in das Meer vorſpringend, welches Italien von der Balkanhalbinſel trennt, liegt Iſtrien allen Einflüſſen zugänglich da, welche von älteſter Zeit an auf die culturelle Entwickelung der Länder um den Nordrand der Adria beſtimmend eingewirkt haben. Wie in Bosnien und der Herzegowina kennen wir dort ältere Schichten, welche vorzugsweiſe durch Anſiedelungsfunde vertreten ſind, und jüngere Gräberdepots, deren Entſtehungszeit jedoch ebenfalls ihre deutlichen Spuren auf den alten Wohnplätzen hinterlaſſen hat. Die prähiſtoriſchen Wohnſtättenfunde Iſtriens entſtammen größtentheils den ſogenannten „Caſtellieri", offenen oder umwallten, von ihrer Umgebung ganz oder theilweiſe durch ſteile Abdachungen iſolirten Anhöhen, welche in außerordentlich großer Zahl, ſowohl auf der eigentlichen Halbinſel als um Trieſt herum, nachgewieſen ſind. Eine beſtimmte, enger begrenzte Zeitdauer kann ihnen nach dem Ergebniß der bisherigen Unterſuchungen nicht zugeſchrieben werden. Ihre Lebensdauer erſtreckt ſich von der neolithiſchen Zeit bis in die römiſche Culturepoche hinein und darüber hinaus. Viele der heutigen binnenländiſchen Ortſchaften Iſtriens ſind nichts Anderes als jene Caſtellieri, welchen das längſte Daſein beſchieden war. Man hat ſich, einem Gebote des Culturfortſchrittes folgend, enger zuſammengeſiedelt, und ſo ſind ſtatt einiger Hundert befeſtigter Flecken einige Dutzend Städte entſtanden, deren Bewohner aber noch immer zum trinkbaren Waſſer ziemlich weit herabſteigen und zu ihren Feldern einen recht mühſamen Weg zurücklegen müſſen. Die iſtriſchen Caſtellieri gleichen einer Thierſpecies, die man in ihrem Verbreitungsgebiet in allen Stadien des Daſeins und Vergehens antrifft: Skelette, halbverweſte Körper, friſche Cadaver und lebende Exemplare verſchiedener Altersſtufen. Auf der ſüdlichen Thalſeite des Quieto heißt eine noch jetzt beſtehende Ortſchaft einfach „Caſtellier". Daneben werden Namen, wie das häufig vorkommende Villanuova, Cittanuova u. dgl. verſtändlich. Im gegenwärtigen Gerichtsbezirk Parenzo liegen nicht weniger als 37 Caſtellieri; denkt man ſich jeden dieſer Wohnplätze mit 200 Menſchen bevölkert, ſo ergiebt das eine Volkszahl von 6200 Köpfen für den gedachten Bezirk, welcher auch heute nur 7794 Einwohner zählt. Für eine zahlreiche und unternehmende Bevölkerung Iſtriens in vorrömiſcher Zeit ſpricht die Ausdehnung ihres Gebietes bis an den Tagliamento, die Grenze der Veneter, ſowie auch die wiederholten Verſuche der „Hiſtri", die Gründung der Colonie Aquileja, dieſes befeſtigten Thores der italiſchen Halbinſel gegen die öſtlichen Alpenländer, zu verhindern, endlich der erbitterte Widerſtand, welchen ſie den römiſchen Conſuln leiſteten. Bekanntlich wurde Iſtrien erſt nach harten Kämpfen 177 vor Chriſto, ſechs Jahre nach der Gründung Aquilejas, von den Römern unterworfen.

Auf eine ſpätneolithiſche und bronzezeitliche Caſtellieri-Bevölkerung weiſen polirte Steinbeile, fein zugeſchlagene Feuerſteinpfeilſpitzen, Nuclei, Bein- und Hirſchhorn-Artefacte und eine ſeltſam ſchwerfällige, aber von eigenthümlich-illyriſchem Geſchmack zeugende Töpferarbeit hin. Nebſt Vielem, was in ſchlagender Weiſe mit bosniſch-herzegowiniſchen Anſiedelungsfunden übereinſtimmt, zeigen ſich aber auch Anklänge an oberitaliſche Terramaraformen (die ansa lunata), welche wir hier als Vertretung der reinen Bronzezeit nehmen müſſen. Dann folgen Hallſtatttypen in Geſtalt ſpärlicher Bronzen (Fibeln, Nadeln, darunter Doppelnadeln) und zahlreicher keramiſcher Ueberreſte, die mit den Gräberfunden der erſten Eiſenzeit übereinſtimmen; weiterhin La Tène- und Römerſachen, unter den letzteren ſind die Bronzen (Fibeln, Münzen) etwas zahlreicher und Thongefäßreſte maſſenhaft vertreten. Zeitlich unbeſtimmter ſind Mengen von Nahrungsreſten, welche auf eine Viehzucht, Jagd und Fiſchfang (auch Muſchelleſe) treibende Bevölkerung hindeuten.

Fig. 215 unten zeigt uns in einer Gruppe eine Anzahl kleinerer Fundſtücke von dem Caſtellier von Villanova. Wir ſehen da (in $^1/_2$ n. Gr.) einen Thonring, der wohl als Unterſatz für ein kleines Gefäß gedient haben kann,*) ein winziges Henkelſchälchen, ein eigenthümliches, ovales Gefäß (Lampe ?) mit flachem Boden und einem Loch als Mündung, eine löffelförmige Schale mit ſpitzem Ausguß und ein flaches Ziegelſtück mit hakenkreuzartigem Ornament, wie es auch auf den Thongefäßen und Gürtelblechen der Iſtrianer Gräberfelder häufig vorkommt.**) Dieſes Stück werden wir mit Beſtimmtheit der erſten Eiſenzeit zurechnen dürfen, während die anderen Funde vielleicht älter ſind. Ferner ſind da zwei Vertreter eines eigenthümlichen Werkzeuges aus Hirſchgeweih, welches in zahlreichen ähnlichen Exemplaren auf jenem alten Wohnplatz vorgekommen iſt. Man kann dieſe etwas plumpen Hohlbeile kaum anders als wie die bronzenen mit einem

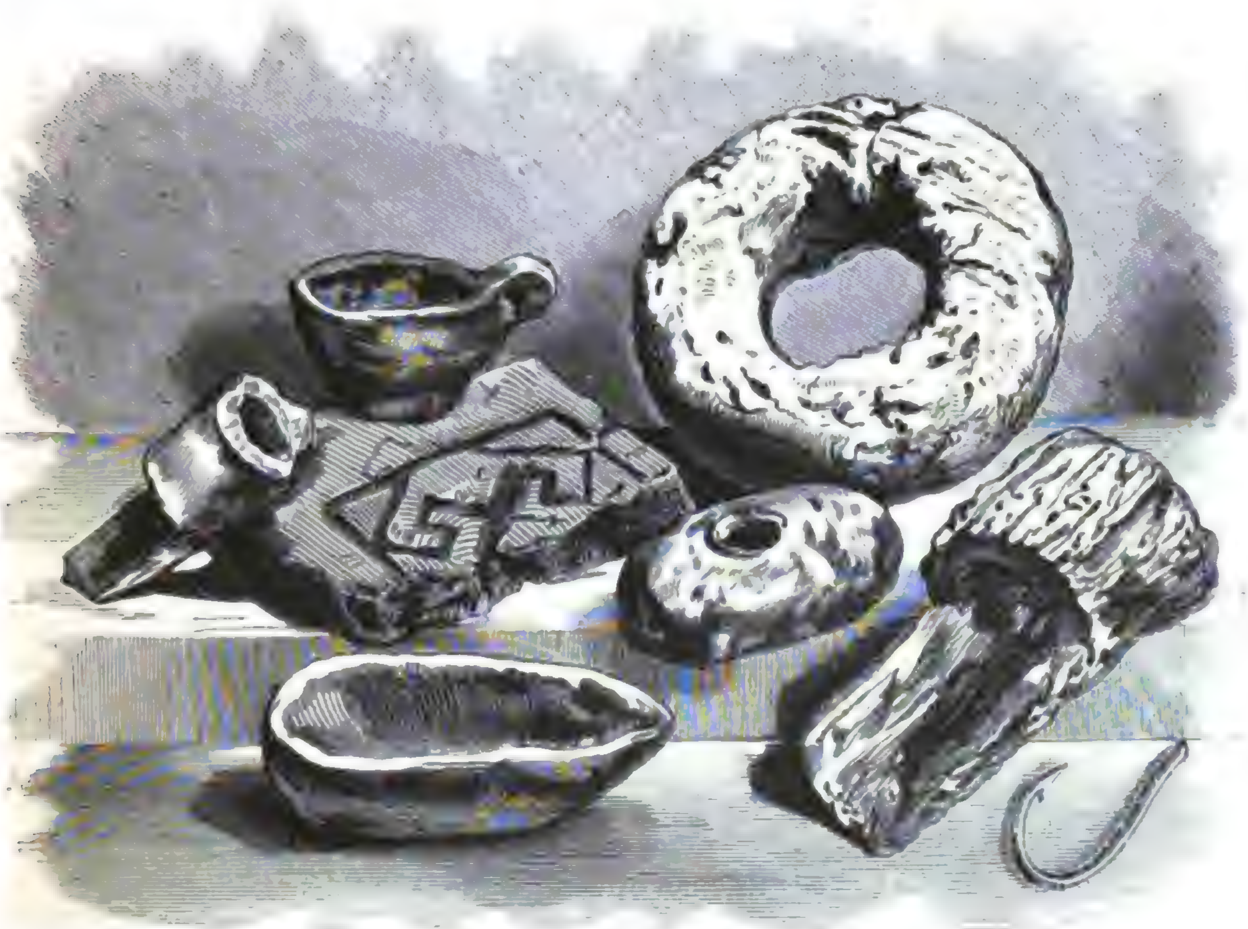


Fig. 215. Funde von dem Caſtellier bei Villanova in Iſtrien, circa $^1/_2$ n. Gr.
(Text ſiehe oben.)

---

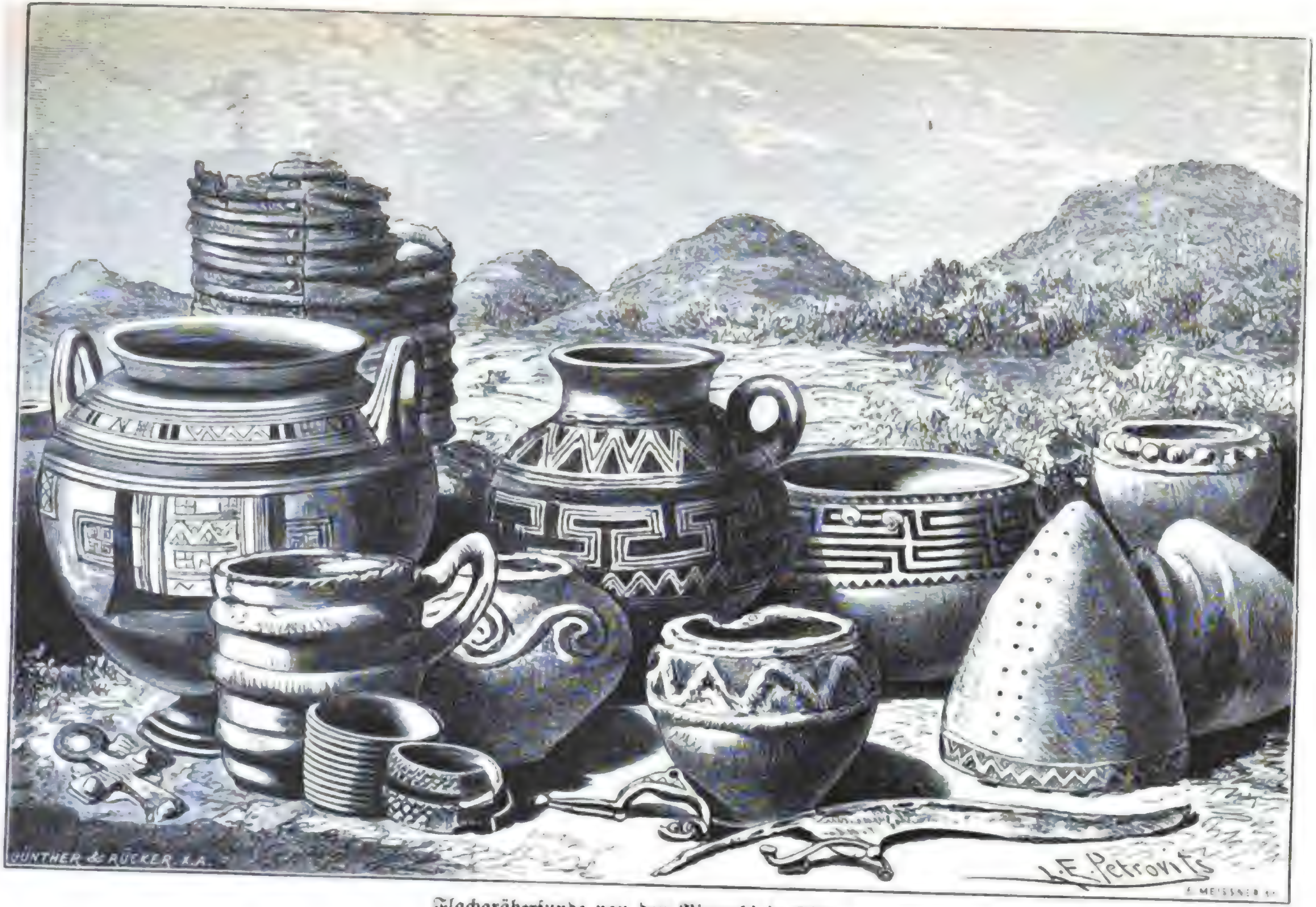
*) Dieſe Thonringe, welche neben perlenförmigen „Wirteln“ und pyramidalen „Webſtuhlgewichten“ zu den häufigſten prähiſtoriſchen Anſiedelungsfunden gehören, erklärte ſchon F. Keller bei ihrem Vorkommen in Schweizer Pfahlbauſchichten, wo ſie zuweilen ſtarke Brandſpuren zeigten, für Kochringe, auf die man kleine Gefäße inmitten des Herdes aufſetzte, damit ſie vom Feuer beſſer erreicht würden.

**) Die einzelne „Svaſtika“ iſt ein Ornament, von welchem wir beſonders aus der erſten Eiſenzeit, und ſpeciell aus ſüdlichen Fundgebieten, zahlreiche Beiſpiele beſitzen. Italien mit ſeinen Villanova-Urnen und mancher Fibel wetteifert hierin mit Griechenland, wo das Hakenkreuz ebenfalls auf Fibelbügeln und Fibelfußplatten vorkommt.

Knieholz geſchäftet und zu ähnlichem Gebrauche, wie die zahlreichen durchbohrten Hirſchhornäxte aus dem Laibacher Pfahlbau beſtimmt denken. Die Schnitte, mit welchen dieſe „Kelte“ zugerichtet wurden, ſind aber mit Metallklingen ausgeführt. An Metallfunden ſind die Caſtellieri gewöhnlich nicht reich, und das Meiſte, was ſie daran bieten, ſtammt aus der keltiſchen und der römiſchen Culturepoche. Doch wird man die nicht ganz ſelten auftretenden bronzenen Doppelnadeln hier wie in Glaſinac und Sta. Lucia den Illyriern, d. h. der erſten Eiſenzeit zurechnen dürfen. In etwas größerer Zahl werden bronzene Fiſchangeln gefunden, von welchen auf unſerem Bilde ebenfalls ein Stück erſichtlich iſt.

In engeren zeitlichen Grenzen bewegen ſich die iſtriſchen Gräberfelder. Während die ältere Bevölkerung die Brandreſte ihrer Todten in kleinen Töpfen an den Abhängen der Caſtellieri beiſetzte, belegte man in der erſten Eiſenzeit ausgedehnte Nekropolen am Fuß der Hügel. Solche befinden ſich z. B. am Fuß der drei „Pizzughi“ genannten Caſtellieri bei Parenzo, welche je mit drei Ringwällen umgeben ſind. Hier wurden über 500 Flachgräber (theils kleine cylindriſche Schachte, tombe a pozzetto, mit Steinen ausgekleidet und mit Platten bedeckt, theils Steinkiſten, theils bloße Urnengräber oder ſelbſt einfache Erdlöcher ohne Urnen), ſämmtlich mit Brandbeſtattung, aufgedeckt. Die Aſchengefäße waren aus Thon oder Bronze; einmal beſtand daſſelbe in einem kegelförmigen Helme, eine Singularität, die nur in dem ebenfalls iſtriſchen Gräberfelde von Vermo ein zweitesmal beobachtet wurde. Die Thongefäße ſtammen zumeiſt aus einheimiſchen Töpfereien; ſie ſind aus grobem Material dickwandig geformt und ſchlecht gebrannt, zeigen aber ſehr verſchiedene Typen, unter welchen der einer weitbauchigen Henkelurne mit ausgebogenem Mundſaum vorherrſcht. Die Verzierungen beſtehen oft in glatten Reliefſtäben (Cordoni), welche horizontal, im Zickzack oder in verbundenen Spiralen (spirali corrimi dietro) um den Körper der Vaſe herumlaufen. (Auf dem Caſtelliere von Villanova kommt auch Mäanderverzierung in dieſer echt illyriſchen Vaſendecorationstechnik vor.) Nur wenig häufiger, aber complicirter ſind die nach alter Methode eingegrabenen Ornamente; ſie beſtehen oft in ſtufenförmig ſchräg nach auf- und abwärts ſteigenden Doppellinien, welche eine mäanderartige, aber nicht horizontal, ſondern im Zickzack verlaufende Decoration bilden. Es iſt ſehr wichtig, daß dieſelbe (wie auch die einmal am Hals einer Vaſe befindliche Zone von Vogelfiguren) häufig, doch in regelmäßigerer Ausführung, auch auf den Gürtelblechen derſelben Nekropole vorkommt. Die vertieften Ornamentlinien der Thongefäße waren in gleicher Weiſe wie anderwärts, ſowohl in nördlicheren Fundorten als in Ober-Italien (älteſte Schichten von Eſte und Golaſecca, Bismantova, Bologna), mit einer weißlichen Maſſe ausgefüllt.

Neben dieſem Localſtil meldet ſich der ſüdliche, überſeeiſche Import mit ein paar ganz abweichenden Typen: bauchigen, gedrehten Gefäßen mit feiner und reicher geometriſcher Verzierung, nicht griechiſchen, ſondern cypriſchen Gefäßen zunächſt vergleichbar, aber auch nicht ohne unteritaliſche Analogien, die in orientaliſchen Vorbildern wurzeln und etwa um 400 vor Chriſto fallen. Mit dieſer Datirung ſtimmen die (relativ ſpärlichen) Fibelfunde überein: es ſind ſechs Schlangen-, zwei Kahn-, zwei Sanguiſuga-, vier Certoſa- und eine La Tène-Fibel gefunden worden: die einfache Bogenfibel, ſtets ein Anzeichen höheren Alters, fehlt gänzlich; aber auch die gerippten cylindriſchen Bronzeeimer (ciste a cordoni), eine Form, die wir noch öfter zu erwähnen haben werden, gehören dem 5. Jahrhundert an. Drei dieſer Ciſten ſind an den Pizzughi, fünf in den Gräbern von Vermo gefunden worden. Paul Orſi will nun, nach den Funden von Tarent, Rugge und Gnathia, nicht mehr zweifeln, daß dieſer Typus griechiſchen Urſprungs ſei, eine Vermuthung,


GÜNTHER & RÜCKER X.A.
A.E. Petrovits
A. MEISSNER SC.

Flachgräberfunde von den Pizzughi in Iſtrien.

welche zuerſt Helbig anläßlich des Vorkommens ſolcher Ciſten in Gräbern der griechiſchen Colonie Kymä in Campanien geäußert hat.

Zur Erklärung dieſer und anderer, ſicher apuliſcher, Importwaaren in Iſtrien dürfen wir, mit Orſi, an die altbezeugte Seefahrerkunſt der Iſtrer und an die bekannte Ausbreitung des tarentiniſchen Handels, der nach des Geſchichtsſchreibers Florus' Ausſpruch in alle Länder der „Hiſtrer, Illyrier u. ſ. w." ſeine Segel geſendet hat, erinnern. Wir halten die Iſtrer und Liburner nach den ſchlechten Zeugniſſen, die ihnen die alten Schriftſteller gewöhnlich ausſtellen, zwar meiſt für Seeräuber; aber auch hier dürfte das Goethe'ſche Wort Geltung haben:

> „Krieg, Handel und Piraterie,
> Dreieinig ſind ſie, nicht zu trennen."

Daneben weiſt eine andere Gattung von Thongefäßen nach dem benachbarten Ober-Italien hinüber. Es ſind dies ſchlanke eimerförmige Gefäße mit Reifen (Cordoni) oder rother und ſchwarzer Bänderbemalung. Dieſe koniſchen Situlen bilden eine Specialität der dritten Gräberſchicht von Eſte und der Nekropole von Sta. Lucia am Iſonzo im Görziſchen. Sie ſind dort, im Weſten, ſicher Producte venetiſchen Kunſtfleißes, der in Sta. Lucia auch Reifenſitulen aus Bronze hervorgebracht hat, und ſcheinen nur zu zeigen, daß die Iſtrer, bis zum Vordringen der keltiſchen Karner an das Meer, mit den nahewohnenden Venetern am Nordrand der Adria in engem Verkehr geſtanden ſind.

Unter den Bronzegefäßen verdienen noch die halbkugeligen Becken mit kreuzförmigen Henkelreifanſätzen Erwähnung. Dieſe charakteriſtiſch-ſtationäre Form iſt weit nach Norden, bis Pommern und Galizien, verbreitet und verdient ebenſo aufmerkſame Beachtung, wie die vielbeſprochenen Bronzeſitulen und Reifenciſten. In Italien hält Orſi die aus Gräbern von Caere und Präneſte ſtammenden Exemplare für die älteſten (um 500 vor Chriſto). Er ſchreibt ihnen mit Rückſicht auf die Darſtellung ſolcher Gefäße (auf Dreifüßen) in attiſchen Vaſenbildern ſowohl mit ſchwarzen als mit rothen Figuren und auf ähnliche griechiſche Thonoriginale griechiſchen oder etruskiſchen Urſprung zu und läßt ſie über das obere Italien auf Handelswegen ſich verbreiten.

In den bereits erwähnten iſtriſchen Kegelhelmen, die wohl nur als glänzende Verkleidung einer Helmkappe aus Fell oder Filz anzuſehen ſind, erkennt Orſi Zeugniſſe derſelben Migration urſprünglich orientaliſcher Culturformen — zuerſt nach Unter-Italien, dann durch die Adria nordwärts — wie bei den obgedachten tarentiniſchen Thongefäßen. Er verweiſt auf ägyptiſche und aſſyriſche Basreliefs, cypriſche Terracotten und Steinſculpturen, Erzoriginale aus Nimrud, Dodona und Canoſa, ſowie auf jene zahlreichen rothfigurigen apuliſchen Vaſen, wo die einheimiſchen (illyriſchen) Krieger regelmäßig mit ſolchen Helmen ausgeſtattet erſcheinen.

Unſer Vollbild „Flachgräberfunde von den Pizzughi in Iſtrien" läßt im Hintergrunde die drei oben erwähnten Caſtellieri erkennen. Im Vordergrunde erſcheinen: links eine bronzene Reifenciſte und ein großes importirtes Drehſcheibengefäß, dann einige kleinere Gefäße mit Thonwülſten, welche verſchiedene Ornamente bilden, in der Mitte ein bauchiger Thonkrug (Freihandarbeit mit einer für die locale iſtriſche Keramik charakteriſtiſchen Verzierung) und ein Bronzebecken mit ähnlich verziertem Rand; rechts endlich einer der erwähnten Kegelhelme. Ganz vorne liegen einige Bronzefunde: ein Meſſer zwiſchen zwei Fibeln und ein paar Armringe.

Ein ganz analoges Gräberfeld iſt dasjenige von Vermo bei Piſino mitten in der Halbinſel. Von dem Bau ſeiner Gräber mögen die beigefügten Abbildungen

Fig. 216 bis 220, S. 549, eine Vorſtellung geben. Der Inhalt zeigt dieſelbe Miſchung einheimiſcher, ober- und unteritaliſcher Formen, wie die Nekropolen der Pizzughi. Eine rothe Thonſitula iſt originell verziert, indem zuerſt Reihen concentriſcher Kreiſe, die in den weichen Thon eingedrückt wurden, einen Mänder bildeten und dann über das Ornament eine dasſelbe nachzeichnende Bleifolie gelegt wurde, auf welcher auch die concentriſchen Kreiſe wieder erſchienen.

Im Vergleich zu den iſtriſchen Nekropolen der erſten Eiſenzeit erſcheinen die bosniſchen Grabhügel in jeder Hinſicht viel alterthümlicher. Wenn es nicht nur das rege, fortſchrittliche Leben war, welches um Italien herum pulſirte, nachdem die Griechen von den Küſten desſelben Beſitz ergriffen hatten, ſo müſſen die Tumuli von Glaſinac, wenigſtens zum größten Theile hoch in die frühere Hälfte des letzten Jahrtauſends vor unſerer Aera hinaufreichen. Selbſt das Gräberfeld von Prozor zeigt ſchon wieder ganz andere Züge, obwohl es nur durch den Quarnero und den Quarnerolo ſammt ihren Inſeln von Iſtrien getrennt iſt, und obwohl es ebenfalls ſchon den erſten Einfluß der La Tène-Cultur erfahren hat.

Wir wenden uns nun Italien zu, gelangen aber nicht ſogleich zu den Fundſchichten, welche den oben geſchilderten iſtriſchen Nekropolen zeitlich und räumlich am nächſten ſtehen. Wir müſſen vielmehr, ehe wir die euganeiſche Gruppe der erſten Eiſenzeit ins Auge faſſen, einige Vorſtufen und andere Localitäten kennen lernen.

3. Die nordmittelländiſche Zone.

(Fortſetzung.)

b) Italien.

Italien iſt in ſeiner ganzen Ausdehnung archäologiſch viel beſſer durchforſcht als die Balkanhalbinſel und hat insbeſondere durch die große Zahl ſeiner Gräbergruppen aus der erſten Eiſenzeit Anſpruch auf die höchſte Beachtung des Prähiſtorikers. Hier können wir auch theilweiſe die Völker namhaft machen, welche dieſe höhere Cultur beſeſſen haben. Die Italiker, welche wir als Pfahlbauern auf trockenem Boden in der Poebene kennen gelernt, haben ſich dieſelbe angeeignet, ehe ſie den Apennin überſchritten und ſich im mittleren Theile der Halbinſel ausbreiteten. Das Gleiche war bei den ihnen wahrſcheinlich nachfolgenden Etruskern der Fall, und beſonders reichliche Ueberreſte aus dieſer Periode verdanken wir den illyriſchen Venetern. Typiſche Fundſtätten der älteſten Eiſenzeit ſind in Ober-Italien: die Nekropolen von Villanova und auf dem Grundſtücke Benacci bei Bologna; in Etrurien: die Gräbergruppen von Poggio Renzo und von Sarteano bei Chiuſi, dann die älteſten Theile der Nekropolen von Vetulonia und Tarquinii, ſowie das Gräberfeld von La Tolfa bei Civitavecchia; in Latium: der nördliche, d. h. älteſte Theil der Nekropole von Alba Longa.

Helbig nimmt an, daß die Uebereinſtimmung vieler Typen der erſten Eiſenzeit in Gräbern Italiens und der Balkanhalbinſel (gewiſſer Fibelformen, Dolche, Schmuckſpiralen, Raſirmeſſer und breiter Gürtelbeſchläge) auf einem urſprünglichen, engen, noch durch die Stammesverwandtſchaft der Italiker und Griechen getragenen Verkehr und Zuſammenhang zwiſchen den beiden Halbinſeln beruhe. Er vermuthet, daß dieſer Zuſammenhang gelöſt worden ſei, als in Folge von Völkerbewegungen in Mittel-Europa die illyriſchen Veneter in Italien einfielen, und daß die Italiker und die Etrusker ſpäter, nachdem ſie an dem Geſtade des Mittelmeeres angelangt waren, durch den Verkehr mit den Phönikiern (oder Karthagern) und mit den Hellenen ſich allmählich eine höhere Civiliſation aneigneten, wodurch ſie der prähiſtoriſchen erſten Eiſenzeit entwuchſen, während dieſe Periode in Ober-Italien natürlich viel länger dauern mußte. Die continentale Baſis der Halbinſel, das Land zwiſchen den Alpen und den Apenninen nimmt von jeher, geographiſch ſowie geſchichtlich, eine Sonderſtellung ein, welche ſich bereits in der Erſcheinung der Terramaren, noch kräftiger aber in den folgenden prähiſtoriſchen Perioden ausſpricht. Wir erwarten mit Spannung den zweiten Band der „Beiträge zur altitaliſchen Cultur- und Kunſtgeſchichte", in welchem Helbig jene Entwickelung darzuſtellen gedenkt.

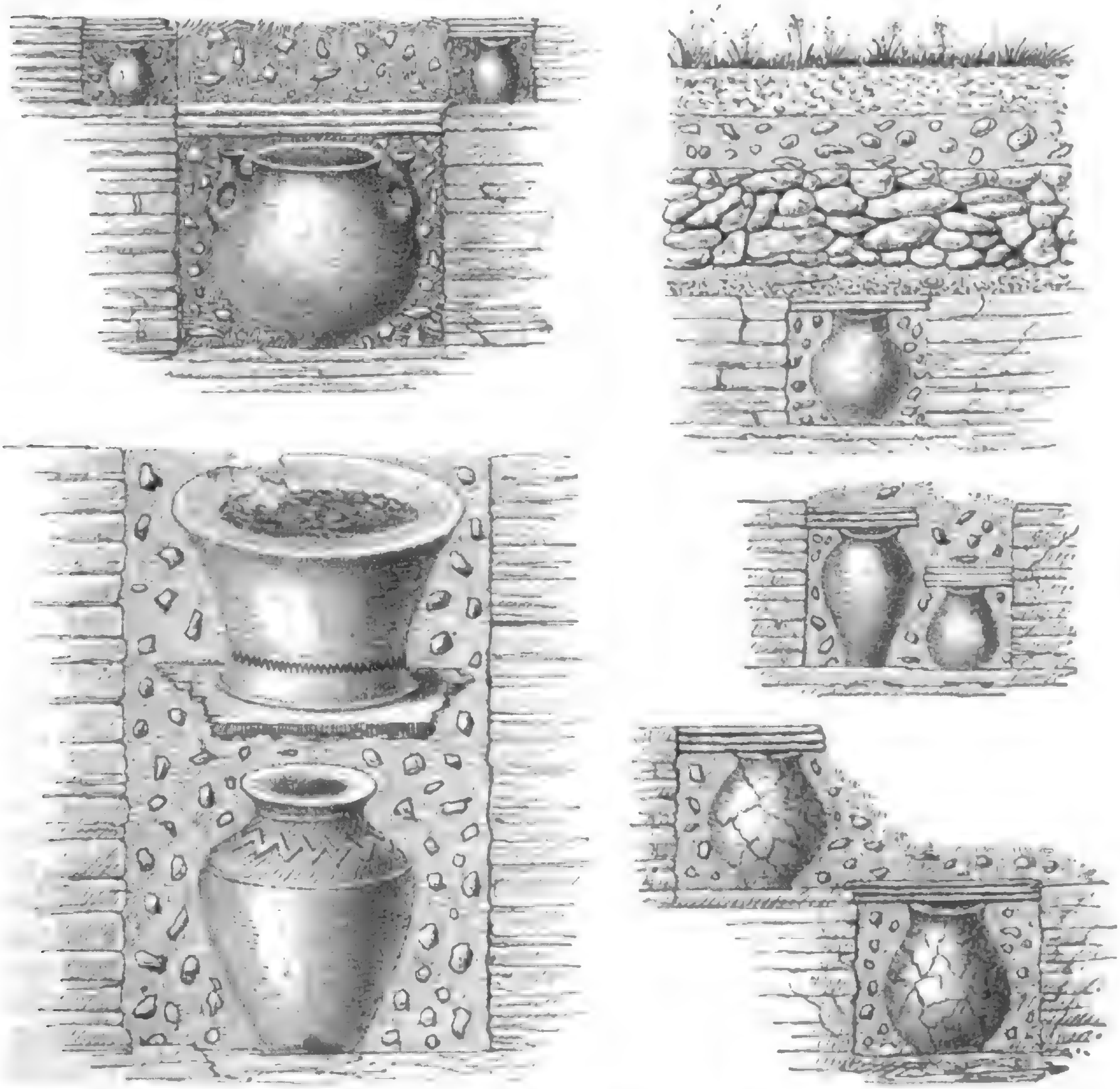


Fig. 216 bis 220. Urnengräber von Vermo bei Piſino in Iſtrien.
(Text ſiehe S. 548.)

Montelius, der ſich über die Herkunft der Etrusker eine ganz andere Anſicht gebildet hat als Helbig, und dieſelben nicht von Norden, ſondern zur See (aus Klein-Aſien, wie die alten Schriftſteller überliefern) einwandern läßt, ſtellt für die erſte Eiſenzeit Italiens folgendes Schema auf:

Nord-Italien:	Mittel-Italien:
Erſte Eiſenzeit, ältere Stufe. (Typus der Villanova- und Benacci-Gräber.)	Erſte Eiſenzeit, ältere Stufe. (Wie in Ober-Italien.)
Erſte Eiſenzeit, jüngere Stufe. (Typus der Arnoaldi-Gräber.)	Aeltere etruskiſche Periode.
Etruskiſche Zeit.	Jüngere etruskiſche Periode.

Während in Ober-Italien die Culturſtufe der Arnoaldi-Gräber als eine directe Fortſetzung der älteren (Villanova- und Benacci-) Stufe erſcheint, bringt der parallele Zeitraum in Mittel-Italien bereits viele neue Erſcheinungen überſeeiſcher Provenienz und wird von Montelius als ältere etruskiſche Periode bezeichnet. Darauf folgt ſüdlich vom Apennin die jüngere etruskiſche Stufe, welche auch in Ober-Italien vertreten iſt. Dabei wird angenommen, daß die Etrusker zuerſt auf dem Seeweg nach Etrurien gekommen ſeien und von hier aus um das Jahr 500 vor Chriſto nach Ober-Italien, ſpeciell in die Gegend um Bologna, eingedrungen ſeien. In jedem Falle verbreitet ſich die ſpecifiſch etruskiſche, durch die gierige Aufnahme überſeeiſcher (anfangs ſemitiſcher, ſpäter helleniſcher) Einflüſſe charakteriſirte Cultur von Mittel- nach Ober-Italien, und der Unterſchied beſteht nur darin, daß Montelius ſie mit den Etruskern ſelbſt nach Norden vorſchreiten läßt, während Andere dieſen Fortſchritt unabhängig von den jüngeren Völkerbewegungen eintreten laſſen.

In der kurzen Schilderung der Gräberfunde, auf welche ſich dieſe chronologiſchen Aufſtellungen ſtützen, haben wir Undſet zu folgen, der jene Funde gründlich ſtudirt hat, geleitet von der klaren Erkenntniß, daß das erſte Auftreten des Eiſens in Nord- (und Mittel-) Europa hiſtoriſch durch die Prüfung der Gebiete im Norden der Balkan- und der Apenninhalbinſel beleuchtet werden muß.

Das Gräberfeld von Villanova, der bekannteſte typiſche Vertreter der älteren Stufe der norditaliſchen erſten Eiſenzeit, liegt ſüdöſtlich von Bologna und verbreitet ſich mit ſeinen über 200 Gräbern über einen Flächenraum von 74 Meter Länge und 27 Meter Breite. Auf 193 Brand- kamen nur 14 (gleichzeitige) Skeletgräber mit etwas ſpärlicheren Beigaben. Brandreſte und Beigaben der erſteren befanden ſich regelmäßig in großen, oft von einer Steinkiſte oder loſen Steinanhäufung eingeſchloſſenen Urnen, welche gewöhnlich mit einer Schale oder Thonſcheibe zugedeckt und mit mehreren (8 bis 40) Beigefäßen umſtellt waren. Die Urnen ſind einhenkelig, ſchwarz oder roth und charakteriſiren ſich durch einen hohen koniſchen Hals und zahlreiche parallele Ornamentſtreifen, in welchen Mäandermotive und concentriſche Kreiſe mit Centralpunkt häufig auftreten. Die Decoration iſt nicht durch Malerei, ſondern durch Einritzen in den feuchten Thon ausgeführt. Aehnlich verziert ſind die Beigefäße, auf welchen man hie und da auch Reihen ſchematiſch-primitiver Menſchen- und Vogelgeſtalten bemerkt. Unter den Metallbeigaben ragen hervor: 675 Bronzefibeln mit halbkreisförmigem oder länglich geſtrecktem Bügel, der entweder verdickt oder mit Perlen beſteckt iſt, bronzene (aber auch einzelne eiſerne) Arm- und Fingerringe, Schmucknadeln und halbmondförmige, kurzgeſtielte Raſirmeſſer aus Bronze (letzteres ein für dieſe Stufe beſonders charakteriſtiſcher Typus), Meſſer mit concaver oder convexer Schneide, acht bronzene und 21 eiſerne Palſtäbe, ſowie zwei eiſerne Lanzenſpitzen. Die Bronze zeigt das ältere, in der europäiſchen Bronzezeit herrſchende Miſchungsverhältniß und iſt noch frei von jenem ſtarken Bleigehalt, den die jüngeren, unter etruskiſchem Einfluß entſtandenen Arbeiten der Analyſe darbieten.

In Fig. 221 bis 223 unten ſehen wir in 1/4 n. Gr. drei typiſche Fundſtücke aus den Gräbern von Villanova: eine geometriſch verzierte Urne, eine geſtreckte Bogenfibel mit einer gebuckelten Emailglasperle über dem Bügel und eines der conſtanten halbmondförmigen Raſirmeſſer aus Bronze.

Derſelben älteſten eiſenzeitlichen Culturſtufe gehören die Gräber unterer Schicht auf dem Grundſtücke Benacci und die Funde des Grafen Malvaſia in der Stadt Bologna an. Die Benacci-Gräber liegen vor dem Bologneſer Thore S. Iſaia auf dem Wege von der Stadt nach der berühmten Certoſa, welcher beiderſeits mit Grabgruppen eingefaßt iſt. Hier liegen auch die Gräber Arnoaldi, und das Alter der Beſtattungen ſcheint (abgeſehen von der horizontalen Lagerung, welche Gräber aus verſchiedenen Perioden erkennen läßt) abzunehmen, je weiter man ſich von der Stadt entfernt. Innerhalb der Stadt iſt übrigens auch ein koloſſaler Verſteckfund aus der Villanova-Periode zu verzeichnen: ein großes Thongefäß, in welchem bei 15.000 kleine Bronzen geborgen waren. Dieſen Fund hat

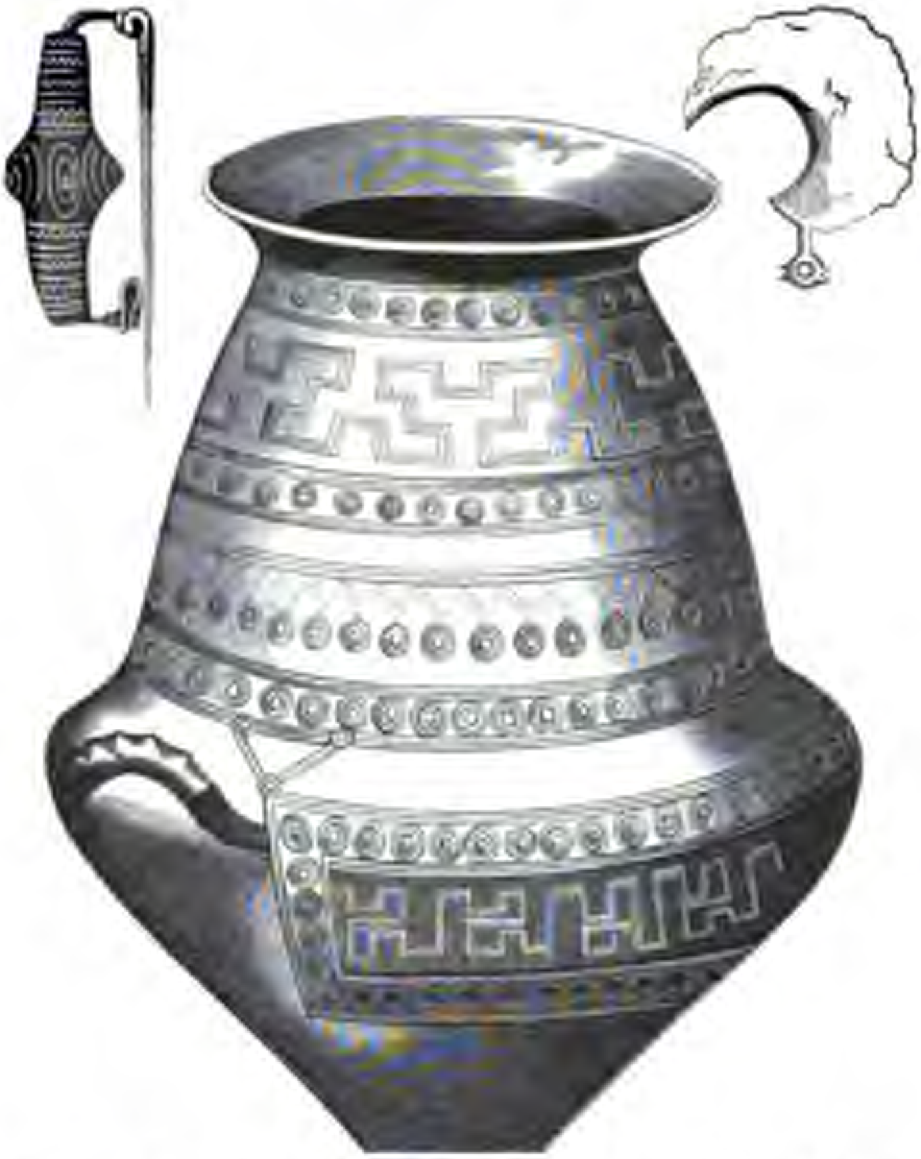


Fig. 221 bis 223. Urne, Fibel und Raſirmeſſer von Villanova bei Bologna, 1/4 n. Gr.
(Text ſiehe oben.)

Zannoni, der bekannte Herausgeber der Gräberfunde an der Certoſa, als Materialvorrath einer alten Gußſtätte erklärt und edirt. Er beſteht aus Kuchen und Klumpen von Bronze, dann zum Niederſchmelzen beſtimmten alten caſſirten und zerhauenen Bronzegegenſtänden, ſowie auch aus neuen, noch nicht abgeputzten (unfertigen) Fabrikaten. Die Typen der Objecte ſind local, keineswegs ſolche, die man in der Bronzezeit überall wiederfindet. Die Hauptrolle ſpielen Palſtäbe mit einem ſcharfen Abſatz zwiſchen dem breiten Schneiden- und dem ſchmalen Schafttheil, Hohlkelte, meiſt ebenfalls mit ſcharfem Abſatz zwiſchen Tülle und eigentlicher Klinge — dieſe beiden Formen, theils ganz, theils bruchſtückweiſe, in koloſſalen Maſſen; dann in geringerer Zahl Aexte mit Schaftloch, ein Schwertfragment mit Antennengriff, ferner viele Lanzenſpitzen, Meißel, Meſſer, Sicheln, Hunderte von Bogenfibeln mit verdicktem Bügel und niedriger dreieckiger Nadelrinne (die Nadel ſelbſt iſt faſt immer abgebrochen), eine Anzahl Schlangenfibeln, Armbänder, Spiralrollen, Raſirmeſſer, Pferdetrenſen, geſtanzte Bleche von Zierſcheiben, Gefäßfragmente u. ſ. w.

Undſet ſetzt den Fund in die zweite Periode der Benacci-Gräber (um 600 vor Chriſto), wofür nach ſeiner Anſicht namentlich die ſogenannten Sanguiſuga-Fibeln, Bogenfibeln mit verdicktem Bügel und ein wenig nach vorn verlängerter Nadelrinne, ſprechen. Andere Fibeln aus demſelben Depot, der „Fonderia di San Francesco", ſind viel älter und zeigen, namentlich wenn ſie am Fuße in eine Spiralſcheibe endigen, Formen, welche auch in den früheſten Benacci-Gräbern noch nicht vorkommen. Der eben genannte Forſcher hat kürzlich die Meinung ausgeſprochen, daß dieſe große Maſſe von Gegenſtänden aus einer Fabricationsſtätte von Bronzen nicht aus Bedrängniß, wie man wohl annehmen möchte, ſondern als große und koſtbare Weihegabe von Werthmetall, als Opfer, in die Erde vergraben worden ſei. Er erinnert dabei abermals an eine Stelle aus dem Kirchenvater Oroſius (im 5. Jahrhundert nach Chriſto), in welcher berichtet wird, daß nach einer Schlacht von Barbaren Beute und Waffenſtücke den Göttern geopfert und in zerſtörtem Zuſtande in einen heiligen See verſenkt worden ſeien. Im Lichte dieſer Stelle hat man bekanntlich die ſchleswig'ſchen und ſkandinaviſchen Moorfunde aus der erſten Eiſenzeit betrachtet. Man hat auch daran erinnert, daß nach nordiſchen Begriffen der Menſch im künftigen Leben deſſen genießen ſolle, was er während dieſes Daſeins in der Erde vergraben habe oder was ihm ins Grab mitgegeben worden ſei.

Die Villanova-Stufe wird von den italieniſchen Paläoethnologen ziemlich einſtimmig in das 9. bis 10. Jahrhundert vor Chriſto geſetzt und den Italikern in dem auf die Terramaraſtufe folgenden Stadium zugeſchrieben. „Ganz klar," ſagt Undſet, „kann man die Uebergänge zwiſchen dieſen Stufen noch nicht überblicken; es läßt ſich jedoch ſchon auf einige Punkte aufmerkſam machen, wo man in uralten Brandgräbern Formen und Details trifft, die als Uebergänge aufgefaßt werden müſſen zwiſchen Typen, die in den Terramaren vorkommen, und ſolchen, die für die Nekropolen der Villanova-Gruppe charakteriſtiſch ſind." Hierher rechnet Undſet das Vorkommen von Geſichtsurnen u. dgl. in beiden Entwickelungsſtadien, eine Richtung altitaliſcher Gräberſitte, die dann in den bekannten etruskiſchen Canopen einen großartigen Aufſchwung nimmt. Auch Pigorini ſieht in den Terramaren der Bronzezeit und den Nekropolen mit Villanova-Inventar zwei verſchiedene Culturſtufen eines und desſelben Volkes. Die entwickelte Keramik der letzteren beruht, wie eine lange Reihe von Beiſpielen ſinnfällig zeigt, auf einer ſchwunghaft betriebenen Nachahmung bronzener Nietarbeiten mit geometriſcher Decoration, welche, wie das Elfenbein und das Glas, von phönikiſchen oder karthagiſchen Händlern in Italien eingeführt und von da nach dem übrigen Europa verbreitet wurden. Hin und wieder mögen ſich auch die Erzeuger ſolcher orientaliſcher Waaren auf der Halbinſel niedergelaſſen und hier gewiſſe beliebte Fabrikate von etwas abweichender Form producirt haben. Später lernten die Italiker ſelbſt dieſe Technik ausüben und verbanden ſie mit figuralen Darſtellungen, welche manchmal locale Sitten und Gebräuche vorführen. Brizio will die neuen Elemente, durch welche die Villanova-Gruppe ſich von der älteren Terramaracultur unterſcheidet, theilweiſe auf öſtliche Einflüſſe zurückführen und ſtützt ſich dabei auf das Vorkommen von Nekropolen mit Villanova-Typen in Ungarn. Beides wird richtig ſein: gewiſſe grundlegende Dinge der neuen Cultur ſtammen direct aus Oſten, andere können nur auf maritimen Import aus Süden zurückgeführt werden.

Ueber den Zuſammenhang der Bronzezeit und der erſten Eiſenzeit in Ober-Italien hat jüngſt Pigorini folgende Anſichten aufgeſtellt. Unter den Pfahlbauten der Poebene habe man weſtliche (lombardiſche, die mit den Seeſtationen der Schweiz zuſammenhängen) und öſtliche (venetiſche, die bis zur Etſch hinüberreichen) zu unterſcheiden. Letztere gehören den Italikern, die erſteren einem vorläufig nicht näher beſtimmbaren Volke an. Die Gräber mit Villanova-Inventar, welche zwiſchen dem Panaro, dem Po und der Adria liegen, ſind ebenfalls den Italikern zuzuweiſen. Die von dieſem Stamme verlaſſenen Gegenden wurden alsdann ſchrittweiſe von Bewohnern der angrenzenden Länder beſetzt, und auf die italiſchen Stationen und Nekropolen im Venetianiſchen folgen zunächſt die Gräber mit illyriſchem Inventar, deren Typen ſich in den Gräberfeldern Iſtriens, Steiermarks und Krains wiederfinden.

Im eigentlichen Etrurien weſtlich des Apennin gehören die kleinen Urnenfelder von Poggio-Renzo, Sarteano, Caere, Orvieto, Cortona und anderen Fundorten derſelben voretruskiſchen Periode an. Die leitenden Typen ſind Urnen und bronzene Raſirmeſſer gleich denen von Villanova. An dem erſtgenannten Fundorte herrſcht auch darin Gleichheit mit Villanova, daß von den Urnen, wenn ſie urſprünglich zwei Henkel hatten, bei der Beſtattung einer regelmäßig abgeſchlagen wurde. Von hervorragender Bedeutung ſind im eigentlichen Etrurien die älteſten Gräberfunde von Corneto-Tarquinii. Von hier ſtammt, aus einem brunnenförmigen Grabe (tomba a pozzo) des 8. Jahrhunderts, der ſchon erwähnte Bronzewagen mit Vogelleib und Vogeldeckel. Hier fand man auch mehrfach Bronzehelme oder thönerne Nachbildungen ſolcher als Deckel von Oſſuarien, während die Waffen und Schmuckſachen der Verſtorbenen in oder neben den Urnen lagen. Von anderen Funden ſind hervorzuheben: genietete und getriebene Bronzegefäße vom Villanova-Typus, thönerne Hausurnen (wie im Albanergebirge Latiums und in anderen gleichzeitigen Nekropolen Süd-Etruriens bis Vetulonia hinauf), flache dreifüßige Bronzeſchalen, Bronzeſitulen, elegante Thongefäße mit mannigfachen, hoch aufſteigenden oder an die ansa lunata der Terramaren erinnernden Henkelformen, thiergeſtaltige und vielhälſige Thongefäße, die an orientaliſche Typen erinnern; an Bronzewaffen: Schwerter vom Möriger Typus (eine europäiſche Bronzezeitform, ſiehe oben S. 383), Lanzenſpitzen, Helme, kegelförmig oder mit hohem ſpitzen Kamme und breite Rüſtungsgürtel, bei Homer „Mitrai" genannt; an Schmuckſachen: Fibeln mannigfacher Form und Verzierung, meiſt Differenzirungen der einfachen Bogenfibel, zum Theil ſchon ſehr complicirt, aber auch Spiralfibeln, verſchiedene Anhängſel, zum Theil in Vogel- und anderer Thierform, das bekannte radförmige Zierſtück mit Tülle, wie in Bronzezeitſchichten, kleine ägyptiſche Götterfigürchen und Anderes. Die geometriſche Ornamentation der Bronzen und Thonſachen iſt eine durchaus einheitliche, das Geſammtbild dasjenige einer Miſchcultur aus Ueberlebſeln der Bronzezeit, mächtig eingedrungenen conſtituirenden Elementen des ſogenannten Hallſtattſtils und ſchwächeren Spuren eines unfruchtbar gebliebenen Imports. Wir vereinigen in den Abbildungen Fig. 224 und 225 auf S. 554 und 555 einige Fundſtücke aus dieſen Gräbern nach der zweiten Publication Gherardini's. Was das Verhältniß der Metalle betrifft, ſo findet es Helbig durchaus ähnlich demjenigen, welches in den älteren Theilen der homeriſchen Epen herrſcht, in deren Entſtehungszeit das Eiſen gegenüber der Fülle bronzener Objecte eine ſeltenere Erſcheinung iſt.

Hausurnen, wie in den älteſten eiſenzeitlichen Gräbern Latiums und Süd-Etruriens, treten bekanntlich auch in Norddeutſchland während der jüngeren Bronzeperiode auf. Wir geben hier zur Vergleichung des Materiales ein Gruppenbild (Fig. 226, S. 556), welches Fundſtücke aus dieſen beiden, ſo weit voneinander getrennten Gebieten vereinigt. Das größte der abgebildeten Exemplare ſtammt aus einem der Urnengräber, die ſich in der Lavaſchicht zwiſchen Caſtel-Gandolfo und Marino im Albanergebirge gefunden haben. Bemerkenswerth iſt die runde Form und die Verjüngung nach oben. Die Rippen neben der Thür ſtellen wohl Pfeiler vor, während die Mittelrippe des Daches einen Firſtbalken bezeichnet, zu welchem beiderſeits Dachſparren hinauflaufen. Die Figur oberhalb der Thür will vielleicht ein Giebelornament bedeuten. Somit giebt dieſe Urne ein vollſtändiges Bild des altitaliſchen Hauſes. Schon Liſch hat darauf hingewieſen, daß die Hausform der

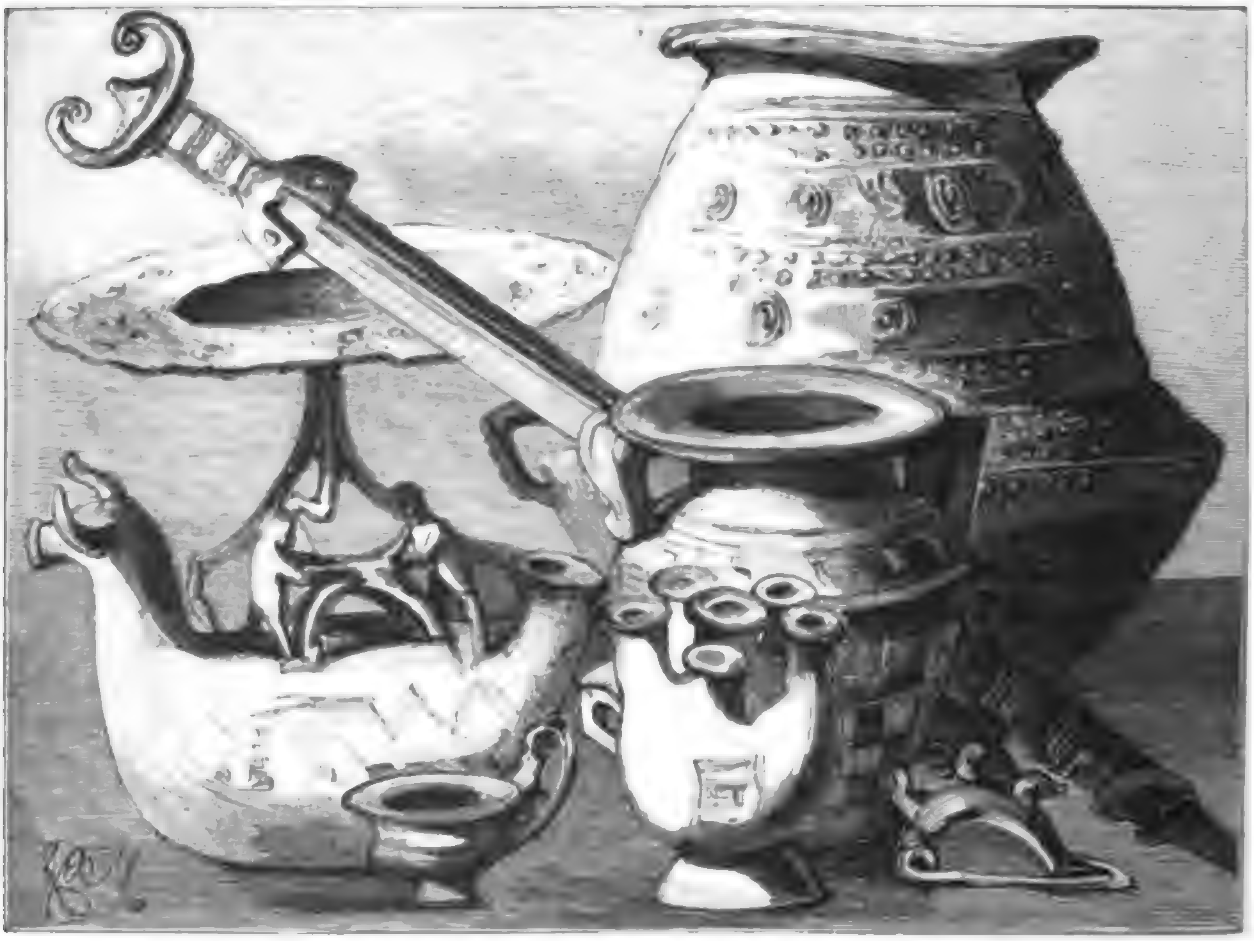


Fig. 224. Gräberfunde von Corneto-Tarquinii, $1/6$ n. Gr.
(Text ſiehe oben.)

latiniſchen Graburnen nicht bloß eine vereinzelte Töpferlaune geweſen ſei, da auch die etruskiſchen Aſchenkiſten häufig die Form eines Hauſes mit Dach und Thüre

7. und 6. Jahrhundert), wie wir bereits im vorigen Capitel, S. 512 ff., ſahen, durch die Entwickelung der Porträtplaſtik aus dem ſepulcralen Maskengebrauch erworben. Die bauchigen Schachtgräber (tombe a ziro), aus welchen die erſten Zeugniſſe dieſer Entwickelung ſtammen, liegen meiſt in der Gegend von Chiuſi, dem alten Cluſium im Clanisthale Mittel-Etruriens, dem Herrſcherſitz des Lar Porſenna, d. h. einer vorübergehend ganz Etrurien beherrſchenden Dynaſtie. Cluſium lag auf flachem Felshügel, nicht ſo majeſtätiſch wie die anderen „Capita Etruriae“ Cortona, Peruſia, Volſinii, Volaterrae, Populonia, Ruſellae, Vetulonia, die meiſt auf ſteilen Höhen im Binnenlande erbaut und mit gewaltigen kyklopiſchen Mauerpanzern umgürtet waren. Das ſind neben den nicht minder gewaltig emporgethürmten Städten Süd-Etruriens, Falerii, Veji, Tarquinii, Caere und den nordetruskiſchen (im Arnothale) Piſae, Faeſulae, Arretium jene einſt kriegs- und kunſtberühmten, jetzt durch ihre Gräber und Ruinen ausgezeichneten Orte, unter welchen der Hiſtoriker jene zwölf Republiken, die den etruskiſchen Städtebund bildeten, auszuſuchen hat. Das Gefüge des Bundes war ein loſes; dennoch beherrſchte er eine Zeitlang (um 800 vor Chriſto) die ſchönſten und blühendſten Gegenden Italiens. Stark durch die innere Kraft, welche die Ordnung giebt, hat dieſes, nach ſeiner Herkunft, Abſtammung oder Zuſammenſetzung noch immer räthſelhafte Volk ſeine Induſtrie und ſeinen Außenverkehr in einer den Lebensgenuß hoch ſteigernden Weiſe entwickelt. Was die Römer dieſen Nachbarn entlehnten, iſt profaner und gottesdienſtlicher,

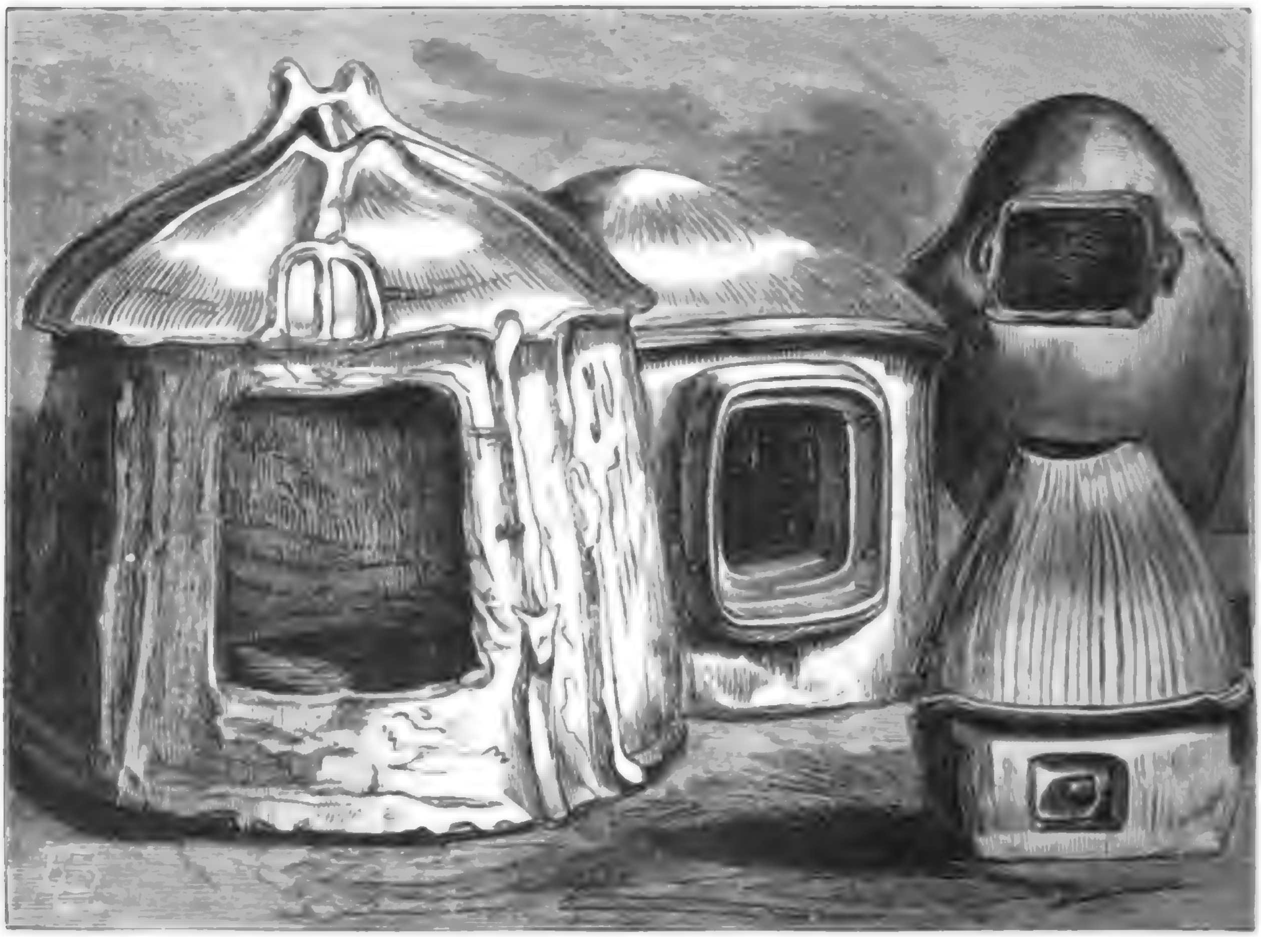


Fig. 226. Hausurnen.
(Text ſiehe S. 554.)

materieller und geiſtiger Art. Berühmt waren ihre zum Theil auf den Metallſchätzen der toscaniſchen Küſtenhügel beruhenden Bronzegießereien und goldgetriebenen Arbeiten. Wir kennen ſie aus den Gräbern des Landes, nicht aber, wie eine noch nicht ausgeſtorbene Schule unter den Archäologen glaubt, aus jedem Bronze- oder Goldfund nördlich der Alpen. Ihre Kunſt in Erz, Stein und Farben, in Geräthen und Bildwerken war mit Ausnahme der mehrfach erwähnten Porträtplaſtik unſelbſtſtändig und folgte zuerſt den Bahnen des ägypto-phönikiſchen, dann jenen des griechiſchen Stiles. Aber der Reichthum führte auch hier den Luxus herbei, die fremden Künſte waren „kein freier Ausdruck des inneren Lebens, ſondern ein Schmuck des äußeren, und als Gallier, Samniten, Römer von allen Seiten zudrängten, fanden ſie ſchon ein ſchwaches und zerrüttetes Geſchlecht“ (K. O. Müller).

Aus der Blüthezeit etruskiſcher Macht ſtammt der große Grabfund Regulini-Galaſſi von Caere (jetzt im Museo Gregoriano zu Rom), dem wir in der Abbildung Fig. 227, S. 558, einige charakteriſtiſche Proben entnehmen. Helbig ſetzt dieſes Grab um 600 vor Chriſto, weil ſich auf drei Silberſchalen desſelben bereits etruskiſche Inſchriften finden und die Etrusker das Alphabet erſt von den Chalkidiern empfingen, welche nicht vor 730 ihre erſten Niederlaſſungen im Weſten (Kyme in Campanien, den Hauptort älteren griechiſchen Einfluſſes auf Mittel-Italien) gegründet hätten. Er nimmt an, daß in dieſer Zeit die Etrusker einen vielſeitigen Handelsverkehr mit den Phönikiern oder Karthagern unterhielten, daß aber vorher ſchon nachhaltige Beziehungen zwiſchen den Etruskern und den Griechen ſtattgefunden hätten.*)

Unter den nachſtehend abgebildeten etruskiſchen Gefäßen bemerken wir: einen Dreifuß (Bronzebecken mit fünf Löwenköpfen auf eiſernem Geſtelle, erſteres 0·60, letzteres 1·05 Meter hoch); ein großes bronzenes Fußgefäß (Miſchkeſſel oder Räuchergefäß 1·05 Meter hoch), auf deſſen elf Zonen im flachſten Relief Löwen, Stiere, Harpyien und geflügelte Chimären erſcheinen (ein gleiches Gefäß iſt auf der Watſcher Situla dargeſtellt, wo es außerdem noch mit einem Dreifußunterſatz verſehen iſt); ein 0·45 Meter hohes zweihenkeliges Bronzegefäß von einer in Etrurien ſelteneren, im Norden häufigeren Form. Unter den Henkeln läuft ein mit Nagelköpfen gezierter Ring um den Bauch. Daran gelehnt ſehen wir eine fußloſe Amphora mit ſphäriſchem Bodentheil und 0·37 Meter Bauchdurchmeſſer. Im Vordergrunde erſcheint eine ſchwarze Thonſchale (0·23 Meter Durchmeſſer) mit vier Henkeln und daraufſitzenden Stierköpfen (eine Entwickelung der ansa lunata ?), außerdem mit Sternen und Mäandern geziert. Zu Füßen des ſäulenförmigen Gefäßes ſteht ein Becken (0·43 Meter Durchmeſſer) mit vier einwärts ſchauenden Chimäraköpfen am Rande und geflügelten Vierfüßlern in ſehr flachem Relief am Bauche.

---

*) Nach dieſem vorzüglichſten deutſchen Kenner italiſcher Alterthümer ſind die älteſten Gräber der Italiker wie der Etrusker die ſogenannte tombe a pozzo, cylinderartige, vertical in die Erde oder in den Felsboden eingearbeitete Gelaſſe, in denen ein die Aſche eines verbrannten Leichnams enthaltendes Gefäß beigeſetzt war, umgeben von allerlei Manufacten. „Daß dieſe Beſtattungsweiſe im ſüdlichen Etrurien ſchon in ſehr früher Zeit außer Gebrauch kam, ergiebt ſich, abgeſehen von anderen Kriterien, aus der Thatſache, daß ſich in keiner der dortigen tombe a pozzo ein ſicher beglaubigtes helleniſches Fabrikat gefunden hat. Auf die tombe a pozzo folgen im ſüdlichen Etrurien, wie in Latium, die ſogenannte tombe a fossa, oblonge in die Erde oder den Felſen eingearbeitete Gruben, welche einen unverbrannten Leichnam enthalten, der bald in einem rohen ſteinernen Sarkophage, bald einfach auf dem Boden des Grabes beigeſetzt und ebenfalls von allerlei Gefäßen und Geräthen umgeben iſt. In den älteren ſüdetruskiſchen Gräbern auch dieſer Gattung finden ſich keine helleniſchen Importartikel. Dieſe tauchen vielmehr erſt in den jüngeren tombe a fossa auf, deren Inhalt an Manufacten bereits zu demjenigen der in den Felſen gehauenen oder aus Steinen aufgemauerten Grabkammern (tombe a camera) hinüberleitet.“ In der Chiuſiner Nekropole fehlen die tombe a fossa „Die tomba a pozzo wurde daſelbſt allmählich erweitert und vervollkommnet zu dem Typus, den die toscaniſchen Ausgräber tombe a ziro nennen. Es ſind tiefe, brunnenartige Gelaſſe, welche ein großes thönernes dolium enthalten, in dem das Aſchengefäß und die dasſelbe begleitenden Gegenſtände geborgen ſind. Auf dieſe tombe a ziro folgen ſofort die Grabkammern.“

Den griechiſchen Vaſenimport in Italien, eine Erſcheinung, welche die ſpäteren Jahrhunderte und die ganze Halbinſel beherrſcht, welche endlich auch für die Datirung prähiſtoriſcher Fundſchichten von hoher Bedeutung iſt, illuſtriren wir durch die Abbildung Fig. 228, S. 559, welche weniger als directer Beleg für die bekannte Thatſache, denn als bedeutungsvolle ſymboliſche Darſtellung genommen werden will. Wenn wir alles überblickt haben, was die Prähiſtorie Europas an Kunſtanfängen und Kunſtleiſtungen verzeichnet, bleibt uns nichts übrig, als hinwegzueilen und der claſſiſchen Antike dort, wo ſie einzig daſteht, in ihrer Kunſtwerkſtatt, einen Kranz auf das Haupt zu drücken.

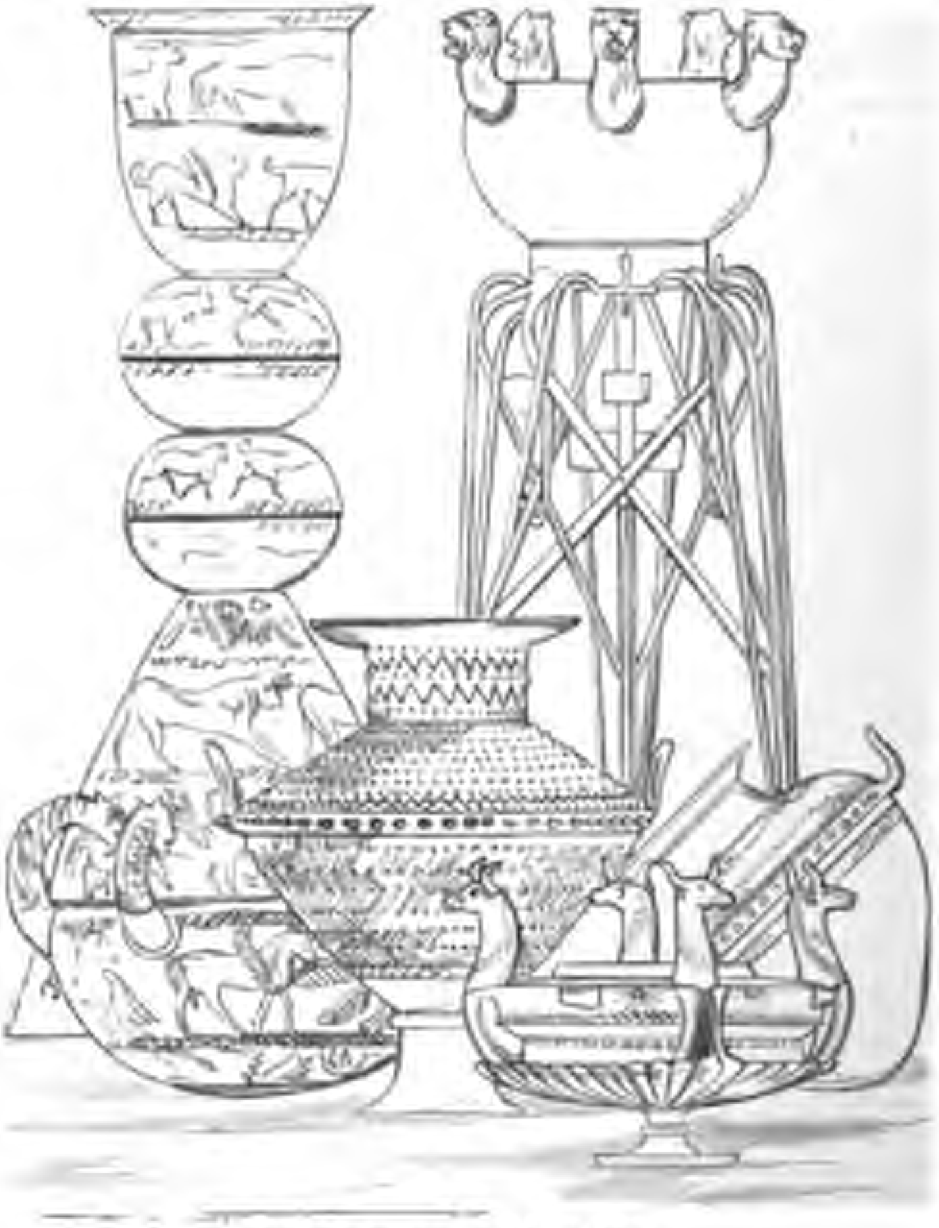


Fig. 227. Etruskiſche Gefäße.
(Text ſiehe S. 557.)

Es hat eine Zeit gegeben, wo man jede bemalte Thonvaſe italiſchen Fundortes für etruskiſch erklärte, ſo wie Mancher noch heute in weiterem Kreiſe alle alterthümlichen Bronzen für „etruskiſch“ und ihre Beſitzer für „Kelten“ erklärt. Heute weiß man es beſſer. Unſer Vaſenbild ſtammt aus Ruvo im Neapolitaniſchen und zeigt uns Athene als Beſchützerin der Künſte und Gewerbe mit einem Kranz in der Rechten, inmitten fleißiger griechiſcher Arbeiter, welche mit der ornamentalen Decoration von Thonvaſen beſchäftigt ſind. Offenbar hat ſie die Abſicht, den Kranz dem Jünglinge zu ſpenden, der vor ihr in einem bequemen Lehnſtuhle ſitzt und mit der Linken einen großen zweihenkeligen Becher (Kantharos) auf dem Schoße feſthält, während die Rechte den Pinſel führt. Neben ihm ſtehen auf einem niedrigen Tiſchchen zwei kleine Gefäße einfacher Form, welche Farbe und Firniß enthalten.

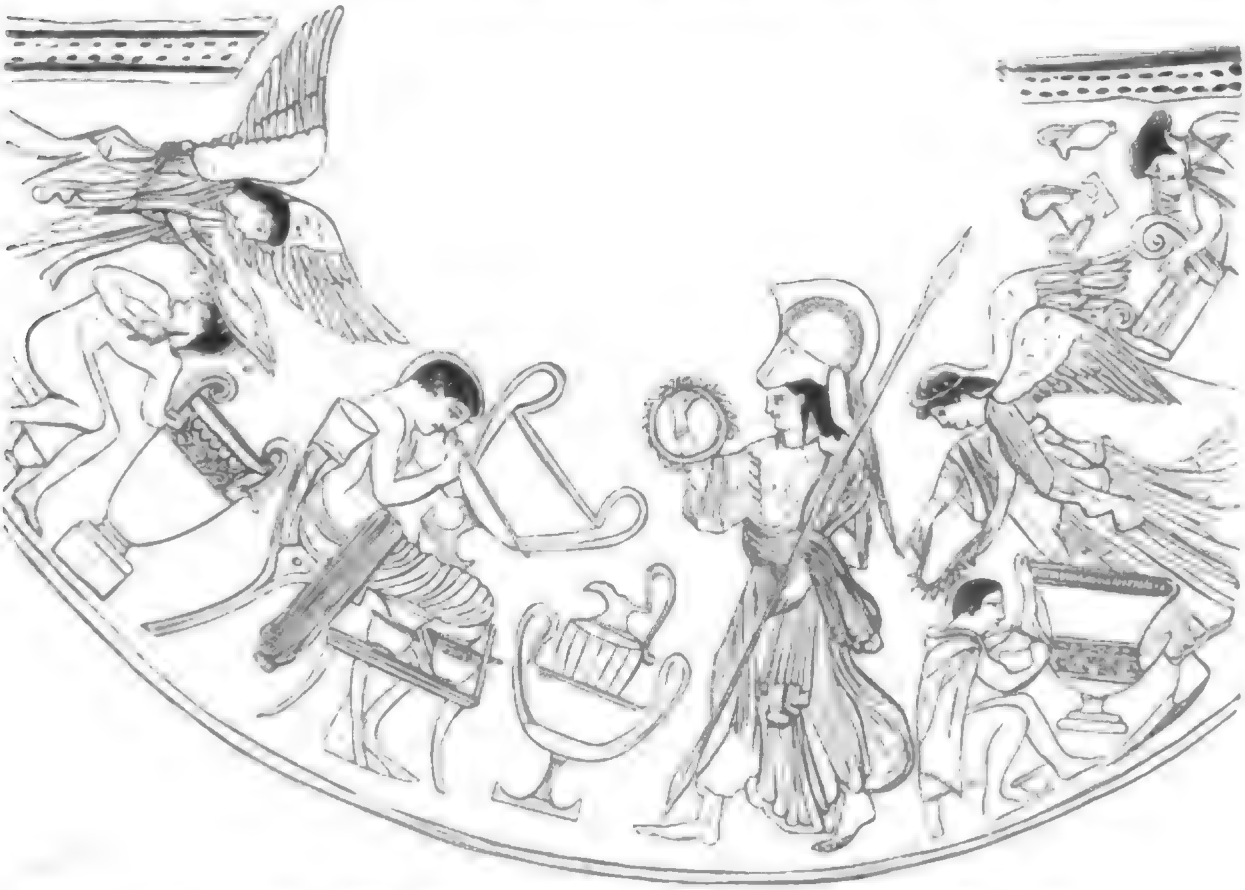


Fig. 228. Griechiſche Vaſenmaler auf einem unteritaliſchen Schalenbild.
(Text ſiehe S. 558.)

Vor ſich hat er einen zweiten großen Kantharos und ein Vorgußgefäß. Auf einem Schemel ſitzt hinter dieſem Arbeiter ein Knabe, der eine Amphora vor ſich und ebenfalls zwei Töpfchen zur Seite hat. Er wendet ſich mit dem Pinſel in der Hand erſtaunt um nach der Siegesgöttin (Nike), welche heranſchwebt, um auch ihn zu bekränzen. Einen ähnlichen Vorgang ſehen wir im Rücken Athene's ſich abſpielen. Ganz rechts am Rande des (in unſerer Abbildung nicht vollſtändig wiedergegebenen) Vaſengemäldes ſitzt noch eine Frau auf erhöhtem Stuhl und bemalt den Volutenhenkel einer großen Amphora. Ueber ihr hängen an der Wand ein Becher und ein Kännchen. Die dargeſtellten Vaſen ſind ſicher bereits einmal gebrannt, aber noch nicht bemalt zu denken. Es werden jedoch in dieſer Werkſtatt vorläufig nur Ornamente ausgeführt; der Raum für die figuralen Darſtellungen iſt überall noch frei. Die Arbeiter führen den Pinſel auffallenderweiſe nicht zwiſchen den Fingern, ſondern mit der vollen Fauſt, wodurch bei der Ausführung der Ornamente jedes Schwanken vermieden und größere Sicherheit der Linien erreicht wird.

Man darf wohl ſagen, daß dieſe anmuthige Selbſthuldigung griechiſcher Vaſenmaler ebenſo beifallswürdig iſt, als ſie bei prähiſtoriſchen oder orientaliſchen Töpfern, ganz abgeſehen von der phyſiſchen Unmöglichkeit, ungerechtfertigt erſcheinen würde. Alles andere alte Geräth und Werkzeug iſt ſelbſt von ſeiner modernen Nachkommenſchaft lange nicht ſo in Grund und Weſenheit verſchieden, wie die griechiſchen Thongefäße des 4. und 5. Jahrhunderts vor Chriſto von den keramiſchen Arbeiten der anderen Völker, welche die Griechen „Barbaren“ nannten, gleichviel, ob ſie im Oſt oder Weſt, im Nord oder Süd von Hellas ſeßhaft waren.

Nach dieſem flüchtigen Ausblick auf den erſten Eroberungszug der claſſiſchen Antike wenden wir uns wieder Ober-Italien zu. Hier fehlt die Vertretung der älteren etruskiſchen Cultur, und an ihrer Stelle erſcheint eine jüngere Phaſe der Villanova-Stufe, welche in typiſcher Weiſe durch die Gräber auf dem Grundſtück Arnoaldi bei Bologna repräſentirt iſt. Dieſe Gräber fallen noch vor den Beginn des helleniſchen Verkehres; auf ſie folgen dann die Beſtattungen der zweiten etruskiſchen Culturperiode, welche durch das Auftreten importirter ſchwarzfiguriger Vaſen vorgeſchrittenen und rothfiguriger Gefäße ſtrengen griechiſchen Stiles chronologiſch bezeichnet ſind. Sie gehören ſpäteſtens der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts an. Die Hauptfundorte ſind Marzabotto und die Certoſa bei Bologna.

Marzabotto hat man ein etruskiſches Pompeji genannt, ſo wohl iſt die alte Niederlaſſung, welche einſt hier beſtand, in ihren, leider noch nicht ganz ausgegrabenen Ruinen erhalten. Die ausgedehnte namenloſe Stadt, 27 Kilometer von Bologna entfernt, an dem Wege nach Florenz gelegen, wurde nach dem Zuſammenbruch der etruskiſchen Herrſchaft in Ober-Italien von den Galliern nur zum Theile bewohnt; weite Strecken derſelben lagen völlig verlaſſen und bewahrten ihren alterthümlichen Charakter. Dazu kam, nach 200 vor Chriſto, die beſondere Gunſt, daß der verödete Platz keine römiſche Colonie erhielt. Nichts ſtörte fürder die rein tuskiſche Phyſiognomie dieſes Stadtgerippes, das mit ſeinen rechtwinkeligen Gaſſen und Häuſerzeilen, Pflaſterwegen u. ſ. w. noch heute das größte Erſtaunen jedes Beſuchers wachruft. Die anderen altitaliſchen Städte haben bekanntlich im beſten Falle ihren ſteinernen Mauerring aus der Urzeit bewahrt, während im Innern alle archaiſchen Spuren durch die römiſche Civiliſation verwiſcht ſind.

Nach Brizio's Beſchreibung war die namenloſe Etruskerſtadt bei Marzabotto zunächſt durch zwei ſich kreuzende Hauptſtraßen von 15 Meter Breite, welche nach den vier Himmelsgegenden ausliefen, in vier Viertel getheilt. Dieſe letzteren zerfielen durch zwei weitere, gleichbreite, weſtöſtliche Straßenzüge in acht gleiche Abſchnitte, welche wieder von 5 Meter breiten, unter ſich parallelen Nebenſtraßen durchkreuzt werden. Die einzelnen Häuſerinſeln ſind 165 Meter lang und 35 bis 40 Meter breit. In den Hauptſtraßen liegt ein 5 Meter breiter Fahrdamm zwiſchen zwei ebenſo breiten Fußſteigen, an deren Häuſerſeite 80 Centimeter breite Goſſen angelegt ſind. Die Häuſer zeigen nahezu dieſelbe Anlage wie die römiſchen und ſind von Verkaufshallen umgeben. An das mit einem Moſaikpflaſter und einem Impluvium ausgeſtattete Atrium, in welches ein geräumiges, ebenfalls mit Moſaik gepflaſtertes Veſtibul führt, ſchließen ſich kleine Schlafräume und ein offenes Tablinum, das Zimmer des Hausherrn. Noch iſt erſt nur ein kleiner Theil der Häuſer freigelegt, aber ſchon jetzt glaubt man aus der Regelmäßigkeit der ganzen

Anlage zu erkennen, daß die Stadt nicht allmählich entſtanden, ſondern als Colonie nach einem einheitlichen Plane gegründet worden iſt.

Die Gräber von Marzabotto liegen auf einem keilförmigen Felde von circa 700 Meter Länge, ſie enthalten Brandreſte und Skelette (letztere ſind hier relativ häufiger als in Villanova) und haben oft die Form der ſogenannten tombe a pozzo, d. h. es ſind tiefe flaſchenförmige, mit kleinen Steinen ausgemauerte Schachte. Andere Gräber ſind aus Tuffſteinplatten zuſammengefügt und bilden Steinkiſten mit ſpitzem oder flachem Dach. Als Grabmonumente dienen ſteinerne Stelen, eben ſchwach verjüngt, die Baſen wie doriſche Capitäle geformt, zuweilen an den Ecken mit Widderköpfen verziert. Eine der Stelen zeigt eine weibliche Relieffigur, die eine Schale zum Munde führt, auf einer Baſis, die wie zwei mit den unteren Enden zuſammengefügte doriſche Capitäle ausſieht; darüber erſcheint ein Palmettenornament (locale Arbeit unter griechiſchem Einfluß). Andere Grabmerkzeichen ſind cylindriſche Säulen, runde oder zwiebelförmige Steinballen, wie ſie auch in echt etruskiſchen Nekropolen, z. B. in Orvieto, vorkommen. Als Leichenbrandbehälter fungiren zuweilen die bekannten gerippten Ciſten, die ſchon in den Arnoaldi-Gräbern und dann wieder auf dem Certoſa-Friedhofe vorkommen. Als Beigaben erſcheinen bemalte griechiſche Vaſen, rothfigurig im ſchönen Stil, meiſt flüchtige Arbeit, aber auch ſolche im ſtrengen Stil und ſolche mit ſchwarzen Figuren. Die Bronzeſtatuetten ſind etruskiſche Arbeiten, archaiſch ſteif mit eng angeſchloſſenen oder nur wenig gelöſten Armen: nackte männliche Figuren oder Frauen in enger Gewandung, die einen Zipfel des Kleides emporheben; darunter aber auch einige beſſere, vollkommen ſchöne Arbeiten (überſeeiſche Importwaare). Dann bemerkt man Reſte ſchöner Bronzegefäße: Henkel, welche unten in Palmetten, oben in Thierfigürchen auslaufen; ferner Metallſpiegel, geſchnittene Steine, verſchieden geformte Fibeln aus Gold, Silber, Bronze (eine Früh-La Tène-Fibel aus Silber weiſt auf die Zeit um 400 vor Chriſto, andere Typen, welche Gozzadini mittheilt, kann man kaum früher anſetzen, als um den Beginn der Kaiſerzeit), Glas- und Bernſteincolliers, farbige Glasfläſchchen, darunter ein gelb emaillirtes, blaues Henkelkrüglein mit kleeblattförmiger Mündung (kleine Bronzekännchen von demſelben Typus, den auch die Oinochoe von Glaſinac zeigt, erſcheinen als Anhängſel), Glasfläſchchen, Filigranſchmuck, Eiſenwaffen (Schwerter, Dolche, Lanzenſpitzen), eiſerne und bronzene Werkzeuge, endlich Stücke von aes rude, Bronzeklumpen, die man für ungemünztes Geld hält und dem ſpäteren Todten-Obolus vergleichbar findet. Einige Gräber dieſer Nekropole enthalten La Tène-Sachen und ſtammen ſomit aus der Zeit nach der keltiſchen Eroberung der Landſchaft.

Zu den Etruskerſtädten, die in unſerem Jahrhundert glorreich ihren Gräbern entſtiegen ſind, gehört in Ober-Italien vor Allem Felſina, die Stadt, welche wir heute noch mit einem altkeltiſchen Namen Bologna (Bononia) nennen. Bononia docet kann man, im Hinblick auf die archäologiſchen Entdeckungen der letzten zwanzig Jahre, heute wieder ſagen. Felſina war neben Melpum, Mantua und anderen Orten eine der zwölf Städterepubliken, welche in Ober-Italien nach dem Vorbild des transapenniniſchen Mutterlandes die Etruskerherrſchaft bis 400 vor Chriſto aufrecht erhielten. Beim Campo Santo der heutigen Stadt, welcher nach einem ehemaligen Karthäuſerkloſter La Certoſa genannt wird, ſind mehrere Hundert Gräber aus etruskiſcher Zeit aufgedeckt worden. Hier ſind Skelette noch häufiger als in Marzabotto. Zannoni, der Herausgeber der Certoſa-Nekropole, hält die Brandgräber für umbriſch, die ungefähr dreimal ſo zahlreichen Skeletgräber für etruskiſch. Die erſteren ſind häufig enge, tiefe, mit Geröllſteinen ausgekleidete Schachte, in welchen die Brandreſte entweder frei oder in Thongefäßen, öfter auch in gerippten Bronzeciſten, beigeſetzt waren. Als Grabmerkzeichen erſcheinen Steinkugeln auf viereckigen Unterſätzen, die zuweilen an den Ecken mit Widderköpfen geziert ſind, oder flache, oben rundlich geſchloſſene Stelen, welche oft mit Wellenbändern umrahmt und mit Scenen aus dem Mythos oder dem Leben geſchmückt ſind. Dieſe Reliefs ſind offenbar unter griechiſchem Einfluß, aber von einheimiſchen Bildhauern gearbeitet. Ueberaus zahlreich ſind unter den Beigaben bemalte griechiſche Vaſen mit rothen, ſeltener ſolche mit ſchwarzen Figuren. Dargeſtellt ſind bacchiſche und andere mythiſche Scenen. Hin und wieder erſcheint auch eine etruskiſche Nachahmung griechiſcher Thongefäße. Daneben finden ſich im Ueberfluß Bronzevaſen, und zwar, außer gerippten Ciſten und koniſchen Eimern (Situlen), bauchige Töpfe mit Tragreifen, Vorgußkannen, Schalen, Pfannen, Schöpfgefäße, ferner eine ſtattliche Reihe von Candelabern, Bronzefigürchen im entwickelten etruskiſchen Stile, feine Emailglasflacons, Emailperlen und vielerlei kleine Körperſchmuckſachen, Armringe, Fingerringe u. dgl.

Unter den Fibeln iſt eine (übrigens weitverbreitete und für den Schluß der Hallſtattperiode in den öſtlichen Gräberfeldern charakteriſtiſche) Form mit geſtrecktem, etwas verdicktem Bügel, dreieckiger Platte oberhalb des Nadelhalters und einem Knöpfchen am Ende dieſer Platte, in dieſen Gräbern ſo häufig, daß man ſie auf den Namen Certoſafibel getauft hat. Dieſe Fibel hat eine einfache oder doppelte Kopfſchlinge, ſeltener eine Spiralrolle am oberen Ende, welches überdies regelmäßig durch eine Perle oder Scheibe markirt iſt. Sie findet ſich in zahlreichen Nekropolen der Oſtalpenländer, zumal in Krain, wo ſie (in St. Michael) die anſehnliche Länge von 23·5 Centimeter erreicht, dann in Iſtrien, Kroatien und Bosnien, dagegen ſelten in der Schweiz und gar nicht in Frankreich. Daneben kommen in den Certoſagräbern Schlangenfibeln vor. Wir illuſtriren dieſen Typus hier durch einige aus krainiſchen Gräberfeldern (Watſch, Terſiſche bei Zirknitz und Hraſtje bei Großlup) ſtammende Exemplare (ſiehe Fig. 229, S. 563). Die Schlangenfibel iſt nach Tiſchler eine italiſche Erfindung, die aber nördlich der Alpen zahlreiche Modificationen erfahren hat. Sie iſt in Ober-Italien, dann von Bosnien an durch ganz Mittel-Europa bis nach Frankreich verbreitet. Bemerkenswerth iſt bei dieſem Typus, daß er ſchon in den Gräbern der Villanova-Gruppe vorkommt und hier durch wechſelnde Anſchwellung des Bügels etwas complicirtere Formen zeigt, als in ſeinem ſpäteren Auftreten. Andere Fibelformen der Certoſa-Gräber ſind bereits Uebergangsformen zur La Tène-Periode, ſo die „Paukenfibeln" mit Fußpauke; auch typiſche Früh-La Tène-Fibeln mit Scheiben am zurückgebogenen Fußende und auf dem Bügel ſelbſt kommen in Skeletgräbern neben Certoſafibeln vor.

Die Certoſagräber ſind der jüngſte Theil des großen Nordweſtfriedhofes, der ſich einſt an das alte Felſina anſchloß, und gehören wohl insgeſammt dem fünften vorchriſtlichen Jahrhundert an. Daß dieſe Nekropole ſchon von den um 400 eingedrungenen Kelten zum Theil ausgeplündert wurde, hat Gozzadini nachgewieſen, welcher 1885 bis 1886 ſiebenundzwanzig beraubte etruskiſche Gräber und in einem derſelben ſogar noch eine keltiſche Eiſenſchaufel fand. Doch ergab ſich auch da noch immer eine ſehr ſchätzbare Ausbeute an ſculpirten Grabſtelen, metallenen Schmuckſachen und rothfigurigen griechiſchen Vaſen. Ueber dieſer Gräberſchicht lag eine andere mit 119 Gräbern aus der ſpäteren römiſchen Kaiſerzeit. Rein etruskiſch kann man übrigens auch die älteren Certoſagräber nicht nennen. Sie unterſcheiden ſich von den gleichalten Funden im eigentlichen Etrurien ungefähr ſo, wie ſich nach Mommſen das transapenniniſche von dem cisapenniniſchen Alphabet der Etrusker unterſcheidet. Undſet findet die etruskiſche Cultur in Ober-Italien charakteriſirt durch die Aufnahme verſchiedener Culturelemente aus der älteren italiſchen (umbriſchen) Gruppe. Das Verhältniß des Eiſens zur Bronze iſt ungefähr dasſelbe, wie zur Entſtehungszeit der jüngeren Theile des homeriſchen Epos. Das erſtere Metall iſt bereits wohl bekannt, wird aber neben der Bronze immer noch mit einer gewiſſen Zurückhaltung angewendet.

Das berühmteſte Fundſtück aus dieſem Gräberfeld iſt ein koniſcher Bronzeeimer (von 32 Centimeter Höhe, 23 Centimeter oberem und 13 Centimeter unterem Durchmeſſer), welcher mit einem Steine bedeckt war und Brandreſte nebſt zwei Fibeln und zwei Thongefäßen enthielt. Auf der Mantelfläche dieſer Situla ſind in vier übereinander geordneten peripheriſchen Zonen Figurenreihen in flachem Relief von innen herausgetrieben. Es ſind bei ſiebzig theils menſchliche, theils Thiergeſtalten auf dem Gefäße dargeſtellt. In der oberſten Zone ſieht man einen Aufmarſch von 19 Kriegern, voran zwei Berittene, welche Palſtäbe ſchultern und runde Helmhauben tragen; dann fünf mit ovalen Schilden gerüſtete Lanzenträger, welche Kegelhelme mit einer Randgarnitur von Phaleren tragen; hierauf acht Mann mit ganz oder nahezu kreisrunden Schilden, Lanzen und Helmbüſchen auf den runden Sturmhauben; den Schluß machen vier unbeſchildete Soldaten in gemuſterten Leibröcken, Palſtäbe ſchulternd.

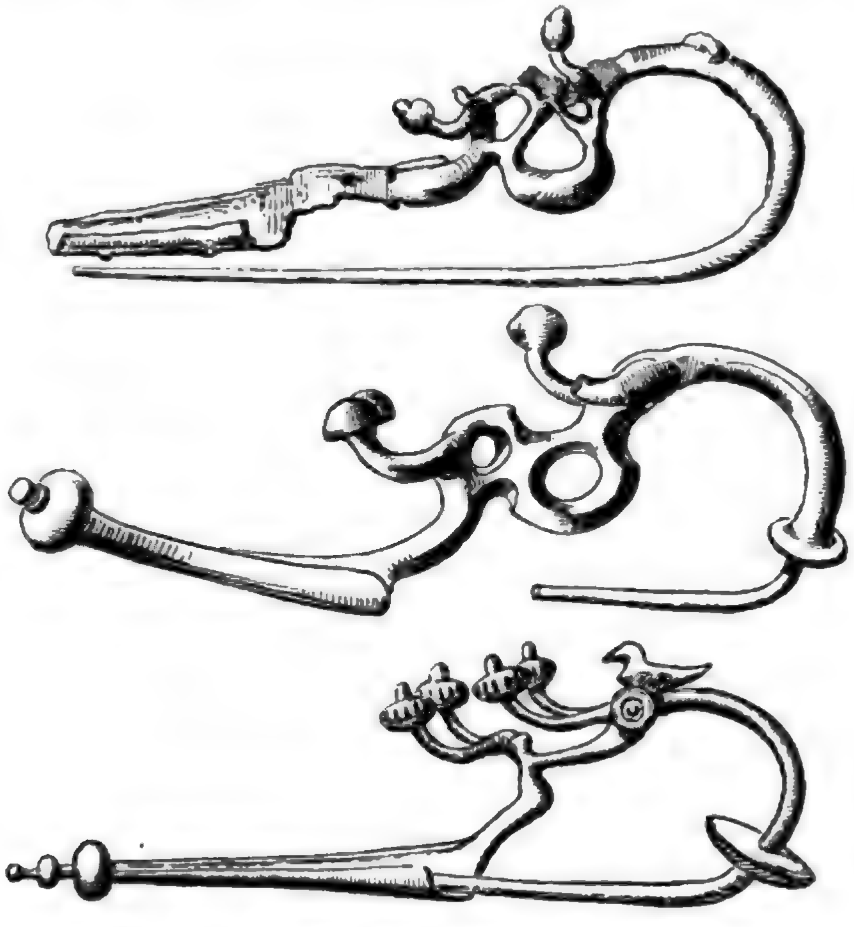


Fig. 229. Bronzene Schlangenfibeln aus Krain.
(Text ſiehe S. 562.)

In der zweiten Zone von oben bewegt ſich ein feſtlicher Opferzug in der entgegengeſetzten Richtung (nach rechts). Wir ſehen vierzehn Männer in langen Gewändern und mit breitkrämpigen Hüten (nur drei ſind barhaupt); ſie führen

Opferthiere: ein Rind und einen Widder, oder tragen Opfergeräthe und Gefäße; dazwiſchen erſcheinen zweimal drei Frauen mit halbverhülltem Haupt, welche gleichfalls Vaſen, Opferladen u. dgl. auf dem Kopfe tragen. Die dritte Zone zeigt links einen ausziehenden Ackersmann, der ſeine Ochſen mit der Peitſche vor ſich hertreibt und den räderloſen Pflug auf der Schulter trägt, rechts Jagdſcenen: einen Mann, der mit dem Lagobolon einem Haſen nachſtellt, und zwei andere, die ein getödtetes Wild auf einer Stange heimtragen; daneben läuft ihr Hund. In der Mitte erluſtigen ſich zwei Männer auf einer ſchöngeſchmückten Kline mit Syrinx- und Leierſpiel; die dazu gehörigen Tänzer oder Mimiker ſtehen, ſeltſam genug, auf den löwenköpfigen Lehnen des Ruhebettes. Daneben Zurüſtungen zum Mahle: Einer ſchöpft mit dem geſtielten Becherchen (Kyathos) Wein aus hohem Fußgefäß, während ein Zweiter ein geſchlachtetes Schwein herbeiſchleppt. Die Füllobjecte charakteriſiren den Raum der einzelnen Scenen: über den Muſikern hängt ein Gefäß an der Wand, während über dem Pflugochſen, wie über dem Feſtzug und den Kriegern der oberen Figurenreihen je ein Vogel fliegt. In der unterſten Zone bewegt ſich wieder Alles nach links wie in der oberſten. Es ſind acht Thiere dargeſtellt: voran ein Reh, dann zwei reißende Thiere (Löwen), endlich fünf Fabelthiere (geflügelte Löwen), von welchen eines, echt etruskiſch, zur Andeutung ſeines Charakters ein menſchliches Bein im Rachen trägt.

Wir geben in Fig. 230, S. 565, als Stilprobe einen Ausſchnitt der abgerollten Mantelfläche dieſes Bildwerkes, welcher etwa ein Dritttheil der drei oberen Zonen umfaßt. Daß wir in dieſem Stück ein Product unverfälſcht nordiſcher, d. h. transalpiner Provenienz zu ſehen hätten, glaubt heute wohl Niemand mehr. Hier iſt der aſſyriſch-ägyptiſche Miſchſtil, wie ihn die Phönikier gepflegt und den Abendländern überliefert haben, noch durch etruskiſche Verrohung und Verballhornung hindurchgegangen, hat dann im Einzelnen durch locale Zuthaten, wie die Helm-, Hut- und Beilformen, einen neckiſchen Aufputz erhalten und iſt ſo allerdings zu Etwas geworden, woraus ſonſt noch ſo verdienſtvolle Geologen, Techniker, Aerzte u. ſ. w., die ſich mit der Erklärung prähiſtoriſcher Funde beſchäftigen, nicht auf den erſten Blick klug werden konnten. Hochſtetter ſah „in den vollkommen naturaliſtiſchen Darſtellungen nur volksthümliche Scenen und Bilder aus der Naturgeſchichte (!), denen man keine tiefere hieratiſche oder gar mythiſche und ſymboliſche Bedeutung unterlegen darf, und die im Allgemeinen keinen fremdartigen Einfluß verrathen" (!).

Arbeiten, ähnlich dieſer Bologneſer Situla — techniſch ſehr achtungswerth, ſtiliſtiſch grotesk, gegenſtändlich hoch intereſſant, obwohl die Brauchbarkeit der Darſtellungen in dieſer Hinſicht noch lange nicht genügend definirt iſt — ſind in Ober-Italien und darüber hinaus in den Oſtalpenländern nun ſchon in größerer Zahl gefunden worden. Da wir mit Rückſicht auf den Umfang unſerer Darſtellung nicht alle hierher gehörigen Fundſtätten Ober-Italiens aufzählen können, die Exemplare aus den Alpenländern aber offenbar als oberitaliſche Import anzuſehen ſind, wollen wir die wichtigſten Parallelen zur Bologneſer Situla hier kurz Revue paſſiren laſſen.

Zunächſt iſt in der Nähe der Certoſa, auf dem Grundſtück Arnoaldi bei Bologna, eine zweite mit Figuren gezierte Situla in einem etruskiſchen Grabe mit bemalten griechiſchen Vaſen gefunden worden. Sie zeigt zwiſchen Ornamentbändern drei Bilderzonen, von welchen die unterſte ſchmäler und mit laufenden Thieren (Pflanzenfreſſern) beſetzt iſt. In der Mittelzone iſt ein Zug von Kriegern zu Fuß und zu Pferde dargeſtellt. Das Fußvolk trägt verſchieden geſtaltete Schilde und Helme, ſowie Jeder zwei Lanzen, von den beiden Reitern nur der Eine Helm und

Schild; im Feld erſcheinen Bäume und Füllſchmuck. Die oberſte Zone zeigt links ein Fauſtkämpferpaar; zwiſchen den Kämpfern iſt ein Helm mit herabwallendem Buſch als Siegespreis aufgeſtellt; dann wagenbeſteigende oder in Streitwagen fahrende Krieger. Die Technik iſt dieſelbe wie bei der erſten Situla, doch iſt die Zeichnung minder richtig und verräth den auch ſonſt in dieſen Arbeiten hervortretenden Hang, die Figuren unnatürlich zuſammenzuſchieben oder auseinander zu zerren. Erſteres widerfährt meiſt den menſchlichen, letzteres den thieriſchen Geſtalten.

Zannoni ſelbſt hat mit der erſten Bologneſer Situla bereits folgende ähnliche Fundſtücke verglichen: aus dem Gebiete Felſinas den Spiegel von Caſtelvetro, aus der euganeiſchen Gruppe die Gefäße von Eſte, aus dem nördlichen Ober-Italien die Situlen von Seſto Calende und von Trezzo, und den Kegelhelm von Oppeano im Veroneſiſchen, in Tirol die Situlen von Matrei und Moritzing, in Krain die berühmte Watſcher Situla. Der kreisrunde Spiegel von Caſtelvetro zeigt in der Mitte einen fliegenden Vogel, umher in einer peripheriſchen Zone ſitzende und ſtehende langbekleidete Figuren, welche im Geſpräch miteinander begriffen ſind, und Andere, welche Pferde führen, im Stile gleich denen des Certoſa-Eimers. Die Verzierung der zahlreichen, hierher gehörigen Stücke aus den Gräbern von Eſte: Eimer, Eimerdeckel, Gürtelplatten, Dolchſcheiden, von welchen wir ein paar kleine Proben (Fig. 231, S. 567) zuſammenſtellen, iſt gewöhnlich mehr decorativ; wir ſehen Reihen von Vögeln und Vierfüßlern, die miteinander abwechſeln,

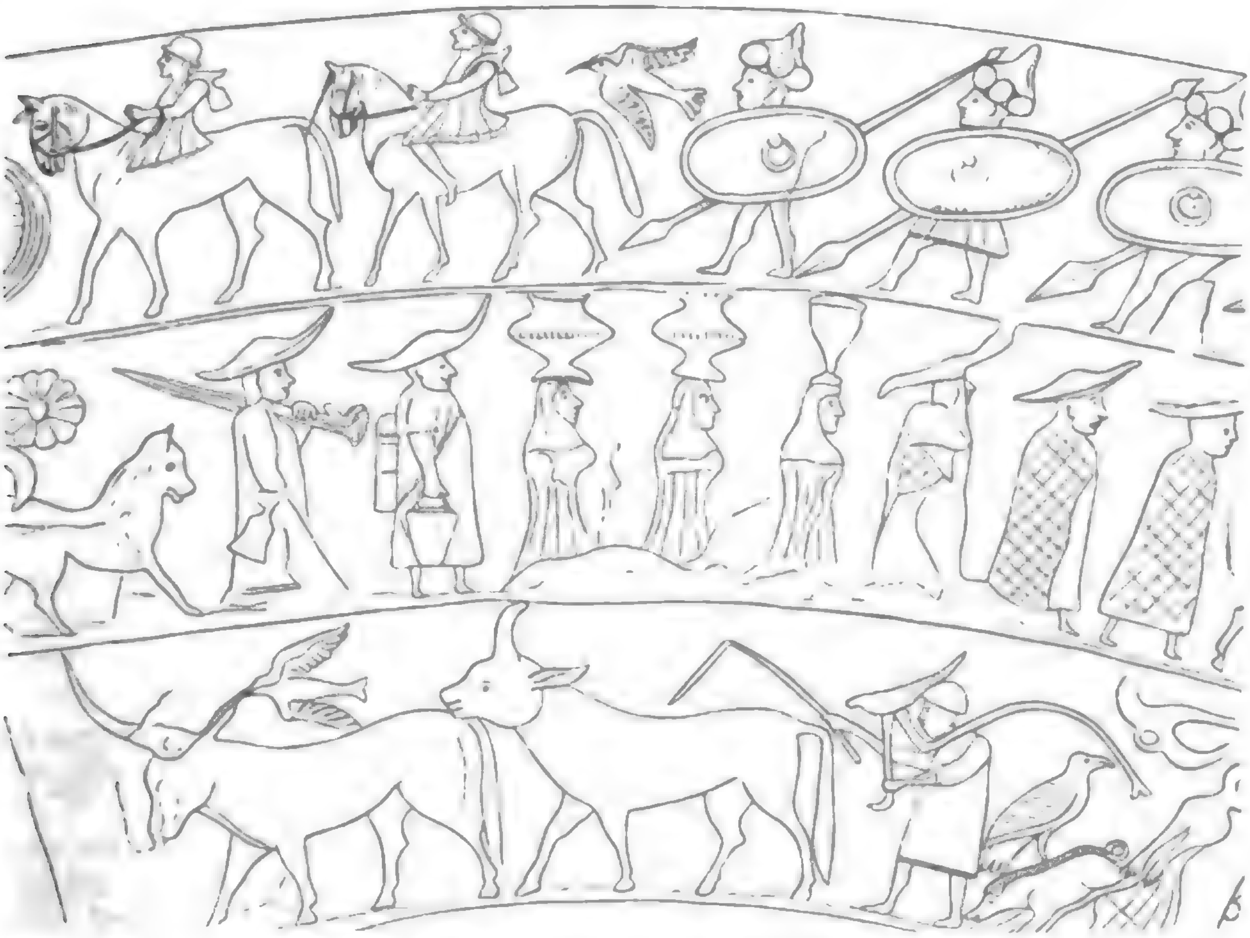


Fig. 230. Vom Figurenſchmuck der Bologneſer Situla.
(Text ſiehe S. 564.)

einmal eine ſolche von Flügelpferden mit Löwenſchwänzen, dabei einen behelmten Krieger; auf einem anderen Stücke Sphinxe und Greife, d. h. menſchen- und vogelköpfige geflügelte Löwengeſtalten, in den Feldern reichen Füllſchmuck.

Inhaltlich gleichwerthig mit der erſten Bologneſer Situla iſt nur die ſogenannte Ciſta Benvenuti von Eſte. Sie hat drei Zonen mit 30 menſchlichen, thieriſchen und halbmenſchlichen Figuren. Die Motive, welche auf dem Certoſa-Eimer noch ziemlich gut auseinander gehalten ſind, erſcheinen hier mißverſtändlich durcheinander geworfen und geben eine Folge von lächerlichen Bildern, denen an Unſinnigkeit nur die Anſichten nahekommen, welche man über dieſe Bilderreihen ausgeſprochen hat. In der oberſten iſt ein Feſtſchmaus nicht dargeſtellt, ſondern als Vorlage zu denken. Männer mit flachen Hüten und langen, gemuſterten Gewändern ſitzen auf Stühlen und ſchwingen ihre Becher. Aber einer von ihnen hält zugleich ein Pferd am Zügel, welchem ein Anderer das Hinterbein aufhebt. Ein zweiter Zecher iſt mit ſeinem Seſſel zu einem gemuſterten Block verſchmolzen, auf welchem ein Hut ohne Spur des Kopfes, den er bedeckt, zu ſehen iſt. Dazwiſchen und daneben giebt es: ein Gerüſte, auf welchem drei Gefäße hängen, ein Fauſtkämpferpaar, eine Sphinx, einen geflügelten Centauren, der ſeine Waffe in den Schwanz eines vor ihm ſtehenden Vogels ſtößt. In der Mittelzone erſcheinen: rechts eine Sphinx, ein Greif, ein Reh und ein Hirſch, drei davon weidend oder mit Pflanzen im Maule [was zur Bezeichnung ihrer friedlichen Natur auch bei anderen Thierreihen häufig vorkommt, wenn ſie nicht, als Anzeichen entgegengeſetzter Art, Menſchen- oder Thierbeine im Maule tragen],*) links eine Scene, die auf dasſelbe Vorbild zurückzugehen ſcheint, wie der ausziehende Pflüger auf dem Certoſa-Eimer. Aber der Pflugochſe weidet hier und der Pflüger iſt ſammt ſeinem Geräth höchlich mißlungen; er führt übrigens einen Hund am Seile. Vor der Scene ſitzt ein geflügelter Löwe. Sehr intereſſant iſt die unterſte Zone. Hier ſitzt links im Lehnſtuhl ein, wie es ſcheint, nackter Mann, der ein Trinkhorn zum Munde führt und zugleich das Bein erhebt gegen einen behelmten Krieger, welcher mit geſchwungener Lanze auf ihn eindringt. Es folgt dann ein Zug heimkehrender Krieger: voran zwiſchen zwei Hopliten ein Wagenlenker, dann wieder zwei Schwerbewaffnete, von welchen der Erſte einen, der Andere zwei gebundene Gefangene am Seile führt. Die Gefangenen ſind nackt, zwei derſelben haben noch Rundſchilde am Rücken hängen.

Die Ciſta Benvenuti von Eſte iſt beſonders lehrreich, weil ſie uns die unerlaubten Freiheiten zeigt, welche ſich Barbarenhände in Ober-Italien mit etruskiſch-orientaliſchen Vorbildern geſtattet haben, und uns ſo den Standpunkt anweiſt, den wir gegenüber der Geſammtheit dieſer Arbeiten einnehmen müſſen. Man hat ſich ſo viel darauf zugute gethan, daß in ſolchen Darſtellungen Schüſſelhelme mit Phaleragarnitur und veritable Kelte mit Knieholzſchäftung vorkommen, daß es uns wohl einmal erlaubt ſein darf, auch die Kehrſeite dieſer vermeintlichen Hiſtorienbilder ins Auge zu faſſen. Thut man das, ſo bleibt fürwahr wenig von der ſo oft wiederholten Behauptung, welche Hochſtetter anläßlich der „Neueſten Gräberfunde von Watſch und St. Margarethen in Krain“ ausgeſprochen hat, daß nämlich „Krieger, wie ſie auf der Situla der Certoſa dargeſtellt ſind, und Menſchen, wie ſie auf der Situla von Watſch gekleidet erſcheinen, auf kraineriſchem Boden thatſächlich gelebt haben und in den prähiſtoriſchen Gräbern wirklich begraben liegen“. Es bleibt davon nichts als die Thatſache, daß neben einigen figural verzierten Bronzeſachen auch einige andere Waffen- und Rüſtungsformen aus Ober-Italien nach den Alpenländern eingeführt wurden, oder daß die letzteren Typen meinetwegen beiden Nachbargebieten gemeinſam waren. Ich will nur beiläufig erinnern, daß der einzige Fund von S. Francesco bei Bologna mehr Bronzepalſtäbe, „wie ſie auf der Situla der Certoſa dargeſtellt ſind,“ enthielt, als alle bisher geöffneten Gräber in den Oſtalpen zuſammengenommen. Was aber die „Menſchen“ betrifft, ſo müſſen wir wohl unſere Hände in Unſchuld waſchen und uns auf ſtiliſtiſche Analyſen jener wunderlichen Machwerke beſchränken. Da bleibt nun noch zu erwähnen, daß auf der Ciſta Benvenuti offenbar der ſonſt ſtereotype unterſte Thierfries des Vorbildes aufgelöſt und unter die anderen Bildreihen vertheilt iſt. Dem Arbeiter, der dieſe Figurenreihen entwarf, iſt ſeine Vorlage unverſtändlich geblieben, und es lag auch ihm nichts daran, verſtanden zu werden. Leiſtungen, wie die ſeinigen, nahm man in Ober-Italien und in den Oſtalpenländern als Prunkſtücke hin, wie im mykeniſchen Culturkreis die goldgetriebenen Gefäße von Vaphio und die eingelegten Dolchklingen Mykenäs, die einer ebenſo fremden Zone entſtammten.

---

*) Dieſes naive Mittel zur Charakteriſtik der Thiergattungen kommt auch in echt etruskiſchen Arbeiten vor. Entſtanden iſt es vielleicht nach dem Vorbilde ſolcher geflügelter und flügelloſer Löwengeſtalten, welche die Zunge lang aus dem Rachen hängen laſſen, was ebenfalls auf orientaliſirenden etruskiſchen Bildwerken vorkommt. Man hat auf jene kindliche Weiſe das Gegentheil von dem ſagen wollen, was Meiſter Zettel der Weber bei ſeinem Auftreten als Löwe in Shakſpeare's Sommernachtstraum erklärt.

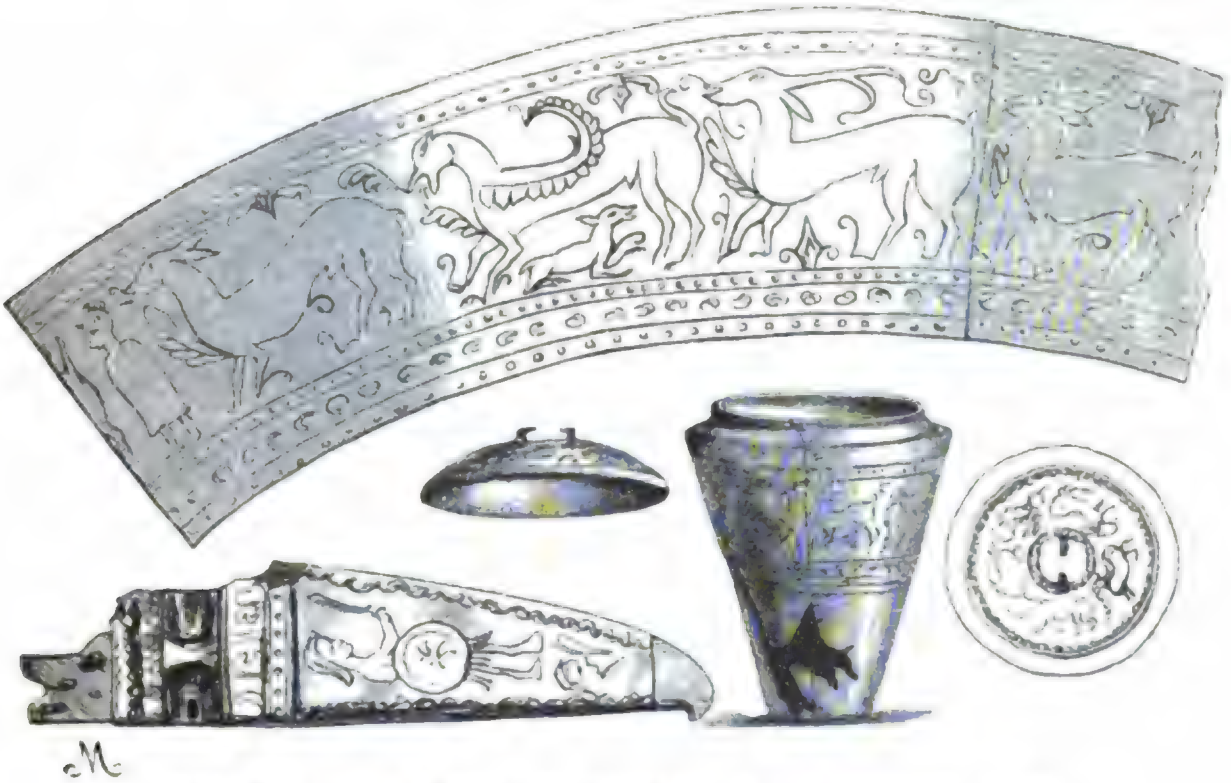


Fig. 231. Situla, Deckel und Dolchſcheide mit Figuren aus Eſte.
(Text ſiehe S. 565.)

Unſere Abneigung, in dieſen oberitaliſchen Arbeiten Hiſtorienbilder zu erkennen, geht ebenſo gegen den Verſuch, ſie aus „umbriſchem“ Leben zu erklären, wie gegen ihre Verwendung zu alpinen Sittenſchilderungen. Nur trifft ſie die erſtere Intention doch etwas weniger als die letztere, die uns ganz unzuläſſig erſcheint.

Der Kegelhelm von Oppeano (ſiehe Fig. 232 unten) läßt zwiſchen geometriſchen Ornamentbändern eine Reihe von Pferden und einen geflügelten Centauren erkennen. Die Situla von Seſto Calendo hat nicht in vollem Relief, ſondern nur in contourirenden Punktreihen herausgetriebene Figuren von Menſchen zu Pferd und zu Fuß neben ledigen Pferden und anderen Thieren, welche ihre Jungen ſäugen, darüber einen Fries mit Vogelgeſtalten. Die Situla von Trezzo (ſiehe Fig. 233 unten) zeigt in derſelben Technik eine Reihe von Hirſchen und anderen Thieren. Auf der Situla von Matrei, deren Hauptſcene wir ſchon oben (Fig. 203, S. 476) abgebildet, ſieht man über einer von Vierfüßlern und Vögeln gebildeten Thierzone zwei Fauſtkämpfer ſammt dem ſtereotypen Preishelm, dann ſteife Zuſchauer und außerdem eine Reihe völlig lebloſer langbekleideter Figuren mit tellerförmigen Mützen. Technik und Stil reihen dieſes Stück wieder der Certoſaſitula an. Die Situla von Moritzing hatte ebenfalls unten eine Sockelzone mit pflanzenfreſſenden Hirſchen, Steinböcken und ungehörnten Thieren, darüber pferdeführende Männer in Tuniken und tellerförmigen Mützen; ein Stockwerk höher ſind Reiter und noch weiter oben Wagenfahrten dargeſtellt, alles in einem Stile, welcher viel mehr dem der Situla Arnoaldi, als demjenigen des Certoſa-Eimers entſpricht.

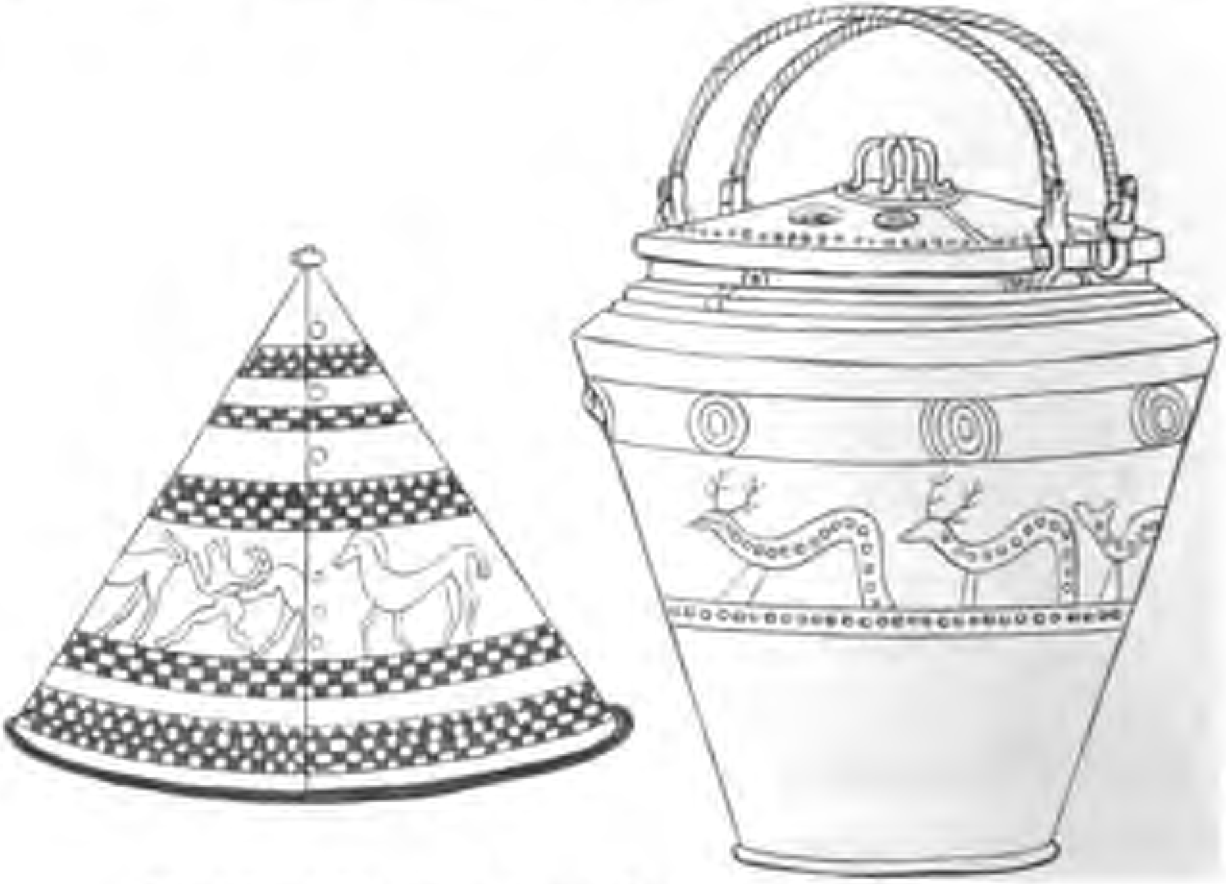


Fig. 232 und 233. Kegelhelm von Oppeano und Situla von Trezzo.
(Text ſiehe oben.)

Dazu kommen noch, außer einem Situlafragment von St. Marein in Krain (Krieger mit Schüſſelhelmen, Rundſchilden und Speeren), zwei Funde aus Watſch und zwei aus Hallſtatt. Die Situla von Watſch (ſiehe Fig. 234, S. 569) hat unten die gewöhnliche Thierzone, beſtehend aus ſieben gehörnten oder ungehörnten Pflanzenfreſſern, auf deren Rücken ſich zweimal Vögel niedergelaſſen haben, dann einem Raubthier mit einem Thierſchenkel im Maule. Darüber ſieht man: auf der einen Seite einen Feſtſchmaus, auf der anderen ein Fauſtkämpferpaar, treu nach dem Schema, das auch die Situla von Matrei wiedergiebt, mit dem Zubehör des Preishelmes und je zwei Zuſchauern rechts und links. Rechts iſt zur Raumausfüllung noch ein Widder mit einem Vogel auf dem Rücken angebracht. Beim Feſtſchmauſe ſitzen vier Männer in Lehnſtühlen wie auf der Ciſta Benvenuti und auf dem Spiegel von Caſtelvetro; einer bläſt die Syrinx, ein anderer hält einen Blattfächer. Männer und Frauen ſind beſchäftigt, die Gäſte mit Trank zu bedienen; zwei der erſteren ſtehen neben einem bauchigen Miſchkeſſel, deſſen hoher Fuß mehrere kugelige Anſchwellungen zeigt, einem Gefäßtypus, der auf dem Hallſtätter Gräberfeld auch in einem bronzenen Originalſtück italiſcher Herkunft Eingang gefunden hat. Der eine von dieſen Männern ſcheint etwas in den Keſſel zu ſtreuen; der andere greift ſich

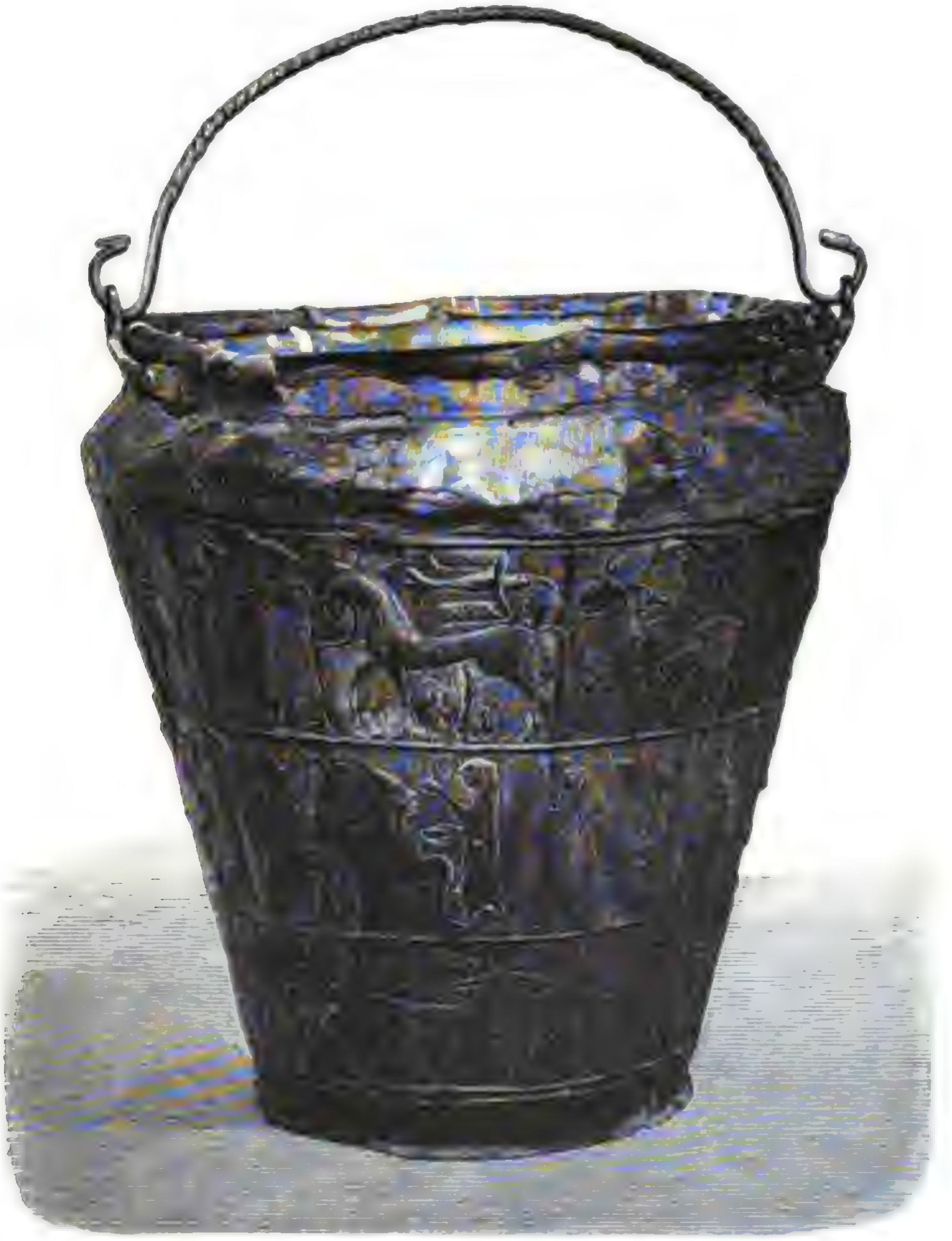


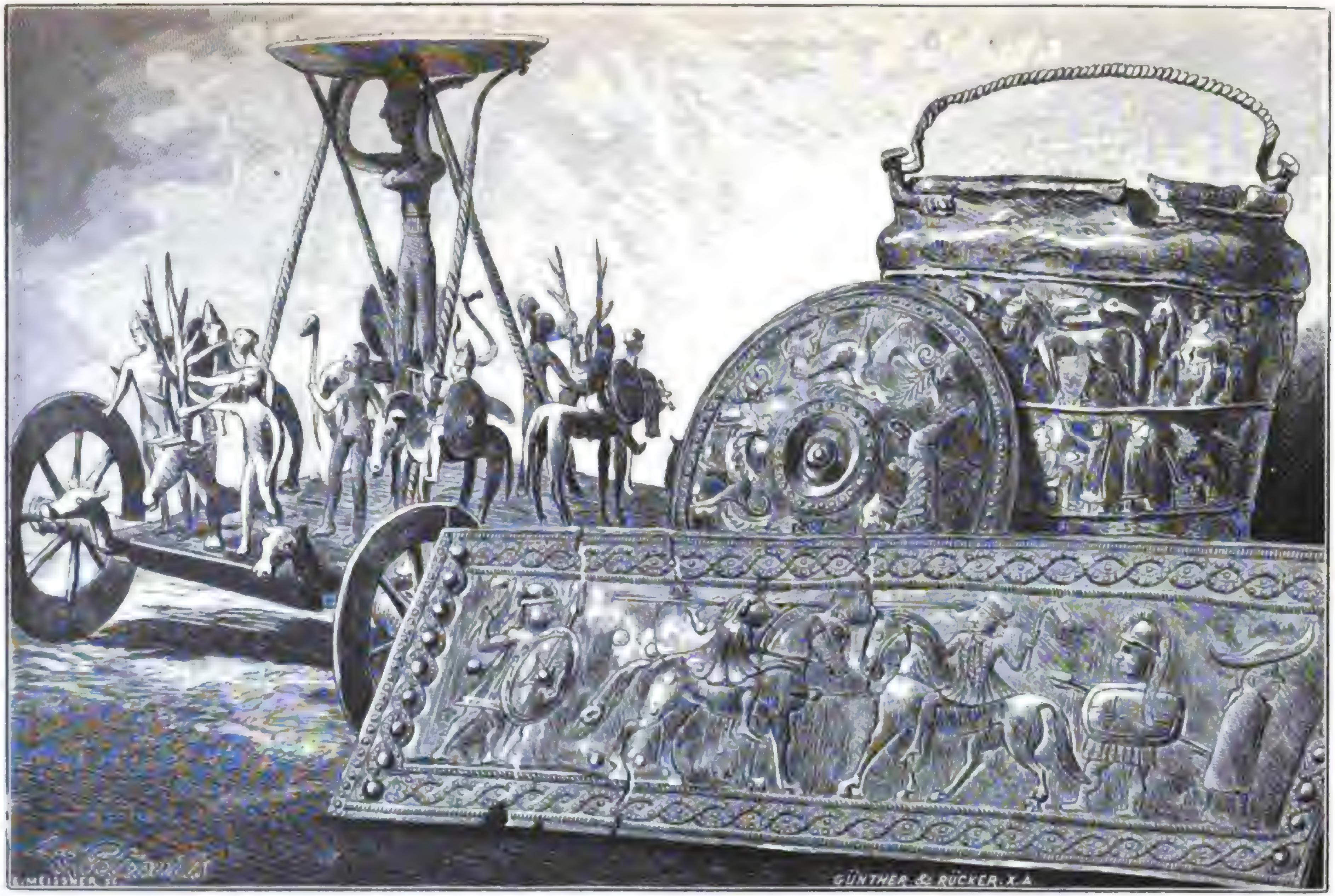
Fig. 234. Die Situla von Watſch in Krain.
(Text ſiehe S. 568.)

by Google

mit Daumen und Zeigefinger an die Naſenſpitze: in der mißverſtandenen Vorlage wird er wohl ein kleines Trinkgefäß zum Munde geführt haben, um den Trank vorzukoſten. In der oberſten Zone bewegt ſich ein langer Zug nach links. Zwei Männer führen Pferde; es folgen zwei Reiter, zwei Wagen und zuletzt wieder ein Reiter. Die Wagen ſind von ungleicher Conſtruction: der eine ſcheint ein Streitwagen zu ſein; der andere iſt geräumiger, ſein länglicher Kaſten endigt vorn und hinten in Vogelköpfe, was der altitaliſch-etruskiſchen Tektonik ebenſo entſpricht, wie der Bau aller übrigen Geräthe auf dieſen Bildern: der Gefäße, Stühle, Ständer, der reich ſculpirten und ornamentirten Kline auf dem Certoſa Eimer u. ſ. w. Was es bedeuten ſoll, daß zweimal, in der mittleren und der oberen Zone, von dem Rücken eines Mannes eine Art von Strang ausgeht und über die Schulter des hinter ihm ſtehenden Mannes fällt, bleibt ſo lange dunkel, als wir nicht die hier offenbar wieder mißverſtandene Vorlage oder eine beſſere Replik derſelben kennen. Vielleicht ſind zuſammengedrehte Jagdnetze gemeint, welche in griechiſchen Bildwerken zuweilen ſo getragen werden.

Das Gürtelblech von Watſch, welches wir in unſerem Vollbilde „Figurale Denkmäler der Hallſtattperiode in den Oſtalpen" abbilden, zeigt zwei im Kampf gegeneinander gekehrte Reitergeſtalten. Die eine derſelben trägt eine Helmhaube mit Krämpe und ſtößt mit der geſenkten Rechten dem Roſſe ſeines Gegners den Speer aufs Blatt, während die Linke einen Palſtab ſchwingt. Der Gegner iſt unbehelmt, hat langes, mähnenartig herabwallendes Haar und ſchwingt die Wurflanze hoch in der Rechten. In der Luft erſcheinen zwei bereits abgeſchoſſene Wurfſpeere. Hinter jedem Reiter ſehen wir einen Krieger zu Fuß mit buſchgeziertem Helm und wohlbeſchlagenem Schild. Der eine trägt zwei Lanzen, der andere ſchwingt außerdem noch einen Palſtab. Am rechten Ende des Bildes iſt noch eine Mantelfigur mit breitkrämpigem flachen Hut, wie er auf dem Certoſa-Eimer von vielen Theilnehmern des Opferzuges und der muſikaliſchen Unterhaltung getragen wird, zur Raumausfüllung hinzugefügt.

Aus Hallſtatt gehören hierher ein Eimerdeckel (ſiehe gleichfalls das eben citirte Vollbild) und eine, im Ganzen der Culturentwickelung, nicht mehr der erſten Eiſenzeit, ſondern der La Tène-Periode zuzurechnende Schwertſcheide, deren figurale Verzierung aber noch in der Linie liegt, die wir in den bisher betrachteten Bildwerken verfolgt haben. Die Figuren des erſteren ſind in flachem Relief herausgetrieben, die der letzteren bloß mit eingravirten Linien gezeichnet. Der Eimerdeckel zeigt in ſehr guter, wahrſcheinlich echt etruskiſcher Arbeit, für welche das „etruskiſche Muſeum" Papſt Gregor's XVI. im Vatican zu Rom hinlänglich ſchlagende Analogien darbietet, einen geflügelten Löwen, der die Hinterhälfte eines Thieres im Rachen trägt, einen Steinbock mit Pflanze im Maul, eine Sphinx und einen Hirſch, der ein ornamental ſtiliſirtes Gewächs abzuweiden ſcheint. Die Schwertſcheide (ſiehe Fig. 235, S. 571) iſt durch fein ornamentirte Querbänder in Felder getheilt, wovon zwei nahezu quadratiſche das lange Mittelfeld begrenzen, während ein ſeparat bordirtes Dreiecksfeld zum Ortbande hinunterläuft. Die beiden erſtgenannten zeigen je zwei barhäuptige Männer (in engen gemuſterten Hoſen, frackartigen Röcken und Schnabelſchuhen), die mit beiden Händen ein zwiſchen ihnen befindliches achtſpeichiges Rad feſthalten. Im Mittelfelde ſieht man vier ähnlich bekleidete, aber mit flachen Helmen bedeckte Männer auf Pferden, deren Rumpfumriſſe, Extremitäten und Schenkelflächen gemuſtert erſcheinen. Sie ſchwingen Speere und lenken ihre Roſſe mit Zügeln, an welchen Phalerä angebracht ſind. Einer der Reiter führt auch ein Schwert vom Typus des ganzen Stückes; unter einem anderen liegt ein niedergeworfener, gleich bekleideter, jedoch


E. MEISSNER SC.
GÜNTHER & RÜCKER X.A.

Figurale Denkmäler der Hallſtattperiode in den Oſtalpen.

unbehelmter Gegner. Vor den Reitern marſchiren drei unbehelmte Krieger mit Lanzen, ſchön geränderten und beſchlagenen ovalen Schilden, die Füße in Schnabelſchuhen, die länglichen Schildbuckel ſind einigen Originalen ähnlich, welche ſich in den großen keltiſchen Begräbnißplätzen der Champagne gefunden haben. Im unteren Dreiecksfelde hat ein Ringkampf mit der Niederwerfung des einen Gegners geendet, den nun der andere mit den Fäuſten zu bearbeiten ſcheint. Dann zieht ſich bis in die unterſte Ecke ein Ranken- und Blättergeſchlinge im echten La Tène-Geſchmack hinein, das ſeltſamerweiſe, wie zum Anſchluß an die figurale Scene, oben in ein menſchliches Bein ausläuft. Dieſer Theil des Bildwerkes erinnert einigermaßen an das griechiſche Schema, welches Herakles im Ringkampfe mit dem fiſchleibigen Proteus vorführt und aus ſchwarzfigurigen Vaſenbildern hinlänglich bekannt iſt.

Während nahezu alle früher betrachteten figuralen Darſtellungen auf bronzenen Gebrauchsgegenſtänden als abgeleitete Werke zu betrachten ſind, die aber auf eine ſchwunghaft betriebene Fabrication ſolcher Arbeiten in Ober-Italien und darüber hinaus auf eine Anzahl etruskiſcher Originalwerke, von welchen uns jedoch wenig erhalten iſt, zurückſchließen laſſen, muß dieſe Schwertſcheide von Hallſtatt, wenn nicht in jedem Sinne als Originalarbeit, ſo doch als ein Werk höherer Ordnung angeſehen werden. Lindenſchmit bezeichnet ſie einfach als etruskiſch, und A. v. d. Heyden hat ihm kürzlich aus Gründen des Coſtüms und der ſcharfen, ſauberen Gravirung, welche an etruskiſche Spiegelzeichnungen erinnert, beigeſtimmt. Doch iſt dieſe Deutung nur ein Verlegenheitsbehelf, da ſich in keinem Punkte eine ſchlagende Uebereinſtimmung mit etruskiſchen Arbeiten zeigt und Manches, wie die Muſterung der Pferdeleiber, auf viel alterthümlichere Vorbilder (Aehnliches auf tirynthiſchen Vaſenſcherben) zurückweiſt. Uebrigens ſind wir durch nichts berechtigt, ein ſeiner Form und ſeinen Ornamenten nach zweifellos echtes La Tène-Stück aus dem Uebergang von der erſten zur zweiten Stufe dieſes Zeitraumes den Etruskern zuzuweiſen. Vielmehr muß die Herkunft dieſes Exemplares wie des ganzen La Tène-Stiles vorläufig dahingeſtellt bleiben. In dem Gegenſtändlichen der Figurengruppen möchte ich die Darſtellung von Kampfſpielen erblicken.

Die übrigen Arbeiten hat wohl Benndorf richtig charakteriſirt, wenn er — auch die alpinen Funde für Import aus Ober-Italien erklärend — ſie als Erzeugniſſe eines Volkes auffaßt, das von höher entwickelten Culturträgern mit ähnlicher Freiheit zu lernen wußte, wie die Griechen von der orientaliſchen Kunſt gelernt hatten. Fremdes und Einheimiſches, Entlehntes und frei Erfundenes oder dem eigenſten Leben Nachgebildetes ſei in dieſen Bildwerken zu einer vollkommen gleichwerthigen Maſſe verſchmolzen, und jede Analyſe könne nur das Bild einer Miſchcultur detailliren, in welcher, plumper und gröber, aber kunſtgeſchichtlich nicht weniger lehrreich, ſich der nämliche Proceß wiederholt, der uns die Anfänge der helleniſchen Kunſt ſo intereſſant macht. Den Ausgangspunkt dieſer Arbeiten ſucht der genannte Archäologe an der Nordweſtküſte

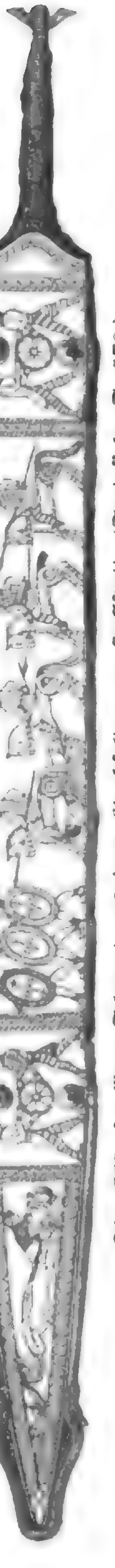


Fig. 235. La Tène-Schwert aus dem Grabfelde von Hallſtatt. (Text ſiehe S. 570.)

der Adria, wo eine Anzahl derſelben um Eſte gefunden worden iſt. Es iſt dies die Landſchaft, welcher wir nunmehr unſer Augenmerk zuzuwenden haben.*)

Als ein echtes und rechtes Mittelſtück zwiſchen Süd- und Central-Europa erſcheint in der erſten Eiſenzeit die öſtlichſte Landſchaft Ober-Italiens, das Gebiet der Veneter, auf dem Landübergang von der Apennin- zur Balkanhalbinſel gelegen, eben, fruchtbar, reich bewäſſert von den Flüſſen und Bächen, die aus den Gebirgen der Rhätier und der Karner herabſtürzen, öſtlich in ſeiner ganzen Breite vom Meer, weſtlich vom reichen, wegſamen Binnenlande, nördlich von den Alpen begrenzt, welche hier, nahe ihrem Oſtende, den bequemſten Zugang von der helleniſchen zur ſcythiſchen Region gewähren. Der Culturruhm dieſer Landſchaft reicht ins höchſte Alterthum der griechiſch-italiſchen Stämme zurück, zwar nicht bis zu jenen neolithiſchen Muſcheleſſern, die wir (ſiehe S. 257) am Canal Grande der ſpäteren Seekönigin Venezia ſitzen ſahen, aber doch bis zum trojaniſchen Krieg. Livius behandelt im erſten Capitel ſeines Geſchichtswerkes das Auftreten des Troerhelden Antenor mit einem Haufen paphlagoniſcher Heneter und geflüchteter Trojaner im innerſten Winkel der Adria als ein Seitenſtück zur Ankunft des Aeneas in Latium. Vor ihm hätten hier zwiſchen dem Meer und den Alpen Euganeer gewohnt, die vertrieben worden ſeien (und ſpäter unter den rhätiſchen Alpenvölkern genannt werden), ſicher eine Erinnerung an das erſte Auftreten erobernder illyriſcher Stämme im öſtlichen Nord-Italien. Denn auf die Anknüpfung an Troja und Paphlagonien brauchen wir weiter nichts zu geben; wohl aber ſaßen auch auf der Balkanhalbinſel, nördlich von Makedonien, „Eneter", die wir als zurückgebliebenen Reſt jener Auswanderer anſehen dürfen. Schon Herodot kennt die Veneter an der Adria und nennt ſie Illyrier. Nach Polybius' verläßlichen Angaben ſind ſie ein „durchaus altes Volk", in Sitten, Tracht und Sprache von ihren Erbfeinden, den Kelten, verſchieden, und „die Tragödienſchreiber machen von ihnen viel Gerede und erzählen viel Wunderbares von ihnen". Strabo hat davon, nebſt unhaltbaren Anknüpfungen an fernwohnende gleichnamige Völker, Manches als glaubwürdig aufbewahrt.**) Zu ſeiner Zeit war die Pferdezucht bei den Venetern erloſchen, aber Dionys von Syrakus ließ durch Männer dieſes Volkes ein Geſtüt für Rennpferde anlegen, ſo daß die venetiſche Raſſe ſich in Griechenland hohen Ruhm verſchaffte. Dagegen konnte man Pataviums (Paduas) Größe und Reich-

---

*) Ganz kürzlich iſt, als bisher nördlichſter Vertreter dieſer intereſſanten Denkmälergattung, ein fragmentirtes Stück in einem Skeletgrabe zwiſchen Meidling im Thale und Statzendorf ſüdlich von dem bekannten Stifte Göttweig in Niederöſterreich entdeckt worden. Es iſt eine Bronzeſitula mit getriebenen, fein ausgeführten Darſtellungen von Pferden und Wagen, den unvermeidlichen, um einen Preishelm wettkämpfenden Männern, ſitzenden Zechern (dabei ein Schankgerüſte, wie auf der Ciſte Benvenuti von Eſte) und anderen Scenen. Aus demſelben Funde ſtammt ein getriebener bronzener Schöpflöffel, ein langes Hiebmeſſer und drei Lanzenſpitzen aus Eiſen, ſowie Thongefäßſcherben. Ueberraſchen darf uns dieſer Fund nicht, ſo entlegen auch die Fundſtelle, gegenüber dem ſonſtigen Verbreitungsgebiet der Situlen mit figuraler Verzierung, erſcheinen mag. Im Gegentheile werden wir, je weiter nach Norden ſolche koſtbare Exemplare, die mit dem Stempel einer gleichmäßigen Arbeit gezeichnet ſind, ihren Weg fanden, deſto ſicherer an der Ueberzeugung feſthalten, daß ſie von ſüdlichen Fabricationscentren ihren Ausgang genommen haben. Die ſtete Wiederkehr derſelben beſchränkten Bilderreihe, deren auffallendſtes Inventarſtück die fauſtkämpfenden nackten Männer ſind, ſpricht dafür, daß bei allem, wie immer gearteten Können jener Vaſenzeichner die Auswahl der Darſtellungen durch den eigenſinnigen Geſchmack barbariſcher Abnehmer bedingt war.

**) „Denn jene vielen Fabeln und ſonſtigen Erdichtungen muß man übergehen, wie z. B. von Phaeton und den Heliaden, die um den Eridanos her in Schwarzpappeln verwandelt worden ſeien, einen Fluß, der nirgends zu finden iſt, aber in die Nähe des Padus thum noch zu Strabo's Zeit an der Menge der Waaren, namentlich der Gewänder, die es nach Rom ſchickte, abſchätzen. Dieſe Stadt war der Hauptort der Veneter, wahrſcheinlich ſchon lange, ehe ſie wegen eines fruchtloſen Angriffes des Spartaners Kleonymos (301) zum erſtenmale in der Geſchichte genannt wird. Von einem Rückgang alten Glanzes und Handels im Mündungsgebiet des Po zeugt das Herabkommen Spinas, das einſt einen Schatz von Weihgeſchenken in Delphi aufhäufte, aber zu Strabo's Zeit nur mehr ein Dorf war. Ravenna ſelbſt wurde von ſeinen theſſaliſchen Coloniſten, welche den Anfällen der Etrusker nicht gewachſen waren, aufgegeben und den Umbrern überlaſſen. Venetien hatte, dank ſeiner Lage, von der Ausbreitung der etruskiſchen, wie ſpäter der keltiſchen Macht weniger zu leiden und fügte ſich 215 vor Chriſto nach der Unterwerfung der ciſalpinen Gallier ohne Widerſtand der römiſchen Herrſchaft. Unbedenklich dürfen wir annehmen, daß die Schilderung Strabo's von dem Verkehr in dem (183 vor Chriſto) von den Römern gegründeten Emporium Aquileja althergebrachten Zuſtänden entſpricht. Aquileja iſt nach dieſer Schilderung der Handelsplatz für die illyriſchen Völker an der Donau (τοῖς περὶ τὸν Ἴστρον τῶν Ἰλλυρικῶν ἔθνεσι), der Punkt, wo ſich die nordmittelländiſche und die ſüddonauländiſche (nordillyriſche) Culturzone berührten. Die illyriſchen Donauſtämme „holen hier die Producte der See und Wein, den ſie in hölzernen Fäſſern auf Wagen laden, und Oel; dagegen bringen ſie Sklaven, Vieh und Häute". Es iſt bis auf die einzelnen Tauſchartikel herab genau derſelbe Verkehr, in welchem die Griechen am Pontus mit den Nomaden und Ackerbauern des ſcythiſchen Hinterlandes geſtanden ſind, und die prähiſtoriſchen Funde auf dem Boden Aquilejas beweiſen uns, daß auch dieſer Punkt, wie ſo viele andere, von den Römern nur durch Befeſtigung, Erweiterung und neue Namengebung ſanctionirt, nicht aber völlig neu gegründet worden iſt.

Ein Zeugniß aus Diodor, das bis auf die erſte Hälfte des 5. Jahrhunderts zurückreicht, hat Helbig dafür beigebracht, daß zwiſchen Ober-Italien und der Balkanhalbinſel ein reger, tief in das öſtliche Binnenland hineingreifender Handel beſtanden habe. Junge Handelsreiſende aus Ober-Italien (Ligyſten, wie Diodor den Volksnamen, wahrſcheinlich nach Ephoros, ſchreibt) befanden ſich in Epirus beim Moloſſerkönig Admet, als Themiſtokles dort ſchutzflehend eine Zuflucht ſuchte. Und als Admet ihn nicht länger vor den Nachſtellungen der Lakedämonier ſchützen konnte, entkam er, von den wegekundigen Kaufleuten geführt, zu Land quer durch

---

geſetzt wird; ferner von den Bernſteininſeln vor den Mündungen des Padus und den darauf befindlichen Perlhühnern. Man nennt auch noch einige Ehrenbezeugungen, die dem Diomedes" (als einem ſtädtegründenden oſtitaliſchen Local-Heros) „bei den Venetern erwieſen werden ſollen. Man opfert ihm ein weißes Pferd. ferner zeigt man zwei Haine, den einen der argiviſchen Hera, den anderen der ätoliſchen Artemis geweiht. Dazu erzählt man, wie natürlich, daß die wilden Thiere in dieſen Hainen ganz zahm ſeien, und daß die Hirſche unter den Wölfen weiden. Von den Menſchen, welche hineingehen, ließen ſie ſich ſogar ſtreicheln, und wenn Wild, von Hunden verfolgt, hierher ſeine Zuflucht nehme, ſo verfolgten ſie dasſelbe nicht weiter. Man erzählt auch von einem angeſehenen Manne, der gern Bürgſchaft leiſtete und deswegen oft verſpottet wurde, er ſei einſt einigen Jägern begegnet, die einen Wolf im Netze hatten. Dieſe ſagten ihm im Scherze, wenn er ſich für den Schadenerſatz verbürge, ſo wollten ſie ihn loslaſſen. Er that es, der Wolf wurde losgelaſſen und trieb ihm eine Heerde nicht gezeichneter Pferde in ſeinen Stall. Er aber habe dieſe Erkenntlichkeit angenommen, die Pferde mit dem Zeichen eines Wolfes verſehen und ſie „vom Wolf Gebrachte" (Lykophoroi) genannt. Sie zeichneten ſich mehr durch Schnelligkeit, als durch Schönheit aus. Seine Nachkommen hätten das Abzeichen und die Raſſe dieſer Pferde nebſt der Gewohnheit beibehalten, keine Stute wegzugeben, damit bei ihnen allein die Raſſe dieſer Pferde echt bleibe, weil dieſelben unterdeſſen ſehr berühmt wurden." Jene Thierfabel iſt gewiß nur zur Erklärung des Namens erfunden und gleichzeitig vielleicht eine Erinnerung an die erſte Zähmung wilder Pferde in dieſem uralten Weideland.

die Balkanhalbinſel ans aſiatiſche Geſtade. (Man hat das für ſo unwahrſcheinlich gehalten, daß Weſſeling aus den „Ligurern" Lynkeſtier, d. h. Makedonier, machen wollte.)

Die vorrömiſchen Alterthümer der euganeiſchen Gruppe, wie man ſie genannt hat, oder der venetiſchen, wie ſie richtiger heißen ſollte, beſtätigen vollauf die gute Meinung, welche die Tragiker Athens von der Cultur der Antenoriden am ſagenhaften Eridanos hegten. Zu den älteren eiſenzeitlichen Funden von Padua, Belluno, Oppeano (deſſen Kegelhelm wir bereits kennen gelernt) kam ſeit 1876 einer der reichſten und mit Recht berühmteſten Fundplätze Italiens in Eſte, dem Ateſte des Tacitus, Plinius und Martial, ſüdweſtlich von Padua in einer reich bewäſſerten, aus Hügeln und Ebenen anmuthig zuſammengeſetzten Gegend gelegen.

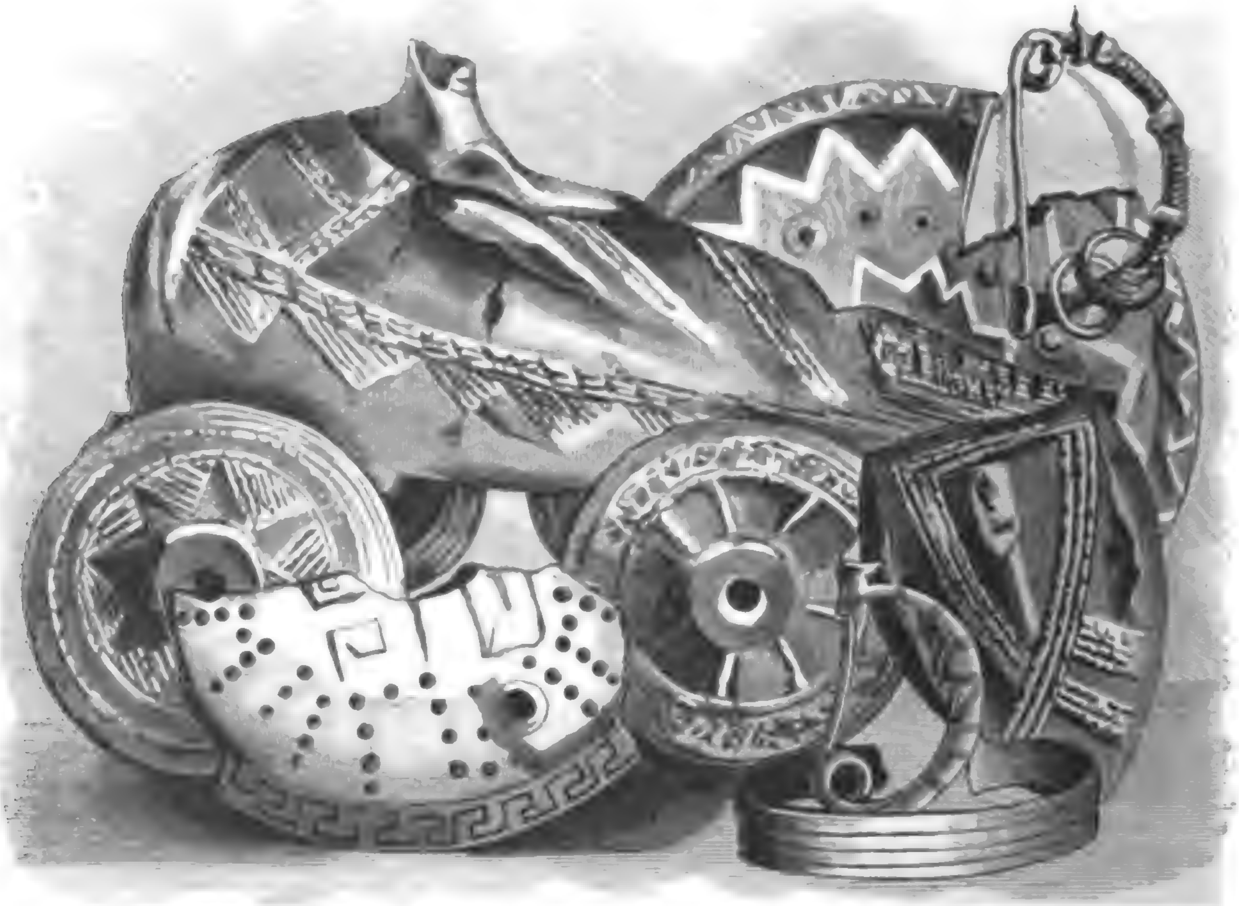


Fig. 236. Funde aus der älteſten Gräberſchicht von Eſte.
(Text ſiehe S. 575.)

Die Gräber von Eſte, deren figurale Denkmäler vom Stile der Bologneſer Situla, Gefäße und Gürtelbleche ſchon oben aufgezählt wurden, gehören drei aufeinanderfolgenden Culturſtufen an. Früher unterſchied man nach Prosdocimi vier Perioden; jetzt faßt Gherardini die zweite und dritte in eine einzige zuſammen, und wir erhalten auf dieſem Wege: 1. eine italiſche Schicht mit Villanova-Inventar; 2. eine venetiſche mit den charakteriſtiſchen Typen von Eſte, und 3. eine galliſche oder keltiſche mit La Tène-Typen. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß dieſe drei Völker nacheinander die ateſtiniſchen Gräber belegten; jene Nomenclatur bezeichnet nur die Aufeinanderfolge der Cultureinflüſſe, welche in den Gräbern ihre Spuren zurückgelaſſen haben. Die erwähnten, mit Bildwerk verzierten Bronzeſachen gehören

Google

ausſchließlich dem jüngeren Zeitraum der Mittelſtufe, d. h. ungefähr der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Chriſto an.

Die älteſte, italiſche oder Villanova-Gräberſchicht enthält hochhalſige Henkelurnen aus grobem Material mit eingedrückter, manchmal durch eine weiße Ausfüllung hervorgehobener, linearer Verzierung, halbkreisförmige Bogenfibeln, offene Armringe aus dünnen Bronzebändern. Ein thönerner Vogelwagen, welcher bereits oben citirt wurde, iſt nebſt anderen Beigaben dieſer Gräber Fig. 236, S. 574, abgebildet. Auf der nicht ſichtbaren Bruſtſeite, ſowie auf dem Schwanze, trägt dieſe Thierfigur das Hakenkreuz.

Die zweite oder ſpecifiſch-venetiſche Gräberſchicht zeigt in ihren Funden die meiſte Uebereinſtimmung mit der Hallſtattſtufe in den Oſtalpen und in Iſtrien. Um dieſe Zeit, etwa in der Mitte des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends, muß ein reger Verkehr zwiſchen den roſſezüchtenden, vermeintlichen Paphlagoniern an der Etſch und ihren minder glücklich ſituirten Stammverwandten an der Save, der Drau und der Donau geherrſcht haben. Neben Urnen und Fibeln vom älteren Typus enthalten die Gräber jetzt feinthonige koniſche Eimer von leichtem gefälligen Profil, anmuthig ſchwarz und roth gebändert, mit erhabenen Thonreifen (cordoni) beſetzt oder aufs feinſte verziert mit reihenweiſe eingedruckten Bronzenägelchen, welche geometriſche Muſter, Wellenbänder, Mäander und Mäandroide bilden und vor ihrer Oxydation mit den hellglänzenden Köpfchen auf dem ſchwarzen glatten Thon einen ſchönen Effect hervorgebracht haben müſſen. Arbeiten in dieſer Technik, einer leichten und glücklichen Nachahmung getriebener Punktreihen auf ganzen Bronzegefäßen, waren exportfähig und wurden erſichtlich in einem weiten Umkreis (im görziſchen Küſtenland, in Krain, Kärnten und Oberöſterreich) ebenſo gern genommen, wie ihre Vorbilder. Es ſind nicht immer Situlen, ſondern auch Halsurnen, die ſich aus dem archaiſchen Villanova-Typus entwickelt haben, dann kleine bauchige Töpfchen und weitmündige Henkelſchälchen, ſowie Näpfchen. Namentlich die letzteren Formen waren es, welche einen weiteren Transport vertrugen und ſich in Sta. Lucia, Watſch, auf der Gurina und in Hallſtatt wiederfinden (vgl. die Gefäßgruppe Fig. 237, S. 576).

Sonſt findet man in dieſer Schicht an Thonſachen: Schüſſeln als Urnendeckel, Schalen auf einem hohen oder drei bis vier kleineren Füßen, erſtere häufig zur Aufnahme der kleineren Grabbeigaben beſtimmt, Gefäße von der Form eines menſchlichen Fußes oder Stiefels, große bauchige Urnen mit kurzem Hals, weiter Mündung und ausgebogenem Mundſaum, wie zu Sta. Lucia im öſterreichiſchen Küſtenlande, importirte griechiſche Lekythen (Salbölgefäße) mit ſchwarzen Figuren auf hellem Grunde, Becher und Schalen gleicher Provenienz, endlich zahlreiche cylindriſche Thonſtücke und im Stil der Thongefäße verzierte Wirtel. Die figurale Gefäßdecoration, die ſich auf den Bronzevaſen gleichſam ſelbſt überſchlug, indem ſie einen zu hohen Anlauf nahm und Unverſtandenes nachbildete, erſcheint in der Keramik auf einer ſehr niedrigen Stufe und zeigt uns die Veneter in der Kunſt doch als echte Barbaren. Beliebt ſind Reihen pferdeähnlicher Thiere, welche en relief, wie im iſtriſchen Villanova, oder einfach eingeritzt oder durch Punktreihen ausgedrückt, um die Gefäße herumlaufen. In der erſten Periode dieſes jüngeren Zeitraumes finden ſich, neben den Fibeln mit halbkreisförmigem, zuweilen mit Bein- oder Bernſteinſcheibchen beſtecktem Bügel, ſolche mit kahnförmig verbreitertem, ſorgfältig gravirtem Bügel und verlängerter Nadelrinne. Erſt ſpäter (in Prosdocimi's dritter Periode, der jüngeren Hallſtattepoche) erſcheinen Schlangen- und Certoſafibeln, von welchen die letzteren auch in der galliſchen Periode noch fortdauern. Die „serpeggiante" iſt einmal geiſtreich als drachenförmiges Thier geſtaltet. An den

Fibeln treten häufig Ringe, Anhängſel, Kettchenreihen mit hohlen Bommeln oder anderen Pendeloques, und kleines Toilettegeräth (Ohrlöffelchen, Pincette, Kratzer, vgl. Fig. 186, S. 431) auf.

Von beſonderen Formen verdient eine Fibel Erwähnung, deren Bügel nach Art der nicht eben ſeltenen Thierfibeln, aber nicht von einem, ſondern von drei Pferdchen gebildet wird. Zwei derſelben tragen Reiter und ſeitlich neben Bruſt und Bauch große Zierſcheiben (Phaleră, man darf nicht, wie Chantre und Andere gethan haben, an Räder denken), welche offenbar der wirklich gebräuchlichen Pferderüſtung nachgebildet ſind. Theile der letzteren (eine Trenſe u. dgl.) kommen auch unter den Grabbeigaben vor.

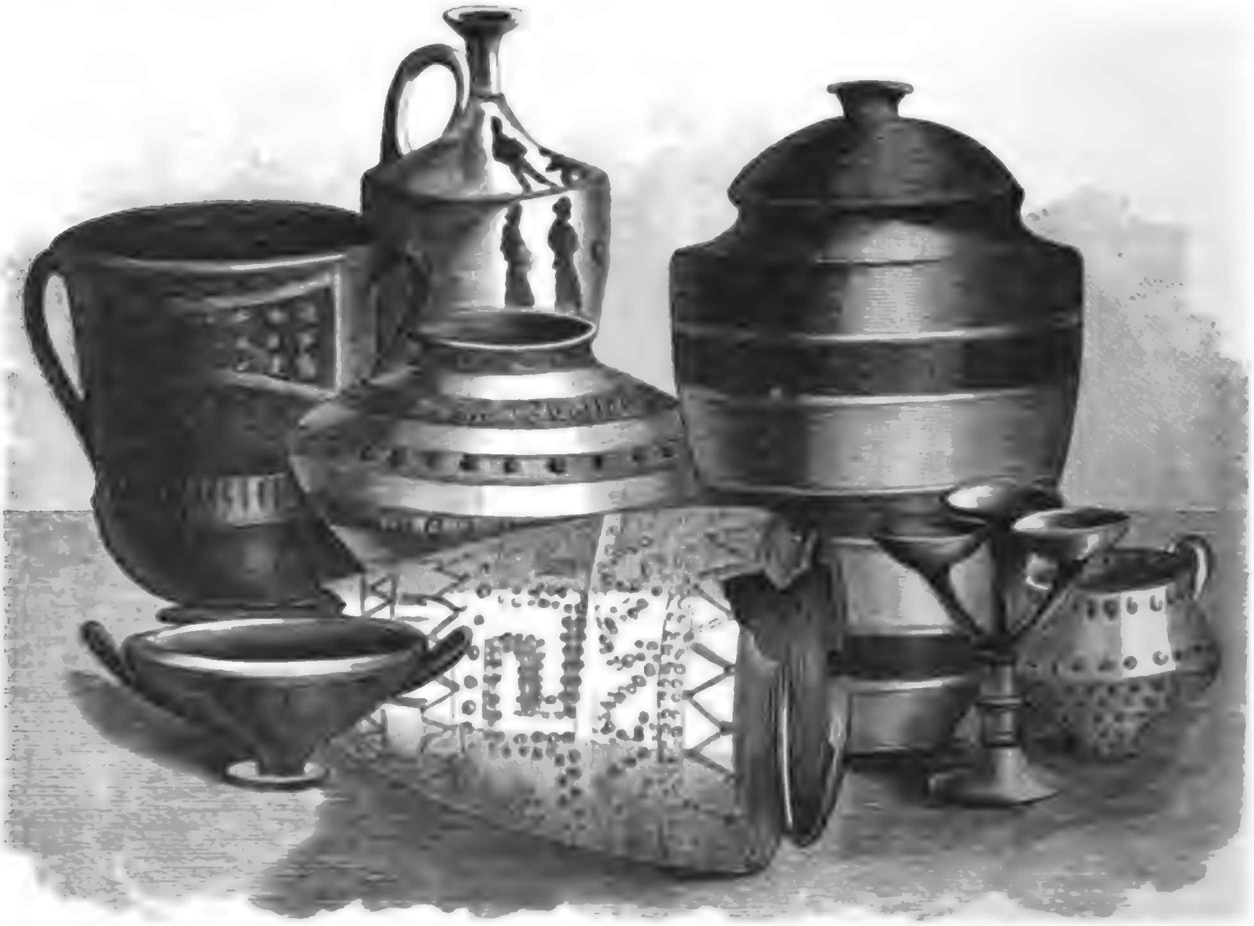


Fig. 237. Thongefäße aus den Gräbern von Eſte.
(Text ſiehe S. 575.)

An ſonſtigen Schmuckſachen nennen wir: Haarnadeln mit mohnblumenförmigen und anderen Köpfen, Zierſcheibchen und Beſchläge, zuweilen mit dünnſtem Goldblech belegt (auch eine geometriſch verzierte Bronzevaſe, die als Aſchengefäß gedient hat, iſt im Innern ſo ausgekleidet, und Arbeiten in dieſer Technik, Ohrringe, hat die krainiſche Bevölkerung offenbar aus Italien bezogen), Armringe, einfach oder mit mehreren Umgängen, letztere vorwiegend in älteren Gräbern, in jüngeren ſolche mit zwei Schlangenköpfen, Schnüre von Glas-, Bernſtein- und Knochenperlen, ſowie ſolche von Bronzeröhrchen mit Goldüberzug. Zu den Schmuck- und Trachtſtücken gehören offenbar auch die an den Enden verjüngten Gürtelbleche oder ganzen Bronzegürtel, welche in allen Größen (auch für Kindertaillen) vorkamen und häufig figural oder ornamental verziert ſind. Eines dieſer Stücke muß ſeines alterthümlichen Stiles wegen hervorgehoben werden; es zeigt in der Mitte das mehrreihige, mykeniſch-kobaniſche Spiralgeſchlinge, beiderſeits ſtern- oder räderförmige Figuren und an den Enden eine Vogelgeſtalt und drei meſſerförmige Zeichen. Andere ſind in der Mitte viel breiter, mit Thierzonen geſchmückt und ſtellen ſich ganz nahe zu echt etruskiſchen Arbeiten.

An Waffen und Werkzeugen ſind die Gräber nicht reich; man fand bronzene und eiſerne Palſtäbe mit ſchmalem oder verbreitertem Blatt, einige eiſerne Lanzenſpitzen, geſchweifte Bronzemeſſer mit Tülle oder Griffzunge, ein eiſernes, mit Holzgriff und Bronzenieten, dann ein paar Raſirmeſſer. Ein tüllenförmiger, bronzener Stabaufſatz mit Pferdefigur endet oben wie ein Schlüſſelgriff. Eine bronzene Dolchſcheide mit eingravirter Kriegerfigur iſt oben (Fig. 231, S. 567) abgebildet. Zu erwähnen ſind noch zahlreiche bronzene Nähnadeln und einige beinerne Spielwürfel, ganz von der Form und Ausſtattung der unſerigen, dann ein Sieblöffel mit langem Stiele.

Als Beiſpiel der Grabanlage und Grabausſtattung in der ſpecifiſch-venetiſchen Periode von Eſte geben wir Fig. 238, S. 578. Dieſe Steinkiſte wurde auf dem Grundſtück Nazari gefunden. Außer dieſem Typus beobachtete man einfache, in ein Erdloch eingeſenkte Aſchenurnen und Gräber, bei welchen ein ſehr großes Thongefäß die Rolle der Steinkiſte ſpielte und die Urne ſammt allen Beigefäßen und Beigaben umſchloß. Auch die figuralen verzierten Bronzeeimer enthielten meiſt Aſchengefäße oder Leichenbrand. Als Grabmerkzeichen hat man ſchon in der erſten Periode hin und wieder große unförmliche Trachytſtücke verwendet; in der venetiſchen und der „galliſchen“ Periode erſcheinen an Stelle derſelben ſteinerne, vierſeitige Pyramidalſtutze mit oder ohne Inſchriften. Die faſt ausſchließliche Beſtattungsart iſt die Leichenverbrennung; doch fehlen auch Skeletgräber nicht ganz und, wie faſt natürlich, hat man ſie für Anzeichen ſtattgehabter Menſchenopfer erklärt.

Schriftzeichen finden ſich ab und zu auch auf Thongefäßen, werden aber hier erſt in der „galliſchen“ Periode häufiger. Die letztere iſt charakteriſirt durch eine Miſchung von Hallſtatt- und La Tène-Typen, welche nach dem Einbruch der Kelten in Ober-Italien nothwendig eintreten mußte, auch wenn das Land, wie wir ſicher wiſſen, nicht von den Kelten occupirt war. An Stelle der koniſchen Situla, deren Wandflächen auch früher ſtets eine leichte Anſchwellung zeigten, erſcheinen jetzt häufig ſchwachbauchige Töpfe, welche den römiſchen, wie den allbekannten modernen Formen bereits ſehr ähnlich ſind, ferner als etwas Neues ſchlanke einhenkelige Töpfchen mit engem hohen Halſe. Specifiſch keltiſch ſind gewiſſe Aufwulſtungen, zumal an den Obertheilen der Gefäße, eine Erſcheinung, die man nicht mit den älteren illyriſchen „Cordoni“ verwechſeln darf. Daneben erſcheinen häufig Nachahmungen importirter griechiſcher Thongefäße. Die Bronzegefäße, welche oft als Aſchenurnen dienen, haben nicht die Schönheit ihrer Gattungsverwandten in der vorausgegangenen Periode. Wie in den Oſtalpen, gehören die Früh-La Tène-Fibeln (mit nicht verbundenem Schlußſtück in einzelnen Exemplaren rein-hallſtättiſchen Schichten an, während in reinen La Tène- oder ſtark galliſch beeinflußten Fundſchichten, wie dieſer Eſtenſiſchen oder der jüngeren Gräberſchicht von St. Michael in Krain, nur die Mittel- und Spätform der La Tène-Fibel auftritt. Echte Zeitgenoſſen der letzteren beiden ſind gläſerne Armringe, Eiſenſchwerter in ihren Scheiden, Meſſer, Aexte und Rüſtungsplatten (Gürtel oder Schildbuckel) aus demſelben Metall.

Daß unbeſchadet dieſes Einfluſſes das alte Volkselement fortdauerte, lehrt nicht nur die Geſchichte, ſondern auch die Epigraphik. Die venetiſchen Inſchriften auf Thongefäßen und Grabſtelen, welche in dieſer Periode viel häufiger ſind als früher, bezeugen ſammt den übrigen, nicht aus Gräbern ſtammenden Schriftdenkmälern dieſer Localität die Exiſtenz eines ſpeciell um Eſte üblichen Alphabetes, welches nach Pauli's Unterſuchungen mit dem ſabelliſchen und dem der Inſchriften zwiſchen Sondrio und dem Gardaſee (gegenüber der von den Etruskern verbreiteten weſtitaliſchen) eine eigene oſtitaliſche Gruppe bildet. Dieſe nennt Pauli die adriatiſche und nimmt an, daß ſie unabhängig von den Etruskern durch öſtliche (griechiſche) Einflüſſe, die ihren Weg über das Adriatiſche Meer genommen hätten, entſtanden ſei. Die Sprache, in welcher dieſe Urkunden geſchrieben, ſei eine illyriſche, dem Meſſapiſchen Unter-Italiens verwandte; ihre epigraphiſchen Zeugniſſe reichen bis weit über die Epoche der römiſchen Beſitzergreifung herunter.

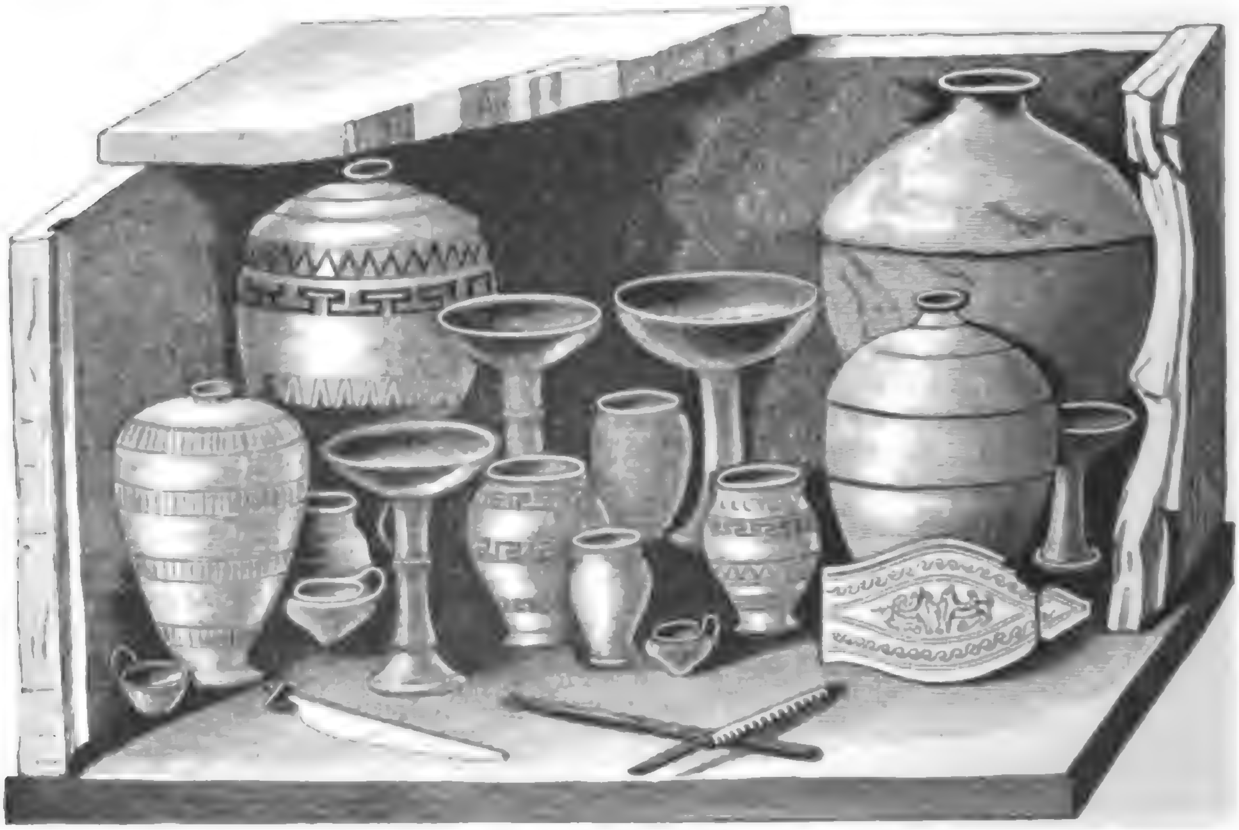


Fig. 238. Steinkiſtengrab von Eſte.
(Text ſiehe S. 577.)

Die oberſte Gräberſchicht von Eſte iſt entſchieden römiſch. Sie liegt bei Villa Benvenuti nur 1 Meter tief im Humus und iſt ihrerſeits circa 1 Meter mächtig. Tiefer und ungefähr wieder 1 Meter ſtark iſt bei dieſer und anderen Fundſtellen die „galliſche" Gräberſchicht, welche bereits in den Alluvialgrund hineingreift. Unter ihr liegen die „venetiſchen" Gräber bis zu 5, die „italiſchen" bis zu 5·40 Meter unter der heutigen Oberfläche. Die römiſchen Grabgefäße haben lateiniſche, zum Theil auch noch venetiſche Inſchriften.

Die Ausgrabungen auf dem Grundſtück Baratela öſtlich vom alten (römiſchen) Ateſte, deſſen Grundriß ſich mit dem der heutigen Stadt bei ungefähr gleichem Umfang nicht völlig deckt, haben als willkommene Ergänzung zur „galliſchen" und zur „römiſchen" Gräberſchicht die Ueberreſte eines Heiligthums mit zahlreichen Votivgaben ans Licht gebracht. Die Fibeln zeigen La Tène-Typen mittlerer und jüngſter Sorte, fallen demnach in die Endperiode der römiſchen Republik. Hier ſind namentlich viele figurale Denkmäler eines rohen barbariſchen, nach griechiſchen und orientaliſchen Muſtern arbeitenden Kunſtſtiles gefunden worden. Was man in der donauländiſchen Culturzone als einzelnen Ausnahmsfund dankbar begrüßt und naturgemäß als Import auffaßt, iſt hier, offenbar nahe ſeiner Erzeugungsſtätte, in Maſſe vorhanden. Bronzene, oft recht unförmliche Statuetten ſtellen opfernde Prieſter und kämpfende, manchmal auch opfernde Krieger dar. Dann erſcheinen Götterfigürchen, namentlich Athene, die kriegeriſch gerüſtete Göttin, für die man auch auf der kärntneriſchen Gurina frühzeitig Verſtändniß beſaß. Merkwürdig ſind die in Bronzeblech getriebenen oder gravirten Figuren, welche lebhaft an die bekannten Darſtellungen auf Bronzegefäßen erinnern. Es ſind Krieger, deren Körper größtentheils hinter den Schilden verſchwinden, einzeln oder in Reihen, zu Fuß oder zu Pferd, in letzterem Falle lanzenſchwingend, im geſtreckten Roſſeslauf, aber auch friedliche, langbekleidete Figuren dargeſtellt. Manches deckt ſich, rein inhaltlich, mit den Bildern apuliſcher Vaſen. Die figurale Kunſt, wenn man es ſo nennen darf, geht bis zur flüchtigſten, eben noch erkennbaren Darſtellung der Menſchengeſtalt herunter und iſt hier offenbar zu Votivzwecken, die eine ſolche Arbeit allein rechtfertigen können, höchſt eifrig, aber auch höchſt eilfertig geübt werden. Wir wiſſen ja, daß in der Ausführung von Votivgaben alter Stil ſich lange fortfriſtet, und daß die Götter nach der Meinung der Spender dabei weniger auf künſtleriſche Vollkommenheit, als auf die hergebrachte äußere Ordnung ſehen. Oft ſind die Weihgeſchenke kleine ausgeſchnittene Blechſtückchen, zuweilen mit den Darſtellungen menſchlicher Körpertheile: eine Hand, ein Paar Beine (wie auf der Gurina in Kärnten, wo auch ſo ein Tempelchen beſtanden haben muß), menſchliche Geſichter, die das Roheſte ſind, was man erwarten darf, und meiſt Enface-, ſeltener Profilſtellung zeigen. Dazwiſchen erſcheinen wieder die ſchon mehrfach angeführten radförmigen Schmuckſtücke mit Tülle, von welchen ſich ein Exemplar mit peripheriſch eingehängten Ringelchen auch in einem „galliſchen" Grabe gefunden hat, dann Buckel- und andere Armringe, Fingerringe, verzierte Wirtel, Münzen der erſten Kaiſer, aber auch barbariſche Prägungen, endlich als einer der intereſſanteſten Theile des Fundes bronzene „Leſefibeln" und „Schreibgriffel", d. h. Täfelchen und nagelförmige Werkzeuge mit venetiſchen Alphabeten, Silben und Worten, Dinge, die ein muthwilliger Deutungsverſuch als Dankſpenden nach glücklich überſtandenem Elementarunterricht erklären könnte.

Vergleichen wir Ober-Italien mit dem Norden der Balkanhalbinſel, Länder, die wir in gewiſſem Sinne als Parallelgebilde anſehen dürfen, ſo wird man die gewichtigen Unterſchiede, welche die prähiſtoriſche Localforſchung ans Licht gebracht hat, nicht verkennen. Ober-Italien macht in der älteren Phaſe ſeiner erſten Eiſenzeit den Eindruck einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit, in der jüngeren erſcheint es culturell abhängig von Etrurien und von den griechiſchen Colonien der Halbinſel. Die oberen Theile der Balkanhalbinſel gewähren ein anderes Bild, welches ſich mehr den Erſcheinungen in den Oſtalpen anſchließt. Dieſe Halbinſel iſt übrigens von ihrer continentalen Baſis an noch zu wenig tief nach Süden hinab erſchloſſen worden, als daß man von ihr mit ſolcher Sicherheit, wie von Italien, ſprechen könnte. Was ſpeciell den Nordweſten dieſes Gebietes angeht, ſo ſind fürs erſte die Land- und Gebirgsmaſſen, welche Bosnien von Theſſalien trennen, doch ganz andere Schranken als der etruskiſche Apennin, und ferner ſcheint es, daß wir den Verkehr an der oberen Adria doch nicht mit demjenigen im Joniſchen, Tyrrheniſchen und Liguriſchen Meere vergleichen dürfen. Der Welthandel des Alterthums folgte der großen Achſe des Mittelmeeres und mochte nur in ſchwachen Nebenarmen nordwärts abzweigen. Die Adria war ein verrufenes, von Stürmen und Piraten heimgeſuchtes Gewäſſer, und bei den griechiſchen Schriftſtellern des 5. Jahrhunderts verſchwimmt das Bernſteinland am Eridanos in derſelben duftigen Ferne wie das Silberland Tarteſſos. Noch Eratoſthenes kennt die Alpen nicht, obwohl ſie der Schiffer am Nordrand der Adria ſtets vor Augen hat, und wiederholt die alte Fabel, daß ein Arm der Donau ſich in die Adria ergieße. Was aber von griechiſchen und phönikiſchen Seefahrern in den nördlichſten Abſchnitt der Adria gelangte, wendete ſich naturgemäß, wenn die Fahrt nicht etwa der iſtriſchen Halbinſel galt, dem venetiſchen Geſtade zu, nicht den von rauhen Klippen und Felseilanden umgürteten, von räuberiſchen Stämmen bewohnten Küſten Kroatiens und Dalmatiens.*)

4. Die ſüddonauländiſche Zone.

a) Die öſtlichen Fundgruppen.

Da wir den Leſer nicht durch ſchroffe Gegenſätze blenden, ſondern durch müheloſe Uebergänge zum Verſtändniß leiten wollen, wählen wir in der Fortſetzung unſeres Ueberblickes der erſten Eiſenzeit einen Weg, der es fraglich erſcheinen läßt, wo man auf ihm die Grenze zwiſchen der süd- und der mitteleuropäiſchen Culturzone ziehen ſoll. Italien und die Balkanhalbinſel verlaſſend und drei großen mitteleuropäiſchen Ländergebieten: Oeſterreich, Süddeutſchland, Frankreich, zugewendet, machen wir den erſten Schritt von Eſte bei Padua nach Sta. Lucia bei Görz. Wir treten damit in die Alpen hinein, aber noch nicht ganz aus der geographiſchen Einheit, die wir zuletzt im Auge hatten, heraus; denn der Iſonzo, an welchem Sta. Lucia liegt, gehört noch zu jenen Flüſſen und Bächen, die das oberadriatiſche Küſtenland mit venetiſchem Culturcharakter bilden geholfen haben. Dieſes Flüßchen, das von den Juliſchen Alpen herabſtrömt und ſich bei Aquileja, unfern der öſterreichiſch-italieniſchen Grenze, ins Meer ergießt, zeigt uns hier die Richtung an, in welcher ſich die Schwingungen der höheren Cultur nach Norden fortgepflanzt haben.

Es iſt heute noch nicht an der Zeit zu fragen, ob die nächſten ähnlichen Erſcheinungen direct aus der Gegend um Eſte hergeleitet werden ſollen oder ob ſich ein, den ganzen Nordrand der Adria umgürtendes, illyriſches Gebiet, zu welchem auch Iſtrien gehören würde, im ebenbürtigen Beſitz der gleichen Cultur befunden habe. Seit wann kennt man die Gräber- und Tempelſchätze Ateſtes, ſeit wann die iſtriſchen Nekropolen? Wie viel dürfen wir, bei der Jugendlichkeit dieſer Einſichten, als noch in der Erde verborgen und ſpäteren Entdeckungen vorbehalten anſehen! Unſerer Anknüpfung muß alſo vorläufig der Charakter des Aeußerlichen anhaften, jenes Scheines, den die Fundthatſachen heute gewähren und den ſie morgen oder übermorgen zurücknehmen, d. h. entweder vernichten, verändern oder in tiefere Einſicht verwandeln können. Gegenwärtig erhalten wir allerdings ſtark den Eindruck, daß die Hallſtattcultur Mittel-Europas direct und in erſter Linie von Ober-Italien, und zwar von dem öſtlichen Theile dieſes Gebietes, abhängt.

---

*) Wenn Herodot ſchon wenige Decennien nach den Perſerkriegen ausführliche Mittheilungen über die Völker im weiteſten Umkreis des öſtlichen Mittelmeerbeckens veröffentlichte, und wenn andererſeits noch gut anderthalb Jahrhunderte nach der Zerſtörung Karthagos vergehen, ehe uns die römiſche Reichsliteratur Genaueres, auch nur über die nächſten nordöſtlichen Nachbarn Italiens zu ſagen weiß, ſo müſſen wir uns zur Erklärung dieſer Thatſachen jenes (am Schluſſe unſeres zweiten Capitels, S. 154 betonten) Gegenſatzes zwiſchen alter Cultur und neuer Natur erinnern, von welchen — namentlich für die phantaſievollen, Kunſt und Geiſteswiſſenſchaft liebenden alten Völker — die erſtere ebenſo entſchieden anziehend, als die letztere abſtoßend wirkte.

Aus Sta. Lucia bei Tolmein, circa 50 Kilometer nördlich von Aquileja, kennen wir eine der ausgedehnteſten Hallſtatt-Nekropolen in den Oſtalpen, auf welcher ſchon über 5000 Gräber geöffnet worden ſind. Es ſind regellos vertheilte, hin und wieder dicht zuſammengedrängte Flachgräber mit Leichenbrand, cylindriſche oder birnförmige Gruben, gefüllt mit den Reſten des Scheiterhaufens, halbverbrannten oder unverſehrt deponirten Beigaben, alles zuſammen in der nackten Erde, ſeltener in großen rothen, tonnenförmigen Graburnen, deren Wandung entweder glatt oder mit den für die adriatiſche Keramik charakteriſtiſchen Reifen (Cordoni) umzogen iſt. Noch ſeltener dient eine große Bronzeſitula als Urne. Ab und zu umgiebt eine Steinlagerung das Grab, faſt immer iſt es mit einer unbehauenen Steinplatte gedeckt. An Beigaben ſind die Gräber im Allgemeinen ärmer als die von Hallſtatt, Watſch oder St. Margarethen; oft findet man nichts als den puren Leichenbrand. Sonſt erſcheinen in der Regel neben demſelben wenigſtens zwei Thongefäße: ein vaſenförmiges und eine Schale (mit eingebogenem Rand, eine auch für Krain und Iſtrien charakteriſtiſche Form) oder ein hochgehenkeltes Schälchen, deſſen Ornamente zuweilen von bronzenen Nagelköpfchen gebildet werden. Die größeren Beigefäße ſind ſchwarz oder roth und von ſphäriſcher oder koniſcher Grundgeſtalt, welche durch die Bildung des Fußes, Halſes, Mundſaumes, Henkels mannigfach, aber meiſt geſchmackvoll, modificirt iſt. Die Ornamentirung mit Bleifolien erinnert zuweilen an Vermo. In dieſer Keramik weht noch ſüdliche Luft, der Athem des Meeres. Namentlich die kegelſtutzförmigen, abwechſelnd ſchwarz und roth gebänderten Eimer rufen uns augenblicklich Eſte und die Iſtrianer Nekropolen ins Gedächtniß. Daneben einerſeits ſchlechte, plumpe, nicht einmal oberflächlich ſymmetriſche Arbeit, andererſeits importirte griechiſche Drehſcheibengefäße (eine Kylix) und phönikiſche Glasemailgefäße. Die bronzenen Beigefäße ſind kleine cylindriſche und koniſche Eimer; beide Typen kommen hier mit glatter und mit gerippter Mantelfläche vor, letzteres eine bei koniſchen Bronzeſitulen höchſt ſeltene Erſcheinung, welche an die gleichgeformten, mit Figurenreihen geſchmückten Gefäße von Watſch, Eſte, Bologna u. ſ. w. erinnert. In einem der Gräber fand ſich eine große bronzene Aſchenurne von Amphoraform, darin eine mit Holzgeflecht bedeckte und mit feinem Gewebe umhüllte Situla, in welcher eine gläſerne Schale mit hohem Henkel ſtand. Ein zweites Glasgefäß und mehrere Schmuckſachen befanden ſich außerhalb der Urne.

Die Schmuckſachen ſind Nadeln (mit umgerolltem Ende, mit vielknotigem Kopfe, mit Vorſteckern aus Bein oder Bronze u. dgl.), Fibeln, einfache Fingerringe, offene, knotige Halsringe; ſeltener erſcheinen Arm- und Ohrreifen, Gürtelbleche und Perlen aus Glas und Bernſtein. Die Fibeln durchlaufen den ganzen weiten Formenkreis der Hallſtattperiode. Wir finden die älteren Typen (Brillenfibel, Bogenfibel, letztere häufig mit Knoten und Anhängſeln: Fingerringen, hohlen Bommeln, Pincette, zuweilen auch aus Eiſen und, wie in Kroatien und Bosnien, von ungewöhnlicher Größe) und die jüngeren (Schlangenfibel, Certoſafibel), dann langſtielige Nebenformen (Sanguiſuga, Kahnfibel, eine bandförmige vereinfachte Schlangenfibel und Certoſa-Armbruſtfibeln, letztere ſtets paarweiſe). Ganz an die Dreipferdchenfibel von Eſte lehnt ſich eine Armbruſtfibel mit Dreigeſpann, deſſen Wagen und Wagenlenker auf der Spiralrolle untergebracht ſind. Auch die einfache Thierfibel kommt hier wie in Eſte vor. Waffen enthielt nur ein Grab, das auch nach der Form dieſer Beigaben der Uebergangszeit zur La Tène-Periode angehört. In Pferdegräbern fand ſich wiederholt das ganze Thierſkelet mit reichem, aus Bronzephaleren beſtehendem Kopfſchmuck, eiſerner Trenſe und bronzenem Riemenbeſchläge. Theils auf, theils neben dem weitgedehnten Gräberfelde wurden auch einige Verbrennungsplätze nachgewieſen. Mehrere La Tène-Sachen, die ſich zerſtreut außerhalb der Gräber fanden, beweiſen nur, daß man die Gegend auch ſpäterhin bewohnt, aber nicht mehr denſelben Platz zu Beſtattungen benutzt hat. Die Nekropole iſt jedenfalls ſehr lange benutzt worden, und ſie iſt im Großen und Ganzen alterthümlicher als die verwandten Gräberfelder Iſtriens. Dieſen Charakterzug theilt ſie mit anderen oſtalpinen Begräbnißplätzen, namentlich mit Watſch und der älteren Stufe von St. Michael. Wir dürfen ihr Ende etwa um 450 vor Chriſto anſetzen. Fig. 239, S. 583, giebt einige Typen von dieſem Gräberfelde.

Das gleiche Urtheil müſſen wir über die Nekropole von Karfreit (Caporetto) fällen, welche zwei Meilen flußaufwärts von Sta. Lucia, am Iſonzo liegt. Auch hier geht die Zahl der ähnlich angelegten und ausgeſtatteten Gräber in die Tauſende, und ſind ſchon über tauſend derſelben ſyſtematiſch erforſcht worden. Unter den Funden ragt ein Situlafragment mit getriebenen Männer- und Pferdefiguren, dann mit Bronzenägeln und Zinnlamellen verzierte Thongefäße (ein ſolches auch mit Pferden und Svaſtika) hervor.

18 Kilometer nördlich von Karfreit (33 Kilometer von Sta. Lucia) liegt der Predilpaß, auf welchem man von Italien her über die Juliſchen Alpen in die Flußthäler der Save und der Drau und damit in das Donaugebiet gelangte. Auf dieſem Weg kamen auch die Barbaren der inneren Flußgebiete zur Küſte, um Wein und Oel, „das Doppelſymbol der antiken Cultur“ (Hehn) und „was immer eine geſittete Lebensweiſe ſonſt darbietet“ (wie ſich Strabo in der Schilderung eines ſolchen Verkehres ausdrückt), zu holen.

Ein anderer, vielleicht noch ſtärker betretener Weg führte im Norden der iſtriſchen Halbinſel über den niedrigſten ſüdöſtlichſten Theil der Juliſchen Alpen, durch den Birnbaumer Wald, bei den Alten Okra genannt. Ueber dieſe Straße haben wir genauere Nachrichten wieder bei Strabo, Zeugniſſe, die ſich zwar, ihrem Wortlaute nach, auf die Zeit dieſes Schriftſtellers (um Chriſti Geburt) beſchränken, nach den zahlreichen älteren Funden aber, die man längs jenes Weges gemacht hat, ſowie nach der ganzen geographiſchen Gliederung dieſes Gebietes, als Fingerzeige für eine viel frühere Periode angeſehen werden dürfen.

Von Aquileja über den Berg Okra nach Nauportus (Ober-Laibach), bis wohin die Waaren zu Lande gebracht wurden, rechnete man ungefähr 400 Stadien. In Nauportus wurden die Frachten auf Schiffe verladen und kamen von hier zu Waſſer, erſt auf dem Laibachfluſſe, dann auf der Save und Donau, in andere Länder. In dieſer Darſtellung erſcheint die Laibacher Ebene als eine Art Knotenpunkt des binnenländiſchen Verkehres, wozu ſie in der That vortrefflich geeignet iſt. Wie haben ſich die Verhältniſſe geändert ſeit jener Zeit, da hier im Moore bei Brunndorf der neolithiſche Pfahlbau ſtand, deſſen Ueberreſte wir oben (S. 253 ff.) betrachteten! Die Gunſt der Natur, welche gerade oberhalb des Adriatiſchen Meeres dieſes Thor in den Alpen öffnete, iſt lange vor dem Eindringen der Römer erkannt und ausgenutzt worden.

Trotzdem war es ſicherlich vielen Leſern des Strabo neu, wenn er ihnen mittheilte, daß es durch das ganze Alpengebirge hin hügelige, anbaufähige Gegenden und gut cultivirte Thalſtrecken gebe. „Doch,“ fügt der Geograph hinzu, „iſt der größte Theil des Gebirges, beſonders in den hochgelegenen Landſchaften, wo ſich vordem (vor den Kriegen mit den Römern) auch die Räuberſtämme aufhielten, wild und unfruchtbar wegen des Schnees und des rauhen Himmelsſtriches. Weil ſie aber an allen Erzeugniſſen des Bodens Mangel leiden, ſo ſchonten ſie bisweilen die Bewohner der Ebenen, um von ihnen Lebensmittel zu bekommen. Sie gaben dagegen Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Honig und Käſe, woran ſie Ueberfluß hatten.“

Dieſer Gegenſatz zwiſchen den friedlichen ackerbautreibenden Bewohnern der hügeligen Alpengegenden, ſowie der breiteren Flußthäler, und den rauhen Waldleuten der höheren Gebirgsregion ſpiegelt ſich auch in den archäologiſchen Fundverhältniſſen. Einen beſonderen Reichthum an Gräberfeldern aus der Hallſtattperiode zeigt das Herzogthum Krain ſowohl längs jenes Ueberganges in das Savethal, als auch weiterhin zu beiden Seiten dieſes länderverbindenden Flußlaufes.

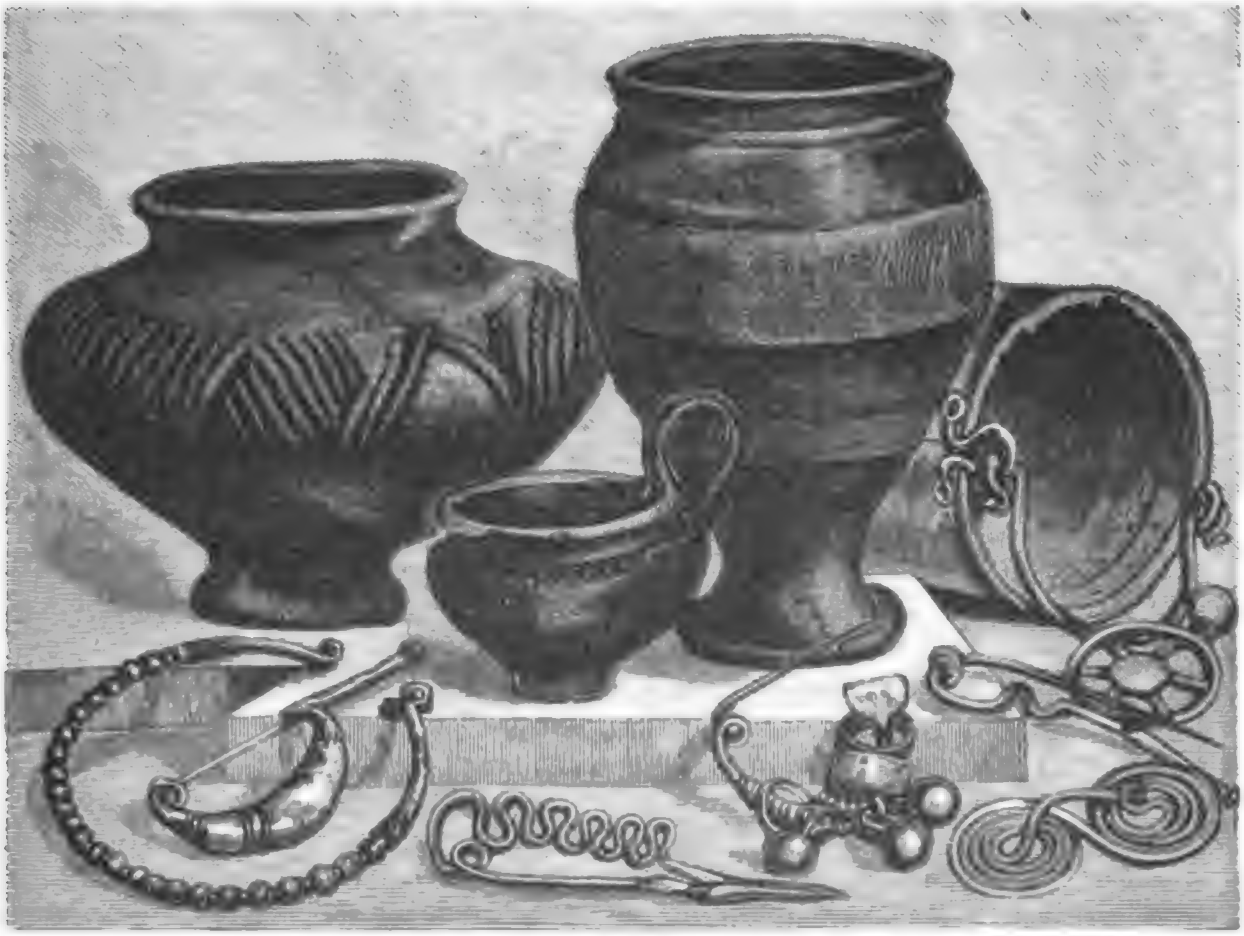


Fig. 239. Flachgräberfunde von Sta. Lucia am Iſonzo.
(Text ſiehe S. 582.)

Die methodiſch wichtigſte von dieſen Nekropolen liegt am ſüdlichen Abhang des Birnbaumer Waldes bei St. Michael unweit von Adelsberg. Am Rande einer geräumigen und fruchtbaren, von der Poik durchſtrömten Landbucht erhebt ſich hier mit dreieckiger ebener Grundfläche und ziemlich ſteilen natürlichen Böſchungen ein mehrfach (an den Eckpunkten) umwallter und von einer natürlichen Warte beſchirmter Wohnplatz, ein verſtecktes Luginsland, geſchützt und ausſichtsreich, wie es den älteſten Anſiedlern lieb ſein mochte. Seine Entfernung von der Küſte (bei Trieſt) beträgt nur 30 Kilometer, und wir dürfen argwöhnen, daß dieſer Platz, ſowie einige ähnliche, welche ihm am Oſtrande der erwähnten Landbucht gegenüberliegen, zu jenen Caſtellen zählten, aus welchen während Cäſar's galliſcher Kriege und ſpäter, nach dem Tode des Eroberers, Illyrier und Kelten hervorbrachen, um Trieſt und Aquileja zu plündern.

Hier liegen, ganz nahe beiſammen, aber hinlänglich getrennt, zwei Beſtattungsplätze aus der Hallſtattperiode, der eine, ältere, etwas höher am öſtlichen, der andere, jüngere, tiefer am nördlichen Abhange der Wallburg. Beide enthielten, in ſeichten Flachgräbern, faſt ausſchließlich die Reſte verbrannter Leichen, der ältere meiſt in bauchigen, kurzhalſigen Urnen vom Sta. Lucia- oder in ſchlankeren, hochhalſigen vom Villanova-Typus, der jüngere meiſt in bloßen Erdgruben, die zuweilen mit Steinen ausgekleidet waren. An Beigefäßen enthielt der erſtere nur plumpe Schalen mit eingebogenem Rand, an ſonſtigen Beigaben vorzüglich eiſerne und bronzene halbkreisförmige Fibeln, Sichelfibeln, d. h. eben ſolche Bogenfibeln mit halbmondförmig verbreitertem Bügel, deſſen äußerer Rand, zur Aufnahme zahlreicher Ketten mit Anhängſeln, eine Reihe von Durchbohrungen beſitzt; dann bronzene Brillenfibeln, Kettchen, brillenförmige Draht- und hohle dreieckige Blechanhängſel, Emailglasperlen und beinerne Perlenſchieber (durchbohrte Querbalken mehrreihiger Perlenſchnüre), bronzene und eiſerne ſtabrunde Handgelenkringe, ebenſolche offene Halsringe und Schmucknadeln aus beiden Metallen, beide Typen mit umgerollten Enden. Den Inhalt dieſes Inventars dürfen wir unbedenklich überall, wo wir ihm in größerer Geſchloſſenheit begegnen, der älteren Stufe des Hallſtätter Zeitraumes zuſchreiben. Die Gräber, aus denen er ſtammt, werden vor die Mitte des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends zu ſetzen ſein.

Aus unbekannten Gründen, wahrſcheinlich in Folge einer zeitweiligen Verödung des Platzes, iſt hier nicht jene Miſchung eingetreten, welche in Sta. Lucia, Watſch und an ſo vielen anderen, weit reicheren Fundplätzen die Unterſcheidung zwiſchen Jüngerem und Aelterem erſchwert. In St. Michael hat eine ſpätere Generation die Reſte ihrer Todten an einer anderen Stelle in die Erde geſenkt. Hier herrſcht eine total verſchiedene Grabausſtattung. Thongefäße fehlen ganz. Unter den Fibeln iſt der Certoſatypus in meiſt großen, ſchweren, bis über 23 Centimeter langen Exemplaren entſchieden vorherrſchend. Daneben erſcheinen maſſive gegoſſene Schlangenfibeln und eiſerne Mittel-La Tène-Fibeln, Hals-, Oberarm-, Handgelenk- und Fingerringe aus Bronze, Perlen aus Bronze, Bernſtein und Glas. Den gewichtigſten Theil des Gräberinhaltes bilden aber die zahlreichen Eiſenwaffen: einſchneidige, ſchmale, nach abwärts gekrümmte Hiebmeſſer, lange, zweiſchneidige echte La Tène-Schwerter zum Theil noch in ihren eiſernen Scheiden, Lanzenſpitzen, häufig mit ſehr langer Tülle oder einem kantigen Eiſenſtab (Hals) zwiſchen dieſer und dem kleinen, ſchmalen Blatte, endlich viele ſchlanke Streitäxte mit band- oder bügelförmigem Stielloch, dünnem Mitteltheil und kurzer Schneide. Einzelnes von dieſen Dingen findet man hin und wieder auch auf anderen hallſtättiſchen Gräberfeldern in den Oſtalpen, nirgends aber eine ſo große Menge derſelben neben zweifelloſen Zeugniſſen der erſten Eiſenzeit. Das iſt keltiſche Bewaffnung, und dieſer Befund ſtimmt ausgezeichnet zu der Meldung des Strabo, laut welcher die Illyrier des Okragebietes, die Japuden, die Waffentracht der Kelten angenommen haben. Man hielt ſie ſogar für ein keltiſch-illyriſches Miſchvolk, obwohl ſie ſich, abweichend von keltiſcher Sitte, zu tätowiren pflegten, wie die anderen illyriſchen Stämme.

Fig. 240 bis 245, S. 585, zeigen in $^{1}/_{3}$ n. Gr. einige der typiſchen Funde aus den jüngeren Gräbern von St. Michael: einen bronzenen Oberarmring mit eigenthümlichem zurückgebogenen und ſpiralig eingerollten Ende, eine Emailperle und vier Eiſenwaffen.

Zwiſchen der Küſte und dem Laibacher Becken liegen noch einige andere Fundplätze, die wir als minder wichtig übergehen. Nur eine längliche Achatperle aus der reichhaltigen Nekropole von Terſiſche bei Zirknitz, woher auch die mittlere Schlangenfibel (Fig. 229, S. 563) ſtammt, ſei erwähnt, weil ſich vollkommen gleiche Exemplare in alten cypriſchen Gräbern (bei Marion) gefunden haben. Auch weiterhin müſſen wir uns bei der Fülle des (doch noch lange nicht erſchöpften) Stoffes mehr und mehr darauf beſchränken, lehrreiche Einzelheiten hervorzuheben und im Uebrigen die minder wichtigen Beſonderheiten jedes einzelnen Gräberfeldes auf ſich beruhen zu laſſen, da wir nur den allgemeinen Gang der Cultur und die hauptſächliche Geſtaltung derſelben darſtellen wollen.

Oeſtlich vom Laibacher Becken giebt es zahlreiche Fundſtätten hallſtättiſcher Grabalterthümer: nördlich der Save bei Watſch und Videm (letzteres bereits in Steiermark), ſüdlich des Fluſſes auf dem Magdalenaberg bei St. Marein, bei St. Margarethen und anderen Orten in der Umgebung von Naſſenfuß, in Adamsberg bei Hof, Noviſche bei Gurkfeld und endlich ganz im ſüdöſtlichen Theile Krains, der nur mehr circa 50 Kilometer von der bosniſchen Grenze entfernt iſt, die Nekropole von Podſemel bei Möttling.

Die Gräber von Watſch bei Littai liegen in zerſtreuten Gruppen am Abhang eines dolomitiſchen Bergkammes in ſehr fruchtbarer Landſchaft. Es iſt ein außerordentlich reicher Fundort mit einer überquellenden Fülle von Material und einzelnen epochemachenden Koſtbarkeiten, ſo daß wir die Hallſtätter Periode zweifellos nach ihm (und damit nicht zutreffender) benennen würden, wenn er früher bekannt geworden wäre, als das Gräberfeld auf dem oberöſterreichiſchen Salzberge. Orſi will ihn als zweiten Mittelpunkt der ſüdöſtlichen oder illyriſchen Alterthümergruppe neben Eſte gelten laſſen. Die Illyrier in Krain nehmen eine Art Mittelſtellung ein neben der ſüdlichen (adriatiſchen) und der nördlichen (donauländiſchen) Gruppe, von welchen erſtere die reichſte, letztere die ärmſte geweſen ſein muß. In Watſch unterſcheidet man zwei ausgeſprochene Typen von Beiſetzung. Es ſind ungefähr 200 Brand- und nur zehn Skeletgräber gefunden

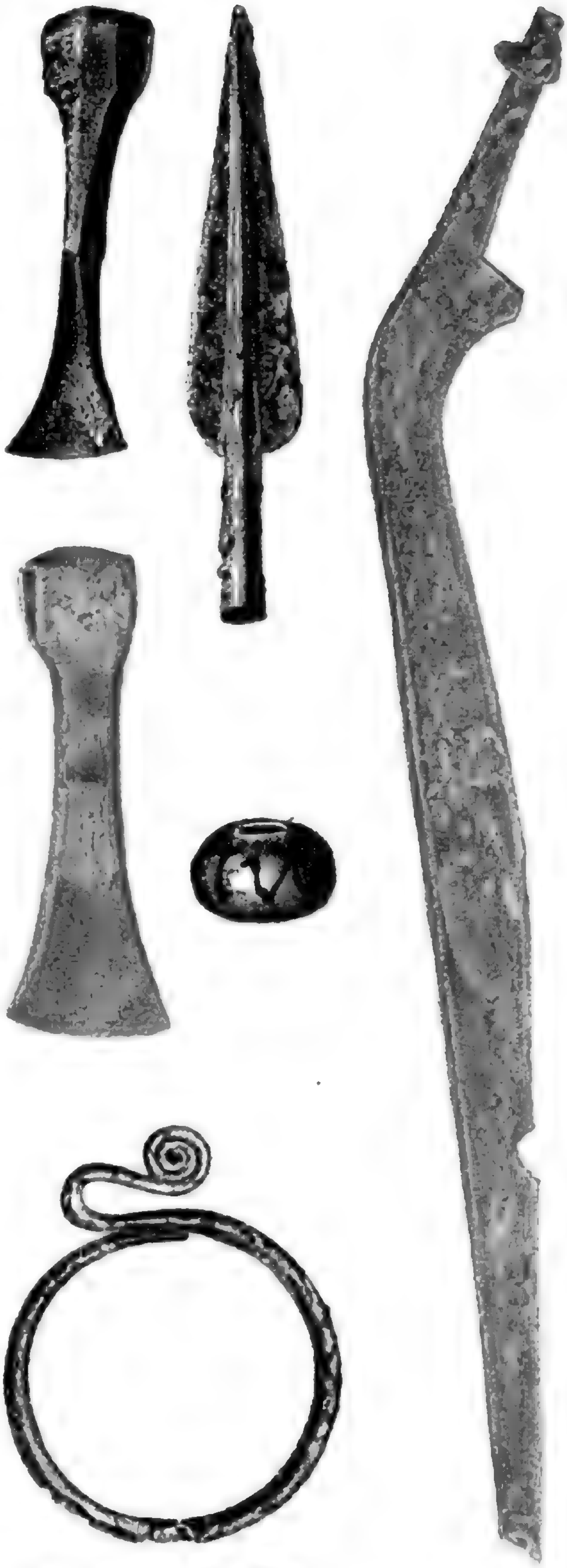


Fig. 240 bis 245. Flachgräberfunde von St. Michael in Krain.

(Text ſiehe S. 584.)

worden. Die erſteren ſind entſchieden alterthümlicher und durch die Seltenheit der Waffen und feineren Schmuckſachen, ſowie durch das Vorherrſchen grobgeformter, ſchwarzer, tonnenförmiger Urnen und einfacher Bogenfibeln charakteriſirt. In den Skeletgräbern findet man vorwiegend Eiſenwaffen, feingearbeitete Bronzeſchmuckſachen, Schlangen- und Certoſafibeln, roth und ſchwarz bemalte oder einfarbige Vaſen mit hohlem Fuß und Bronzegefäße.

Aus Skeletgräbern ſtammen: das berühmte Gürtelblech und — wahrſcheinlich — auch die nicht minder berühmte Situla, welche wir oben (S. 568 ff.) an dem gehörigen Orte beſchrieben, dann das (Fig. 246 nebenſtehend) abgebildete Fragment einer bronzenen Haumeſſerſcheide, welches mit einer ſteinbockartigen Thiergeſtalt im Tremolirſtich verziert iſt, ferner die intereſſanten, ſicherlich aus Italien importirten bronzenen Helmhüte ſammt den mitgefundenen eiſernen Waffen, langen Lanzenſpitzen und ſchlanken Hohlkelten. Die Watſcher Helmhüte ſind, trotz mancher Verſchiedenheit in der Bildung des Obertheiles, charakteriſirt durch rundumlaufende horizontale Krämpen und unterſcheiden ſich dadurch aufs ſchärfſte von dem griechiſchen Helm aus Glaſinac mit ſeinem Wangen- und Naſenſchutz, der übrigens

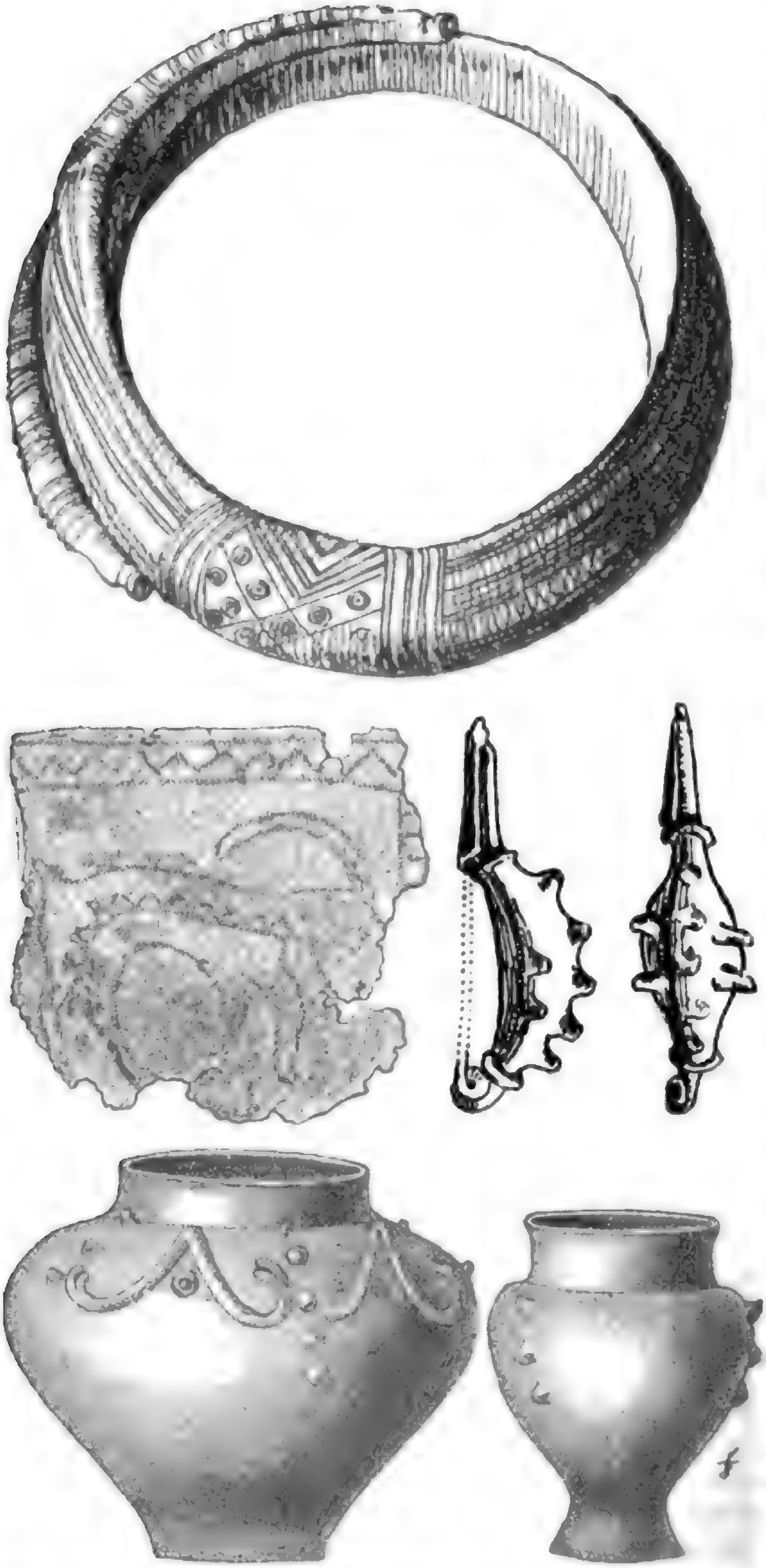


Fig. 246. Gräberfunde aus Watſch, St. Margarethen und Noviſche in Krain (die beiden Urnen in 1/8, die übrigen Gegenſtände in 3/4 n. Gr.).

(Text ſiehe nebenſtehend.)

auch in Italien Eingang gefunden hat. Italiſche Provenienz dürfen wir für die erſteren nach dem bereits citirten inſchriftlichen Zeugniß des Hiero von Syrakus beanſpruchen, der einen ſolchen Helm als Etruskerbeute nach Olympia widmet. Dieſes Zeugniß fällt auch für die Zeitbeſtimmung (um 474 vor Chriſto) ins Gewicht. Außerdem findet man ähnliche Helme mit etruskiſchen Inſchriften ſowohl innerhalb als außerhalb Italiens (Negau in Steiermark). Auf unſerem Bilde (Fig. 247, S. 588) ſieht man eine Anzahl von Helmhüten aus krainiſchen Gräberfeldern der Hallſtattperiode. Ein Stück mit Scheitelknauf, Nackenſchirm und ſchön getriebenen Backenklappen, welches ſich darunter befindet, gehört jedoch nicht dieſer, ſondern der La Tène-Periode an. Es iſt bei Weißkirchen unſern St. Margarethen in Unterkrain mit einer Mittel-La Tène-Fibel (dem von uns Fig. 186, S. 431, rechts unten abgebildeten Stücke) gefunden. Auch dieſer Typus iſt als ein italiſcher durch etruskiſche Erzoriginale und Wandgemälde bezeugt, wenn auch jenes Exemplar zuletzt auf dem Haupte eines keltiſchen Kriegers ſaß, wie die anderen, hutförmigen, zuletzt ſtreitbaren Illyriern angehörten.

Faſt ebenſo deutlich, als die figural verzierten Bronzeſachen und die Helme, wegen deren man einen ebenſo lebhaften als unglücklichen Feldzug für die einheimiſche Entſtehung der höheren metalltechniſchen Erzeugniſſe begonnen hat, ſprechen gewiſſe Thongefäßſerien für den Import aus ſüdlicheren Gegenden. Hier reclamiren Eſte oder Sta. Lucia (wir kennen ja den Ausgangspunkt nicht genau) ihre hellrothen Thonſitulen, ihre zierlichen roth und ſchwarz bemalten Fußgefäße, ihre großen bauchigen, rothen, zwiſchen Reliefumlaufſtäben ſchwarz gebänderten Urnen, die in Watſch doch ſchon ſo ſelten ſind, daß man die eingeführte (nicht am Orte nachgeahmte) fremde Waare erkennt. Dagegen wurde die Form der Villanova-Urne, nicht ihre typiſche Verzierung, von der localen Keramik eifrig nachgebildet, eine Erſcheinung, welche nahezu für alle hallſtättiſchen Fundplätze bis über die Donau hinaus charakteriſtiſch iſt und darum nicht mehr eigens erwähnt werden ſoll. Als Muſter können bronzene Exemplare gedient haben, welche ebenfalls unter den Funden zum Vorſchein gekommen ſind. Die Verzierung der archaiſchen, großen, tonnenförmigen Urnen mit divergirenden, in Tupfen endigenden geraden Linien erinnert ſtellenweiſe noch an neolithiſche Motive. Auf Schalenhenkeln ſitzen zuweilen Hörnchen, nicht viel anders als auf der ansa lunata der Terramaren, und wohl in directer Fortſetzung dieſer praktiſchen Henkelgeſtalt — der Aufſatz dient zum Auflegen des Daumens beim Ergreifen des Henkels mit den Fingern — erſcheinen in der Hallſtattperiode der Oſtalpen (St. Margarethen, Videm, Wies) häufig voneinander abgekehrte Thierköpfchen an der bezeichneten Stelle. Das ſind Ueberlebſel der reinen Bronzezeit, wie der „Fühlhörnergriff“ mancher Schwerter und einiges Andere.

Die Auseinanderlegung dieſer componirenden Culturelemente gehört hier, wie bei der Fundmaſſe von Hallſtatt ſelbſt, zu den ſchwierigſten Aufgaben der Specialunterſuchung. Wir können nur einzelne Richtungen derſelben andeuten und dabei wünſchen, daß ſie fortan beſſer und gründlicher verfolgt werden, als es bisher geſchehen iſt. Beſitzen wir doch bis jetzt nur Auszüge und kleinere Fundberichte, keine vollſtändige Edition dieſer oder einer der anderen Nekropolen im öſtlichen Krain.*)

Es finden ſich in Watſch eigenthümliche radförmige Zierſcheiben aus Bronze, rückwärts ſo eingerichtet, daß ſie an einem oder der Kreuzungsſtelle zweier Riemen getragen werden konnten. Die Mittelfigur bildet ein Kreuz; um den Rand läuft ein Beſatz von Oehren. Sie haben die größte Aehnlichkeit mit gewiſſen Zierſcheiben Bosniens, die nur dünner gearbeitet und etwas anders befeſtigt waren. Kreuzförmige kleine Zierſtücke, an einfachen Bändern zu tragen, ſind ebenfalls in großer Zahl vorhanden. Die Brillenfibel iſt ſehr ſelten, ſonſt aber ſind ziemlich alle Hallſtätter Fibeltypen (auch eine Früh-La Tène-Form) vertreten. Daß der hohe, viereckige Fuß der Knoten- oder einfachen Bogenfibel an die Bildung dieſes Theiles an der gewöhnlichen Fibel von Glaſinac erinnert, wurde ſchon geſagt. So glauben wir hier einige Anknüpfungen zu finden, die uns von Ober-Italien hinweg nach ſüdöſtlichen Gebieten weiſen.

---

*) Vollſtändig edirt iſt bisher von den namhafteren hallſtättiſchen Fundplätzen des Oſtalpengebietes nur Hallſtatt ſelbſt (von Baron Sacken), Wies und Gemeinlebarn (von Szombathy) und St. Michael (von dem Verfaſſer dieſes Buches).

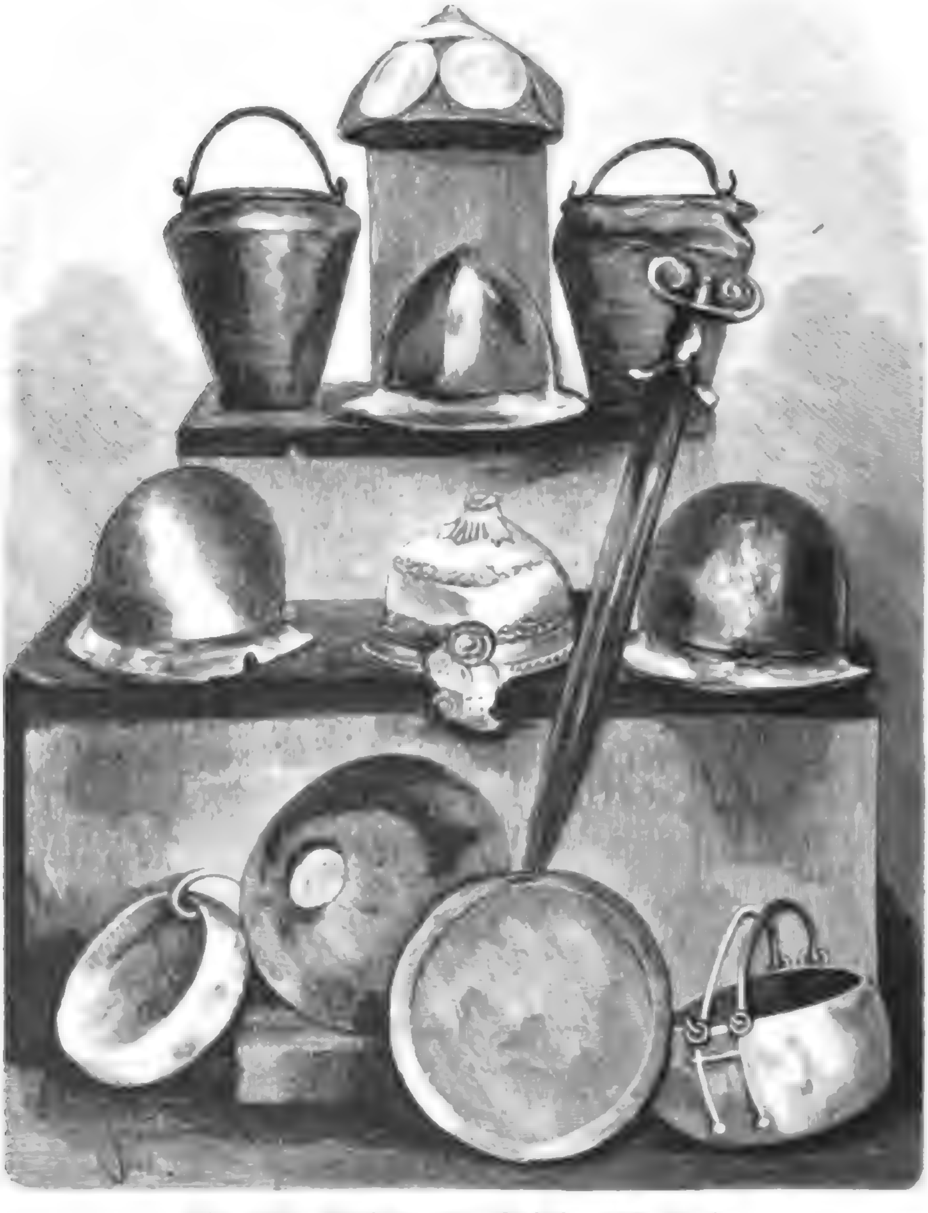


Fig. 247. Waffen und Gefäße aus Krain.
(Text ſiehe S. 587.)

Statt der vorherrſchend elliptiſchen Form der Gürtelſchließplatten von Eſte ſind dieſe Bleche von Erz oder Eiſen hier, wie in anderen krainiſchen Gräberfeldern, oblong oder rhombiſch geſtaltet. Es finden ſich Nadeln mit kugeligen, von Pol zu Pol ringsum geſchlitzten Köpfen, eine ſeltene Bildung, die aber an einer Silbernadel aus Cypern (bei Ceſnola, Cyprus, S. 312) und an einer Bronzenadel (angeblich aus der unterſten Schicht) von Hiſſarlik wiederkehrt. Will man ein ſicheres Zeugniß für die Herkunft der vielen ſchönen Emailperlen, die man in mitteleuropäiſchen Nekropolen ausgräbt, ſo bietet ſich eine Farbentafel (10) in Perrot's und Chipiez' histoire de l'art dans l'antiquité, Band III, wo man dieſe geſuchten Erzeugniſſe — für welche die Barbarenſtämme willig ihr Gold hingaben — als phönikiſche kennen lernt.*) Gewiſſe Bronzezierathen von Watſch (Reihen kleiner näpfchenförmiger Aufſätze) haben ihre Analogien im mykeniſchen Culturkreiſe.

Eines der Hügelgräber auf dem St. Magdalenaberge bei Oberſchleinitz unweit von St. Marein ergab in geringerem Umfang, doch in ebenſo lehrreicher Weiſe, ähnliche Verhältniſſe wie St. Michael. Der Tumulus enthielt nämlich in tieferen Schichten ältere, in höher gelegenen jüngere Beſtattungen, die erſteren waren hier Brand-, die jüngeren Skeletgräber, was wieder an Watſch erinnert. Aus einem der älteren Gräber ſtammt: eine Bronzeſitula, eine rieſige Bogenfibel mit geknotetem Bügel und zwei eingehängten Armringen, ſowie angeblich auch das Bronzegefäßfragment mit getriebener Darſtellung beſchildeter und behelmter Krieger. Die jüngeren Gräber mit Skeletten enthielten ſchlanke Eiſenäxte vom St. Michaeler Typus, langſtielige eiſerne Lanzenſpitzen, krumme Meſſer, Schlangen- und Certoſa-, ſowie Mittel-La Tène-Armbruſtfibeln von der Form des Fig. 186, S. 431 (Mitte rechts) abgebildeten Stückes.

Wenn wir, wie in Watſch und an manchem anderen Fundorte der Oſtalpen, vereinzelte Früh-La Tène-Sachen nur in ſonſt ungemiſchten Hallſtattſchichten, in den Uebergangsſchichten zur folgenden, keltiſchen Periode aber bereits Mittel-La Tène-Funde in ziemlicher Zahl antreffen — worunter die Fibeln häufig (in der Bildung des Bügels als „navicella" oder des Schlußſtückes als „Armbruſtſpirale") Verſchmelzungen hallſtättiſcher und keltiſcher Formen zeigen — ſo iſt das eine von dem erſten Auftreten der La Tène-Cultur im transalpinen und transdanubianiſchen Gebiet, in Frankreich, Süddeutſchland, Böhmen und Ungarn, durchaus verſchiedene Erſcheinung, welche uns darüber belehrt, daß die erſte Entwickelung der keltiſchen Cultur auf die Oſtalpenländer nahezu gar keinen Einfluß geübt hat. In dieſer Hinſicht ſtehen allerdings die keltiſche Alterthümergruppe des weſtlichen und die illyriſche des öſtlichen Mittel-Europa einander theilweiſe als gleichzeitige Phänomene gegenüber, worauf dann die erſtere Cultur in ihrer jüngeren, mächtig um ſich greifenden Entwickelung die letztere unterwirft und überſchichtet. Die Darſtellung dieſes Proceſſes muß dem nächſten Capitel vorbehalten bleiben.

Man hat ſich daran gewöhnt, neben Watſch das ſüdöſtlich von dieſem Fundort, am rechten Ufer der Gurk, im Bezirke Naſſenfuß, gelegene St. Margarethen zu nennen, obwohl dieſe Nekropole äußerlich ganz andere Züge aufweiſt. Sie beſteht aus mehr als 100 Tumulis, die ſich in zerſtreuten Gruppen über einen Umkreis von ungefähr 9 Kilometern ausdehnen. Hier herrſcht ausſchließlich

---

*) Nach dem Zeugniſſe Otto Tiſchler's, eines der beſten Kenner dieſer Anticaglien, ſind die Perlen der Hallſtatt- und der La Tène-Periode Italiens und Mittel-Europas gleichen Urſprungs mit denen aus den Gräbern am Schwarzen Meere, aus den älteren Fundſchichten im Kaukaſus, ferner aus Cypern und Sardinien; „und alle dieſe Formen trifft man in den verſchiedenen ägyptiſchen Sammlungen wieder. Wir ſehen demnach, wie alle dieſe Länder ihre Glasperlen aus gemeinſchaftlichen Centren bezogen, wahrſcheinlich mehr aus phönikiſchen als aus ägyptiſchen Fabriken".

Brandbeſtattung in Deckelurnen. Einzelne Thongefäße von charakteriſtiſcher Form und Bemalung, ſowie ſolche mit Reihen von Bronzenagelköpfchen beweiſen zur Evidenz, daß der Import keramiſcher Sachen vom adriatiſchen Küſtengebiet auch dieſen Punkt erreicht hat. Dagegen wurden gewiſſe hohe ſchwarze Fußgefäße mit ſphäriſchem Körper und Bauchanſätzen (von gehörnten Thierköpfchen, bloßen Hörnchenpaaren oder einzelnen, zuweilen gedrehten Zacken) ſicher im Lande ſelbſt gefertigt. Sie zeigen edle Formen, manchmal einen glänzenden Graphitüberzug, und vertreten in imponirender Zahl eine Keramik, die dem öſtlichen Krain faſt ausſchließlich eigen zu ſein ſcheint. Die letztere muß ſich auf Grund importirter Gefäße, für deren Herkunft die ähnlichen Typen des Küſtenlandes (Sta. Lucia) einen Fingerzeig geben, entwickelt haben. Zu den leitenden Merkmalen derſelben gehören auch die paarweiſen Thierköpfchen auf Schalenhenkeln, die wir, wie ſchon oben bemerkt, auf die ansa lunata der Terramaraſchüſſeln zurückführen dürfen. Von hier ſtammen auch einige phönikiſche Glasfläſchchen von beſonderer Feinheit, ungemein viele Glasperlen und einige Fibeln mit zackigen Glashülſen über dem drahtförmigen Bügel (Fig. 246, S. 586, Mitte rechts, das unmittelbar darunter abgebildete Gefäß von Roviſche kann als Repräſentant der eben erwähnten localen Keramik gelten; auch der ebenda, oben abgebildete ſchwere Armring von Bronze ſtammt aus St. Margarethen), eine nicht ganz ſeltene Erſcheinung in den krainiſchen Nekropolen. Wir bemerken noch: bronzene dünne Stabhülſen mit Kettchen und Klapperblechen, vogelförmige Anhängſel, wie in Glaſinac, Thierfibeln, zahlreiche kreuzförmige Riemenknöpfchen, oblonge und rhombiſche Gürtelſchließplatten aus Bronze und Eiſen, endlich als eine Hauptſache, wieder nicht ohne Wiederholungen in anderen oſtkrainiſchen Grabhügeln, „Schüſſelhelme" aus Haſelruthengeflecht mit Lederüberzug, auf welchem Bronzephalerä und, in den Zwiſchenräumen derſelben, zahlreiche Bronzenägelchen befeſtigt waren (ſiehe das oberſte Stück in der Abbildung Fig. 247, S. 588). Solche Helme trug man damals nicht nur in den Alpenländern, ſondern auch in Ober-Italien, wie eine damit ausgerüſtete Kriegerreihe auf der Situla von Bologna (ſiehe Fig. 230, S. 565, rechts oben) zeigt.

Die Tumuli von Roviſche im Bezirke Gurkfeld enthielten unter Anderem ebenſolche Schüſſelhelme, bauchige Fußgefäße vom St. Margarethner Typus, aber auch hohe ſchwarze Eimer aus Thon, Fibeln mit Glashülſen, Kahn-, Schlangen- und Certoſafibeln, bronzene Knotenarmringe, eiſerne Meſſer und Waffen. Das Fig. 246, S. 586, links unten abgebildete Thongefäß mit erhöhter Verzierung ſtammt von dieſem Fundort.

Ein paar große halbkreisförmige Bogenfibeln mit auffallend hoher dreieckiger Fußplatte, wie ſie in Kroatien, Bosnien und Griechenland vorkommen, lieferten, nebſt typiſchen anderen Objecten der älteren Hallſtattperiode, die Gräber von Oſtroſchnik bei Naſſenfuß. Die Localität iſt bemerkenswerth, weil ſich in ihrer unmittelbaren Nähe die inhaltreichſten La Tène-Gräber Krains gefunden haben. Aus dem ebendort gelegenen Gräberfelde von Slepſchek ſtammt eine Rieſenkahnfibel mit drei, an Oehren des Bügels befeſtigten Anhängſeln, welche wieder je zwei lange Kettchen mit verſchieden geſtalteten Endgliedern tragen, dann eine Certoſafibel, welche vorn ſtatt des emporſtehenden Knöpfchens einen Widderkopf zeigt. Letztere Nuance der Fibelbildung erſcheint noch häufiger in den reichen Gräbern von Adamsberg bei Hof an der Gurk, wo auch Pferdeköpfchen an der bezeichneten Stelle auftreten. Die Fibelſpirale iſt dabei immer armbruſtförmig geſtaltet. Daneben finden ſich rieſige Certoſafibeln einfacherer Form ganz wie in St. Michael. Ein glatter offener Armring hat an den beiden Enden einen Haſen- und einen Widderkopf, ein anderer zwei Haſenköpfe. Das ſind ſchon Uebergangsformen zur

La Tène-Zeit, welche die Geſtaltung abſchließender Schmuckglieder als Thierköpfe ziemlich bevorzugt.

So unſcheinbaren Zeugniſſen des Geſchmackes und der Handgeſchicklichkeit müſſen wir die wichtigſten Fragen über die Herkunft, Zuſammenſetzung und Zeitſtellung großer Culturbilder, deren Fragmente uns übrig geblieben ſind, vorlegen. Der ſüdöſtlichſte unter den namhaften hallſtättiſchen Fundorten Krains iſt Podſemel im Bezirk Möttling, unfern der Stelle, wo nachmals der befeſtigte Hauptort der Japuden Metulum durch ſeinen Widerſtand gegen Octavianus Cäſar und durch ſeinen Untergang in den Flammen berühmt geworden iſt. Aus den Hügelgräbern an dieſem Orte hat man einen Bronzepalſtab, aber auch eine Eiſenaxt vom St. Michaeler Typus und andere Eiſenwaffen erhoben.

In Podſemel iſt auch das einzige Schwert gefunden worden, welches die Hallſtätter Nekropolen Krains bisher geliefert haben. Es iſt ein Bronzeſchwert mit „Antennenknauf", fand ſich in einem der Grabhügel aufrecht zwiſchen den Gefäßen ſteckend und iſt auf unſerem Bilde Fig. 247, S. 588, neben den Krainer Helmfunden dargeſtellt. Die außerordentliche Seltenheit, ja man kann ſagen das Fehlen des Schwertes neben ſo vielen Waffenfunden (eiſernen und bronzenen Beilen, Aexten, Lanzen- und Pfeilſpitzen, Meſſern, ſeltener Dolchen) in den aufgezählten Krainer Begräbnißſtätten iſt immerhin eine bemerkenswerthe Thatſache, zumal wenn wir dieſer Waffe einerſeits in den nordalpinen Gräbern derſelben Periode, andererſeits in den La Tène-Gräbern Krains ſo häufig wieder begegnen.

Erwähnung verdienen noch ein paar thönerne Pferdchen, eines davon auf vier Rädern, und Klappern, hohl, mit Steinchen im Innern, flaſchen- oder vogelförmig, letzteres Dinge, die man ebenſowohl als Kinderſpielzeug, wie als Zeugniſſe heidniſchen Aberglaubens — Lärminſtrumente zur Vertreibung böſer Geiſter — deuten kann. Hier herrſcht endlich ein beſonderer Reichthum an Thongefäßformen und eigenthümlichen Vaſenverzierungen, welche beiden wenig Anlehnung an die bekannten küſtenländiſchen Typen zeigen. Die plumpe Decoration mit aufgeklebten Thonwülſten, welche in Iſtrien zu Hauſe iſt, wurde auch hier geübt; andere Verzierungen ſind in den weichen Thon eingegraben und mahnen an den Geſchmack der ſpecifiſch ungariſchen Bronzefibelformen, deren Gebiet hier nahe genug liegt. Wir bemerken auch eierſtabartige Buckelreihen um die Bauchmitte der Gefäße. Die Buckel, welche zuweilen durch Verticalfurchen getrennt erſcheinen, ſind nicht maſſiv, ſondern innen hohl und verleihen den Gefäßen ein äußerſt zierliches Anſehen.

Dieſe geſchmackvolle Gefäßverzierung erſcheint noch weit häufiger in der localen Keramik von Videm an der Save, einem Fundort, der im ſüdöſtlichen Winkel der Steiermark zwiſchen dem Cillier und dem Warasdiner Bergland gelegen iſt. Hier fanden ſich auf dem Loibenberge große Hügelgräber mit vorwiegender Skeletbeſtattung. Zu Häupten und Füßen der Leichen ſtanden zuweilen Thongefäße. Die männlichen Begrabenen hatten eiſerne Meſſer oder Lanzenſpitzen, lederne mit Plättchen und Nieten von Metall beſetzte Leibgürtel, von welchen Lederriemchen mit bronzenem Hängeſchmuck herabfielen, und bisweilen Paare von Fibeln; die Ausſtattung der weiblichen Leichen beſtand in ſchweren maſſiven Fußringen, hohlen gerippten Armringen aus Bronze oder Armbändern aus Perlenſchnüren. Ein Rieſentumulus von 120 Metern Umfang und 5 Metern Höhe am Fuße des Loibenberges enthielt ringsum in der Randzone zahlreiche Gräber aus der Hallſtattperiode, darunter dasjenige eines mit Bronzehelm, Lanze, Beil und Köcher ausgeſtatteten Kriegers, der mitſammt ſeinem Pferde hier beigeſetzt war. Die Pfeilſpitzen ſind hier wie in den Gräberfeldern Krains ſo regelmäßig von zwei feſtſtehenden Typen (einem dreiſchneidigen ohne Widerhaken, aber mit Tülle und einem flachen mit Widerhaken, aber ohne

Tülle), daß an einem Import dieſes Artikels, der übrigens ganz ebenſo bis nach Aegypten hin vorkommt, nicht zu zweifeln iſt. Auch ein Schüſſelhelm, gleich jenen von St. Margarethen und Roviſche, wurde hier gefunden. Die locale Keramik dieſes Fundortes bietet uns plumpe henkelloſe Töpfe mit eingebogenem Rande wie in Iſtrien, Schalen mit Thierkopfhenkel, tiefe Schüſſeln mit den erwähnten Buckelreihen, hohe Fußgefäße wie in St. Margarethen mit ebenſolchen hohlen Buckeln oder mit geſchmackvoll geordneten ſtachelförmigen Anſätzen und Bronzebeſchläge nachahmenden Verzierungen. Außerdem ſind viele ſchöne, namentlich kleine, ſehr fein verzierte Emailperlen hervorzuheben.

Ehe wir in Steiermark nach Norden weitergehen, werfen wir einen Blick auf das jenſeits des Predil- und des Plöckenpaſſes gelegene Kärnten. Ein Hauptweg führte ſicher ſchon in vorrömiſcher Zeit zwiſchen dieſen beiden Päſſen durch das Pontebbathal, welches heute die Eiſenbahn benutzt, nach Norden, und aus der Laibacher Ebene gelangte man durch den Loibelpaß über die Karawanken in das Gebiet der Drau und der anmuthigen Seen, welche dieſen Fluß weſtlich von Klagenfurt umgeben. In dieſer Seenzone des Drauthales, zwiſchen dem Wörther, Oſſiacher und Faaker See, liegt, dicht am Fluſſe mit der Ausſicht auf den Grenzwall der Karawanken, Kärntens reichſter, ja faſt allein beachtenswerther Fundort aus der Hallſtattperiode: Frögg bei Roſegg, wegen der Nähe eines bekannten Badeortes auch Frögg-Velden genannt. Der Platz war durch Wälle und künſtlich abgegrabene Böſchungen befeſtigt und enthielt in weitem Umkreis zahlreiche mittelgroße Tumuli, an deren Ausſtattung wir ſo recht ſehen können, wie, trotz aller generellen Gleichartigkeit der zeitlich nicht näher beſtimmbaren Hallſtätter Culturſchichten im Oſtalpengebiet, doch überall die Beſonderheiten localer Naturvergünſtigung und Handgeſchicklichkeit merkbar hervortreten. Hier zeigt ſich das, ſchlagender als anderwärts, in den berühmten Bleiſachen, deren Material wahrſcheinlich aus einem reinen Tagbaue, entweder auf dem Bleiberge von Villach oder bei Rudnik am Fuße des Tabor, ſtammt.

Wir finden an Bronzegefäßen: eine große koniſche Situla mit vier Pferdchen, die am Rande auf kleinen Henkeln befeſtigt ſind und (recht hallſtättiſch-italogriechiſch) in das Gefäß hineinſchauen, eine andere von ungewöhnlich breiter Form mit zwei Tragreifen, ein ſphäriſches Becken, eine Reifenciſte und eine flache Schale auf drei hohen gedrehten Fußſtäben. Die Thongefäße ſind bauchige Vaſen, Schalen mit eingebogenem Rand, zuweilen auf hohlen Füßen, und niedrige Henkelſchälchen. Die großen Vaſen endigen zuweilen mit einem kurzen ſchwarzen Mundſaum, der ohne Hals vertical auf dem kugeligen, roth und ſchwarz bemalten Bauch aufſitzt — eine echte Localform des nördlichen Oſtalpengebietes — andere ſind alterthümlicher, nach dem Villanova-Typus, geformt und mit vertieften Ornamenten, dem „laufenden Hund" u. dgl. verziert. Als Erinnerung an den Süden erſcheint ein rother koniſcher Eimer mit „cordoni". Beſonderheiten ſind: ein paar doppeltrichterförmige hohle und verzierte Gefäßunterſätze aus Thon (Schalenfüße) und ein Gefäß in der Geſtalt eines vierfüßigen hochhalſigen Thieres.

Die Fibeln von Frögg ſind einfache Bogenfibeln und nahezu alle daraus im Laufe der Zeit entwickelten hallſtättiſchen Formen. Kettchengehänge mit Klapperblechen kommen an ihnen, wie an Gürtelbeſchlägen zuweilen vor, dann Perlen aus Bronze, Glas, Bernſtein und „Perlenſchieber" zum Zuſammenhalten der Schnurreihen. Ferner aus Bronze: Trenſen und Pferdezaumbeſchläge, Nadeln, Palſtäbe, geſchweifte Meſſer, Arm- und Halsringe; aus Eiſen: Palſtäbe und Flachbeile mit Aermchen (zum Anſchnüren an den geſpaltenen Schaft), Lanzenſpitzen, Meſſer, Steigeiſen; dann Typen, welche ſich an die jüngere Stufe von St. Michael anſchließen: lange, nach abwärts gekrümmte Haumeſſer und ſchlanke Aexte mit querem Schaftloch. Ein La Tène-Schwert iſt außerhalb der Gräber gefunden worden. Aus Blei haben wir: fenſterförmige Zierathen, deren Gitter aus kleinen, mit ausgeſpreizten Armen und Beinen auf Doppelſpiralen ſtehenden, männlichen Figürchen beſteht, zahlreiche Räder, Vögelchen, ganze Schwadronen winziger Reiter und etwas größere, ſtehende, männliche Figürchen, die zuweilen einen Gegenſtand auf dem Kopfe tragen (eines derſelben hat ein Gefäß am Tragreifen in der Hand), dann ledige Pferdchen und ein Plattenwagen mit vier Rädern. Fig. 248 bis 252, S. 594, ſind einige der häufigſten Typen in natürlicher Größe zuſammengeſtellt.

Die Vorbilder dieſer rohen Gußarbeit haben wir gleichfalls im Süden zu ſuchen, wo uns namentlich Eſte einige Beiſpiele dafür liefert. Stücke mit platter Rückſeite haben zur reliefartigen Befeſtigung an anderen tektoniſchen Gebilden (Vaſen, Truhen oder dgl.) gedient; andere ſind vorn und rückwärts plaſtiſch ausgeführt und können freiragend irgendwo, vielleicht an Gefäßrändern, aufgeſteckt geweſen ſein. Dafür haben wir jetzt in den Funden von Gemeinlebarn, die wir unten ſchildern werden, gute Anhaltspunkte. Thatſächlich fand man die Füße eines der „plaſtiſchen" Männchen von Reſten eines Thonſcherbens umgeben; andere, reliefartige, waren mit Harz an Gefäßwänden angeklebt; noch andere ſind einfach als ſelbſtſtändige Beigaben in die Grabgefäße hineingelegt, nicht unähnlich dem Gebrauche, den man in Griechenland bei Beſtattungen von kleinen Terracottafiguren gemacht hat.

Tumuli aus der Hallſtattperiode ſind in Kärnten nicht ſo häufig als in Krain; doch hat man ſolche bei Tſcherberg, bei Warmbad Villach, auf dem Kanzianiberge und auf der Gurina im Gailthale nachgewieſen. An dem letzteren Orte, welcher der kärntneriſchen Seite des nach Italien führenden Plöckenpaſſes (Monte Croce) ſchräg gegenüberliegt, ſind außerdem Ueberreſte uralten Bergbaues und metallurgiſchen Betriebes, ſowie zahlreiche Spuren metalltechniſcher Fabrication (Abſchnitzel, Gußreſte, unfertige Fabrikate) nachgewieſen worden. Die Anſiedelung reicht mit ihren Zeugniſſen aus der Hallſtattperiode bis in die ſpäteſte Römerzeit. Auch innerhalb der erſteren iſt ſowohl die ältere, durch Brillen- und einfache Bogenfibeln, als die jüngere, durch Armbruſt-, Certoſa- und Schlangenfibeln charakteriſirte Stufe vertreten. Unter den jüngeren Funden erinnert Vieles an Eſte, namentlich an die in dem Heiligthum auf dem Grundſtück Baratela entdeckten Votivgegenſtände. Auch hier finden wir illyriſche Inſchriften, in einem der adriatiſchen Gruppe Pauli's angehörigen Alphabet, auf Bronzeblechen und Randwülſten ſcheibengedrehter Thongefäße, dann Reſte in Bronzeblech getriebener figuraler Darſtellungen, darunter einmal zwei menſchliche Beine, ſeparat, ohne den Oberkörper dargeſtellt (ſicherlich ein primitives Weihgeſchenk, wie die ſpäter häufig auftretenden Statuetten aus Zinn und Bronze) und das Bruchſtück einer Reiterfigur mit einem ſeltſam gezeichneten Thiere (Hund?), das ſich unter dem Pferde bewegt. Die Felsinſchrift von Würmlach, auf der anderen Thalſeite unterhalb des Plöckenpaſſes, wird dagegen für ein etruskiſches Denkmal erklärt. An die Gurina-Inſchriften ſind viele Vermuthungen über die Ausdehnung des illyriſchen Elementes in den Oſtalpen, über die Einwanderung desſelben auf der Balkanhalbinſel u. ſ. w. geknüpft worden. Zweifellos ſind ſie jedoch zu jung, um für ältere Perioden hypothetiſch verwendet zu werden. Der Fundort liegt in gerader, nördlicher Richtung vom Scheitelpunkt des Adriatiſchen Meeres und iſt von demſelben genau halb ſo weit (100 Kilometer Luftlinie) entfernt wie Hallſtatt, deſſen Lage nur wenig öſtlich von demſelben Meridian abweicht, und welches ſeinerſeits wieder 100 Kilometer in der Luftlinie von der Donau entfernt iſt. In der mittleren Zone dieſer idealen ſüd-nördlichen

Strecke, zwiſchen den beiden Alpenſtationen Gurina und Hallſtatt, liegen die Hohen und die Kleinen Tauern, unwegſame Gebirgsketten, deren Nachbargebiet im Weſten noch mächtiger emporſteigt. Es wird daher begreiflich, daß wir nach Oſten abbiegen müſſen, wenn wir an der Hand der prähiſtoriſchen Funde nach Hallſtatt und zur Donau gelangen wollen. Wir kehren alſo nach Steiermark zurück.

Hier durchziehen wir in der That nicht nur ein wegſames und fruchtbares, ſondern — wie Pichler's Fundſtättenkarten des Herzogthums zeigen*) — auch ein an prähiſtoriſchen Ueberreſten ungemein reichhaltiges Gebiet. Die Verſchiedenheit desſelben von der krainiſchen Savelandſchaft iſt auch in den Fundſachen aus der Hallſtattperiode nicht zu verkennen. Hier, an der Drau und der Sulm, begegnen uns zum erſtenmale aus verſchiedenen Epochen der Hallſtattperiode jene metallarmen Urnen-Nekropolen, die uns weiterhin bis tief nach Ungarn, Böhmen, Bayern hinein begleiten, und die es immer ſchärfer betonen, daß in der Hallſtattperiode der Abſtand von dem ſüdlichen Meere und ſeinen Halbinſeln den Maßſtab für den Beſitz an höheren Culturmitteln abgiebt. Wir erinnern uns, daß das in der reinen Bronzezeit nicht ſo war; daß da Ungarn, Skandinavien, die Schweiz und Großbritannien, Länder, die jetzt ganz oder nahezu ganz zurücktreten, miteinander in der ſcharfen und eigenthümlichen Ausprägung des damals modernen Culturgutes wetteiferten.

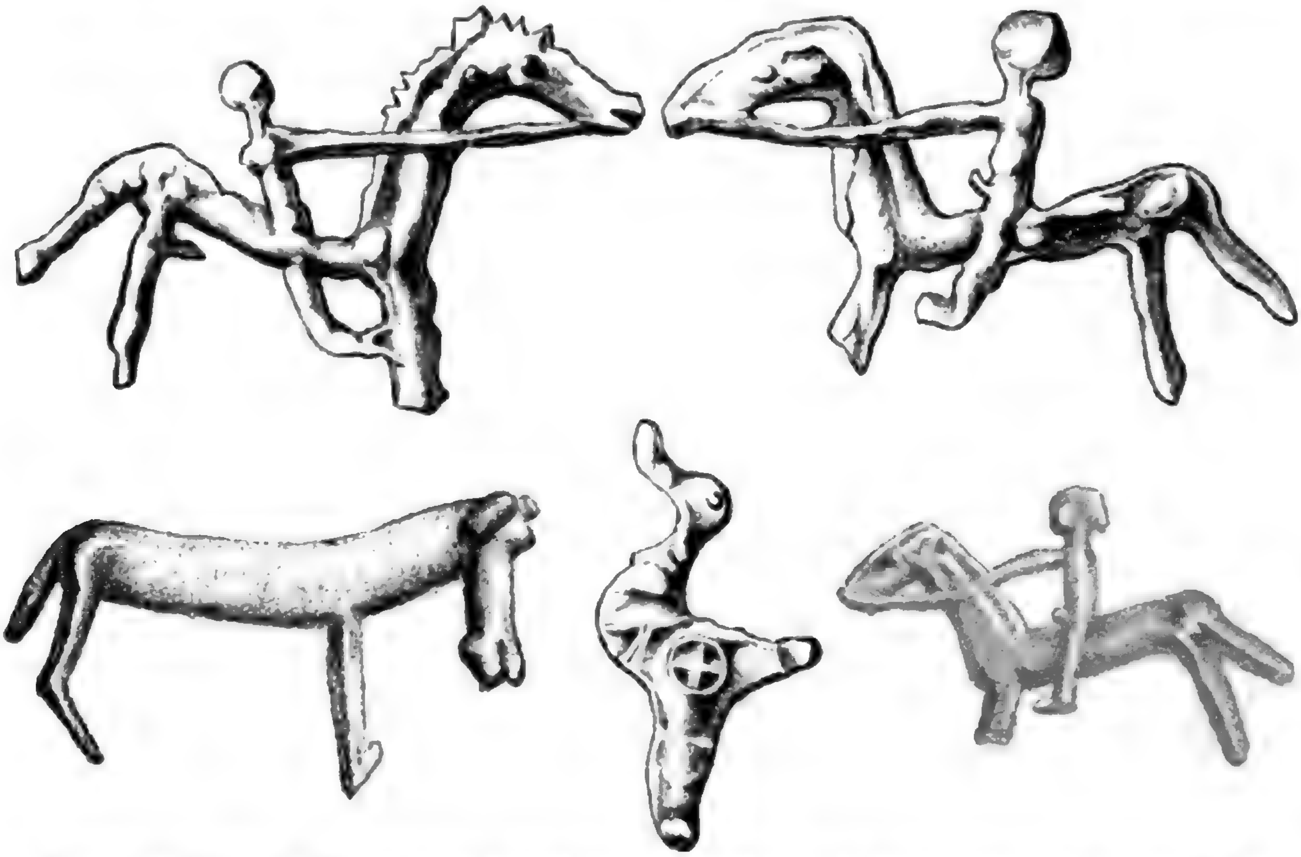


Fig. 248 bis 252. Bleifigürchen aus den Hügelgräbern von Frögg bei Roſegg in Kärnten, n. Gr.
(Text ſiehe S. 593.)

---

*) Ueber die Vertheilung der Funde entnimmt man dieſen und allen ähnlichen Darſtellungen zunächſt Eines, daß ſich nämlich die bekannten Fundſtellen am dichteſten um die Punkte ſchaaren, wo fleißige Alterthumsforſcher ſeßhaft ſind. Daraus folgt, daß ſolche Fundkarten mit Vorſicht gebraucht werden müſſen und nur vorübergehend von Werth ſein können.

Die ältere Phaſe der Hallſtattperiode erſcheint jetzt unter dem Gewande von Urnenfeldern, die ſich aus Flachgräbern mit Leichenbrand in großer Zahl (bis zu 130 und 170 Gräbern) zuſammenſetzen, und wofür wir die Fundſtätten von Mariaraſt bei Marburg an der Drau und von Hadersdorf am Kamp und Stillfried an der March, die beiden letzteren in Niederöſterreich nördlich der Donau, als typiſche Beiſpiele anführen. Für dieſe Stufe ſind die alterthümlichen Formen der Thongefäße und der (ſeltenen) Metallſachen charakteriſtiſch. Man muß es namentlich bemerkenswerth finden, daß an den drei genannten Orten ungariſche Bronzezeitfibelformen auftreten. In Mariaraſt ſind dieſelben noch mit der ebenfalls archaiſchen Brillen- und der halbkreisförmigen Bogenfibel vergeſellſchaftet, was weiter nach Norden hin aufhört.

Die jüngere Hallſtattſtufe bietet uns dagegen ſowohl Flachgräber als Tumuli, beide ſowohl mit Feuerbeſtattung als mit Beerdigung, und die einen wie die anderen zuweilen von hervorragendem Reichthum an Beigaben aller Art. Tumuli mit vorwiegend keramiſcher Ausſtattung und relativer Metallarmuth ergeben die Localforſchungen auf der Wies in Mittel-Steiermark, bei Oedenburg und Marz in Weſt-Ungarn, dann bei Gemeinlebarn, Zegersdorf, Pillichsdorf, Bullendorf, Bernhardsthal, Rabensburg u. ſ. w. in Niederöſterreich. Alle dieſe Fundorte bilden eine eng zuſammengehörige öſtliche Gruppe, welche den äußerlich und innerlich ziemlich anders beſchaffenen Gräbern von Hallſtatt als ſicher gleichzeitig gegenübergeſtellt werden muß. Die Verhältniſſe Südweſt-Deutſchlands und Frankreichs werden wir am beſten im Anſchluß an dieſe Gruppen kennen lernen.

Das Urnenfeld von Mariaraſt enthielt in circa 170 Brandgräbern nur 120 Gegenſtände von Bronze, vier von Eiſen und gar keine Waffen. Die Metallobjecte beſtanden, abgeſehen von drei kleinen Bronzemeſſern, welche denjenigen aus Pfahlbauten und aus den älteſten Nekropolen Ober-Italiens ähnlich ſind, bloß in Schmuckſachen, deren Formen ebenfalls ſchon in der Bronzezeit vorkommen. Dasſelbe gilt von einigen Thongefäßtypen, namentlich von einem häufig vorhandenen, niedrigen Henkelkruge, deſſen Form und eingeſtochene, mit weißer Maſſe ausgefüllte Verzierungen mit Pfahlbaufunden aus dem Laibacher Moore auffallend übereinſtimmen. Dieſelbe Nekropole ergab ein paar römiſche Fundſachen, welche jedoch mit den älteren Gräbern nichts zu thun haben.*)

---

*) Mit Recht lehnt es Undſet ab, dieſen vereinzelten, wenigen, um volle 8 bis 9 Jahrhunderte jüngeren Stücken gleiche Bedeutung beizumeſſen, wie der Erforſcher des Mariaraſter Gräberfeldes, Graf Gundaker Wurmbrand, welcher, lediglich auf dieſes Vorkommen geſtützt, die genannte Nekropole bis in die römiſche Culturepoche herabrücken will. Graf Wurmbrand vertritt noch heute gerade die entgegengeſetzte Anſicht von derjenigen, die wir oben ausſprachen, und hält die flachen Urnenfelder als eine zuſammengehörige Denkmälergruppe für jünger, als die Hügelnekropolen mit ihren zum Theil reichlichen Metallfunden. Dem gegenüber ſind gutgetrennte Zwillingsnekropolen (wenn der Ausdruck geſtattet iſt), wie diejenigen von St. Michael, paradigmatiſch höchſt werthvoll. Das Vorkommen einzelner viel jüngerer Fundſtücke in ſcheinbar ungeſtörten älteren Schichten iſt eine Fehlerquelle, deren Ausflüſſe man gut kennen muß, um ihr mit der nöthigen Vorſicht zu begegnen. In den Hügelgräbern von Glaſinac hat ſich, wie bereits erwähnt wurde, eine ſpätrömiſche Armbruſtfibel mit Zwiebelknöpfen und eine Kaiſermünze aus dem Ende des 3. Jahrhunderts (eine ſolche auch in einem der La Tène-Gräber von Idria) gefunden. Die berühmten engliſchen Alterthumsforſcher John Evans und John Lubbock fanden in einem der gewöhnlichen Skeletgräber auf dem Hallſtätter Salzberg, das ſie öffneten, nebſt einem Hohlkelt und einigen Lanzenſpitzen aus Eiſen, mitten unter den Knochen einen öſterreichiſchen Silberſechſer vom Jahre 1826. „Wenn das Stück eine römiſche Münze geweſen wäre,“ ſagt Evans, „hätte es dazu herhalten müſſen, die Zeit des Hallſtätter Gräberfeldes um mehrere Jahrhunderte herabzudrücken.“ Nachbeſtattungen und alle möglichen anderen Zufälligkeiten können zu ſolchen Ueberraſchungen führen, welche leider nur zu oft als Argumente für die Nichtexiſtenz einer reinen Stein- oder Bronzezeit oder für andere Lieblingsideen einzelner Forſcher angeführt werden.

Wir ſchließen gleich die beiden anderen typiſchen Vertreter dieſer Stufe hier an. Bei der großen Entfernung zwiſchen Mariaraſt und Hadersdorf, welche nahezu 2 Breitengrade beträgt (die beiden Fundorte liegen faſt unter demſelben Meridian), wird Niemand völlige Gleichheit des Gräberinhaltes erwarten. Dennoch iſt die Uebereinſtimmung ſo ſchlagend, als ſie bei der weiteren Verarmung, die uns jener ſtarke Schritt nach Norden enthüllen muß, nur ſein kann. Hadersdorf verhält ſich in dieſer Hinſicht zu Mariaraſt, wie dieſes zu der älteren Nekropole von St. Michael in Krain; alle drei zeigen ein ſucceſſives Schwinden der höheren Culturelemente, welche offenbar während der Anfangsperiode der Hallſtattcultur nur in einem ſehr ſchwachen Strahle nach Norden gedrungen ſind.

Das Urnenfeld von Hadersdorf am Kamp in Niederöſterreich enthielt weit über 130 Brandgräber mit ungefähr 600 Thongefäßen, circa 20 Bronzen und einem Eiſenmeſſer. Waffen fehlen vollſtändig. Die Bronzen beſtehen aus einigen Fibeln vom einfachſten ungariſchen Typus, Nadeln, Arm- und Ohrringen, dann zwei ſchönen geſchweiften Meſſern. Auch ein Hirſchhornhammer wurde hier gefunden. Eines der Thongefäße hatte die Geſtalt eines langhalſigen, kurzbeinigen und dickbäuchigen Thieres; die übrigen ſind bauchige, am größten Umfang vertical oder noch häufiger ſchräg gerippte, zuweilen flaſchenförmige, d. h. kugelige, engmündige Töpfe mit koniſchen Hälſen, meiſt henkellos, ſelten mit kleinen Henkeln oder Anſätzen, dann tiefe gehenkelte oder flache henkelloſe Schalen, letztere mit eingebogenen, oft ſchräg gerippten Rändern, die wir als eine frühhallſtättiſche Form in dem älteren Gräberfelde von St. Michael kennen gelernt haben. Der ſchlankere Villanova-Urnentypus kommt vereinzelt, doch ohne Verzierungen vor. Die Gefäße aus den Aſchengruben in der Nähe der Nekropole haben ganz andere Formen: es ſind ſchwach ausgebauchte, unklar profilirte Henkeltöpfe von der Form ländlicher moderner Kochgeſchirre, mächtige flache Schalen, ſchwarz oder weiß und roth bemalt, dann Löffel, Beinſachen ꝛc., wie ſie in den neolithiſchen Wohnſtätten Niederöſterreichs unter dem Manhartsberge ſo überaus häufig vorkommen (ſiehe oben S. 267 f.).

In Fig. 253, S. 597, ſind einige der charakteriſtiſcheſten Fundſtücke aus dem Urnenfelde von Hadersdorf in einer kleinen Gruppe vereinigt.

Zum Verwechſeln ähnlich ſind die Funde aus dem Urnenfelde von Stillfried an der March. Auch die Lage dieſes Fundortes an einem nördlichen Zufluß der Donau entſpricht genau derjenigen von Hadersdorf. Die beiden Punkte ſind in gerader weſtöſtlicher Richtung über 80 Kilometer voneinander entfernt, und wenn irgendwo in dem weiten Umkreis prähiſtoriſcher Denkmäler von völliger Gleichheit oder Congruenz der Cultur an zwei getrennten Orten geſprochen werden darf, ſo iſt dies hier der Fall. Die Urnen, die Schalen, die geſchweiften Bronzemeſſer mit kurzem Griffdorn, die „ungariſchen" Fibeln mit langer einſeitiger Spirale, die mit der Nadel und dem Bügel zuſammen eine ſeltſame Dreiecksfigur bildet, alles wiederholt ſich hier wie mit beabſichtigter Treue; ſogar das oben erwähnte Eiſenmeſſer, deſſen Zugehörigkeit Much nicht hätte bezweifeln ſollen, kehrt hier in zwei Exemplaren wieder. Außerdem giebt es aber hier noch einen bronzenen Pferdezaum und ein getriebenes Bronzegefäß.

Wir legen auf die ſchlagende Uebereinſtimmung dieſer beiden Fundorte und auf ihre Abweichungen von dem, wie wir glauben, gleichzeitigen Urnenfelde von Mariaraſt deshalb beſonderes Gewicht, weil ſie uns zu zeigen ſcheinen, was es in dieſem Zeitraum bedeutet, wenn gleichartige Grabſtätten unter demſelben Meridiane, und was es bedeutet, wenn ſie unter demſelben Parallelkreiſe liegen. Wir ſind weit entfernt zu glauben, daß ſich das gleiche Verhältniß der größeren oder geringeren

Aehnlichkeit unabhängig von der verticalen Gliederung der Landſchaften und anderen geographiſchen Bedingungen überall in Europa herausſtellen wird, wenn man die Sache weiter verfolgt. Aber im Allgemeinen wird das Verhältniß für gewiſſe Theile des Continents zweifellos kein anderes ſein, und die Gründe dafür liegen ſicherlich in der Verbreitung der neuen Cultur von Süden her und in dem Einfluß, welchen die alten, „entwickelungsreichen" Bronzeprovinzen auch nach dem Eindringen neuer Elemente auf ihre Nachbargebiete geübt haben.

Das Gebiet der Urnenfelder, welchen ſich die genannten Nekropolen, ihrem allgemeinen Charakter nach, anſchließen, iſt namentlich in Norddeutſchland ſehr ausgedehnt, aber die Frage nach der chronologiſchen Stellung dieſer Nekropolen noch ſehr wenig aufgeklärt.*) Eine ältere Aufzählung und Beſchreibung derſelben findet man

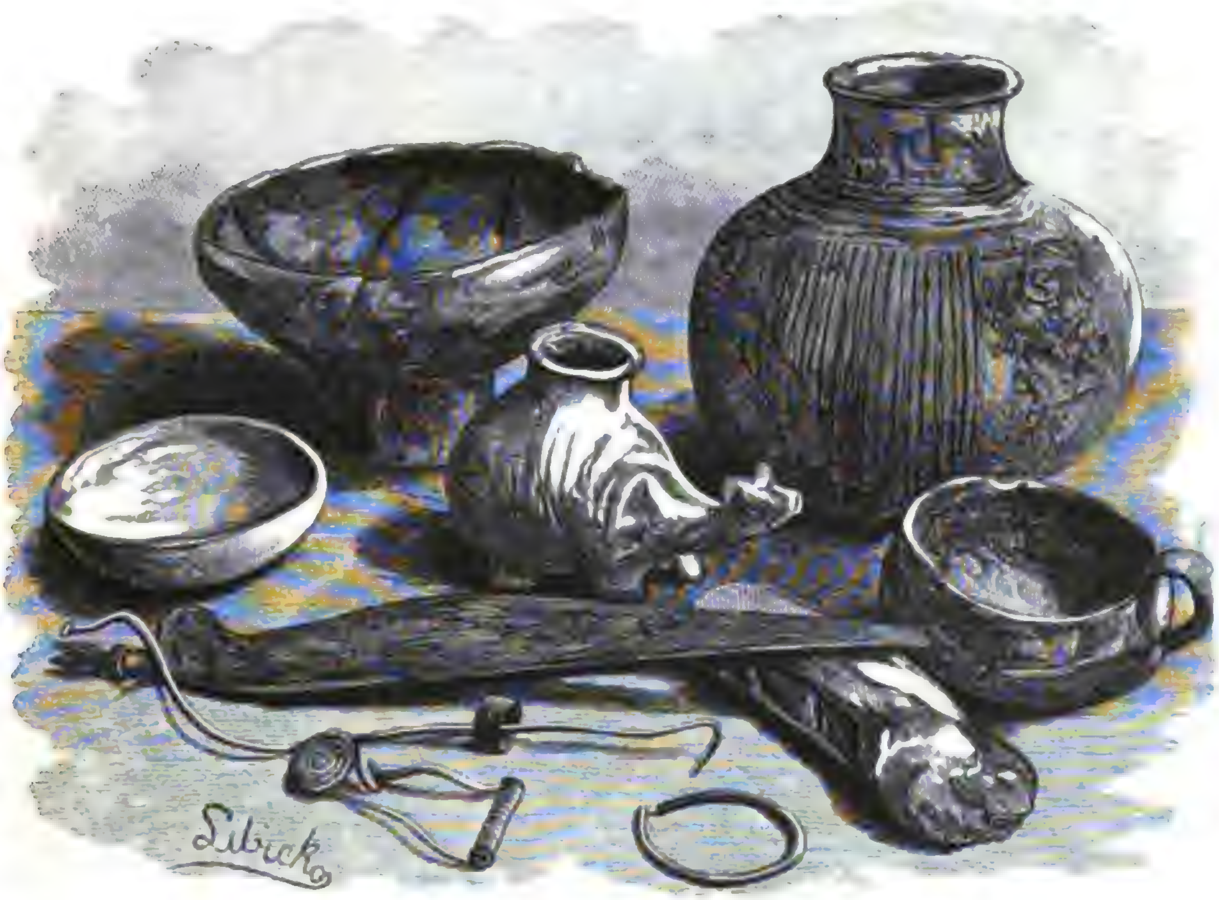


Fig. 253. Aus dem Urnenfelde von Hadersdorf am Kamp in Niederöſterreich, $^1/_3$ n. Gr. (Text ſiehe S. 596.)

---

*) Auch bei dieſer weit verbreiteten Erſcheinung gewahren wir dasſelbe Schwanken von rein geologiſcher (oder kosmiſcher) zu rein hiſtoriſcher Erklärung, welches die Kindheitsphaſen der Prähiſtorie charakteriſirt. Sollte man es für möglich halten, daß auch die ſo häufigen Thongefäße dieſer Brandnekropolen für ſpontane Bodengebilde angeſehen wurden, in welchen die Natur ſich gefallen habe, Werke der Menſchenhand täuſchend nachzuahmen! Späterhin nannte man die Urnenfelder Norddeutſchlands hiſtoriſirend „Wendenkirchhöfe", bis gezeigt wurde, daß die älteſten ſlaviſchen Thongefäße ganz andere Formen und Verzierungen beſaßen (es waren meiſt ſchlanke henkelloſe Töpfe mit überfallendem Rand und Wellenornament) und namentlich faſt ausnahmslos bereits auf der Drehſcheibe, die während der La Tène-Periode in Mittel-Europa Eingang fand, gefertigt waren.

in Undſet's Buche vom erſten Auftreten des Eiſens in Nord-Europa. Er geht ebenfalls von Ober-Italien aus, verfolgt ſie dann in dem breiten Gürtel vom Adriatiſchen Meere über Steiermark, Niederöſterreich und Mähren bis nach Schleſien, findet ſie zahlreich in Ungarn, vereinzelt in Siebenbürgen und Tirol; in Bayern ſcheinen ſie zu fehlen. Wir haben es hier keineswegs mit allen von Undſet aufgeführten Beiſpielen und den Exemplaren gleicher Gattung, die ſeitdem dazu gekommen ſind, zu thun. Viele derſelben gehören, wie man jetzt ſicher weiß, der reinen Bronzezeit an, ſo die Flachgräber von Gemeinlebarn, von Trſchitz (ſiehe oben S. 420 bis 422) u. ſ. w.; andere, wozu die große, aber äußerſt metallarme Fundſtätte von Libochowan in Böhmen gehört, werden bis in die La Tène-Periode hineinreichen. Unſerer Hadersdorfer Stufe dürften die Urnengräber von Roſſitz bei Pardubitz in Böhmen beizuzählen ſein. Daß die Cultur der erſten Eiſenzeit über Böhmen und Mähren nach Schleſien, d. h. vom Donaugebiet in dasjenige der Oder vorgerückt ſei, iſt eine allgemein giltige Annahme. Von hier an findet Undſet die Region der Urnenfelder über die norddeutſche Tiefebene fächerförmig bis ans Meer ausgebreitet. Dieſe Ausſtrahlung, welche er gegen den Schluß der mitteleuropäiſchen Bronzezeit vor ſich gehen läßt, ſcheint ihm theilweiſe dem Lauf der großen Flüſſe zu folgen, und die dem Ausgangspunkt zunächſt liegenden Urnenfelder hält er für die älteſten. Zu einer eigentlichen Eiſenzeit wurde indeſſen durch den Einfluß der Hallſtattcultur nur im öſtlichen Norddeutſchland der Grund gelegt, während es im Uebrigen der La Tène-Cultur vorbehalten blieb, durch ihre Einwirkungen eine vorrömiſche Eiſenzeit in Norddeutſchland zu begründen.

Fig. 254, S. 600, zeigt uns eine Reihe charakteriſtiſcher Funde aus Urnenfeldern vom ſogenannten „Lauſitzer Typus“, durch deren Unterſuchung und Zeitbeſtimmung ſich namentlich Virchow ein hervorragendes Verdienſt erworben hat. Sie gleichen im Allgemeinen den ſchleſiſchen und märkiſchen Urnenfeldern, ſind aber ausgezeichnet durch eine, in ganz Nord-Europa nicht wiederkehrende, reiche Entwickelung der keramiſchen Induſtrie. Eigenthümlich ſind ihnen beſonders die Urnen mit ſchildchenförmigen Buckeln (wie die letzte rechts in unſerer Reihe). Als Beigaben findet man zahlreiche Taſſen, Schälchen, Kinderklappern, kleine Hörner, Zwillings- und Drillingsnäpfchen, durchbrochene (Räucher-) Gefäße, aber durchgehends wenig Metall; ſelten ſind Meſſer, Kelte, Sicheln, Pfeilſpitzen aus Bronze, häufiger Schmucknadeln; Steinſachen fehlen nicht ganz, aber auch Eiſen iſt hin und wieder in Geſtalt kleiner Ringe oder Nadeln beobachtet worden. Dennoch wird man Undſet Recht geben, wenn er die Zeit, welcher ſie angehören, noch als eine Bronzeperiode bezeichnet.

Jener Theil des poſen'ſchen Gebietes, wo man die intereſſanteſten Parallelen zu den Funden von Mariaraſt, Hadersdorf und Stillfried antrifft, liegt genau im Norden der beiden letztgenannten donauländiſchen Fundorte. In der Nekropole von Zaborowo (Unterwalden) am Primenter See iſt die eigentliche Aſchenurne regelmäßig von einer größeren Zahl von Beigefäßen (oft 15 bis 20, ja bis zu 50 Stücken) umgeben. Dieſelben ſind meiſt ſehr zierlich geformt, häufig graphitirt oder gelb, roth, braun bemalt und zuweilen mit eingeritzten Ornamenten (Triquetrum, Sonnenbild), einmal mit einer Thierfigur, verziert. Auch thönerne Vogelfiguren kommen vor. Auf der Brandaſche fanden ſich kleine Metallbeigaben: aus Bronze: Nadeln, Ringe, Pincetten, Meſſer, Kelte, eine Fibel vom ungariſchen Typus und ein Pferdegebiß — wohl ein Beweis, daß das Pferd damals ſchon zum Reiten benutzt wurde; ferner aus Eiſen: Flachbeile mit Aermchen zum Anſchnüren an den Schaft, ein Dolch, ein Hohlkelt, mehrere Meſſer, Ringe, Pferdegebiſſe (wie in

Süd-Oeſterreich und Italien), endlich kleine blaue Glasperlen und Stücke von Bernſtein.*)

Der gleichen Zeit gehört die etwas reichere Fundſtätte von Kazmierz an, welche im Kreiſe Samter, ebenfalls noch ſüdlich der Warthe, eines rechtsſeitigen Nebenfluſſes der Oder, liegt. Die Thongefäße ſind denen von Zaborowo ſehr ähnlich; wir finden wieder ſolche mit Graphitanſtrich und Bemalung, mit Triquetrum und „Sonnenbild“ (dem von Punkten oder Strahlen umgebenen Kreis), auch ein Gefäß von der Form eines kleinen Stieres kommt vor. Hier zeigen ſich unter den kleineren Beigaben Stein-, Bronze- und Eiſenzeitſachen beiſammen, wie es für dieſen nordöſtlichen Fundort recht begreiflich erſcheint. Wir haben da: durchbohrte Steinäxte, mehrere ungariſche Bronzezeitfibeln wie in Zaborowo, Hadersdorf, Stillfried und Mariaraſt, Bronzemeſſer, dann echt hallſtättiſche Bronzeſchwerter mit breiter Griffzunge und geflügeltem Ortband, zu welchen die eiſernen Flachbeile mit kurzen Aermchen vortrefflich paſſen, ferner Pincetten, Nadeln, Gürtelhaken, Ringe, Gefäßfragmente, Beile aus Bronze. Dann aus Eiſen, deſſen Vorkommen dem der Bronze die Wage hält, noch Lanzenſpitzen, Hohlkelte, Hals- und Armringe. Ein Eiſenbeil war mit Goldfolie belegt und wurde mit einem Bronzeſchwert und einem Pferdeſchädel zuſammen in demſelben Grabe gefunden. Endlich fanden ſich Perlen und Ringe von Bernſtein und Glas, aus letzterem meiſt einfarbig blaue oder mit eingeſchmolzenen gelben Punkten oder Kreiſen verzierte Perlen.

Weitere Beiſpiele dieſer directen nördlichen Ausſtrahlung der Hallſtattcultur findet man in Undſet's genanntem trefflichen Buche.**) Wir entlehnen demſelben noch die folgenden Concluſionen, zu welchen der Autor auf dem Wege der umfaſſendſten Vergleichungen des mittel- und nordeuropäiſchen Fundmateriales gelangt iſt. Auf der Linie, welche nördlich der Donau zunächſt parallel der March von Mähren über Schleſien und Poſen bis an die Weichſelmündung führt, haben prächtige Bronzen, Fabrikate einer ſüdlichen Eiſencultur, nach Norden Eingang gefunden. „Mit den fremden Eiſenſachen eignete man ſich die Kunſt an, das neue Metall dem an dieſem Mineral reichen Erdboden abzugewinnen, und in Folge deſſen finden wir manche locale Bronzealterform in Eiſen ausgeführt.“ Einer der bekannteſten Belege für dieſe Auffaſſung liegt in den reichen hallſtättiſchen Funden der Byčiſkalahöhle bei Adamsthal in Mähren, denen wir unten eine kurze Aufzählung widmen. „Im Weſten bildet die Rhein-Weſer-Linie einen zweiten natürlichen Verkehrsweg zwiſchen dem mittleren und dem nördlichen Europa, und die Funde im Weſergebiet zeugen von frühzeitigen Einflüſſen der ſüdlicheren Eiſencultur auch in dieſer Gegend. Trotzdem ſcheint der Verkehr, welcher z. B. die an der Weſer gefundenen gerippten cylindriſchen Bronzeciſten hinauf brachte, nicht bewirkt zu haben, daß, wie es im Oſten geſchah, das Eiſen nunmehr allgemein in Aufnahme kam. Aus dem großen Ländergebiet zwiſchen Oder und Weſer kennen wir gleichfalls zahlreiche Funde an Bronzen und anderen Induſtrie-Erzeugniſſen, die unzweifelhaft aus der Hallſtattgruppe und den altitaliſchen Eiſenalterculturen herſtammen; doch ſind die fremden Sachen hier ſeltener von Eiſengeräth begleitet. Hier ſcheint die Zeit, in welche die Berührung mit der Hallſtattcultur fällt, doch im Großen und Ganzen als eine Bronzezeit aufgefaßt werden zu müſſen. Der **Norden** empfing

---

*) Unfern dieſer Grabſtätten iſt im Moore bei Priment eine gerippte cylindriſche Bronzeciſte gefunden worden. Dieſelbe enthielt: einen doppelt-gedrehten, offenen Halsring, (Torquis, „Wendelring“), zwei Spiralarmbänder, vier ſchwere Bronzeringe, zwei Nadeln mit Spiraldisken als Köpfen und ein eiſernes Beil. Die gerippten Ciſten hält man insgemein für italiſche Exportartikel, welche auf den Bernſteinhandelswegen nach dem Norden gelangt ſeien, wo ſie eine ſehr ausgedehnte Verbreitung beſitzen. Der öſtlichſte Fundort dieſes Typus im Norden iſt Kaliſch an der preußiſch-ruſſiſchen Grenze. Genau ebenſoweit öſtlich liegt in Ungarn der oben (S. 407 f.) erwähnte Fundort Kurd am Kaposfluſſe, wo vierzehn ſolche Ciſten in einem rieſigen koniſchen Eimer offenbar als Handelsdepot in der Erde geborgen waren. Man unterſcheidet die ältere Form mit weit auseinander ſtehenden, und die jüngere mit eng aneinander gereihten Rippen. Die letztere fand ſich in den Grabhügeln bei Ludwigsburg (Württemberg) und Eygenbilſen (Belgien) mit etruskiſchen Schnabelkannen, welche dem Ende der Hallſtatt- und dem Beginne der La Tène-Zeit (um 400 vor Chriſto) angehören.

**) Seit dem Erſcheinen desſelben hat die einſchlägige Literatur manche ſchätzbare Bereicherung erfahren, die wir nicht mit Stillſchweigen übergehen können. Für das unmittelbar nördlich an Poſen grenzende Weſtpreußen ſind die Belege muſterhaft dargeſtellt von Liſſauer, welcher nachweiſt, daß über 40 Procent der Geſammtfunde dieſes Gebietes der Hallſtattperiode angehören, wogegen die reine Bronzezeit und die La Tène-Periode nur mit circa 2 Procent an denſelben participiren. Wie in Poſen und weiter ſüdlich, treffen wir auch hier Bronzen von ungariſchem Typus (ein Schwert, mehrere Fibeln und Beile), gerippte Bronzeciſten und buntbemalte Thongefäße, welche einen ſüdlichen Einfluß auf die einheimiſche Keramik verrathen. Auch Anläufe zu figuralen Darſtellungen finden ſich auf einigen Töpfen: ein Reiter, ein von Pferden gezogener Wagen u. dgl. An eine, ſüdlich über Poſen und Schleſien nach Ungarn und vielleicht noch weiter führende Verbreitungslinie dürfen wir auch die pommerelliſchen Geſichtsurnen anknüpfen. Dieſe haben gewöhnlich eingeſalzte Mützendeckel und zuweilen mannigfache (auch bronzene) Zierathen an Hals und Ohren. Vielleicht iſt die Entſtehung dieſes Typus einem von der Balkanhalbinſel her wirkenden Einfluſſe zuzuſchreiben. In dieſe direct ſüdliche Richtung weiſen auch die jüngeren Münzfunde, durch welche z. B. Orchomenos, Athen und Thaſos in Poſen, Phlius in Weſtpreußen, Rhodos in Oſtpreußen vertreten ſind. In der weſtlich an Poſen grenzenden Mark Brandenburg, deren vorgeſchichtliche Alterthümer Voß und Stimming herausgegeben haben, iſt dagegen die Hallſtattcultur ſo gut wie unvertreten. Es finden ſich nur drei Urnenfelder, in denen Eiſenſpuren vorkommen, die aber ſonſt noch ganz den Charakter der reinen Bronzezeit an ſich tragen.

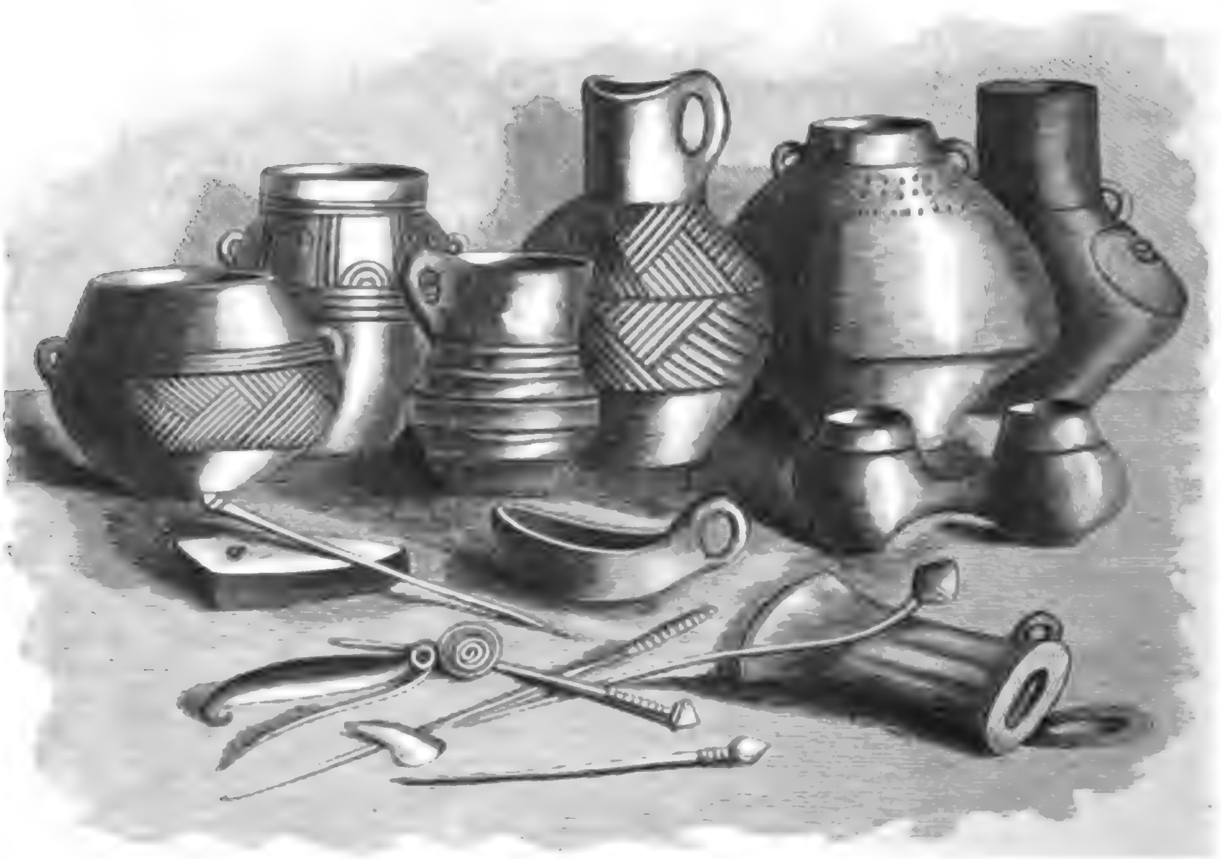


Fig. 254. Urnengräberfunde aus der Lauſitz.
(Text ſiehe S. 598.)

ſeine Bronze wahrſcheinlich aus Ländern oder über Länder, wo bereits eine entwickelte Eiſencultur herrſchte; aber er hielt ſeinerſeits bis auf Weiteres" — deutlicher geſprochen: bis auf die La Tène-Cultur — „feſt an der reinen Bronzezeit. Wir finden in dieſer Bronzeculturgruppe zahlreiche Spuren von einer ſtattgehabten Beeinfluſſung durch die Hallſtattcultur." Als ſolche betrachtet Undſet z. B. eine beſondere Art gegoſſener Hohlringe, die ſich aus Hallſtattringen von getriebenem Bronzeblech entwickelt zu haben ſcheinen („denn wie überall in der nordiſchen Bronzewelt, iſt der Guß die vorherrſchende Arbeitsmethode"), dann gewiſſe ſtiliſirte Vogelfiguren, die in den Hallſtatt- und noch ſüdlicheren Eiſenaltergruppen zu Hauſe ſind, und die hier an nordiſchen Bronzearbeiten wiederkehren.

„Auf dem ganzen Gebiet zwiſchen Oder und Elbe," ſagt Undſet, „ſcheinen die Hallſtattſachen von Südoſten heraufgekommen zu ſein; auch von den in Mecklenburg und Holſtein gefundenen Hallſtätter oder ſüdeuropäiſchen Bronzegefäßen glaube ich, daß ſie längs dem rechten Elbeufer heraufgekommen ſind. Die Hallſtattcultur hat unzweifelhaft ihren Schwerpunkt im Oſten gehabt und iſt dort jedenfalls älter als weiter im Weſten. Die im Odergebiet zu Tage tretenden Funde mit Eiſen" (Zaborowo, Kazmierz u. ſ. w.) „ſind deshalb wahrſcheinlich älter, als die gleichartigen Funde weſtlich der Weſer. Aller Wahrſcheinlichkeit nach waren es Handelsverbindungen, welche dieſe ſüdlichen Erzeugniſſe über den Norden verbreiteten; und daß der Bernſteinhandel da eine Hauptrolle geſpielt, iſt wohl außer Zweifel. Schon ſehr früh ging der Handel von Mittel-Europa durch Mähren und Böhmen den Pfaden, die an die Elbemündung und die Nordſeeküſte führten, lediglich um dieſes koſtbaren Productes wegen nach; ſo weit wir jetzt urtheilen können, ſcheint die Bernſteinküſte an der Oſtſee in älteſter Zeit der Nordſeeküſte an Bedeutung nachgeſtanden zu haben. Doch ſcheint es außer Zweifel, daß auch die Bernſteinküſte der Oſtſee ſchon lange vor der römiſchen Periode bekannt geweſen und aufgeſucht worden iſt. Sie wird es geweſen ſein, welche die Handelsverbindungen längs dem linken Weichſelufer bis an die See veranlaßt hat, wovon das frühe Auftreten des Eiſens und andere Verhältniſſe Zeugniß geben."

Von dieſer nördlichen Abſchweifung, zu welcher uns die Betrachtung der frühhallſtättiſchen Urnenfelder auf ſteieriſchem und niederöſterreichiſchem Boden geführt hat, kehren wir nunmehr in unſer ſüddonauländiſches Gebiet zurück. Jener Excurs war nothwendig, um zu zeigen, wie uns für Hallſtatt ſelbſt, das man früher als ein eigenes Culturcentrum aufzufaſſen nicht abgeneigt war, ſchließlich kein anderer Geſichtspunkt bleibt als der einer — durch ihre geographiſche Lage und andere Naturvergünſtigung — beſonders bevorzugten Station auf dem Wege, den die Cultur der erſten Eiſenzeit von Süd nach Nord eingeſchlagen, und auf welchem ſie überall, wo ihr überhaupt zur Herrſchaft zu gelangen vergönnt war, Aelteres, Einheimiſches aufnahm und neben dem Jüngeren, Mitgebrachten überlieferte. So entſtanden Miſchculturen, von welchen faſt jeder einzelne Fundort ein anders gefärbtes Localbild zu erkennen giebt.

Unter den Tumulis aus der Hallſtattperiode begegnen uns fortan ſolche, die man wegen ihres beſonderen Reichthums an Metallſachen, zum Unterſchiede von den anderen, vorwiegend mit Thongefäßen ausgeſtatteten Hügeln, als Fürſtengräber bezeichnet hat. Unter den zahlreichen Hügelgräbern der Wies bei Leibnitz in Mittel-Steiermark war der 9 Meter hohe, ſogenannte Grebinzkogel bei Klein-Glein ein derart ausgezeichnetes Denkmal. Es enthielt über 14 Kilogramm an feingearbeiteten Bronzen. Andere Tumuli in ſeiner Nähe erwieſen ſich kaum viel weniger reich. Von den Funden citiren wir: Bronzepanzer aus je einer Bruſt- und einer Rückenplatte getrieben, treffliche Arbeiten aus ſüdlichen, wahrſcheinlich griechiſchen Werkſtätten, Fundſtücken aus helleniſchem Boden (Olympia), dichteriſchen Beſchreibungen und Darſtellungen in Vaſenbildern ganz naheſtehend, dann Reſte von Helm und Schild, ein eiſernes und ein bronzenes Schwert (letzteres gleich dem von Podſemel Fig. 247, S. 588), Lanzenſpitzen, Beile (eiſerne Hohlkelte und Flachbeile, eiſerne und bronzene Palſtäbe), eiſerne Pferdegebiſſe; dann drei ornamentirte Hände aus Bronzeblech, Votivgaben, welche uns an Eſte und die Gurina erinnern, zahlreiche Reſte getriebener Bronzegefäße (Siebe, Schalen, Becken, Ciſten mit Figurenreihen) und drei ſchildförmige Deckel dazu, letztere an Rand und Knopf mit Klapperblechen behängt und oben, der eine mit punktirten „Sonnenrädern“ und gepaarten Vogelköpfen, der andere mit Vögelchen, Rädern, Kreuzen und ithyphalliſchen, waffenſchwingenden Männchen (ähnlich dem ſchwediſchen Felſenbilde Fig. 165, S. 389) in erhabener Arbeit geſchmückt.

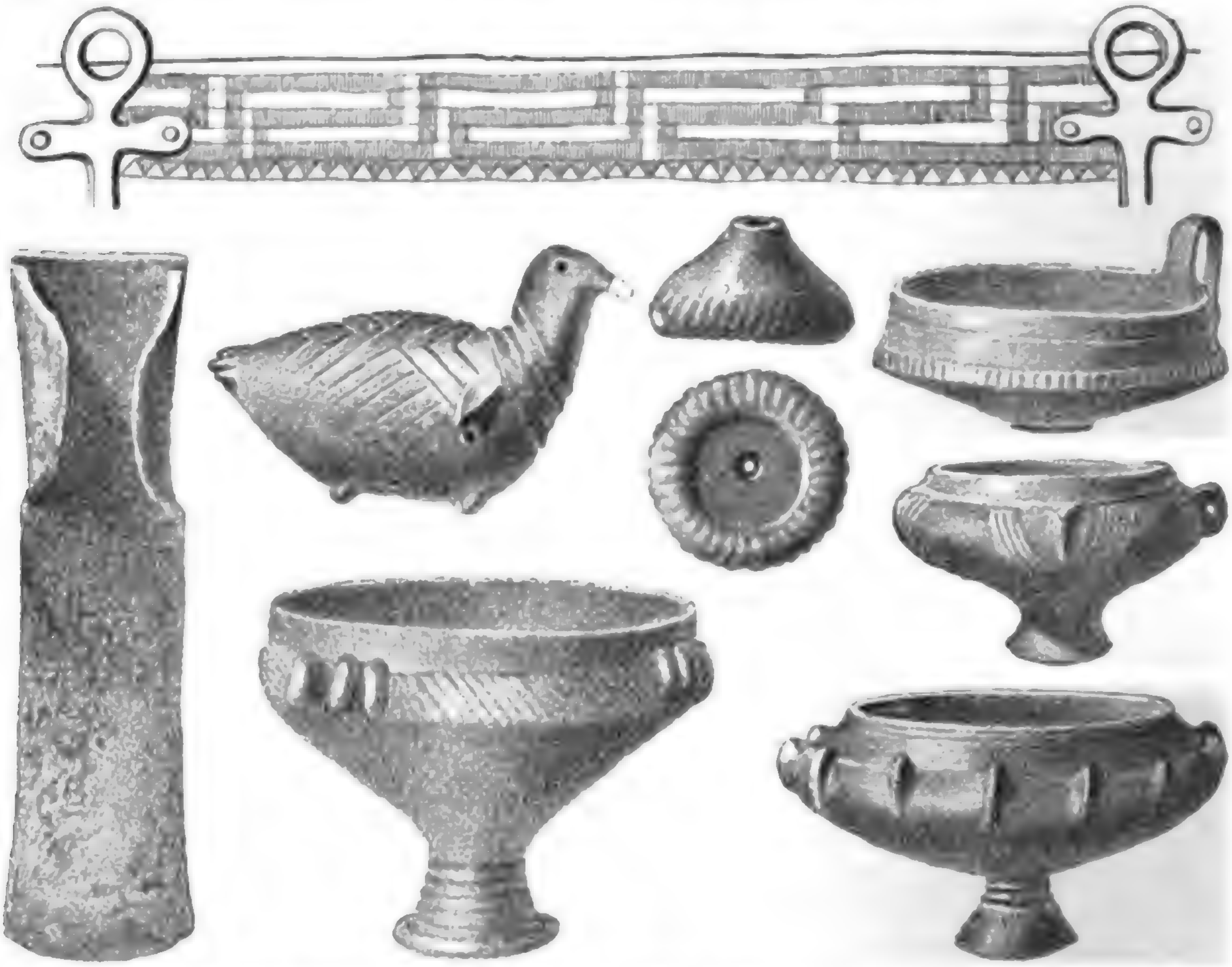


Fig. 255 bis 263. Funde aus den älteren Hügelgräbern von der Wies in Steiermark.
(Text ſiehe S. 603.)

Die Umgebung dieſer „Fürſtenhügel“ iſt mit Tumulis ſo dicht beſetzt, daß man deren auf einer Fläche von circa 5 Quadratkilometer über 600 zählen und vermeſſen konnte. Als Beſtattungsart wurde vorwiegend Leichenbrand conſtatirt: in der Regel enthielt jeder Tumulus nur ein einziges Grab, das häufig mit Steinen umſtellt oder umlagert war. Die Beigaben zeigen meiſt Spuren des Scheiterhaufens, deſſen Reſte ſelbſt auf dem Grunde des Hügels angetroffen werden. Die Schmuckſachen verrathen einen ſehr mittelmäßigen Wohlſtand, lange nicht den prunkſüchtigen Reichthum, der, aus ſchwunghaft betriebenem Handel ſtrömend, die Gräber auf dem Hallſtätter Salzberg zu Fundgruben alterthümlicher Schmuckinduſtrie gemacht hat. Wir finden mehrknöpfige Nadeln, dünne Knoten- und kleine Kahnfibeln. Dazu kommen noch einige Bronzegefäße (Becken, Situlen) und Hunderte von Thongefäßen, worunter über 200 große ſchwarze Urnen mit breitem Bauch, hohem koniſchen Hals und engem Boden. Das Reich dieſer Urnen, die wir als eine transalpine Umgeſtaltung der typiſchen Villanova-Urne anſehen dürfen, iſt hier in Mittel-Steiermark entſchieden angebrochen und erſtreckt ſich in zahlreichen Funden weit nach Norden hinauf. Wir werden einige Proben davon aus Gemeinlebarn vorführen; hier geben wir (Fig. 255 bis 263, S. 602) in einer kleinen Gruppe nebſt anderen Gegenſtänden aus den Grabhügeln der Wies (Randſtück eines Bronzebeckens $^1/_3$, Bronzepalſtab und thönerne Thierfigur $^2/_5$, Knopf oder

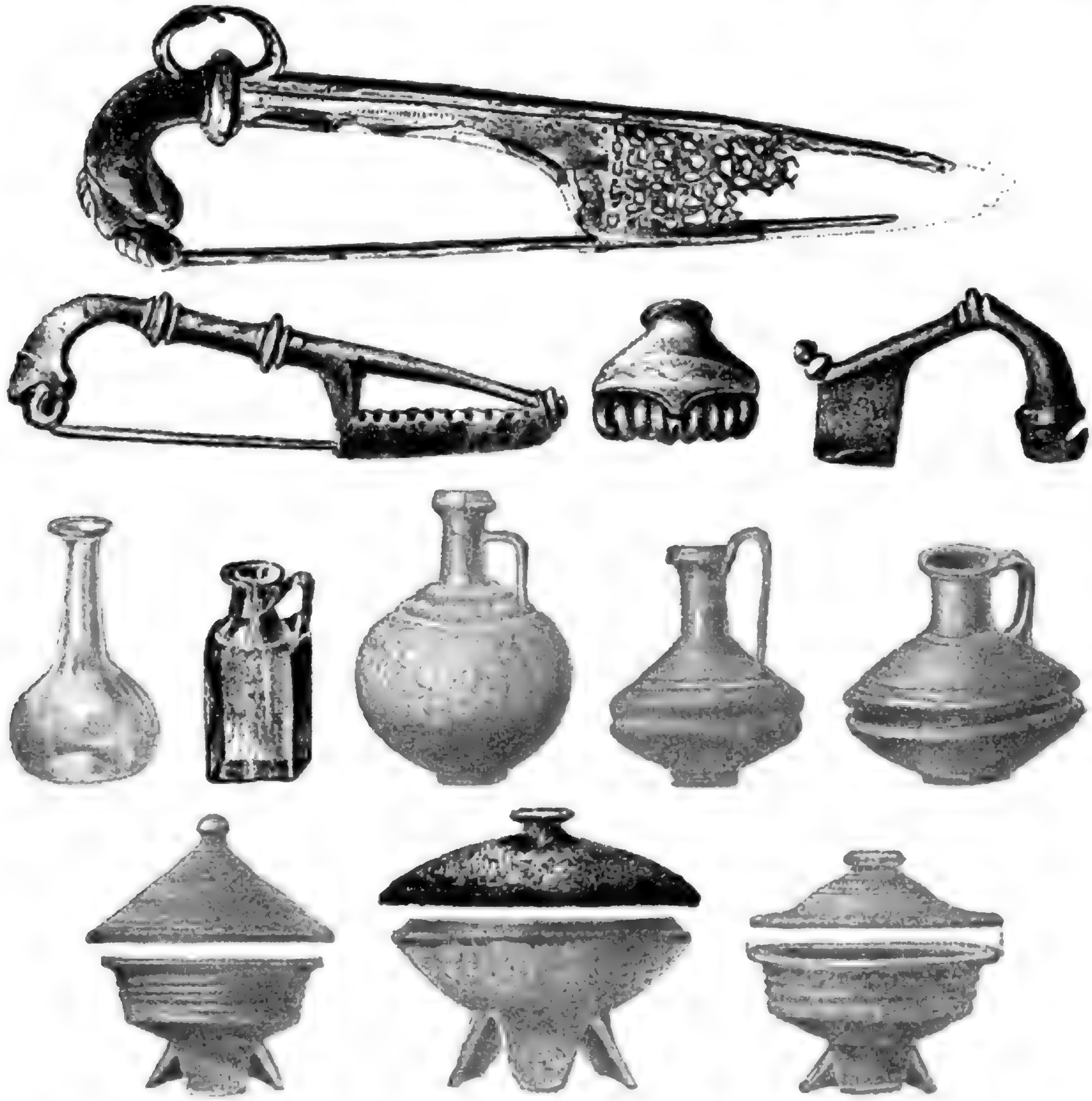


Fig. 264 bis 275. Funde aus den jüngeren (römiſchen) Hügelgräbern von der Wies in Steiermark.

(Text ſiehe S. 604.)

Spinnwirtel $^{2}/_{3}$ n. Gr.) einige ſchalenförmige Beigefäße ($^{1}/_{6}$ n. Gr.). Die naſenförmigen Rippen, welche bei einem derſelben (rechts unten) vertical an der Gefäßperipherie angebracht ſind, kehren als eine locale Beſonderheit dieſer Keramik auch an den großen Urnen häufig wieder und vertreten die Stelle der eierſtabartigen Buckelverzierung an den Gefäßen von Bidem und Podſemel. Andere Gefäßtypen (Schalen mit hohen Thierkopfhenkeln, koniſche Situlen, Töpfe mit eingezogenem Rand) gleichen ganz denjenigen aus krainiſchen Gräberfeldern.

Von einem Zeitunterſchied gegenüber den meiſten der letzteren, wie er bei den oben betrachteten ſüdlichen Urnenfeldern conſtatirt wurde, kann hier nicht die Rede ſein; wohl aber enthüllen uns die Wieſer Tumuli eine etwas alterthümlichere Culturſtufe. Die Fibula tritt nicht nur als ein ſeltenes Trachtſtück vor der einfachen Gewandnadel zurück; es fehlen auch ihre jüngeren Formen (Schlangenfibel, Certoſafibel). Dennoch haben wir gewichtige Gründe, mit dem Herausgeber dieſer Gräberfunde, J. Szombathy, anzunehmen, daß die Hallſtattcultur, wie ſie hier vertreten iſt, nicht nur im 5. und 4. Jahrhundert, ſondern auch noch während der folgenden Zeit in dieſem Theile Noricums geherrſcht hat. Es fehlt nämlich nicht nur die La Tène-Stufe völlig, was an ſich nichts beweiſen würde; wir haben nicht nur neben den hallſtättiſchen ſicher römerzeitliche Tumulusgruppen mit gleicher Beſtattungsweiſe und ähnlichen Beigaben (nach den Münzfunden aus dem 1. bis 2. Jahrhundert nach Chriſto), ſondern es liegt auch eine Reihe von gut beobachteten Uebergangsgräbern vor, in welchen Typen beider Culturperioden zuſammen mit höchſt bemerkenswerthen, aus freier Hand gefertigten Nachahmungen römiſcher Drehſcheibengefäße gefunden wurden. In der Gruppe Fig. 264 bis 275, S. 603, bieten wir dem Leſer zur Vergleichung die Bilder einiger Fundſtücke aus den römerzeitlichen Tumulis der Wies. Es ſind: eine große ($^{1}/_{2}$) und zwei kleinere Fibeln ($^{3}/_{4}$), dann zwei Glas- und ſechs Thongefäße ($^{1}/_{6}$ n. Gr.). Unter den letzteren iſt das Mittelſtück in der unteren Reihe Freihandarbeit. Dieſes Beiſpiel von localer Fortdauer der Hallſtattcultur bis in die römiſche Kaiſerzeit müſſen wir gelten laſſen und zugeben, daß das Sulmthal, wie ſich Szombathy ausdrückt, „gleichſam eine ältere, von der Fluth der keltiſchen Cultur umſpülte, aber nicht überſchichtete Inſel war, über welcher erſt die höher gehenden Wogen der römiſchen Cultur zuſammenſchlugen“.

Ehe wir Steiermark verlaſſen, werfen wir noch einen Blick auf den Helmfund von Negau (bei Radkersburg) und auf den berühmten Plattenwagen von Strettweg bei Judenburg an der oberen Mur. Die 20 Helme des erſteren Fundes ſind ſicher als Handelswaare, ſo wie die Ciſten von Kurd, in das Land jenſeits der Alpen gekommen. Das bezeugt nicht nur die italiſche Form der Helme, ſondern auch die etruskiſchen Inſchriften auf einigen derſelben. Der Plattenwagen von Strettweg mit ſeinen zahlreichen, eine beckentragende größere Mittelfigur*) umgebenden Figürchen, welche zugleich einen Feſtzug und eine Opferhandlung darzuſtellen ſcheinen, iſt ein plaſtiſches Corollar zu den ſo häufigen Flachreliefarbeiten oder Zeichnungen auf Vaſen und Gürtelblechen. Wie dieſe enthüllt er uns die Geheimniſſe einer barbariſchen Kunſt, welche die archaiſche Stufe der ſüdeuropäiſchen Kunſtübung claſſiſcher und halbclaſſiſcher Völker nicht zur ſtrengen

---

*) Dieſe nackte weibliche Geſtalt iſt — wenn überhaupt bei der Herſtellung des Stückes nach vorliegenden Muſtern irgend etwas gedacht wurde — nicht als lebend unter Lebenden zu denken, ſondern bloß als figurale Mittelſtütze der Schale, welche jederſeits noch von zwei gekreuzten Spangen getragen wird. Wenn dieſer Unterſchied überhaupt begriffen wurde, war es dem Arbeiter des Plattenwagens doch nicht möglich, denſelben anders auszudrücken, als daß er dieſe Figur viel größer als die übrigen und dergeſtalt in ihren Dimenſionen dem wirklichen Gebrauchsgegenſtande ähnlich machte.

Schönheit und dann zu anmuthiger Freiheit entwickelt, ſondern alsbald nach Kräften verzerrt und verroht hat, wofür die Zeugniſſe in transalpinen Ländern keineswegs ganz ſelten ſind. Gefunden wurde das Stück in einem anſcheinend flachen Brandgrabe mit Bronze- und Thongefäßen, Reſten eines theilweiſe vergoldeten Bronzehelmes und eines Gürtelbeſchläges, dann mit eiſernen Lanzenſpitzen, einem Bronzebeil, einem eiſernen Pferdegebiß, einem Radbeſchläge, Ringgewinden aus Gold und Bronze und von anderen Dingen. (Siehe das Vollbild: „Figurale Denkmäler aus der Hallſtattperiode“.)

Wir haben die eigentlichen Donau-Uferlandſchaften ſchon kurz vorher in einem raſchen Streifzug nach Norden betreten und dabei einige früh-hallſtättiſche Urnenfelder kennen gelernt. Jetzt erfordern die jüngeren Erſcheinungen der Tumuli, welche in einem weiten Kreiſe um die Donauhauptſtadt Wien herumliegen und im Volksmunde „Leeberge“ oder „Lebern“ genannt werden, unſere Aufmerkſamkeit. Sie ſtehen iſolirt oder in Gruppen und ſind in erſterem Falle oft 3 bis 10 Meter hoch bei einem Umfang, der zuweilen über 250 Schritte beträgt. Im Innern finden ſich hin und wieder Gerüſte oder Kammern aus Holzbohlen mit der Aſche verbrannter Leichen, Thongefäßen und anderen Beigaben.*)

Einige der wichtigſten Tumulusfundorte Niederöſterreichs wurden ſchon oben genannt; wir beſchränken uns hier auf einen einzigen, deſſen reichliche Hinterlaſſenſchaft wir in einer Reihe von Bildern dem Leſer vorführen wollen. Es iſt dies Gemeinlebarn bei Traismauer (dem römiſchen Trigiſamum) im Tullner Felde weſtlich

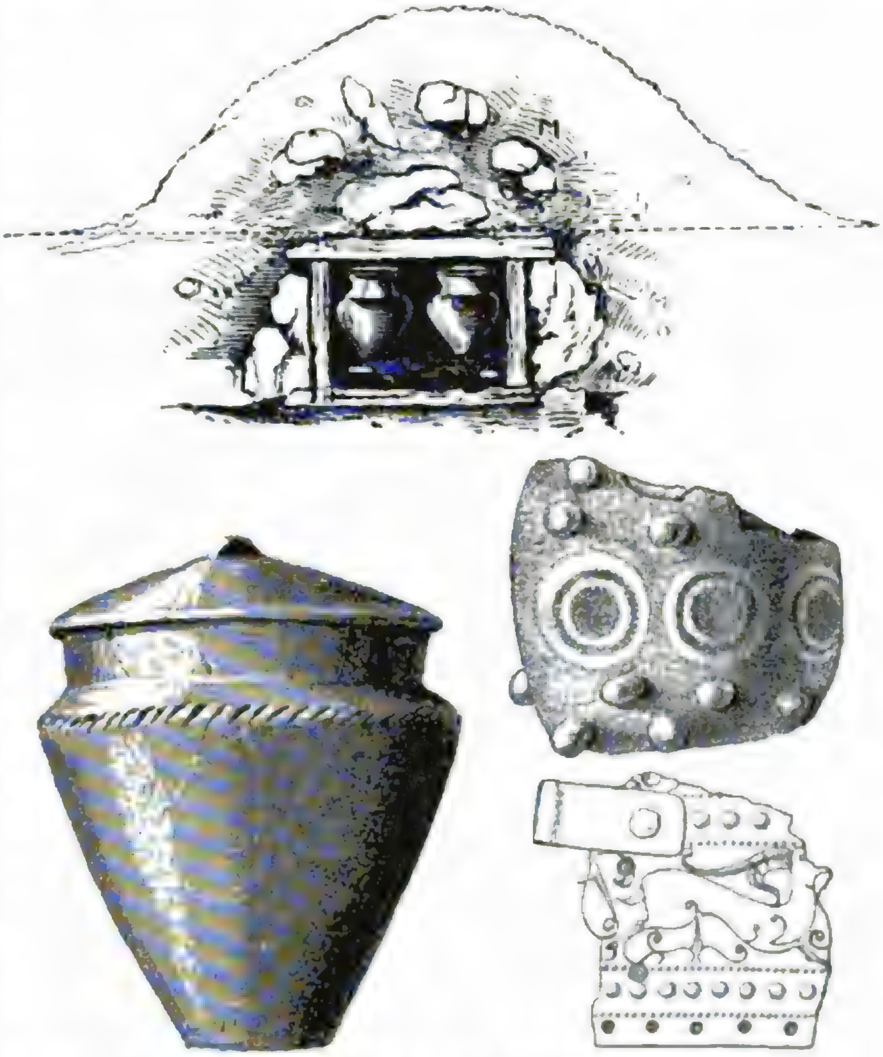


Fig. 276 bis 279. Tumulus und Funde aus der Hallſtattperiode in Oeſterreich.

(Text ſiehe unten.)

---

*) Fig. 276 bis 279 oben zeigen uns den Durchſchnitt eines kleinen Tumulus (bei Warmbad-Villach in Kärnten), deſſen Grabkammer aus einer unter dem natürlichen Bodenniveau liegenden Steinkiſte beſteht. Das mitabgebildete koniſche Deckelgefäß ($1/8$) ſtammt aus einem der Hügelgräber von Gemeinlebarn. Daneben ſehen wir in natürlicher Größe eine (gelbe) Glasperle mit concentriſchen (blauen und weißen) Ringen und vorſpringenden Wärzchen, aus Böhmen, und ein Bronzeblechfragment mit Thierzeichnung (Ziege ?), aus Tirol, die beiden letzteren Ueberreſte importirter Fabrikate.

von Wien, ein Punkt, deſſen Name ſchon auf Tumuli („Lebern") hindeutet, und welcher uns bereits in einem anderen Zuſammenhang, ſeiner bronzezeitlichen Flachgräber wegen, beachtenswerth ſchien (ſiehe oben S. 420 ff.). Ganz nahe den letzteren lagen drei flache metallarme Tumuli, welche wahre Maſſen von meiſt

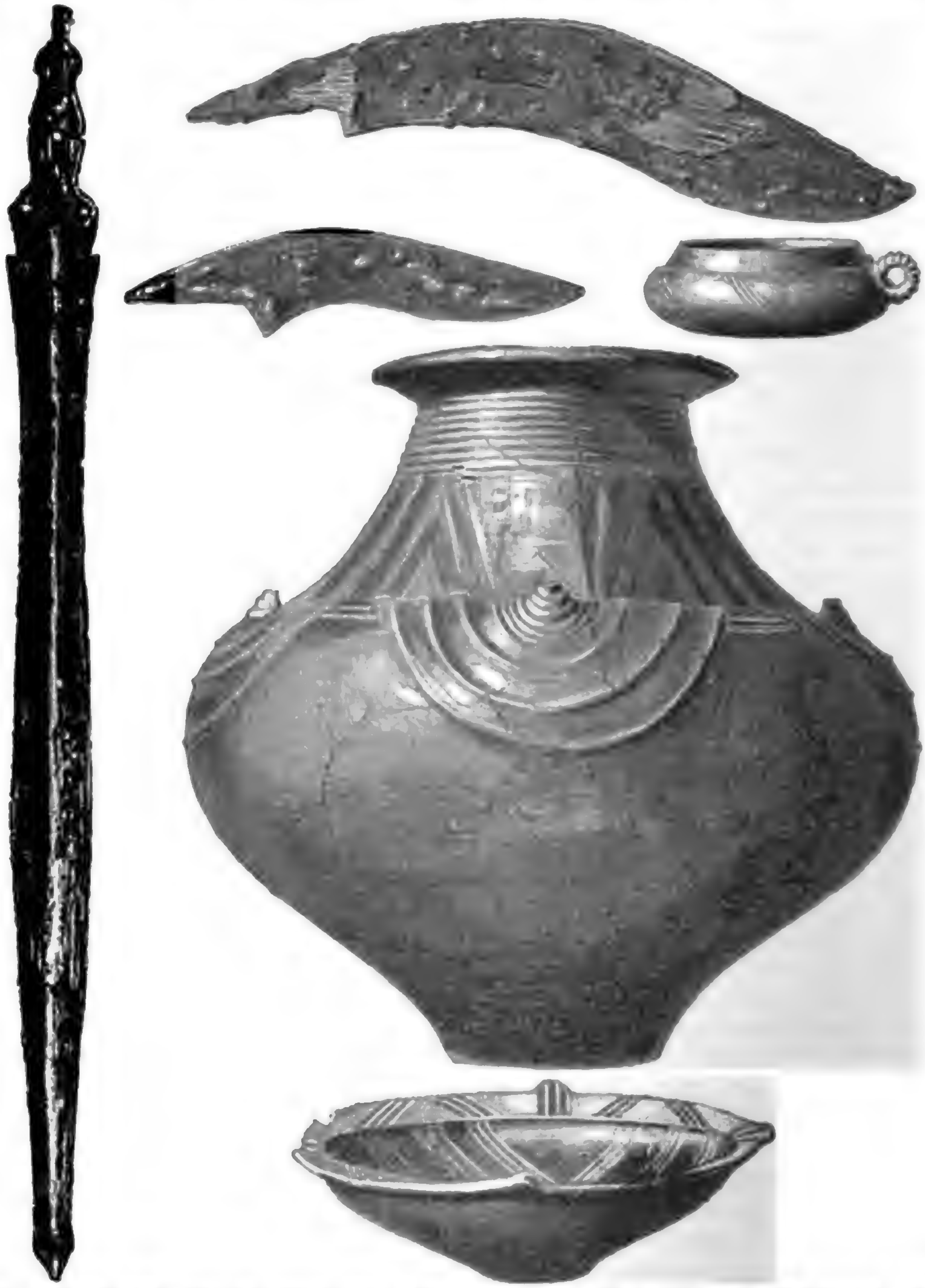


Fig. 280 bis 285. Grabhügelfunde von Gemeinlebarn in Niederöſterreich (Schwert $^1/_6$, zwei Meſſer $^1/_2$, Schälchen, Urne und Schüſſel $^1/_6$ n. Gr.).
(Text ſiehe S. 608.)

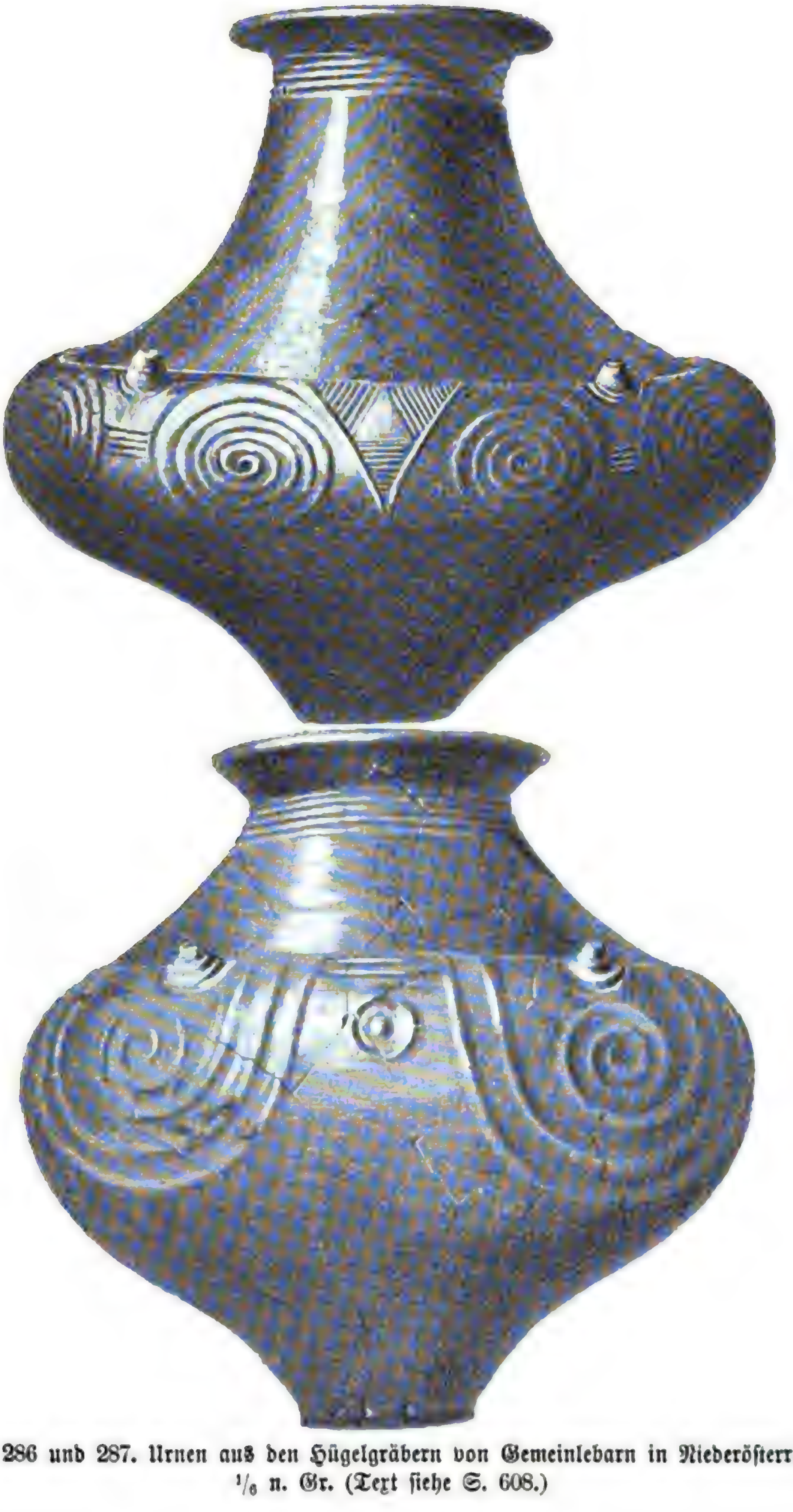


Fig. 286 und 287. Urnen aus den Hügelgräbern von Gemeinlebarn in Niederöſterreich, $^1/_6$ n. Gr. (Text ſiehe S. 608.)

anſehnlich großen Thongefäßen enthielten. Einer derſelben hatte einen viereckigen Einbau aus eichenen Bohlen, ein anderer einen ſolchen aus Bruchſteinen. In jenem fand ſich ein Kriegergrab mit langem Eiſenſchwert und einigem kleinen Metallgeräth, die beiden anderen enthielten faſt nur Thongeſchirr, welches hier durch einen wahren Luxus an Formen und Farben ausgezeichnet iſt.

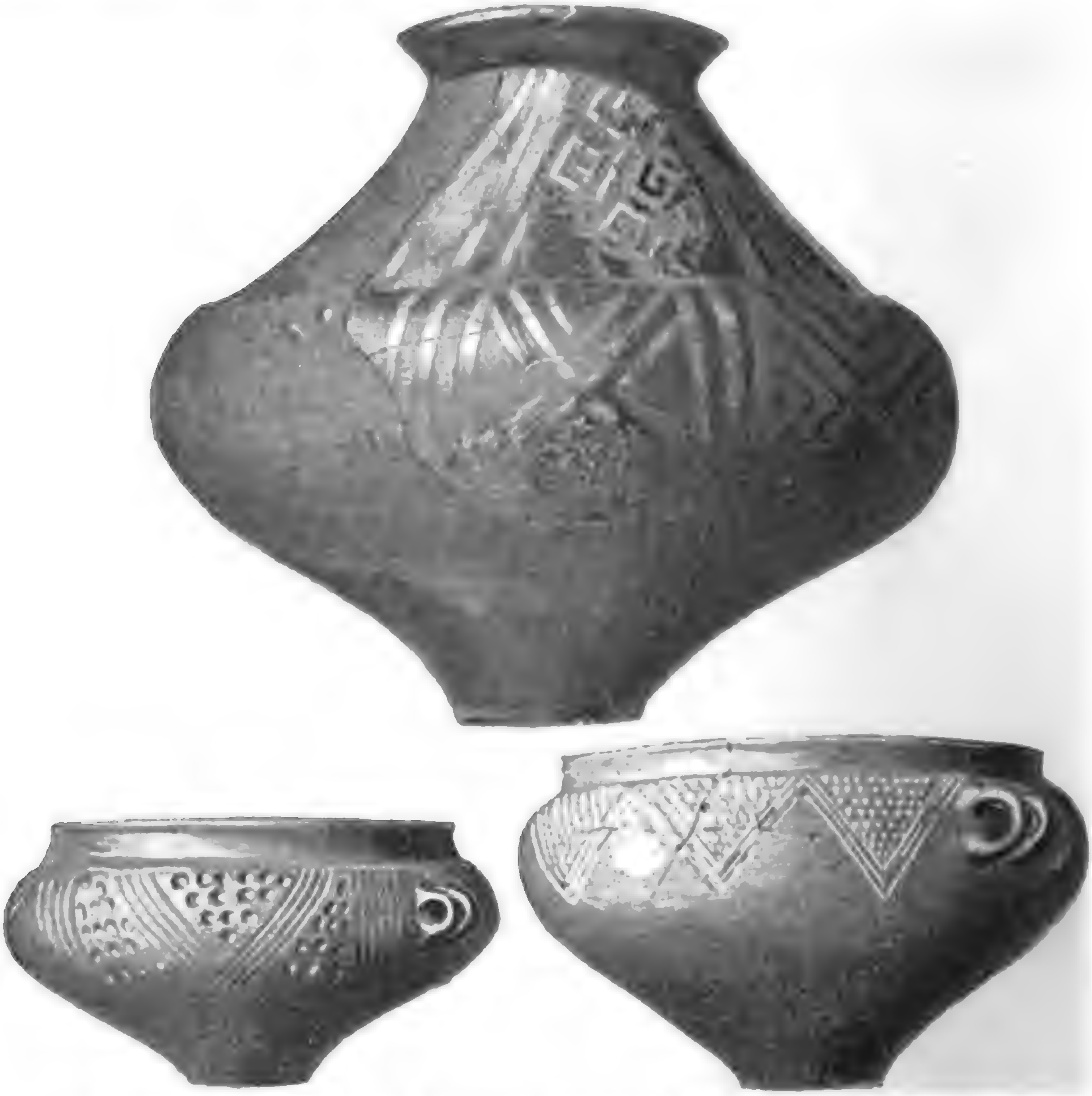


Fig. 288 bis 290. Urne und Schüſſeln aus den Hügelgräbern von Gemeinlebarn in Niederöſterreich, $^1/_6$ n. Gr.

(Text ſiehe S. 607.)

Fig. 280 bis 285, S. 606, zeigt das erwähnte, echt hallſtättiſche Eiſenſchwert, eine ſpecifiſche Waffe der vorkeltiſchen Bevölkerung der nördlichen Alpengegenden (von Niederöſterreich bis Frankreich), dann ein paar ebenſo typiſche Eiſenmeſſer mit kurzer Griffzunge, eine ſchwarze, mit grellglänzenden Graphitſtrichen am Halſe und hängenden concentriſchen Halbkreiſen am Bauche verzierte Urne, endlich eine innen ſchwarz und roth bemalte Prunkſchale und ein braunes Henkelſchälchen. In Fig. 286 und 287, S. 607, ſehen wir zwei der vorigen ähnliche Urnen, wie dieſe auf dem Bauche mit

Reliefornament, welches hier Voluten bildet, geſchmückt. Unter den drei Gefäßen, Fig. 288 bis 290, S. 608, bemerken wir abermals eine ähnliche Urne; dieſelbe war urſprünglich an Hals und Bauch mit glänzenden Graphitſtrichen decorirt; ſpäter wurde darüber mit Zinn- oder Bleifolie ein anderes mäanderartiges Ornament gelegt, welches jetzt größtentheils abgefallen oder verwittert iſt. Auch Urnenverzierungen mit ausgeſchnittenen und getriebenen Bronzeplättchen wurden conſtatirt. Von den beiden kleineren Gefäßen iſt das eine (oben) ganz mit Graphit überzogen, das andere enthielt in den Vertiefungen des Ornamentes weiße Farbmaſſe auf braunem Grunde. In derſelben Technik iſt die in Fig. 291 bis 293 auf dieſer Seite rechts abgebildete Schüſſel verziert, während das ähnliche Gefäß links auf der Innenſeite ſchwarz und roth bemalt iſt. In den gleichen Farben glänzt das über ihnen abgebildete keſſelförmige Prunkgefäß mit den beiden emporgerichteten Stierköpfen, einer ſeltſam effectvollen, aber auch ſehr gebrechlichen Zuthat, für welche ſich aus dem weiten Herrſchgebiete des erſten Eiſenalters manche Analogie beibringen läßt.

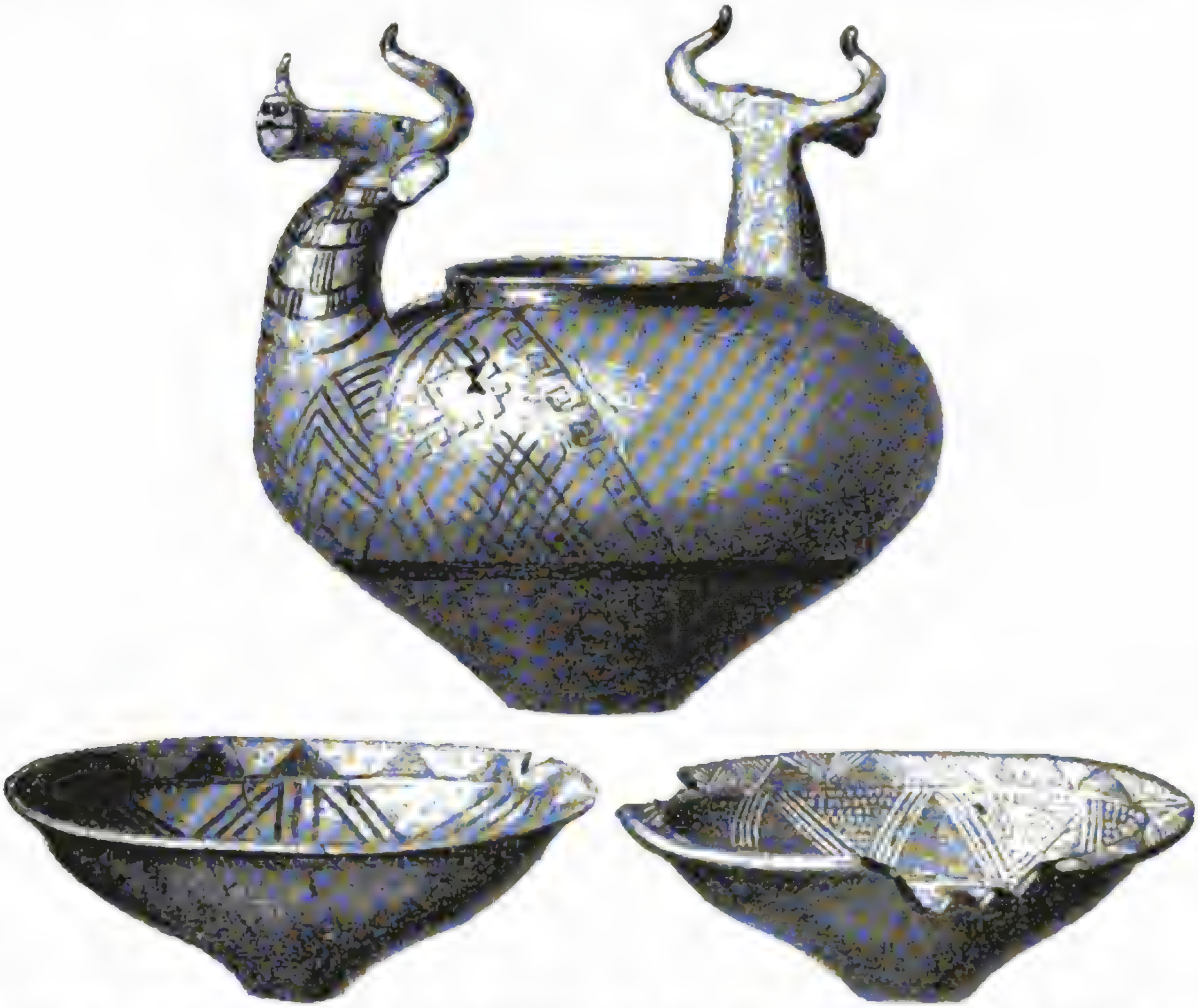


Fig. 291 bis 293. Prunkgefäß und Schüſſeln aus den Hügelgräbern von Gemeinlebarn in Niederöſterreich, $^1/_6$ n. Gr.

(Text ſiehe unten.)

Die großen Urnen mit hohem koniſchen Halſe, wie ſie in niederöſterreichiſchen Tumulis gewöhnlich ſind, haben ihre Verwandten in Steiermark (Wies, Mariaraſt) und Ober-Italien (ältere Hallſtattſtufe in Villanova, Bologna, Eſte), nicht aber in Ober-Bayern, in Kärnten, Krain und im Küſtenlande (in Hallſtatt und Watſch nur einige Bronzeexemplare). Dagegen kehren die bombenförmigen Prunkgefäße mit ſchmalem Mundſaum gerade an jenen weſtlicher gelegenen Fundplätzen (in Hallſtatt und in den Tumulis zwiſchen Ammer- und Staffelſee) wieder. Nachkommen italiſcher Typen ſind hinwiederum die koniſchen Eimergefäße, welche in den Alpen und jenſeits derſelben aus Sta. Lucia, Roviše und Pillichsdorf zahlreicher bekannt ſind. Die Prunkſchüſſeln haben ihre Analoga in Hallſtatt und den oberbayeriſchen

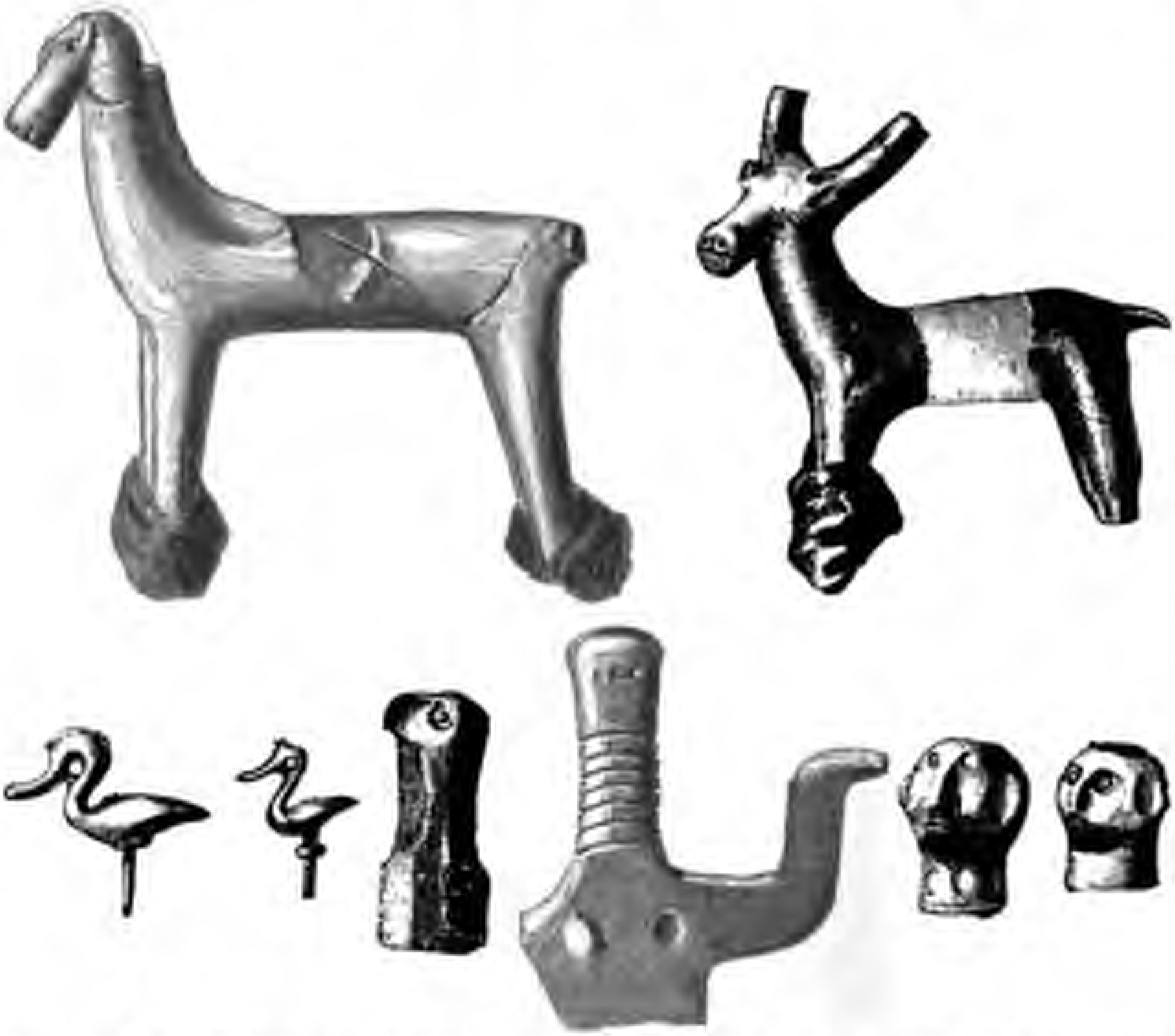


Fig. 294 bis 301. Plaſtiſche Thongefäßverzierungen aus den Hügelgräbern von Gemeinlebarn in Niederöſterreich. Die Thierfigürchen in $^1/_2$, die menſchlichen Köpfchen und die Bronzevögelchen in $^3/_4$ n. Gr.

(Text ſiehe S. 611.)

Grabhügeln, während die flachen Schalen mit eingebogenem Rande zu dem allgemeinen Hausrath der Hallſtattperiode gehören und die kleinen einhenkeligen Schalen eine ganz locale Form zu bilden ſcheinen.

Intereſſant iſt das Vorkommen einer mehrknöpfigen eiſernen Schmucknadel. Der Typus iſt in Bronze ziemlich häufig (Hallſtatt, Sta. Lucia), in Eiſen jedoch ſehr ſelten. Szombathy weiſt ihn in letzterem Falle der jüngeren Hallſtattſtufe zu, in welcher unſere Gegenden an Bronze verarmten und man an Stelle derſelben nicht nur für die Waffen, ſondern auch für Schmuckgegenſtände das Eiſen zu verwenden anfing. „Es gehört,“ ſagt er, „zu den deutlichſten Zeichen jener Zeit, daß man ſchadhaft gewordene alte Bronzefibeln meiſt mit neuen Nadeln aus Eiſen verſah.“ Auch verweiſt er auf die großen eiſernen Certoſafibeln aus den Tumulis von Podſemel in Unter-Krain. Die Stelle der Fibeln iſt in den Grabhügeln von Gemeinlebarn offenbar durch die einfache Gewandnadel vertreten.

Das Merkwürdigſte aus Gemeinlebarn ſind aber die thönernen Figürchen (Männer, Thiere, Reiter), welche auf dem Halſe großer, roth und ſchwarz bemalter Urnen mit Harz angeklebt waren, und von welchen wir, Fig. 294 bis 301, S. 610, einige Bruchſtücke als Proben mittheilen. Die kleinen bronzenen Vögelchen, deren wir zugleich ein Paar abbilden, ſaßen in dichter Reihe auf dem Mundſaum derſelben Urnen. In den Formen erinnert dieſe rohe Thonplaſtik an die Schliemann'ſchen Idole aus Hiſſarlik und Tiryns, in den Farben (einfach Schwarz oder Schwarz und Roth) ſteht ſie hinter den letzteren zurück. Analogien für dieſe, ebenſo eigenthümliche als unpraktiſche, nur auf Prunk und Pomp berechnete Gefäßverzierung bieten uns die vaſenſchmückenden Bleifigürchen von Roſegg (ſiehe Fig. 248 bis 252, S. 594), ebenfalls Reiter und ſtehende Männchen, welche zuweilen, wie die thönernen von Gemeinlebarn, Gefäße auf dem Kopfe tragen, dann die alsbald zu beſprechende Urne von Oedenburg mit ihrer an derſelben Gefäßſtelle eingegrabenen Figurenreihe, endlich in größerer Entfernung manche Urne aus den Villanova-Schichten Italiens, welche am Halſe mit kleinen ſymmetriſchen Figurenreihen ausgeſtattet iſt. Was den Gegenſtand betrifft, ſo ſind wir geneigt, auch hier, wie auf dem Plattenwagen von Strettweg, die Reſte einer aufgelöſten Feſtzugsdarſtellung zu erkennen, deſſen Elemente die beiden oberen Figurenreihen der Situla von Bologna noch in beſter Ordnung überliefern. Wir können nicht genug betonen, daß auch hier, trotz der Urſprünglichkeit der Erſcheinung, alles nur abgeleitete Kunſt iſt, und daß man ſich ohne den Einfluß importirter Vorbilder nie an eine ſolche Aufgabe herangewagt hätte.

Das gilt nicht minder von der rothen, ſchwarz bemalten Urne aus Marz bei Oedenburg in Ungarn, welche wir anbei mit drei kleineren Gefäßen gleichen Fundortes (Fig. 302 bis 305, S. 612) abbilden. Sie trägt auf derſelben Linie, wo bei dem Exemplare von Gemeinlebarn jene Thonfigürchen auftreten, emporgerichtete menſchliche Arme, wie ſie auf etruskiſchen Canopen (Geſichtsurnen, ſiehe oben S. 512) ziemlich häufig vorkommen.

Die oben erwähnte Oedenburger Urne (ſiehe Fig. 306, S. 613) iſt ein großes ſchwarzes Gefäß von dem Typus der vorigen. Auf der Grundlinie des Halſes, wo ſonſt bei den Urnen gleichen Fundortes häufig ſchraffirte Zickzackmuſter in mannigfacher — eine gewiſſe Unruhe, ein Streben nach Bereicherung, verrathender — Modification auftreten, erſcheint hier thatſächlich eine im geometriſchen Stil ausgeführte figurale Scene, beſtehend aus einem Reiter, fünf Menſchengeſtalten zu Fuß und einem Pferde. Vgl. die abgerollte Halsfläche des Gefäßes Fig. 307, S. 614. Es ſcheint eine Opferhandlung dargeſtellt zu ſein, mit welcher ſich namentlich zwei Perſonen beiderſeits eines Altares angelegentlich beſchäftigen. Dieſe Arbeit geht in der Verzerrung der lebenden Geſtalt noch weit über das hinaus, was man Vergleichbares auf den ſogenannten Dipylongefäßen Griechenlands kennt. Nur die Textilinduſtrie bietet, dieſe aber in ſehr ſchlagender Weiſe, Aehnliches in der Auflöſung der menſchlichen und der thieriſchen Geſtalt in ihre linearen Ornamente. Dabei erkennt man deutlich, wie das ſchraffirte Zickzackmuſter, eine ſvaſtika-ähnliche Kreuzfigur und concentriſche Kreiſe mit Centralpunkt faſt als einzige Behelfe der Darſtellung zu Grunde liegen.

Das merkwürdige Gefäß ſtammt aus derſelben Hügelnekropole, welche auch das Fig. 115, S. 280, abgebildete thönerne „Mondidol" geliefert hat. Sie liegt auf einer ſteilgeböſchten, aber nicht ſehr umfangreichen Anhöhe (Wariſchberg), welche nur an ihrer zugänglichſten Seite mit einem Walle verwahrt iſt und auch Reihen von Wohngruben mit Ueberreſten aus der Hallſtattperiode enthält. Eine Wegſtunde von dieſem Punkt entfernt liegen auf dem ſogenannten Burgſtallberge ebenfalls Schanzwerke, Wohngruben und Hügelgräber. Der Inhalt der letzteren — es ſind ihrer viele Hunderte — beſteht faſt ausſchließlich in Thongefäßen, die ſich im Allgemeinen den oben betrachteten anſchließen, aber doch manche locale Beſonderheit aufweiſen. Wir finden da weite aufſatzförmige Fußſchalen, häufig mit überfallendem Mundſaum und innen verziert mit derben, ſtrickartigen Reliefſtäben, welche ſternförmige Muſter oder vom Rande herabhängende concentriſche Halbkreiſe bilden. Eines dieſer Gefäße hat den Rand mit thönernen Knöpfchen und Vögelchen verziert. In Menge ſind ferner die großen ſchwarzen Urnen vertreten, deren Halsverzierung, wie erwähnt, meiſt aus ſchraffirten Dreiecken beſteht, welche durch ſinguläre Zuthaten (Thüröffnungen, Fähnchen und andere Schnörkel) wie von einem Drange zu anderweitiger Geſtaltung beſeelt ſcheinen. Aber Luft und Boden war hier dieſem

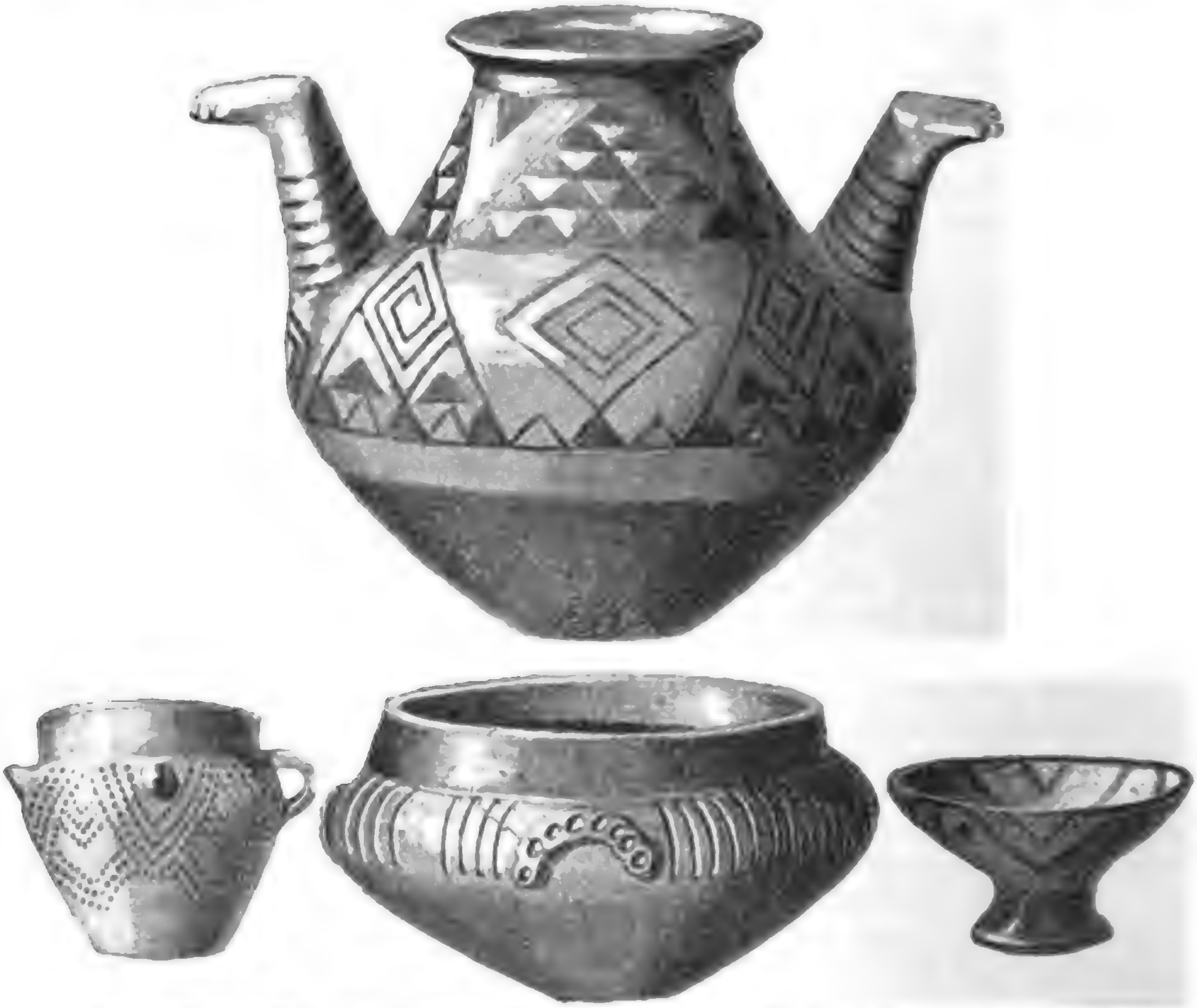


Fig. 302 bis 305. Thongefäße aus Grabhügeln bei Marz in Ungarn, 1/6 n. Gr.
(Text ſiehe S. 611.)

Drange — dem Schritt vom linearen Ornament zur figuralen Decoration — nicht ſo günſtig wie in Griechenland, wo wir ihm die Gattung der Dipylonvaſen verdanken. Was aus ihm in Fällen, wie dem eben illuſtrirten, hervorging, mochte auch ſo wenig beifallswürdig erſcheinen, daß es trotz wiederholter Anläufe, für welche auch Norddeutſchland Beiſpiele beſitzt, vereinzelt bleiben mußte.

Während des Druckes dieſer Arbeit wurden die Ausgrabungen auf dem Burgſtalle fortgeſetzt und dabei abermals zwei große ſchwarze Urnen mit figural verziertem Halſe gefunden. Die eine gleicht in dem ſeltſamen Stil der ziemlich räthſelhaften Darſtellung völlig dem abgebildeten Exemplar vom Wariſchberge; die zweite, viel größere, welche durch einen koniſchen Fuß ausgezeichnet iſt, zeigt in ganz anderer, nicht an ornamentale Schemata gebundener Ausführung äußerſt roh gezeichnete Figuren. Man erkennt einen Reiter, der auf Waldthiere (Hirſch und Elch) Jagd macht, einen Wagen, deſſen Pferde und Räderpaare (wie auf einer weſtpreußiſchen Urne) übereinander gezeichnet ſind, zwei Citherſpieler und Tänzer, welche ungeheure Reifröcke zu tragen ſcheinen. Auch auf der einen Bauchhälfte des Gefäßes ſind (tanzende?) Figurenpaare in erſchrecklich plumper Darſtellung zu ſehen. Hier hat ſich der Trieb nach figuraler Zeichnung unabhängig von dem Zwange des geometriſchen Ornamentes Luft gemacht. An ferneren Funden aus dieſen Hügelgräbern ſind zu verzeichnen: eine doppelte „Mondfigur" mit vier nach auswärts gekehrten Köpfen, welche rückwärts durch geweihartige Stangen mit dem Mondkörper verbunden ſind, ſchöne bronzene Halsringe, Eiſenmeſſerchen, Spuren von Goldſchmuck u. dgl.

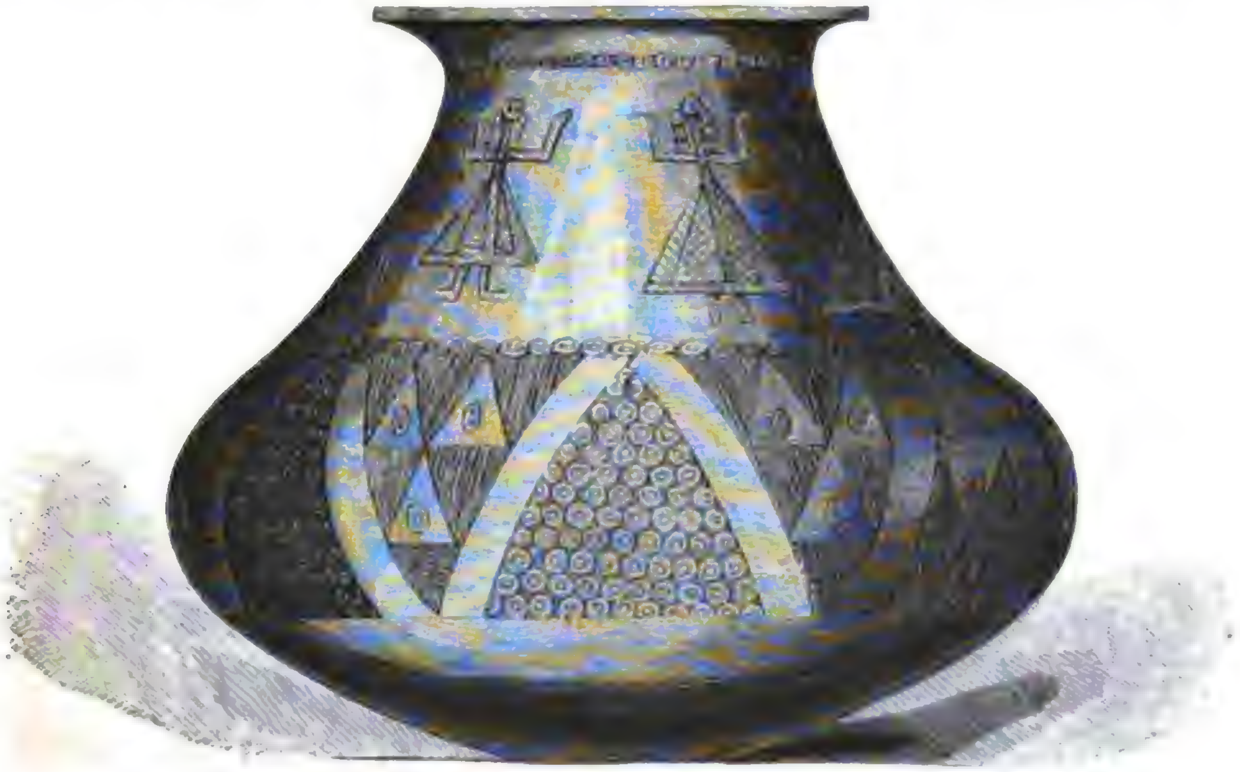


Fig. 306. Graburne aus Oedenburg, $^1/_5$ n. Gr.
(Text ſiehe S. 611.)

Von den zahlreichen anderen Thongefäßformen dieſes Fundortes heben wir nur die bald kleineren, bald größeren gehenkelten Zwillingsgefäße hervor. Dieſer Typus findet ſich auch in den bronzezeitlichen, wie in den hallſtättiſchen Gräbern von Gemeinlebarn und giebt uns — nebſt einigen anderen Vaſenformen — Anlaß zu der Bemerkung, daß ſich ein Band directer Ueberlieferung, wenigſtens auf dem Gebiete der Keramik, von der reinen Bronzezeit in die Hallſtattperiode hinüberzieht. Manche, durchaus nicht primitive Typen gehören in den Donauländern einfach beiden Perioden an. Das gilt auch von den Grundformen des Ornamentes, aber nicht immer von der Ausführung desſelben, namentlich dann nicht, wenn die Muſter — vielleicht als Nachahmung getriebener Bronzeblecharbeiten — reliefartig aus dem Grunde hervortreten.

Gut getrennte Fundſchichten der Bronzezeit und der Hallſtattperiode auf demſelben Boden hat jüngſt auch die Umgebung von Pilſen im ſüdlichen Böhmen geliefert. Im Gebiet des Uslawafluſſes hat die, wie es ſcheint, aus eingedrungenen Fremdlingen beſtehende Bevölkerung der erſten Eiſenzeit theilweiſe die älteren bronzezeitlichen Tumuli zu ihren Beſtattungen benutzt und dabei auch Leichenraub begangen (ſiehe oben S. 420). Die Grabhügel, welche ſie ſelbſtſtändig errichtete, ſind ſtets niedrig, oft ſo klein, daß ſie kaum über das umgebende Niveau emporragen. Die Leichen wurden in einzelnen Fällen unverbrannt beigeſetzt, in anderen verbrannt und in Urnen beſtattet. Charakteriſtiſche Beigaben ſind: eiſerne Lanzenſpitzen und Hackmeſſer, kleine Meſſerchen, Bronzearmringe (darunter ein großer hohler Wulſt, nach Lindenſchmit „Schwurring", dergleichen auch die Byčiſkálahöhle zwei Stücke geliefert); Fibeln ſind ſelten (Schlangenfibel, Armbruſtfibel), Thongefäße dagegen ſehr häufig — bis zu 25 Stück in einem Tumulus — und meiſt mit Graphit überzogen. Merkwürdig ſind die Reſte eines Wagens und reichen Pferdegeſchirres. An fünf Orten fanden ſich hallſtättiſche Gräberdepots unvermiſcht, an fünf anderen in und zwiſchen den Tumulis der Bronzezeit.

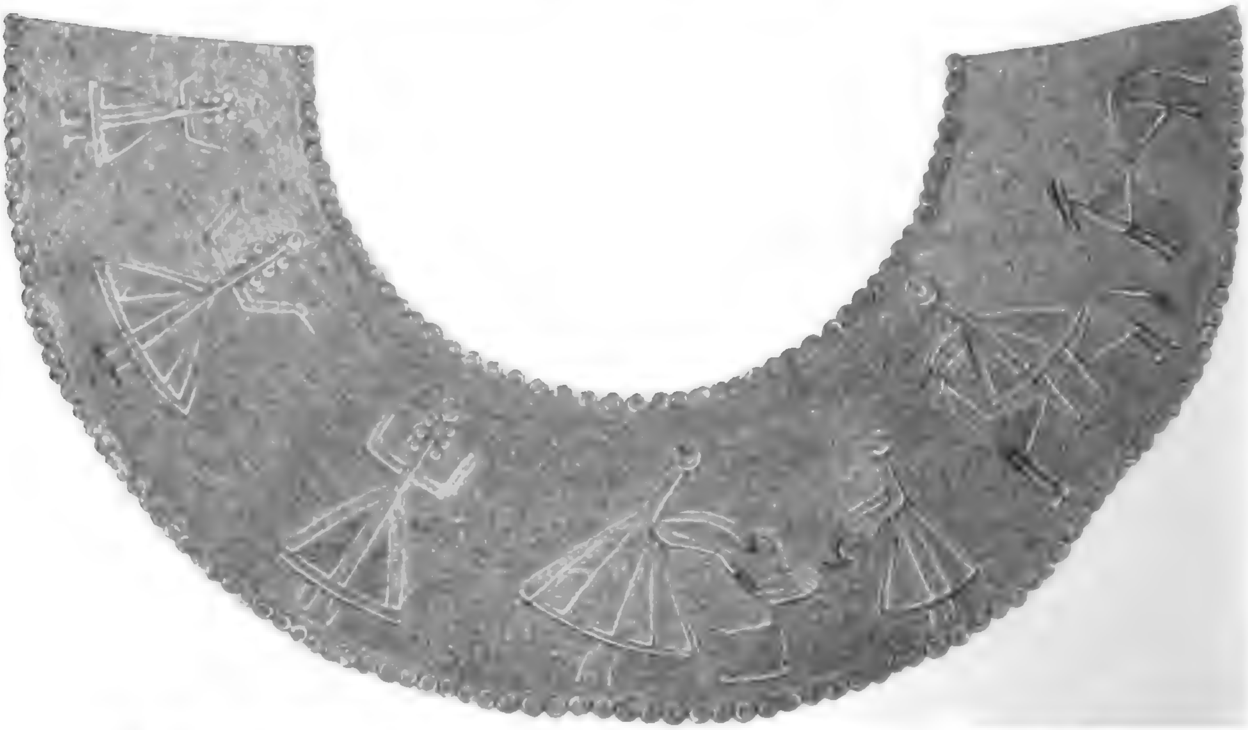


Fig. 307. Zeichnung auf dem Hals einer Graburne aus Oedenburg, 1/3 n. Gr. (Text ſiehe S. 611.)

Reſte eines Prunkwagens, deſſen Räder und Kaſten mit Bronze und Eiſen beſchlagen waren, haben ſich bekanntlich auch in dem Fürſtengrabe der Byčiſkála gefunden, welches jedoch ſeltſamerweiſe nicht in einem Tumulus, ſondern in einer Höhle angelegt war. So ſtark iſt bei dem prähiſtoriſchen Menſchen die Neigung zur Benutzung dieſer natürlichen Steingewölbe, daß er in höhlenreichen Gebieten, wie demjenigen um Blansko in Mähren, noch in der Hallſtattperiode an den Gebräuchen der jüngeren Steinzeit feſthält. Bewohnt war die geräumige Vorhalle der engen und tiefgewundenen Byčiſkála nicht nur, wie wir oben (S. 258) ſahen, in der älteren Steinzeit, ſondern auch in der erſten Eiſenzeit. Während der letzteren befand ſich hier einmal eine Eiſenſchmiede, deren Ueberreſte einen 20 Quadratmeter großen Platz im Hintergrunde der Vorhalle bedecken. Von dieſem Punkte ſtammen viele große, ſchwere Roheiſenluppen, den aſſyriſchen aus dem Palaſte des Sargon zu Khorſabad (ſiehe oben S. 459) ganz ähnlich, und Maſſen von Metallſchlacken, dann eiſerne Feuerzangen, Amboſſe, Ringe, Hämmer, Beile, Meißel, Meſſer, Nägel, Haken und andere Werkzeuge, aber auch Bronzegußformen, zum Schmelzen beſtimmtes Brucherz und Abſchnitzel von Bronze.

Wenn wir in derſelben Höhle, die einmal als Schmiede gedient hat, aus gleicher Epoche ein beſonders reiches, ein fürſtliches Begräbniß antreffen, ſo dürfen wir uns vielleicht erinnern, daß man in alter Zeit Schmiedewerkſtätten mit religiöſer Ehrfurcht zu betrachten pflegte. Möglicherweiſe iſt es das Band dieſer Idee, welches die ſo verſchiedenen Benutzungsweiſen der Byčiſkála im erſten Eiſenalter miteinander verknüpft.

Dem Fürſtenbegräbniß in dieſer Höhle ſoll nach der Annahme des Entdeckers ein wahres Gemetzel unter ſeinen Frauen, Dienern und Leibroſſen vorhergegangen ſein. Ueber dreißig menſchliche Skelette hat man, zerſtreut und vermengt mit den Ueberreſten von Pferdegerippen, an dem romantiſchen Platze aufgefunden. Die Knochen zeigen Spuren tödtlicher Hiebe und furchtbarer Verſtümmelungen; außerdem aber trugen ſie theilweiſe noch den reichen Schmuck, mit dem ihre einſtigen Beſitzer in den Tod gegangen waren. Groß iſt die Zahl der Beigaben, welche bei dieſem außerordentlichen Anlaß an der Grenze, die „der Todten und der Lebenden Gebiet“ ſcheidet, zurückgelaſſen worden ſind. An importirten Bronzegefäßen finden wir: gerippte Ciſten, ſphäriſche Becken mit Tragreifen und große koniſche Eimer; vielleicht hat auch der berühmte Bronzeſtier mit dreieckigem Eiſenplättchen auf der Stirne einſt als plaſtiſche Verzierung einem ſolchen Gefäße angehört. Die Thongefäße ſind theils große ſchwarze Urnen, theils ähnliche kleinere, mitunter fein verzierte Töpfe, an die (älteren) Typen von Hadersdorf erinnernd, welchen ſich auch ein beiderſeits ſtumpfer Hirſchhornhammer mit viereckigem Stielloch anſchließt. Bemerkenswerth ſind einige Henkelſchalen mit ſternförmig ausgezackter Peripherie; auch hierin möchten wir Nachahmungen italiſcher Formen erblicken, die uns im Museo Gregoriano zu Rom vorliegen. Daneben ſind mehrere Gefäße und Gefäßdeckel von erſtaunlicher Ungeſchlachtheit. Aus Eiſen ſind Lanzenſpitzen, Beile, Meſſer und Dolche vorhanden. Aus Bronze giebt es: dreiflügelige Pfeilſpitzen, maſſive gerippte oder geknotete Armringe, dann ſolche aus Blech und Draht, erſtere hohlgetrieben, letztere ſpiralig aufgewunden, endlich ſchwere Buckelarmringe mit Charnieren, dünne Fußringe und große wulſtige „Schwurringe“, welche kleinen verzierten Armringen ſo getreulich nachgebildet ſind, daß wir ſie am liebſten als Votivgaben an eine Göttergeſtalt von übermenſchlicher Größe anſehen möchten. Die Fibeln ſind ausſchließlich Kahnfibeln mit langer Nadelrinne, eine Form, die wir aus Kärnten, Krain, Italien und Frankreich kennen und welche nach Tiſchler als Importartikel ſüdlichen Urſprungs angeſehen werden muß. Daneben erſcheinen viele getriebene Bleche von Gürteln und anderen Trachtſtücken. Manches erinnert an Dinge, die wir auf der Balkanhalbinſel, nicht aber in Italien antreffen; ſo die

Gehängeglieder, welche aus kreuzweiſe geſtellten Röhrchen und ringsum geſchlitzten hohlen Kugeln beſtehen. Maſſenhaft ſind winzige Bronzeringelchen gefunden worden, die an Schnüren nebeneinander aufgezogen waren; die Reihen wurden dann durch lange durchbohrte Bronzeſtäbchen miteinander verbunden und erzielten den gleichen Zweck, wie die beliebten Spiralröhrchen, welche die Italiener „Saltaleoni" nennen.

Aus Gold fanden ſich mehrere große kreisrunde Ohrringe (geſchnittenes, fein verziertes Blech) und ein maſſiver offener Kinderarmring. Außerdem dienten zum Schmuck Maſſen von Glas- und Bernſteinperlen, erſtere zum Theil mit den feinſten farbigen Einlagen, die wir aus prähiſtoriſchen Schichten kennen. Wir erwähnen noch beinerne Perlenſchieber, Bärenzähne und Steinchen als Anhängſel, Lignitringe und Gewebereſte. Die ganze koloſſale Opferhandlung endete damit, daß Maſſen von Getreide (und wohl auch anderen Nahrungsmitteln) als Wegzehrung über die Verſtorbenen ausgebreitet wurden.

Die Byčiſkála gehört zu den Fundorten, die ungemein oft genannt werden, ohne daß man ſich eingehender mit der Erklärung dieſes doch immer noch ſtarken Räthſels abgiebt. Die mannigfachen Aufforderungen an die Phantaſie, welche die Funde enthalten, ſind nicht unberückſichtigt geblieben; wir verlangen aber Anderes, um der Erſcheinung wiſſenſchaftlich näher zu treten. Da denkt man zunächſt daran, daß der Eiſenreichthum des Gebietes, wie in Hallſtatt das Salz, magnetiſch auf die Bewohner des Südens gewirkt habe. Dieſe holten hier Rohmetall, vielleicht in der Geſtalt jener Luppen aus der alten Schmiedewerkſtatt, und brachten dafür mannigfache fremde Arbeitsproducte. Nur wenig von den aufgefundenen Objecten wird am Orte ſelbſt angefertigt worden ſein. Die Importſachen ſcheinen einerſeits nach Italien, andererſeits nach Ungarn und den nördlichen Gebieten der Balkanhalbinſel hinzuweiſen. Daß nachmals die Quaden hier in der Nähe, in der Luna Silva, dem böhmiſch-mähriſchen Grenzgebirge, Eiſenſchmelzen beſaßen, bezeugt Ptolemäus, und manchen Ueberreſt uralten Bergbaues hat Wankel, der Entdecker der Byčiſkála, in dieſer Gegend conſtatiren können.

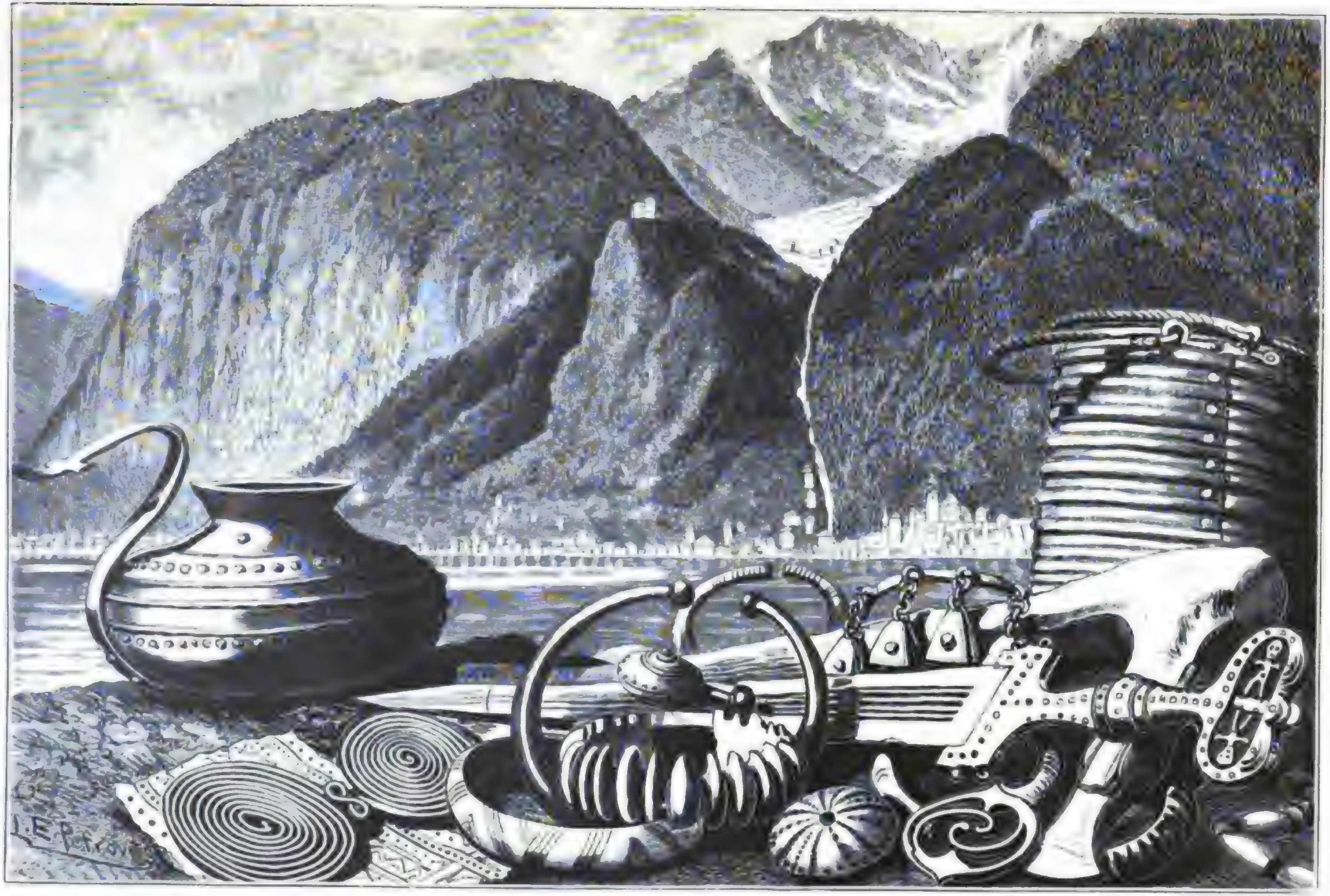
5. Die ſüddonauländiſche Zone.

(Fortſetzung.)

b) Hallſtatt und der Weſten.

Schon haben wir im Geiſte und zum Theil mit kurzen Worten eine ungeheure Maſſe von Funden an uns vorüberziehen laſſen, welche die hallſtättiſchen Schichten der Alpenländer und ihrer nördlichen Nachbargebiete bis jetzt, einige Decennien nach ihrem erſten Bekanntwerden, herausgegeben haben. Dennoch müſſen wir den berühmten Fundort, welcher der ganzen Culturperiode den Namen gab und zuerſt die Aufmerkſamkeit auf das Eigenthümliche jener vorrömiſchen Fundſchichten lenkte, als einen auch heute noch unerreichten und unvergleichlichen bezeichnen. Er iſt in die lange Reihe gleichartiger Localitäten im Norden Italiens und der weſtlichen Balkanhalbinſel zurückgetreten, erſcheint aber noch unbeſtritten als primus inter pares. Man ſetzt ihn nicht mehr an den Ausgangspunkt jeder Betrachtung der erſten Eiſenzeit Europas, ſondern, wie wir es gethan haben, beſſer in die Mitte derſelben; aber die Betrachtung ſcheint ſich eben dadurch auf ihn ſelbſt zuzuſpitzen, und wenn wir Hallſtatt verſtändlich gemacht haben, dürfte unſere Aufgabe in dieſem Capitel thatſächlich nahezu gelöſt ſein.

An Gräberzahl ſteht Hallſtatt weit hinter Sta. Lucia zurück, an bildlich verzierten Arbeiten hält ihm Watſch vollkommen die Wage; aber unübertroffen iſt es an Reichthum und Mannigfaltigkeit, an Schönheit und guter Erhaltung der Bei-



Anſicht von Hallſtatt.

gaben. Der waldumſchloſſene Salzberg am oberöſterreichiſchen Alpenſee bleibt — wenigſtens für die Wiſſenſchaft — ein claſſiſcher Boden, wie weit wir uns auch nach Süden hinwenden müſſen, um den ſtolzen Prunk ſeiner äußerlich ſo unſcheinbaren Nekropole zu erklären.

Unſer Vollbild „Anſicht von Hallſtatt“ zeigt im Hintergrunde jenſeits des Sees die landſchaftliche Scenerie, welche das berühmte Flachgräberfeld auf dem Salzberge umgiebt. Theilweiſe verdeckt, iſt links am Seeufer die Lahn und das Echernthal zu ſehen. Hier ſind an mehreren Stellen unterhalb des ſteilen Bergabhanges römiſche Funde gemacht worden. Der majeſtätiſche Berg ganz im Hintergrunde iſt der hohe Plaſſen (6174 Fuß); auf dem ſchrägen Wieſengrunde des Thales, in welches er unmittelbar herabſchaut, liegen die Salzbergwerke. Das ſchloßartige Gebäude auf dem bewaldeten, Hallberg genannten Kegel, der ſich im See ſpiegelt und uns die Ausſicht auf das Gräberfeld verdeckt, iſt der Rudolfs-Thurm. Das vom Salzberg in Caſcaden herabſtürzende Gewäſſer heißt Mühlbach, der Berg links oberhalb des Rudolfs-Thurmes Siegkogel. Seinen ſchroffen Abſtürzen gegenüber erhebt ſich (außerhalb unſeres Bildes) in ähnlichen Formen der Hierlatz, ein 6050 Fuß hoher Vorberg des Dachſteingebirges. Der Siegkogel deckt uns die Ausſicht auf die Dammwieſe, wo in den letzten Jahren zahlreiche Anſiedelungsreſte aus der La Tène-Periode gefunden wurden.

Die Objecte im Vordergrunde ſtammen, mit Ausnahme des geſchäfteten Bronzepalſtabes, welcher in einem prähiſtoriſchen Bergbau beim Appold-Laugwerk nebſt anderen Beilſchäften und ähnlichem Holzwerk gefunden wurde, aus den Gräbern auf dem Salzberge. Wir bemerken darunter einen gerippten cylindriſchen Eimer und ein bauchiges Schöpfgefäß aus Bronze, einen Eiſendolch mit Bronzegriff, in deſſen durchbrochenem Knauf zwei menſchliche Figürchen, mit den Beinen gegeneinander gekehrt, erſcheinen, dann allerlei Schmuckſachen aus Bronze: Hals- und Armringe, ein Stück Gürtelblech, darauf eine Brillenfibel, eine ganz eigenthümliche Fibel mit ſchalenförmigem Bügel (auf der Dolchklinge liegend) u. dgl. m.

Das Vollbild „Gräberfunde aus Hallſtatt“ vereinigt eine Gruppe beſonders ſchöner oder charakteriſtiſcher Bronzen von dieſem Fundort. Wahre Prachtſtücke ſind die abgebildeten großen Gefäße im Hintergrunde: ein Eimer mit Kettchen an den Handhaben, eine Urne mit Stachelgürtel, ein Becken mit doppeltem Tragreif und eine flache Schüſſel mit getriebenen Vogelfiguren und „Sonnen“ auf dem Rande. Das Stück, an welchem die beiden Schwerter lehnen, iſt ein bloßer Unterſatz, geziert mit Ringen und plaſtiſchen Vogelfiguren. Ein ſchönes Becken (mehr im Vordergrunde) hat als Handhabe eine Kuhfigur, hinter welcher noch ein Kälbchen angebracht iſt. Eine ſtumpfe kleine Votivaxt hat als Aufſatz auf dem Rücken eine ſeltſame Reitergeſtalt; eine Fibel iſt als Pferdchen geformt. Außerdem ſehen wir ein bullaförmiges Schmuckſtück mit Kettchen und ausgezackten Anhängſeln (Männchen), Gürtel, Fibeln (darunter eine ſeltene mit vier Spiralſcheiben), zwei Palſtäbe, einen langen Pickel und eine Lanzenſpitze.

Durch hinreichend gute Unterſuchungen ſind 1036 Gräber bekannt; geöffnet wurden vielleicht 2000, aber der Reſt entfällt auf uncontrolirbare Arbeiten Fremder. Das Gräberfeld iſt ſo gut wie erſchöpft; einige Stellen ſind wegen der Gefahr für den Bannwald nicht abbaufähig. Allein noch gilt es die Wohnplätze der prähiſtoriſchen Bevölkerung zu erforſchen, welche nach ſicheren Anzeichen oberhalb der großen Nekropole auf dem Salzberge lagen. Weit hinten auf der Dammwieſe wurde in den letzten Jahren eine umfangreiche Salinenſtätte aus der La Tène-Periode aufgedeckt. Die bisher unterſuchten Reſte von Salzwerks- und Waſſerleitungsanlagen, ſowie von hölzernen Wohngebäuden, erſtrecken ſich über eine Fläche von 3000 Quadratmetern. Gefunden wurden Maſſen von charakteriſtiſchen Topfſcherben (auch einige Bruchſtücke importirter ſüdländiſcher Gefäße), Holzartefacte, Spuren von Gold und vieles Andere.

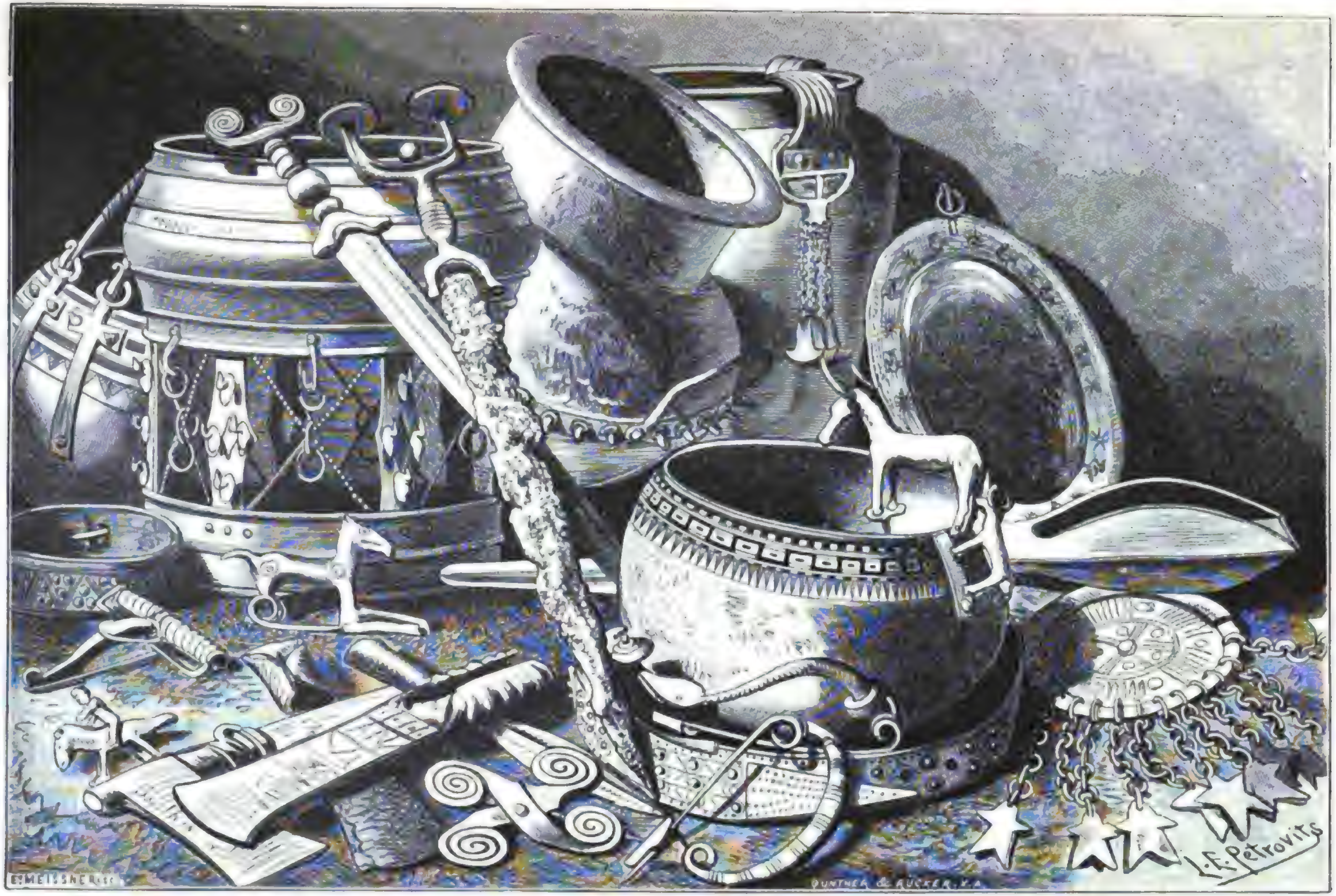
Aus den berühmten Arbeiten Ramſauer's und Sacken's beſitzen wir lange nicht alles, was die Gräber damals (1846 bis 1864) noch enthielten. Verloren ſind die Skelette, die Thongefäße und die meiſten Eiſenſachen, ganze Maſſen wichtigſter Gegenſtände, die nach den Fundprotokollen in nahezu 1000 Gräbern ſicher vorhanden waren. Erſt in den Jahren 1877, 1878 und 1886, welche doch nur mehr eine Nachleſe ergaben, iſt man hierin gewiſſenhafter geweſen. Die anbei in Fig. 308 bis 310, S. 619, abgebildeten, roth und ſchwarz bemalten Urnen ſtammen aus den Grabungen der Jahre 1877 und 1878. Hunderte ſolcher und ähnlicher Gefäße hätten ſich mit leichter Mühe aus den Scherbenhaufen zuſammenſetzen laſſen, die man in jener älteren Periode aufthürmte, und welchen man das ſcheinbar formloſe alte Eiſen der Gräber geringſchätzig beigeſellte. Wie wenig wir aber heute gegen eine Wiederholung dieſes eklektiſchen Verfahrens ſichergeſtellt ſind, lehrt die Behandlung, die man zwanzig Jahre ſpäter den Thongefäß- und Eiſenfunden Olympias zu Theil werden ließ.

Auf 993 Gräber, welche in Sacken's großer Publication beſchrieben ſind und eine Fläche von 170 Metern Länge bei 30 bis 100 Metern Breite einnahmen, entfallen 455 Brand- und 525 Skeletgräber; in dreizehn Fällen will man theilweiſe Verbrennung der Leiche beobachtet haben, was vielleicht nur auf die partielle Zerſtörung alter Skeletgräber durch jüngere Brandgräber zurückzuführen iſt. Dem Unterſchied in der Beſtattungsweiſe entſpricht kein ſolcher, wenigſtens kein erheblicher, in der Ausſtattung mit Beigaben — höchſtens ſind die Skeletgräber etwas weniger reichlich mit Goldſchmuckſachen, Bronze- und Eiſenwaffen bedacht. Die Bronzegefäße ſtammen vorwiegend aus Brandgräbern; dagegen überwiegt bei den Skeletten der Bernſteinſchmuck. In Watſch haben wir, wie ſich der Leſer erinnern wird, nicht nur ein ganz anderes Zahlenverhältniß der Brand- und der Skeletgräber, ſondern auch viel größere Unterſchiede in der Ausſtattung derſelben angetroffen.

In Hallſtatt enthielten 525 Skeletgräber an Bronze: 18 Waffen, 1543 Schmuckſachen, 37 Geräthe, 31 Gefäße; an Eiſen: 165 Waffen, 42 Geräthſchaften, dann 6 Gold-, 171 Bernſtein-, 41 Glaszierathen, 342 Thongefäße, 61 Spinnwirtel, Schleifſteine und ähnliche Kleinigkeiten.

455 Brandgräber enthielten dagegen an Bronze: 91 Waffen, 1735 Schmuckſachen, 55 Geräthe, 179 Gefäße; an Eiſen: 348 Waffen, 43 Werkzeuge, dann 59 Gold-, 106 Bernſtein-, 35 Glasſchmuckſachen, 902 Thongefäße, 102 diverſe Kleinigkeiten.

Die Skelette bezeugen eine gut gebaute kräftige, mittelgroße Menſchenraſſe mit dolichocephaler Schädelbildung (langem, etwas prognathem Geſicht, hohem Unterkiefer, ſchmaler, faſt fliehender Stirn, vorſpringendem Hinterhaupt, ähnlich dem Typus der germaniſchen Reihengräber). In den Brandgräbern fanden ſich die calcinirten Knochenreſte ſorgfältig aus der Aſche und Kohle ausgeleſen und entweder in der bloßen Erde oder auf Steinplatten, zuweilen auch in einem ſchlecht gebrannten Troge aus Thon oder, ſeltener, in einem Holzſarge, niedergelegt. In zwei Fällen enthielten Bronzevaſen, einmal ein Thongefäß, den Leichenbrand. Umher war dann die Aſche und Kohle des Scheiterhaufens ausgebreitet. Die kleineren Schmuckſachen zeigten Brandſpuren und lagen auf den Knochenreſten, die größeren Beigaben, Waffen und Gefäße, waren ſeitwärts hingelegt. Die Bronzegefäße enthielten zuweilen Thierknochen, Rückſtände der Nahrungsmittel, die man


E. MEISSNER sc.
GÜNTHER & RÜCKER X.A.
L. F. Petrovits

Gräberfunde aus Hallſtatt.

den Todten auf ihren Weg ins Jenſeits mitgegeben hatte. Thongefäße fanden ſich in jedem Grabe in der Zahl von drei bis fünf. Vielfach waren die Gräber mit Steinſetzungen umgeben und durch Steinlagen zugedeckt.

Die Beigaben (über 6000 in 993 Gräbern) laſſen ſich in folgende Gruppen ſondern:

1. Waffen. Bronzene und eiſerne Schwerter mit geradlinig zuſammenlaufender oder eckig abgeſtumpfter Spitze, mit vollem Bronzegriff (und „Antennen“- oder, häufiger, hohem geſchweift-koniſchen Knauf), Elfenbeingriff (mit bernſteinverziertem Elfenbeinknauf) oder flacher, breiter Griffzunge und oft mit breitgeflügeltem Ortband am Ende der Scheide. Eiſendolche mit Bronzegriff und hufeiſenförmigem Knauf, deſſen Enden Knöpfe oder horizontale Scheibchen tragen. Die Scheiden beſtanden aus Holz, das mit Bronzebändern umwickelt war, zuweilen waren ſie aus Bronze gearbeitet oder Griff und Scheide mit einer Goldfolie überzogen. Bronzene und eiſerne Lanzenſpitzen von beſonders edler Form, die letzteren kurz und breit oder lang, ſchmal und mit ſcharfen Mittelrippen. Dreiflügelige oder flache, mit Widerhaken verſehene Pfeilſpitzen ſind nicht ſehr häufig. Bronzene und eiſerne Hohlkelte und Palſtäbe von entwickelter, mit den Typen der

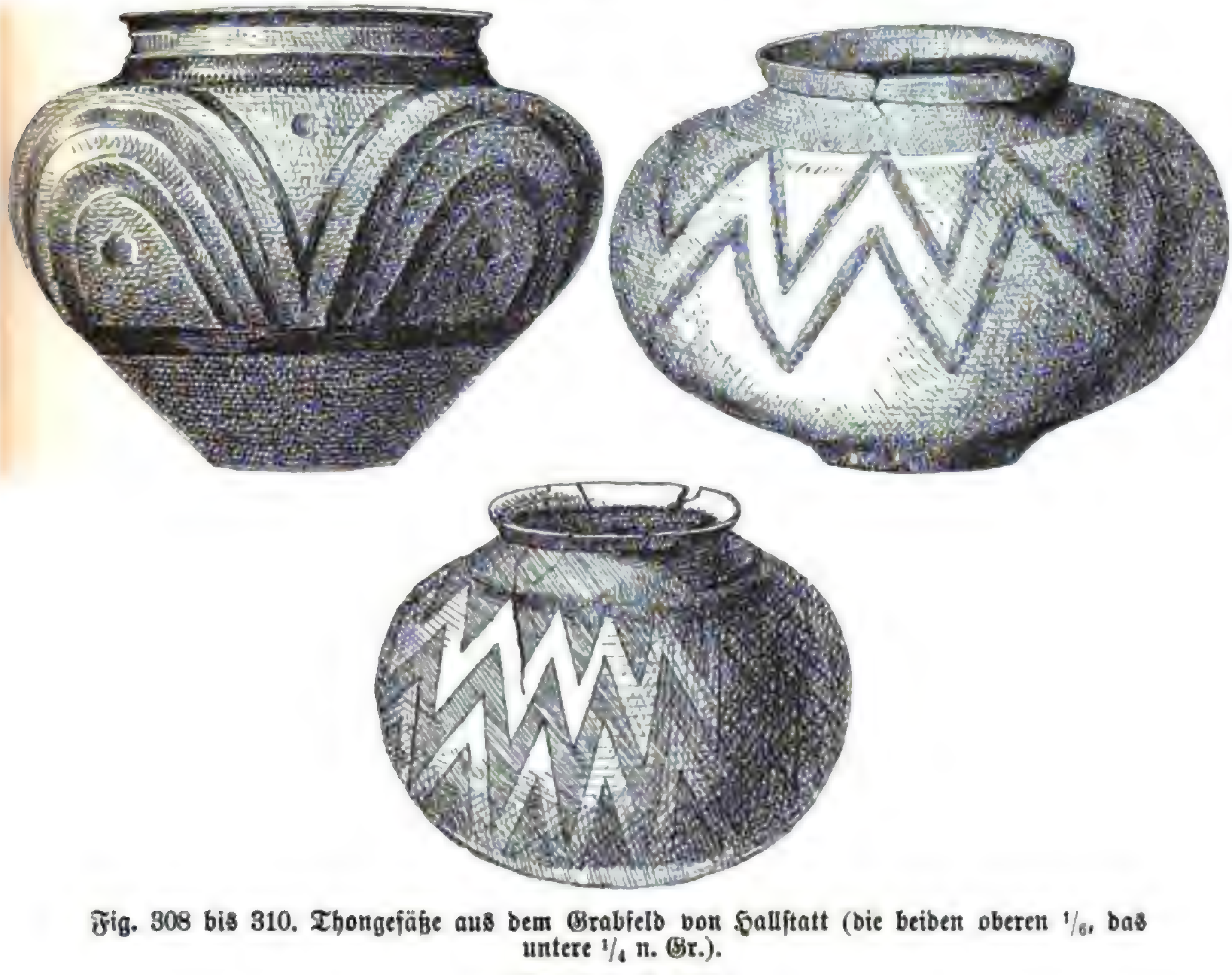


Fig. 308 bis 310. Thongefäße aus dem Grabfeld von Hallſtatt (die beiden oberen 1/6, das untere 1/4 n. Gr.).

(Text ſiehe S. 618.)

Bronzezeit nicht mehr zu verwechſelnder Geſtaltung. Eiſerne Flachbeile mit Aermchen. Bronzene kleine Aexte (Zier- oder Votivbeile) mit langer Tülle und figuralen Aufſätzen, welche die Stelle des Hammerknaufes der ungariſchen Zierbeile einnehmen. Bronzene und eiſerne Helme mit ringsumlaufender Krempe. Runde, genabelte Bronzeſcheiben, die von Panzern, aber auch von Helmen nach Art der krainiſchen Schüſſelhelme herrühren können.

2. Tracht- und Schmuckſtücke. Bronzene Gürtelbeſchläge, bronzene und eiſerne Gürtelſchließplatten und Haken. Die getriebene Ornamentation der Blechbeſchläge übertrifft an Reichthum und Mannigfaltigkeit ſelbſt den Muſtervorrath der gleichartigen Olympia-Bronzen. Runde Buckelchen und gerade oder gekrümmte Linien bilden Sterne, Roſetten, Rhomben, Kreuze, Gitter, Mäandroide, fortlaufende Bordüren oder kürzere Felder mit wechſelnder Decoration nach Art der Triglyphen und Metopen der doriſchen Architektur. Dazwiſchen erſcheinen, rein ornamental verwendet, Vögelchen, Männchen, Pferdchen, Reiter, reihenweiſe oder als Füllſchmuck eingeſetzt. Das ſtiliſirte Pflanzenornament fehlt durchaus. Manches erinnert an Motive des mykeniſchen Stiles, ſo die rhombiſchen Felder mit Doppelbuckel an jeder der vier Ecken; Anderes läßt ſeinen Urſprung aus der Ornamentik der europäiſchen Bronzezeit nicht verkennen. Trotz aller Zierlichkeit und Ueppigkeit fehlt es dieſer Kunſt an einem inneren Halt; ſie weiß die Fülle ihrer Motive nicht recht zu beherrſchen und man fühlt, es ſteckt mehr dahinter, als ſie zu zeigen vermag. Ebenſo vielgeſtaltig und abwechſelungsreich iſt die Form der Gehängeglieder, die an Gürteln, Fibeln u. dgl. in langen parallelen Kettchen herunterbaumelten und bei jeder Bewegung des Trägers ein dem Ohre angenehmes Rauſchen und leiſes Klappern hervorriefen. Es ſind Ringe, ſphäriſche Bommeln, flache oder hohle Blechdreiecke, Triangel, anker-, glöckchen- und knebelförmige Gebilde in mannigfachſter Combination und Variation. Auch die geſchlitzten, hohlgegoſſenen Bommeln, die wir von Olympia und Glaſinac her kennen, fehlen nicht. Unter den Fibeln iſt nahezu alles vertreten, was in der gleichnamigen Periode überhaupt vorkommt, namentlich zahlreich aber die Brillenfibel und die Sichel- oder Halbmondfibel, außen mit zahlreichen Kettchen, innen gewöhnlich mit ein paar Thierfiguren oder Spiraldisken geſchmückt. Eine ganze Reihe von Fibeltypen iſt im engſten Sinne hallſtättiſch und kommt außer dieſem Locale nirgends vor. In dieſen beſonderen, oft barocken Erfindungen offenbart ſich die Rückſicht auf ungemein anſpruchsvolle und verwöhnte Abnehmer, für welche die alten Bewohner dieſes reichen Bergwerksortes gehalten werden müſſen. Die Schmucknadeln ſind oft von rieſigen Dimenſionen, und außerdem ſchwelgt man in der Wiederholung der perlenförmigen Knöpfe, deren Reihe unten mit einer koniſchen Faltenwehr abſchließt, während die Spitze oft in einer zierlichen Bein- oder Bronzehülſe ſteckt. Andere Nadelformen (mit einfacher oder doppelter Spirale, mit Querbalken) weiſen in die reine Bronzezeit zurück. Die Entſtehung gewiſſer Hallſtatttypen geht ſicher auf die Nachahmung verſchiedenartig zuſammengeſetzter Schmuckſtücke in einfachem Bronzeguß zurück. So gleichen nicht nur die erwähnten Nadelköpfe reihenweiſe aufgeſteckten Perlen (und ſind zweifellos auch aus dieſem Grundtypus hervorgegangen), ſondern das Gleiche gilt auch von den mannigfach gerippten, geknoteten und gebuckelten Armringen, wie natürlich ebenſo von der „Watſcher" Knotenfibel. Die vorgeſchrittene Bronzetechnik bemächtigte ſich der Formen, welche vielleicht ſchon eine frühere Periode in primitiver Herſtellung ausgebildet hatte, und feſtigt ſie in ihrem unvergänglichen Material dergeſtalt, daß ſie uns heute als etwas durchaus Neues erſcheinen können. Aus Bernſtein finden wir zahlreiche dicke Ringe, flache und längliche Perlen, Perlenſchieber und Hülſen für Fibelbügel, Aehnliches auch aus Glas und Glasemail.

Aus Bronze ſind noch zahlreiche kleine Buckelchen (Zierknöpfe von Gürteln und Gewändern), dann Knöpfe und Röhrchen zum kreuzweiſen Durchziehen von Schnüren oder Riemchen bemerkenswerth. Auch durchbrochene Zierſcheiben, deren Muſter an die ſo häufigen Phalerä von Glaſinac erinnert, kommen vor. Aus Gold ſind Blechhülſen von koniſchen Schwertknäufen, Blechſcheiben und kleinere Gürtelplatten — im Ganzen recht wenig; und, wie mir ſcheint, iſt dies auch ein Beweis, daß man das verarbeitete Gold aus dem Süden bezog und nicht etwa das in den Tauern ſo reichlich vorhandene Rohmaterial ſelbſt gewann und formte.

3. **Werkzeuge und Geräthe.** Hier ſind anzuführen: bronzene geſchweifte und eiſerne, mit der Spitze nach abwärts gekrümmte Meſſer, breite gerade Haumeſſer, den Opfermeſſern der Prieſter in antiken Darſtellungen ähnlich; Klappmeſſer mit Beingriff, ſchön geformte Wetzſteine mit eiſernen Klammern und Ringen zum Anhängen, Bronzefeilen, Amboſſe, Nähnadeln, Bartzängelchen, Ohrlöffel und Kratzinſtrument (eine Garnitur, ganz wie an der Fibel von Eſte, Fig. 186, S. 431), Angelhaken und vieles Andere.

4. **Gefäße.** Der Zahl nach nehmen die großen koniſchen Bronzeeimer unbeſtritten den erſten Platz ein. Von einer ſolchen Situla ſtammt auch der oben (S. 570) erwähnte, figural verzierte Deckel. Andere Eimerdeckel und Ränder von flachen Schalen zeigen lebloſe Reihen ſymmetriſcher Thiergeſtalten (Pferde, Vögel). Aus dünnem Bronzeblech beſaß man ferner: Reifenciſten, Urnen mit doppeltkoniſchem oder ſphäriſchem Körper und mit einem Stachelgürtel an der Stelle des größten Umfanges, ſphäriſche Becken mit ſchön gravirten Rändern und verſchiedenartig — einmal als Kuhfigur — geformten Henkeln, Schöpfbecher mit weit wegſtehenden Handhaben, koſtbare, mit Ringen, Vögelchen, gekreuzten Stäben u. ſ. w. gezierte Unterſätze für runde Keſſel, Schalen mit hohen, zuweilen urnenförmig gegliederten oder mit Spangen verſtärkten Füßen. Faſt alle dieſe ſchönen und ſchwungvollen Typen kann man aus dem Hallſtätter Culturkreiſe, wenngleich nicht aus Hallſtatt ſelbſt, auch durch keramiſche Nachbildungen belegen, die freilich Manches von dem Reiz der Urbilder aufgeben mußten. Aus Hallſtatt ſelbſt iſt nur eine geringe Zahl von Thongefäßen erhalten; ſie ſind mit Graphit geſchwärzt oder roth und ſchwarz bemalt, mit bunten oder vertieften Ornamenten überzogen und im Ganzen nicht anders geformt und verziert als an den bisher betrachteten Fundſtellen. Kein einziges darunter iſt Drehſcheibenarbeit, während auf der Dammwieſe ſchon alle Töpfe, nicht nur die importirten, ſondern auch die einheimiſchen, aus Graphitmaſſe hergeſtellten, auf dem Rade gedreht ſind.

Als Gegenſtände, die ſchon durch ihr Material auf eine ſüdliche Urſprungszone hinweiſen, darf man einige Glasſchalen, Elfenbeinſachen und Meermuſcheln aus der Adria bezeichnen. Als baltiſch iſt der Hallſtätter Bernſtein beſtimmt worden. Reichthum und Prunkliebe ſind die hervorſtechendſten Merkmale der Bevölkerung, welche dieſe Schätze hinterlaſſen hat. Daß all der prachtvolle Beſitz aus dem Salze ſtammt, das man am Ort in unerſchöpflicher Fülle gewann, iſt ebenfalls nicht anzuzweifeln. Der Hallſtätter Salzberg war ein reicher Berg, wo alles zuſammenſtrömte, was in jener Zeit das äußere Leben ſchmückte und veredelte. Wie viel man etwa am Orte ſelbſt, mit den wenigen kleinen Werkzeugen, die hin und wieder in den Gräbern vorgekommen ſind, angefertigt haben mag, iſt nicht leicht zu ſagen, iſt aber auch keine Frage von großer Wichtigkeit. Der Möglichkeit muß hier ein ziemlicher Spielraum gelaſſen werden; denn die primitiven Induſtrien der Halbculturvölker vollbringen mit den beſcheidenſten Mitteln oft ſowohl quantitativ als qualitativ erſtaunliche Leiſtungen.

Wir haben es alſo hier wieder nur mit einer Miſchcultur vorwiegend fremder, ſüdlicher Provenienz zu thun. Und wie hätte es auch anders ſein können! Wer die Lage des Fundortes ins Auge faßt und ſich in die ferne Zeit zurückverſetzt, da jene Begrabenen noch im Lichte wandelten, da ihr Schmuck, ihre Waffen noch im Sonnenglanze, ihre Prunkgefäße im Strahle des Herdfeuers funkelten, der mag ſich im Geiſte ausmalen, wie einſt Karawanen erzbeladener Saumthiere den ſteilen gewundenen Pfad zur Berghöhe emporkeuchten, um nach kurzer Raſt, mit Salzſäcken beſchwert, wieder des Weges zu ziehen; aber er wird ſich nicht vorſtellen können, daß hier ein Mittelpunkt für neue künſtleriſche und techniſche Erfindungen beſtanden habe. Das wäre gegen alle Analogie. Wie es in ſolchen Fällen üblich iſt, wird man aus der einen Gegend mit Vorliebe dieſen, aus der anderen jenen Artikel im Tauſchwege gegen das von allen Seiten begehrte Rohproduct genommen haben. So bezog man die getriebenen Bronzegefäße vielleicht ausſchließlich aus Italien, während wir die Guß- und Schmiedeſtätten der Metallwaffen möglicherweiſe ganz anderswo zu ſuchen haben. Die kleinen gehörnten Thierfiguren aus Bronze und manches Andere hat ſo große Aehnlichkeit mit den älteſten Votivgegenſtänden aus der Altis zu Olympia, daß wir einen directen Verkehr mit der Balkanhalbinſel nicht für ausgeſchloſſen halten möchten. Nach Südoſten, nicht nach Südweſten, weiſen die ſo maſſenhaft vorkommenden Doppelſpiralfibeln, namentlich aber die Form mit zwei gekreuzten Paaren von Spiraldiſken, dann die halbkreisförmigen Bogenfibeln mit „Fußſchleife“ und manches Andere, was auf der Balkanhalbinſel und in den Oſtalpen, nicht aber in Ober-Italien, vorkommt. Derſelben Strömung mag noch Verſchiedenes angehören, was man jetzt, wegen Mangels an ausreichenden ſüdländiſchen Parallelen, nordalpiner Erfindung zurechnet.

Dabei werden wir uns aber doch immer zu erinnern haben, daß die Hallſtattcultur und die letzte Entwickelung der reinen Bronzezeit räumlich getrennte, aber zum Theil gleichzeitige Culturphaſen vorſtellen. Es würde ſich mit unſerer Auffaſſung der entwickelten mittel- und nordeuropäiſchen Bronzezeit ſchlecht vereinigen laſſen, wenn wir nicht einen erheblichen Bruchtheil jenes Formengemenges der localen Induſtrie und dem Einfluſſe der mitteleuropäiſchen Bronzecultur zuſchreiben wollten. Die Auseinanderlegung all dieſer Elemente iſt aber noch zu wenig vorgeſchritten, als daß wir ſie hier, wo uns ſchon der beſchränkte Raum ein Hinabſteigen in die Einzelheiten verbietet, auch nur andeutungsweiſe verſuchen könnten.

Wir müſſen jetzt der Hauptachſe des Welttheiles folgen, wenn wir die Hallſtattcultur in ihrer *weſtlichen Ausbreitung* kennen lernen wollen. Wir finden ſie vertreten in Ober- und Nieder-Bayern, dann nördlich von dieſem Gebiet in Ober-Franken und ſüdlich davon in Tirol, ferner in Baden und Württemberg, ſowie nördlich davon in Heſſen und ſüdlich in der Schweiz, endlich im Elſaß und in Frankreich. Dieſe Zone umfaßt zumeiſt das nördliche Vorland der Alpen und reicht jenſeits der Donau bis zum Rhön und dem Thüringer Walde. Ueber den deutſchen Mittelgebirgszug hinaus hat ſie, nach Tiſchler's Ausdruck, nur ſchüchtern ihre Fühler vorgeſtreckt.

Beſonders zahlreiche Funde ſind jüngſt in Ober-Bayern, in Hügelgräbern zwiſchen dem Ammer und dem Staffelſee ſüdweſtlich von München gemacht worden. Stundenweit erſtrecken ſich hier nach Naue's Unterſuchungen die Tumulusgruppen, und es finden ſich, wie im ſüdlichen Böhmen, ſolche, welche der reinen Bronzezeit angehören, neben anderen rein hallſtättiſchen Charakters. Erſtere Tumuli ſollen ſieben, die letzteren ſechszehn Gruppen bilden, daneben ſollen drei Uebergangsgruppen vorhanden ſein, was wieder einen Unterſchied von den bei Pilſen beobachteten Erſcheinungen darſtellen würde. Neun Gruppen ſollen endlich einer mit La Tène-Sachen gemiſchten, ſpäthallſtättiſchen Schicht angehören, während die reine La Tène-Periode und die Römerzeit nur durch Nachbeſtattungen in älteren Grabhügeln vertreten iſt.

Gegenüber den Flachgräbern Hallſtatts erſcheinen die oberbayeriſchen Tumuli, bei aller Aehnlichkeit der Beigaben, wieder entſchieden arm ausgeſtattet. Vielleicht dürfen wir ſagen: ſo hat dieſe Cultur dort ausgeſehen, wo ſie ſich weder auf ein vielbegehrtes ſeltenes Bodenproduct, wie in Hallſtatt, noch, wie in mancher Gegend Krains, auf die Nähe vielbetretener Handelswege, ſondern lediglich auf den Ackerbau und die Viehzucht ſtützen konnte. Da ſind die fremden, koſtbaren Erzeugniſſe natürlich ſeltener, und gewiſſe, beſonders prunkhafte Formen von umfangreichen Fibeln, Gürtelgehängen u. ſ. w. fehlen überhaupt gänzlich.

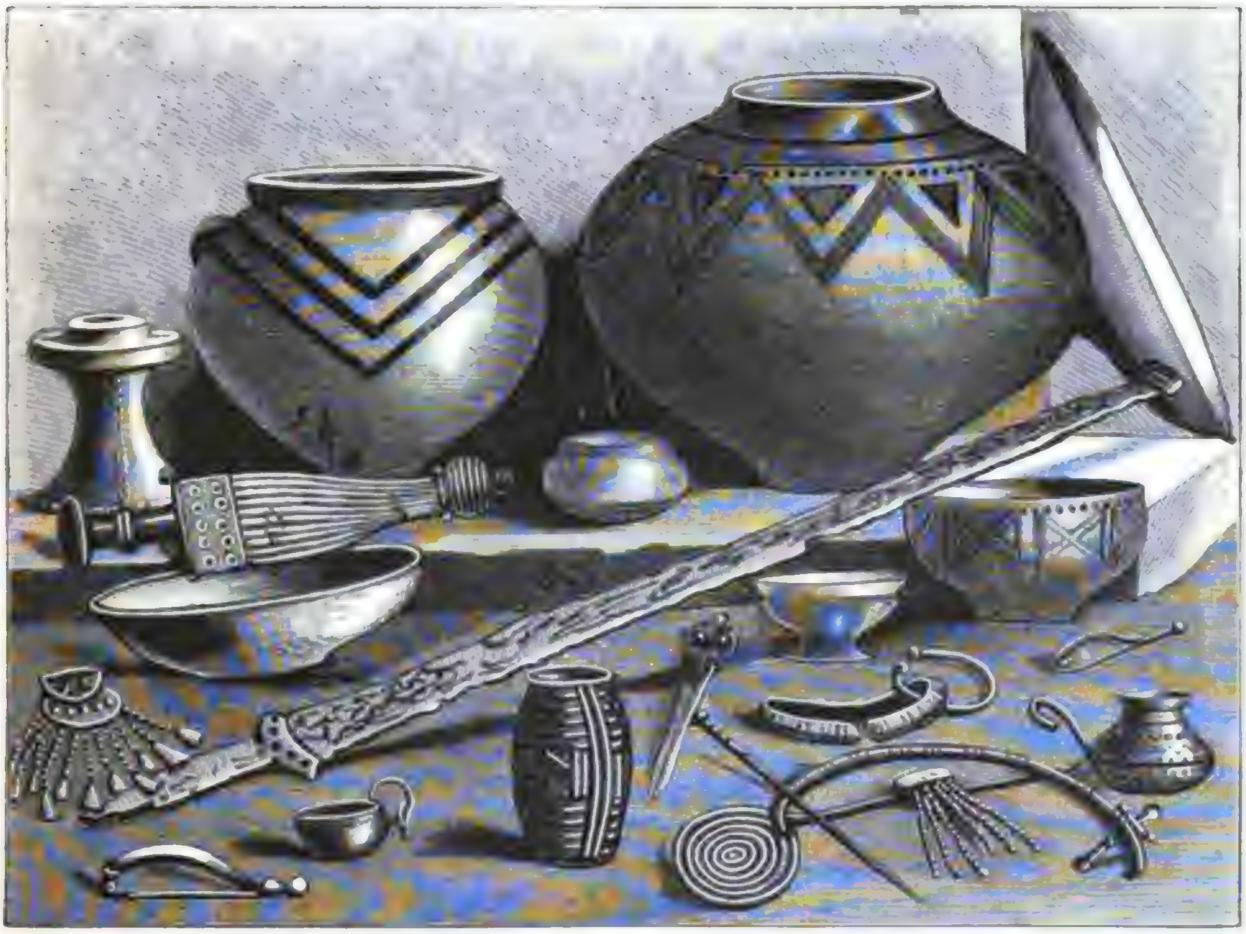


Fig. 311. Funde aus oberbayeriſchen Hügelgräbern.
(Text ſiehe S. 624.)

In den Grabhügeln der Bronzezeit (anfangs Leichenbeſtattung, ſpäter Leichenbrand) findet man meiſt eine Urne und eine Schale, dann hin und wieder Schwerter, Gürtelbleche mit eingeſchlagenen Spiralreihen, große Nadeln mit Spiraldisken und eigenthümliche Kopfringe mit Haken und Oeſen. In einer jüngeren Phaſe derſelben Zeit werden die vertieften Ornamente der Thongefäße mit weißer Maſſe ausgefüllt. In der älteren Hallſtattperiode (vorherrſchend Leichenbrand) ſind, wie es auch in Hallſtatt und anderwärts vereinzelt conſtatirt wurde, 21mal junge Eber neben den

Todten beſtattet worden. Aus Eiſen finden ſich Nadeln, Meſſer, Schwerter, deren Griffe mit Bronzenägeln beſetzt ſind. Die Beigefäße (bis zu ſieben und acht Stück) ſind häufig ſchön ſchwarz und roth bemalt und außerdem noch, wie ſo häufig in den öſtlicheren Grabhügeln derſelben Zeit, vertiefte Theile des Ornamentes durch eingelegtes Weiß hervorgehoben.

In der jüngeren Hallſtattperiode erſcheinen geſtanzte Gürtelbleche, mannigfach geformte Fibeln und Beigefäße (bis zu 10 Stück in jedem Grabe), noch mehr Eiſen als früher und zuweilen auch Ueberreſte großer Wagen. Dann folgt ein Verfallsſtadium, aus welchem faſt nur Thongefäßfunde zu verzeichnen ſind. Fig. 311, S. 623, zeigt uns eine Anzahl Funde aus den hallſtättiſchen Hügelgräbern zwiſchen Ammer- und Staffelſee.

Blicken wir von dieſem fundreichen Nekropolengebiete, dem zwiſchen Lech und Iſar gelegenen Theile des ſpäteren Vindelicien, nach Süden hin auf die mächtig emporgethürmten Bergwände Rhätiens, ſo zeigt ſich neben der gründlichen Verſchiedenheit der Bodenbildung auch ein nicht minder tiefgehender archäologiſcher Unterſchied.

Nichts iſt natürlicher, als daß die Bewohner flacher Gegenden ihre Todten gern durch hochragende, weithin ſichtbare Grabhügel ehren werden, während an den ſchrägen Halden enger Gebirgsthäler dieſe Flachlandſitte keinen Raum findet. Hier iſt nicht nur die Erdbewegung des Tumulusbaues ſchwieriger, der Erfolg in ſeinem Beſtande unſicherer; — vor Allem iſt der Zweck des weithin ſichtbaren Denkmales hier in Bergesmitte einfach unerreichbar. Darum finden wir die ausgezeichnetſten Ueberreſte der Hallſtattperiode an dem Orte ſelbſt, der dieſer Culturphaſe den Namen gab, in Flachgräbern; in Niederöſterreich und Ober-Bayern erheben wir ſie jedoch aus Tumulis. Auf dieſen Unterſchied ſollte alſo kein Gewicht gelegt werden.

Auch im Süden von Vindelicien, am Fuß der Vorberge Rhätiens, hören die Tumuli gänzlich auf. Im rhätiſchen Innthale finden ſich nur Flachgräber (Völs und Hötting bei Innsbruck). Wichtiger ſind die Unterſchiede im Gräberinventar dieſer beiden Landſchaften. Während wir in den oberbayeriſchen Hügelgräbern die ſcharf ausgeprägte Hallſtattcultur der Oſtalpen wieder antreffen, iſt dieſe Stufe in Tirol nicht ſehr reichlich vertreten. Bemerkenswerth ſind die abweichenden Formen und Verzierungen der (nur einfarbigen) Thongefäße und die Seltenheit der Fibeln, ſtatt welcher vorwiegend lange Gewandnadeln erſcheinen. Dagegen tritt uns in den Bronzefunden des Innthales, noch entſchiedener aber am Brenner Paß, in Sonnenburg, Matrei, Steinach, der Einfluß des italiſchen Importes entgegen.

Die Thäler dieſes Landestheiles ſind nach Süden geöffnet, die alte Bevölkerung ſoll der etruskiſchen verwandt geweſen ſein. Das erklärt die ſtarke Abhängigkeit Süd-Tirols von der Apenninhalbinſel. In der Nekropole von Pfatten (Vadena) zwiſchen der Etſch und den Porphyrwänden des Mittelberges bei Bozen iſt das italiſche Element grundlegend vertreten. Dieſes Gräberfeld reicht aus der reinen Bronzezeit bis ins 4. Jahrhundert herab; keltiſch iſt nur die Form einiger Fibeln. Dagegen führt uns die Nekropole von Mechel (Meclo) im Nonsthale mit einem immer breiter werdenden Strome von Formen aus der Hallſtätter durch die La Tène-Periode bis in die römiſche Zeit. Fig. 312, S. 625, ſind Fibelfunde aus dieſen Flachgräbern, nur das Stück links oben gehört dem hallſtättiſchen Theile derſelben an, die übrigen ſind keltiſch und römiſch. Eine eigenthümliche Zuſammenſetzung aus römiſchen und galliſchen Waffenſtücken mit figural verzierten Bronzen hallſtättiſchen Charakters zeigt der Fund vom Tſchegglberge unweit Moritzing bei

Bozen; etwas einheitlicher iſt der Depotfund von Obervintl im Puſterthale. Dieſer Unterſchied Tirols von Krain, Steiermark, Nieder- und Oberöſterreich ꝛc. lehrt uns doch, die Hallſtätter Cultur, wie ſie ſich in der donauländiſchen Zone zeigt, als etwas Anderes auffaſſen, denn als ein bloß nach dem Norden verpflanztes italiſches Gewächs, wie es ſpäter die römiſche Cultur an der Donau- und Rheingrenze geweſen iſt.

Nördlich von Ober-Bayern finden wir echte Hallſtattſachen in den Sammlungen der hiſtoriſchen Vereine zu Landshut und Regensburg; Grabhügelfunde aus Baden (Gürtelbleche, halbkreisförmige und Schlangenfibeln, Bronzeſchwerter und Scheiden mit geflügelten Ortbändern, Nadeln, Armringe u. ſ. w.) enthält die großherzogliche Staats-Alterthümerſammlung zu Karlsruhe, Gleichalteriges aus Württemberg (Eiſendolche in Bronzeſcheiden, halbmondförmige Fibeln mit Kettchen und Klepperblechen, Schlangen- und Paukenfibeln ꝛc.) das königliche Muſeum vaterländiſcher Alterthümer zu Stuttgart. In den zahlreichen Hügelgräbern Südweſt-Deutſchlands überwiegen die jüngeren Hallſtattformen, eine ſehr einleuchtende Parallel-Erſcheinung zu dem Vorherrſchen der mittleren und jüngſten La Tène-Typen im öſtlichen Alpengebiet. Einige jener Tumuli ſind mit Recht als „Fürſtengräber“ berühmt geworden. So die Hügelchen Klein-Aspergle und Belremiſe bei Ludwigsburg und andere bei Hunderſingen, ebenfalls in Württemberg. Es ſind gewaltige Erdanhäufungen, und man fand in denſelben die Reſte von Männern und Frauen mit Golddiademen, goldenen Armbändern, Prunkwagen, italiſchen Bronzegefäßen, griechiſchen, rothbemalten und theilweiſe vergoldeten Schalen, ſowie

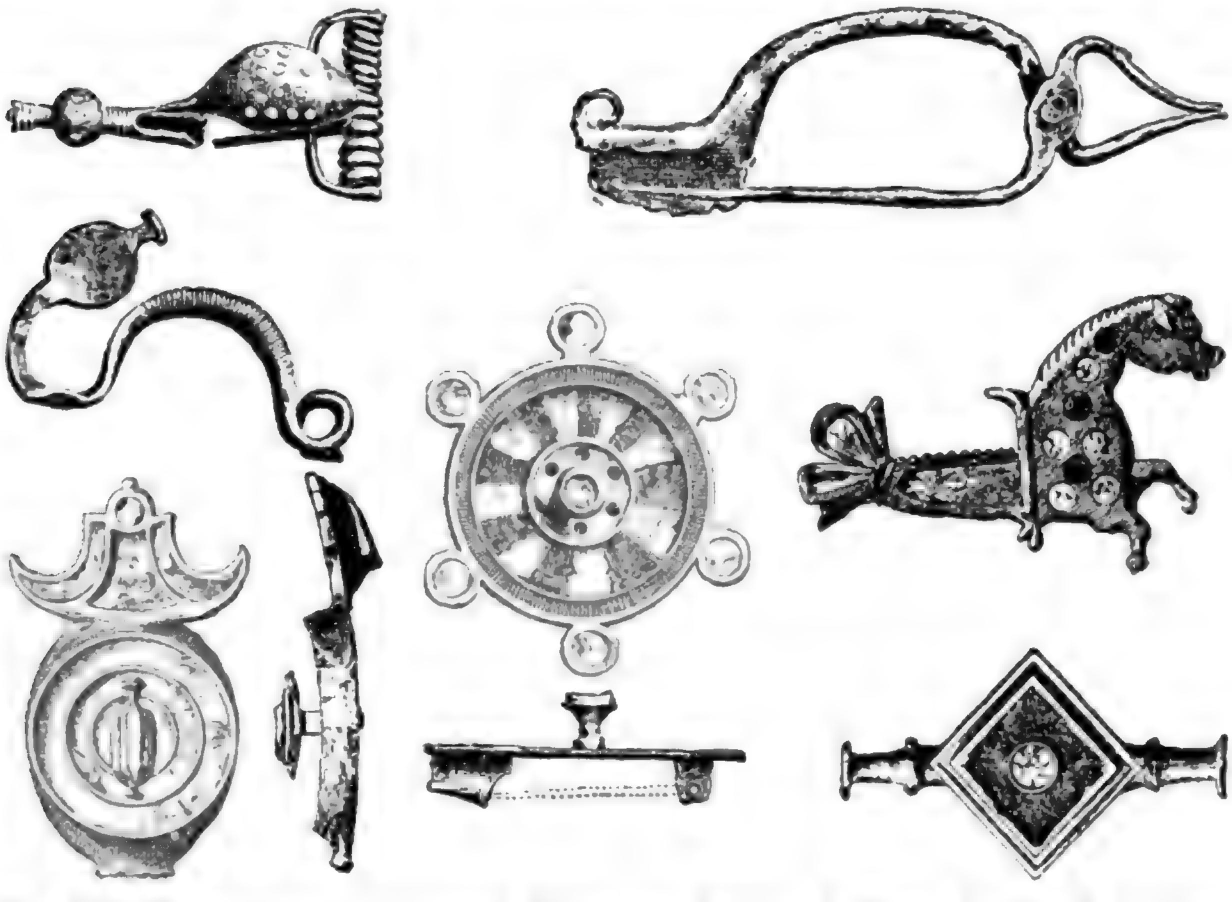


Fig. 312. Schmuckſachen verſchiedenen Alters aus Gräbern in Meclo (Nonsthal) in Tirol. (Text ſiehe S. 624.)

vieles Andere. Die griechiſchen Thongefäße geben einen ſicheren chronologiſchen Anhaltspunkt, wonach wir die betreffenden Gräber an das äußerſte Ende der Hallſtattperiode (um 400 vor Chriſto) und keinesfalls früher anſetzen dürfen.

In Frankreich ſind die Franche-Comté und Burgund überaus reich an Denkmälern der erſten Eiſenzeit. Im Alterthümermuſeum zu Beſançon findet man aus Tumulis der Departements Doubs und Jura Bronzegehänge mit kugeligen geſchlitzten Bommeln, welche denen aus der Byčiſkála, aus Prozor, Glaſinac und Olympia ganz ähnlich ſind. Nach Tiſchler's Studien gliedert ſich die Hallſtattperiode Frankreichs deutlich in zwei Abſchnitte. Aus der älteren findet der Genannte mehrere Hügel in der Côte d'or (bei Magny, Lambert, Cosne) beſonders wichtig. Hier fanden ſich: das lange Hallſtätter Eiſenſchwert von der Form der Bronzezeitſchwerter, das bronzene Raſirmeſſer mit doppelter Schneide, die ältere italiſche Bronzeciſte mit breiten Zonen zwiſchen den Rippen (Cordoni), die breiten Armſpiralſchienen mit Spiraldisken an den beiden Enden u. ſ. w., alſo eine Miſchung des Inventars von Hallſtatt (älterer Theil), der älteren eiſenzeitlichen Nekropolen Italiens und der jüngeren (entwickelten) Schweizer Pfahlbau-Bronzeperiode. Die jüngere Hallſtattperiode zeigt nach Tiſchler in Frankreich dieſelben Gräber, die wir aus Süd-Deutſchland und der Schweiz kennen, und deren Glanzpunkt die Fürſtengräber von Ludwigsburg und Hunderſingen bilden: „dieſelben meiſt vierräderigen Wagen mit winkelig gebogenen Radreifen, welche die Felgen etwas umfaſſen, die Golddiademe und Armringe, die prachtvollen gepreßten Gürtelbleche, die ſich in den Muſeen von Beſançon, Lon le Saunier (aus Franche-Comté), Hagenau (Elſaß) in denſelben Formen finden wie in Bern, Karlsruhe, Stuttgart, Sigmaringen, Hallſtatt; die Paukenfibeln, einfachen Schlangenfibeln, Dolche mit Hufeiſengriff u. ſ. w. Dies ergiebt ein, das weſtliche Mittel-Frankreich, die Schweiz, Südweſt-Deutſchland umfaſſendes, durchaus einheitliches Gebiet — in das nun aber auch die vorher (im „bel-âge du bronze") einen Sonderſtandpunkt einnehmende Schweiz getreten iſt — während im öſtlichen Alpengebiete (Hallſtatt bis Krain) beſondere fremde Elemente hinzukommen. Hier tritt um dieſe Zeit die Certoſafibel in verſchiedenen Modificationen auf, welche dem Weſten (mit einzelnen Ausnahmen in der Schweiz) ganz fremd zu ſein ſcheint."

Auf der Suche nach dem Schlachtfeld von Aleſia, wo Cäſar den Widerſtand der Gallier für alle Zeit brach — erkannt wurde die verhängnißvolle Stätte bei Aliſe-St.-Reine auf dem Mont Auxois (Côte d'or) — hat man auch eine große Zahl von Grabhügeln erforſcht, die auf den Plateaux von Alaiſe und Amancey in der Franche-Comté lagen. Es ſollen dort an 20.000 Tumuli vorhanden ſein, alſo eine Art weſtliches Gegenſtück zu dem Grabhügelgebiet von Glaſinac in Bosnien. Man glaubte, daß dort die Gefallenen beider Heere, des römiſchen wie des galliſchen, beſtattet worden ſeien. Heute weiß man es freilich beſſer. Jene Grabhügel gehören der Uebergangszeit von der Hallſtatt- zur La Tène-Periode an, ſind alſo um Jahrhunderte älter als Vercingetorix und ſein Beſieger, enthielten aber allerdings aus Nachbeſtattungen auch einige römiſche Sachen. Wie jene beiden Perioden ineinander übergehen, ob ſie eine Weile gleichzeitig nebeneinander herlaufen oder ob eine die andere ablöſt, dieſe Fragen ſind nach Tiſchler durch die bisherigen Grabungen noch nicht genügend aufgeklärt.

Ernſt Chantre hat in ſeinem großen Werke über die Flach- und Hügelgräber der erſten Eiſenzeit im Rhonebecken ebenfalls gezeigt, wie jene Denkmäler theilweiſe einer älteren Stufe angehören, welche noch auf das Bronzealter zurückweiſt, theilweiſe dagegen aus einer jüngeren Periode ſtammen, welche der ſpecifiſch-galliſchen Culturſtufe näher liegt und ſchon den Uebergang zur La Tène-Zeit bildet.

Zu den Typen der erſteren Stufe rechnet Chantre: die Bogenfibel, den offenen Halsring, das Raſirmeſſer, das Bronzeſchwert mit breiter Griffzunge und mit Volutenknauf, gewiſſe getriebene Bronzeblecharbeiten, Thierdarſtellungen, Objecte mit der Svaſtika, dann ſolche aus Gold, Bernſtein, Gagat und Glas, endlich mit Eiſen verzierte Bronze- und mit Zinn verzierte Thonſachen. Zu der jüngeren Formenreihe zählt er dagegen: Kahnfibeln, hohle Bronze- und Lignitarmbänder, verzierte Gürtelbeſchläge und Gefäße aus Bronze, Werkzeuge und Waffen aus Eiſen.

Für die Ermittelung des Weges, auf welchem dieſe Cultur ins Rhonethal gelangt iſt, ſind die analogen Funde anderer Länder von Wichtigkeit. Dieſelben weiſen einerſeits ins Rhein- und Donaugebiet, andererſeits über die Alpen nach Italien. Die Schwerter mit Volutenknauf, die getriebenen Armbänder und Gürtelbeſchläge findet man in der erſteren Richtung häufig wieder, dagegen fehlt das bronzene Raſirmeſſer, welches in den burgundiſchen Tumulis ſo häufig vorkommt, faſt vollſtändig nicht nur in den Hügelgräbern der Franche-Comté, des Juradepartements und der Schweiz, ſondern auch im Rhein-Donaugebiet und in den Nekropolen der öſtlichen Alpenländer. Den Urſprung dieſes Typus hätten wir nach Chantre in Italien zu ſuchen, wo er zuerſt in Pfahlbauten und Terramaren, dann in den älteſten Nekropolen von Bologna und Etrurien auftritt. Außerhalb dieſes Gebietes erſcheint er nur vereinzelt in Tirol (Stadlerhof bei Kaltern); in Deutſchland und weiter nördlich tritt derſelbe Gegenſtand unter anderen Formen auf und gehört dort dem Bronzealter an. Die franzöſiſchen Hallſtattfibeln ſind theils rhein- und donauländiſche, theils italiſche Typen. Im Allgemeinen hält Chantre die Formen, welchen man donauländiſchen Urſprung zuerkennen möchte, für jünger, während andererſeits jene, die man in den Nekropolen Italiens, namentlich der Lombardei, wieder antrifft, in Frankreich regelmäßig aus Gräbern ſtammen, deren ganzer Inhalt das Morgenroth des erſten Eiſenalters ankündigt. Das hat auch viel innere Wahrſcheinlichkeit. Der Uebergang der neuen Cultur aus dem Po- in das Rhonebecken koſtete viel weniger Zeit, als der Transport derſelben um den ganzen Nordrand der Alpenkette, wobei noch in Anſchlag zu bringen iſt, daß ſich die hallſtättiſche Miſchcultur, wie wir ſie in der donauländiſchen Zone kennen gelernt haben, naturgemäß in langſamerem Tempo entwickelte, als ihre Mutter in den geſegneten Fluren Italiens.

Nach Spanien, wo die älteſte Metallzeit reichlich genug vertreten iſt und wo auch die jüngere La Tène-Periode hinlängliche Spuren hinterlaſſen, hat die Hallſtattcultur nicht hinübergegriffen. Wenn es — ſicher nicht ohne große Einſchränkung — wahr iſt, daß Hannibal auf ſeinen Zügen durch Spanien, Gallien und Helvetien faſt nur Kupfer- oder Bronzewaffen vorfand (Ritter, Erdkunde, II, S. 796), ſo müſſen die unbotmäßigen Bergvölker in dieſen Ländern noch gegen das Ende des 3. Jahrhunderts vor Chriſto Wehr und Geräthſchaften im Stil einer längſtvergangenen Zeit beſeſſen haben. Das ſcheint auch Strabo zu beſtätigen, wenn er von den Ligurern des Seealpengebietes ſogar noch im 1. Jahrhundert nach Chriſto ſagt: „Sie dienen nicht gern zu Pferd“ (im Gegenſatz zu den Galliern); „dagegen ſind ſie gute, ſchwer- oder leichtbewaffnete Fußſoldaten. Daher, daß ſie eherne Spitzen an ihren Lanzen haben, hat man beweiſen wollen, daß ſie Griechen ſeien.“ Auch dieſe Bemerkung ſtellt ſie in einen Contraſt zu den eiſenbereitenden und Eiſen als Schmuck und Waffe führenden Kelten.

Dennoch fehlt es auch auf der Pyrenäenhalbinſel nicht an Spuren jener Elemente, welche anderwärts zur Ausbildung der Hallſtattcultur weſentlich beigetragen haben. So hat uns Cartailhac in ſeinem Werke über die vorgeſchichtlichen Zeiten Spaniens und Portugals mit einem intereſſanten Funde aus Cacérès (Eſtremadura) bekannt gemacht. Es ſind dies fünf Goldblechfragmente mit eingeſtanzter Repouſſéarbeit, ziemlich gleichförmige Bruchſtücke von einem Gürtelbeſchlage oder dergleichen. Das eine Ende zeigt den ἄμπυξ δίπλαξ, d. h. zwei in entgegengeſetzter Richtung um eine Punktreihe geſchlungene Wellenlinien, dasſelbe Ornament, welche die figurale Darſtellung auf dem Watſcher Gürtelblech umſchließt. Dann folgen der Länge nach zwei Figurenreihen, welche ganz in der lebloſen ſymmetriſchen Weiſe der oben erwähnten figuralen Darſtellungen auf Hallſtätter Bronzeblechen aus ſpeerſchwingenden Reitern und Fußgängern, welche große Metallgefäße oder verſchiedene Waffen tragen, zuſammengeſetzt ſind; Punktreihen und allerlei Thierfiguren dienen als Füllſchmuck. Es iſt vielleicht libophönikiſche Arbeit.

Wenn ſich, wie es heute allerdings den Anſchein hat, die Hallſtattcultur in Spanien nicht einbürgern konnte, obwohl ihr nicht etwa eine frühe, aus ſüdlichen Einflüſſen hervorgegangene Eiſencultur anderer Art im Wege geſtanden wäre, ſo möchte ich das als eine indirecte Beſtätigung der oben vorgetragenen Anſichten über den Urſprung der Hallſtattcultur auffaſſen. Wir haben in dieſer dunklen Frage auf die Balkanhalbinſel und die im Norden und Nordoſten an dieſelbe angrenzende Zone das größte Gewicht gelegt. Die ſüdmittelländiſche Zone — Aegypten, Phönikien u. ſ. w. — ſteht der ſpecifiſchen Hallſtattcultur, als einem vorwiegend europäiſchen Gewächs, fremd gegenüber. Spanien blieb unter allen Gliedern Europas mit jener ſüdmediterranen Zone am längſten eng verbunden, es liegt der erſten Heimſtätte der Hallſtattcultur am fernſten, und wir werden uns daher nicht wundern, wenn das Urtheil, welches die Fundthatſachen auf dieſem Gebiete heute ausſprechen, auch in der Folgezeit keine weſentliche Aenderung erleidet.

Neuntes Capitel.

La Tène-Periode. Römerzeit. Völkerwanderung.

> „Und wieder ſchwankt die ernſte Wage,
> Der alte Kampf belebt ſich neu;
> Jetzt kommen erſt die rechten Tage,
> Wo Korn ſich ſondern wird von Spreu.“
>
> Uhland.

1. Einleitung. Die Kelten.

Mit der Hallſtattperiode ſchließen wir die ausführlichere Betrachtung der menſchlichen Urgeſchichte. Sie hat uns bis über die Mitte des letzten Jahrtauſends vor Chriſto geführt. Was noch folgt, ſoll in einem raſchen Ueberblick mehr angedeutet, als umfaſſend dargeſtellt werden. Unter der Hand, welche es unternimmt, den gegenwärtigen Stand der prähiſtoriſchen Erkenntniß nachzuzeichnen, verengern ſich immer mehr und mehr die Kreiſe, in welchen die Erſcheinungen ſich bisher als organiſch zuſammenhängend geoffenbart haben. Das Gebiet der altweltlichen Bronzecultur reicht weiter als das der erſten Eiſenzeit, dieſes weiter als das Gebiet der La Tène-Cultur, und in dieſer Beſchränkung der Culturkreiſe zeigt ſich bereits, daß wir uns auch im Norden der Geſchichte nähern, dem Bereiche des mehr und mehr individualiſirten Fortſchrittes. Wir eilen jetzt den Grundlagen der neueren Civiliſation Europas entgegen und werden uns vorwiegend mit den Nordvölkern unſeres Continents zu beſchäftigen haben. Dieſe ſind durch einen Proceß, der ſich nicht in ſo ſcharfen Umriſſen zeigt, wie die Uebertragung orientaliſcher Cultur auf europäiſchen Boden, erſt in der zweiten Hälfte des Jahrtauſends in den Beſitz einer Eiſencultur gelangt und, ſo gerüſtet, aus ihrem Dunkel hervorgetreten. Dort, jenſeits des Rheins und der Donau, an den Küſten der Nord- und der Oſtſee, finden wir germaniſche Stämme, berufen, der Welt den Stempel einer neuen, ernſteren Eigenart aufzudrücken und, über die Trümmer der keltiſchen und der illyriſchen Nation hinwegſchreitend, dem Süden, mit dem Panier der Weltmacht — nicht ſogleich, aber in nothwendiger Folge — auch die Führung auf geiſtigem Gebiete zu entreißen.

Das iſt die tiefe und mächtige Bedeutung, die den jüngſten prähiſtoriſchen Funden auf den Bergmatten und Flachgefilden Mittel- und Nord-Europas innewohnt. Die Uebertragung vorgeſchrittener ſüdlicher Culturen nach nördlicheren Zonen hat zu ſehr verſchiedenen Zielen geführt — immer aber ſind es die höchſten, zu welchen die europäiſche Menſchheit in der alten wie in der neuen Zeit überhaupt gelangt iſt. Wir verſuchen nun den Hergang der Dinge, ſo weit er ſich in der Prähiſtorie abſpielt und bis jetzt erkannt iſt, in den Hauptumriſſen darzuſtellen.

Die Cultur des Alterthums hat ſich auf ihrem eigenen Gebiete, im Mittelmeerbecken, von Oſt nach Weſt bewegt. Ihre ſeitlichen Ausſtrahlungen gingen in verſchiedenen Richtungen nach Norden; aber ihre Hauptbewegung folgte der großen Achſe des inneren Meeres. Dieſem Hergang entſprechend, finden wir von den Völkern des compacten europäiſchen Feſtlandkörpers, von jenen Völkern, die wir, den Bewohnern der claſſiſchen Halbinſeln gegenüber, als Nordvölker oder Barbaren zu bezeichnen gewohnt ſind, zuerſt die öſtlichen durch Antriebe, die vom Süden ausgegangen ſind, in höhere Evolution verſetzt. Dieſe prähiſtoriſche Culturbewegung, welche zum größten Theil in die frühere Hälfte des Jahrtauſends, alſo gleichzeitig mit der erſten Entwickelung der claſſiſchen Civiliſation der Griechen fällt, haben wir im vorigen Capitel geſchildert. In den letzten Jahrhunderten vor Chriſti Geburt und vor der Eroberung der weſtrheiniſchen und der Süd-Donauländer durch Cäſar und ſein Geſchlecht, alſo während des erſten Aufſchwunges der Römermacht, finden wir eine andere, noch nicht politiſch von den Südvölkern beeinflußte Culturevolution im Gange. Dieſe geht, entſprechend dem räumlichen Fortſchritte der antiken Cultur, vom Weſten aus. Wurde jene erſtere von Völkern getragen, unter welchen wir aus Mittel-Europa nur Bruchtheile des weitverbreiteten illyriſchen Stammes mit Namen nennen können, und iſt ſie dann von Volk zu Volk — in viel kräftigeren Protuberanzen nach Weſten zu den Kelten, als nach Norden zu den Germanen — fortgepflanzt worden, ſo geſchieht jetzt nahezu das Umgekehrte. Die Kelten, deren Land Gallien einer höher entwickelten mittelländiſchen Cultur, wenn dieſelbe einmal im weſtlichen Mediterranbecken heimiſch war, vollkommen offen ſtand, haben lange vor ihrer Unterjochung durch die Römer auf unbekannten, aber vielleicht noch erſchließbaren Wegen neue Cultureinflüſſe empfangen und ausgebildet, welche ſie, an Volkszahl in einem reichen, glücklichen Lande und nicht zuletzt auch durch jenen höheren Culturbeſitz erſtarkt, auf ihren Wander- und Eroberungszügen nach Oſten trugen.

Aber auch unabhängig von der Waffenmacht und Abenteuerluſt der keltiſchen Nation iſt dieſe neue Cultur friedlich fortgeſchritten und hat ſich zu Germanen, welche nie die Schärfe des keltiſchen Schwertes erprobten, Germanen Nord-Deutſchlands und Skandinaviens, weitergepflanzt. Hier war es ihr beſchieden, das Werk zu vollenden, welches die Hallſtattcultur nur in einzelnen Landſtrichen (Poſen, Weſtpreußen) zu Wege gebracht hat: der reinen Bronzezeit ein Ende zu machen und eine Eiſencultur an ihre Stelle zu ſetzen.

So ſind die Kelten Mittel-Europas gleichſam das ſchattenhafte, prähiſtoriſche Abbild der Römer, ſo wie die Illyrier dasjenige der Griechen geweſen ſind. Von den Geſtaden des Atlantiſchen bis zu denen des Schwarzen Meeres und von den Ufern des Po bis zu denen der Nord- und Oſtſee haben theils ſie ſelbſt, theils die Wirkungen ihrer geſchichtlichen Rolle die La Tène-Cultur zur Herrſchaft gebracht. Es iſt die letzte vorrömiſche, die letzte prähiſtoriſche Culturſtufe Mittel- und Nord-Europas, und die Geſchichtsforſcher haben alle Urſache, ſich um dieſelbe zu kümmern, ſo wie ſie auch die Hallſtattcultur ohne merklichen Schaden nicht unberückſichtigt laſſen können. Wie dort im poetiſchen Abbild der homeriſchen Geſänge, ſo berühren ſich hier in den Nachrichten alter Hiſtoriker von dem Zuſammentreffen der Römer mit den ſtreitbaren keltiſchen Stämmen Geſchichte und Vorgeſchichte, und wir ſind in der erfreulichen Lage, die Lücken der Fundüberlieferung durch geſchriebene Zeugniſſe auszufüllen.

Dieſe Zeugniſſe ſind kurz, ungerne und mürriſch geſchrieben, aber von höchſtem Belang. Sie zeigen uns die dräuende Schattengeſtalt, welche das Auge des Hiſtorikers hinter jeder geſchichtlichen Größe erblickt, die Umriſſe ihres Nachrichters und

Erben, die ſich allmählich verdichten, bis ſeine Zeit gekommen iſt, die Zeit, da er, von der Weltſonne beſchienen, hervortritt und in das Antlitz der Erde ſeine Fußſtapfen eindrückt. So ſehen wir Europäer ſchon ſeit geraumer Zeit den Welttheil jenſeits der Atlantis in gefährlich wachſender Bedeutung uns gegenüberſtehen. So ſtanden die Nordvölker Europas jahrhundertelang hinter jenen des claſſiſchen Alterthums. Während die altclaſſiſchen Völker zur Bewunderung aller Folgezeiten an der Erfüllung ihrer Miſſion arbeiteten, die edle antike Geſittung ſchufen, den Orient helleniſirten und Italien als den Sitz einer tauſendjährigen Weltmacht einrichteten — wetterleuchtete es ſchon hinter den Bergen, welche die mittlere Feſte unſeres Erdtheiles von den Halbinſeln im Süden abſcheiden, wie von einem in die Wolken geſchwungenen Richtbeil, und manchmal dröhnte ein dumpfer Donnerſchlag wie zur Verkündigung, daß das Gewitter ſich nicht verziehe, ſondern herannahe.

Ein ſolcher Donner, vor dem Italien erbebte, war der Einbruch der Kelten unter „Brennus" am Beginne des 4. Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung. Unter den Stößen, welche die Römer von Süden, die Gallier von Norden gegen ſie führten, neigte ſich die Etruskermacht zum Falle. Gereizte galliſche Schaaren überflogen das Zwiſchengebiet, ſchlugen an der Allia Roms Aufgebot und verbrannten die Stadt, 390 vor Chriſto, verkauften aber ihren Sieg um Gold. Das junge Rom war geblendet ins Knie geſunken; aber alsbald raffte es ſich wieder empor, ergriff Schild und Schwert und begann den Vernichtungskampf gegen die flachshaarigen Eindringlinge. Kriege mit den Galliern, die in Ober-Italien ſeßhaft blieben, ſind fortan an der Tagesordnung, und die Römer ſelbſt haben anerkannt, daß es ihnen beſchieden ſei, mit allen anderen Völkern um Ehre und Gewinn, mit den Kelten aber um ihre Exiſtenz unaufhörlich zu ringen. Berühmt wurden namentlich die Kriege von 367 bis 349 durch die homeriſchen Zweikämpfe mit Galliern, in welche ſich T. Manlius Torquatus und M. Valerius Corvus eingelaſſen haben.

Nicht lange nachher vernahm auch der Oſten der antiken Welt ein fernes Grollen. Als Alexander von Makedonien 336 vor Chriſto im Todesjahr ſeines Vaters Philippos auf einem Feldzuge gegen die jenſeits des Balkans wohnhaften Thraker weit in den Norden der Halbinſel vordrang, kamen, wie Ptolemäus Lagi berichtet, Kelten, die um die Adria herum ſeßhaft waren, zu dem Könige, um Freundſchaft und Gaſtverbindung mit ihm zu ſchließen. Der große König nahm ſie freundlich auf und unterhielt ſich mit ihnen beim Trinkgelage, wobei er unter Anderem fragte, was ſie wohl am meiſten fürchteten. Er erwartete, ſie würden ihn ſelbſt und die Ausbreitung ſeiner Macht als den Gegenſtand ihrer größten Sorge bezeichnen. Die Kelten vom Rande der Adria antworteten jedoch: „Nichts, außer daß etwa der Himmel einſtürze! Doch würden ſie die Freundſchaft eines Mannes, wie des Königs von Makedonien, über Alles hochſchätzen." Das iſt der Ausdruck eines ungeheuren, in ſiegreichen Kämpfen geſtählten Kraftgefühles, und an Variationen desſelben Gedankens hat es weder das Mittelalter noch die Neuzeit bis auf Bismarck's bekannten Ausſpruch fehlen laſſen. Strabo citirt jenes Wort als Beleg für die furchtloſe Geradheit und derbe Unerſchrockenheit der nordiſchen Barbaren nebſt anderen Zeugniſſen „einer gewiſſen volksthümlichen Einfalt", wodurch ſich die Nordländer nach der Meinung dieſes Griechen vor den Südvölkern auszeichneten.

Aus dem Jahre 280 haben wir Nachrichten von einem Einfall der Kelten in Thrakien, zwei Jahre ſpäter drangen ſie beutegierig bis Delphi vor, wurden aber durch Elementarereigniſſe zurückgetrieben, ehe ſie das Heiligthum plündern konnten. Wieder zwei Jahre ſpäter finden wir dieſelben Schaaren jenſeits des

Helleſponts in Klein-Aſien, wo ſie ſich mitten auf der Halbinſel unter ihren heimatlichen Stammnamen der Trokmer, Tektoſagen und Toliſtobojer ein Reich oder vielmehr einen Gauverband Galatia gründen, der ihnen als Hochburg und Stützpunkt zu keckem, räuberiſchem Umſichgreifen dient. Andere Heerhaufen bleiben im ſüdlichen Balkangebiet zurück, treten in den Sold der makedoniſchen und epirotiſchen Könige und nehmen in raſchem Tauſch Gutes und Böſes, wie es kommt, als Lanzknechte hin. Unter Pyrrhos plündern ſie 274 die goldreichen Gräber der makedoniſchen Könige zu Aegae-Edeſſa und ſtreuen den Staub der Ahnen Alexander's in die Lüfte. Aber derſelbe Eroberer hängt auch die erbeuteten Waffen der keltiſchen Soldtruppen des Antigonos im Tempel der Pallas Itonia auf. Unter den Feldzeichen Karthagos haben Kelten neben libyſchen und griechiſchen Söldnern in Afrika, Spanien und Sicilien gekämpft und wurden von ihrer eigenen Herrin, als ſie in Friedenszeiten beutegierig die Hand nach der Hauptſtadt ausſtreckten, nicht ohne dreijährige harte Mühe, in den Staub getreten (238 vor Chriſto). Nicht lange nachher begann der große vierjährige Krieg der Römer gegen die cisalpiniſchen Gallier, welcher 222 vor Chriſto mit der vollſtändigen Unterwerfung dieſes Volkes endigte. Wieder hatte der ſiegreiche Conſul M. Claudius Marcellus bei Claſtidium in eigenhändigem Zweikampf den Inſubrer-Herzog Viridomarus niedergeworfen, die „Spolia opima" heimgebracht, und in Rom triumphirte er ſodann „an den Kalenden des März, 531 Jahre nach der Erbauung der Stadt, de Galleis Insubribus et Germaneis" — es iſt dies das erſtemal, daß der Name der Germanen in einer römiſchen Urkunde vorkommt. Gemeint ſind wahrſcheinlich Haufen germaniſcher Abenteurer, die ſich unter die Kelten gemengt hatten, und eine gewiſſe Prahlerei der Sieger, die nun auch dieſes ferne Volk kennen gelernt haben wollten, iſt dabei nicht zu verkennen.

Die Neuſchöpfung der gealterten claſſiſchen Welt durch die Völker Mittel- und Nord-Europas vollzog ſich unter heftigen Erſchütterungen nach einem Ringen Bruſt an Bruſt, aus welchem die antike Welt anfangs ſiegreich hervorzugehen ſchien. Seit jene galliſchen Kelten, wie es dichteriſch heißt, durch den Anblick mitgebrachter Südfrüchte angeſpornt, als eine erſte Volkswoge, die den unbeſchützten Strand überſpült, in Italien und ſpäter in Griechenland eindrangen und bis nach Aſien hinüberflutheten, machte die Welt des Südens immer entſchiedener Front gegen den Norden und baute Damm auf Damm, ſchob ihre Wehren und Schutzbauten immer höher hinauf in die unwirthlichen Gebirgs- und Waldländer Mittel-Europas. Gelegentlich hat auf einem abſeits liegenden Gebiete wie Galatien auch ein kleinaſiatiſches Diadochengeſchlecht durch Bekämpfung der Kelten Macht, Ruhm und Trophäen geerntet. Auf dem Hauptſchauplatze mußten die Alpen, dann die Donau und der Rhein, als unverletzliche Grenzſcheide gegen die Barbaren, Italien, Hellas und alle im Kreiſe um das Mittelmeer gelagerten, von hellerem Sonnenſtrahl beſchienenen Landſchaften vor dem Einbruch der Nachtvölker decken.

In dieſem Ringen wurde die erſte Schlachtreihe der letzteren, die Kelten, ſammt dem, was ſich von germaniſchen Stämmen friedlich oder gewaltſam dazwiſchen ſchob, wie jene bei Claſtidium beſiegten und die viel furchtbareren Cimbern und Teutonen (113 bis 101) nahezu völlig aufgerieben, nicht vernichtet, aber atomiſirt, der Selbſtſtändigkeit beraubt, unterworfen und aſſimilirt. Das iſt der geſchichtliche Inhalt der La Tène-Periode und der römiſchen Zeit in Mittel-Europa, der erſte Act in dem großen Drama, deſſen zweiten die Geſchichte der großen Völkerwanderung erzählt.

Die großen Völkerbewegungen der Hallſtattperiode kennen wir nicht, wenigſtens nicht aus geſchichtlichen Zeugniſſen. Von der Urzeit der Kelten und Germanen ſagt Kaſpar Zeuß: „Als Herodot am Pontus nach den Völkern der Nordwelt forſchte, ſaßen ſie, von dem wißbegierigen Wanderer nicht einmal erfragt, in ruhiger Stille an den Nordküſten, ebenbürtig den gebildeten Völkern des Südens, welche ihre bewunderten Geiſtesdenkmäler durch die glücklich unter ihnen entwickelte Buchſtabenſchrift der Nachwelt überlieferten und in der üppig belebenden Natur des Südlandes ſich der Ausbildung der Rede und Kunſt zuwandten, während jene im rauheren Norden, von der Vorſehung wie zum Kriegswerkzeug aufbewahrt, um eine neue Weltgeſtaltung herbeizuführen, als kräftige Naturſöhne lebten.“

Wir wiſſen daher auch nicht, wann und wie die Kelten nach Gallien gelangten. In einer aus dem 6. Jahrhundert herrührenden phönikiſchen Beſchreibung der Mittelmeerküſten werden ſie noch nicht als Bewohner jenes Landes genannt, und einige Daten griechiſcher Schriftſteller laſſen auf frühere, öſtlicher gelegene Wohnſitze der Kelten ſchließen.*) Aber auch von ihrer mächtigen Ausbreitung nach 400 vor Chriſto haben wir nur ſo weit genauere Nachricht, als die ſüdlichen Gebiete Europas davon betroffen wurden. Herodot, der erſte Autor, welcher die Kelten nennt, kennt ſie (um 450 vor Chriſto) nur im äußerſten Weſten Europas, wo nach ihm die Donau entſpringt, um durch den ganzen Welttheil zu ſtrömen. Dort iſt auch die „Stadt Pyrene“ (die Pyrenäen); wir ſehen, der Vater der Geſchichte hatte von den Sitzen dieſes Volkes, ſeiner Entfernung wegen, nur geringe Kunde, obwohl er z. B. die Sigynnen, welche nordöſtlich von den Venetern wohnten und ihre Sitten ziemlich ausführlich zu ſchildern weiß. Indeſſen ſagen uns gute römiſche Quellen doch ſo viel, daß wir an der Unterwerfung weiter Landſtriche im Norden Italiens und der Balkanhalbinſel durch Kelten aus Gallien und in demſelben Zeitraum, welchem die oben erwähnten Ereigniſſe angehören, nicht zweifeln dürfen. Es ſind hauptſächlich vier Stellen aus Cäſar, Livius, Tacitus und Juſtinus, die hier in Betracht kommen.

Die Stelle aus Cäſar (Bell. Gall. VI, 24) lautet: „Es war aber früher eine Zeit, da die Gallier tapferer waren als die Germanen, Angriffskriege mit ihnen führten und wegen ihrer Volksmenge und Landarmuth Colonien über den Rhein ſendeten. So eroberten und beſiedelten die Volker-Tektoſagen die fruchtbarſten Gebiete Germaniens um den hercyniſchen Wald .... und dieſer Stamm wohnt auch heute noch dort und genießt das größte Anſehen wegen ſeiner Gerechtigkeit und Kriegstüchtigkeit. Jetzt leben ſie auch in derſelben Armuth, Dürftigkeit und Abhärtung wie die Germanen und bedienen ſich derſelben Nahrung und Körperbedeckung. Den Bewohnern Galliens aber verſchafft die Nähe der (römiſchen) Provinz und ihre Bekanntſchaft mit den überſeeiſchen Producten viel Ueberfluß und Bequemlichkeit. Allmählich an das Beſiegtwerden gewöhnt und in vielen Kämpfen überwunden, vergleichen ſie ſich nicht einmal ſelber mehr mit jenen.“

---

*) Einem unbekannten älteren Schriftſteller iſt folgende Nachricht bei Plutarch (Camill. 15) entlehnt: „Die Galater vom keltiſchen Stamme hatten, wie es heißt, wegen Uebervölkerung ihr Land, das nicht im Stande war, Alle zu ernähren, verlaſſen und waren ausgezogen, ſich ein anderes zu ſuchen. Es waren viele Tauſende junger ſtreitbarer Männer, die eine noch größere Zahl von Frauen und Kindern mit ſich führten. Der eine Theil ergoß ſich über die rhipäiſchen Gebirge an den nördlichen Ocean und nahm die äußerſten Gegenden Europas ein; der andere ließ ſich zwiſchen den Bergen Pyrrhene und den Alpen nieder und wohnte da geraume Zeit in der Nachbarſchaft der Senonen und Keltorier.“ Dieſe Geſchichte iſt, wie die Motivirung und die Bifurcation des Zuges zeigt, offenbar ein Abklatſch der alsbald näher zu betrachtenden Tradition von der hiſtoriſchen Oſtwanderung der Kelten und lehrt uns eigentlich nichts, als daß die Kelten ſich ſelbſt in Gallien für eingewandert hielten. „Keltiſch“, „ſcythiſch“, „indiſch“ — ſo folgen die Völkernamen von der Atlantis oſtwärts aufeinander — ſind bei den älteſten griechiſchen Autoren mehr vage geographiſche als ethnographiſche Begriffe und dürfen nicht allzu ernſt genommen werden.

Hier hat es Cäſar ausgeſprochen, was neunzehnhundert Jahre ſpäter die archäologiſche Forſchung beſtätigte, daß ſich die transrhenaniſchen Kelten und die Germanen auf derſelben materiellen Culturſtufe befanden (eodem victu et cultu corporis utuntur), und dieſe der Civiliſation in den römiſch beeinflußten Gebieten gegenüber arme Stufe war eben die La Tène-Cultur.

Livius erzählt (V, 34) die alte Sage von Belloveſus und Sigoveſus, den Schweſterſöhnen des Biturigerkönigs Ambigatus, welche, zum Auszug mit zahlreichem Volke gerüſtet, durch ein Vogelflugorakel, der Erſtere Italien, der Andere die hercyniſchen Wälder, als Ziel der Wanderung angewieſen erhielten. Als Grund derſelben wird auch hier die übergroße Volksmenge Galliens angegeben. Die Römer erfuhren die Sage ſpät und erhielten ſie als einen Bericht aus ſehr alter Zeit; kein Wunder, daß ſie dieſelbe um zwei Jahrhunderte zu hoch hinauf datirten und jenes Ereigniß in die Regierungszeit des Königs Tarquinius Priscus verſetzten. Es waren ja auch andere Anknüpfungen der Localſage zu berückſichtigen; ſo die Verherrlichung jenes Zuges durch die angebliche Theilnahme der ſüdlichen Auswanderer an der Gründung der für Gallien ſo wichtig gewordenen, griechiſchen Colonie Maſſalia. „G'nug, den Poeten bindet keine Zeit."

Tacitus bezieht ſich (Germ. 28) auf das Zeugniß Cäſar's, daß die Macht der Gallier vordem eine größere geweſen ſei. Er findet es daher auch glaublich (was für ſeine Zeit ein Wunder geweſen wäre), daß Gallier als Auswanderer nach Germanien hinübergegangen ſeien. Denn welches Hemmniß mochte ein Fluß wie der Rhein bilden, zumal in einer Zeit, da es noch keine feſten Volksgrenzen und genau abgemeſſenen Königreiche gab. „So wohnten zwiſchen dem hercyniſchen Wald und den Flußläufen des Rhein und des Main die Helvetier, weiterhin die Boier, beides galliſche Völker. Noch iſt der Name Boihemum (Böhmen) übrig geblieben und giebt, trotz dem Wechſel der Bevölkerung, ein Zeugniß alter Erinnerung im Lande."

Noch weiter als Tacitus läßt uns Juſtinus (XXIV, 4) blicken, der Epitomator des Trogus Pompejus, welcher Letztere ſelbſt aus einem galliſchen Volke, den Vocontiern, hervorgegangen war und im Zeitalter des Auguſtus lebte. Juſtinus ſchreibt: „Die Gallier ſendeten aus Uebervölkerung, als die Länder die von ihnen erzeugte Menſchenmenge nicht mehr faſſen konnten, 300.000 Leute wie einen heiligen Frühling aus, um neue Wohnſitze aufzuſuchen. Ein Theil derſelben, der auch die Römerſtadt einnahm und anzündete, ließ ſich in Italien nieder, ein anderer Theil drang, Vogelweiſſagungen folgend — denn in der Kunſt, den Vogelflug zu deuten, ſind die Gallier vor Anderen geſchickt — nach häufigem Gemetzel unter den Barbaren bis an die Meerbuchten der Illyrier vor und ließ ſich in Pannonien nieder: ein rauhes, heldenmüthiges, kriegsluſtiges Volk, welches zuerſt nach Hercules, dem dieſe That Bewunderung ſeines Muthes und Glauben an ſeine Unſterblichkeit verſchaffte, der Alpen unbezwungene Joche und vor Froſt unnahbare Gebiete überſtieg. Nachdem ſie dort die Pannonier unterworfen, führten ſie, viele Jahre hindurch, mannigfache Kriege mit den angrenzenden Völkern. Dann, durch den Erfolg aufgemuntert, theilten ſie ihre Heerſchaaren und zogen, die einen nach Griechenland, die anderen nach Makedonien, Alles mit dem Eiſen vor ſich niederſchmetternd. Und ſo groß war die Furcht vor dem Namen der Gallier, daß auch Könige, denen der Heerzug nicht galt, aus freien Stücken mit ungeheuren Geldſummen Frieden erkauften."

Nach dieſen Zeugniſſen kann über Ausgang und Richtung der Gallierzüge in den Jahren von 400 bis 276 vor Chriſto kein Zweifel ſein. Die „Meerbuchten der Illyrier", welche Juſtinus meint, ſind der Golf von Trieſt und der Quarnero, alſo genau jene Gebiete, aus welchen 336 die Geſandtſchaft der Kelten an Alexander den Großen erfolgt. Zur vollen Beſtätigung des Kernes der alten Sage: daß die Kelten nach zwei Richtungen Gallien verließen und einerſeits gegen den Po, andererſeits zur Donau vordrangen, dient uns die oben bereits gewürdigte Thatſache, daß wir im Nordoſten Italiens die Veneter als trennende Schranke zwiſchen den öſtlichen Alpenkelten und den cisalpinen Galliern antreffen. Die beiden großen Ströme haben ſich nicht wieder berührt; die Kelten haben ſich aber auch nicht überall rein erhalten, ſondern ſie ſind im Weſten mit den Iberern (theilweiſe auch mit den Ligurern), im Oſten mit den Illyriern zu Miſchvölkern verſchmolzen. In anderen von ihnen beherrſchten Landſtrichen gaben ſie dem Volke nur Namen, Geſetz und Gebieter, während die breite Schicht der unterworfenen Einwohner Sprache, Sitte und theilweiſe auch die älteren Culturformen unverändert beibehielt bis zur Ablöſung der keltiſchen durch die römiſche Herrſchaft.

Schon in ihrer eigenen, zwiſchen dem Rhein, dem Atlantiſchen und dem Mittelmeer gelegenen Heimat werden ſie — eine vorzugsweiſe reine Raſſe, wie ſie nach den Berichten der alten Hiſtoriker erſcheinen — nicht die einzigen geweſen ſein, welche das Land ernährte. Haben wir doch ſchon in der jüngeren Steinzeit zwei gleichzeitige Raſſen aus Frankreich kennen gelernt, und dieſes reiche Land ſcheint zu allen Zeiten zwei grundverſchiedene Raſſenelemente beherbergt zu haben, von welchen das eine, herrſchſüchtig und kriegsluſtig, voll Energie, aber ohne die zähe Ausdauer der Germanen, ſeine Unternehmungen in die Ferne richtet und Europa erſchüttert (Kelten, Franken, Kreuzfahrer, die Armeen Napoleon's), während das andere, emſig und friedfertig, die fruchtbare Scholle bebaut und die Wunden heilt, welche jenes dem Nationalwohlſtande ſchlägt.

Wenn es ein Naturgeſetz iſt, daß ſchwächere Völker die Beute der ſtärkeren werden, ſobald ſie ſich nahe genug berühren, ſo mußten damals, als jene Vormauer des Südens, die wir in dem Hallſtätter Culturgürtel erkannten, brüchig wurde, Etrusker und Illyrier zwiſchen den Römern und den Kelten zermalmt werden, genau ſo, wie ſpäter die Kelten ſelbſt zwiſchen den Römern und den Germanen aufgerieben wurden. Die Hallſtattcultur war nach der langen Lebensdauer, die ihr in jener Zone beſchieden war, alt geworden. Ihre Träger machten keine Fortſchritte, keine Erfindungen mehr. Selbſt, wo ſie ſich zu bildlichen Darſtellungen aufſchwingen, verfallen ſie einer erſtaunlichen Dürftigkeit der Motive, die auf einige uralte Vorbilder zurückgehen. So erſcheinen ſie reif zum Falle, und die Geſchichte ſäumt nicht, dieſes Urtheil zu vollſtrecken. Die italiſchen Illyrier werden helleniſirt und dann romaniſirt, der illyriſche Staat auf der Balkanhalbinſel von den Römern bezwungen; in das Gebiet der nördlichen Etrusker und der nordillyriſchen Stämme ſind ſchon früher die keltiſchen Eroberer zerrüttend und auflöſend eingedrungen.

Wie uns die Kelten von den griechiſchen und römiſchen Berichterſtattern in ſatten Farben geſchildert werden, erſcheinen ſie ſo recht geſchaffen, als unerbittliche Vollſtrecker jenes Naturgeſetzes Etruskern und Illyriern gegenüber aufzutreten. Phyſiſch von den Südvölkern, an deren Bildung vielleicht afrikaniſche Elemente betheiligt waren, durchaus verſchieden, hochgewachſen, mit weißer Hautfarbe, blondem Haar und blauen Augen, zeigen ſie auch in ihrem Geiſt und Charakter eine von claſſiſcher Zucht und Sitte völlig abweichende Art. Dem ſtillen Treiben des Feldbaues und der ländlichen Seßhaftigkeit abhold, lieben ſie ſtürmiſche Bewegung entweder in der Form eines ungebundenen Hirten- und Jägerlebens oder in dem lärmenden Getriebe ihrer Flecken und Städte, wo ihre Prahlſucht und Redeluſt ein weites Feld und reichliche Nahrung findet. Am willkommenſten aber iſt ihnen der Kampf ſowohl in der dem entwickelten claſſiſchen Alterthum unbekannten Form des Duells, als im Ringen der ausziehenden Gewalthaufen nach neuen Wohnſitzen und ruhmvoller Bethätigung auf dem Schlachtfelde. Vergleicht man die Niederreißung jenes natürlichen Schutzgürtels der claſſiſchen Welt durch die erſte Schlachtreihe der Nordvölker mit der großen conſtituirenden Völkerwanderung, als deren Haupttheilnehmer viele Jahrhunderte ſpäter die germaniſchen Völker in die Geſchichte eintreten, ſo erkennt man in jener ein bedeutſames Vorſpiel der letzteren, wie man in dem erſten Auftreten der Slaven ein Nachſpiel derſelben erkennen darf. Die Kelten, dieſe Frühlingskinder des Nordens, ſind nur zu früh gekommen und deshalb auf freier Bahn geſcheitert, während andererſeits die Slaven, dieſe Herbſtkinder des Nordens, zu ſpät kamen, den Weg verrammelt fanden und daher unbefriedigt im Oſten ſtecken blieben. Die Hauptrolle fiel den rechtzeitig Anweſenden, den Germanen, zu. Dabei gewahrt man eine gewiſſe Gegenſätzlichkeit in dem Weſen der beiden anderen Völkerſtämme. Die Kelten waren äußerlich brillant veranlagt, eine ritterliche, aber unſtete Nation, ſchlechte Ackerbauer und ſchlechte Staatsbürger. Gerade das Umgekehrte gilt von den Slaven. Wenn aber die Kelten aufgerieben, die Slaven zurückgeſtaut wurden, ſo wird vernünftigerweiſe Niemand darin Acte höherer Gerechtigkeit erblicken. Wir ſehen daran nur, wie die Natur auch in dem, was der Menſch Geſchichte nennt, ihre großen Aufgaben löſt. Sie ſpart nicht mit ihren Kräften, ſie verſchwendet ſie. Ungleich dem mühebeladenen Sterblichen, drängt ſie mit den unerſchöpflichen Mitteln, die ihr Haushalt darbietet, den Zielen zu und erreicht ſie über den Grabhügeln und Leichenfeldern ungezählter Generationen. Mit ſolcher Klärung des Bewußtſeins treten wir nun an den Rand der La Tène-Fundgruben heran und überſchreiten damit die Schwelle eines Todtenreiches, dem faſt zwei Jahrtauſende ungeſtörter Ruhe vergönnt waren. Mochten die Namen der Kelten- und Germanenſtämme, wie ſie Ptolemäus, Strabo, Plinius und Andere überliefern, in den Geſchichtsbüchern fortleben — ihre Aſche und ihre Habe, wie ſie dieſelbe in Gräbern geborgen, unter Schutthaufen, Waldmoos und Ackererde zurückgelaſſen, blieben unberührt. Erſt das letzte Jahrzehnt ſah die Auferſtehung und erfuhr die richtige Deutung jener Documente, denen wir weit über den Wortlaut der alten Schriftquellen hinausreichende Einſichten verdanken.

2. Die La Tène-Cultur.

Wir haben zunächſt ein Wort zu ſagen über den Fundort, der dieſer Culturſtufe den Namen gab, der aber ebenſowenig wie Hallſtatt in der nach ihm benannten Periode eine geſchichtlich hervorragende Rolle geſpielt hat. La Tène iſt eine Untiefe bei dem kleinen Dorfe Marin am Nordende des Neuenburger Sees (das Wort gehört dem dortigen Fiſcherdialekt an und bedeutet überhaupt jede Untiefe); entdeckt wurden daſelbſt die Ueberreſte eines pfahlbauartigen Inſelcaſtells mit Maſſen eiſerner Waffen, Werkzeuge, Schmuckſachen, welche den hallſtättiſchen wie den römiſchen Alterthümern gegenüber einen beſonderen Platz einnehmen. Die Fundſtelle ſcheint ein militäriſcher Beobachtungspoſten geweſen zu ſein mit Waffendepots und Blockhäuſern, deren Bewohner das Feſtland mittelſt drei Stegen erreichen konnten. Es wurden nahe an hundert bis 95 Centimeter lange Eiſenſchwerter mit bloßem Griffdorn, auffallend dünner und bis nahe zur Spitze gleich (40 bis 55 Millimeter) breiter, zweiſchneidiger Klinge gefunden. Dieſelben ſteckten zum Theil noch in ihren, aus zwei Blättern von Eiſenblech erzeugten Scheiden, deren obere Enden, der Bildung des Griffes entſprechend, glockenförmig ausgeſchnitten, häufig außen ſchön verziert, innen aber ſtets mit einem kleinen Bügel zur Befeſtigung an der Schwertkette verſehen waren. Selten iſt das äußere Blatt der Scheide aus Bronze.

Die eigentlichen Griffe waren aus Holz, Bein oder Horn und ſind nicht erhalten. Wie man ſieht, ſind dieſe Schwerter von den hallſtättiſchen ſo verſchieden als nur möglich. Aber auch die hin und wieder an den Scheiden auftretenden Decorationsmuſter ſtammen aus einer anderen Welt; ſie zeigen uns das in der erſten Eiſenzeit Mittel-Europas durchaus fehlende, ſtiliſirte Pflanzenornament in Geſtalt verſchlungener Ranken, ſich krümmender Schlinggewächsmotive, deren Ecken mit blaſenartigen Blattzeichnungen ausgefüllt ſind, wie es z. B. das oben (Fig. 149, S. 318) abgebildete La Tène-Schwertfragment von Mitrovitz erkennen läßt. Andere Elemente dieſer Decorationsweiſe kehren in ſchlagender Aehnlichkeit auf den Münzen galliſcher Häuptlinge aus Frankreich wieder.

Der Typus der Lanzenſpitzen von La Tène iſt kein ſo feſtſtehender, und manchmal iſt dieſer an ſich wenig charakteriſtiſche Waffenbeſtandtheil den Hallſtätter Formen nicht ganz unähnlich, häufig aber von denſelben doch ſehr verſchieden. Wir finden ſchmale kurze Eiſen mit langer Tülle, wohl von Wurfſpeeren, die dem römiſchen Pilum annähernd entſprachen, dann aber breite herzförmige Blätter mit kurzer Tülle. Zuweilen ſind die Ränder derſelben gewellt (pliſſirt) oder zackig ausgeſchnitten — eine Drohung mit gefährlicheren Wunden, wie bei den Hellebarden des Mittelalters. Zu den Speeren gehörten eiſerne Schaftſchuhe mit Dornen und Ringen.

Pfeilſpitzen ſind ſelten, Dolche fehlen ganz. Die Schilde waren aus Holz und außen in der Mitte mit bügelförmigen Eiſenplatten von circa 10 Centimeter Breite und bei 30 Centimeter Länge beſchlagen. Dieſe Schildbuckel mögen auch zum Erfaſſen des Schildes, zum Durchſtecken des Schwertes im Lager u. dgl. gedient haben. Die Handhabe im Innern des Schildes beſtand aus einer ſchmalen, auf zwei Eiſenplatten genieteten Spange.

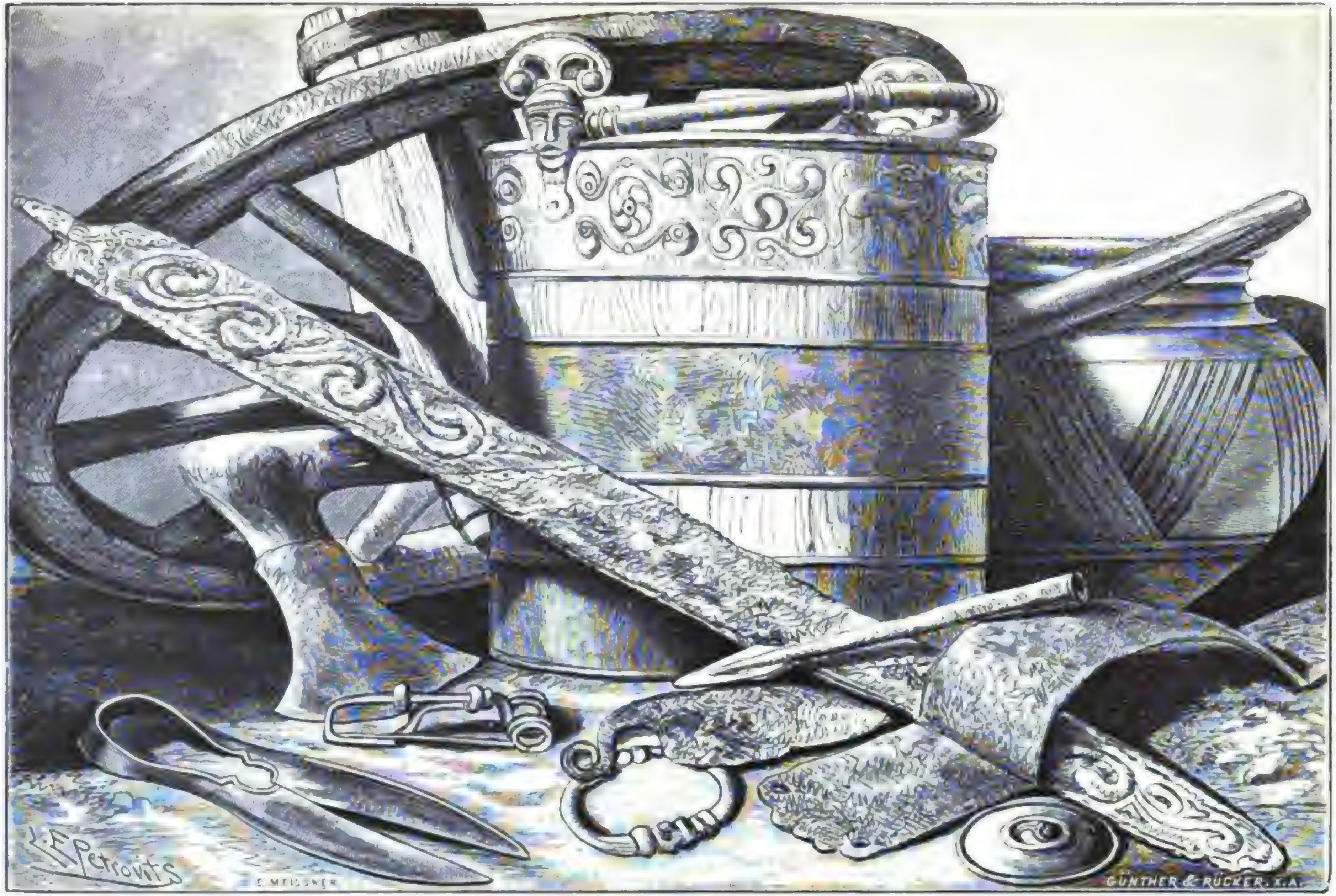
Von jenem bei Claſtidium im Zweikampf getödteten rieſigen Keltenhäuptling Viridumarus ſagt Properz, er ſei trefflich geweſen, vom Wagen herab galliſche Speere (Geſa) zu ſchleudern. Er focht (mit nacktem Oberkörper) in geſtreiftem Beinkleid (**virgatis braccis**, vgl. die Krieger auf der La Tène-Schwertſcheide, Fig. 235, S. 571), und als er fiel, ſank ihm vom durchhauenen Halſe die krumme Torquis. Daß die Kelten auf ihren Kriegszügen Wagenburgen bildeten und gelegentlich auch von denſelben herab dem Andrang der Feinde wehrten, bezeugen viele Schriftſteller. Reſte eines Wagens, darunter ein wohlerhaltenes Holzrad mit eiſernem Reifen und Nabenringen, dann zehn eiſerne Pferdegebiſſe und bronzene Phaleren von ſchmuckreichem Pferdegeſchirr (von den Zügeln, wie auf der eben citirten Schwertſcheide 2) ſind auch in La Tène gefunden worden.

An Schmuckſachen hat man nicht viel entdeckt; aber auch hier überwiegt der Gebrauch des Eiſens in einer die vorgeſchrittene Culturperiode klar bezeugenden Weiſe. Es fanden ſich Arm- und Bein-, namentlich aber Halsringe (Torques), darunter ein halbes Stück aus Gold. Die Form der ſpecifiſch keltiſchen Halsreifen mit ſtempelförmigen Enden zeigt uns das ebenfalls nur halbe, goldene Exemplar aus Oblat in Böhmen, welches wir oben (Fig. 151, S. 324) abbildeten und an das wir hier, beſonders ſeiner charakteriſtiſchen, halb claſſiſchen, halb barbariſchen Verzierung wegen, erinnern möchten. Die Fibel von La Tène unterſcheidet ſich aufs ſchärfſte von allen hallſtättiſchen Geſtaltungen dieſes Trachtſtückes durch die Bildung der beiden Enden des langgeſtreckten, dünnen Bügels, indem das rückwärtige, der federnde „Kopf“ eine in mehrfachen Windungen beiderſeits nach auswärts (nicht, wie früher, nach einwärts) gebogene kurze Spiralröhre bildet, während das vordere Bügelende oder der „Fuß“, nachdem es die Nadelrinne gebildet, ſchräg nach oben emporſteigt, ſich wieder der Mitte des Bügels nähert und mit demſelben durch einen Knopf verbunden iſt. Solche geringfügige Details in der Formgebung eines ordinären Gebrauchsgegenſtandes ſind, wie die Dinge in der prähiſtoriſchen Archäologie heute liegen, von der größten Wichtigkeit für die chronologiſche Beſtimmung eines Fundes. Aus der Geſellſchaft mit ſo oder ähnlich geſtalteten Gewandhaften hat man erſt die wahre Zeitſtellung anderer Typen der La Tène-Cultur erkannt, welche das Weſen derſelben vielleicht ſtärker zum Ausdruck bringen. Ich habe jedoch an geeigneter Stelle darauf hingewieſen, daß auch die charakteriſtiſche „Fuß"-Bildung der La Tène-Fibel nichts Zufälliges iſt, ſondern in der Stilrichtung jener Zeit wurzelt, welche in Curven zurückkehrende Arabeskenlinien liebt und viele den gleichalterigen Fibelformen ähnliche Ornamentmotive hinterlaſſen hat.

Unter den Werkzeugen, deren nicht viele gefunden wurden, ſtehen die Beile voran. Sie ſind entweder für einen knieförmigen Schaft beſtimmt und Mitteldinge zwiſchen den älteren Typen des Palſtabes und des Hohlkeltes, indem die Schaftlappen nur auf einer Seite angebracht ſind, hier aber eine nahezu complete Tülle bilden, oder es ſind Aexte mit querem Stielloch, ähnlich unſeren modernen Zimmermannsbeilen. In den Händen jener helvetiſchen Blockhausgarniſon werden ſie auch, wie ein paar eiſerner Sägen mit Hirſchhorngriff, bloß zur Zimmermannsarbeit gedient haben, während mehrere eiſerne Sicheln und Senſen bei der Fouragebeſchaffung verwendet ſein dürften. Außerdem fand man Meſſer, von welchen einige den breiten, faſt geradrückigen Schlachtmeſſern der Hallſtattperiode ſehr ähnlich und nur in der Bildung des kurzen, in einen runden Knauf endigenden Griffes von den letzteren verſchieden ſind, dann Schafſcheren, die auch in Gräbern dieſer Zeit häufig ſind, Pincetten, Hämmer, Meißel, einfache und doppelte Angelhaken, dreizackige Harpunen, Nähnadeln, verbundene Hakenſtäbe zum Aufhängen von Kochkeſſeln, eine Anzahl ſolcher Keſſel, bei welchen der untere Theil aus Bronze, der obere mit den Tragringen aus Eiſen beſteht, veritable granitene Handmühlſteine (nicht bloße Reibſteinplatten), Bruchſtücke von feinem, grauem, auf der Drehſcheibe geformtem und hart gebranntem Thongeſchirr, beinerne und bronzene Spielwürfel mit Augen (erſtere ſind auf dem Hradišt bei Stradonic in Böhmen viel zahlreicher gefunden), theils unſeren heutigen Spielwürfeln, theils Dominoſteinen ähnlich, bronzene, ſilberne und goldene Münzen, barbariſche, den Geldſtücken Makedoniens roh nachgeahmte Prägungen, endlich ein bronzenes Thierfigürchen und vieles Andere.

In unſerem Vollbild „Funde aus der La Tène-Periode" ſind, mit Ausnahme der beiden Gefäße, welche dem Aylesforder Gräberfund angehören, ſämmtliche dargeſtellten Objecte Funde aus der Blockhausruine von Marin.

Das Meiſte von den gefundenen Sachen iſt aus Eiſen und nach den Formen und Dimenſionen in unſerem Sinne praktiſch und gut gearbeitet, was wir von den Waffen und Werkzeugen der älteren metalliſchen Culturſtufen nicht immer ſagen konnten. Auf den Schwertklingen ſind häufig bereits Fabriksſtempel angebracht. Die Verzierung tritt zurück, und ebenſo ſtellt ſich das Princip der nackten nüchternen Brauchbarkeit in den Vordergrund. Dieſe Cultur ſtreckt unſerer Zeit ganz offen die Bruderhand entgegen. Der Fortſchritt iſt ungeheuer. Der geringe Prunk der Waffen, die ehrliche Wucht der Werkzeuge, die Töpferſcheibe und der Töpferbrennofen, die rotirende Getreidemühle, das gemünzte Geld und nicht zuletzt die Spielwürfel, leider die Luſt ſo vieler ariſcher Völker, geſtatten uns tiefe Blicke in dieſe reife Entwickelungsſtufe der mitteleuropäiſchen Menſchheit. Das ſind keine, mit Klapperkettchen und anderem Flitterſchmuck über und über behängten Hallſtattleute mehr, keine Träger getriebener hohler Armringe und feingravirter breiter Gürtel-


L. E. Petrovits
E. MEISSNER
GÜNTHER & RÜCKER X.A.

Funde aus der La Tène-Periode.

bleche. Man muß ſie ſich einander gegenüber geſtellt denken in aller Verſchiedenheit ihrer Complexion und ihrer Tracht, um den ethnologiſchen und culturgeſchichtlichen Abſtand ganz zu begreifen: den kleineren, dunklen, überdies noch tätowirten Illyrier, klingelnd und blitzend mit ſeiner goldhellen Bronze — und den hochgewachſenen, weißhäutigen und blondhaarigen Kelten oder Germanen, der nur mit einer vielleicht künſtlich vergrößerten Narbe prunkt, die Schwertkette um den nackten Leib, die Beine in geſtreiften Hoſen — ſein Halsring iſt mehr Abzeichen als Schmuck — und auf Schild und Speerſchaft, als Schwert, wie als Schließe des Mantels, den er zum Kampfe abwirft, das nicht mehr geſparte, veilchenfarbene Eiſen, das er um Gold tauſchen kann, wenn er will, und das er, wie die Legende nicht unwahrſcheinlich berichtet, höhnend in die Wagſchale des beſiegten Gegners wirft.

Von heißen Kämpfen, die um den Punkt La Tène ſtattgefunden haben, zeugen nicht nur die Abnutzungsſpuren vieler von den erhaltenen Waffen, namentlich der Schwerter, ſondern auch die ſchweren Verletzungen mehrerer Schädel, die an demſelben Orte ausgegraben wurden. Die Form dieſer Schädel beweiſt nichts, da wir nicht wiſſen, ob dieſelben von den Beſitzern der alten Waffen oder etwa von einem anderen, dieſen Kriegern feindlichen Stamme herrühren. Nach der Eroberung Helvetiens durch die Römer erhielt der gut gewählte Punkt wieder eine militäriſche Beſatzung, welche hier eine Strecke des Weges vom Rhônethal ins Rheinthal überwachte und den Verkehr zwiſchen den Gebieten des Genfer und des Bodenſees beſchützte.

In geringer öſtlicher Entfernung von der Landenge zwiſchen dem Bieler und dem Neuenburger See liegt ein anderer claſſiſcher Fundort der La Tène-Zeit. Es iſt dies die Tiefenau im Canton Bern auf einem Plateau an der Aare. Hier fand man in freier Erde die Ueberreſte eines erbitterten Kampfes, aber nicht ordnungslos zerſtreut, ſondern, wie es ſcheint, geſammelt, verbrannt und als Opfergabe vergraben. Es lagen da viele verſchiedene Eiſenwaffen, den oben beſchriebenen ganz ähnlich, Fragmente von Streitwagen, Ringpanzern, Pferdegeſchirren und Pferdeknochen, eiſerne Meſſer und Fibeln, Glasperlen, barbariſche und maſſaliotiſche Münzen, Glasperlen u. dgl. Die Klingen der Schwerter zeigten Verbiegungen und Brüche, als hätte man ſie abſichtlich unbrauchbar machen wollen, eine Erſcheinung, welche in den Gräbern dieſer Zeit ungemein häufig beobachtet wird.

Dem ſchwediſchen Forſcher Hans Hildebrand gebührt die Ehre, ſich mit dieſer Culturgruppe zuerſt grundlegend beſchäftigt zu haben. Er ſchuf ihr den Namen, erkannte ihre Zeitſtellung und beſchrieb ihren Formenkreis, aus dem wir noch einige charakteriſtiſche Typen anzuführen haben. Solche ſind: bronzene Charnierarmringe mit hohlen, ſchalenförmigen Buckeln, Armringe von gelbem, blauem oder weißem, gelb unterlegtem Glas mit verſchiedenartigem, glattem Profil oder aufgeſetzten Glastropfen, feine bronzene Schwertketten, an welchen einfache kreisrunde mit achterförmigen Doppelgliedern abwechſeln (dazu gehören größere kreisrunde Endglieder, an welchen unten als Haken ein Knopf oder Thierkopf emporſtehend angebracht iſt). Endlich iſt als ein beſonders überraſchender Charakterzug der La Tène-Cultur die Kunſt des keltiſchen Emailleurs hervorzuheben. Hildebrand erkannte auch das Fortleben der keltiſchen La Tène-Ornamentik mit ihren Triquetren, Spiralen u. ſ. w. in den Miniaturmalereien irländiſcher Mönche. Für den Ausgangspunkt des ganzen Stiles hielt er Maſſalia, alſo griechiſches Colonialgebiet, und bezeichnete damit, wie mir däucht, richtiger den Weg, auf dem dieſe Culturerneuerung vor ſich gegangen, als die Nationalität Derer, welche jene neuen Einflüſſe vermittelten. Es läßt ſich nämlich nicht verkennen, daß die Cultur von La Tène ſpecifiſch Griechiſches von Hauſe aus nicht enthält. Deshalb möchte ſie Lindenſchmit von Italien herleiten, wo ſie aber erſt mit den Kelten eingedrungen iſt (was ſie mit der Hallſtattcultur gemeinſam beſitzt, wird ſie eher ſchon im Norden als dort aufgenommen haben). Mir ſcheinen nun einzelne Anzeichen eine bisher noch nicht vermuthete Wurzel der La Tène-Cultur zu verrathen. Dieſe wäre die vorgriechiſche, phönikiſch-ägyptiſche Cultur der Mittelmeerländer, welche mit der Ausbreitung der karthagiſchen Macht im weſtlichen Mittelmeerbecken während der mitteleuropäiſchen Hallſtattperiode mächtig um ſich gegriffen haben muß. Unter den Goldarbeiten aus Mykenä befindet ſich Manches, was an die um viele Jahrhunderte jüngere La Tène-Ornamentik erinnert. Aus Sardinien, das die Karthager bis 238 vor Chriſto beſaßen, ſtammt ein glattes, goldenes Armband, deſſen kugeliger Knopf ganz im La Tène-Stile mit Doppelſpiralen und warzenförmigen Vorſprüngen verziert iſt. Die Blattverzierung des petſchaftförmigen Endes an dem Halsringe von Oblat (Fig. 151, S. 324) kehrt an derſelben Stelle an einem goldenen Armring aus Curium in Cypern wieder; allerdings bilden dort die Enden Thierköpfe, was aber auch im La Tène-Stile vorkommt. Die Sache läßt ſich hier nicht weiter verfolgen. Mir genügt es auch, gegenüber den Anknüpfungen an Griechenland und Etrurien, an die Verbindung Galliens mit Karthago, wozu das eiſenreiche Sardinien und die Balearen als wichtige Zwiſchenpunkte gedient haben mögen, hinzuweiſen. Der Handel Maſſalias iſt erſt nach dem Falle Karthagos mächtig emporgeblüht, und noch im binnenländiſchen keltiſchen Carpentoracte (Carpentras) wurde eine phönikiſche Inſchrift gefunden. Uebrigens haben die Gallier, wie geſchichtlich feſtſteht, immer zu den Karthagern gehalten und Maſſalioten, ſowie Ligurer angefeindet. Wenn ferner nach Strabo's Zeugniß die Ligurer, in der unmittelbaren Einflußſphäre Maſſalias, ſich noch um Chriſti Geburt bronzener Lanzenſpitzen bedienten und deshalb für Abkömmlinge von Griechen gehalten wurden, ſo iſt mindeſtens nicht wahrſcheinlich, daß gerade dieſe Griechencolonie eine Urheimſtätte der keltiſchen Eiſenzeit geweſen ſei.

Unter ſolchen Umſtänden ſind die La Tène-Fundorte Frankreichs für uns von beſonderer Wichtigkeit. Ihre Zahl, Ausdehnung und Ergiebigkeit in dieſem Lande ſind uns Bürgſchaften für die Richtigkeit der Annahme, welche die La Tène-Cultur für das übrige Europa von dort ausgehen läßt. Schon vor zehn Jahren konnte Undſet die große Verbreitung dieſer Gruppe in Frankreich conſtatiren. Seit den Ausgrabungen, durch welche Kaiſer Napoleon III. die Stätte des letzten, verzweifelten Widerſtandes der Gallier gegen Cäſar, der Kämpfe um Aleſia 52 vor Chriſto, feſtzuſtellen wünſchte, und welche thatſächlich bei Aliſe-St.-Reine (Côte d'or) zur Entdeckung maſſenhafter Ueberreſte aus der Endperiode der galliſchen Unabhängigkeit geführt haben, beſitzen wir ſicher datirbare Waffen, Münzen, Fibeln und andere Schmuckſachen aus der letzten Zeit vor dem Beginne der Römerherrſchaft. Noch wichtiger waren die Ausgrabungen auf dem Mont Beuvray bei Autun an der Stelle der alten Aeduerhauptſtadt Bibracte, welche Tiſchler nach dem mannigfachen Reichthum ihrer Hinterlaſſenſchaft ein galliſches Pompeji nennt.

„Bibracte," ſagt dieſer Forſcher, „iſt nicht gewaltſam zerſtört; höchſtens ſind vielleicht die Mauern zur Zeit der römiſchen Herrſchaft beſeitigt worden. Es wurde allmählich verlaſſen, als das benachbarte Auguſtodunum (Autun) aufblühte und die gegen Feinde geſchützte Lage auf dem 800 Meter hohen, kalten, allen Winden ausgeſetzten Berge nicht mehr erforderlich war; es dürfte alſo am Beginne der Herrſchaft des Auguſtus verlaſſen worden ſein. Die Regengüſſe erfüllten dann allmählich die Reſte alter Wohnſtätten mit Schutt und haben uns ſo die Spuren barbariſcher Wohn- und Werkſtätten gerettet, wie man ſie außerhalb der claſſiſchen Länder nicht mehr wiederfindet."

„Eine 5 Kilometer lange, nur zum kleinen Theil bloßgelegte Mauer mit Graben umzog die Stadt, den Falten des Berges folgend, zwei Schluchten überſchreitend. Von dem durch beſondere thurmartige Baſtionen geſchützten Nordthore ging die Hauptſtraße (jetzt voie de Rebours) in die Stadt; nach den Seiten fiel das Terrain zu den beiden Schluchten ab. An dieſen Hängen, etagenförmig übereinander, waren eine Menge von Hütten in die Erde gebaut, oft ein Complex mehrerer Räume, ſämmtlich Ateliers von Handwerkern. Man fand die Werkſtätten der Schmiede, der Bronzearbeiter und als wichtigſte die des Emailleurs, überall die Schmelzöfen, die Werkzeuge, Schlacken und fertige oder unvollendete Fabrikate. Die Arbeitsräume waren allerdings ſehr wenig comfortabel. Die Hütten, wohl zum Schutz gegen die ſtrenge Winterkälte in die Erde eingelaſſen, gegen die Feuchtigkeit unten mit Bruchſteinen ausgekleidet, dann ein mit Lehmpiſé ausgeſchlagenes Holzrahmenwerk, welches wohl ein Strohdach trug. Einen beſonders bedeutenden Complex von Schmiedewerkſtätten unmittelbar im Schutze der Mauer hält Bulliot (der Erforſcher Bibractes) für ein öffentliches Inſtitut, das Arſenal. An der Hauptſtraße fand ſich ein langer, hallenartiger Bau (d. h. man konnte immer nur die verkohlten Stümpfe oder die Balkenenden im Boden nachweiſen), wahrſcheinlich der Bazar. Denn Bibracte war ein Hauptverſammlungsort der geſammten Stämme Galliens und in Folge deſſen einer der wichtigſten Markt- und Handelsplätze, wo das Volk von weit und breit ſeine Bedürfniſſe kaufen konnte, in Folge deſſen auch ein wichtiges Centrum der Induſtrie.“

„Wir finden alſo,“ ſagt Tiſchler weiter, „bereits einen zahlreichen Handwerkerſtand und zugleich Handelsſtand in Gallien, welcher in den befeſtigten Städten gewohnt haben wird. Dieſe oppida dürften demnach nicht bloß Zufluchtsſtätten im Falle des Krieges geweſen ſein, als welche man ſie oft aufgefaßt hat, ſondern dauernde Wohnplätze einer ſeßhaften Bevölkerung, die allerdings während einer Belagerung eine große Menge von Menſchen und Vieh aufnehmen mußten.“ Von allen Handwerkern Bibractes findet der Genannte den Schmelzarbeiter am intereſſanteſten, deſſen Werkſtätte den deutlichſten Beweis von einer vorrömiſchen, galliſchen Emailinduſtrie liefert. „Die Abfälle und unfertigen Stücke zeigen deutlich, daß man auf eine von der Technik des ſpäteren Email champlevé weſentlich abweichende Manier vorging, weil das rothe galliſche Email beim unvorſichtigen Schmelzen ſofort oxydirte und ſich entfärbte. Die mit Furchen gezierten Nadeln oder anderen Objecte wurden mit Email umgoſſen und dann auf einem Sandſteine geſchliffen, bis die Zeichnung zu Tage kam.“ Mit ſolchem Schmelz („Blutglas“, wie es Tiſchler nennt) wurden alle möglichen Metallſachen geſchmückt, mit Vorliebe die Fußſcheiben von Fibeln, die Platten der Halsringe, aber auch Sporen, Helme, Schwertſcheiben, Pferdegebiſſe, Gürtelhaken und vieles Andere. Aus England ſtammen einige, beſonders ſchön mit Email verzierte Bronzeſchilde.

Die Mauern von Bibracte, wie die von Avaricum (Bourges, nach Cäſar einer der ſchönſten Städte Galliens) und von Murſceint (Lot) beſtanden, genau nach der Beſchreibung des Eroberers, aus einem Holzrahmenwerk, welches mit feſtgeſtampfter Erde ausgefüllt und außen mit Bruchſteinen verkleidet war. So beſaßen ſie eine für die damalige Kriegsführung zweckmäßige Elaſticität, kraft welcher ſie den Stößen des Widders beſſer widerſtanden und auch nicht leicht mit Haken eingeriſſen oder mit Feuer niedergebrannt werden konnten. Das Rahmenwerk der Stadtmauer von Bibracte beſtand aus Längsbalken und Querſchwellen, die lagenweiſe miteinander abwechſelten. Letztere waren 4·80 Meter lang und lagen in Zwiſchenräumen von 1 bis 1·20 Metern; die erſteren waren, je ſechs in einer Reihe, mit Zapfen darauf befeſtigt. Etwas anders war die Holzconſtruction in Murſceint und Avaricum.

Gräberfelder aus der La Tène-Periode Frankreichs ſind namentlich zahlreich im Oſten des Rhône entdeckt worden. Hier ziehen ſie ſich von dem Mündungsgebiet dieſes Fluſſes nach Norden hinauf, erſcheinen häufig in den Thälern der Seealpen, in Savoyen, an der Schweizer Grenze, in und nahe dem Elſaß und am mittleren Rheine, dann weiter nördlich in den Departements Marne, Aube und Aisne. Abbildung Fig. 313, S. 643, zeigt uns eines dieſer galliſchen Kriegergräber (von Connantre, Departement de la Marne) nach der trefflichen Publication in Morel's „Champagne souterraine". Zur Seite des Skelettes ſehen wir das Schwert und die Lanze mit zu Boden gekehrter Spitze. Ueber dem Schwert liegt das Wehrgehenk; auf dem Arme ruht der Schildbuckel. Der ovale Holzſchild ſelbſt iſt vergangen; nur ein Stück des Randbeſchlages gewahrt man am linken Oberſchenkel. Auf der linken Schulter und der rechten Bruſt liegen zwei Fibeln, die Haften des kurzen Kriegermantels. Die Beſtimmung der klammerartigen Gegenſtände auf dem linken Unterſchenkel und unterhalb desſelben iſt unbekannt. Das einzige nicht eiſerne Fundſtück iſt ein kleiner Kupferring neben dem rechten Unterarm.

Von Frankreich hat die La Tène-Cultur nördlich über den Canal nach England hinübergegriffen, wo ſie als „late celtic" oder ſpätkeltiſche Stufe bezeichnet wird. Hier ſcheint ſie zuerſt in Yorkſhire an der Oſtküſte Britanniens feſten Fuß gefaßt zu haben. Reichliche Funde, welche der ſpäteren, hier ungeſtört gebliebenen Entwickelung dieſes keltiſchen Stiles angehören, hat Irland geliefert, eine Inſel, die für das Keltenthum als letzter größerer Sitz gleichviel bedeutet, wie Albanien für den Illyrismus.

Ein äußerſt bemerkenswerthes Gräberfeld aus der ſpätkeltiſchen (d. h. La Tène-) Zeit Englands wurde kürzlich in Aylesford (Kent) entdeckt. Es ſind cylindriſche Erdgruben, darunter ein Familiengrab, welches in kreisförmiger Anordnung ſechs Einzelbeſtattungen mit Beigefäßen enthielt. Sowohl die Bronze- als die Thongefäße (letztere zum Theil mit Reifen, cordoni, umzogen) ſchließen ſich eng an continentale Formen an, deren Verbreitung uns über das Rheingebiet und Frankreich nach Ober-Italien hinüberführt. In letzterem Gebiet gehören ähnliche Typen bereits der Hallſtätter Schicht von Eſte an. Beſonderes Intereſſe verdient ein mit drei Bronzeblechzonen bedeckter Holzeimer. Auf der oberen Zone ſieht man in getriebener Arbeit charakteriſtiſche La Tène-Ornamente, daneben zwei einander gegenüberſtehende phantaſtiſche Thiergeſtalten mit Doppelſchwänzen und nach oben wie nach unten weit ausgebogenen Schnauzen. Um die Anſätze des Bronzehenkels zu maskiren, iſt jederſeits am Rande ein menſchlicher Kopf mit helmartiger Bedeckung angenietet (ſiehe dieſes Gefäß nebſt einigen Thonvaſen von Aylesford auf unſerem Vollbilde „La Tène-Funde"). A. J. Evans, der Herausgeber dieſer Funde, erkennt klar den orientaliſchen Urſprung der erwähnten Thierreliefs, vergleicht ſie jedoch zunächſt ganz richtig mit ſtilgleichen galliſchen und britiſchen Münztypen (der Remi und Ambiani), ſowie mit anderen ornamentirten La Tène-Sachen (Schwertſcheiden u. dgl.). Er hält das Gefäß für Import aus einer Centralfabrik der belgiſchen Region Galliens und meint mit Keller, daß auch die in der Station La Tène gefundenen Schwerter und Schwertſcheiden aus jenem Gebiet in die Schweiz eingeführt worden ſeien. Aus der Vergleichung der Aylesforder Thongefäße mit ſolchen aus keltiſchen Gräbern der Gallia Belgica, der Champagne, des Mittel- und Ober-Rheins, die er auf italiſche Bronzeoriginale zurückführt, ſchließt Evans, daß in der Mitte des 2. Jahrhunderts vor Chriſto belgiſch-galliſche Einwanderer mit neuen Grabgebräuchen und Culturformen in England erſchienen ſeien. Von ihnen ſeien ohne Zweifel auch jene Bronzeoriginale aus dem Aylesforder Funde (eine Oinochoe und eine langgeſtielte Patera) mitgebracht worden, welche direct auf italiſchen oder griechiſchen Einfluß hinweiſen.

Deutſchland beſitzt reichliche La Tène-Funde aus jenen Gebieten, wo wir ſie nach den oben citirten Nachrichten von der einſtigen Ausbreitung der Kelten am rechten Rheinufer zunächſt erwarten dürfen: nämlich in den Rheinlanden, von Baden und Elſaß bis hinauf an die Grenze der Niederlande. Wahre Schätze aus jener Zeit wurden in der mittleren Rheingegend, in den Thälern des Mains, der Saar und der Nahe gehoben. Hier erſcheinen in Geſellſchaft typiſcher, aber oft ſehr koſtbarer, ſchwer goldener La Tène-Sachen in Grabhügeln griechiſch-italiſche Bronzegefäße und bemalte griechiſche Vaſen mit rothen Figuren ſchönen Stiles und theilweiſe mit reicher Goldverzierung. An den etruskiſchen Handel als Quelle dieſer fremden Beſitzthümer, wie Lindenſchmit und Genthe gewollt, iſt wohl kaum zu denken. Dagegen dürfen wir an die weitausgreifenden und ſiegreichen Beutezüge der Kelten, die Gräber, die ſie erbrachen, die Heiligthümer, welche ſie plünderten, den Tribut, welchen ihnen furchtſame Könige gezwungen oder, wie es heißt,

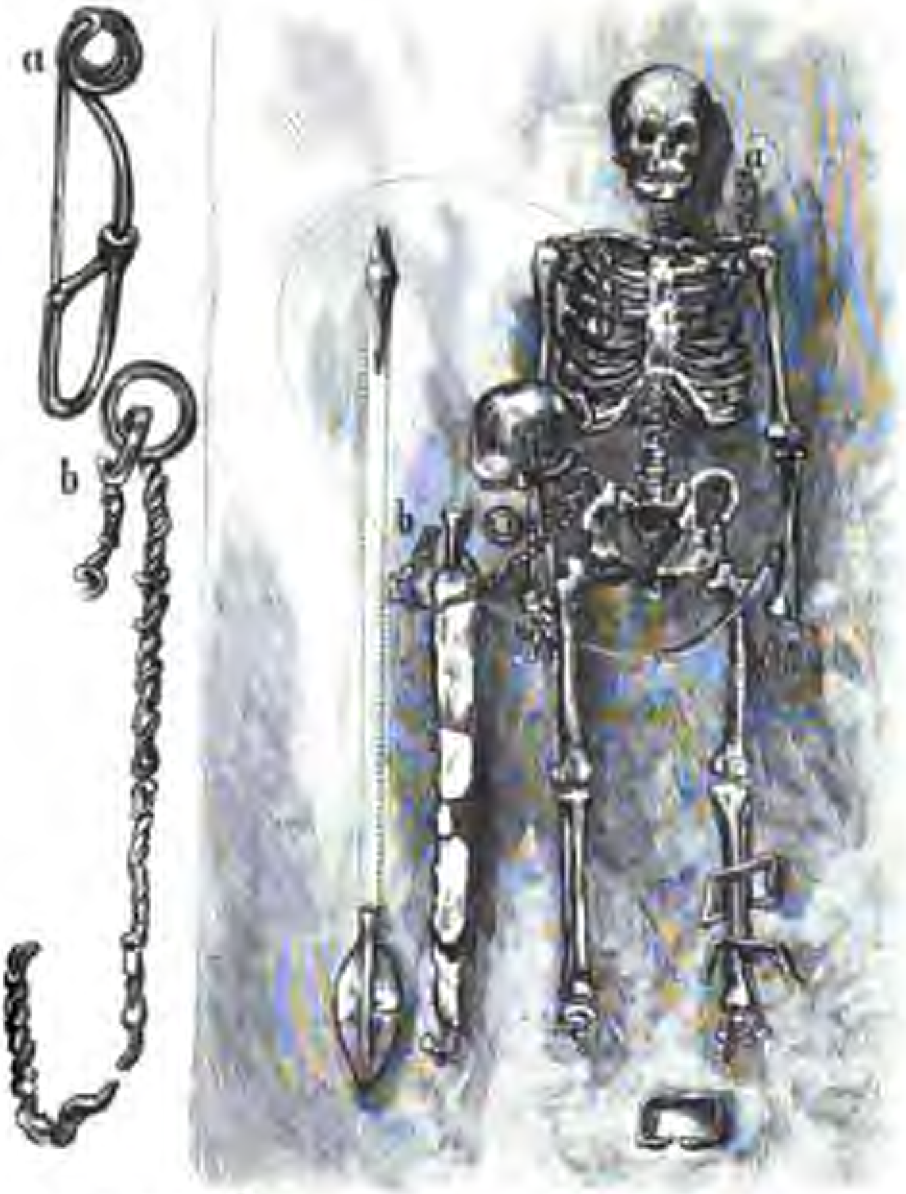


Fig. 313. Keltiſches Kriegergrab aus der Champagne.
(Text ſiehe S. 642.)

„freiwillig" darbrachten, erinnern. Nach Properz rühmt ſich der Keltenhäuptling Viridumarus bei Claſtidium, „vom Vater Rhein ſelbſt abzuſtammen" (genus hic Rheno jactabat ab ipso). Er fiel in ſeinem Trotze, aber Andere führten ihr Vorhaben durch und brachten manches ſchöne Beuteſtück aus Italien oder Griechenland nach dem Norden. Von Bronzegefäßen gehört hierher namentlich die ſogenannte „etruskiſche" Schnabelkanne mit breitem, hoch emporragendem Ausguß und Palmettenhenkel, an welchem häufig Thier- oder Menſchenfiguren als Verzierungen auftreten.

Weiter öſtlich führt uns eine breite Zone von La Tène-Funden, deren Nordgrenze etwa in Thüringen liegt, durch Süddeutſchland nach Böhmen, das wir bereits als lange berühmt gebliebene „Bojerheimat" kennen gelernt haben, und weiter nach Ungarn, wo die Denkmäler der Keltenherrſchaft, wie ſie Pulszky beſchrieb, recht häufig auftreten. So iſt beiſpielsweiſe das Stadtgebiet von Oedenburg, welches die Römer ſpäter mit dem keltiſchen Namen Scarbantia zu nennen fortfuhren, und von wo wir im vorigen Capitel reichliche Grabhügelfunde aus der Hallſtattperiode kennen gelernt, auch durch merkwürdige La Tène-Flachgräber ausgezeichnet. Aus Böhmen iſt namentlich der Duxer Quellfund mit ſeinen Hunderten von Fibeln und Armringen, viele Flachgräber mit Skeletten, darunter die reichhaltigen von Neu-Bydžow und von Ober-Kſchel bei Böhmiſch-Brod, und die Anſiedelung auf dem Hradišt bei Stradonic an der Beraun mit Recht ſehr bekannt geworden. Von der Fundmaſſe des letztgenannten befeſtigten Wohnplatzes (alles in Allem circa 20.000 Stücken) geben wir in der Abbildung Fig. 314, S. 645, einen kleinen Auszug. Sie ſtammt aus Aſchenlagern und Herdgruben und beſteht, abgeſehen von maſſenhaften Thierknochen und anderen Speiſereſten, in Artefacten aus Stein, Bein, Glas, Bernſtein, Thon, Bronze, Eiſen und Edelmetall. Eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Bibracte, aber auch mit der kärntiſchen Gurina, liegt darin, daß ſich zahlreiche Werkſtättenreſte, Schmelztiegel, Schlacken, Werkzeuge und halbfertige Fabrikate (bronzene und eiſerne Fibeln, Nadeln u. ſ. w.) gefunden haben. Wir heben noch hervor: ſteinerne Hämmer und Wetzſteine, Kämme, Spielwürfel, Schädelamulette, ſowie andere geſchnitzte und gedrechſelte Beinſachen, eiſerne Meſſer, Beile, Pfeil- und Lanzenſpitzen, bronzene Waagen, Rädchen, die als Geld gedient haben und zuweilen an Fibeln hängen, Schwertketten und Schwertbeſchläge, emaillirte Sporen, zahlreiche Münzen aus Gold, Silber und Potin, mit belorbeerten Köpfen, Reitern, Pferden, Schlangen u. dgl., Thierfiguren aus Bronze und Bein (darunter das als keltiſches Nationalwappenthier bekannte Wildſchwein), bunte gläſerne Armringe, roher und verarbeiteter Bernſtein. Die Thongefäße ſind bereits zumeiſt auf der Scheibe gedreht und häufig aus Graphit; doch kommen gerade in La Tène-Gräbern Böhmens nicht ſelten in gleicher Miſchung gedrehte neben Freihandgefäßen vor. Vieles auf jenem Hradišt iſt ſchon entſchieden römiſch (Glas- und Bronzegefäße, Metallſpiegel, Beingriffel, Siegelringe, gewiſſe Armringe, Münzen, Fibeln, Schnallen u. dgl.). In der ethnologiſchen Beſtimmung dieſer Fundmaſſe haben wir die Wahl zwiſchen den keltiſchen Bojern und den germaniſchen Markomannen, je nachdem wir dieſelbe etwas früher oder etwas ſpäter anſetzen; jedenfalls waren es ein oder mehrere La Tène-Völker, welche uns das Ganze hinterlaſſen haben.

Man hat früher geglaubt, daß die Culturgruppen von Hallſtatt und von La Tène auch räumlich geſondert ſeien und, vielleicht zu derſelben Zeit, verſchiedene getrennte Gebiete beherrſchten. Die La Tène-Gruppe ſchien mit ihrem vom Rhein und von Frankreich nach Böhmen und Ungarn hinüberziehenden Gürtel bogenförmig jenes vorwiegend oſtalpine Land zu umſpannen, auf welchem die Hallſtattcultur beſonders ſtark auftritt. Dieſe letztere ſollte in den Oſtalpen erſt von der römiſchen Cultur abgelöſt worden ſein. Es iſt einer der erheblichſten Fortſchritte der Urgeſchichtsforſchung, daß wir in den letzten Jahren durch die Arbeit des Spatens zu ganz anderen Geſichtspunkten hinſichtlich der Vertheilung dieſer Gruppen gelangt ſind. Die Entdeckungen auf der Gurina in Kärnten, auf den Gräberfeldern von Meclo in Tirol, Idria im Küſtenlande, St. Michael, Naſſenfuß, Wallitſchendorf in Krain berechtigen uns zu dem Ausſpruch, daß auch in den Oſtalpen das Profil der prähiſtoriſchen Culturſchichten die „La Tène-Schicht" nicht vermiſſen läßt. Wir finden ſie in Kroatien (Prozor), Syrmien (Mitrovitz, Skordiskerwaffen von dieſem Fundort ſiehe Fig. 148. f, S. 318) und Bosnien (Rakitno); ja bis nach Epirus (Dodona) hinab hat ſie ihre Spuren hinterlaſſen. Weiter nach Südoſten zu blicken, verwehrt uns die mangelhafte archäologiſche Erforſchung der nördlichen und öſtlichen Balkangebiete; aber in Iſtrien und Ober-Italien (Eſte, Bologna, Marzabotto) iſt die Schichtenfolge wieder klar erkannt. In den Oſtalpen ſind noch Moritzing (Tirol), Groß-Arl und der Dürenberg bei Hallein (Salzburg), Lautrach (Vorarlberg), Weißkirchen, St. Marein, Podſemel, Altenmarkt und Planina (Krain) La Tène-Fundorte, die man zum Theil ſchon früher kannte, aber nicht gehörig berückſichtigte.

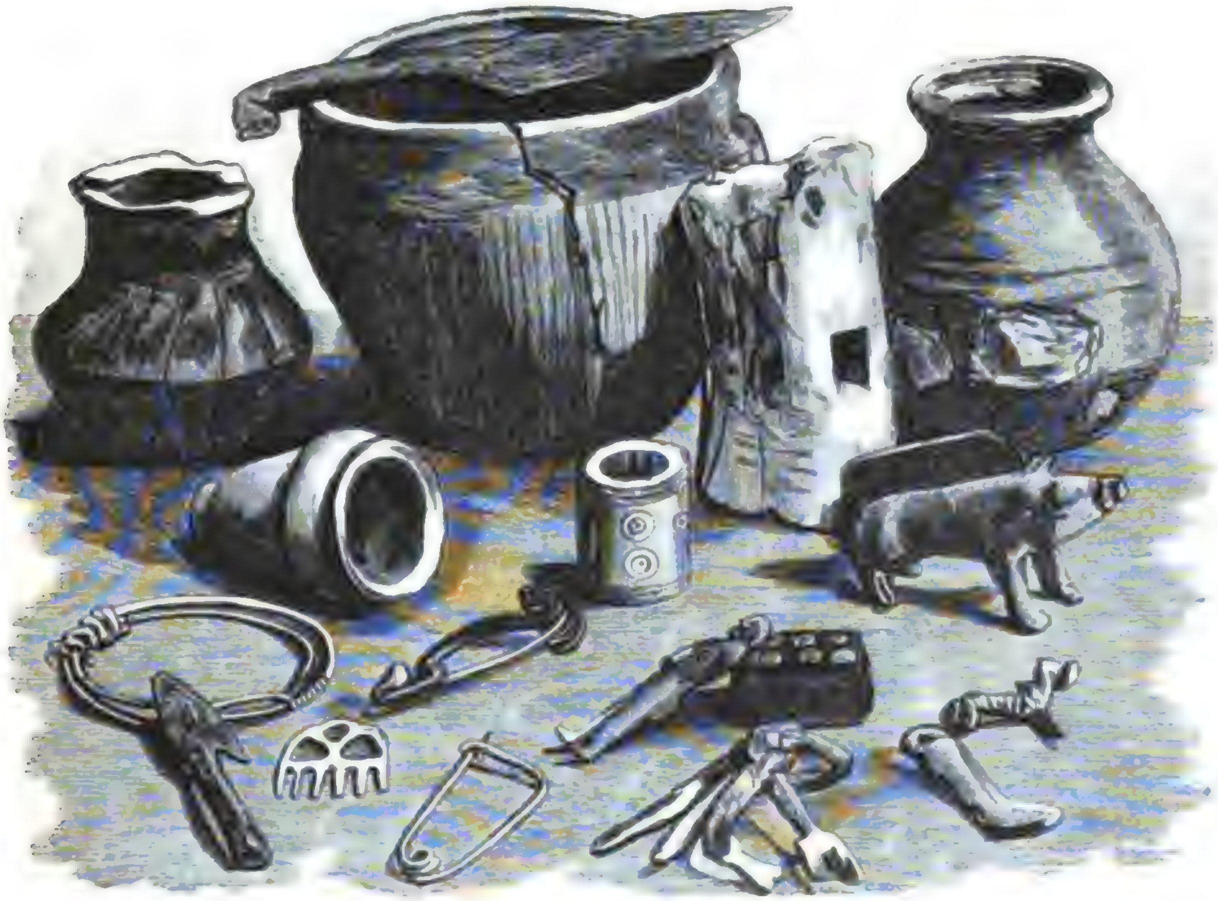


Fig. 314. Funde vom Hradist bei Stradonic.
(Text ſiehe S. 644.)

Aus dieſem wichtigen Fundgebiet wollen wir zwei Nekropolen durch Abbildungen und kurze Beſchreibungen etwas näher beleuchten, nämlich Naſſenfuß in Krain und Idria im Küſtenlande. Bei Naſſenfuß (ungefähr in der Mitte zwiſchen

Laibach und Agram) grenzt das La Tène-Flachgräberfeld mit ſeinen, cylindriſch in den bröckeligen Dolomitfels eingeſenkten, circa $^1/_2$ Meter tiefen und $^1/_4$ Meter breiten Leichenbrandgruben unmittelbar an eine ausgedehnte, mehrere Joch Grund umfaſſende Nekropole aus der Hallſtätter Periode. Jene Löcher enthielten die, ſauber ausgeklaubten, calcinirten Knochenreſte und die Beigaben: doppelt zuſammengebogene breite Schwerter ſammt Scheide, ganz oder halb zuſammengebogene Lanzenſpitzen, breite, bandförmige Schildbuckel, große Meſſer, Aexte mit querem Stielloch, Schwertketten aus zopfförmig geflochtenen Gliedern, dann eiſerne und bronzene Fibeln, Charnierarmringe mit ſchalenförmigen Buckeln, gläſerne Armringe, wenige Thongefäße. Dieſe Gräber, von deren Inhalt wir Fig. 315, S. 647, einen Auszug geben, gehören möglicherweiſe den keltiſchen Latovikern an, die nach der römiſchen Topographie hier ſeßhaft waren, während ſich weiter öſtlich an der unteren Save die Skordisker ausbreiteten und weſtlich von jenen, von den Juliſchen Alpen bis ans Meer bei Trieſt, die Karner ſich angeſiedelt hatten. Nördlich von dieſen Stämmen wohnten dann, bis zur Donau hin, mehr im Oſten, in Pannonien, die Aravisker, welchen ein großer Theil der Keltendenkmäler Ungarns angehören wird, mehr im Weſten, in Noricum, die Taurisker mit ihrem induſtriereichen Hauptort Noreja, dem Bibracte des Oſtens.*)

Die Gräber von Idria bei Bača, deren Inhalt (ſiehe Einiges davon Fig. 316, S. 649) ſich einerſeits an die jüngere, noch hallſtättiſche Elemente in ſich ſchließende Stufe von St. Michael anlehnt, andererſeits ſchon römiſchen Einfluß verräth, dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit den Karnern zuſchreiben. Der Fundort liegt an einem öſtlichen Nebenflüßchen des Iſonzo, nur eine Wegſtunde aufwärts von der reichen hallſtättiſchen Nekropole bei Sta. Lucia. Die Zahl der Gräber, ebenfalls Flachgräber mit Leichenbrand, iſt gering, aber die Ausſtattung derſelben reich und ſehr charakteriſtiſch. Nicht die große Anzahl der Bronzegefäße, welche zum Theil, wie die Schöpfbecher, Siebe, Trinkgefäße, dem Süden geraubt, zum Theil, wie die cylindriſchen, nicht gerippten, hutförmigen Eimer, echt keltiſche Fabrikate ſind, nicht die verſchiedenen Formen eherner und eiſerner Helme (erſtere zeigen ältere, letztere ſchon römiſche Formen), ſelbſt nicht die auf dieſen Objecten befindlichen „nordetruskiſchen" und römiſchen Inſchriften, begründen den eigenthümlichen Werth jener Gräber. Dieſer iſt vielmehr hauptſächlich beſtimmt durch das maſſenhafte Vorkommen ſolcher Dinge, die man am allerwenigſten in den Gräbern einer kriegeriſchen Nation vermuthen würde: eiſerne Pflugſcharen und Pflugmeſſer, Senſen, Schaufeln, Feldharken, Baumſicheln, Beile, Schöpflöffel, Feuerzangen u. ſ. w., kurz einer langen Formenreihe von Gegenſtänden des Hausrathes und der Landwirthſchaft, die, ebenſo neu als nüchtern, uns einen höchſt belehrenden Einblick in das Leben der Männer gewähren, welche vor dem Beginn der Römerherrſchaft das öſtliche Alpenland und das adriatiſche Küſtengebiet im Nordoſten Italiens bewohnt haben.

Aus dieſen wenigen Gräbern, in welchen übrigens auch die typiſchen Schmuck- und Waffenſtücke, ſowie einige Beſonderheiten (Fibeln, diademartig mit Bernſteinperlen verziert, Schwerter mit kreisrundem verzinnten Stichblatt) nicht fehlen, taucht in plaſtiſcher Fülle das eiſenreiche, kriegeriſche und übervölkerte

---

*) Dieſer Ort, welcher zuerſt 113 vor Chriſto anläßlich der Niederlage Roms gegen die Kimbern genannt wird, lag wahrſcheinlich beim heutigen Neumarkt in Ober-Steier. Nach dem Ablaufe der Keltenherrſchaft verfiel er, wie Bibracte, und wird bereits von Plinius zu den nicht mehr exiſtirenden Städten gezählt. Doch hat ſich, wie die Peutinger'ſche Tafel beweiſt, der alte Ruf des Platzes lange erhalten und — wahrſcheinlich aus localpatriotiſchem Wettſtreit — ſogar an zwei verſchiedene Punkte jener Gegend geknüpft.

Noricum, wie es die Römer gekannt, beſchrieben und zuerſt durch Verträge, dann durch Eroberung an Italien gefeſſelt haben, empor und ragt mit bedeutſamen Ueberreſten in unſeren Denkmälerbeſitz herein. So unſcheinbar dieſe plumpen, verroſteten Waffen und Werkzeuge, Haus- und Ackergeräthſchaften ſein mögen (zum Theil ſind ſie wieder mit Fabriksmarken ausgeſtattet) — für die nur auf archäologiſchem Wege zu erwerbende tiefere Kenntniß von dem Werth und dem Weſen unſerer keltiſchen Ahnen ſind ſie ebenſo wichtig, wie die Entdeckung des pergameniſchen Gigantenfrieſes für unſere Einſicht in eine lange verkannte Periode griechiſcher Kunſtgeſchichte. Man muß nur abſehen von gewiſſen, uns in der Schule anerzogenen Begriffen über Glanz und Größe, Ziel und Beſtimmung der Völker dieſer Erde. Mit Recht ſagt Humboldt in den „Anſichten der Natur“: „Bei Völkern, welche auf den verſchiedenſten Stufen der Bildung ſtehen, ſieht man die Nationalthätigkeit ſich mit beſonderer Vorliebe in einzelnen Richtungen bewegen; aber die auffallende Entwickelung ſolcher vereinzelter Thätigkeiten entſcheidet keineswegs über den ganzen Culturzuſtand.“ Das gilt von Aegyptern und Griechen, wie von den Kelten und Germanen. Wir ſind kein Kunſtvolk, wie die Hellenen: an Bergbau, Landwirthſchaft und Induſtrie rankt ſich das Bäumchen der modernen Cultur ſchon in ſeinen Jugendtagen mühſam, aber ſicher empor. Nichts iſt daher berechtigter, als daß wir dieſe älteſten Zeugniſſe einer rationellen Bewirthſchaftung unſeres heimatlichen Bodens durch tüchtige Menſchen, deren Blut aus unſeren Adern noch nicht geſchwunden iſt, ſorgfältig ſammeln und mit Fleiß ſtudiren.

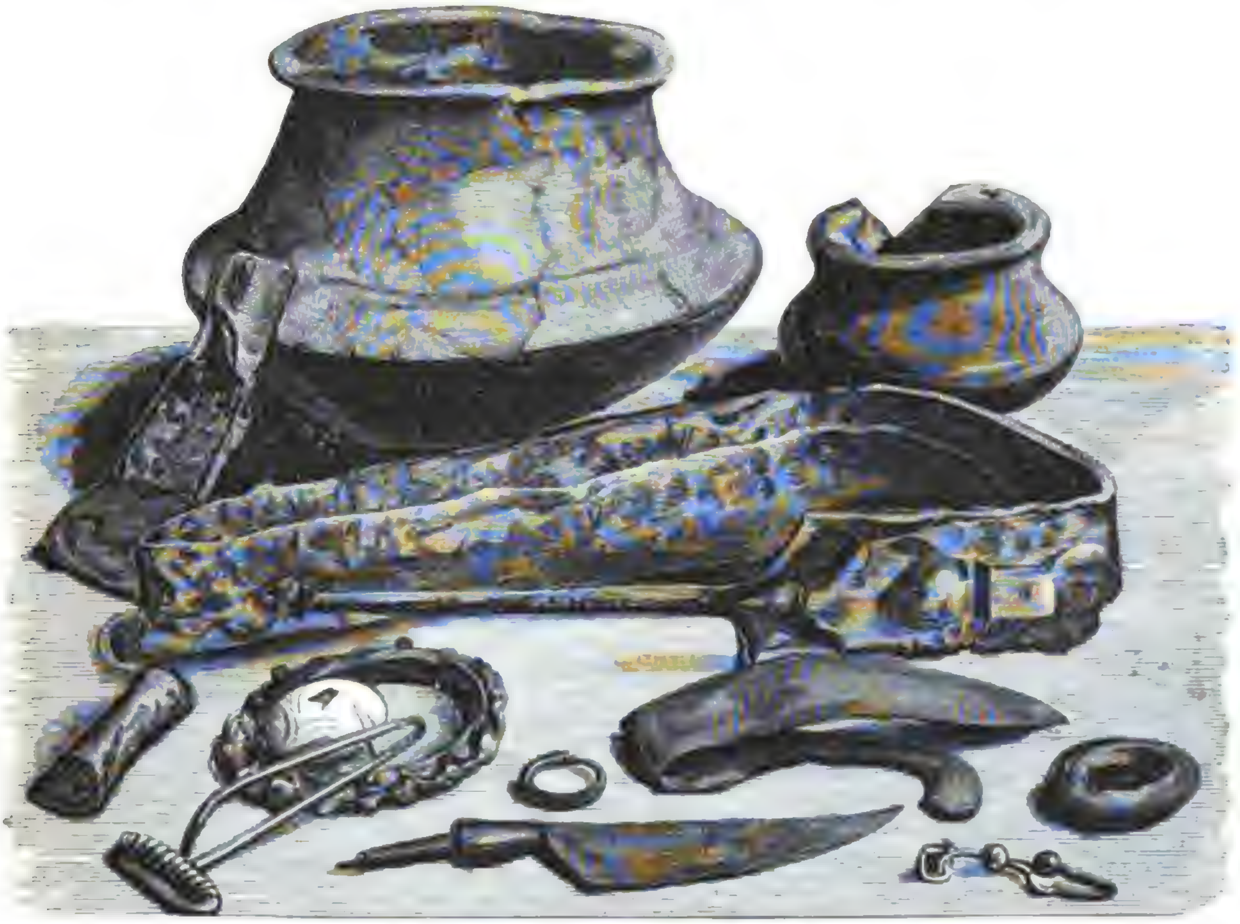


Fig. 315. Flachgräberfunde von Naſſenfuß in Krain.
(Text ſiehe S. 646.)

Für Noricum bedeutet die vollentwickelte keltiſche Eiſenzeit noch etwas mehr als für andere Länder. Was für Indien das Elfenbein, für Arabien der Weihrauch, für Chios der Wein und für Paros der Marmor, das war für unſer Noricum Eiſen und Stahl. Das noriſche Schwert ſtellt der römiſche Dichter als Schreckenswerkzeug dicht neben die Sturmbrandung des Meeres, neben Blitz und Donnerſchlag. Noriſches Eiſen iſt nach Ovid „härter als unerwiderte Liebe“. Um den Beginn unſerer Zeitrechnung genügten die Schmelzhütten und Schmiedeöfen Noreias und der einſamen Alpenthäler nicht mehr, den ſteigenden Bedarf der Römer zu decken. Eine Kette berühmter Waffenfabriken ſpann ſich von Carnuntum bei Wien über Aquincum (Alt-Ofen) und Syrmium bis Verona, Mantua, Cremona u. ſ. w. im Kreiſe um Noricum, deſſen Berge ihnen das metallene Lebensblut in reichen Strömen zuführten. Wie zähe manche Formen feſtgehalten wurden, welche noriſche Schmiede ihren Werken gaben, ſehen wir daraus, daß die ſchwere vorrömiſche Pflugſchar, wie wir ſie in den Gräbern von Idria und auf der Gurina im nahen Gailthale vorfinden, in einigen Theilen Krains und des Küſtenlandes noch heute im Gebrauche ſteht.

Bei alledem hat die Hallſtattcultur — ſo tief gingen ihre Wurzeln in den Oſtalpen! — auch hier in einigen Gebieten ihr Daſein bis in die Römerzeit fortgefriſtet. Ein ſolches Beiſpiel von localer Fortdauer der unentwickelten (illyriſchen) Eiſenzeit bietet uns die Wies in Mittel-Steiermark (ſiehe oben S. 604), wo erſt durch die keltiſch-römiſche Provinzialcultur die Ablöſung der Hallſtattſtufe vor ſich ging.

So viel in flüchtigen Umriſſen über die La Tène-Cultur in den Wohnſitzen der Kelten. Aber auch im Norden der Donau und des mitteldeutſchen Gebirgszuges, in den Ländern der Germanen, iſt dieſe Cultur zur Herrſchaft gelangt. Tiſchler nimmt mit Undſet an, daß ſie durch die Thäler der Saale, der Weſer und des Rheins in Norddeutſchland eingedrungen ſei und ſich hier fächerförmig ausgebreitet habe. Man findet ihre Ueberreſte in großen Urnenfeldern mit Leichenbrand, nur in Oſtpreußen in Tumulis. Die Gräber ſind viel ärmlicher ausgeſtattet als in den keltiſchen Gebieten. Neben ganz analogen Formen finden ſich in der Geſtaltung der Fibeln, Haarnadeln, Gürtelhaken, Schildbuckel, locale Abweichungen, die uns zur Annahme einer einheimiſchen, nachbildenden Induſtrie nöthigen. In der Mark Brandenburg ſind die älteren La Tène-Gräber (ſieben Urnenfelder aus der Zeit von 400 bis 100 vor Chriſto) erheblich ärmer als die jüngeren (acht Nekropolen aus der Zeit von circa 100 vor bis 100 nach Chriſto), was vielleicht mit den Störungen zuſammenhängt, welche in Folge der Gallierzüge im Bereiche der öſtlichen Handelswege Mittel-Europas eingetreten ſind.*) In manchen Gebieten, wie Brandenburg, Mecklenburg, Hannover, ſind Waffen ſelten, in anderen, z. B. Pommern, Jütland, Oſtpreußen, wieder ſehr häufig; jedenfalls erkennen wir, daß die Germanen zu Cäſar's Zeit dieſelben Schwerter und Lanzen führten und theilweiſe auch denſelben Schmuck trugen, wie die Kelten Galliens. Dieſes Land war unſtreitig reicher und cultivirter, aber auch hinſichtlich der Germanen muß man die Vorſtellung aufgeben, welche der taciteiſche Bericht von der Knappheit des Eiſens und dem Mangel der Schwerter hervorruft. Mit Recht ſagt Tiſchler: „Daß in den verzweifelten Kämpfen der Germanen mit den Römern unter Auguſtus und Tiberius die Waffen knapp wurden und die hinteren Glieder mit zugebrannten Stangen erſchienen, nimmt kein Wunder, wenn man an die enormen Verluſte der Germanen denkt. Ihre ſchließlich doch immer noch mangelhafte Induſtrie konnte die Verluſte nicht ſo ſchnell ergänzen. Man ziehe zum Vergleich nur die Bewaffnung des Landſturmes in den Freiheitskriegen heran.

---

*) In den letzten Jahrhunderten vor unſerer Zeitrechnung ruhte der Bernſteinhandel von der baltiſchen nach den mittelländiſchen Küſten. Von dieſem Verfalle zeugt auch die Abſendung eines römiſchen Ritters unter Nero, welcher die ehemaligen Handelswege und die nur noch aus der Tradition bekannten Küſtenſtriche, von welchen ſie ihren Ausgang nahmen, aufſuchen ſollte. Die Expedition ſcheint erfolglos geblieben zu ſein. Erſt unter Veſpaſian dachte man wieder an den Ueberlandweg zur Oſtſee, wenigſtens finden ſich Spuren, daß um dieſe Zeit ein erneuerter Anſtoß zur Anknüpfung unterbrochener Verbindungen gegeben wurde. Dieſer Anſtoß verlief nicht unfruchtbar. Unter Veſpaſian's Nachfolgern zeigen ſich zahlreiche Belege für einen regeren Betrieb des wieder aufgenommenen Bernſteinimportes. Ausgeprägte Formen und eine neue Richtung erhielt derſelbe zur Zeit Trajan's. Dacien wurde dem Römerreiche einverleibt, Carnuntum hörte auf, der nächſte römiſche Platz auf

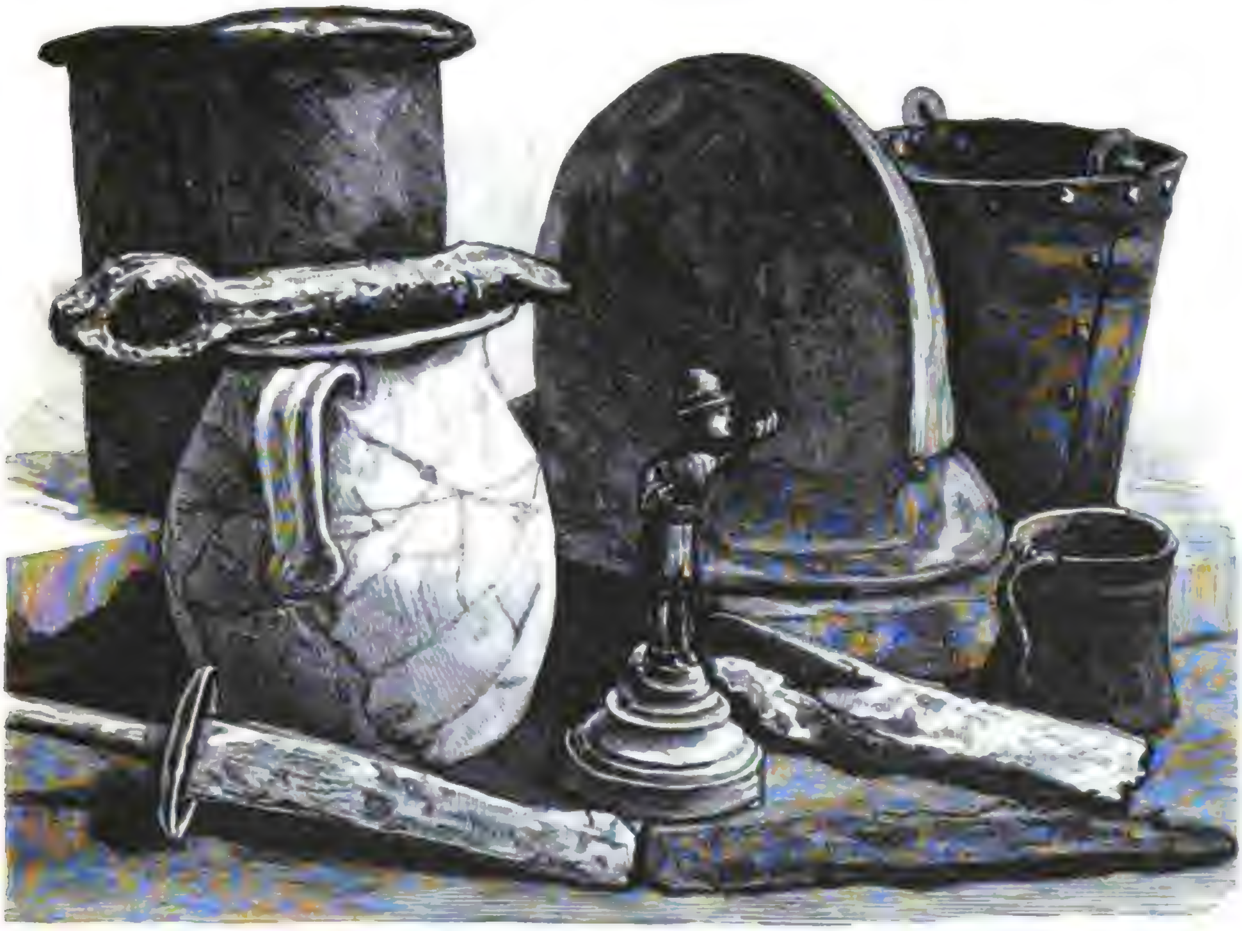


Fig. 316. Gräberfunde von Idria bei Bača im Küſtenlande.
(Text ſiehe S. 646.)

Aber im Ganzen tritt uns ein mit Schwertern und Eiſenwaffen wohlausgerüſtetes Volk ſchon früh entgegen — wie wären auch ſonſt ihre Erfolge oder der zähe Widerſtand gegen die durch Taktik und Trutzwaffen ſo unendlich überlegenen Römer erklärbar?“

---

den Wegen zur Oſtſee zu ſein, und es wurde nunmehr bis in die ſpäteſten Zeiten des römiſchen Handels ein öſtlicher gelegener Weg benutzt. Von Hadrian's Zeit ab belebten ſich die öſtlichen, pontiſchen Flußgebiete Europas mit römiſchen Elementen. Dies währte bis gegen 270, als die Kaiſer gegenüber dem Andrange fremder Völker Dacien nicht mehr behaupten konnten und das linke Donauufer aufgeben mußten. In den weſtlichen baltiſchen Flußgebieten hat der Handel, wie die gefundenen Münzen lehren, bis ins 4. Jahrhundert nach Chriſto gedauert.

Die Oſtſee ſetzte der Nordwanderung der La Tène-Cultur ſo wenig eine Grenze als der Aermelcanal. Die Formen dieſer neuen Civiliſation drangen nicht nur in die entlegenſten Winkel Deutſchlands, nicht nur auf die baltiſchen Inſeln hinüber, wo ſie namentlich auf Bornholm zahlreich nachgewieſen ſind, ſondern auch hoch nach Schweden hinauf (bis Södra Lund in Oeſtergöthland). Die La Tène-Gräber Schwedens gleichen denen der letzten Bronzeculturſtufe; es ſind „Brandpletter", d. h. Flachgräber mit verbrannten Knochen in einer Urne oder in freier Erde. An Beigaben enthalten ſie eiſerne Schwerter und Meſſer, bronzene Fibeln, Halsringe und andere Zierſtücke. Dieſe Typen weichen auch hier, wie im ganzen Norden Europas, kurz nach dem Beginn unſerer Zeitrechnung den in erſtaunlicher Häufigkeit auftretenden Formen der römiſchen Provinzialcultur.

Die Herrſchaft der La Tène-Cultur iſt natürlich weder überall mit einem Schlage angebrochen, noch iſt dieſe Cultur ſelbſt auf einmal fertig dageſtanden. Sie hat vielmehr eine *Entwickelung* durchgemacht, welche in einer für die Bedeutung des Eigenbeſitzes der Barbaren neben der römiſchen Civiliſation höchſt ehrenvollen Weiſe in die letztere einmündet und den provinziellen Charakter derſelben beſtimmt. Innerhalb dieſer Entwickelung hat man *drei Stufen* unterſchieden, die wir im Folgenden kurz nach dem Urheber der Eintheilung O. Tiſchler zu ſchildern verſuchen.

Die *Früh-La Tène-Periode* hat ihre Vertretung in den großen Friedhöfen der Champagne, in den glanzvollen Tumulis des Rhein-Saargebietes und zieht ſich durch die Schweiz, Süddeutſchland und Böhmen nach Ungarn hinein mit ſolcher Gleichmäßigkeit der Gebräuche und des Inventars, daß wir wohl auf Gleichheit des Volkes ſchließen dürfen, obwohl gleicher Schmuck und gleiche Waffen allein durchaus noch nicht zu einem Schluß auf die Identität der Bevölkerung berechtigen.

Die *Mittel-La Tène-Stufe* wird ganz beſonders reich repräſentirt durch die Station La Tène bei Marin, welche der ganzen Cultur den Namen gegeben hat. Dann erſcheint ſie in dem ganzen eben angedeuteten Bereich der Früh-La Tène-Stufe und im Norden bis zur Weichſel. Wir finden ſie aber auch in den Oſtalpen, wo die Frühperiode derſelben Cultur nur durch Einzelfunde auf hallſtättiſchen Gräberfeldern, alſo ſo gut wie gar nicht, vertreten iſt. Selbſt Uebergangsfunde, wie die von St. Michael, bringen gleich die Mittel-La Tène-Fibel. Man hat daraus geſchloſſen, daß die Herrſchaft der Hallſtattcultur in den Oſtalpen doch etwas länger gedauert hat als in Frankreich, Süddeutſchland und Böhmen. An dieſem Hauptſitz der älteren Eiſenzeit haftete das Volk mit zu großer Zähigkeit an ſeinem alten Formenſchatz, als daß ſich eine wirkliche Früh-La Tène-Cultur hätte entwickeln können, und ſo kam es, daß die galliſche Cultur erſt etwas ſpäter mit den Kelten ſelbſt, die um 340 vor Chriſto hier eindrangen, zur Herrſchaft gelangte.

Die *Spät-La Tène-Periode* iſt vertreten durch die Ausgrabungen von Bibracte, durch die Waffenfunde von Aleſia und durch den Inhalt des Gräberfeldes von Nauheim, welchen jetzt das Frankfurter Muſeum bewahrt. Endlich tritt ſie uns auf dem Hradiſte von Stradonic in Böhmen, neben wenigen älteren Fundſtücken und einigen römiſchen Sachen, ſtattlich entgegen.

Das Fundinventar dieſer drei Abſchnitte zeigt namentlich in den *Schwert- und Fibelformen* charakteriſtiſche Unterſchiede, welche von führender Geltung ſind. (Vgl. die Abbildungen Fig. 317 bis 322, S. 651.) Die Frühperiode hat „*Fibeln mit freiem Schlußſtück*", d. h. ſolche, deren emporſteigender Aſt nicht mit dem Bügel verbunden iſt. Derſelbe trägt als Abſchluß einen Knopf, oft ein Scheibchen, welches häufig mit Edelkoralle oder, in Nachahmung derſelben, mit echt galliſchem Blutemail belegt iſt. Bei der Mittel-La Tène-Fibel iſt das Schlußglied mit dem Bügel durch eine Hülſe oder einen Knopf verbunden; in der Spät-La Tène-Zeit vollzieht ſich eine weitere kleine Veränderung, indem der Fuß einen geſchloſſenen Rahmen bildet. Aus dieſer Fibel hat ſich eine ganze Reihe römiſcher Provinzialfibelformen entwickelt, ein Proceß, welcher klar vor uns liegt und uns deutlich zeigt, daß die einheimiſche Cultur und Technik mit der Eroberung Galliens und der Süd-Donauländer durch die Römer keineswegs verſchwand, ſondern kräftig weiterblühte.

Ebenſo genau können wir die Umbildungen der Schwertform beobachten. In den großen Gräberfeldern der Champagne, wo ein reiſiges, wohlgerüſtetes Volk beerdigt iſt, erſcheinen die Schwerter mit ſchmaler Angel und ſcharfer Spitze, welchen aber meiſt die kurze geſchweifte Parirſtange fehlt, die für die Schwerter von Marin (La Tène) ſo charakteriſtiſch iſt. Beſonders charakteriſtiſch iſt aber die Bildung der Scheide und ihres Endbeſchlages (Ortbandes). Bei den Früh-La Tène-Schwertern iſt der letztere auffallend gerundet und ſteht manchmal à jour von der Scheide ab; nach oben endet er dann häufig in zwei anliegende ſtiliſirte Thierköpfe, was ſchon auf aſſyriſchen Schwertern vorkommt und vielleicht wieder einen Fingerzeig für die Herkunft dieſer ganzen Cultur geben kann. Bei den Mittel-La Tène-Schwertern endet die Klinge ziemlich ſtumpf (richtiger: ſpitzbogig) und die (oft ſehr ſchön verzierte) Scheide ſammt dem Endbeſchläge ſchließt ſich dieſer Form eng an; nur kleine Vorſprünge erinnern noch an die beiden Thierköpfe

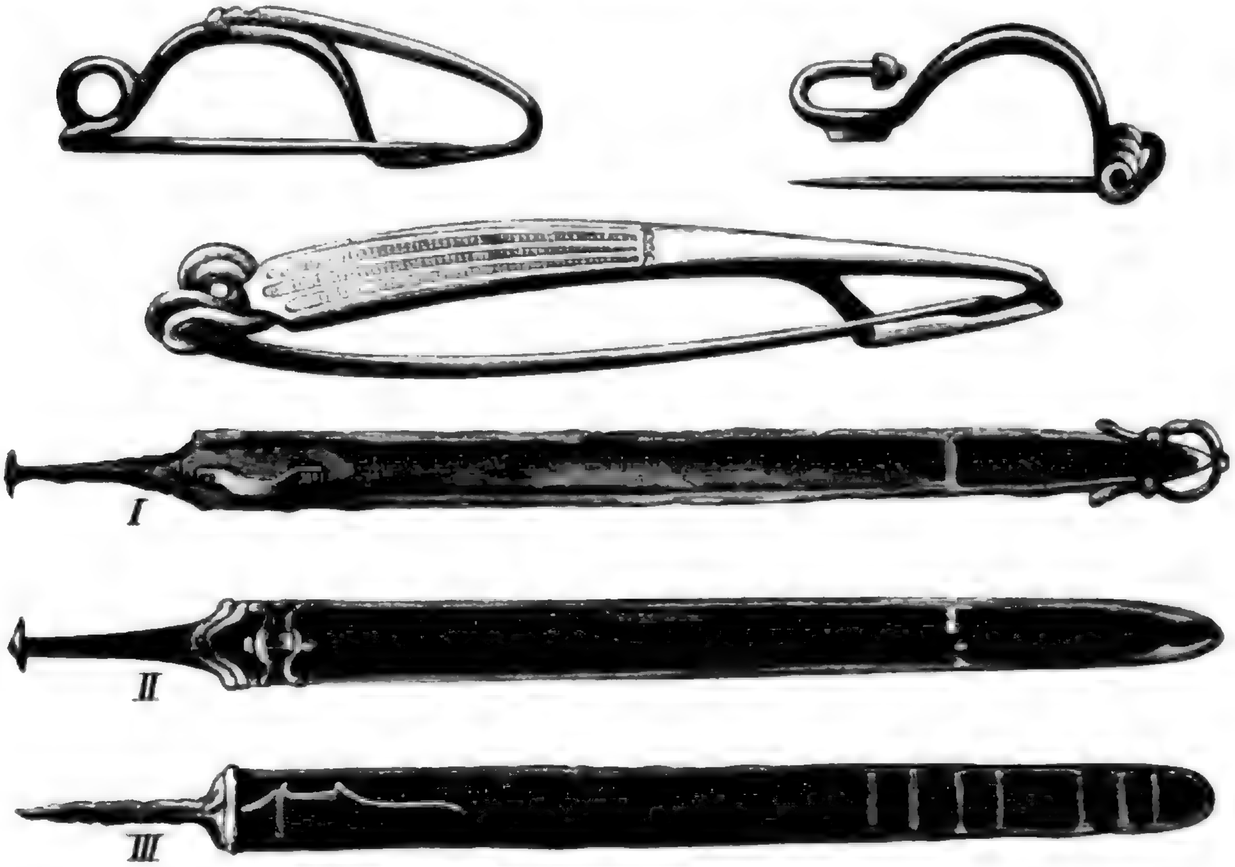


Fig. 317 bis 322. La Tène-Fibeln und Schwerter.
(Oben rechts: Früh-, links: Mittel-, darunter: Spät-La Tène-Fibel; I. Früh-, II. Mittel-, III. Spät-La Tène-Schwert.)

(Text ſiehe S. 650.)

der älteren Ortbänder. Hier tritt auch regelmäßig die kleine, ſtark geſchweifte Parirſtange auf.

Die Spät-La Tène-Schwerter von Aleſia, Nauheim, Pommern, Weſtpreußen, Schleſien u. ſ. w. haben oft ſchon eine kurze, gerade Parirſtange (obwohl auch geſchweifte noch vorkommen); die Scheide endet unten in einem flachen Bogen oder läuft in einen Knopf aus. Beſonders charakteriſtiſch iſt aber eine Menge von Metallſtegen, welche die beiden Seitenbeſchläge der Scheide verbinden und denſelben namentlich am unteren Ende ein leiterförmiges Ausſehen geben.

Tiſchler hat auch den Nachweis erbracht, daß in der La Tène-Zeit ſchon die Kunſt geübt wurde, Zeichnungen auf Eiſen durch Aetzung hervorzubringen. Er hat es ferner wahrſcheinlich gemacht, daß auch der Sporn eine keltiſche Erfindung ſei, wie ja auch in Cäſar's Heer die beſten Reiterſchaaren nicht Römer, ſondern galliſche und germaniſche Hilfstruppen waren. Wir müſſen das natürlich finden; denn die Reiterei iſt eine Steppenwaffe, für deren Ausbildung auf den claſſiſchen Südhalbinſeln kein Raum war. In Gräbern und Wohnplätzen der La Tène-Zeit haben ſich häufig Eiſenſporen mit großen Seitenknöpfen und langem, dünnem, aufwärts gebogenem Dorn gefunden, eine Form, die wir als Vorläufer der Knopfſporen aus der römiſchen Kaiſerzeit anſehen dürfen. Durch den Verkehr mit den Kelten Galliens haben die Römer erſt den Gebrauch der Seife und das Verzinnen und Verſilbern kupferner Geſchirre gelernt. Vom galliſchen Adel übernahmen ſie die Erfindung der Hetzjagd im freien Felde, wie unſere germaniſchen Vorfahren von jenem auch die Luſt der Falkenbeize gelernt haben. Die Kelten Britanniens ſollen zuerſt ihre Felder mit mineraliſchem Dünger, nämlich mit Mergel, beſtellt haben. Gar Manches von den bewunderten Lichtſeiten der provinzialrömiſchen Cultur dürfte alſo bereits auf Rechnung der letzten vorrömiſchen Culturſtufe zu ſetzen ſein.

3. Die Periode der römiſchen Herrſchaft.

In der flüchtigen Muſterung dieſes, der allgemeinen Weltgeſchichte angehörigen Zeitraumes können, ja müſſen wir uns noch viel kürzer faſſen als bisher. Wir hätten gar kein Recht, dieſe Periode überhaupt zu berühren, wenn ſie unmittelbar in geſchichtlich wohlbekannte Zeitſtufen des Mittelalters überleiten würde. Das iſt aber nicht der Fall, und die Römerzeit iſt auf vielen Gebieten des ausgedehnten Weltreiches nur ein helleres Intermezzo zwiſchen zwei Perioden, von welchen die folgende faſt noch dunkler iſt als die vorausgegangene. Unſer Blick bleibt dabei hauptſächlich auf das mittlere und nördliche Europa gerichtet, von welchem in der Folgezeit der Umſturz der Römermacht und die Erneuerung des Welttheiles ausgegangen iſt.

Die römiſche Republik hat ſich nach der Bezwingung der ciſalpinen Gallier um das Treiben der nördlichen Grenznachbarn Italiens im Ganzen ſehr wenig bekümmert. Zwar wurde, zur Pacification der Adria und zur Sicherung des Ueberganges auf die Balkanhalbinſel, Iſtrien bezwungen, Aquileja angelegt, ſelbſt friedliche Einwanderer aus Noricum ins Küſtengebiet nicht zugelaſſen und in Verhandlungen zwiſchen dem römiſchen Senat und den Fürſten der Bergſtämme der Grundſatz proclamirt, daß die Alpen als unverletzliche Markſcheide zwiſchen Italien und den Nordvölkern zu gelten hätten. Es ſind nicht Kelten allein, welche dieſes Gebot angeht, auch Ligurer in den Seealpen, Rhätier in Tirol (entweder Verwandte der Etrusker oder der Illyrier) und Illyrier in den Oſtalpen, namentlich Japuden, welche durch die auch ſchriftlich bezeugte Annahme der keltiſchen Eiſenrüſtung neuen Kriegsmuth zu Einfällen in das ihnen beſonders offen ſtehende Küſtenland gewonnen haben.

Im letzten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung lagen die Verhältniſſe theilweiſe ſo im Argen, daß, während das keltiſche Stammland Gallien durch Cäſar erobert, Germanien und Britannien von römiſchen Heerſchaaren zuerſt betreten wurden — die nordöſtliche Thorſchwelle Italiens von den kriegsluſtigen barbariſchen Anwohnern unausgeſetzt bedroht und erſchüttert wurde. Die Einfälle der Karner und Japuden müſſen viel Aehnlichkeit mit dem gehabt haben, was in unſeren Tagen von Albaneſen und Montenegrinern häufig berichtet wird. Cäſar's Abſicht, auch hier Ordnung zu ſchaffen, wurde von den Dolchen ſeiner Mörder (44 vor Chriſto) zerſchnitten. Auguſtus nahm den Plan wieder auf, und ſeine Stiefſöhne haben ihn durchgeführt. Um ſchrankenloſe Ausdehnung ihrer Herrſchaft war es den Römern wohl nie, am allerwenigſten aber in dieſem Falle, zu thun. Es galt dem Reich in dem leidigen, unwirthlichen, ungern geſehenen Norden eine ſichere Grenze zu ſchaffen. Dazu konnte nur die völlige Unterwerfung ſämmtlicher Alpenvölker führen.

Das Werk iſt den Römern nicht allzuſchwer geworden; große Landſtrecken fielen ohne Schwertſtreich in ihre Hände. Die Blüthezeit der keltiſchen Macht war damals bereits vorüber. Die Bojer, welche noch 120 den Kimbern und Teutonen kräftig widerſtanden, waren aus Böhmen von den Markomannen vertrieben. Im Süden der Donau war es zu einem Zuſammenſtoß der verbündeten Bojer und Taurisker mit den eben damals von Oſten her mächtig um ſich greifenden Dakern gekommen, und auch hier waren die Kelten erlegen. So kam es, daß die römiſchen Adler auf allen Wegen ſiegreich über die Alpen gegen den Rhein und die Donau vordringen konnten. Sechsundvierzig Alpenſtämme zählt das bei Monaco am Golf von Genua errichtete Siegesdenkmal auf, das den Krieg des Jahres 15 vor Chriſto und deſſen ſiegreiche Feldherren Tiberius und Druſus feiert. Von Norikern werden nur die Ambiſonter (im h. Pinzgau) genannt. Die Helden unter den Beſiegten waren die Rhätier und Vindelicier, die Bewohner der Oſt-Schweiz, Tirols und Bayerns, wie in dem früheren, 35 vor Chriſto von Octavian ſelbſt geführten Kriege gegen die Völker im öſtlichen Küſtenlande die Japuden an der Grenze Krains und Kroatiens.

Die Unterwerfung war vollſtändig. Stellenweiſe erhielten ſich die einheimiſchen Fürſten als Vaſallen, deren Geltung allgemach vor der des kaiſerlichen Procurators gänzlich zurücktrat. Die Germanen erheiſchten ſtarken Grenzſchutz; die Kelten blieben ruhig, auch als 6 bis 9 vor Chriſto Pannonier und Dalmatier, alſo illyriſche Stämme, ſich gegen Rom erhoben. Alle Kelten waren leicht in Gehorſam zu erhalten; ſie werden in den Acten der Kaiſergeſchichte als gute Steuerzahler gerühmt.

Römiſches und damit geſchichtliches Leben hielt ſeinen Einzug am Strande der Donau und des Rheins, um nahezu ein halbes Jahrtauſend hier zu herrſchen. Der erſte Act in dem großen hiſtoriſchen Drama, dem unſere moderne Cultur ihre Entſtehung verdankt, war abgeſchloſſen.

Hier beginnt erſt die unmittelbare, durch Schriftquellen gegebene Berichterſtattung über die Völkerverhältniſſe Central-Europas. Für unſere Väter — und heute noch für die Anhänger veralteter Anſchauungen — erhebt ſich hier erſt das Portal zur Geſchichte unſerer Heimat. Man beginnt ſie nach altem Stil mit einer Schilderung der römiſchen Periode.

Uns iſt es verwehrt, dieſes plein-air-Bild auszumalen. Die Lichtſeiten der römiſchen Kaiſerzeit hat Mommſen in folgenden claſſiſchen Sätzen ſcharf zuſammengefaßt:

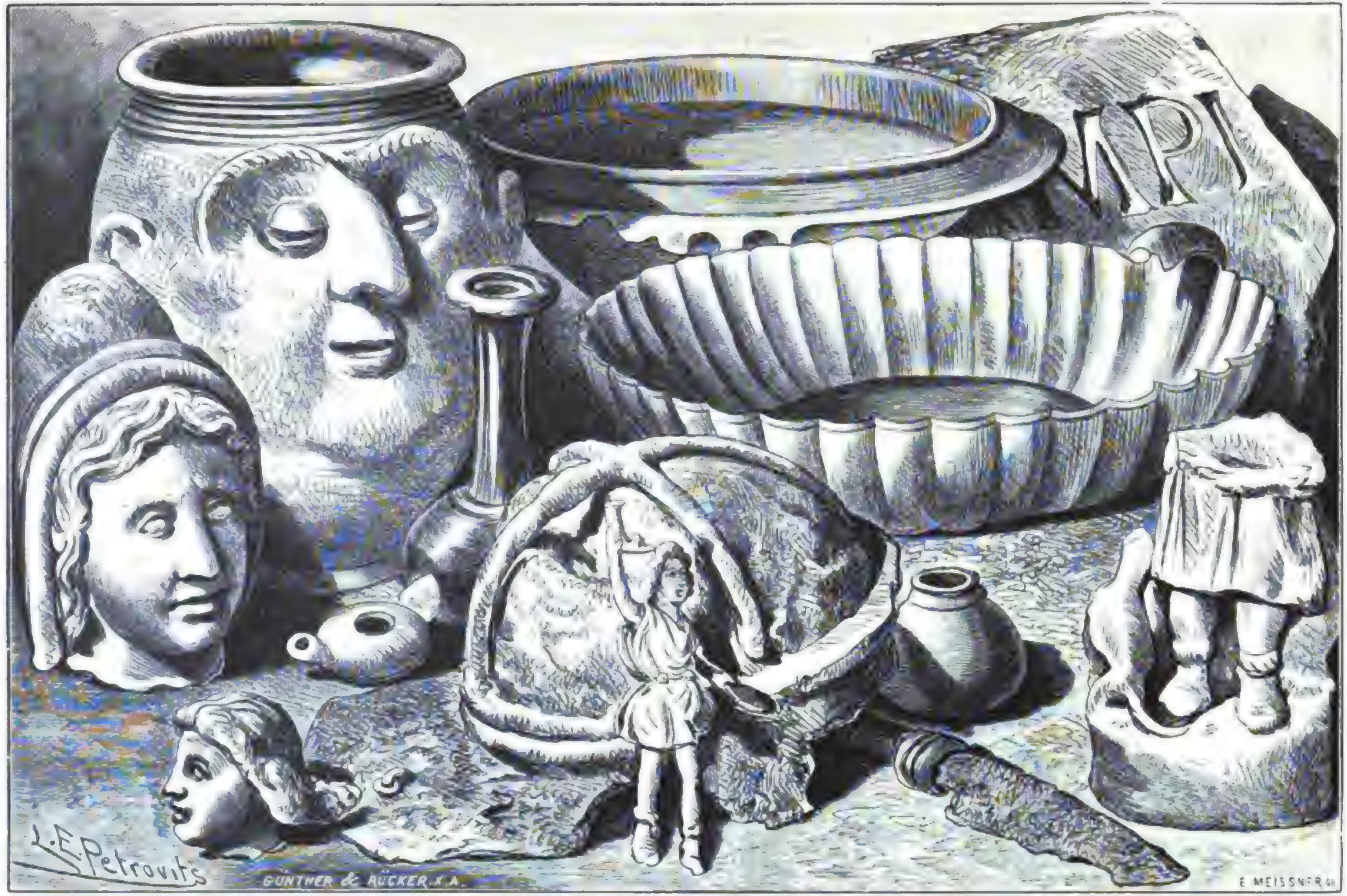
„Das eben iſt das Großartige dieſer Jahrhunderte, daß das einmal angelegte Werk, die Durchführung der lateiniſch-griechiſchen Civiliſation in der Form der Ausbildung der ſtädtiſchen Gemeindeverfaſſung, die allmähliche Einbeziehung der barbariſchen oder doch fremdartigen Elemente in dieſen Kreis, eine Arbeit, welche ihrem Weſen nach Jahrhunderte ſteter Thätigkeit und ruhiger Selbſtentwickelung erforderte, dieſe lange Friſt und dieſen Frieden zu Land und zur See gefunden haben. Das Greiſenalter vermag nicht, neue Gedanken und ſchöpferiſche Thätigkeit zu entwickeln, und das hat auch das römiſche Kaiſerregiment nicht gethan; aber es hat in ſeinem Kreiſe, den die, welche ihm angehörten, nicht mit Unrecht als die Welt empfanden, den Frieden und das Gedeihen der vielen vereinigten Nationen länger und vollſtändiger gehegt, als es irgend einer anderen Vormacht je gelungen iſt. In den Ackerſtädten Afrikas, in den Winzerheimſtätten an der Moſel, in den blühenden Ortſchaften der lykiſchen Gebirge und des ſyriſchen Wüſtenrandes iſt die Arbeit der Kaiſerzeit zu ſuchen und auch zu finden. Noch heute giebt es manche Landſchaft des Orients, wie des Occidents, für welche die Kaiſerzeit den an ſich ſehr beſcheidenen, aber doch vorher wie nachher nie erreichten Höhepunkt des guten Regiments bezeichnet, und wenn einmal ein Engel des Herrn die Bilanz aufmachen ſollte, ob das von Severus Antoninus beherrſchte Gebiet damals oder heute mit größerem Verſtand und mit größerer Humanität regiert worden iſt, ob Geſittung und Völkerglück im Allgemeinen ſeither vorwärts oder zurückgegangen ſind, ſo iſt es ſehr zweifelhaft, ob der Spruch zu Gunſten der Gegenwart ausfallen würde.“

Im Vergleich zu den früheren Perioden hat ſich die römiſche Cultur auch an der Nordgrenze vor Allem in ſchöneren, reicheren, edleren Formen bewegt. Theater- und Circusbauten, Triumphpforten aus Stein und Ziegeln, kaiſerliche Paläſte, Säulenhallen als Bazare und Wandelgänge, Bäder und andere Architekturwerke waren mit einer für den ganzen Norden unerhörten Pracht und Solidität erbaut und mit Moſaikfußböden, Statuen, Gemälden luxuriös ausgeſchmückt.*) In gewiſſen Gattungen der Kleinkunſt zählen Werke aus den nördlichen Provinzen zu den beſten, welche uns die Antike überhaupt hinterlaſſen hat.

Ein dichtes, mit höchſter Gediegenheit ausgeführtes Netz von Kunſtſtraßen erleichterte die Aufnahme der neuen Länder in den Weltverkehr. Römiſche Beamte und Soldaten, die häufig in fernen Theilen des Reiches vorher gedient hatten, brachten fremden, nicht immer rein römiſchen Geiſt in jene keltiſch-germaniſchen Grenzgebiete. Alteinheimiſche, römiſch-griechiſche und orientaliſche Götterdienſte beſtanden nebeneinander oder verſchmolzen. Neben den altkeltiſchen Gottheiten, Belenus u. ſ. w., erſcheinen Jupiter, Mars, Apollo oder echtrömiſche Perſonificationen kriegeriſcher Tugenden, aber auch ägyptiſche, phönikiſche, perſiſche, ſyriſche Göttergeſtalten, wie Jupiter Ammon, Serapis, Iſis, Baal, Mithras, Dolichenus. Auf dem einträglichen und ehrenvollen Wege römiſchen Staats- oder Kriegsdienſtes gelangen auch Einheimiſche hinaus in die weite Welt und lernen noch größere Wunder kennen, als ihre Vorväter gelegentlich auf gefahrvollen Kriegszügen. Daheim aber geht die Aſſimilirung raſch vor ſich. Auf noriſchen Inſchriften trägt

---

*) Die römiſchen Gräber lagen gewöhnlich vor den Thoren der Ortſchaft, zu welcher ſie gehörten, beiderſeits einer oder mehrerer der betretenſten Straßen, die zu derſelben hinführten. In den erſten Jahrhunderten nach Chriſto iſt die Leichenverbrennung, ſpäter die Beerdigung ganzer Leichen vorherrſchend. Der Leichenbrand findet ſich in bloßer Erde oder in Urnen; als Grabgehäuſe erſcheinen häufig Hüttchen, die aus Ziegelplatten zeltartig zuſammengeſtellt ſind, aber auch Holzkäſtchen, von welchen man oft nur die Eiſennägel antrifft. Zuweilen ruht die Aſche in Glasgefäßen, welche mit Bleiplatten verſchloſſen und in cylindriſche Steinurnen eingeſetzt ſind. Als Beigaben findet man gewöhnlich kleinere Gefäße aus Thon und Glas, Münzen („Oboli“), Schmuckſachen (Armringe, Fibeln u. dgl.), Meſſer und Aehnliches. Aus den Ruinen und Gräbern eines Donaugrenzortes ſtammen die in dem Vollbild „Funde aus Brigetio“ dargeſtellten Gegenſtände.


MPI
L.E. Petrovits
GÜNTHER & RÜCKER X.A.
E. MEISSNER

Römiſche Funde aus Brigetio.

Google

häufig der Vater noch einen echt keltiſchen, der Sohn aber bereits einen römiſchen Namen. Daneben blieb bei den Eingeborenen die keltiſche Sprache lange Zeit, in Gallien bis über das 5. Jahrhundert hinaus, in voller Uebung.

Zu den merkwürdigſten Erſcheinungen dieſer Periode gehört die Verbreitung römiſcher Producte auf Handelswegen aus den Provinzen in die freien Gebiete, und nicht etwa nur in die nächſten Grenzländer der Barbaren jenſeits des Rheins und der Donau, ſondern bis in das öſtliche Norddeutſchland, nach Hinterpommern, Weſt- und Oſtpreußen, ja bis nach Skandinavien hinauf. Mit Ueberraſchung hat man gefunden, daß ſich Oſtpreußen mit ſeinen Gräberfeldern aus dieſem Zeitraum den an römiſchen Alterthümern reichſten Gebieten Deutſchlands anreiht, und daß es zum Theil dieſelben Schmuckſachen ſind, welche man hier, wie dort im Süden und Weſten findet. Aus Schweden ſind, namentlich von der Inſel Gothland, große römiſche Münzfunde zu verzeichnen; in ſchwediſchen Gräbern hat man nicht ſelten römiſche Bronzegefäße mit und ohne Inſchriften, dann Glasbecher, Panzertheile u. dgl. gefunden. Auch römiſche Statuetten ſind dort gar nichts Seltenes. Ebenſo hat man nicht ohne Erſtaunen in Dänemark viele römiſche Bronze-, Silber-, Glas- und Thongefäße, Bronzeſtatuetten, Spiegel, Panzer, Helme und Schwerter mit Inſchriften oder Fabrikmarken entdeckt.

Um die Mitte des 3. Jahrhunderts nach Chriſto (248) wurde der tauſendjährige Beſtand des römiſchen Reiches gefeiert. Von da an geht es abwärts mit der Weltmonarchie. Von 250 an fielen die Donaugothen in Thrakien, die Franken in Gallien, die Alemannen ſelbſt in Ober-Italien verheerend ein. Die Saſſaniden beſiegten und knechteten den Valerianus, die Alanen erſchienen in Klein-Aſien. Die Gothen am Pontus rüſteten ihre Seeräuberflotten zu Einfällen in das öſtliche Mittelmeer. Dacien wird aufgegeben. Noch erfolgen große Siege der Kaiſer (Probus 276 bis 282) über die Barbaren im Oſten wie im Norden; aber der Stern des Reiches ſinkt unaufhaltſam, und das memento mori, mit welchem hungrige Wölfe die große Hürde umheulen, ſchwillt zu immer wilderen Tönen empor.

Man wird den Unterſchied zwiſchen Früher und Später ſo recht gewahr, wenn man auf die Zeit hinblickt, in welcher, kurz vor der Gründung der Monarchie, Cäſar im Mittelmeergebiet mit Pompejus rang, wenn man vergleicht, wie damals die Barbarenſtämme und die älteren Culturvölker, obwohl freiheitslüſtern, mit verhaltenem Athem, tief bewußt, daß es ſich um ihr Schickſal handle, dem großen Duell zuſahen. Ein ähnliches Schauſpiel erhabener Kraftäußerung bietet die Zerſchmetterung des Antonius durch Cäſar den Sohn inmitten einer halb zagen, halb rebelliſchen Heerde natürlicher Gegner, welche der Sieger, nach dem Worte des Horaz, „wie ein Habicht weichbefiederte Tauben“, von Italien hinwegſcheuchte.

Um die Rolle der „Barbaren“ am Ausgange des Alterthums richtig zu beurtheilen und für den Eintritt neuer Völkerſchaften in die Geſchichte einen höheren Geſichtspunkt zu gewinnen, müſſen wir die Auflöſung der altclaſſiſchen Cultur und die Gründe dieſer Auflöſung flüchtig ins Auge faſſen.

Der antike Geiſt hatte ein viel zu weites Gewand angezogen, als er ſich in Geſtalt des römiſchen Reiches über die Länder von der Atlantis bis zum Euphrat und von der afrikaniſchen Wüſte bis zum Rhein und zur Donau hinlagerte. Nur modernes Wiſſen und Können hätte genügt, um den Bedürfniſſen anſpruchsvoller, helleniſch-römiſcher Civiliſation in dieſem weiten Rahmen Genüge zu ſchaffen. Vom Hauſe aus auf politiſche Kleinwirthſchaft eingerichtet, konnte dieſe Cultur in jenem räumlichen Umfange nur ein Geſellſchaftsgebäude aufrichten, das die ſchwerſten ökonomiſchen Gebrechen mit auf die Welt brachte. Nach Urväterſitte ging man der Arbeitstheilung und damit dem Fortſchritte im techniſch-realiſtiſchen Sinne ſorgfältig aus dem Wege. Alten Vorſchriften gemäß, ſollte der römiſche Landwirth ſtets zu verkaufen, nie zu kaufen trachten und alles Nöthige auf dem Gehöfte ſelbſt erzeugen. Die dabei ausgegebene doppelte und dreifache Arbeit und das Steckenbleiben aller techniſchen Proceduren wurde nicht in Anſchlag gebracht. Daher macht ein unbefangener Beobachter den „Alten" mit Recht den Vorwurf, daß ſie „im Traume religiöſer Phantaſie, in idealem Schein dahinlebten, beherrſcht vom Hange künſtleriſcher Darſtellung, befangen im Zauber des Schönen, als ein adeliges Geſchlecht". Inzwiſchen wurde die Welt immer ärmer und ärmer; der Steuerdruck gebar grauenvolle Mißſtände, der Zinsfuß nahm unerhörte Dimenſionen an, der Feldbau lag darnieder. „Der Boden verſagte zuletzt, Aecker verwandelten ſich in Weidegrund, Hungersnoth war häufig und Getreidezufuhr eine Hauptſorge der Regierung; Italien trug durchſchnittlich nur das vierte Korn. Der eigentliche Grund des ſteigenden Mißerfolges lag in der Höhe der Arbeitskoſten; dieſe aber beruhten in dem volkswirthſchaftlich-techniſchen Ungeſchick und der Gleichgiltigkeit gegen reelle Naturkenntniß" (Hehn).

Die neue, von Oſten herübergekommene Heilslehre, die Tröſtung aller kranken Gemüther in ſo vielen Drangſalen, machte ihre Bekenner zunächſt und vor Allem ſtumpf gegen die Ideale des römiſchen Staates: gegen kriegeriſche Machtausbreitung und weltliche Rechtsbegründung. Auch wiſſenſchaftlicher Fortſchritt, der ſo nöthig geweſen wäre, gehörte nicht zu den erſten Zielen des Chriſtenthums. Daneben erfuhr auch die alte Raſſe, welche den koloſſalen Staatsbau gegründet, durch das Zuſtrömen fremden Blutes eine allmähliche phyſiſche, durch das tägliche Beiſpiel urfremder Sitten und Anſchauungen eine langſame moraliſche Umbildung. Dennoch oder vielleicht eben darum kann man ſagen, daß das römiſche Volk ſich ausgelebt hat, wie kein zweites auf Erden. Mit Cäſar's Tode iſt ſeine eigentliche Werdeluſt vorbei, und was noch folgt, iſt die Geſchichte ſeines Alters, eines Schickſals, das nur ſehr wenigen Nationen beſchieden iſt. Das römiſche Volk iſt, wie es ſich ſelbſt gemacht, ſo auch in ſich und durch ſich ſelbſt zugrunde gegangen. Nicht durch eine Kataſtrophe, die ihm von einer gleichberechtigten Nation bereitet worden wäre, iſt Rom gefallen, ſondern die Barbaren hatten nicht mehr zu thun als etwa die Wellen, welche einen Deich durchſpülen und überfluthen, wenn er nicht mehr im Stande gehalten wird.

Auch hier müſſen wir über die Unkenntniß ſtaunen, welche die Römer an den Tag gelegt haben. Bis zu den Waldgebirgen im Norden der Donau und des Main drang die geographiſche Erkundung; was darüber hinaus lag, die Tiefländer des eigentlichen Germanien und Sarmatien, dann der ſkandinaviſche und finniſche Norden, wurden ihrer Ausdehnung nach gründlich unterſchätzt und theils für unbedeutend, theils für unbewohnbar angeſehen.

Der vorübergehende Triumph des nördlichen über das ſüdliche Europa iſt indeſſen von der einen Seite nicht ungeahnt, von der anderen nicht unvorbereitet eingetreten. Rom trug nach Norden edle, aber erſtarrte Formen menſchlicher Geſittung, die da in ſeltſamem Contraſt zu ihrer natürlichen Umgebung ſtanden, und es war ſich in ſeinen erleſenen Geiſtern tief bewußt, daß es hier wirklich an der Grenze ſeiner Macht angelangt ſei. Die ſtählende Friſche der Luft, das Rauſchen der Wäſſer und der Wälder in Mittel-Europa mahnte den Römer wie an eine ferne Heimat, deren Wiederbeſitz ihm nicht vergönnt ſei. Wenn mitten in der ſchönen Jahreszeit atlantiſche Regenwolken die transalpinen Länder weit und breit mit ihrem Schleier zudeckten, wenn im Herbſte das Laub von den Bäumen fiel, wenn ſich im Winter die Seen und Moorlachen mit Eis überzogen, dann fühlte ſich wohl der gemeine Kriegsknecht auf ſeinem Poſten innerlich eins mit der Nation die ihn hierhergeſtellt, er fühlte, daß er hier aus Noth ausharre, nicht aus eigenem Trieb. Der denkende Römer aber, wie Tacitus, ſah auf die Menſchen hin, die unter dieſem Himmel gern und freudig lebten, und er fand bei ihnen die Jugend ſeines eigenen Stammes wieder, das rohe, aber lebendige Naturgefühl, welches den äußerlich ſo hoch entwickelten, innerlich verarmten Südvölkern längſt abhanden gekommen war.

Auch Severinus, der in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts aus dem Orient über Pannonien nach Noricum kam, fand bei den Barbaren, welchen ſeine Sympathie nicht galt, unſteten, wilden Horden, die er, voll bibliſcher Gleichniſſe, den Drängern der Juden in Aegypten vergleicht, friſche Kraft und junges Leben, die römiſchen Provinzialen aber ſittlich geſunken, bar jedes Gemeinſinnes, eine Beute der Verzweiflung. Das Anſehen des frommen Aſketen vermag hie und da die Leiden der Bedrängten zu lindern, die Geſunkenen aufzurichten, der maßloſen Furcht und Selbſtſucht Einhalt zu gebieten. Aber das Bewußtſein höherer Geiſtesbildung und die hergebrachten Vorſtellungen von harter Prüfung und unausbleiblicher Verherrlichung der Gottgeliebten waren ein ſchwacher Troſt in ſolchen Zeiten, ein papierner Schild gegen die grauſamen Stöße der Rugier und Heruler, der Gothen, Sueven und Alemannen.

Namen und Thaten, Wege und Ziele, Endſchaft und Fortentwickelung dieſer und ſo vieler anderer Völkerſtämme, welche feſſellos aus dem ſo lange geringgeſchätzten Norden hervorgebrochen ſind und Einzelleben an die Stelle der aus ihren ehernen Klammern geriſſenen antiken Einheit geſetzt haben, gehören in die Geſchichte, nicht in die Urgeſchichte der Menſchheit. Nur mit ihrer eigenthümlichen Kunſt und Cultur darf ſich die letztere Wiſſenſchaft beſchäftigen, weil ſie hier noch zu guterletzt eine dem Norden angehörige, von der ſpätclaſſiſchen Civiliſation ſcharf unterſchiedene Stufe antrifft, von der uns, wie von den anderen prähiſtoriſchen Culturſtufen, aus Schriftquellen keine Anſchauung erwächſt.

4. Culturformen der Völkerwanderungszeit.

Wir können den Reſt unſerer archäologiſchen Betrachtungen nicht beſſer einleiten, als mit den Worten Lindenſchmit's, des trefflichen Kenners der ſogenannten „merovingiſchen" Alterthümer aus der Zeit vom 5. bis zum 8. Jahrhundert nach Chriſto. Es ſei dies zugleich ein Hinweis auf das gediegene „Handbuch der deutſchen Alterthumskunde", in deſſen erſtem Bande der genannte Autor die Denkmale und Gräberfunde dieſer bedeutſamen Periode dargeſtellt hat.

„Dieſe Alterthümer," ſagt Lindenſchmit, „verbreiten längſt erſehntes Licht über eine Entwickelungsperiode unſeres Volkes, welche ſeither durch die Vorſtellung roheſter Verwilderung und abſchreckender Barbarei verdunkelt, einer unbefangenen Würdigung entrückt war. Waffen aller Art, eigenthümlich verzierte Schmuckſtücke aus Gold und Silber, Gefäße aus Glas und Thon, Holz und Metall, wie zahlreiche Geräthe für jeden Bedarf, gewähren nicht nur ein anziehendes Bild der äußeren Lebenserſcheinung jener Fernzeit, ſondern auch eine Fülle von Mitteln für die Berichtigung der Annahme einer vollſtändigen Vernichtung römiſcher Cultur durch die blinde Zerſtörungswuth der wilden Eroberer .... Die Gräberſchätze, welche dieſen Nachweis bieten, haben die ſichere Beſtimmung ihres Alters und Urſprungs durch Unterſuchungen erhalten, welche beinahe gleichzeitig in allen von deutſchen Stämmen beſetzten Ländern aufgenommen wurden und, vollkommen unabhängig unter ſich, zu ganz übereinſtimmenden Ergebniſſen geführt haben."

Auf mitteleuropäiſchem Boden iſt die Anlage und Ausſtattung der hauptſächlichſten Fundgruben, der Gräber, eine ſehr gleichmäßige. Man ſpricht gewöhnlich von den „Reihengräbern" dieſer Periode, obwohl ſolche, reihenweiſe nebeneinander geordnete Flachgräber mit ganzen Leichen, die Vorbilder unſerer modernen Kirchhöfe, ſchon in mehreren früheren Perioden vorkommen, z. B. auf dem Salzberg bei Hallſtatt, und obwohl in einzelnen Gegenden, wie in Sachſen, noch ſehr ſpät (8. bis 9. Jahrhundert) Tumuli aufgeſchüttet werden. Die Reihengräberfelder liegen häufig an ſanften Lehnen neben den Straßen, welche die Ortſchaft durchziehen, zu welcher ſie gehören, und die Todten ſind in ihnen meiſt mit den Füßen nach Oſt, mit dem Kopfe nach Weſt, in geſtreckter Lage mit ausgeſtreckten oder gekreuzten Armen beerdigt. Als Unterlage und Bedeckung der Leichen dienen Bretter oder Steinplatten; zuweilen kommen auch Holzſärge, Steinkiſten oder rohe Steinwölbungen vor. Viel häufiger ruhen die Todten bloß in der freien Erde, zuweilen, wenn Felsgrund vorhanden iſt, in künſtlichen Vertiefungen desſelben. Es findet ſich auch, daß Gräberreihen übereinander angelegt ſind.

Unter den Beigaben ſind zunächſt die Eiſenwaffen hervorzuheben, vor Allem das breite, zweiſchneidige Schwert des germaniſchen Kriegers, die Spatha. Es mißt 0·70 bis 1 Meter Länge und hat eine gerade, kurze Parirſtange und einen flachen runden Knauf. Unten endet es ſpitz oder rundlich; das Ortband der Scheide iſt abgerundet. Griff, Stichblatt und Knauf, ſowie die Scheiden ſind manchmal prunkhaft mit Gold, Silber, Bronze eingelegt oder überzogen, gravirt oder niellirt, mit Almandinen und Edelſteinen beſetzt. Dann der Skramaſax, ein 0·50 bis 0·60 Meter langes, breitrückiges Hauſchwert mit langem Griffdorn, ebenfalls mitunter koſtbar verziert. Außer dieſen beiden Waffen kommen häufig noch kleinere Meſſer vor. Die fränkiſche Streitaxt („Franciſca") hat geſchweifte Grundform und eine breite Schneide, welche im Profil über das Stielende hinausragt und dieſe Waffe ebenſo zum Wurfe, wie zum Hiebe tauglich macht. Der langhalſige germaniſche Linienſpeer („Angon") gleicht dem Pilum des römiſchen Legionärs, aber auch älteren La Tène-Formen. Sein Eiſen erreicht (in den Gräbern von Selzen) eine Länge von 1¼ Meter und beſteht aus einem kurzen, häufig mit Widerhaken bewehrten Blatt, einem langen und dünnen, ſtabförmigen Mitteltheil und einer Tülle zum Aufſtecken auf den (wie beim Pilum) verhältnißmäßig kurzen Holzſchaft. Daneben ſind in den Reihengräbern alle möglichen anderen Formen von Wurf- und Stoßſpeereiſen vertreten, darunter einige neue Typen, die ſich durch Flügelanſätze unterhalb des Blattes von den bisher betrachteten unterſcheiden. Pfeilſpitzen und Bogenreſte ſind bedeutend ſeltener. Die Schildbuckel („Umbonen") ſind ſphäriſch, ſeltener kegelförmig und mit einer Krempe zum Annageln, zuweilen auch mit bronzenen Nietköpfen und Zierbeſchlägen verſehen. Häufig kommen eiſerne, einfach geſchmiedete oder mit Bronze oder Silber tauſchirte Pferdegebiſſe, Sporen, Sattelzeugbeſchläge u. dgl. vor.

Einen eigenen, überraſchenden Glanz entfaltet dieſe Periode in ihren Schmuckſachen. Ein raſcher Ueberblick derſelben iſt zunächſt blendend und verwirrend. Wir finden da: Gürtelſchnallen, Gürtelbeſchläge und Riemenzungen, auch Beſchläge von Pferdegeſchirren aus Eiſen, mit Silber und Bronze tauſchirt und mit ſilbernen oder bronzenen Nägeln beſchlagen, oder aus Silber mit Bronzeeinfaſſung oder theilweiſer Vergoldung, oder endlich aus Gold mit Granatenbeſatz, ferner einfachere offene Arm- und Halsringe aus Bronze oder Silber, manchmal vergoldet und mit kleinen Granaten beſetzt; doch kommen auch goldene Halsringe vor. Die geſchloſſenen Armringe zeigen häufig an der Schlußſtelle Umwickelungen mit dem Draht, in welchen die Enden auslaufen. Bei den offenen ſind die nahe zuſammengehenden, ſtark verdickten Enden eine charakteriſtiſche Beſonderheit dieſer Epoche, desgleichen Armringe mit Schlangenkopfenden. An römiſche Vorläufer gemahnen die runden durchbrochenen, oft ausgeſchnittene, thieriſche und menſchliche Figuren umſchließenden Zierſcheiben aus Bronze, während die Schmuckketten mit ihren Bommeln und flachen Anhängſeln wieder an ältere barbariſche Vorbilder erinnern. Die Beinkämme, Pincetten, Löffelchen ſind den römiſchen ſehr ähnlich, während die Haarnadeln aus Bronze oder Edelmetall oder vergoldetem Erz mit mannigfach geformten Köpfen, zuweilen auch mit Glasfluß und Almandinen geſchmückt, manche neue Typen zur Schau tragen. Viel mehr Prunk, als die Hals- und Armringe, entfalten die Ohr- und Fingerringe; unter den erſteren finden ſich häufig feine Silberfiligranarbeiten, Beſatz oder Anhängſel aus Glasfluß, Schmelzperlen, Almandinen u. dgl., unter den letzteren Emailarbeiten und allerlei barbariſche figurale Darſtellungen. Aber auch dieſe Stücke bleiben noch weit zurück hinter der Ausſtattung der Scheibenfibeln, welche aus Bronze, Silber oder Gold gefertigt und in gefälliger, reicher Anordnung mit Almandinen, Türkiſen, Perlmutter, Granaten, Amethyſt, Achat, Elfenbein und verſchiedenfarbigen Paſten beſetzt ſind. Zuweilen ſind ſie, wie die Gürtelbeſchläge, aus Eiſen und mit Bronze und Silber tauſchirt und zeigen dann auch dieſelben Muſter von verſchlungenen Bändern, von üppiger, labyrinthiſcher Flächenbedeckung, wobei gerne auch Thier- und Menſchengeſtalten in ſtarrer, plumper, aber phantaſtiſcher Zeichnung mehr decorativ als bedeutungsvoll angebracht werden. Bei den geſtreckten Fibeln wird der Bügel ein breiter kurzer Steg zwiſchen der reich verzierten Kopf- und Fußplatte, von welchen die erſtere meiſt oblong, die letztere vorwiegend dreieckig geſtaltet iſt. Bei anderen iſt die Kopfplatte halbkreisförmig, die Fußplatte rhombiſch oder oblong geſtaltet. Edelmetall oder wenigſtens ein Ueberzug mit demſelben ſpielt hier die größte Rolle; als Ziertechniken erſcheinen das Niello, Granat- und Glasflußeinlagen. Häufig findet man auf den Rückſeiten Runeninſchriften.*) Fibeln treten auch in Kreuzform und in verſchiedenen Thiergeſtalten (Vogel, Fiſch, Pferd, Schlange u. dgl.) auf und ſind dann gewöhnlich aus Edelmetall, welches reich mit bunten Körpern beſetzt iſt. Aus purem Golde ſind noch Bracteaten, mannigfache, münzenförmige Anhängſel und verzierte Bruſtkreuze, die ſich bei Verſtorbenen fanden, zu erwähnen.

Fig. 323, S. 661, zeigt uns den reichen Inhalt des ſogenannten Childerich-Grabes. Daſſelbe wurde 1653 auf dem Friedhofe der Kirche zu St. Brixius in Doornick (Belgien) aufgefunden. Außer vielen Reſten golddurchwirkter Gewänder, vielen Gold- und Silbermünzen und zahlreichem Goldſchmuck erhob man aus ihm goldene, edelſteinbeſetzte Beſchläge an verroſteten Schwertklingen, eine Axt und eine Speerſpitze aus Eiſen, zwei Menſchen- und einen Pferdeſchädel, endlich einen goldenen Siegelring, deſſen ovale Platte das Enface-Bruſtbild eines bartloſen, langhaarigen Mannes mit Speer und Panzer und der Umſchrift „Childirici regis" zeigte. Wenn wir hier wirklich das Grab jenes Frankenkönigs vor uns haben, ſo ſtammt daſſelbe aus dem Jahre 481 nach Chriſto, und dürfen wir vermuthen, daß die zweite, in demſelben beigeſetzte Perſon Childerich's Gemahlin Baſina, die Mutter Chlodowech's, des Begründers der merowingiſchen Herrſchermacht, geweſen iſt. Die Bezeichnung der erſten nachrömiſchen Culturperiode der Germanen als „merowingiſch“ iſt deshalb unglücklich gewählt, weil dieſe Stufe in ihren Anfängen bedeutend älter iſt als jenes Königshaus, und weil ihre Verbreitung durchaus nicht den Franken oder wenigſtens nicht ihnen allein zugeſchrieben werden darf. Man unterſcheidet deshalb auch wohl (in Norddeutſchland) eine Periode der Völkerwanderung, die man von 350 bis 500, und eine merowingiſche, die man von da bis 750 reichen läßt, wobei man die erſtere durch Miſchformen barbariſcher und claſſiſcher Kunſt, ſowie durch Miſchfunde, welche barbariſche und claſſiſche Gegenſtände nebeneinander enthalten — die letztere dann durch das völlige Ueberwiegen des barbariſchen Geſchmacks und das Vorherrſchen der aus dem Oriente ſtammenden ſchmucktechniſchen Weiſen des Tauſchirens und des farbigen Steinbeſatzes (Cloiſonarbeit) charakteriſirt findet.

---

*) Die germaniſchen Runen ſind urſprünglich dem lateiniſchen Alphabet entnommen, müſſen ſich alſo bei einem in der Nachbarſchaft der Römer ſeßhaften Stamme (oder mehreren ſolchen Stämmen) zuerſt entwickelt haben, ehe ſie bis in den ſkandinaviſchen Norden gelangten. Henning ſcheidet die deutſchen Runendenkmäler in eine ältere öſtliche und eine jüngere weſtliche Gruppe; erſtere (200 bis 500 nach Chriſto) umfaßt gothiſche, burgundiſche, rugiſche; letztere (500 bis 700 nach Chriſto) fränkiſche, alemanniſche, longobardiſche und ſächſiſche Inſchriften. Die Kenntniß der Runen ſei den Oſtgermanen in den unruhigen Zeiten der Völkerwanderung nahezu verloren gegangen, worauf ſie in der weſtlichen Gruppe noch einmal aufblühte.

Die gewerbliche Kunſt der Völkerwanderungszeit iſt eine ganz neue und ſehr reſpectable Erſcheinung inmitten des Völkergewühls, das ſie auf ſo weiten Länderſtrecken zur Herrſchaft gebracht hat. Woher ſtammt dieſe Kunſt? Das iſt eine unendlich ſchwierige, ſehr verſchiedentlich beantwortete Frage, die wir hier nicht löſen werden. Sie iſt in ihrer Art eine letzte Zuſammenfaſſung deſſen, was das ganze Alterthum in Schmuck und Zierath geleiſtet hat. Sie iſt in ihren Wurzeln römiſch, griechiſch und orientaliſch, in ihrem Endergebniß und in ihrer ausgeglichenen Totalität germaniſch, jedenfalls ein Ausdruck germaniſcher Geſchmacksrichtung mit umfaſſender Benutzung von Allem, was prähiſtoriſche und geſchichtliche Zeitläufte dieſen neuen Weltherrſchern entgegenbrachten. Römiſch iſt ſie in der Aufnahme deſſen, was die Schule und die Hinterlaſſenſchaft der Provinzen darbot, griechiſch in den Nachwirkungen der von helleniſchen Coloniſten am Pontus gepflegten und von hier aus den öſtlichen Nordvölkern vermittelten Kunſt; orientaliſch in dem Einfluß, der von Oſten her, aus einer ganz anderen Culturregion auf eben dieſe nördlichen Pontusvölker geübt wurde.

Nach Laſteyrie iſt dieſe Kunſt der Barbaren des 4. bis 8. Jahrhunderts im Oſten entſtanden und nach Weſt-Europa im Weſentlichen von germaniſchen Völkern (den Gothen) verbreitet worden. Labarte hat die claſſiſche Quelle derſelben in Byzanz geſucht. Hampel findet dieſe vielmehr in den griechiſchen Niederlaſſungen an der Nordküſte des Pontus. In der letzten, über die ſcythiſche noch hinausliegenden Zone, welche die Einwirkung dieſer Culturſtationen erfuhr, miſchte ſich mit den verblaßten antiken Elementen ein Zufluß orientaliſcher Technik und Ornamentik (orfévrerie cloisonnée, vorwiegend mit Granaten, eine Technik, deren Erzeugniſſe in römiſchen Gräbern nie gefunden werden), welchen Hampel nach de Linas einem durch finniſch-ugriſche und mongoliſche Völker vermittelten Verkehre mit Aſien (dem perſiſchen Reiche der Saſſaniden) zuſchreibt, ferner ein derzeit noch undefinirtes Erbe eigenen künſtleriſchen Stammbeſitzes, ſowie die alten prähiſtoriſchen und römiſchen Localtraditionen in der neuen Heimat ſelbſt. Innerhalb dieſer breiten Fluth laſſen ſich verſchiedene Abzweigungen und Strömungen unterſcheiden, welche hauptſächlich in den Wandergeſchicken des gothiſchen Stammes ihre Erklärung finden. Werke dieſes Stiles finden wir am meiſten dort, wo die Gothen länger ſeßhaft waren und Staaten gründeten, daher auch in Italien und Spanien. Die Diademe und viele andere Prunkſtücke der ſcythiſchen Sammlung von St. Petersburg, der prachtvolle Fund von Petreoſſa in Rumänien und die mit den Namen weſtgothiſcher Könige beſchriebenen goldenen Votivkronen von Guerrazar in Spanien, die eiſerne Krone der Longobarden und die Friesornamente an der Grabkirche des Theodorich in Ravenna, zahlreiche cloiſonnirte Waffen, Gefäße, Fibeln, Evangelienbücher und Reliquiarien ſind Zeugniſſe von der gewaltigen Ausbreitung und dem kräftigen Fortleben dieſes Stiles, der in dunkler heidniſcher Zeit an den öſtlichen Binnenmeeren ſeinen Ausgang nimmt und herüberreicht in die Geſchichte frommer Stiftungen gothiſcher, longobardiſcher, bayeriſcher und burgundiſcher Könige und Herzoge.

In allerjüngſter Zeit hat Undſet über den Urſprung des Völkerwanderungsſtiles eine Bemerkung gemacht, die wir, bei dem Gewicht der Stimme dieſes Antors, nicht mit Stillſchweigen übergehen können. Undſet erhofft von der Zukunft Belehrung über die Entſtehung jener eigenthümlichen Miſchkunſt; er zweifelt aber, daß man dann, ſo wie heute, ohneweiters zugeben wird, daß die vom Orient einwandernden Völkerſchwärme viel Neues mitgebracht haben, das in den vorangehenden europäiſchen Entwickelungen nicht wurzelt. Er will vorläufig wenigſtens ſolchen Bewegungen und Ueberführungen aus dem Orient nicht viele Bedeutung zuſprechen.

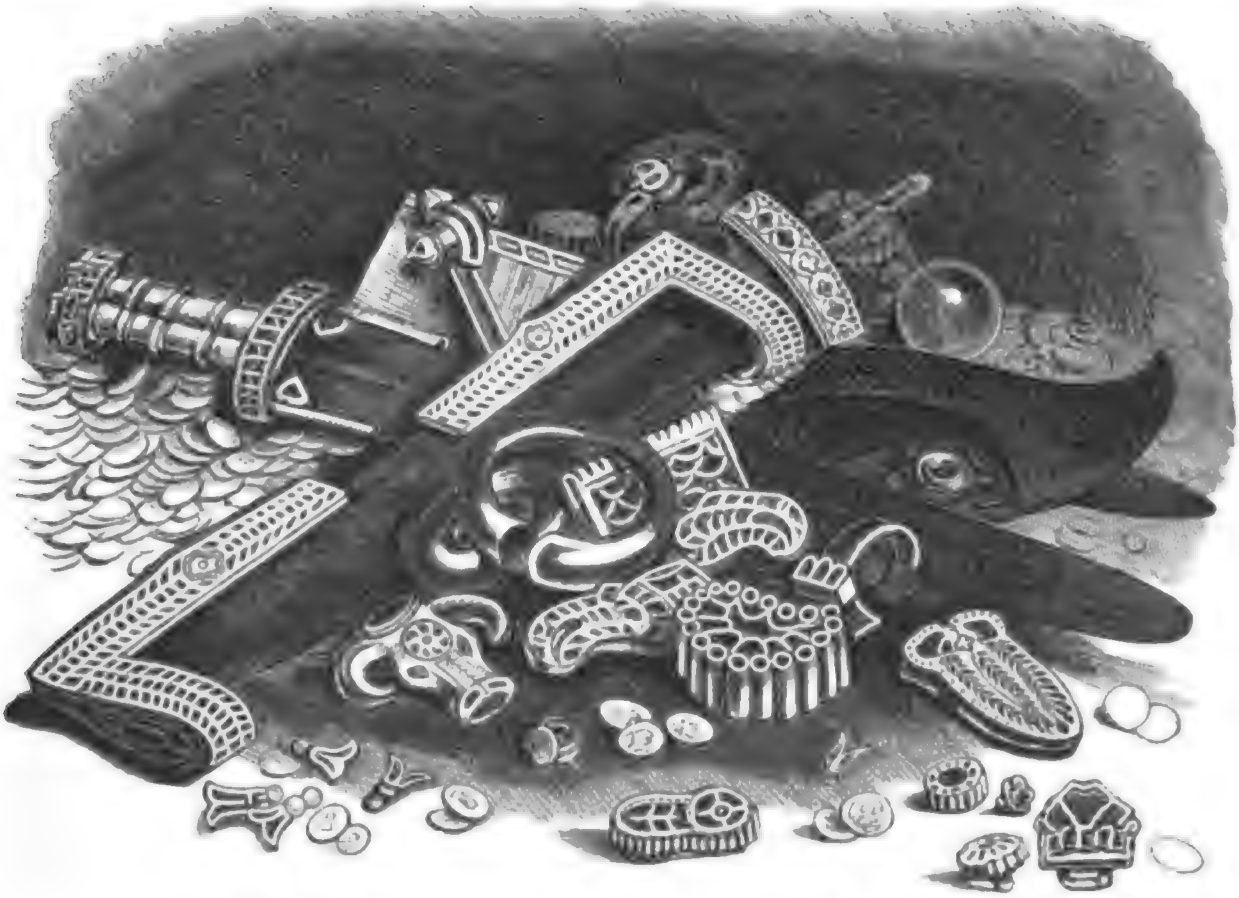


Fig. 323. Aus dem Grabe des Frankenkönigs Childerich.
(Text ſiehe S. 659.)

Dem gegenüber finde ich nun, daß gerade eine altorientaliſche Culturſtrömung, die von ſkandinaviſchen Forſchern mit beſonderem Eifer verfolgt worden iſt, eine Strömung, die im ſüdöſtlichen Mittelmeer ihren Ausgang nimmt und unverkennbar namentlich auch die Pontuslandſchaften in ihre Kreiſe gezogen hat, Erſcheinungen zeitigte, welche mit der Kunſt der Völkerwanderungszeit in deutlichem Zuſammenhange ſtehen. Bei der Stabilität aller öſtlichen Culturen darf man ſich durch den langen Zeitraum, der zwiſchen der Bildung der beiden Schichten liegt, nicht abſchrecken laſſen. Auch der weite Weg, der zwiſchen Mykenä und dem Kaukaſus einerſeits und Skandinavien andererſeits liegt, darf uns den Muth nicht rauben, Dinge miteinander zu verknüpfen, die auf den erſten Blick ſo viel Aehnlichkeit zeigen, wie dies hier der Fall iſt. In den mykeniſchen und den Kobanfunden glauben wir den Schlüſſel zu beſitzen, der uns wenigſtens ein Fach jenes Zauberſchreines aufſchließt. Nicht alles wollen wir auf dieſem Wege erklären, ſondern nur einen Theil der Formen und der Techniken, z. B. jene ſpiralenbedeckten und mit näpfchenartigen Knöpfen beſetzten Fibelfußplatten, jene geflügelten Säugethiere mit Fiſchſchwänzen und andere phantaſtiſche Thierdarſtellungen, wie ſie auf Goldgefäßen der Völkerwanderungszeit, aber auch ſehr ähnlich auf altgriechiſchen Inſelſteinen vorkommen. Die Zahl der ſchlagenden Analogien ließe ſich noch ungemein vermehren; doch iſt hier nicht der Ort zur Beibringung derſelben. Wo man den Urſprung der alteuropäiſchen Bronzecultur vergeblich geſucht hat, dort wird man — das wage ich von der Zukunft zu erhoffen — den eines erheblichen Theiles der barbariſchen Miſchkunſt, die am Beginne des Mittelalters den Occident beherrſcht, entdecken.

Durch den Abzug vieler nordgermaniſcher Stämme nach dem Süden wurden weite Landſtriche zwiſchen der Oſtſee und der Donau volksarm oder auch völlig leer. In dieſe Gebiete zogen von Oſten her die Slaven ein und breiteten ſich bis über die Elbe aus. Die Slaven brachten überall in den früher von Germanen beſiedelten Landſtrichen eine ſehr gleichmäßige, aber auch ziemlich dürftige, nur in der allgemeinen Anwendung der Töpferſcheibe einen entſchiedenen Fortſchritt bekundende Cultur zur Herrſchaft. Ihre Gräber ſind charakteriſirt durch ſilberne „Schläfenringe“ (ſiehe Fig. 155 f., S. 324), d. h. offene Ringelchen, die ſich an einem Ende zu einer S-förmigen Oeſe geſtalten, dann durch henkelloſe Töpfe mit Wellenlinien. Wie weit ſie in manchen Gegenden an der eben geſchilderten ſchmuckreichen Kunſt und Cultur der Germanen participirten, iſt noch eine offene Frage. Ganz und gar können ſie von derſelben nicht ausgeſchloſſen geweſen ſein. Später erfuhren ſie von Norden und Weſten her einigen germaniſchen, von Süden und Oſten aber byzantiniſch-orientaliſchen Einfluß. In Schiffbau und Seefahrt, worin die Wenden ſpäter große Erfolge hatten, ſcheinen die Germanen ihre Lehrmeiſter geweſen zu ſein; andererſeits finden wir um dieſelbe Zeit im öſtlichen Norddeutſchland bis nach Gothland hinauf in großer Menge arabiſche Münzen und Silberfiligranarbeiten (oft in Geſtalt ſogenannten „Hackſilbers“). Im Weſten iſt die Karolingerzeit eine vollwerthige hiſtoriſche Epoche; im Oſten treffen wir gleichzeitig noch die namenloſen ſlaviſchen Burgwälle mit geringfügigen Eiſen- und Knochengeräthen und Maſſen grobgearbeiteter zerbrochener Thongefäße vom ſogenannten „Burgwalltypus“.

Der ſkandinaviſche Norden blieb germaniſch und heidniſch. In Schweden reicht das vorchriſtliche Alterthum und damit die Prähiſtorie im weiteren Sinne bis zur zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Auf das erſte Eiſenalter, welches von der Mitte des letzten vorchriſtlichen bis zur Mitte des 1. Jahrhunderts nach Chriſti Geburt reicht und unter dem Zeichen der ſich ablöſenden Einflüſſe der hallſtättiſchen, der La Tène- und der römiſchen Culturperiode ſteht, folgt auch dort vom 5. bis zum 8. Jahrhundert eine von der Völkerwanderungscultur beeinflußte Epoche als erſter Theil des jüngeren Eiſenalters. Der zweite Theil dieſes Zeitalters iſt die ſogenannte „Vikingerzeit“, die Zeit der Normannenfahrten, eine Glanzzeit des Nordens, in welcher auch Norwegen dem Urgeſchichtsforſcher wieder Denkmäler von höchſter Bedeutung liefert. In den Grabfunden, die erſt mit der Einführung des Chriſtenthums ihre archäologiſche Bedeutung durchaus verlieren, iſt hier eine Culturperiode vertreten, die kaum irgendwo ſo reichhaltig mit ihren Schmuckſachen, Geräthen und Waffen illuſtrirt werden kann. Bis nach dem

Finmarkensamt hinauf, unter dem 70. Grad nördlicher Breite, ziehen ſich die zahlreichen Beſtattungen aus dieſer Zeit, die uns am eigenthümlichſten berühren, wenn die Todten ſammt ihren Schiffen unter Hügeln beigeſetzt ſind. Ein neues Runen-Alphabet (aus nur 16 Zeichen ſtatt der 24 des älteren beſtehend), zahlreiche fremde Münzen, die als Hängeſchmuck getragen wurden — es ſind fränkiſche, angelſächſiſche und arabiſche Prägungen — Schmuckſachen aus Irland und eigenartige locale Umbildungen dieſes ſpäten, weſtkeltiſchen Stiles, ſowie Geräthformen, welche man, wenig verändert, noch vor Kurzem bei der norwegiſchen Landbevölkerung in Gebrauch finden konnte, bilden die archäologiſchen Charakterzüge dieſer bewegten Epoche, nach deren Abſchluß die Quelle der Grabbeigaben völlig verſiegt und die Denkmäler des chriſtlichen Mittelalters mit einem Schlage ein ganz verändertes Ausſehen gewinnen.

Für die neuen Formen, mit welchen die Vikingerzeit in die Erſcheinung tritt, muß man die plötzlich eingetretenen directen Berührungen der nordiſchen Völker mit denen des Weſtens und des Südens zur Erklärung heranziehen. Das hat A. Lorange an einem der wichtigſten Typen, dem zweiſchneidigen Vikingerſchwerte, mit großem Erfolge gethan. Von dieſem Typus waren Ende 1882 in Norwegen allein 716 (aus Schweden und Dänemark nur etwa 100) Exemplare bekannt. Die Waffe iſt circa 80 Centimeter lang, der Länge nach ziemlich gleichbreit, mit abgerundetem Ende und einer breiten Hohlkehle auf jeder Seite. Der verzierte Griff bildet eine kurze gerade Parirſtange und einen großen eckigen Knauf. Lorange hat nachgewieſen, daß die Vikingerſchwerter ohne Ausnahme fränkiſche Fabrikate ſind, wie überhaupt in der Zeit von circa 800 bis zu Olaf's Tode (1029) in Norwegen jede Waffe — Aexte und Schilde vielleicht ausgenommen — und jedes Geräth von einiger Vollendung aus fremden Werkſtätten ſtammt. Ziemlich häufig lieſt man auf jenen vollendet gearbeiteten Schwertklingen den Namen Ulfberht †. Die nordiſche Literatur ſpricht mehrfach von eingeführten „wälſchen" (d. h. fränkiſchen) Schwertern. Uebrigens beſitzen wir durch die Waffenausfuhrsverbote Karl's des Großen Kunde, daß ein ſolcher Handel wirklich ſtattfand; er wird, die Donau hinab, nach Oſten und andererſeits nach Norden gegangen ſein. Auch mögen die Vikinger ſelbſt auf ihren Kriegszügen oft fremde Waffen erbeutet haben. Urſprünglich beſaßen ſie als Bewaffnung faſt ausſchließlich nur das Beil, und ſie errangen auch ihre Siege nicht ſo ſehr durch beſſere Bewaffnung, als durch Ueberrumpelung und durch Flottenmacht, worin ſie den Angelſachſen und Franken weit überlegen waren. Dagegen gehörte das Schwert ſchon lange vorher zu den Hauptwaffen der Germanen Mittel-Europas, und das fränkiſche Reich in Frankreich und Weſtdeutſchland beſaß zweifellos eine große Zahl von Erzeugungsſtätten für dieſes edle Product.

Zehntes Capitel.

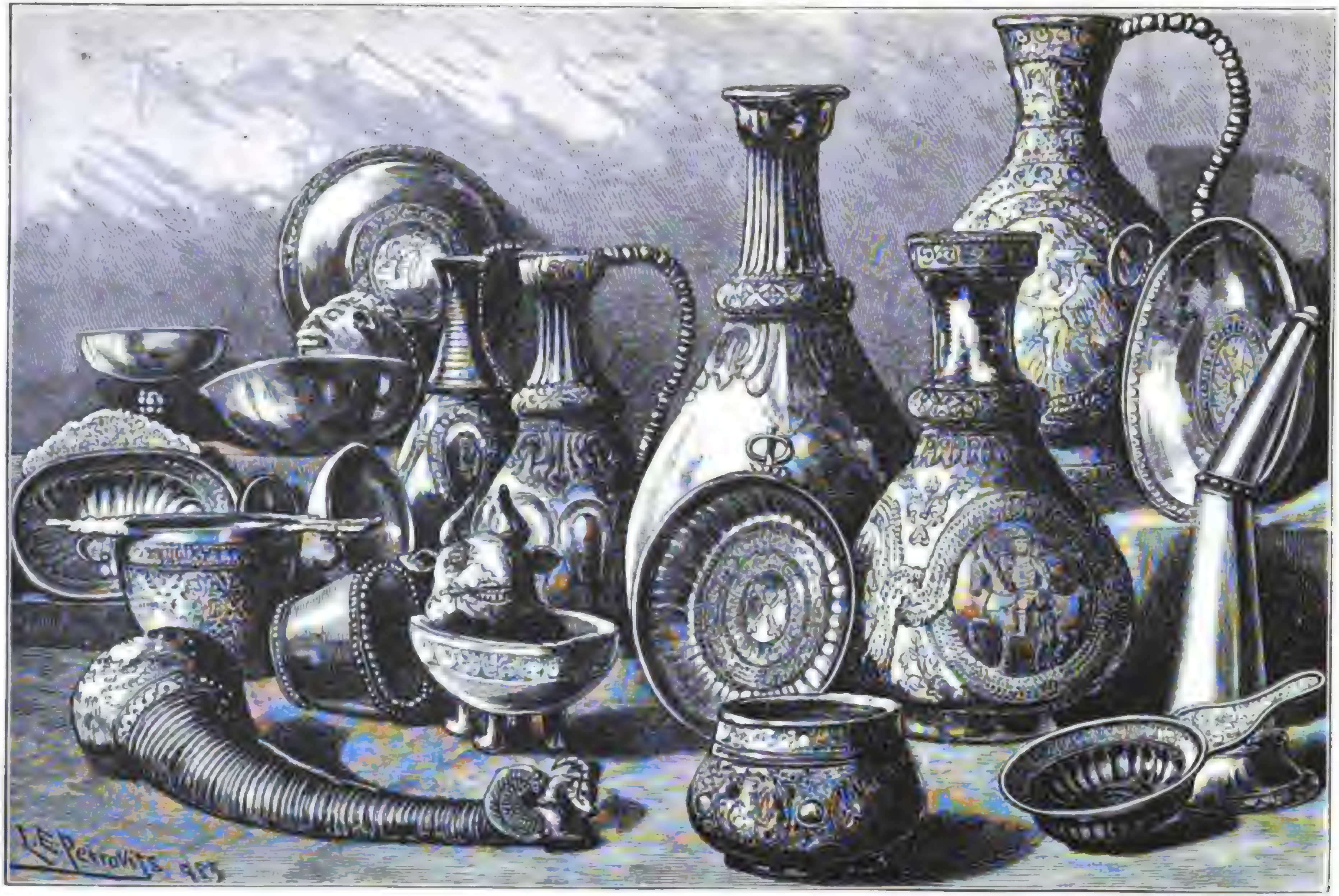
Die alten und die neuen Völker Europas.

> „Wie groß ſind die Fortſchritte der Menſchheit, wenn wir auf den Punkt ſehen, von dem ſie ausging; und wie klein, betrachten wir den Punkt, wo ſie hin will.“
>
> Grillparzer.

Europa, unſer altes Wohnhaus, auf deſſen reingeſchichtliche Betrachtung ſich nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft und auch wohl nach ihrem inneren Sinne die menſchliche Urgeſchichte zuſpitzt, taucht am Ende der von uns geſchilderten Zeiträume mit ſeinen geographiſchen und ethnographiſchen Umriſſen allmählich vollkommen vor uns empor. Inmitten der anderen Welttheile iſt es ein enges, aber wohlverwahrtes, hochgethürmtes Schloß, umgeben von einigen Ruinen älterer Paläſte, zumeiſt aber von breitſpurigen niederen Bauernhütten, und fürwahr iſt es ein Adel der Menſchheit, der dieſes Schloß in den geſchichtlichen Zeitläuften bewohnt.

Das Haus der ariſchen Völker erſchien ſchon den Alten ſo wohlgebaut, daß z. B. der griechiſche Geograph Strabo Europa ſeiner reichen Gliederung wegen vor allen übrigen ihm bekannten Erdtheilen ausgezeichnet fand. Die Bedeutung der europäiſchen Südhalbinſeln und des mehrfach verengten Meeres, das ſie von den benachbarten Continenten ſcheidet, haben wir im Laufe unſerer Betrachtungen hinlänglich kennen gelernt. Das Gewicht jener Meerengen für die Schickſale Europas läßt ſich kurz andeuten mit den Namen Karthago, Gibraltar und Conſtantinopel, welche uns an die ſemitiſche Seeherrſchaft im Alterthum, an den Einfluß der Araber im Mittelalter und den der türkiſchen Eroberungen am Beginne der Neuzeit erinnern. Damit hängt noch ein anderes Verhängniß zuſammen. Die leichte Verſchließbarkeit der Binnenmeere, welche die oſteuropäiſchen Küſten beſpülen, hat es mit ſich gebracht, daß der öſtlichſte, am ſpäteſten in die Geſchichte eingetretene Staat Europas, zugleich der ausgedehnteſte dieſes Welttheiles, nicht zu ſeiner natürlichen Entwickelung gelangen konnte und durch ſein Vordringen nach den Thoren ſeines Gefängniſſes, zumal nach dem ſüdlichen Schlüſſelpunkt Europas, die übrigen Staaten ohne Unterlaß beunruhigt.

Die Ausdehnung der Küſtenlinien im Verhältniß zur Bodenfläche begünſtigt die Bevölkerungsdichtigkeit, welche ſtets vom Binnenlande gegen das Meer hin zuzunehmen pflegt. Ebenſo günſtig für die Volksvermehrung und den Culturzuwachs iſt der Umſtand, daß Europa unter allen Continenten die geringſte mittlere Bodenerhebung beſitzt. Die Freundlichkeit unſeres, durch die Auflockerung der Erd-



Funde aus der Zeit der Völkerwanderung.

feſte vom flüſſigen Element gemilderten Klimas kann nur Derjenige unterſchätzen, welcher die meteorologiſchen Verhältniſſe anderer Welttheile nicht kennt. Die weſtöſtliche Erſtreckung der Achſe unſeres Continents verſchafft uns eine gleichmäßige Vertheilung der Niederſchläge, und die Alpen — ſtatt wie andere hohe Gebirge in Auſtralien und Amerika durch ihre nordſüdliche Richtung feuchte und regenarme Gürtel zu ſcheiden — trennen in Nord- und Süd-Europa zwei Gebiete, welche einander hinlänglich nahegerückt und reich, aber gegenſätzlich genug ausgeſtattet waren, um ihre Bewohner zum Verkehr und zum Austauſch ihrer Producte zu erziehen.

Die Alte Welt iſt zunächſt die größere, darum die reichere und darum die ſtärkere. Auf ihrem ausgedehnten Schauplatz wurde der Kampf ums Daſein zwiſchen allen Formen der organiſchen Welt mit größerer Energie geführt, und deshalb mußten auch die Sieger auf dieſem Schauplatz über die Sieger auf dem kleineren, neuentdeckten mit Leichtigkeit triumphiren. Das läßt ſich bis zu den europäiſchen, der Hand und Zucht des Menſchen wieder entronnenen Pflanzenarten herab verfolgen. Neuweltliche Botaniker haben, ohne beißende Anſpielung, Amerika den Garten für europäiſches Unkraut genannt. Das Geſchäft der Conquiſtadoren in Mexiko und Peru gleicht in bedenklicher Weiſe einem Kampf mit organiſirtem Ungeziefer, und in der Art, wie die armen Culturindianer den ſpaniſchen „Strolchen" erlagen, wird man bei allem Mitleid doch die Kennzeichen tiefſter Inferiorität der auf ſich ſelbſt geſtellten amerikaniſchen Raſſe erblicken müſſen.

Ueberblickt man alles, was wir dem Morgenlande ſchuldig ſind, vom ſtummen Kräutlein im Küchengarten und dem lärmenden Volke des Geflügelhofes bis zu den ſcharfſinnigen Erfindungen im Rechnen und Schreiben, den Muſtern der Bau- und Bildkunſt und bis zu den weltbefreienden Ideen des Chriſtenthums, ſo wirkt die Maſſe und Größe dieſer Geſchenke faſt erdrückend auf unſer Bewußtſein. Wir müſſen uns aufrichten mit dem Gedanken, daß unter den Ariern Europas zuerſt und allein eine höhere Geſellſchaftsordnung an Stelle des orientaliſchen Deſpotismus mit ſeinen unſittlichen Begleiterſcheinungen getreten, daß unter ihnen, erhaben wie nie zuvor, Kunſt und Wiſſenſchaft erblüht iſt. Griechen und Römer haben dazu den Grund gelegt; von ihren Werken, aber in ſehr verſchiedenem Sinne, zehren wir noch heute. Der Bau unſeres Erdtheiles und der von ihm bedingte Gang der römiſchen Machtausbreitung haben es mit ſich gebracht, daß die transalpinen Völker zu den Römern, den eigentlichen Vermittlern antiker Cultur an Central-Europa, nicht durchaus in das gleiche Verhältniß getreten ſind. Daher unterſcheiden wir heute große Gruppen romaniſcher und germaniſcher Zunge. Die erſteren pochen nicht ohne Grund auf ihre ältere Civiliſation, die letzteren ſind ſtolz auf ihre, ſeit alter Zeit bewahrte Selbſtſtändigkeit, für welche ſie, oft zu ausſchließlich, der rauhen Tugend ihrer Ahnen die Ehre geben.

Die zähe Arbeit der Südvölker ſchuf in der mittleren Stammfeſte unſeres Erdtheiles zunächſt nur ein Abſatz- und Steuergebiet für den Handel und die Staatsfinanzen, einen Sicherheitsgürtel und eine Defenſivzone gegen die Einfälle der unberechenbaren Nordvölker. Die Mittelmeerküſten Europas erſcheinen wie der ſtrahlende Purpurſaum eines Gewandes, das eine unbekannte Geſtalt umfließt. Als der glänzendſte Ausdruck dieſer langedauernden culturellen Vorherrſchaft treten uns die berühmten Seeſtädte des Mittelalters, vor Allem Genua und Venedig, entgegen. Völlig anders wurde es erſt, als der geſteigerte Trieb nach den entlegenen Fernen die außereuropäiſchen Erdräume aufſchloß, als der Geiſt des Handels und der Geſchichte von dem Centrum der Alten Welt nach der Peripherie derſelben hinwegeilte. Für Seefahrer, die nach Indien und Amerika ſtrebten, lagen Liſſabon und die niederländiſchen Häfen günſtiger als die Lagunenſtadt im innerſten Winkel der Adria. Das mächtige Mittelmeer verlor ſeinen Rang, und Venedig ſank zur Bedeutung einer intereſſanten alten Pfahlbauſtation herab.

Mit großem Blick und ehernen Worten, die einem Umſchmelzen in andere Form widerſtreben, hat der erd- und völkerkundige Mann, deſſen Lehren wir ſo oft auf unſerem Wege gelauſcht, die Conſequenzen aus dieſen geſchichtlichen Thatſachen gezogen. „Sie predigen uns,“ ſagt er, „den Satz von der Vergänglichkeit aller geographiſchen Vergünſtigungen. In der Kette der Geſittungsgeſchichte war das Mittelmeer bloß ein Glied, welches der hellſte Glanz nur eine begrenzte Zeit umfloß. So wird auch Europa ſelbſt nur vorübergehend der Schauplatz der höchſten Leiſtungen des Menſchengeſchlechts bleiben können. Die alten Hellenen als Bewohner von Inſeln, ſcharfgeſchnittenen Halbinſeln, Landengen, durch Gebirge ſtreng abgeſchiedener Thäler und Landſchaften, genoſſen alle Reize und Vorzüge der politiſchen Kleinwirthſchaft, günſtig für Entfaltung geiſtiger Mannigfaltigkeit, hinderlich aber für größere nationale Leiſtungen. So verſanken ſie in geſchichtliche Vergeſſenheit, als die Zeit abgelaufen war. Ganz ähnlich iſt Europa jetzt der ſchicklichſte Erdraum zur Ausbildung von Völkern mit ſcharf ausgeprägter Perſönlichkeit. Es konnte kaum anders kommen, als daß Spanien, die britiſchen Inſeln, Skandinavien, Italien, die Balkanhalbinſel, daß Frankreich mit natürlichen Grenzen auf drei und Deutſchland mit natürlichen Grenzen auf zwei Seiten geſchloſſene Staaten oder Geſellſchaften bilden ſollten; ſelbſt das europäiſche Rußland hat ſich uns als ein bis auf den Weſten gut abgeſonderter und in ſich mehr als mit dem Ausland verbundener Landraum bewährt. Nur regt ſich die Beſorgniß, ob die Entwickelung einer Mehrzahl ſtark individualiſirter Völker nicht bald ſo kleinlich erſcheinen möchte, wie das Sonderleben von Athen, von Lakedämon, Korinth und Böotien erſchien, als die Zeit für größere geſchichtliche Schöpfungen eingetreten war.“

Indeſſen, ſo lange wir in Amerika die Wiege ſolcher Schöpfungen mehr ahnen, als wirklich erblicken, muß es uns lebhaft intereſſiren zu ſehen, wie weit die Ausprägung jener Individualitäten nicht nur in geographiſchen Bedingungen und in der neueren Geſchichte, ſondern auch in anthropologiſchen Thatſachen und vorgeſchichtlichen Ereigniſſen begründet iſt. Aber dieſe Aufgabe iſt ſchwer, und die Herkunft der europäiſchen Völker wird vielleicht immer in Dunkel gehüllt bleiben. Was aus dem Munde unſerer Altvordern über dieſen Punkt verlautet, ſind ehrwürdige Sagen. Dieſe Art der Ueberlieferung geht überall mit großer Entſchiedenheit, mit dem Hochmuth, der jedem naiven Stammesbewußtſein unzertrennlich innewohnt, auf irgend einen göttlichen Ahnherrn, wo nicht gar auf den erſten Menſchen ſelbſt zurück. Mit anmuthiger Freiheit bewegte ſich dieſe kindliche Wiſſenſchaft auf dem Boden der Dichtung, und mit einem leichten bunten Geſpinnſt bedeckte ſie ſpielend den ganzen weiten Raum, den das rückſchauende Denken der Menſchen ſtets auszufüllen ſtrebt. So eilte ſie über die Jahrhunderte und Jahrtauſende hinweg zur fabelhaften Gründung uralter Städte; zur Entſtehung und Einwanderung mächtiger Völker, ja zur Erſchaffung der Welt und des Menſchen aus dem Chaos der ungeſchiedenen Elemente. Aus den Mythologien der Völker lernen wir die älteſten Anſchauungen über die Urgeſchichte kennen: Götter, die zur Erde herabſteigen, und Sterbliche, die ſich zu den Göttern emporſchwingen, Heldenthaten und wohlthätige Erfindungen, wunderbare Irrfahrten und lange Königsreihen; blüthenreiche Sagenkränze, die häufig, vom Thau der Kunſt belebt, in Bildwerken und Dichtungen zu neuem ewigen Leben erwacht ſind.

Der Stammfremde iſt auch bei hochciviliſirten Völkern des Alterthums ein geringgeachteter Barbar, den man nicht der Ehre gleicher Abkunft für würdig hält.

An eine Verwandtſchaft der Völker, wie ſie die moderne Wiſſenſchaft feſtgeſtellt hat, war man nicht einmal fähig zu denken. Einen Anlauf dazu nimmt nur die bibliſche Tradition. Die Wiſſenſchaft iſt ihr lange Zeit treulich gefolgt. Auch die Sagenforſchung ſuchte aus den Fabeln, an denen ſich das Alterthum genügen ließ, zu retten, was halbwegs haltbar ſchien, und beſchied ſich, Sagen und Mythen in ein äußerlich glaubhaftes Gewand umzukleiden. Siegreicher iſt die vergleichende Sprachforſchung vorgedrungen, die ſich immer mehr und mehr als Culturforſchung enthüllte; aber auch ſie findet ihre Grenzen bei den ſtummen Völkern, d. h. bei jenen, deren Sprache wir nicht kennen. Mit ſolchen Völkern, deren Eigenart nur durch die archäologiſche Forſchung im engeren Sinne erſchloſſen werden kann, haben wir es auf einer langen Strecke unſeres Weges zu thun gehabt.

Den Ergebniſſen der Sagenforſchung dürfen wir entnehmen, daß die alten Culturvölker durch Wanderungen an die Stätten ihrer hiſtoriſchen Exiſtenz gekommen ſind. Die Spuren derſelben weiſen alle nach Oſten hin. Daneben verlautet noch manches glaubhafte Wort von älteren Inſaſſen, „Ureinwohnern“ (Autochthonen, Aboriginer), die vielleicht, als Europa noch direct mit Afrika verbunden war, aus dem Süden gekommen ſind. Das wichtigſte Reſultat der vergleichenden Sprachforſchung iſt die Erkenntniß, daß die weißen Völker Europas, welche man früher mit einigen anderen unter dem Namen der kaukaſiſchen Raſſe zuſammenfaßte (ſiehe oben S. 59), mit den Perſern und Indern in eine Urfamilie, die indogermaniſche oder ariſche, zuſammengehören, als deren Heimat man das Hochland Inner-Aſiens an den Abhängen der Hindukuſch betrachtete. Von dort ſollen ſich die einzelnen Stämme, in welche das Urvolk ſpäter zerfiel, nach verſchiedenen Richtungen verbreitet haben, die Inder nach Süd und Oſt, die Anderen nach Weſten hin.

Die Ahnen der Europäer müßten ſich, meinte man, ſchon vor dem Betreten des neuen Erdtheiles in mehrere Zweige geſpalten haben. Die gräco-italiſchen Stämme ſeien früher, vielleicht auf einem ſüdlichen Wege, dann die Kelten, hierauf die Germanen und endlich die Slaven in ihre neuen Wohnſitze gelangt. Von den Slaven nimmt man ſogar an, daß ſie erſt im 6. Jahrhundert nach Chriſto auf dem europäiſchen Schauplatz erſchienen ſeien. Aber dieſe Lagerung der Völker darf nur im Allgemeinen für die hiſtoriſche Deutung verwendet werden. Neben den vorgeſchichtlichen Wanderungen von Oſt nach Weſt kennt die Geſchichte rückläufige Bewegungen, wie ſie z. B. die Kelten nach Klein-Aſien, die Sachſen nach Ungarn gebracht haben. Für die Stellung der lettiſchen Stämme (wozu die alten Preußen gehörten) mit ihrem dem Sanskrit ſo nahe ſtehenden Idiom und für diejenige der ebenfalls ariſchen Illyrier, deren namhafte culturgeſchichtliche Rolle wir in der Betrachtung der erſten Eiſenzeit kennen gelernt haben, iſt in jener allbekannten Reihenfolge keine Erklärung ausgeſprochen.

In manchen Gebieten mögen die einwandernden Arier keine ältere Bevölkerung angetroffen haben. So kamen normanniſche Beſiedler im 9. Jahrhundert aus Skandinavien nach Island und fanden es völlig menſchenleer. „Keine hiſtoriſche Thatſache,“ ſagt Virchow, „ſteht der Annahme entgegen, daß die Illyrier die erſten Menſchen waren, welche am dalmatiſchen Geſtade anlangten.“ Aber die Illyrier haben es den Griechen und Römern überlaſſen, für ſie der Nachwelt Aufzeichnungen zu vermitteln. Hätten ſie es ſelbſt gethan, ſo würden ſie wohl auch von Ureinwohnern berichten, wie die Griechen von den Pelasgern ihres Landes und von noch älteren mythiſchen Bewohnern (den Göttern und Halbgöttern, Titanen und Giganten), in welchen vielleicht immer noch ein Körnchen hiſtoriſcher Wahrheit ſteckt.

Für Italien bieten die älteſten Ueberlieferungen das Bild fortgeſetzter Einwanderungen von Norden her. Die Sicaner Siciliens, vor welchen nur etwa noch Kyklopen als troglodytiſche Ureinwohner der Inſel angeführt werden könnten, erſchienen den alten Hiſtorikern als Iberer, d. h. als ſtammverwandt mit den vorariſchen Bewohnern Spaniens. Schon gegen das Ende des zweiten vorchriſtlichen Jahrtauſends nahmen ihren Platz im Norden und Weſten der Inſel die Siculer ein. Dieſe, vielleicht nahe Verwandte der Illyrier, ſollen aus Mittel-Italien durch die Umbrer vertrieben und zum Ueberſchreiten der Meerenge von Meſſina gezwungen worden ſein. Im nördlichen Theile der Halbinſel waren die Italiker, wie wir oben ſahen, auf die Ligurer geſtoßen, welche vielleicht früher ganz Etrurien und den größten Theil der Poebene beſeſſen hatten und zu welchen auch die Sardinier gehörten. Dieſe mußten in das Gebirgsland zurückweichen, aus welchem die Quellflüſſe des Po hervorbrechen, und wurden dort erſt von den Römern bezwungen.

Für Verwandte der Ligurer hält man die Iberer, von welchen es feſtſteht, daß ſie nicht der ariſchen Familie angehörten. Einer ihrer Stämme, der von keltiſcher Beimiſchung freigeblieben iſt (die Vasconen), hat unter dem Namen der Basken — ſie ſelbſt nennen ſich Euskaldun — im Nordoſten der Pyrenäenhalbinſel und im angrenzenden Theile Frankreichs einen Reſt auf uns gebracht, deſſen Sprache keine ariſche iſt. Die Iberer bewohnten, als die Phönikier Weſt-Europa zur See beſuchten, ganz Spanien ſammt Portugal und einen Landſtrich Galliens. Nur dieſes Volk, keine Kelten, trafen die tyriſchen Schiffer, als ſie auf der Halbinſel ihre Handelsplätze errichteten und der ſpaniſchen, wie der galliſchen Mittelmeerküſte jene Reiſebeſchreibung widmeten, aus welcher (in einer ſpäten Bearbeitung, den „Ora maritima" des Avienus) hervorgeht, daß im ſechſten vorchriſtlichen Jahrhundert die Kelten in Süd-Gallien und Spanien noch unbekannt waren. Man glaubt daher, daß das Einrücken dieſes Volkes in ſeine erſten geſchichtlichen Wohnſitze früheſtens in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts erfolgt ſei. In Spanien verſchmolzen die Kelten mit den Iberern zu jenem keltiberiſchen Stamme, der durch ſeine Freiheitsluſt und rauhe Tapferkeit den Puniern und ſpäter den Römern ſo viel zu ſchaffen machte. Gegen die behauptete Verwandtſchaft der Iberer mit den Ligurern erinnert Virchow an die Verſchiedenheit der Basken und der Sardinier, von welchen die erſteren dolichocephal, die letzteren brachycephal ſind. „Was ſollte uns zwingen," fragt er mit Recht, „über ſolche Thatſachen hinwegzuſehen?" Ob die Ligurer Arier waren oder nicht, iſt uns unbekannt, da wir die Sprache derſelben nicht mehr beſitzen. Ebenſo ſteht es mit den Rhätiern der Oſt-Schweiz und Tirols, ſowie mit ihren angeblichen Verwandten, den Etruskern, obwohl für die letzteren eine Fülle von Ueberlieferungen vorliegt. Der Schlüſſel zu ihren Inſchriften iſt noch immer nicht gefunden, und wir müſſen es uns verſagen, aus einem Reſumé widerſtreitender Meinungen zu entnehmen, daß die Einen ſie für ein ariſches, die Anderen für ein nichtariſches, Dieſe für ein einheitliches, Jene für ein Miſchvolk halten. Daß auch die Richtung ihrer Einwanderung und Ausbreitung durchaus verſchieden angenommen wird, haben wir oben geſehen.

Als nichtariſch ſind unter den Völkerſtämmen Europas mit Sicherheit die Finnen — in ihrer eigenen Sprache Suome — zu bezeichnen, deren älteſtes Culturbild, wie es Tacitus hinterlaſſen hat, von uns bereits im Eingang dieſes Werkes (S. 28) berührt worden iſt. Unter dem Namen der finno-ugriſchen oder tſchudiſchen Stämme begreift man eine ganze Familie von Völkerſchaften, welche unter verſchiedenen Namen (Finnen, Lappen, Eſthen, Livländer, Tſchuden, Wotjäken, Mordwinen, Tſcheremiſſen, Wogulen, Oſtjaken, Samojeden u. ſ. w.) ausgedehnte Gebiete Nordoſt-Europas und Nord-Aſiens bewohnen. Sie ſitzen im Norden Skandinaviens, am Bottniſchen und Finniſchen Buſen, am Weißen Meer, an der oberen Wolga und bis über den Ural hinüber. Das ſind lauter mehr oder weniger entlegene Striche, die ihnen nach dem Eindringen der Germanen und Slaven von einer viel weiteren Heimat geblieben ſind, zu welcher vielleicht einſt noch die Nordufer des Pontus gehörten. Denn man wird mit Grund wenigſtens einen Theil der Scythen des Alterthums für Tſchuden halten dürfen.

Vor über hundert Jahren hat man entdeckt, daß auch die Magyaren ſprachlich zur finniſchen Gruppe gehören. Sajnovics, der auf einer Reiſe die Nordfinnen kennen lernte, ſchrieb darüber 1770 ein Buch unter dem Titel „Idioma Ungarorum et Lapponum idem esse“. Die Magyaren ſind aber nicht etwa ein in ſeinen alten Sitzen zurückgebliebener Zweig der gedachten Gruppe, ſondern nachweislich erſt im 9. Jahrhundert in ihrer gegenwärtigen Heimat eingewandert. Peſchel theilt die gliederreiche finniſche Gruppe, die man nach ihrer Herkunft auch als uralaltaiſche bezeichnet, in den ugriſchen, bulgariſchen, permiſchen und in engerem Sinne finniſchen Zweig. Dem zweitgenannten gehören die Wolgabulgaren an, welche ihren Staat bis zum 13. Jahrhundert, ihre Sprache bis zur dauernden Unterwerfung unter die moskowitiſchen Herrſcher aufrecht erhielten. Die Donaubulgaren, welche jetzt wieder zu nationaler Selbſtſtändigkeit erwacht ſind, haben ihren alten Staat im 10. Jahrhundert und bald nachher auch ihr altes Idiom aufgeben müſſen. Heute ſind ſie der Sprache nach völlig, dem Blute nach beinahe ganz zu Slaven geworden. Wir können ſie daher nicht einmal mehr als ein Beiſpiel jener Fälle anführen, in welchen Menſchenſtämme ihrer Sprache nach in eine andere Stellung gehören, als nach den Kennzeichen der Raſſe. „Solche Fälle,“ ſagt Peſchel geiſtreich, „ſetzen die Völkerkunde in die nämliche Lage, in der ſich die Mineralogie den pſeudomorphiſchen Erſcheinungen gegenüber befindet. Wird nämlich ein Kryſtall von Sickerwaſſer aufgelöſt und mitten aus dem Muttergeſtein hinweggeführt, ſo kann ſich ein anderes Mineral in den Hohlraum eindrängen, ihn ausfüllen und nun als Trugkryſtall auftreten. So geſchieht es auch, daß Völker in dem Sprachenkreis einer fremden Raſſe heimiſch werden, oder umgekehrt die Sprache unverändert in einem Ländergebiete herrſchend bleibt, während ſich langſam durch Blutmiſchung die Raſſe verändert.“ Eine der wichtigſten Aufgaben der europäiſchen Völkerkunde beſteht heute darin, zu unterſuchen und zu entſcheiden, wie weit Völker ariſcher Sprache als ſolche „Trugkryſtalle“, d. h. als urſprünglich nicht ariſche, aber ſprachlich ariſirte Völker zu betrachten ſind.

Die finno-ugriſchen Völker Europas gehören ebenſo zuſammen wie die ariſchen, und wie dieſe haben ſie ihre Sprachverwandten in Aſien (zwiſchen Ural und Altai), von wo man ſie nach linguiſtiſchen Zeugniſſen in unſeren Erdtheil einwandern läßt. Dort, in ihrer vermuthlichen Urheimat, grenzen die tſchudiſchen Stämme an verwandte Völkergruppen, die Mongolen im engeren Sinne und die Turktataren, von welchen die erſteren das Culturvolk Chinas, die letzteren den osmaniſchen Stamm als höchſte Blüthe hervorgebracht haben. Den Ariern gegenüber bezeichnet man dieſe ganze Gruppe als diejenige der turaniſchen Völker oder der Mongolen im weiteſten Sinne, wie uns bereits die Eintheilungen Blumenbach's und Huxley's im erſten Capitel dieſes Buches (S. 59 und 62) gezeigt haben.

Als Urheimat dieſer letzteren großen Völkergruppe wird das Steppenland Turans im Norden von Iran angeſehen. Die großen Wanderzüge der Turanier reichen tiefer in die Geſchichte herein als die ariſchen und gewinnen dadurch für uns ein lebhafteres Colorit. Der Einzug der Chineſen in China gehört nicht in das Gebiet unſerer augenblicklichen Aufgabe. Dagegen ſind die verheerenden Einfälle der Tataren und Osmanen, das Seßhaftwerden der erſteren in Rußland, der letzteren auf der Balkanhalbinſel und in Ungarn mit den Schickſalen unſerer Väter, ja faſt noch mit unſeren perſönlichen Erfahrungen verknüpft. Victor Hehn iſt bereit, ein ganzes Dutzend ur-indogermaniſcher Idyllen herzugeben für das Licht, welches auf die alten Einfälle aſiatiſcher Völker durch eine einzige hiſtoriſche Thatſache aus dem Jahre 1771 gefallen iſt. Damals waren 150.000 Kalmücken, begleitet von ihren Frauen, Kindern und Heerden mit 30.000 Jurten, in einer Januarnacht aufgebrochen, um auf einem 400 Meilen langen Marſche kriegführend die Ebenen der Dſungarei zu erreichen.

Aus gewiſſen Uebereinſtimmungen, die theils im Schädel-, theils im Sprachbau begründet ſind, hat man nicht nur die Finnen, ſondern auch die Iberer und die Ligurer an die Turanier Aſiens geknüpft und daraus, mit der Annahme gleicher Elemente in den Zwiſchengebieten, den Schluß auf eine mongoloide, turaniſche Bevölkerung ganz Europas gezogen, welche von den Ariern durchbrochen und größtentheils entnationaliſirt, d. h. ſo weit ſie nicht verdrängt oder vernichtet wurde, in den ariſchen Sprachenverband aufgenommen worden ſei. Die ariſchen Völker Europas ſeien daher zu einem gewichtigen Theile nicht ariſchen, ſondern turaniſchen Urſprunges.

Dafür ſchienen auch die Perſonsbeſchreibungen ſicher altariſcher Völker, wie ſie bei griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern vorliegen, zu ſprechen. Die Kelten und Germanen ſind urſprünglich von „heller Complexion", d. h. von weißer Haut- und blonder oder röthlicher Haarfarbe, mit blauen Augen, hoher Statur, dann, wie die Gräberfunde hinzufügen, mit langem und ſchmalem Schädel. Von den Turaniern weiß man dagegen, wenn man ihre reingebliebenen Stämme ins Auge faßt (zu welchen jedoch die Osmanen nicht mehr gehören), daß ſie dunkler gefärbt und anders gebaut ſind. Ihre Haut iſt gelblich oder bräunlich, ihre Augen und Haare braun oder ſchwarz, ihr Wuchs niedriger, ihr Schädel kurz und breit (rundlich). Nun erkannte man, daß in ausgedehnten Gebieten Europas die Mehrzahl der jetzt „ariſch" redenden Menſchen nicht dem erſten, ſondern viel eher, und oft frappant, dem zweiten Bilde entſpreche. Man fand dieſe „turaniſchen" Elemente weit dichter in Oſt- und Mitteleuropa, als im Norden unſeres Continents. Es lag nahe, ſie nicht auf eine geſchichtliche Miſchung und Mengung der ariſchen Nordvölker mit den dunklen Südvölkern Europas (etwa am Ausgange des Alterthums), ſondern auf vorhiſtoriſche Proceſſe zurückzuführen, umſomehr, als ſich brachycephale Schädel zuweilen mit vortretenden Kiefertheilen, wie ſie der turaniſchen Raſſe eigen ſind, in uralten Culturſchichten vieler europäiſcher Länder gefunden haben. Und dieſer Proceß ſei in geſchichtlicher Zeit nicht etwa zum Stillſtand gelangt; das turaniſche Blut erhalte ſich unter uns nicht bloß durch die Macht der Erblichkeit ſo lange, es ſei vielmehr das ſtärkere und gewinne aus Gründen, die wir ſpäter kennen lernen wollen, allmählich über das echt ariſche die Oberhand.

Dagegen hat man eingewendet, daß ſich ſchon unter den erhaltenen Ueberreſten der diluvialen Bevölkerung Europas, alſo lange vor der ariſchen Einwanderung, ausgezeichnete Langſchädel befinden. Aber dieſe Einwendung ſucht man heute vielfach durch die Annahme eines oſt- oder nordeuropäiſchen Urſprunges der Arier zu entkräften, wobei in verſchiedener Wendung und Faſſung der Anſichten auch dieſe dolichocephalen Diluvialmenſchen als Urarier in Anſpruch genommen werden. Poeſche hält die Rokitnoſümpfe in Litthauen, wo der Albinismus, d. h. die Quinteſſenz von heller Complexion, endemiſch herrſchen ſoll, Penka Skandinavien, die officina gentium und vagina nationum, wo der altgermaniſche Typus noch heute am reinſten erhalten iſt, für die Urheimat und das

Ausſtrahlungscentrum der Arier. Schrader ſucht dasſelbe in den weiten Ebenen Oſteuropas zwiſchen den Karpathen und dem Ural, um den Mittellauf der Wolga, gleich weit entfernt von den Mündungen der Donau, wie von den Oberläufen des Oxus und Jaxartes. Daniel Brinton hat kürzlich wieder Südweſt-Europa als den Ausgangspunkt der Arier bezeichnet. Andere Gelehrte, darunter Max Müller, halten an dem aſiatiſchen Urſprung derſelben feſt. So auch Hovelacque, welcher die langköpfige diluviale Neanderthaler Raſſe nicht mit den ſpäteren, ariſchen Dolichocephalen verwechſeln laſſen will. Erſtere ſei vielleicht auf europäiſchem Boden autochthon, aber ſpäter nach Norden ausgewandert; letztere erſt nach den kurzköpfigen (turaniſchen) Einwanderern, doch ebenfalls noch in der neolithiſchen Periode, aus Aſien herübergekommen.

Schaaffhauſen anerkannt nur zwei wohl unterſchiedene Raſſen oder Abarten des Menſchengeſchlechts: die ſchwarze in Afrika und Süd-Aſien, und die gelbe in Hoch-Aſien. Die Amerikaner ſollen von der letzteren abſtammen. „Unſer Welttheil wird ſeine Einwanderer aus Aſien und Afrika, womit er einſt zuſammenhing, erhalten haben .... Eine niedere Raſſe mit blauen Augen und blondem Haar, von der die Germanen und andere blonde Völker abſtammen könnten, giebt es nicht; dieſe müſſen alſo von einer dunklen Raſſe abſtammen, deren Farbe ſich durch Klima und Cultur geändert hat. Eine andere Möglichkeit, den Urſprung der hellen Complexion zu erklären, giebt es nicht.“

Virchow verlangt vor Allem den Nachweis, daß alle echten alten Arier hellfarbig, blond, blauäugig und langköpfig waren, er erinnert an die dunkelweißen Römer und Griechen, und an die Dolichocephalie der Neger, welche den einfachen Rückſchluß von einem langen Schädel auf Hellfarbigkeit ebenſo unzuläſſig erſcheinen läßt, wie den Rückſchluß von einem kurzen Schädel auf dunkle Hautfärbung. Können ſich nicht auch pathologiſche Störungen, deren Urſprungsbedingungen bei einem Volke fortbeſtehen, erblich weiterpflanzen und Unterſchiede bewirken, für die man ſich vergeblich nach einer anderen Erklärung umſieht? Virchow findet es möglich, daß in der brünetten Varietät innerhalb der europäiſchen Bevölkerung die Nachkommenſchaft einer vorariſchen Raſſe zu erkennen ſei, möglich, daß allmähliche Veränderungen der phyſiſchen Conſtitution der ariſchen Einwanderer ſtattgefunden haben, aber auch möglich, daß beides vorliegt. Er ſelbſt neigt der letzteren Auffaſſung zu; aber er ſieht ſich bis jetzt außer Stande, beide Möglichkeiten in der Praxis zu ſcheiden und z. B. zu zeigen, wie viel von der Kurzköpfigkeit der modernen Völker dem vorariſchen „Blut“, wie viel der ſpäteren Abänderung des Raſſencharakters durch Cultur und Lebensweiſe zuzuſchreiben ſei. Virchow hält nicht nur für erwieſen, daß in Deutſchland, in Frankreich und in Italien die Kurzköpfigkeit überaus weit verbreitet iſt, ſondern auch daß ſich das brachycephale Gehirn vielfach größer und beſſer entwickelt habe, als das dolichocephale. Gegenüber einer antiquirten Auffaſſung, welche die Ankunft der Indogermanen in Europa um das Jahr 600 vor Chriſto anſetzt — dieſe kurzſichtige, philologiſch-hiſtoriſche Auffaſſung hat Müllenhoff vertreten — iſt er geneigt, die ariſche Einwanderung aus Aſien ungefähr zwei Jahrtauſende vor dem Beginn unſerer Aera geſchehen zu laſſen und in einer früheren Periode der Einwanderung von Afrika her eine gleiche Breite zuzugeſtehen. Er findet, daß es keine Raſſe auf der Erde giebt, in die ſich die neolithiſchen Schädel Europas ſo gut einfügen wie in die bekannten Formen der Arier, und will deshalb die europäiſche Bevölkerung der jüngeren Steinzeit ohneweiters der ariſchen Raſſe zurechnen.

Victor Hehn nimmt an, daß die Natur ſelbſt den blonden Menſchen dazu beſtimmt habe, ſich dem braunen allmählich anzunähern und in der Maſſe desſelben aufzugehen. Kelten und Germanen waren, als ſie zum erſtenmale jenen dunkelhaarigen Völkern nähertraten, welche damals allein den Schreibgriffel der Geſchichte führten, hochgewachſene blonde Rieſengeſtalten von hellem roſigen Teint. Mit Haß und Geringſchätzung, wie es naiven phyſiſch anders gearteten Menſchen natürlich iſt, blickten ſie auf die kleinen vergilbten und gebräunten Südländer herunter. Dieſe ſchätzten ihrerſeits das goldgelbe Haar, wie es unter der fahleren Sonne des Nordens ſo üppig gedieh, als eine beſondere Schönheit; nur mußte es auf dem Kopfe eines der Ihrigen, einer Gottheit, eines fürſtlichen Helden oder einer Heroine prangen. Den wilden Zornblitz aus den ſtählernen blauen Augen, die raſch aufſteigende Röthe der Wangen, die gewaltigen, vollſaftigen Gliedmaßen, die ſich ſo breit und ehrlich im Nahkampfe ſtellten, empfanden ſie als Merkmale des Schreckens, den ſie nur allmählich überwinden lernten. Horaz nennt als gefährlichſte Feinde Roms den Allobroger und das „blauäugige Germanien mit ſeiner wilden Streitkraft", dann erſt Hannibal, den Abſcheu der Vorfahren.

In Oſt-Europa herrſcht die helle Haut- und Haarfarbe während des Alterthums lange nicht ſo ausſchließlich, wie im Weſten. Von den Miſchungen mit dunklen aſiatiſchen Stämmen, die hier vor ſich gingen, ſind einzelne Völker, wie die Budinen, ziemlich unberührt geblieben. Die Slaven (bei Prokop), die iraniſchen Alanen (bei Ammian), die Thraker und Scythen erſcheinen als mäßig blond, durchſchnittlich heller als die Griechen oder ihre eigenen öſtlichen Nachbarn, worunter z. B. die Kolcher ausdrücklich als ein Volk von dunkler Complexion bezeichnet werden.

Die Gallier, welche um Jahrhunderte früher in Contact mit den Südvölkern traten, als die Germanen, mußten ihre Haare färben, um im Triumphzug des Caligula deutſche Gefangene vorſtellen zu können. Aber ihre Stammverwandten jenſeits des Aermelcanales ſind noch zur Zeit des Tacitus ſo hoch aufgeſchoſſene rothhaarige Geſtalten, daß ihnen der Hiſtoriker germaniſche Abkunft zuſchreibt. Heute ſind die Bewohner Frankreichs und Süddeutſchlands vorwiegend dunkelhaarig und ſtehen dem romaniſchen Typus nahe. Den Grund dieſer Erſcheinung können wir an den Sprößlingen jeder Miſchehe beobachten, welche ein hellweißes nordiſches mit einem dunkelweißen ſüdlichen Individuum zuſammengeführt hat. Ueberall zeigt ſich in den Früchten ſolcher Verbindungen die größere Energie des ſüdlichen, die geringere Haltbarkeit des nordiſchen Habitus. Daher ſucht man, von den Vandalen Nord-Afrikas zu ſchweigen, vergebens das Blut der Oſtgothen und Longobarden in Italien, das der Franken und Burgunder in Frankreich, das der Sueven und Weſtgothen in Spanien; es ſei denn, daß man in altadeligen und Fürſtenhäuſern, die ſich von Vermiſchung reiner erhalten haben, die Spuren desſelben noch heute antrifft. Welches aber auch die Gründe dieſer Wahrnehmung ſein mögen, „immer", ſagt Hehn, „iſt der Proceß einem anderen analog, durch welchen ſeit den älteſten Zeiten auf dem Wege der Natur, hauptſächlich und unbeſtreitbar aber auf dem der humanen Cultur, die Vegetationsformen des Südoſtens in den Weſten und Norden vordrangen und dort eine andere, immergrüne, idealere Landſchaft ſchufen und den Gruppen und Bildern menſchlicher Anſiedelung andere, lichtvollere, beſtimmtere, reinere Umriſſe gaben."

26

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.